



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

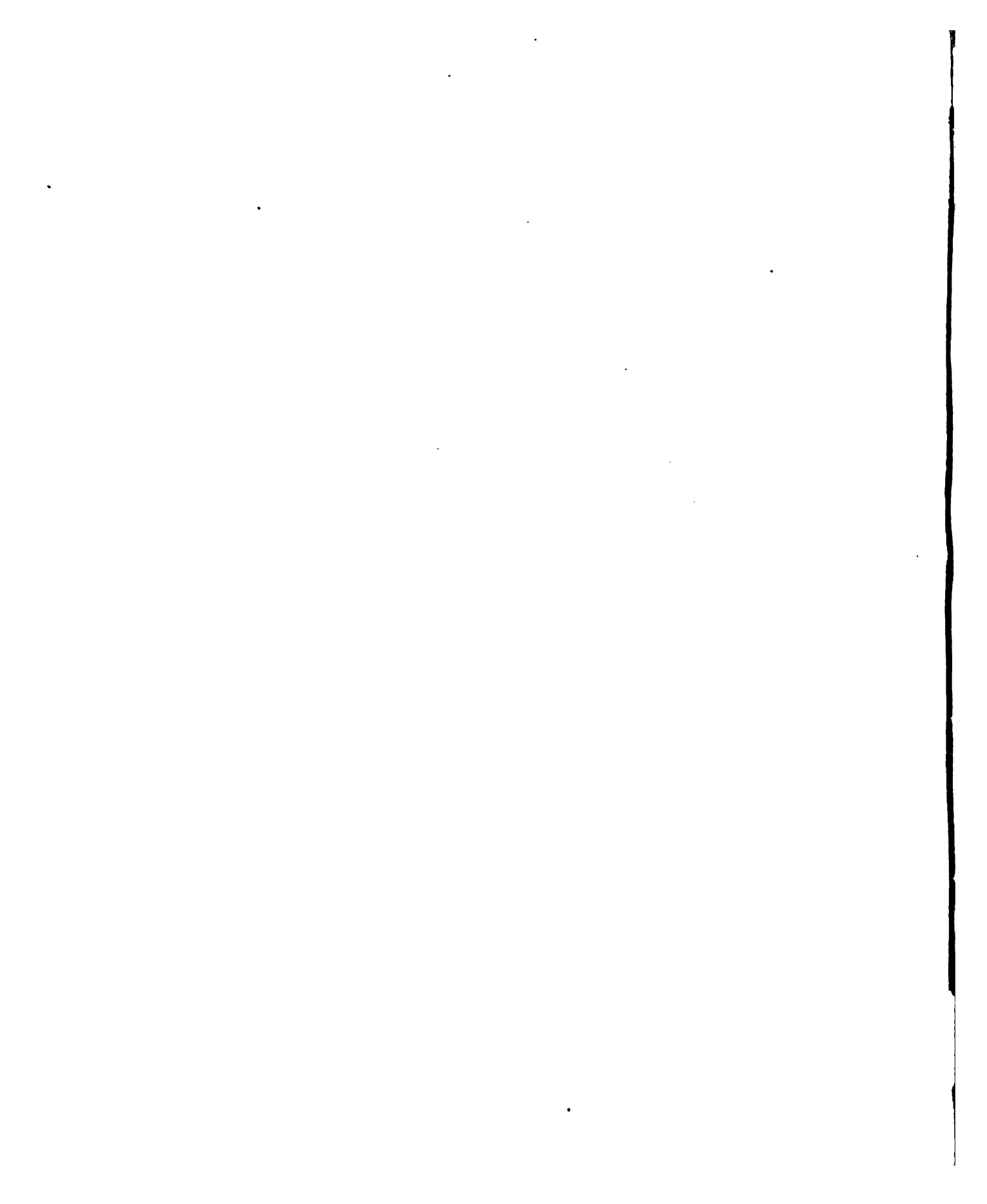
## Über Google Buchsuche

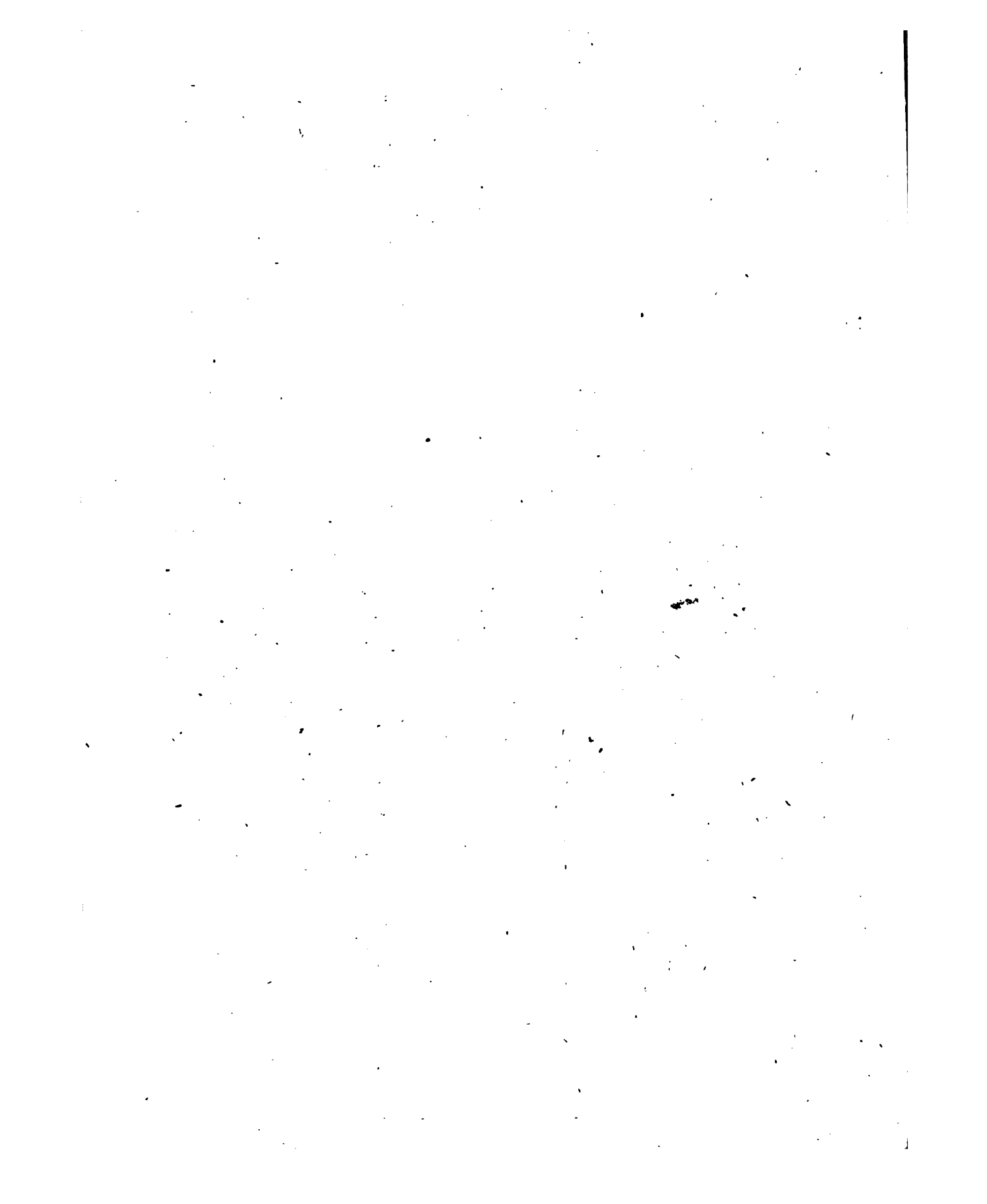
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

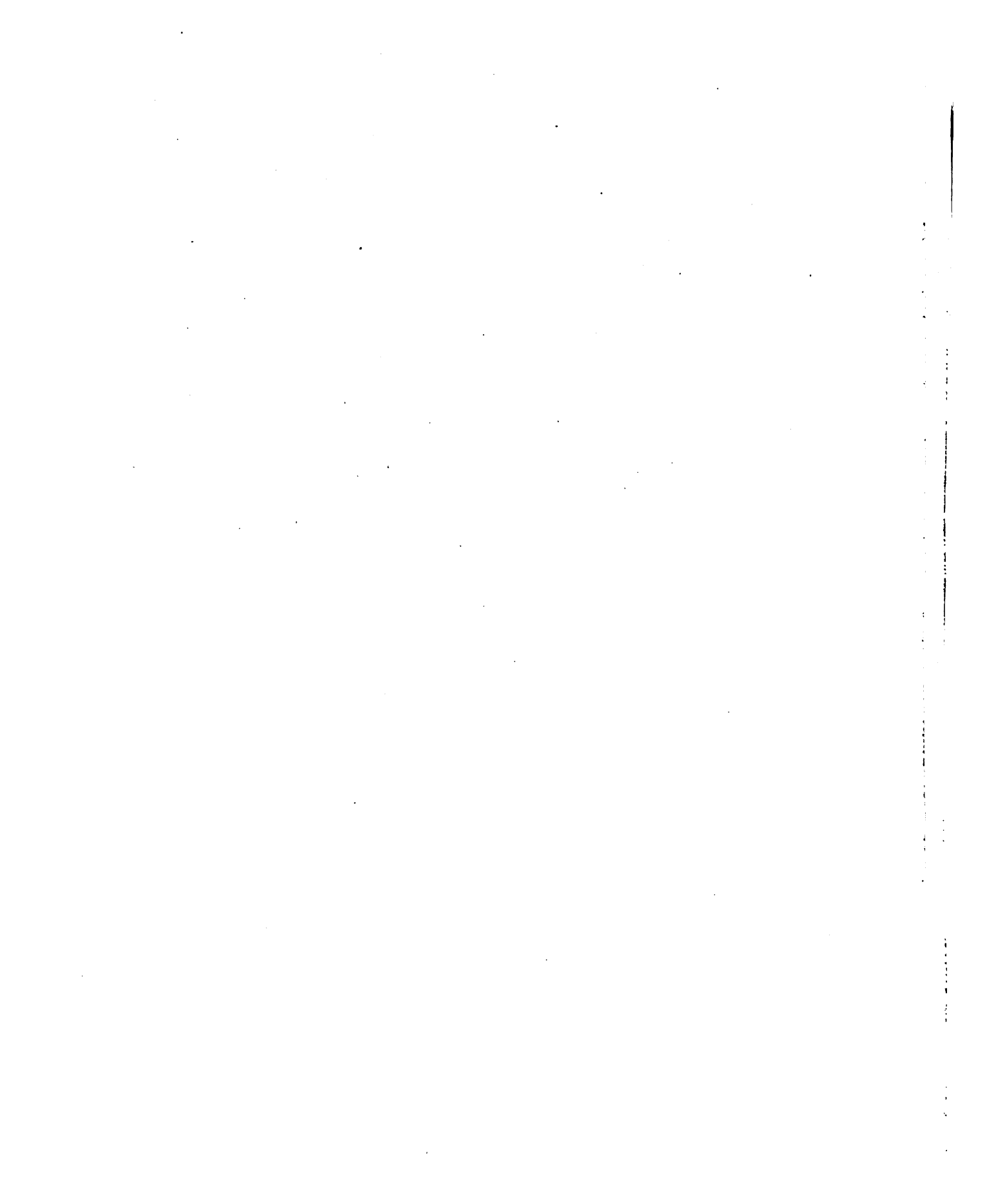


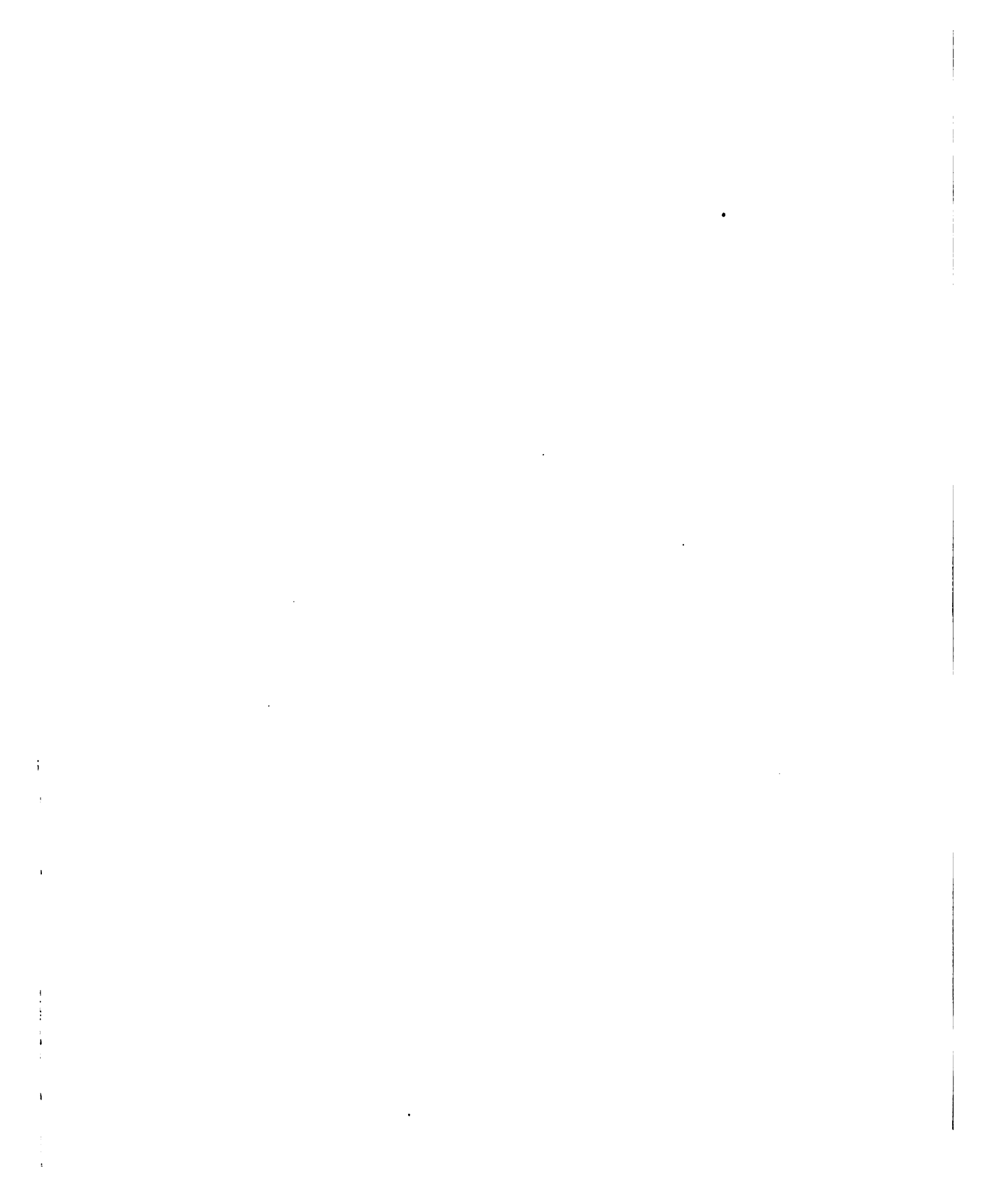
VAA

Algemeine



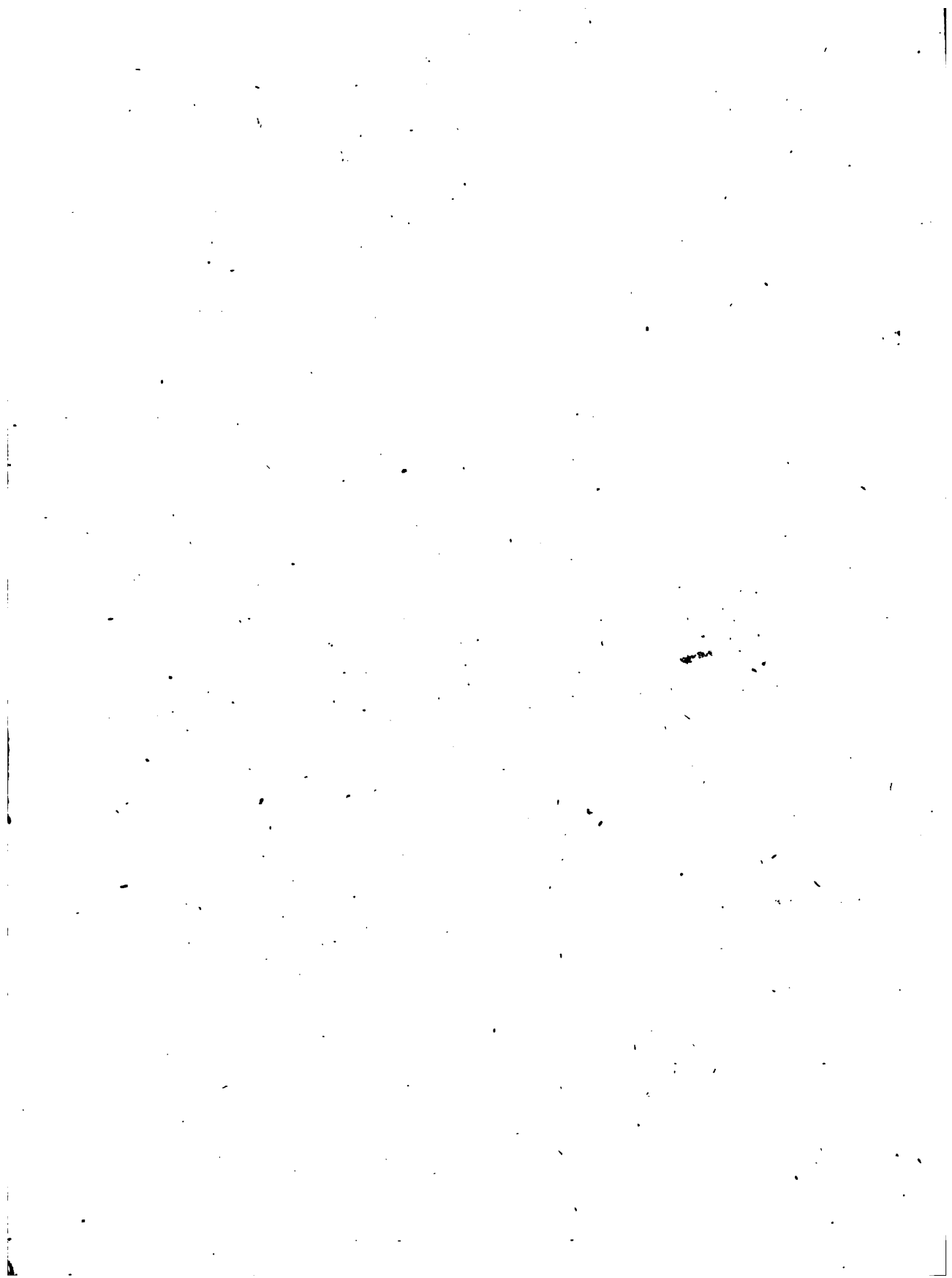












Gen  
P

(Der vier ersten Zeilen

PTO

auf einen alten Stein in H

endest von a

ihnen nach  
abgen

BR *ernten vier Zeilen in Koptischer Sprac*



ⲀⲚⲓⲛⲟⲩ ⲛⲉⲟⲩⲕⲁⲣⲥⲕⲩⲣⲓⲟⲩ ⲃⲗⲥⲓⲁ  
ⲟⲩⲣⲩⲥⲉⲩⲃⲟⲩⲥⲁⲛⲧⲓⲛⲗⲁⲣⲟⲩⲥⲁⲛⲧⲟⲥⲕⲩⲩ  
ⲙⲉⲒⲗⲥⲃⲗⲥⲓⲁⲩⲉⲩⲧⲟⲛⲧⲉⲁⲛⲟⲩⲕⲓⲧⲟⲥⲉⲁⲟⲩ  
ⲁⲓⲛⲟⲃⲓⲟⲩⲩⲉⲒⲗⲗⲓⲙⲉⲛⲟⲩⲩⲁⲩⲉⲩⲗⲁⲣⲟⲩⲕⲁ

*vier Zeilen in Griechischer Schrift.*

ΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣ ΤΟΥ ΝΕΟΥ ΚΑΡΣΚΥΡΙΟΥ ΒΑΣΙΛ  
ΘΕΟΥΣ ΕΥΣΕΒΟΥΣ ΑΝΤΙΠΑΛΑΡΩΣ ΑΝΤΟΣΚΥ  
ΜΕΓΛΣ ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΤΩΝ ΤΕ ΑΝΘΗΦΛΙΣΤΟΣ ΕΔΟΥ  
ΑΙΩΝΟΒΙΟΥ Η ΓΛ ΠΗΜΕΝΟΥ ΔΛΕΞΗΝ ΔΡΟΥ ΚΑ

ALLGEMEINE  
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1805.

---

<sup>2</sup>  
ZWEYTER BAND.

(MIT EINEM TITELKUPFER.)

---

APRIL, MAY, JUNIUS.

HALLE,

in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,

in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.

1805.

NOVA  
1981  
VOLUME 1

## Zum Titelkupfer vor dem zweyten Bande der A. L. Z. 1805.

---

Von der zu Rosette gefundenen Steinschrift, welche ein Decret der ägyptischen Priester zu Ehren des Ptolemäus Epiphanes enthält, in hieroglyphischer, coptischer und griechischer Schrift, gaben wir vor dem vierten Bande der A. L. Z. des Jahrg. 1802. eine Probe der coptischen Schrift, mit einigen Erläuterungen, dem auch bald in Nr. 347 u. f. die Recension von Hn. Åkerblad's *Lettres sur l'Inscription Egyptienne de Rosette* folgte.

Diesmal liefern wir als Titelkupfer zum zweyten Bande des laufenden Jahrgangs eine genaue Copie der Kupfertafel, welche die Herausgeber des *Monthly Magazine* zu Anfang des Junius 1804. Nr. 115. gegeben haben. Es enthält den Anfang der Inschrift

in allen drey Charakteren, und wir fügen hier, damit die A. L. Z. doch etwas Ganzes darüber enthalte, den vollständigen Text der griechischen Inschrift mit einer lateinischen Uebersetzung hinzu. Die Zahlen im Texte zeigen den Anfang der Zeilen auf dem Monumente an. Die Buchstaben beziehen sich auf die Noten, welche die richtige Lesart, statt der von dem Steinmetz durch falsche Buchstaben verfälschten angeben. Die zwischen den größern im griechischen Texte vorkommenden kleinern Lettern sind die Ergänzungen, welche bereits von verschiedenen Gelehrten angegeben wurden, um die hie und da auf dem Steine befindlichen Lücken auszufüllen.

Βασιλευστος του νεου και παραλαβοντος την βασιλειαν παρα του πατρος κυριου βασιλειων <sup>α)</sup>, μεγαλοδοξου, του την αιγυπτον καταστησαμενου, και τα προς τους <sup>2</sup> θεους ευσεβους, αντιπαλων υπερτερου, του τον βιον των ανθρωπων επανρθωσαντος, κυριου τριακοντα ετηριδων, καθαπερ ο ηφαιστος ο μεγας βασιλευς, καθαπερ ο ηλιος <sup>3</sup> μεγας βασιλευς των τε ανω και των κατω χωρων εκγονου θεων φιλοπατορων, ον ο ηφαιστος εδοκιμασεν, ω ο ηλιος εδωκεν την νικην, εικονος ζωσης του διος, υιου του ηλιου, πτολεμαίου του <sup>4</sup> αιωνοβιου, ηγαπημενου υπο του φθα, ετους ενατου εφ ιερεως αετου του αετου αλεξανδρου, και θεων σωτηρων, και θεων αδελφων, και θεων ευεργετων και θεων φιλοπατορων, και <sup>5</sup> θεου επιφανους ευχαριστου, αδλοφορου βερενικης ευεργετιδος πυρρας της φιλιου, κληρορου ερσινης φιλαδελφου, αρειας της διογετους, ιερειας αρσινης φιλοπατορος, ειρηνης <sup>6</sup> της πτολεμαίου μηνος ξανδικου τετραδι, αιγυπτιαν δε μεχρι οκτωκαιδεκατη, ψηφισμα οι αρχιερεις, και προφηται, και οι εις το αυτον ειξπορευομενοι <sup>β)</sup> προς τον στολισμον των <sup>7</sup> θεων, και πτεροφοραι, και ιερογραμματαίς, και οι αλλοι ιερεις παντες οι απαντησαντες εκ των κατω την χωραν ιερων εις μεμφιν τω βασιλει προς την πανηγυριν της παραληψεως της <sup>8</sup> βασιλειας της πτολεμαίου αιωνοβιου, ηγαπημενου υπο του φθα, θεου επιφανους ευχαριστου, ην παρελαβεν παρα του πατρος αυτου, συναχθεντες εν τω εν μεμφερω <sup>γ)</sup> τη ημερα ταυτη ειπαν. <sup>9</sup> επειδη βασιλευς πτολεμαίος αιωνοβιος ηγαπημενος υπο του φθα, θεος επιφανης, ευχαριστος ο εγ <sup>δ)</sup> βασιλευς πτολεμαίου και βασιλισσης αρτινης, θεων φιλοπατορων κχτα πολλα ευεργετηκεν τα <sup>9</sup> ιερα και <sup>10</sup> τους εν αυτοις εντας και τους υπο την εαυτου βασιλειαν τασσομενους απαντας, υπαρχων θεος εκ θεου και θεας, καθαπερ ωρος ο της σιους και σιριος υιος, ο επαμυνας τω πατρι αυτου σιρι, τα προς θεους <sup>11</sup> ευεργετικως διακειμενος ανατεθεικεν εις τα ιερα αργυρικας τε και σιτικας <sup>ε)</sup> προσεδους, και δαπανας πολλας υπομεμενηκεν ενεκα του την αιγυπτον εις ευδιαν αγαγειν και τα ιερα καταστησασθαι <sup>12</sup> ταις τε εαυτου δυναμεσιν πεφιλαιθρωπηκε πασαις και απο των υπαρχουσων εν αιγυπτω προς-

α) lies βασιλειων.

β) I. ειξπορευομενου.

γ) I. εκ.

δ) I. σιτικας.

Regnante juvene et regnum a patre adepto domino regum gloriosissimo, qui res Aegypti constituit, ac pietate erga Deos insignis, hostium victor, vitam hominum excoluit et correxit dominus triacontasetridum, sicut Vulcanus magnus rex, sicut Sol magnus rex superiorum et inferiorum regionum, nepos deorum Philopatorum, quem Vulcanus probavit, cui sol victoriam tribuit, viva imago Jovis, solis filius Ptolemaeus immortalis, amatus a Ptha, anno nono, sacerdotii Aeti sacerdotis Dei Alexandri, et Divorum Soterum, Divorum Adelphorum, et Divorum Evergetarum et Divorum Philopatorum, et Divi Epiphaniis gratiosi, quum Pyrrha Philini filia esset athlephora Berenices Evergetae uxoris, Area Diogenis filia esset canephora Arfinoes Philadelphi uxoris, et Irene Ptolemaei filia sacerdos Arfinoes Philopatoris, quarto die mensis Xandici, qui est dies decimus octavus mensis Aegyptiorum Mechir Decretum hocce archifacerdotes et prophetae, et qui sanctuaria ingrediuntur ad vestiendos deos, et Pterophori, et scribae sacri, et reliqui sacerdotes omnes ad concilium ob regiam dignitatem a Ptolemaeo immortalis amato a Ptha, Deo Epiphane gratioso assumtam, a patre acceptam congregati in templo Memphitico hoc ipso die fecerunt.

Quandoquidem rex Ptolemaeus immortalis amatus a Ptha, Deus Epiphanes gratiosus, rege Ptolemaeo et regina Arfinoe diis Philopatoribus prognatus multis beneficiis affecit templa eorumque sacerdotes et ministros, omnesque ejus imperio subditos, natus deus ex deo deaque, ut Horus Ifidis et Osiridis filius, patris sui Osiridis vindex, benevole erga deos animatus templa argenti frumentique subfidiis auxit, magnasque impensas fecit, ut Aegyptum tranquillam redderet, ac templa facta tecta servaret, omnibusque viribus amorem generis humani ostendit, et e consuetudinis per Aegyptum tributis et vectigalibus quas-

ε) I. εν τω εν Μεμφει ιερω.

εἶπεν καὶ φορολογίαν ἐπίσας μὲν εἰς τέλος ἀφῆκεν, ἀλ-  
 λους δὲ κεικούρικεν, ὅπως ὁ τε λαὸς καὶ οἱ ἄλλοι πᾶν-  
 τες ἐν <sup>13</sup> αἰθιοπία ὡσιν ἐπὶ τῆς αὐτοῦ βασιλείας· τὰ τε  
 βασιλικά οφειλήματα αὐτῶν ἀποπέσειον οἱ ἐν αἰγύπτῳ καὶ  
 ἐν τῇ λοιπῇ βασιλείᾳ αὐτοῦ· ὄντα πολλὰ τῷ πληθει  
 ἀφῆκεν· καὶ τοὺς ἐν ταῖς φυλακαῖς <sup>14</sup> ἀπῆγε μὲν καὶ  
 τοὺς ἐναίτιαις ὄντας ἐκ πολλοῦ χρόνου ἀπέλυσε τῶν  
 ἐπιεικῶν· προσεταξέ δὲ καὶ τὰς προσόδους τῶν  
 ἰερῶν καὶ τὰς δίδομεναις εἰς αὐτὰ κατεναιούτων συ-  
 ταξίαις σιτικαῖς <sup>15</sup> τε καὶ ἀργυρῆαις, ὁμοίως δὲ καὶ τὰς  
 καὶ ἀθηναίας ἀπομοίρας τοῖς θεοῖς ἀπὸ τῆς ἀμπε-  
 λιτιδὸς γῆς καὶ τῶν παραδεισῶν καὶ τῶν ἄλλων τῶν  
 ὑπαρξάντων f) τοῖς θεοῖς ἐπὶ τοῦ πατρὸς αὐτοῦ  
<sup>16</sup> μένειν ἐπὶ χάρας· προσεταξέ δὲ καὶ περὶ τῶν ἱερῶν  
 ὅπως μὴ πλεονεξίᾳ διδῶσιν εἰς τὸ τελεστικὸν οὐ στα-  
 σούτω, ἕως τοῦ πρώτου ἔτους ἐπὶ τοῦ πατρὸς αὐτοῦ·  
 ἀπέλυσε δὲ καὶ τοὺς ἐκ τῶν <sup>17</sup> ἱερῶν αἰθιοπῶν τοῦ κατεναι-  
 οῦτος εἰς ἀλεξάνδρειαν καταπλου, προσεταξέ δὲ καὶ  
 τὴν συλληψίαν τῶν εἰς τὴν ναυτικὴν μὴ ποιεῖσθαι· τῶν  
 γ' εἰς τὸ βασιλικὸν συντελουμένων ἐν τοῖς ἱεροῖς βυσ-  
 σίων <sup>18</sup> ὀθονίων ἀπέλυσε τὰ δύο μέρη, τὰ τε ἐγλα-  
 λημένας g) πάντα ἐν τοῖς προτέροις χρόνοις ἀποκα-  
 τεστήσεν εἰς τὴν ἀθηναίαν τάξιν, φροντίζων ὅπως  
 τὰ εὐθυσμένα συντελεθῶσι τοῖς θεοῖς κατὰ τὸ <sup>19</sup> προ-  
 κριν· ὁμοίως δὲ καὶ τὸ δίκαιον πᾶσιν ἀπενείμειν κατὰ  
 περὶ ἑρμῆς ὁ μέγας καὶ μέγας, προσεταξέ δὲ καὶ τοὺς  
 καταπεφροσμένους ἐκ τῶν μαχιμῶν καὶ τῶν ἄλλων  
 τῶν ἀλλοτρίων <sup>20</sup> φρονήσαντων ἐν τοῖς κατὰ τὴν ταρα-  
 χὴν καιροῖς κατελθόντας μένειν ἐπὶ τῶν ἰδίων κτήσεων·  
 προσενηθῆ δὲ καὶ ὅπως ἐξαποσταλώσιν δυναμεις ἱππικαῖ  
 καὶ τε καὶ πεζικαὶ καὶ νηεὶς ἐπὶ τοὺς ἐπελθόντας  
<sup>21</sup> ἐπὶ τὴν αἰγύπτου κατὰ τὴν θάλασσαν καὶ τὴν  
 κείρον ὑπομεινὰς δαπανὰς ἀργυρῆας τε καὶ σιτικὰς  
 μεγάλας, ὅπως τὰ θ' ἱερά, καὶ οἱ ἐν αὐτῇ πάντας h)  
 ἐν ἀσφαλείᾳ ὡσιν· παραγινόμε- <sup>22</sup> γος δὲ καὶ εἰς λυ-  
 κωνπόλιν τὴν ἐν τῇ βουσιριτῇ ἣν κατελειμμένη καὶ  
 ἀσχυρῶμενη i) πρὸς πολιορκίαν ὄντων τε παραθεσεί  
 ἀσχυρῶμενης καὶ τῆς ἀλλῆς χορηφαί h) πᾶσιν, ὡς αὐτὴ  
 ἐκ πολλοῦ <sup>23</sup> χρόνου συνεστηκίαις τῆς ἀλλοτρίοτητος  
 τοῖς ἐπὶ συναχθεῖσιν εἰς αὐτὴν ἀσβεσίαι, οἱ ἦσαν εἰς τὴν  
 τὰ ἱερά καὶ τοὺς ἐν αἰγύπτῳ κατοικοῦντας πολλὰς  
 καὶ συντελεσμένους καὶ ἀν- <sup>24</sup> τικαθίστας χυμῶσιν

dam omnino remisit, alia autem allevavit, ita ut po-  
 pulus aliique omnes sub ejus imperio abundantia et  
 prosperitate floreat; debitaque regi ab Aegyptō et  
 aliis regni partibus solvenda quam plurima populo  
 remisit; hominesque custodia detentos, et per lon-  
 gum tempus accusationibus obnoxios criminibus ex-  
 solvit; praeterea templis reditus, annuaque fru-  
 menti et argenti subsidia constituit, decimasque diis  
 debitas ex vineis, hortis, aliisque rebus sub patre  
 ejus constitutas stabilivit; ac de sacerdotibus edixit  
 ne plus tributi penderent, quam quantum ab iis us-  
 que ad annum primum regni patris ejus exactum es-  
 set, liberavit etiam eos qui e sacris gentibus essent  
 annuo ad Alexandriam navigandi officio; eosque im-  
 munes stipendii ad navigationem conferendi esse vo-  
 luit, duasque partes byssini lini in templis ad regiam  
 contribuendi remisit, omniaque quae superioribus  
 temporibus intermissa erant ordini suo restituit, cu-  
 rans ut diis omnia, quae moris essent, iuxta lege tri-  
 buerentur; praeterea jus suum cuique tribuit, sicut  
 Hermes magnus et magnus constituerat; praeterea  
 edixit, ut qui ex rebellibus rediissent et qui alienas  
 a regio imperio partes tumultuosis temporibus fe-  
 quuti essent, reduces in rerum suarum possessione ma-  
 nerent; providit etiam ut equestres et pedestres co-  
 piae et naves mitterentur adversus eos qui Aegyptum  
 terra marique invaderent; magnasque argenti et fru-  
 menti copias expendit, ut templa et qui in iis essent,  
 securitate fruerentur; et quum accessisset Lycopolia  
 in Busrifide, quae erat circumvallata et munita ad-  
 versus obsidionem, armorum sumtuoso apparatu,  
 ceterisque bellicis subsidiis, quum longo ex tempore  
 seditiones coortae essent, a congregatis in illa urbe  
 impiis hominibus, qui templa et Aegypti incolas  
 multis iniuriis affecissent, oppugnans eam aggerebus

f) 1. ὑπαρχόντων.

g) 1. ἐκλειμμένα.

h) 1. πάντες.

i) 1. ἀσχυρῶμενη.

k) 1. χορηφαί.



τε και ταφροις και τειχεσιν αυτην αξιολογοις περιελα-  
 βεν· του τε νειλου την αναβασιν μεγαλην ποιησαμενου  
 εν τω ογδοω ετει, και ειθισμενου κατακλυζειν τα <sup>25</sup> πε-  
 δια, κατεσχεν εκ πολλων τοπων, οχυρωσας τα στο-  
 ματα των ποταμων, χρηρησας εις αυτα χρηματων  
 πληθος ουκ ολιγον, και καταστησας εππειε τε και  
 πεζους προς τη φυλακη <sup>26</sup> αυτων εν ολιγω χρονω·  
 την τε πολιν κατα κρατος ειλεν, και τους εν αυτη ασ-  
 βεις παντας διεφθειρεν, καθ'απερ ερημης και ωρος ο της  
 ισιος και οσιριος υις εχειρωσατο τους εν τοις αυτοις  
<sup>27</sup> τοποις αποσταντας προτερον, τους αφηρησαμενους  
 των αποσταντων επι του εαυτου πατρος και την χω-  
 ραν ε... αντας και τα ιερα αδικησαντας, παραγενο-  
 μενος εις μεμφιν επαμυνων <sup>28</sup> τω πατρι και τη εαυτου  
 βασιλεια, παντας εκολασεν καθηκοντως, καθ' ου  
 καιρον παρεγενηθη προς το συντελεσθαι τα προς-  
 ηκοντα νομιμα τη παραληψει της βασιλειας· αφηκεν  
 δε και τα εν <sup>29</sup> τοις ιεροις οφειλομενα εις το βασιλικον  
 οωσ του ογδοου ετους, οντα εις σιτου τε και αργυριου  
 πληθος ουκ ολιγον, ωσαυτως δε και τας τιμας των μη  
 συντελεσμενων εις το βασιλικον βυσσιων αθωνων  
<sup>30</sup> και των συντελεσμενων τα προς τον δεγμχτισμον  
 διαφορα εως των αυτων χρονων· απελυσεν δε τα ιερα  
 και της ανατιθεμενης αρταβης τη αρουρα της ιερας  
 γης και της αμπελιτιδος ομοιω <sup>31</sup> το κεραμιον τη αρου-  
 ρα τω τε απει και τω μνευει πολλα εδωρησατο, και  
 τοις αλλοις ιεροις ζωις τοις εν αιγυπτω πολυ κρισσον  
 των προ αυτου βασιλειων, φροντιζων υπερ των ανηκον-  
 των προς <sup>32</sup> αυτα δια παντος, τα τ' εις τας ταφας αυ-  
 των καθηκοντα διδουσ δαψιλως και ενδοξως και τα  
 τελειοκομενα εις τα ιδια ιερα μετα θυσιων και πανηγυ-  
 ρων και των αλλων των νομιζομενων, <sup>33</sup> τα τε τιμας  
 των ιερων και της αιγυπτου διατετηρηκεν επι χωρεσ  
 ακολουθως τοις νομοις· και το απεισιον εργοις πολυτε-  
 λεισιν κατεσκευασεν, χρηρησας εις αυτω χρυσιου τε  
 και αργυριου <sup>34</sup> ου και λιθων πολυτελων πληθος ουκ ολιγον,  
 και ιερα και ναους και βωμους ιδουσατο τα τε παρε-  
 δεομενα επισκευης προσδιωδωσατο, εχων θεου ευε-  
 γητικου εν τοις ανηκουσι προς το <sup>35</sup>θειον διανοων· προσ-  
 πυνθανομενος τε τα των ιζρων <sup>1</sup>) τιμιωτατα ανανεου-  
 σο επι της εαυτου βασιλειας ως καθηκει· ανθ'ων δε-  
 δωκασι αυτω οι θεοι υγιαιων, νικην, κρατος και τελλ

et fossis, et munimentis id onois cinxit, et Nilum,  
 qui magna incrementa octavo anno coeperat, invadere  
 campos solitum, a multis locis cohibuit, fluviorum  
 ora muniit, magnamque pecuniae summam huic operi  
 impendit, et equites peditesque custodiae causa brevi  
 tempore contraxit; urbem autem vi expugnavit, im-  
 piosque in ea omnes delevit, quemadmodum Her-  
 mes et Horus Ididis et Osiridis filius eos qui in iisdem  
 locis rebellaverant devicerant; duces autem rebellan-  
 tium sub patre ejus regionem devastantes et templa  
 laedentes Memphin profectus patri et regni suo opera  
 ferens, omnes ut aequum erat, punivit; quo tem-  
 pore venit ad solennia sumendae regiae dignitatis per-  
 agenda; remisit autem quae usque ad octavum annum  
 a templis deberentur frumenti et pecuniae tributa,  
 quorum haud exigua summa esset; praeterea multas  
 pro byssinis linis ad regiam non collatis, proque iis qui  
 collata quidem sed non satis probata essent usque ad  
 eadem tempora remisit; item liberavit templa ab im-  
 profita singulis sacrae terrae vinearum jugeribus artabe;  
 praeterea Apali et Mnevi iisque sacris animalibus,  
 multa donavit, multo diligentius regibus qui eum  
 antecesserant justa ut illis fierent curans, et quae ad  
 sepulturam eorum pertinent liberaliter et magnifice  
 largiens, ritus quoque eorum sacrificiis et coetibus  
 aliisque religionibus legitimis colens; honores autem  
 templorum et Aegypti domesticos legibus convenien-  
 ter tribuit; porro Apieum pretiosis operibus instruxit,  
 illata auri argenti lapidumque pretiosorum insigni co-  
 pia; facella quoque et templa et aras exstruxit, et  
 quae restauratione indigerent, refecit, dei benefici  
 in rebus, quae ad res divinas pertinent, animum pro-  
 dens; ipse quoque templorum quae erant honora-  
 tissima sub imperio suo ut fas erat; renovavit pro  
 quibus dii ipsi valetudinem, victoriam, robur et  
 cetera bona regni dederant, ipsi et liberis ejus in

αγαθα πάντα <sup>36</sup> της βασιλείας διαμενουσης αυτω και  
 τις τεκνεις εις τον απαντα χρονον· αγαθη τυχη εδο-  
 ξεν τοις ιερευσι των κατα την χωραν ιερων παντων τα  
 υπαρχοντα τ — — — — — <sup>37</sup> τω αιωνοβιω βα-  
 σιλει πτολεμαιω, ηγαπημενω υπο του φθα, θεω επι-  
 φανει ευχαριστω, ομοιως δε και τα των γονεων αυτου  
 θεων φιλοπατορων <sup>m</sup>), και τα των προγονων θεων ευεργ-  
 γιτων και τα <sup>38</sup> των θεων αδελφων, και τα των θεων  
 σωτηρων επαυξειν μεγαλως· στησαι δε του αιωνοβιου  
 βασιλεως πτολεμαιου, θεου επιφανους ευχαριστου, ει-  
 κονα εν εκαστω ιερω εν τω επιφανιστατη τοιχη <sup>39</sup> η προς-  
 ονομασθησεται πτολεμαιου του επαμυναντος τη αιγυ-  
 πτω, η παραστηξεται <sup>n</sup>) ο κυριωτατος θεος του ιερου  
 διδους αυτω σπλονικητικον α εσται κατεσκευασμενω  
 κατα τον νομιμον <sup>40</sup> τροπον, και τους ιερεις θεραπειειν  
 τας εικονας τρις της ημερας, και παρατιθεναι αυταις  
 ιερον κοσμον και τ' αλλα τα νομιζομενα συντελειν, καθαα  
 και τοις αλλοις θεοις εν ταις μεγαλαις και <sup>41</sup> νηγυρσειν·  
 αδρυσασθαι δε βασιλει πτολεμαιω θεω επιφανει ευχα-  
 ριστω τω εγ βασιλεως πτολεμαιου και βασιλισσης  
 κερσινης θεων φιλοπατορων ζοσων τε και ναων χρυσειν  
 εν τα τιμιωτατη των <sup>42</sup> ιερων, και καθιδρυσαι εν τοις αδο-  
 τοις μετα των αλλων ναων, και εν ταις μεγαλαις  
 πανηγυρσειν εν αις εξοδοιαι των ναων γινονται και τον  
 του θεου επιφανους ευχαριστου και εν- <sup>43</sup> ζοδευειν· οπως  
 δ' ευσημος η νυν τε και εις τον επειτα χρονον επκεισθαι  
 τω ναω τας του βασιλεως χρυσας βασιλειας δεκα αις  
 προσκεισεται ασπις — — — — — <sup>44</sup> των  
 ασπιδοερδων <sup>o</sup>) βασιλειων των επι των αλλων ναων.  
 εσται δ' αυτων εν τω μεσω η καλουμενη βασιλειαι  
 ψχεντ ην περιθεμενος εισηλθεν εις το εν μεμφει μρον του  
 διου Ηρακτου οπως εν- <sup>45</sup> τελεσθη τα νομιζομενα τη  
 παραληψει της βασιλειας· επιδειναι δε και επι του  
 περι τας βασιλειας τετραγωνου, κατα το προειρημενον  
 βασιλειον, φυλακτηριας χρυσει — — — — — <sup>46</sup> τι εστιν  
 του βασιλεως του επιφανη ποιησαντος την τε ανω χω-  
 ραν και την κατω· και επι την τριακαδα <sup>p</sup>) τουτου  
 μισορη εν η τα γεγεθλια του βασιλεως αγειται ομοιως  
 δε και — — — — — <sup>47</sup> εν η παρελαβεν την βα-  
 σιλειαν παρα του πατρος, επωνυμους νενομικασιν εν τοις  
 ιεροις αι δη πολλων αγαθων αρχηγοι πασιν εισιν, αγειν  
 τας ημερας ταυτας εορτην δε και πανηγυρα εν ταις κατω

sempiternum tempus manfuri: Quod felix faustum-  
 que fit; placuit sacerdotibus omnium hujus terrae  
 templorum decernere, ut honores Ptolemaeo regi im-  
 mortali, a Phtha amato, deo Epiphani, gratioso, simi-  
 literque honores ejus parentibus divis Philopatori-  
 bus et majoribus ejus Divis Evergetis, et divis Adel-  
 phis, et Divis Soteribus magnifice augeantur, et  
 ut immortalis Regis Ptolemaei, Dei Epiphanis gra-  
 tiosi imago in omnibus templis loco honorificatissimo  
 ponatur, eaque nominetur statua Ptolemaei Aegypti  
 defensoris; et ante eum statuatur princeps te templi  
 deus qui ei tribuat victoriae signa, quae more legi-  
 timo parata fuerint; et sacerdotes ter fingulis diebus  
 imagines sancte colant iisque sacra ornamenta appo-  
 nant, aliosque ritus perficiant, sicut fieri solent aliis  
 diis in magnis conventibus; ut deinde regi Ptolemaeo  
 Divo Epiphani gratioso ex rege Ptolemaeo et regina Ar-  
 finoë diis Philopatoribus prognato statuatur signum au-  
 reum et facellum in honorificentissimo templorum loco,  
 idque collocetur in adytis cum ceteris facellis; et in  
 sacris pompis quae ex templis ducuntur signum quo-  
 que dei Epiphanis solenniter efferatur; et ut id nunc  
 et in posterum insigne sit; facello imponantur decem  
 regis aureae coronae, quibus adjicitur scutum — —  
 — — et in medio ponatur ea quae dicitur ψχεντ,  
 quam gestans Memphin intravit illo tempore quum  
 solennia assumtae regiae dignitatis celebrarentur, et in  
 quadrato circum coronas spatio ponantur phylacteria  
 aurea — — — — —  
 quae tribuantur regi qui superiorem et inferiorem  
 Aegypti regionem insignem fecit; eaque fiant tertio  
 die Memfis Meforeh, quo die natalitia regis celebra-  
 tur; et similiter illo die quo regiam dignitatem a patre  
 accepit, quos dies insignes habere solent in templis,  
 qui multorum bonorum omnibus auctores sunt; hi  
 igitur dies festis aguntor, et conventus celebrantor

m) I. φιλοπατορων.

n) I. παραστηξεται.

o) I. ασπιδοειδων.

p) I. τριακαδα.

την Α. 48 γυπτων ιεροισ κατα μηνια, και συντελειν εν αυτοις θυσιας και σπονδας και τ' αλλα τα νομιζομενα καθα και εν ταις αλλαις πανηγυρεσιν τας τε γινομενας προθυσιας — — — — — π. 49 ρεχομενοις εν τοις ιεροισ, αγειν δε εορτην και πανηγυριν τω αιωνοβιω και ηγαπημενω υπο του φθα βασιλει πτολεμαιω θεω επιφανει ευχαριστωι κρετακωντων κενη την κνη και κρη την κρη Αιγυπτου 50 χωραν απο της ναυμηνιας του θωοθ, εφ' ημερας παντε εν αις και στεφανηφορεσουσιν, συντελουντες θυσιας 9) και σπονδας και τ' αλλα τα καθικνικτα προσαγορευθησονται δε και παντα ιερη τουτου 51 και του θεου επιφανους ευχαριστου ιερησ προς ταις αλλοις ονομασιν των θεων αν ιρατεουσιν και καταχαριστωι εις παντας τους χρηματισμοις και εις τους δ — — — — — 52 ιρατειαν αυτου εξιναι δε και τοις αλλοις ιδιωταις αγειν την εορτην και τον προειρημενον ναον ιδρευθαι, και εχειν παρ' αυτοις συντελου — — — — — 53 ις κατ' ενιαυτον' οπως γνωριμον η διοτι οι εν αιγυπτω ευξονται και τιμασι τον θεον επιφανει ευχαριστον βασιλεα, καθαιπερ νομιμον εστι — — — — — 54 στερεου λιθου τοις τε ιεροισ και ευχαριστοισ και ελληνικοις γραμμασιν και στησαι εν εκαστω των τε πρωτων και δευτερων — — — — —

in templis Aegyptum singulis mensibus; et sacrificia et libationes et cetera solennia peraguntur sicut in aliis conventibus sacris peraguntur — — — — — festum autem et panegyris peragitor immortalia a Phtha dilecto regi Ptolemaeo deo Epiphani gratioso singulis annis in superiore et inferiore Aegypti regione a novilunio mensis Mooth per quinque dies, quibus sacerdotes coronati incedent perficientes sacrificia, et libationes et cetera solennia, et nomen dei Epiphani ceterorum deorum nominibus, quibus operantur, addant; et oracula instituant et aliis quoque privatis liceat festum celebrare et praedictum templum instituire — — — — — ut notum et manifestum fiat, quas ob causas Aegypti incolae magni faciant et honorent deum Epiphanem gratiosum regem, sicuti jus fas est. Denique curatur ut hoc decretum solido lapidi insculpatum facis et vernaculis et graecis literis, isque erigatur in singulis primorum et secundorum — — — — —

9) 1. θυσιας.

Erläuterungen über diese Inschrift werden im Intelligenzblatte der A. L. Z. nächstens, und sobald es der Raum erlaubt, folgen.

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. April 1805.

## S C H Ö N E K Ü N S T E.

CARLSRUHE, in Macklots Hofbuchh.: *Allemannische Gedichte*, für Freunde der Natur und Sitten, von J. P. Hebel, Prof. zu Carlsruhe. *Zweyte* Auflage. 1804. 232 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Dialect, in welchem diese Gedichte verfaßt sind, herrscht in dem Winkel des Rheins zwischen dem Frickthal und dem ehemaligen Sundgau, und weiterhin in mancherley Abänderungen bis an die Vogesen; und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theile von Schwaben. Dies ist das *poetische Land*, in welchem sich zu den Zeiten der Hohenstaufen eine schöne Morgenröthe der Poesie erhob; und dies die anmuthige, leichte und zarte Sprache, in welcher viele der Minnesänger ihre Empfindungen ausdrachen. Schon in jenen Liedern von Rittersängern und Hofdichtern spricht sie uns oft als ein fröhlicher Waldgesang, als der eigenthümlichste Laut des Gefühls an; noch inniger und enger aber scheint sie in *diesen* Gedichten mit dem ländlichen Stoffe verschmolzen zu seyn. *Gesners* Arkadiern geizt die vornehmere sächsishe Mundart; der frohe, herzliche und unbefangene Schwabe konnte sich nur in seiner Sprache vernehmen lassen. Und in ihr stellt er sein ganzes heiteres Wesen, seine unschuldige Schalkheit, seinen frommen und sittlichen Sinn mit einer so entzückenden, so tief greifenden Naivetät dar, daß wir glauben müssen, es habe diese Individualität schlechterdings in keinen andern Tönen zur Anschauung gebracht werden können. Und sollte dies eine Täuschung seyn? Ist nicht die Sprache eines Volks der lebendigste Ausdruck seiner Individualität? ist sie es nicht ganz vorzüglich bey denen, die sie noch nicht, wie die höhern, zu einem Tauschmittel in leere Zeichen umzusetzen gelernt haben?

Aber daß man ja nicht glaube, der Werth dieser Gedichte liege bloß in der Anmuth und Einfachheit der Sprache, oder etwa gar in der pikanten Erscheinung des ungewohnten Costums. Wenn diese auch vielleicht den Leser zuerst reizt, das Buch in die Hand zu nehmen, so wird ihn doch sehr bald, wofern er nur einigen poetischen Sinn und ein offnes Herz mitgebracht hat, der reine Zusammenklang des Außern mit dem Innern fesseln, und er wird in Kurzem die Neuheit des Gewandes gänzlich vergessen, um sich der innern Fülle, Schönheit und Anmuth zu freuen.

Es giebt zuverlässig unter den Werken unserer volksmäßigen Dichter nur sehr wenige, in denen  
A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

alle Theile von dem Geiste schöner Einfachheit und naiver Ländlichkeit so innig durchdrungen wären, als in diesen allemannischen Gedichten. Nur sehr selten tritt die Darstellung aus dem beschränkten Kreise der ländlichen Denkungsart (wie einige Mal, z. B. in dem *Mitternachtsrufe des Wächters*), und die ganze sittliche Welt, der Himmel selbst und Gott und die himmlischen Boten sind in diesen Bezirk mit so vielem Glücke eingeführt, daß sie sich darin wie in ihrem eigenthümlichsten Elemente bewegen, und, ohne der Einheit des Colorits im mindesten Eintrag zu thun, vielmehr alle Gegenstände mit einem lieblichen Glanze umzieht. Was den Blicken an Ausdehnung entzogen worden, ist durch Tiefe reichlich ersetzt; so wie der Mangel an repräsentirender Würde durch die ächte naive Würde der reinen Menschheit; der Mangel an Schmuck und Schwung im Ausdruck durch den poetischen Schwung der Gedanken und Einbildungskraft. Dies aber ist der wahre Charakter der Volkspoesie, welche ihre belebende Kraft, wie der Mensch das Triebwerk des Herzens, in ihrem Innern gleichsam verbirgt, und ihr Daseyn und kräftige Wirksamkeit nur durch die lebendige Fülle der äußern Erscheinung einfach und anspruchlos darthut. Sie verträgt nichts; was abichtlich auf Effecte zielt; so wie sie auch ihre eigne Schönheit nicht zu ahnden scheint; sondern alles, was sich aus der Fülle des innern Gemüths leicht entwickelt, so giebt, als ob sie nicht anders könnte. Sie ist rührend, aber niemals schmelzend; denn was in ihr vorzüglich rührt, ist die anspruchlos eröffnete Tiefe der menschlichen Natur, und ihre in unscheinbarer Treuerzigkeit strahlende Größe. Aber auch unschuldiger Muthwille und fröhliche Schalkheit ist ihr nicht fremd; wie denn reine und unschuldige Gemüther am liebsten dem natürlichen Hange zu Scherz und Kurzweil folgen.

Zu allen diesen Eigenschaften, welche die *allemanischen Gedichte* in einem eminenten Grade vereinigen, kömmt noch eine musterhafte Behandlung des Wunderbaren. Es wird zwar allerdings manchem anstößig seyn, daß in diesen Gedichten, die ohne Zweifel in die Hände der untern Volksclassen kommen werden, so mancher Aberglaube gleichsam functionirt wird, den die Volkschriftsteller seit mehreren Jahren mit so vielem Eifer als ein gefährliches Unkraut aus den Gemüthern zu rotten bemüht gewesen sind. Aber so lange das Volk noch bleibt, was es ist; so lange es noch das ganze Gewebe seines Lebens durch den Einschlag religiöser Ideen heiligt, und diese mehr aus seiner Einbildungskraft als dem Verstande schöpft;

schöpft; so lange es noch nicht Luft hat, seine Ahndung einer höhern und unsichtbaren Welt gegen die Zahlpfennige einiger trockenen Begriffe auszutauschen; so lange wird es noch an Gespenster glauben, und das Strafmantel in der moralischen Welt durch den Teufel und seine Gehülfen ausüben lassen. Dem Volksdichter ist dieser Glaube unentbehrlich, und der unfrige hat ihn auf eine eben so fittliche als poetische Weise benutzt. Indem sich seine Dichtungen an den gemeinen Glauben anschmiegen, erheben sie sich durch feste Umzeichnung der Gestalten und reiche Ideenfülle in das Gebiet einer idealischen Welt, die uns von allen Seiten mit kindlicher Naivetät anlächelt. Auch darin ist hier die Eigenthümlichkeit der volksmäßigen Poesie ergriffen, dafs die poetische Fiction nirgends als müßiges Spiel erscheinen will; sondern in ihrer Einfachheit sich erst dann für beachtungswerth hält, wenn sie als Beyspiel auftritt, oder ein Mittel zu guter Lehre und frommen Betrachtungen wird. Von dieser Art ist die Fiction in *den Irrlichtern*; die den geschäftigen Engeln zur Nacht als Leuchte dienen, ein schlimmes Geschlecht, und hier S. 32. mit einigen wenigen Zügen ächt volksmäßig bezeichnet:

Und jedem hangt e Bederthalben \*) a,  
Und wens em öd wird, lengt er ebe dri,  
Und büsst e Stückli Schwefelschnitten a,  
Und trinkt e Schlückli Treber - Brentewi.

Druf putzt er d Schnören amme Tschäubli \*\*) ab;  
Hui, stackerets in liechte Flammen uf,  
Und hui gohts wieder d Matten uf und ab,  
Mit neue Chräfte, d Matten ab und uf.

Reichlich strömt hier die gute Lehre am Schluss, bestimmt und kräftig ausgedrückt. Aehnliche bestimmte Richtung auf das Sittliche hat *der Mann im Monde*, *der Knabe im Erdbeerschlag*, *der Karfunkel* — eine Idylle von hoher poetischer Wirkung — *das Gespenst an der Kanderer Straße* — im besten Stile der alten Ballade — und *der Käfer*. Das hier zuletzt erwähnte Gedicht, in welchem sich die Eigenthümlichkeiten des allemannischen Dichters auf das anmuthigste vereinigen, mag hier als Probe eines Ganzen stehen:

Der Chäfer fliegt der Ilge 1) zu,  
es sitzt e schönen Engel dört;  
Er virthet g'wis mit Blumensaft,  
und 's chostet nit viel, hani 2) g'hört.

Der Engel seit: „was wür der lieb?“  
„Ne Schöpli Alte 3) hätti gern!“  
Der Engel seit: „Sal 4) cha nit sy,  
se hen en alle trunke fern.“ —

„Se schenk e Schöpli Neuen i!“ —  
„Do hefch eis 5)!“ het de Engel gseit.  
Der Chäfer trinke und 's schmeckt em wohl;  
er frog: „Was isch mi Schuldigkeit?“

Der Engel seit: „He, 's chostet nit!  
Doch, richtsch mer gern e Gfallen us,  
Weisch was, se nimm das Blumemehl,  
und trag mers gschwind ins Nochbers Hus!“

„Er het zwar selber, was er brucht,  
Doch freut's en, und er schickt mer au  
mengmol e Hämpfeli 6) Blumemehl,  
mengmol e tröpfli Morgehau.“

Der Chäfer seit: „Jo freili, jo!  
Vergelts Gott, wenn de z'friede bisch!“  
Druf treit 7) er's Mehl ins Nochbers Hus,  
Wo wieder so en Engel isch.

Er seit: „I chumme vom Nochber her;  
Gott grüefs di, und er schick der do  
au Blumemehl!“ Der Engel seit:  
„De hätsch nit chönne juster cho.“

Er ludet ab; der Engel schenkt  
e Schöpli gute Neuen i.  
Er seit: „chumm trink eis, wenn de magsch!“  
Der Chäfer seit: „Sel cha scho sy!“

Druf fligt er zu sem Schützli heim,  
's wohnt in der nächste Haselkurst 8).  
Es balgt 9) und seit: „Wo blitsch so lang?“  
Er seit: „was chani für mi Durst?“

Jez stoht er uf, er nimmts in Arm,  
er chüsts, und isch bym Schützli froh.  
Druf leit er si ins Todtebett,  
und seit zum Schützli: „Chumm bal no!“

Chell, Seppli, 's dunkt di ordeli!  
De hefch au so ne lustig Bluet.  
Je, so ne Lebe, liebe Freund,  
es isch wohl für e Thierli gut!

Eine der glücklichsten und anmuthigsten Ficti-  
onen ist die Liebe des *Morgensterns* zu einem andern  
Sterne (S. 47.), wo die blöde Furchtsamkeit des  
blösen Knaben mit der gebieterischen Würde seiner  
Mutter, der *Sonne*, den naivsten Contrast bildet.  
Ueberraschend glücklich ist vorzüglich der Schluss  
des Gedichts, wo der verliebte Schnitter bey dem  
Anblicke der herankommenden Geliebten die Fiction  
in seiner Empfindung verflucht:

Wenn ich der Sunn ihr Buehli wür,  
und 's Anne Meili chäm un'gführ  
im Morgeroth, ihm gingi no,  
ich müesst vom Himmel abe cho,  
und wenn au de Muetter balge wott,  
i chönnt's nit lo, verzelt mers Gott!

Die häusliche Gemüthlichkeit, die man in diesem  
Gedichte findet, und die ein Hauptcharakter beynabe  
der ganzen Sammlung ist, durchdringt ganz vorzüg-  
lich den *Sommerabend*. Aecht ländlich ist die gefühl-  
volle Anerkennung der Mühe, welche die Sonne für  
den Landmann unternimmt, der in seiner Beschrän-  
kung nichts als ihre wohlthätige Geschäftigkeit er-  
blickt, und dem Looße der armen Frau — der es  
noch überdies nicht an Hauskreuz zu fehlen scheint —  
sein

\*) einen Zwerglack.

4) selbiges, dies.

\*\*) Strohwann auf dem Felde.

5) Da hast du eine.

6) eine Hand voll.

1) Lilie.

2) hab' ich.

3) einen Schoppen alten Wein.

7) trägt.

8) Haselbusch.

9) schmält, zankt.

sein Mitleiden nicht verlagern kann. Eben so in der *Sonntagsfrühe*, wo sich die Freude des ungestörten Schlafs, und der Genuß der Ruhe nach einer geschäftigen Woche in den sinnlichsten Formen und mit der herzlichsten Wahrheit und Anmuth ausspricht. Aber nicht nur bey diesen, sondern bey allen Gegenständen, auf welche die allemannische Muse ihre Blicke richtet, ist die Poesie mit der Individualität des Landmanns durchdrungen; in allen ihren Theilen regt sich seine eigenthümliche Denkungsart, sein Gefühl, die charakteristische Stimmung seiner Einbildungskraft. Er beschreibt viele Gegenstände; aber seine Beschreibungen sind nicht nur poetisch schön, sondern auch mimisch wahr, und stehen mit der Eigenthümlichkeit des Landmanns in der engsten Verbindung. Die Schilderung der arbeitenden *Spinne* (S. 195.), in welcher die regste Lebendigkeit herrscht, läßt uns keinen Augenblick den Landmann vergessen, der hier eine Tugend bewundert, die ihm selbst die wichtigste ist. Auch in dem Schluß — den ein sentimental Dichter ganz anders gemacht haben würde — spricht sich sein unverdorbener und kräftiger Sinn aus, wenn er sich mit ihr eines glücklichen Fanges, als einer verdienten Belohnung ihrer Anstrengung, freut. Von einer großen und rührenden Wahrheit ist vorzüglich die Darstellung des mütterlichen Sinnes und Herzens, in mehreren Gedichten, am schönsten vielleicht S. 138 f., wo eine Mutter ihren Kindern, bey einer Mahlzeit von *Habermus*, die Geschichte des Haberkorns von der ersten Ausfaat an erzählt. Ihr ist der Keim ein zartes Kind, das in dem mütterlichen Schoofse schlummert und in seiner Wärme genährt wird:

und in der süchtigen Wärme  
wacht es heimlich us sien verschwiegene Schlüfli,  
streckt die zarte Gliedli, und suget am saftigen Chörnli,  
wie 'ne Mutter Chind, 's isch alles, us es nit briegget 1)!  
Siederie 2) wirds grösser, und heimlich schöner und stärker,  
und schliefst 3) us de Windle, bohrt mit dem Würzeli abe,  
tiefer oben in Grund, und sucht sie Nahrung, und findt  
sie.

Jo, und 's nichts der Wunderwitz 4), es möchte doch gern  
wisse,  
wie's an weiter oben isch. Gar heimlich und furchtsam  
güggelēt 5) zum Boden us — Pörs taufig, wie gfallts  
em!

Unse liebe Herget, er schickt en Engeli abe:  
„Bringem en Tröpfli Thau, und jag en freundli Gott-  
vilche 6)!“

Und es trinkt, und 's schmeecktem wohl, und 's streckt sie  
gar sölli 7).

Sieder strehlt 8) si d' Sonnen, und wenn sie güßschen und  
gestrehlt isch,

Chuent sie mit der Strickete 9) süre hiner de Berge,  
Wandelt ihre Weg hoch un der himmlische Land-Strösch,  
strickt und lueget 10) oben, als wie ne fründliche Mueeter:  
no de Chindlene huegt; sie lüchelt gegene'm Chindli,  
und es thut em wohl, bis tief ins Würzeli abe.  
So 'ne tolli 11) Frau und doch so gütig und fründli!“  
u. s. w.

Dieselbe naive Theilnahme mütterlicher Zartheit erhält sich mit gleicher Stärke und Anmuth bis zum Schluß, wo sie sich in der melancholischen Betrachtung des gereiften Habers über seine Verlassenheit, und selbst in dem schonenden Hineilen über seine letzten Schicksale auf eine rührende Weise kund thut. Nicht weniger zarte Innigkeit herrscht in *der Mutter am Christabend* (S. 87.), *dem Hexlein* (S. 69.), *dem zufriedenen Landmanne* (S. 174.) und andern.

In einigen dieser Gedichte, aber doch nur selten, wird der Leser an poetische Producte anderer Klimate und einer andern Menschenwelt erinnert. So hat in der äußern Einrichtung *der Wächter in der Mitternacht* eine große Verwandtschaft mit dem *Liede von der Glocke*, und die Betrachtungen, welche zwischen den wiederholten Ruf eingeschaltet sind, erheben sich auch im Ausdrucke hier und da etwas mehr, als daß sie in dieser allemannischen Welt recht sipheimisch seyn könnten. Dagegen gehört das Gespräch eines Vaters mit seinem Knaben auf dem Wege nach Basel über *die Vergänglichkeit* zu den schönsten Werken dieser Sammlung. Die eingreifendsten Wahrheiten, die erhabensten Ideen, die poetisch belebtesten Bilder kleiden sich hier in die einfachste Sprache und das naiveste ländliche Costum. Aber auch das erste dieser Gedichte, ein Hymnus auf *die Wiese*, einen Waldstrom, der sich in den Rhein ergießt, erinnert an einigen Stellen an Stolbergische Hymnen, mit Verletzung des Tons. Doch kehrt auch hier der Dichter sehr bald in seine eigenthümliche Weise zurück. Nichts ist lebendiger und anmuthiger, als das Bild der jungfräulichen Quelle, die in ihrer stillen Wiege von Geistern aufgezogen, mit nützlicher Lehre genährt und erfreut wird, und sobald sie auf ihren eigenen Füßchen gehn kann, neugierig dem krytallnen Stübchen ent schlüpft und sich des Anblicks der Natur und des Himmels erfreut. Nichts ist naiver und mimisch kräftiger, als das Gespräch des Dichters mit der jungen Quelle, die in ihrer muthwilligen Fröhlichkeit immer weiter und weiter will, und seine innige Freude über ihr schönes Gedeihen, ihre Wohlthätigkeit und den Glanz der Natur umher. Wir kennen wenig ähnliche Gedichte, in denen der täuschende Glaube an die Persönlichkeit des geschilderten Gegenstandes so vollkommen wäre, in denen sich der Dichter selbst von lebendigem Glauben an die Wahrheit seiner Fiction so durchdrungen zeigte, und ihren Gegenstand mit solcher Innigkeit und Liebe am Herzen trüge. Kann man sich wohl enthalten, seine väterliche Freude zu theilen, wenn er das schöngeputzte Mägdlein schildert, und ihr, der weiter wandelnden, mit Wohlgefallen nachschaut:

Wienes sie jez freut, und wie's in zimpfern Schritte  
hünclet, und meinet es seig d' Frau Vögtele selber,

wie's

1) weinet. 2) seitdem. 3) schlüpft. 4) die Neugierde. 5) schaut es. 6) Gott grüß dich. 7) sehr.  
8) kündigt. 9) dem Strickzeuge. 10) schaut. 11) vornehme.

*wie's si Chöpfln hebt, und alli Augblick z'ruck schiebt,  
 ob mes echt au b'schaut, und ob men ordentli no \*) luegt!  
 Jo, de bis jo hübsch, und jo, du Nürli, mer luege,  
 jo, du Zeller Meidli, mit ainem marggrüfer Chappe,  
 mit de lange Zupfen und mit der längere Hoorschnur,  
 mittem vierfach zsemgesetzte Mayländer Halstüch!*

und mus man sich nicht der Sorgfalt erfreuen, mit der er sie warnt und belehrt; der Aufrichtigkeit, mit der er ihr die kleinen Launen und Tücken vorwirft, der Schalkheit endlich, mit der er sie wegen des Bräutigams neckt? — Wir wollen unsre Anzeige mit der Schilderung dieses Bräutigams schliessen, durch die sich die Darstellung in dielem Gedichte gegen das Ende mit kräftigerm Schwunge hebt:

*Ueber hochi Felsen und über Stauden und Hecke  
 eis gangs us de Schwitzerberge gumpet 1) er z'Rhineck  
 aben in Bodensee, und schwimmt bis füre go Chostez,  
 seit: „I muß si Meidli ha, da klist nit und batt nit!“  
 Aber obenan Stei, se stigt er in landseme 2) Schritte.  
 Wieder usem See mit süßer gewäschene Füße,  
 Tiefshofs gefällt em nit und 's Chloster darnebe,  
 Nei, er rennt Schafhusen ab, und stoh an de Felse.  
 An de Felse seit er: „Mä Meidli wass mer werde!  
 Lib und Lebe wogi dra und Brustuch und Chretze 3)!“  
 Seits, und nimmt e Sprung — u. s. w.*

### G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, b. Müller: *Paul der erste*, Kaiser und Selbst-Herrscher aller Reußen. Eine historische Skizze. 1802. 228 S. (18 gr.)

Der Vf. erklärt in einer, dieser Biographie vorangeschickten, fogenannten „Nachricht“ seine Arbeit selbst für unvollkommen, und äußert den Wunsch, nachsichtig beurtheilt zu werden. „Er habe es gewagt, eine kurze Lebensbeschreibung von ihm“ (Paul) „zu entwerfen,“ sagt er. „Keine gantz vollständige Lebensbeschreibung konnte er aber nicht liefern; und dieß würde vielleicht erst nach einer langen Reihe Jahre möglich seyn u. s. w. — Auf eine nachsichtsvolle Beurtheilung glaube er um desto eher Anspruch machen zu können, da es einem jeden einleuchten müßte, wie schwer es sey, eine vollständige Beschreibung von Dingen zu liefern, die erst in unsern Tagen geschehen und sehr in dem Schleyer der Politik verhüllt wären; so, daß man Fehler nicht ganz vermeiden könne; zumal da Rußland, unter Paul, gleichsam als ein verschlossenes Land anzusehen gewesen, aus welchem man höchst selten vollständige und völlig wahre Nachrichten habe erhalten können. Nur die, die selbst bey der großen Rolle, die Paul auf dem Schauplatz der Welt spielte, Mitspieler gewesen wären, könnten vollständig unterrichtet seyn und über dieses Buch gehörig urtheilen.“

Wir haben diese Stelle abgeschrieben, um zugleich mit dem Urtheile des Vfs. über sein Werk auch

eine Probe seines Stils zu geben. Wenn wir übrigens seinem Urtheile in so fern beytreten, als er diese Lebensbeschreibung Pauls für unvollständig und unvollkommen hält: so können wir darin nicht mit ihm übereinstimmen, daß nur diejenigen, welche an dem großen Schauspiele, in welchem Paul die Hauptrolle hatte, mitspielten, über dieß Buch gehörig urtheilen könnten. Jedem, der überhaupt Bücher zu beurtheilen im Stande ist, muß es einleuchten, daß es ein Fabriken-Product sey, welches vermuthlich auf Verlangen des Verlegers in höchster Eile zusammengeschrieben wurde. Er muß bemerken, daß alles, was sich als des Vfs. eigenes Machwerk verräth, in einigen unverbürgten und in der nachlässigsten Schreibart vorgetragene Anekdoten bestehe, das übrige — bey weitem der grössere Theil — aus bekannten Schriften wörtlich abgeschrieben sey, und daß man nicht einmal alle Nachrichten darin findet, welche der Vf. mit leichter Mühe aus verschiedenen Büchern hätte zusammentragen können. Der Vf. wird uns vermuthlich die Belege für diese Aeußerung erlassen, und dem Publicum kann nichts daran gelegen seyn, da dieß Büchlein zu den Ephemeren gehört, deren jede Messe so viele hervorbringt, und also wahrscheinlich längst vergessen ist.

### JUGENDSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Gräff: *Das geöffnete Schreibepult zum Unterrichte und Vergnügen junger Personen.* Aus dem Englischen der Mitreals *Barbault* überetzt. Drittes Bändchen. Mit Kpfrn. Ein Weihnachtsgelchenk für die Jugend. *Sechstes* Jahr. (Ohne Jahrz.) 173 S. kl. 8. *Viertes* Bändchen, enthält: Besuch von einer Woche, oder Winke zum nützlichen Gebrauch der Zeit in Erzählungen und Unterhaltungen aus der Natur- und Sittengeschichte für die Jugend. Aus dem Engl. überl. 1798. 204 S. *Fünftes* Bdchen. 1799. 196 S. *Sechstes* Bdchen, enthält: Ländliche Spaziergänge in Gesprächen von *Charlotte Smith*. Nach dem Engl. von dem Vf. des *Kinderfreunds*. 1800. 154 S. *Siebentes* Bdchen. 96 S. *Achstes* Bdchen. 1802. 150 S. *Neuntes* B. 1803. 146 S. (Jedes Bdchen 12 gr.)

Erzählungen, Fabeln, Spiele, dramatische Unterhaltungen und Gespräche von ungleichem innern Gehalte machen den Inhalt des dritten Bändchens aus. Was man in den folgenden Bänden zu suchen hat, giebt der auf dem Haupttitel jedes Bandes stehende Beytatz an, welcher noch als Nebentitel besonders abgedruckt ist. Die Uebersetzung ist fließend.

\*) nach.

1) springt.

2) langsam.

3) den Hofenträger.

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. April 1805.

## LITERATURGESCHICHTE.

RAGUSA, gedr. b. Martecchini: *Notizie storico critiche sulle antichità storia e letteratura de Ragusi*. Tomo II. 1803. 336 S. 4.

Von dem ersten Theile dieses schätzbaren Buches von *Appendini* haben wir A. L. Z. 1804. Nr. 157. Nachricht gegeben. Dieser zweyte Theil enthält in zwey Abtheilungen zuerst die *Geschichte der Literatur und Kunst von Ragusa im allgemeinen*, dann insbesondere die *Geschichte der Slawischen Literatur* sowohl in Ragusa, als im benachbarten Dalmatien. Beide Abschnitte sind sehr lehrreich, und voll neuer außer Ragusa wenig bekannter Angaben.

In der Vorrede rühmt der Vf. die Verdienste der Ragusaner auch um die Literatur. Schon *Palmota* sang:

*Sciat Itala tellus  
Haud Ragusinis vicinam serpere torris  
Barbariam, ingenuas sed libera stare per artes  
Moenia. —*

Den Anfang machen im I. Buch, im 1. Kapitel folgende die *Geschichtschreiber* von Ragusa in chronologischer Ordnung. Der älteste darunter ist *Melotius* aus dem XII. Jahrhundert (genauer lernt man diesen aus dem zu Venedig 1800. fol. erschienenen sechsten Band des *Illyr. Sacri* durch *Jacob Coleti* kennen; Rec. wird von diesem sechsten Band nächstens eine Anzeige liefern.) dann folgt *Ludovicus Cervus*, sonst *Cervarius Tubero* genannt, dessen hier gegebene kurze Biographie für ungrische Geschichtsforscher sehr interessant ist; aus *Appendini* läßt sich hier manches zur Ergänzung und Berichtigung des Aufsatzes in der Zeitschrift von und für Ungern IV. S. 166 folg. beybringen. *Matthias Flacius*, geboren 1520. zu Gionchetto, (einer „villa suburbana“ von Ragusa) erheint hier auch aufgeführt: man kann sich denken, in welchem Lichte der Piarist *Appendini* diesen protestantischen Theologen sehe: er wollte, sagt er, gerne seine Irrthümer auch zu Ragusa verbreiten, und sogar eines seiner Bücher dem Senat dediciren: aber der Senat benahm ihm die Lust dazu, indem er, wachsam für die katholische Orthodoxie, seine Schriften durch Henkers Hand verbrennen ließ. *Nicolaus Ragnina* hat eine handschriftliche Chronik von Ragusa hinterlassen, welche der Dominikaner *Serafin Razzi*, aus Florenz, in seiner 1595. zu Lucca gedruckten *Storia di Ragusia* benutzt hat. Die lateinische Geschichte von A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

Ragusa des 1590. verstorbenen *Eusebius Caboga* ist verloren; man hat von ihm nur noch eine handschriftliche Notiz: „*de viris illustribus Ragusanis* und eine Vorrede zu *Tubero's Commentarius de origine Turcarum*. Die *annali di Ragusa* von *Jacob Lucvari*, welcher unter andern die in Ragusa nicht mehr vorhandenen *Effemeridi di Ragusa des Giovanni* oder *Joh. de Ravenna* (*Gebhardi* Geschichte von Ungern III. 810.) benutzt hat, werden mit unparteyischer Kritik gewürdigt; eben so des unachtamen Compilers *Mauro Orbini Regno degli Slavi*; von der Handschrift des erst im J. 1798. verstorbenen k. k. Consuls zu Ragusa, *Mich. Milliscich*, betitelt: *Regum Slavorum et Bosnesium Ducum brevis Historia* (s. des Hn. v. Engel Geschichte des ungrischen Reichs T. I. Vorr. S. XIII. und III. 129.) wird einige Nachricht ertheilt. Der Chronik des im J. 1735. verstorbenen *Gingnio Resti*, welche aber nur bis zum J. 1452. reicht, wird hier der Vorzug vor allen übrigen wegen der Aechtheit ihrer Quellen gegeben; aus einer Probe, welche Hr. v. Engel in der Zeitschrift von und für Ungern mitgetheilt hat (IV. S. 225 folg.), wird ersichtlich, daß Resti als Patricier die Senatsprotokolle benutzt habe. Rec. wünschte daher die baldigste Herausgabe dieser Chronik. Der späteste Geschichtschreiber von Ragusa ist der Dominikaner *Serafinus Cervus* († 1759.) dessen Handschriften im Dominikaner Kloster zu Ragusa vergraben liegen. Was könnten also gelehrte Ragusaner nicht noch für die Geschichte ihres Freystaats thun, wenn sie nur die Arbeiten ihrer Vorgänger ans Licht fördern wollten! Das zweyte Kapitel interessirt die Geschichtsforscher nicht minder, es zählt die *ragusianischen Alterthumsforscher* her. Ragusa besitzt mehrere Genealogien seiner zumal patricischen Familien von *Matthaus Darfich*, von *Bicloslav*, *Tiburini*, *Ambrosius Gozze*, und *Ludw. Bicich*. — *Franz Gondola's Apparato per la Storia di Ragusia* fiel glücklicherweise dem *Junius Resti* in die Hände. *Benedict Orsinich* verfasste eine Geschichte des Comnenischen Hauses. *Ignatz Giorgi* verschwendete viel Gelehrsamkeit und Zeit daran, zu beweisen, daß der Apostel Paulus nicht an Malta sondern an den Küsten der ragusianischen Insel Meleda, Schiffbruch gelitten habe; hingegen liefs er sein nützlicheres Werk: *Antiquitates Illyricae* unvollendet. Der berühmte *Anselmus Banduri* war 1671. zu Ragusa geboren; seine Zeitgenossen waren zwey eifrige Münzensammler, *Thomas Bassigli* und *Joh. Alothes*: auch aus *Joh. Lucas Zuzzeri* wäre ein trefflicher Numismatiker geworden, hätte ihn nicht der Tod in seinem 30sten Jahre 1746. hingerafft. *Sigmund Tudisi*, Bischof von Trebigne († 1760.), be-



befchäftigte ſich mit den kirchlichen Alterthümern ſeiner Diöceſe. Von dem berühmten *Sebaſtian Dolci* († 1777.) werden hier alle gedruckte und ungedruckte Schriften aufgezählt. Das *dritte Kapitel* nennt alle *biographiſche Schriſtſteller Ragufa's*; die bedeutendſten darunter ſind aber leider nur noch in Handſchriften vorhanden. So des *Ignatz Giorgi Vita et carmina nonnullorum civium Rachuſinorum*, ſo des *Cerva bibliotheca ſcriptorum Raguſinorum*; doch hat ſie Dolci bey Verfaſſung ſeiner „*Faſti literario Raguſini* Venedig 1767.“ gebraucht. Das *vierte Kapitel* bereichert die Literaturgeſchichte der Arzneykunde mit Notizen von folgenden *raguſaniſchen* berühmtern *Arzten*: *Dominicus Galcottus Rollandi*, *Ludwig Giuraſevich* oder *Georgirius*, *Georgius et Petrus Hispanus* — *Georg Baglivi*, *Marcus Flori* (Verf. einer Abhandlung über die Sauerbrunnen in Bosnien), *Petrus Bianchi*, welcher als raguſaniſcher Geſandter und k. k. Hofrath, auch Leibarzt der Kaiſerin Wittwe, *Athalia*, zu Wien gelebt hat. Zahlreicher und berühmter ſind die *Mathematiker*, die Ragufa geliefert hat, und deren das *ſünfte Kapitel* gedenkt. *Jo. Gazali*, Zeitgenoſſe des Janus Pannonius, *Marinus Ghetaldi*; *Roger Joſ. Boſcovich* ſind die bekannteſten unter denſelben: von letzterm wird, ſo wie er es auch in hohem Grade verdient, ausführlich gehandelt. Nach dem *ſechſten Kapitel* haben ſich *Antonius Medus*, *Nic. Gozze*, *Georg. Raguſinus* um die *Philophie* ihrer Zeiten verdient gemacht: Die *Theologen* des *ſiebenten Kapitels* glaubt Rec. übergehen zu können: für die Kirchengelchichte iſt jedoch *Joannes Stoicus* (Stoikovich) als Eiferer für den römischen Stuhl im erſten Drittheil des XV. Jahrhunderts auszuzeichnen.

Unter den *raguſaniſchen Rechtshundigen* (II. Buch 1. Kap.) iſt vorzüglich *Nic. Bona* durch ſeine 1671. herausgegebene *Praxis Curiae Raguſinae* bemerkenswerth. Das *zweyte Kapitel* welches biographiſche Angaben von den berühmteſten *Politikern* aus Ragufa liefert, klärt in der Geſchichte dieſes Freyſtaats und der benachbarten Länder manches auf. So z. E. wird hier S. 112. die Geſchichte des Bans Matko de Thallótz, eines gebornen Ragufaners unter dem K. Sigmund, Albert und Uladiſl. I. erzählt. *Damian Giorgi* und ſeine Söhne ſtanden bey *Matthias Corv.* in Gnaden, ſie erhielten eine Schenkung über *Novigrad*, *Vinodol*, und *Ledenitze*. Ueberhaupt kommen in dieſem Kapitel die vorzüglichſten raguſaniſchen Staatsmänner, Geſandten u. ſ. w. vor, welche Ragufa ſelbſt gehabt oder andern Ländern gegeben hat, jedoch nur bis zum XVII. Jahrhundert: von den neuern ſchweigt *Appendini*, wahrſcheinlich durch die in oligarchiſchen kleinen Republiken herrſchende Eiferſucht gehindert. Im *dritten Kapitel* kommt die Reihe an die raguſaniſchen *Redner und Dichter* in lateiniſcher Sprache aus dem XVI., im *vierten* an die aus dem XVII., im *fünften* an die aus dem XVIII. Jahrhundert. *Appendini* klagt, daß man ſechs Bände ausgewählter noch ungedruckter lateiniſcher Gedichte von raguſaniſchen Dichtern herausgeben könne, die noch bloß in Handſchriften übrig ſind. Die vorzüglichſten Namen ſind: *Aelius*

*Lampridius Cervinus* oder *Cerva*, *Joh. Gozze*, ein Freund und Correſpondent des *Angelus Politianus*, *Steph. Gradi*, *Bened. Stay*. Bey den Dichtern macht der Vf. Ausnahme von ſeiner ſonſtigen Regel, von den neueſten oder noch lebenden raguſaniſchen Gelehrten nicht zu ſprechen. Im *ſechſten Kapitel* erfährt man ausführlich die Lebensumstände und Schriften des *Raymund Cunich* (geboren 1719. geſtorben 1794.) des lateiniſchen Ueberſetzers vom *Theocrit* und von der *Iliade*, des *Bernard Zamagna*, lateiniſchen Ueberſetzers der *Odyſſee*, des noch lebenden Senators *Junius Reſſi*, der aber ſeine Gedichte noch nicht hat drucken laſſen, endlich des *Georg Ferrich*, eines allerdings ſehr glücklichen lateiniſchen Dichters, von welchem Rec. einiges in Handſchrift zu leſen Gelegenheit hatte. Seine herausgegebene Werke ſind folgende: *Paraphraſis in psalmos et cantica utriusque Teſtamenti Rag.* 1791. — *Fabulae ab Illyricis adagis defuncti Rag.* 1794. *Epistoſae ad Julium Bojamontium Spalatenſem* — ad *Mich. Denis* (1798.) ad *Jo. Müller* (jetzt königl. preuſ. geh. Rath zu Berlin), letztere *Epistoſae* begleitet von XXXVII. illyriſchen lateiniſch überſetzten Nationalliedern. Bald ſoll auch von ihm erſcheinen: *Periegeſis ſive deſcriptio locorum orae Racuſanae duobus libris comprehenſa*: und eine neue Sammlung illyriſcher Lieder und Sprichwörter im lateiniſchen Gewande. — Eben derſelbe Hr. Ferrich hat auch des Hn. v. *Raicevich*, k. k. Raths zu Wien, *Epistoſa Slavane* (wovon man eine deutſche Ueberſetzung in *Hofſtätters* Mag. der Kunſt und Lit. zu liefern angefangen hat) eine Art Abhandlung über die Abkunft, älteſten Sitze, Namen und Alterthümer der Slaven, in glückliche lateiniſche Hexameter übertragen: die Handſchrift befindet ſich in den Händen des Hn. v. *Raicevich*, und wartet, dem Vernehmen nach, nur auf einen willfährigen Verleger. — Auf die Dichter folgen im *ſiebenten Kapitel* die berühmten Feldherrn, die aus raguſaniſchem Geblüte abſtammten. Dieſes Kapitel iſt wieder von rein hiſtoriſchem Nutzen: denn dieſenigen Ragufaner, die ſich im Landkriege berühmt gemacht haben, ſtanden meiſt im Dienſte andrer Mächte. Doch kommen S. 196 folg. auch mehrere Seekapitäns der Republik ſelbſt vor, die ſich bis zum XVII. Jahrhundert ausgezeichnet haben, der ſpättern wird, wahrſcheinlich aus gleichen Urfachen, wie oben Kap. 2. bey den Politikern geſchah, nicht gedacht. Im *achten Kapitel* liefert uns der Vf. einige Notizen von den *raguſaniſchen Malern* *Blafus Darſa*, *Benedict Stay*, *Petrus Mattei*, *Petrus Catuscich*, *Gregor Ivanelli*; auf dieſe folgen etliche Tonkünſtler, Baumeiſter und endlich von ältern raguſaniſchen Buchdruckern die Namen *Bonino de Boninis* und *Martinus de Ragufa*.

Wenn das bisher vorgekommene für die Geſchichte der Literatur überhaupt intereſſant war: ſo dürften inſondere die Liebhaber der *ſlavischen Literatur* in der *zweyten Abtheilung dieſes Buchs* viel angenehme Erinnerungen und neue Belehrungen finden. Die Geſchichte erklärt es, wie die Ragufaner, ein Gemisch aus ſlavischen und italiänischen Familien, durch die Rückwirkung der italiänischen Sprache und

Literatur auf die Slavische früher schon, als andre Slavische Nationen, an die Ausbildung ihrer slavischen Sprache dachten. Die Trebunier, welche Ragusa bevölkern halfen, waren ein serblicher Stamm; und es gereichte dem Rec. nicht zum geringen Vergnügen, als er einst einen Ragusaner und einen Serbler ohne Anstand oder Mißverstand eine halbe Stunde hindurch mit einander slavisch sprechen hörte. Im *ersten Buch im ersten und zweyten Kapitel* erscheinen die ältesten ragusanisch-slavischen Dichter des XV. und XVI. Jahrhunderts Blasius Darscich, Sigism. Mincetich, (oder Mentius), Maurus Vetrani, Nicolaus Demitri, deren Werke aber meistens ungedruckt geblieben sind: das Gedicht des *Maurus Vetrani* über den Ursprung von Ragusa soll sogar verloren seyn. Im XVI. Jahrhundert ward die slavische Sprache immer mehr Volks- und sogar Geschäftssprache zu Ragusa; daher blühte auch die slavische Literatur immer mehr auf. In diesem Jahrhundert lebten Stephan Gozze, *Avdr. Cju-branovich*, (dessen Gedicht betitelt: *Jeghjupka* oder die Zigeunerin, zu Vened. 1559. gedruckt worden), *Marinus Darscich*, Nicolaus Nale, Michael Bona, Marinus und Horatius Matcibradich; Franc Luccari, Marinus Borescich, Dominicus Ragnina, *Dominicus Zlatarich* (dessen Uebersetzungen der Liebesgeschichte von Piramus und Thisbe, der Electra des Sophocles, des Amintas von Tasso zu Venedig 1598. gedruckt sind). Auch slavische Dichterinnen hatte Ragusa schon in diesem Jahrhundert, z. E. Floria Zuzeri. Die berühmtesten ragusanisch-slavischen Dichter lebten jedoch (Kap. III.) im XVII. Jahrhundert nämlich *Johannes Gondola*, Vf. der sehr berühmten *Osmanide*, *Janus Palmota*, Vf. der *Christiade*, eines epischen Gedichts aus dem Ital. des *Vida* übersetzt (gedruckt zu Rom 1670.), *Jacob Palmota*, Vf. eines Gedichts, betitelt: *das erneuerte Ragusa*, u. s. w. Dem XVIII. Jahrhundert (Kap. IV.) gehören der berühmte *Ignaz Giorgi*, *Peter Boscovich* und mehrere andre. Im *fünften Kapitel* verbreitet sich der Vf. auch über die slavischen Schriftsteller des zu Ragusa benachbarten Landes Dalmatien, deren 24 aufgezählt werden, und im *sechsten Kapitel* wird eine genauere Nachricht von den dalmatisch-slavischen Nationalliedern gegeben, und die davon durch Cadcich Mioffich veranstaltete Sammlung S. 255. beurtheilt. Die sogenannten *Popievke* sind meist historischen und heroischen: die *Sacinke* sind kleine Lieder und Sinngedichte größtentheils erotischen Inhalts. S. 259. steht eine Probe eines *Popievka* sammt einer italiänischen Uebersetzung. Das *zweyte Buch* erläutert das erstere; denn in den *zweyten Kapiteln* wird von den einzelnen vorzüglichern slavischen Gedichten der vorgenannten slavischen Dichter nähere Kenntniß gegeben. Von der noch ungedruckten *Osmanide* (oder epischen Geschichte des Kriegs zwischen den Polen und Türken 1622.) werden Proben mit lateinischer und italiänischer Uebersetzung gegeben: der Senat soll so ängstlich gewesen seyn, daß er ein paar Bücher dieses Gedichts, die die Pforte hätten beleidigen können, sogar in den Handschriften desselben unterdrücken liess. — Aus

der *Ragusa rinnonava* (*Dubrovnik ponouglien*) lesen wir hier eine Probe des XIII. Abschnitts mit einer italiänischen Uebersetzung: Nur diese beide läßt Appendini für *ächte epische Gedichte* gelten. Zu den *hervorstechenden burlesken und satyrischen Gedichten* rechnet er die *Giekhjupka* des Zlatarich, die *Darviscata* des Stephans Gozze, die *Davorja* des Giorgi (einen Gesang über den Tod des Marcus Kraglievich); die übrigen erwähnt er kürzer und nur im Vorbeygehen. Zu den bessern *Eclogen und Idyllen* zählt er die *Zorka e Radogna* des Mentius, die *Eclogen* des Joh. Bona, und die *Thränen des Radmio* von Joh. Gondola. Das vierte Kapitel handelt vom *slavischen Theater* der Ragusaner. Des *Marinus Darscich Tirrena*, *Tragicomedia boschereccia*, wie sie App. nennt (gedruckt zu Venedig 1551.), wird noch jetzt geschätzt; die Stifter des ragusanisch-slavischen Theaters waren aber eigentlich *Joh. Franc. Gondola* (von dem man zwey Dramen hat, *Proserpina* und *Ariadne*) und *Jan. Palmota* von dessen Dramen folgende die besten sind: *Achilles — Gincora — Danitza*, Tochter des Ostoja, König von Bosnien (woraus eine Probe mitgetheilt wird, ein Stück voll historischen und geographischen Anspielungen) *Paulimir*, und *Zaptislava* (ebenfalls zwey Nationalstücke). Nach dem ragusanischen Erdbeben lebten die Dramatiker *Joh. Gondola* (aus seiner *Sancia-nitza* folgt ein Probestück) und *Gleglievich*; *Marinus Tudisi* brachte auch noch slavische Uebersetzungen der Comödien von Molière auf das ragusanische Theater: „aber (schließt App.) seit der Epoche des Tudisi, deren sich die Alten in Ragusa noch mit sichtbarer Freude erinnern, ist kein slavisches Wort mehr auf dem Theater zu Ragusa gesprochen worden.“ — Die *älteren ragusanischen Piesne* oder Nationalgesänge des Blasius Darscich, Sigism. Menze, Maurus Vetrani und Nic. Demitri hält der Vf. mit Recht für Schätze der slavischen Sprache, die ans Licht gezogen werden sollten; S. 292. liefert er eine Probe aus einem Gesang des *Demitri*: S. 293. eine Probe aus den *Djevoike* (Mädchen) des *Cju-branovich*, S. 295. eine andre aus der *Plandovagna* des *Joh. Bona*. S. 296. noch eine aus der *Iucciola* des *Ignaz Giorgi*. *Carl Occhi*, ein Buchdrucker zu Ragusa, wollte einen slavisch-ragusanischen Parnass (eine Sammlung der besten slavisch-ragusanischen Gedichte) herausgeben, aber der Tod überraschte ihn, nachdem er einen Entwurf hiezu bekannt gemacht hatte. Im *sechsten Kapitel* werden die glücklichsten slavischen poetischen Uebersetzungen aus andern Sprachen aufgezählt, die Heroïden des Ovid fanden sechs ragusanische Uebersetzer: allein auch diese Arbeiten, so sehr sie die slavische Literatur und Sprache bereichern, blieben bisher größtentheils ungedruckt, und von den gedruckten sind wenige Exemplare mehr übrig. So z. E. sollen von Zlatarich's, *Piramus*, *Electra*, *Amintas* nur vier gedruckte Exemplare zu Ragusa vorhanden seyn. Unter den *slavischen Profaiskern* (Kap. VII.) ist der Franciskaner *Marinus Gagliazovich* (ums J. 1540.) der älteste; *Raimondus Zamagna* hingegen, ein Dominikaner († 1644.) der die Regeln der illyrischen Orthographie festzusetzen

setzen fuchte (Venet. 1639.) der ausgezeichnetste. Die mehrsten hier aufgezählten profaischen Schriften sind ascetischen Inhalts. Von dem Lexicon des *Dellabella* ist zu Ragusa eine von Peter Bassich vermehrte Ausgabe bey Carl Occhi erschienen (erwähnt werden auch die Lexikographen Micalia, und Joach. Stulli S. 304.) S. 306. theilt der Vf. einen Catalog von profaisch-slavischen Büchern mit, welchen ihm der Graf Spiridion Gavala von Trau mit dem Beyfügen zugesandt hat, daß diese Bücher im illyrischen Seminarium zu Prico, bey Almiffa, in der Landschaft Poglizza aufbewahrt werden. Da die Titel aber italiänisch hingesezt sind, so läßt sich hievon kein zuverlässiger Gebrauch machen. Im achten Kapitel trägt der Vf. noch einige ihm in den vorigen Kapiteln entgangene und während des Drucks des Werks bekannt gewordene ragusanische Gelehrte aus verschiedenen Fächern nach. Von *Andronicus Tranquillus Dalmata* wird hier behauptet, daß er ein Ragulaner gewesen. Ragusa hat auch immer Dollmetscher der orientalischen Sprachen gehabt, allein keiner darunter ist berühmt geworden, und hat etwas zur Kenntniß des Orients beygetragen, den *Vincenz Bratutti* ausgenommen, der die bekannte Uebersetzung des *Saad Eddinas* geliefert hat, welche Hr. v. Schlözer in seinen historischen Nebenstunden erwähnte und benützte, von dem man daher bey App. S. 314. mit Vergnügen einige Lebensumstände liest. Endlich im IX. und letzten ebenfalls sehr wichtigen Kapitel handelt der Vf. von den ausländischen Gelehrten die in Ragusa gelebt und geschrieben haben. *Joh. v. Ravenna*, dessen Leben *Tiraboschi* im fünften Theil seiner *Storia* etc. beschreibt, Vf. der *effemeridi di Ragusa*, welche von Philippus de Diverfis und von Luccari benutzt worden, und wovon eine Handschrift zu Paris existirt, soll Professor zu Ragusa gewesen seyn. Von *Philippus de Diverfis*, einem gebornen Lucchese, welcher im J. 1434. als Magister Rhetorices zu Ragusa angestellt worden, hat man eine

handschriftliche wichtige *Descriptio Ragusina*: und zwey Leichenreden auf die Kaiser und Könige Sigmund und Albert, welche den deutschen und ungrischen Geschichtforschern nicht gleichgültig seyn dürften. *Demetrius Calcondilas* lebte ebenfalls einige Zeit hindurch zu Ragusa, ferner *Marulus Torcagnola* dessen Ode zum Lobe von Ragusa zu Florenz 1497. dem *Valerius Flaccus* beygedruckt, seitdem aber auch zu Ragusa durch *Michael Sorgo* wieder aufgelegt worden. *Marinus Becichemo*, ein Scutarer, dedicirte seine *Castigationes in Virgilium* etc. 1492. dem ragusanischen Senat. So hatte Ragusa bis 1618. meist ausländische Professoren an seiner Schule: Peter Palicucia war der erste ragusanische öffentliche Lehrer, und bald darauf bemächtigten sich die Jesuiten auch hier des Jugend-Unterrichts: seit dem wufde das Studium der National slavischen Literatur vernachlässigt und alles im Lateinischen betrieben. *Jacob Godoaldo*, aus Ferrara, führte in Ragusa zuerst bessere Pestanstalten ein († 1436.), er drang zuerst auf Absonderung der Kranken, und auf Verbrennung ihrer Kleider und Hausgeräthe. Unter den übrigen verdient noch die kurze Notiz von *Seraphinus Razzi* S. 323. aufgezeichnet zu werden. Ein alphabetisches Namenregister macht den ganzen Band noch brauchbarer.

Rec. hofft, durch die treue Anzeige der beiden Bände von *Appendini* das Publikum hinlänglich überzeugt zu haben, daß ein deutscher Verleger, der einem kundigen Gelehrten zur Bekanntmachung eines gedrängten Auszugs aus *Appendini*, verbunden mit Benutzung andrer Quellen, die Hand bieten würde, sich um die Gelehrsamkeit, und um die Erweiterung der politischen- und der Literaturgeschichte, insbesondere aber auch um die Bearbeitung der slavischen Völker und Literaturgeschichte wohl verdient machen würde.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Berlin, b. Oehmigke d. j.: *Das neue Badehaus in Berlin auf der Spree*, nebst dem Hauptlichstn über den Nutzen und die Anwendung der Bäder in dicitetischer Rücklicht. 1804. 51 S. 8. — mit einer Abbildung des Badehauses von der Burgstraße aus. (4 gr.) — Die Beschreibung dieser neuen nützlichen Anstalt ist sehr genau und ausführlich, aber schwerlich wird ein Leser, der das Hans nicht gesehen hat, sich nach dieser Beschreibung einen deutlichen Begriff davon machen können, da sich überhaupt die innere Einrichtung eines Gebäudes, das so viele verschiedene

geformte Abtheilungen, Zimmer und Kabinette hat, ohne Grundriß nicht gut durch Beschreibung darstellen läßt. Rec. kann übrigens aus eigener Erfahrung bezeugen, daß das Lob der Ordnung und Reinlichkeit in dieser Anstalt, welches ihr der Vf. dieser kleinen Schrift giebt, nicht übertrieben ist. Die angehängten Betrachtungen über die Bäder in allgemeiner Hinsicht enthalten eine kurze Geschichte derselben als Heilmittel und als Luxusartikel, und eine Vorschrift, wie alle Arten Bäder zu gebrauchen sind, wenn sie ihren Zweck erreichen sollen.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 3. April 1805.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MAINTZ, in Comm. b. Crafs: *Denkwürdigkeiten der Stadt Wiesbaden und der benachbarten Gegend, in vorzüglicher Hinsicht ihrer sämmtlichen Mineralquellen* von G. H. Ritter, der Arzneyw., Wundarzneyk. u. Entbindungsk. Doctor, Nassau - Ufingischem Hofrath u. Leibarzt u. s. w. *Erster Theil* 1801. Mit 3 Kpfrn. 352 S. gr. 8.

**K**eine Vorrede giebt nähere Nachricht von dem Plane des Vfs.; allein ein flüchtiger Blick zeigt schon, daß seine Absicht war, alles zusammen zu tragen, was er nur über Wiesbaden und die umliegende Gegend aufzubringen wußte. Gegenwärtiger Band zerfällt in *drey* Bücher, deren jedes mehrere Abschnitte enthält.

*Erstes Buch: Geschichte. Erster Abschnitt: Ueberblick der römischen Heereszüge am Rhein.* Der Vf. war mit dem Gegenstande nicht bekannt genug. Möchte er wenigstens *Wenck's* hessische Landesgeschichte und *Mannert's* Geographie der Griechen und Römer Th. III. verglichen haben. *Zweyter Abschnitt: Skizze der ältern und neuern deutschen Geschichte.* Hier beschäftigt sich der Vf. meist mit der Geschichte des Nassauischen Hauses. Er leitet dasselbe noch mit *J. M. Kremer* aus dem Salisch. Hessischen Hause ab, da doch die Unrichtigkeit dieser Ableitung längst keinem Zweifel mehr ausgesetzt ist. (Vgl. *Wenck's* angeführtes Werk und dessen histor. Abhandlungen, St. I.) — Ueberhaupt wimmelt es hier von falschen Nachrichten. Nur eine Probe: „Der Erbauer des Schlosses Nassau, und folglich der Stifter des Nassauischen Geschlechtnamens, war Graf Wernher in der Mitte des ersten Jahrhunderts. Verschiedene geistliche Herren nahmen das neuerbauete Schloß in Anspruch, vermöge einer alten Schenkung des Terrens des Bischof Azecho: nur erst im J. 1158. wurde dieser Streit beygelegt, und das Nassauische Haus erhielt sich nun vor (für) immer in dessen Besitz. Wernher war der Gespielle und Liebling König Heinrichs: in einem Bauernaufstand gegen sein Gefolge ward er im J. 1066. zu Ingelheim erchlagen, da er kaum das männliche Alter erreicht hatte: sein damals noch unmündiger Sohn Adelreich oder Ulrich folgte ihm, als er majoren geworden, und regierte unter mancherley Fehden bis gegen das J. 1124. Graf Ruprecht, als Erstgebörner, regierte mit seiner Gemahlin Beatrix ruhig bis gegen das J. 51. Sein Bruder Arnold folgte

ihm: dieser hatte zwey Söhne, Ruprecht und Heinrich: ersterer Gaugraf des obern Lahndistrikts, letzterer des untern: Heinrich beerbte seinen kinderlosen Bruder und bekam daher den Beynamen des Reichen: seine beiden Söhne Walram und Otto theilten nach seinem Tode 1254. die kaum vereinigten Länder.“ S. 28. Hier beruhet fast jede Angabe auf einem Irrthum. Daß der *hessische Graf Werner* ins Nassauische Haus gehört habe und der Vater des Grafen *Ulrich von Idstein* gewesen sey, sind *Kremer'sche* Träume, von deren Unstatthaftigkeit sich der Vf. wenigstens aus *Arnold's* Geschichte der Oranien-Nassauischen Lande, die er doch anführt, hätte überzeugen sollen. Daß aber jener *Werner* der Erbauer des Schlosses *Nassau* gewesen sey: diese Hypothese ist noch mehr als *Kremer'sch*. Uebrigens hat der Vf. selbst das *Kremer'sche* Werk nur sehr oberflächlich benutzt. Ein einziger Blick auf die Stammtafel hätte ihn belehren können, daß alles, was er über die nächsten Nachkommen Ulrichs sagt, völlig unrichtig sey. Er hat *Arnold*, den Bruder Ruprechts, mit *Arnold*, dem Sohne desselben, für Einen genommen, und noch nicht genug, hiermit hat er ferner *Ruprecht* und *Heinrich*, die Enkel jenes Ruprechts von dessen zweytem Sohne *Walram*, mit *Ruprecht* und *Heinrich*, den Söhnen des ersteren *Arnolds*, vermischt, und sodann endlich die beiden Stifter der noch blühenden beiden Linien, *Walram* und *Otto*, zu Enkeln dieses ersteren *Arnolds* gemacht, da sie doch vielmehr Urenkel von dem Bruder desselben waren. Auch das ist unserm Vf. eigenthümlich, daß er die Grafen *Ruprecht* und *Heinrich* zu Gaugrafen im Lahngau erhebt und jedem seinen bestimmten District anweist. Diese einzige Probe wird übrigens zureichen, um das Urtheil zu rechtfertigen, daß es besser gewesen wäre, wenn sich der Vf. nicht auf das Gebiet der Geschichte gewagt hätte. — *Dritter Abschnitt: Historisches Fragment der Stadt Wiesbaden.* Meist aus *Schenk's* Geschichtsbeschreibung der Stadt Wiesbaden.

*Zweytes Buch: Topographie. Erster Abschnitt: Topographie der Stadt. Zweyter Abschnitt: Das Tannus-Gebirge.* Bey diesen beiden Abschnitten findet Rec. nichts zu erinnern. *Dritter Abschnitt: Alterthümer.* Nachrichten von einigen geöffneten Todtenhügeln, denen ein Kupfer beygefügt ist. Auch eine daselbst gefundene Inschrift, die, so viel Rec. sich erinnert, noch nicht bekannt gemacht ist, wird hier mitgetheilt. Wir setzen sie hierher:

IN H. D. D.  
 APOLLINI. TOV  
 TIORIGI:  
 L. MARINIVS  
 MARINIA  
 NVS ꝯ LEG VII  
 GEM P F EX AFF  
 D. D. D. FORTVNAE VO  
 TI COMPOS.

Der Vf. erklärt diese Inschrift folgendermaßen: *In Honorem Deorum Dearumque Apollini Toutiorigi Lucius Marinus Marinianus Centurio Legionis VII. Geminae Piae Felicis Ex A. f. f. Dat. Dicat. Dedicat. Fortunae Voti Compos.* Die erste Zeile möchte hier vielmehr zu lösen seyn: *In Honorem Domus Divinae.* (Vgl. Schöpfelin. *Alsat. illustr.* T. I. p. 437.) In Ansehung der letzten Buchstaben in der siebenten Zeile ist der Vf. ungewiß, ob er sie richtig angegeben habe, oder ob nicht vielmehr AFR zu setzen sey. Der hier sich offenbarende *Apollo Toutiorix* wird übrigens wohl noch lange ein Gegenstück zu dem eben so räthselhaften *Apollo Gramus Mogonus* bleiben. Wenn der Vf. im Anfange dieses Kapitels behauptet, daß der *Pfalgraben* sich von Hungen bis an die *Ohm* in Hessen gezogen habe, so scheint er nicht bedacht zu haben, wo die *Ohm* fließt. — *Vierter Abschnitt: Kurze Bemerkungen über die Vegetation der Gegend von Wiesbaden.* Auch hier befriedigt der Vf. nicht. Er weiß zwar mancherley Pflanzennamen anzugeben; aber er weiß nicht, was zu einer botanischen Charakteristik einer Gegend gehört. So beginnt der Vf. mit den Flechten. Er nennt: *Verrucaria atrogrisea, sulphurea, olivacea*, sodann *Lobaria olivacea, glauca, rufescens*. Was er mit dem ersten und letzten Namen bezeichne, giebt er nicht näher an. Die Namen sind unbekannt; aber die damit bezeichneten Pflanzen dürften es, der Gesellschaft nach zu urtheilen, wohl nicht seyn. Die *Verrucaria atrogrisea* ist wahrscheinlich nichts anders, als der *Ehrhardische Lichen tephromelas*, so wie die *Lobaria rufescens* nichts anders, als *L. muralis* oder *L. saxicola*. Die *Lobaria glauca* ist dem Rec. gleichfalls bedenklich, da sie nach dem Vf. auf Steinen wachsen soll. Hatte er vielleicht die *L. saxatilis* vor sich? Auch die *Verrucaria olivacea* wird vermuthlich eine andere Varietät, nämlich die *guttata*, gewesen seyn! Sind diese Vermuthungen richtig, so hat der Vf. gerade nur diejenigen Flechten genannt, die fast auf jedem Steine in ganz Deutschland zu finden sind. Sollten aber diese Vermuthungen auch unrichtig seyn, so hat der Vf. die eine Hälfte dieser Pflanzen dergestalt bestimmt, daß Niemand wissen kann, welche er meynet, und in Ansehung der andern Hälfte bleibt das obige Urtheil bestehen. Es würde zu weit führen, wenn Rec. auch noch die folgenden Pflanzen aufzählen wollte. — *Fünfter Abschnitt: Mainz.* Der Vf. will

nicht glauben, daß Drusus dieser Stadt das *Daseyn* gegeben habe; er meynt, der Handel der Gallier habe schon früher die Anlegung einer Stadt an diesem so günstigen Orte veranlassen müssen. Uebrigens faßt er sich hier ziemlich kurz; doch wird weder der *H. Bonifacius*, noch die Erfindung der *Buchdruckerkunst* vergessen. — *Sechster Abschnitt: Der Rheingau.* Der Vf. irrt, wenn er behauptet, der Rheingau sey ehemals größer gewesen. Vielmehr gab es zwey Gaus dieses Namens, von denen bloß der eine seinen ehemaligen Namen erhalten hat. Das Wiesbaden nicht zum niederen Rheingau gehört habe (wie der Vf. annimmt); sondern vielmehr im Gau *Kunigefundra* gelegen war, ist allgemein bekannt. Uebrigens ließt man hier interessante Nachrichten.

*Drittes Buch: Physik, Chemie, sammt Anhang.* — *Erster Abschnitt: Physikalische Erscheinungen und Versuche bey den Quellen von Wiesbaden.* Hier findet man den Vf. nun auf dem ihm bekannten Gebiete, und ließt seine Nachrichten gerne. — *Zweiter Abschnitt: Chemische Untersuchung; Erforschung der Bestandtheile durch Reagentien.* — *Dritter: Physische Einwirkung des warmen, tropfbaren Bades auf den menschlichen Körper, mit besonderer Hinsicht auf die wahrscheinliche Wirkungsart der Bäder von Wiesbaden.* Da Rec. nicht Chemiker und Arzt ist, so darf er über diese Abschnitte nicht urtheilen. — *Vierter Abschnitt: Rapsodien (Rhapsodien) zu einer künftigen pragmatischen Geschichte der warmen Quellen und Bäder.* Hier ist der Vf. besonders darauf ausgegangen, seine Belesenheit zu zeigen. Er beginnt daher mit den *Gen. XXXVI, 24.* und der heißen Quelle des Skamander. Zu seinen Nachrichten ließe sich indessen mit leichter Mühe noch vieles zusetzen. — *Fünfter Abschnitt: Beschreibung der vorzüglichsten mineralischen Quellen in der Nachbarschaft.* Dieser Abschnitt enthält manche interessante Nachrichten. So z. B. S. 301. von *Selters.* „In der Mitte des vergangenen Jahrhunderts bezahlte der Pächter jährlich zwey Gulden zwanzig Kreuzer, nach einiger Zeit fünf Gulden. Durch einen besondern Zufall, sagt man, geschah's, daß vor fünfzig Jahren mehrere berühmte Aerzte an Magenweh litten, wegen man sie mit einigen Fudern des trefflichsten Firneweins aus christlicher Mildthätigkeit beschenkte, dessen Feuer nicht allein den stomachalischen Umständen unvergleichlich wohl that, sondern auch zugleich zu Hymnen, nicht etwa auf den alten Rheinwein, sondern auf das Selterfer Wasser inspirirte. Und diese wirkte nun so kräftig, daß nach zwanzig Jahren der Pacht auf 14000 Gulden stieg. Jetzt, da der Brunnen durch eine eige Commission verwaltet wird, sollen die Einkünfte, heißt es, auf das Fünffache gekommen seyn, denn mehr als eine Million Krüge sollen jährlich davon verführt werden. Vor (für) hundert große, gefüllte und verpichte Krüge bezahlt man einen franz. Ld'or auf dem Platz.“ — Die *Bornische Quelle* bey Schwalbach hat unsern Vf. sogar zum Dichter gemacht. S. 344.

Wie kann ich, o trauende Nymphe, an der geknickten  
 Urne,  
 Welcher deine treffliche Quelle entsperlt, ohne das Weh-  
 muth  
 Das Herze mir fällt, entlang zieh'n, ohne das innige Rüh-  
 rung,  
 Ob dem unverdienten Geschicke, den Frohsinn mir trübt,  
 Des romantischen Thals, deiner Haufung Geschenck. u. f. f.

In einem Epilog giebt der Vf. noch Nachricht über den Inhalt des *zweiten* Theils dieses Werks, der besonders die üblichen Mißbräuche bey der innerlichen Anwendung der mineralischen Wasser zeigen, den allgemeinen Nutzen der warmen Bäder erweisen, die Resultate, die der Vf. aus seinen eigenen Versuchen gezogen hat, mittheilen soll, u. f. f. Rec. wünscht noch, daß der Vf., ehe er von neuem vor das Publicum tritt, dem Hang, durch viele unnöthige Citate sich einen gewissen Glanz zu verschaffen, so wie der Sucht, unaufhörlich nach Witzeleyen zu haften, entlagen, und dagegen mehr Fleiß auf die Correctheit seiner Schreibart verwenden möge.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Heinrich Bosshard's*, eines schweizerischen Landmanns, *Lebensgeschichte* von ihm selbst beschrieben. Herausgegeben von *Joh. Georg Müller*. 1804. X u. 214 S. 8. (mit Bosshard's Bildnisse.) (18 gr.)

*Heinrich Bosshard*, ein Landmann von Rümikon, in der Pfarre Elsau bey Winterthur, geb. 1748., ist ein Mann, dessen Leben, ehrlich dargestellt, manchem nützlich seyn kann, und da die Lebensgeschichte des *armen Mannes in Toggenburg* und des *David Klaus zu Halberstadt* mit großer Theilnehmung gelesen wurde, so durfte auch *B.* für die seinige auf eine menschenfreundliche Aufmerksamkeit des Publicums rechnen. Er hat auch, so weit man sehen kann, redlich erzählt, und die vier bis fünf ersten Bogen sind in der That sehr interessant. Welchen Naivetäten begegnet der Leser! Man kann sich bey mancher Stelle des Lächelns nicht enthalten. Nur einiges zur Probe: Als Knabe hätte *B.* immer gern wissen mögen, wo die Welt ein Ende habe. — Seine Mutter verschloß ihm die Bibel, damit er nicht durch sein Bibellefen verrückt würde, und verwies ihn dagegen auf den Katechismus. — „Ich machte, heißt es S. 11., große Augen, als ich zum ersten Mal die Stadt Zürich und den See erblickte; ein so großes Wasser hatte ich mir nie vorgestellt; selbst das mittelländische Meer, von dem ich etwas gehört hatte, dachte ich mir nicht so groß!“ — Nach S. 40. mußte er einmal für den französischen Ambassadeur in der Schweiz, der zur Tagatzung nach Frauenfeld gereist war, unter Umständen, die in dem Buche selbst nachzulesen sind, für sieben neue Louis'd'ore seidene Handschuhe von Winterthur nach Frauenfeld tragen, und sollte das Geld dafür dem Fabrikanten zurückbringen. „Baarfuss lief ich nach Frauenfeld, fragte der Wohnung des Gesandten nach, fand sie, und klopfte leise an der Thüre. Ein prächtig gekleideter Diener öffnete sie. Ich übergab das Päckchen. Nach einer

Weile ward ich herein gerufen. Der Ambassadeur saß auf einem schönen Sessel und hatte seine Füße auf einen andern gelegt. Als ich so baarfuss in die Stube trat, durchbohrte er mich fast mit seinem Blicke. Er sprach französisch mit seinem Bedienten. Dieser nahm ein kleines, sauberes Kästchen hervor, und leerte es auf dem Tische aus. Es war lauter Gold. Mittlerweile warf ich mit Bewunderung einen Blick auf die schönen Landschaftchen, die an der Wand hingen. Er rasselte die Doublonen gewaltig umher, und, durch das Geräusch gereizt, warf ich einen gleichgültigen Blick darauf. Ich muß gestehen, wenn ich Verführung gehabt hätte, etwas wegzunehmen, die Reihe wäre sicherlich an die Landschaftchen gekommen. Als er mich so gleichgültig gegen das Geld, und so begierig nach den Landschaftchen sah, sagte er zu seinem Bedienten etwas, das ich verstand, und mich sehr freute: Er wird das Geld nicht stehlen; gebt es ihm unverfiegelt; geht er damit durch, so zahle ich es noch einmal. Man gab mir also das Geld in die Hand. Er befahl, daß man mir einen Trunk Wein holen sollte. Ich mußte mich in demselben Zimmer auf einen schönen Sessel setzen. Noch nie fielen mir meine schlechten Kleider so sehr auf; ich saß wie auf Dornen auf dem weichen Sessel. Er sah mich freundlich an, und sagte: *bon, bon, mon ami*. Ich sagte: *oui, Monsieur, fort bon*. Er wollte ferner mit mir reden; ich konnte aber nichts weiter; der Bediente mußte der Dollmetscher seyn.“

Weiterhin findet sich noch manches, was den Leser anzieht und unterhält; allein der Herausg. hat in den folgenden Bogen nicht mehr so viel Fleiß an die Handschrift gewandt, und in der letztern Hälfte der Schrift ist die Erzählung größtentheils im Chroniken-Stil abgefaßt. Der aufmerksame Leser stößt zugleich auf manche Lücke; wir wissen nicht, ob das Weggelassne vom Vf. selbst, oder vom Herausg. ausgelassen worden. Waren es Selbstgeständnisse des Vfs., so wäre es besser gewesen, diese dem Leser nicht vorzuenthalten. Sollte z. B. *Bosshard*, der mit so vielen *Frommen* in Verbindungen stand, nicht noch manches andere, als man hier zu lesen bekommt, erzählt haben? Inzwischen bleibt diese Schrift sehr schätzbar, und Rec., der ihr, auch um des, dem Vernehmen nach, in gedrückten häuslichen Umständen sich befindenden Vfs. willen, gern viele Leser verschaffte, darf versichern, daß man an *Heinrich Bosshard* einen nicht unmerkwürdigen Mann kennen lernen wird. Man findet z. B. in dieser Biographie Bemerkungen über *Bahrds neueste Offenbarungen Gottes*, *Michaelis's Bibelübersetzung*, *Herders älteste Urkunde des Menschengefchichts*, und mitunter treffliche Reflexionen dieses Natursohns, die vermuthlich besser, als Verschiedenes von fremder Hand, daß in diese Biographie aufgenommen ist, gefallen werden. Denn z. B. der S. 108. eingerückte Brief des sel. *Hahns* verräth den Sectirer, der nur die ihm Gleichgesinnten Erleuchtete nennt, und von Andersdenkenden urtheilt, daß sie nur zu sehen meynen. *B.* selbst, der sich über den verachtenden Blick,

Blick, den sich Sectirer gegen ihn erlaubten, beklagt, vergißt sich ebenfalls S. 124., indem er nach einer sehr kurzen Bekanntschaft in einem Hause, aus sehr unzureichenden Anzeigen, sogleich schließt, daß in diesem Hause wenig ächte Religion herrsche. Sehr gut bemerkt er hingegen bey Mittheilung der Idee Hahns, daß die Lehre von der natürlichen Unsterblichkeit der Seele ein Traum sey, und daß Gott die Menschen nur um Christi willen auferwecke: „Ich beruhige mich bey dem Gedanken, daß unser Glaube oder Unglaube in diesem Stücke an der Sache nichts ändert; in Dingen, woran kein Mensch etwas ändern kann, ist unser Glaube oder Unglaube nicht von besondern schädlichen Folgen.“ Ferner, antwortete er einem Manne, der nach der Art aller fauern und süßen Schwärmer gegen die Vernunft loszog, und von ihm verlangte, daß er die seinige unter den Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen sollte: „Unter den Gehorsam meines Glaubens, aber nicht unter andrer Leute ihren!“ Und als gewisse Pietisten, bey denen er Erbauungsfunden hielt, über die Geistlichen und die böse Welt eiferten, sagte er:

„Wenn die Pfarrer über Euch auf den Kanzeln losziehen, und Ihr in den Erbauungsfunden über die Pfarrer schimpft, so sind beide Theile gleich fromm.“ Schön bemerkt er S. 168.: „Wer nicht Leiden verschweigen kann, der kann sie auch nicht ertragen.“ Ueber Eine Sache findet man keine Auskunft in dieser Schrift. Es fällt nämlich auf, daß B., der doch seiner eigenen Erzählung nach so sehr arm ist, so oft in der Welt herumreißt; sollte vielleicht diese Unstetigkeit sein Fehler seyn? Dann giebt aber diese Biographie kein Licht darüber, wie es kam; daß B. sich so oft unruhig umhertrieb. Vielleicht hat ein zweytes, noch versprochenes Bändchen nach, was man in diesem ersten vermißt, und wir erfahren dann auch des Vfs. Lage unmittelbar vor, während und nach der Revolution in der Schweiz. Möge dem Vf., der so viele Erfahrungen in seinem Leben machte, und in der Schule der Trübsale so sehr geprüft ward, durch den Vertrieb dieser Schrift eine bedeutende Unterstützung in seinen bedrängten Umständen zu Theil werden! Dies ist des Rec. aufrichtigster Wunsch, womit er diese Anzeige schließt.

### KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Zerbst, b. Kramer: *Was haben Obrigkeiten zu thun, um dem gemeinen Manne das scheinbare Mißtrauen gegen die Obrigkeiten zu benehmen und ihn zu überzeugen, daß das Bestreben der letztern nur die Wohlfahrt des erstern zum Zweck habe?* 1803. 66 S. 8. (12 gr.) — Der ungenannte Vf. dieser dem Königl. Preuls. Geheimen Oberfinanzrath und Kammerpräsidenten von Angera gewidmeten kleinen Schrift fängt damit an, zu beweisen, daß Mangel an Zutrauen, so wie in engern gesellschaftlichen Verbindungen, auch in den größern des Staats, das Glück der Mitglieder untergrabe. Er glaubt, daß dieser Mangel an Zutrauen sich besonders bey den niedern Ständen finde, theilt solche in drey Classen: Bemittelte Bürger in kleinen Städten; geringe Bürger und Handarbeiter; Unterthanen des platten Landes; und wirft die Frage auf: Woher entsteht dies Mißtrauen, und worin gründet sich der Mangel an Zutrauen gegen die obrigkeitlichen Anordnungen? Er findet die Ursache theils in dem gemeinen Manne selbst, theils in den Unterobrigkeiten. Jener wird weder durch häusliche Erziehung, noch durch Schulunterricht so gebildet, wie es seine Bestimmung als Staatsbürger fordert. Sehr oft wird er auch durch böse Beispiele verdorben. Auch der Charakter des gemeinen Mannes, den der Vf. also bestimmt: „Eigenliebe, Kleben an Vorurtheilen, Eitelkeit oder Blödigkeit, Starrköpfigkeit, Mangel an richtigem Gemeininn, mißverständlicher Innungs- oder Commungelst, gepaart mit Dummheit,“ wirkt nachtheilig. Als eine vierte Ursache giebt er „die seit mehreren Jahrzehenden so merklich gesunkene Moralität des gemeinen Mannes“ an. Indem der Vf. zu dem Antheil, den die Obrigkeiten an diesem Mißtrauen haben, übergeht, verwahrt er sich, daß nur von den Unterobrigkeiten die Rede sey. „Ich bevorworte,“ sagt er S. 31., „hierbey ausdrücklich, daß nur von dem Betragen derjenigen Obrigkei-

ten hier die Rede seyn kann, welche den Unterthanen unmittelbar vorgesetzt sind, da die höhern Behörden nur sehr selten mit den gemeinen Volksklassen zu thun haben, und sich bey Untersuchungen, Ertheilung höherer Verordnungen und dergleichen auf die erstern verlassen müssen.“ Nach Rec. Meinung und Erfahrung geben diese eben so oft, als jene, dem Unterthanen zum Mißtrauen Veranlassung. Der Vf. untersucht das Benehmen der Obrigkeiten a) als öffentlicher Personen und b) im Privatleben. Sie sind mit dem Charakter ihrer Untergebenen nicht hinlänglich bekannt, und daher oft zu streng, oft unzeitig gelinde. Sie sind da nicht vorichtig genug, wenn das Interesse des Staats mit dem der Unterthanen collidirt; sie hängen oft zu sehr an Lieblingsideen, die sie durchsetzen wollen. Dies ist nach Rec. Erfahrung einer der Fehler, durch welchen den Unterthanen am häufigsten Gelegenheit zum Mißtrauen und zur Unzufriedenheit gegeben wird, und von dem auch die redlichsten und einsichtsvollsten Staatsbeamten nicht immer frey sind. Der Vf. geht nun zum Privatleben der Beamten und dann zu den Mitteln über: besserer Unterricht, sorgfältige Wahl der Unterobrigkeiten, nicht nur in Rücklicht auf ihre Kenntniße, sondern auch auf ihren Charakter; Offenheit und Geradheit; Unparteylichkeit bey allen obrigkeitlichen Verhandlungen; Belehrung der Unterthanen und Geneigtheit der Obrigkeiten, jeden Unterthan, der Hülfe und Rath sucht, zu hören.

Wenn man auch in dieser Abhandlung keine neuen Aufschlüsse und keine vorzügliche Darstellung findet: so muß man doch des Vfs. geradem Sinne und dem Wunsche Gerechtigkeit widerfahren lassen, etwas zur Steuerung eines Uebels beyzutragen, das allerdings eins der größten in unsern Staatsverbindungen ist.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 4 April 1805.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

KOPENHAGEN, b. Gyldendal: *Theologisk Maanedsskrift for Faedrelandets Religionslaerere*. Udgivet af L. Nikolai Fallesen, første revider. Capellan etc. 1803. Januar — Jun. Erster Band. VIII. u. 711 S. 8. Zwoyter Band. Julius — December. 1803. VI u. 712 S. 8. Dritter Band, 1804. Jan. — Jun. II u. 716 S. 8.

Die dänische Preserverordnung vom 27 Sept. 1799. hatte anfänglich für die ganze dänische Literatur, und auch für die theologische, eine Art von Stillstand zur Folge, der, wenn er lange gedauert hätte, für den Zustand der Wissenschaften in Dänemark nothwendig höchst nachtheilig hätte werden müssen. Allmählig scheint man sich von dem ersten Schrecken wieder erholt zu haben, und es treten, auch in den Fächern der Theologie und Religionswissenschaft, hier und dort je mehr und mehr Schriftsteller hervor, welche sich durch das Verbot aller Anonymität (dies sah' man mit Recht als das Härteste von allem in jener Verordnung an) nicht länger abhalten lassen, mit schuldiger Vorichtigkeit und anständiger Freymüthigkeit auf dem Felde der Wissenschaften zu erscheinen, und ihr wohlthätiges Licht, so weit es Zeiten und Umstände gestatten, leuchten zu lassen. Den braven Fallesen nennt Rec. mit Vergnügen als einen Mann, der sich zuerst durch sein *theologisches Magazin*, welches meist Uebersetzungen vieler mit Freymüthigkeit verfaßter Abhandlungen aus dem Deutschen enthielt, und nun durch die *theologische Monatschrift*, welche mehr originale dänische Abhandlungen liefert, große Verdienste um die gute Sache erwarb und fortdauernd erwirbt. Wir machen unsere Leser nur auf die interessantesten Stücke aus den dray ersten Bänden dieser Monatschrift aufmerksam.

Erster Band. Januar. „Was uns bey den vielen verschiedenen Religionsmeinungen beruhigen soll?“ Von dem Herausg. Die vier Beruhigungsgründe, 1) das diese Verschiedenheit in der menschlichen Natur gegründet, 2) das sie der Wahrheit zuträglich, 3) das sie der Hauptsache in der Religion, welches Tugend und Gottesfurcht ist, nicht nachtheilig, und 4) mit der Hoffnung auf helleres Licht im künftigen Leben verbunden ist — werden auf eine eben so einleuchtende als gefällige Art entwickelt (S. 1 — 26.). „Etwas über die sogenannten Bölgde-Prediger in Norwegen“ Vom Pastor E. Hagerup in Wärdalen. Hans Haage ist der Anführer eines Haufens fanatischer Menschen, die mit Buispredigen in vielen Gegenden von A. L. Z. 1805. Zwoyter Band.

Norwegen viel Unheil stiften, das Volk wider die Prediger aufhetzen und sich auf alle Weise Anhang zu verschaffen suchen. Selbst nachdem sich die Obrigkeit einiger von ihnen wegen eines begangenen Mordes bemächtigt hat, setzen die übrigen den Unfort und beklagen ihre eingesperrten Gefellen als Märtyrer für die gute Sache Jesu und des heil. Geistes. Der Stifter dieler, zufolge neuern Nachrichten, schon bis zu mehrern Tausenden von Gliedern angewachsenen Sekte, ist ein Bauer aus *Sonnenfels*, und Hr. Hagerup fordert am Schlusse seines Briefes den Prediger dieses Ortes auf, bestimmte Nachrichten von der Entstehung dieser Schwärmerey zu geben (S. 77 — 89.). Februar. Nebst mehrern Uebersetzungen aus dem Deutschen enthält dieses Stück J. Kants Aufsatz: „Vermuthlicher Anfang der Menschengehichte“ (S. 148 — 174.), und eine genaue Nachricht von dem Zustande des Privatunterrichts in Dänemark und Norwegen (S. 218 — 237.). In Dänemark befinden sich 64, und im ganzen Königreich Norwegen nicht mehr als 9 Privatanstalten; welches um so mehr Verwunderung erregt, da aus andern Nachrichten bekannt ist, wie mißlich es hier auch noch um die öffentlichen Schulen steht. Das März-Stück schließt mit *Luthers Homiletik in nuce*; der an die Kanzel in Torgau geschrieben haben soll: „Geh frisch hinauf — Thu das Maul auf — Hör bald auf!“ April. „Ueber den Grund, die Ursachen und Heilmittel der heutigen Vorurtheile wider das Studium der hebräischen Sprache;“ eine von Talent, Einsicht und seltenem Eifer für den benannten Gegenstand zeugende Abhandlung, welche von dem Vf., Candidat Fross, seinem würdigen Lehrer *Moldenhauer* zugeeignet ist (S. 465 — 500.). May. Ausser vielen Uebersetzungen findet sich hier (S. 598 f.) die Nachricht von der Doctorpromotion des Hn. Prof. Müller, dessen gelehrte und wohlgeschriebene Inauguraldisputation handelte: *De Hierarchia et studio vitae asceticae, in sacris et mysticis Graecorum Romanorumque latentibus. Accedit auctarium de Disciplina arcana Eleusiniorum*. Hafn. 1803. Junius. Beschreibung der Predigerordination (S. 701 f.) und des Confirmationsactes des Prinzen Christian und der Prinzessinnen Juliane und Louise von Dänemark, berichtet vom Bischof Ballø den 22 May 1803. von 4 — 7 Uhr Abends.

Zwoyter Band. Julius. Der Herausg. theilt hier nicht nur eine von ihm gehaltene Predigt über den Selbstmord, sondern zugleich einige von Deutschen aufgenommene Abhandlungen über eben denselben Gegenstand mit. Die Predigt ist nicht übel geschrieben, erschöpft aber ganz und gar nicht ihren Gegenstand.



stand. Die Abhandlungen sind von *Staudlin* und aus *Beyers* Museum (S. 1—77.). *August*. „Briefe von einem alten Prediger an seinen Sohn auf der Universität.“ Der ungenannte Vf. giebt seinem Sohne treffliche Lehren, warnt ihn vor dem Vernachlässigen der sogenannten Brodwissenschaften, empfiehlt ihm die von *Heydenreich*, *Niemeyer*, *Schwarz*, *Schrödter* u. a. den jungen Theologen ertheilten Rathschläge, und läßt es an nichts fehlen, um seinen Sohn auf gutem Wege zu erhalten. Die treuherzige Sprache zieht an und läßt vermuthen, daß die Briefform mehr, als bloße Einkleidung, ist (S. 113—153.). „Die Hindernisse der Einführung des neuen Gesangbuchs auf dem Lande.“ Der Prediger *Larson* und charakterisirt den seeländischen Landmann, dessen Trägheit, Stupidität und Eigensinn trefflich, und erweckt durch diese wohlgeschriebene Abhandlung neuerdings den Gedanken, daß eine weise Regierung in Sachen der Liturgie, des Kirchen- und Schulwesens die Vornämderin des ungebildeten und unaufgeklärten Volks seyn müsse, wenn dieses nicht, bey einer allzu liberalen Behandlung desselben, jede Verbesserung hartnäckig von sich weisen soll (S. 154—177.). *September*. Die „Lebensbeschreibung des Probstes *P. H. Herzberg* zu Findaas in Norwegen“ ist überaus lehrreich für junge Prediger, und der Herausg. könnte sich ein großes Verdienst um seine Leser erwerben, wenn er ihnen recht viele ähnliche Biographien mittheilte (S. 266—317.). „Etwas mehr von den *Böigedepredicanten* in Norwegen.“ Hier werden mehrere Schriften des schwärmerischen *Hough's* angezeigt und Auszüge aus denselben mitgetheilt, die voll von mystischem Unsinne sind, und dabey solche grobe Ausfälle auf die Prediger in Norwegen enthalten, daß man erstaunen muß, wie dergleichen zu einer Zeit hat gedruckt und unter dem Volke verbreitet werden dürfen, wo doch so mancher andere Mißbrauch der Pressfreyheit mit der äußersten Schärfe gerügt wurde (S. 318—347.). *October*. „Was ist die Ursache der zunehmenden Geringschätzung der Religiosität und Moralität unter dem Volke? und wie kann ihr Einhalt gethan werden?“ Von *J. H. Larson* (S. 377—443.). Hier werden von der Verachtung des Predigers, seines Standes und seiner Geschäfte Beyspiele erzählt, die fast unglücklich sind; und wenn der Vf., Prediger zu *Vindebye*, ohne Uebertreibung die Lage des Predigers so dargestellt hat, wie sie, besonders auf dem platten Lande, wirklich ist (wogegen doch von dem Herausg. S. 410. 422. u. a. a. O. verschiedene Gegenbemerkungen gemacht werden): so sollte man meynen, es sey in Dänemark mehr Ehre und Freude dabey, Unterofficier und Handwerksgefelle, als Prediger und Gelehrter zu seyn. „Briefe eines alten Predigers u. s. w.“ Fortsetzung vom Auguststück (S. 444—460.). Der wackere Vf. bleibt sich gleich. Würden seine Wünsche von allen jungen Theologen befolgt: so müßte schon dadurch eine der vornehmsten Quellen der Verachtung der Geistlichkeit verstopft werden. *November*. „Einrichtung einer Rede in allen ihren verschiedenen Theilen u. s. w.“ aus *Blair's* Vor-

lesungen u. s. w. frey und schön übersetzt von dem fürs Gute so wirksamen Prediger *A. P. Meden* in Aalborg (S. 481—547.). „Reglement für die französisch-reformirte Gemeinde in Kopenhagen.“ Unbedeutend und is nichts dem Geiste des Zeitalters angemessener, als ein älteres, von der Königin *Charlotte Amalie*; der Stifterin der deutschen und französischen Gemeinden; herrührendes Reglement von 1714 (S. 587—597.). *December*. „Welche Kenntnisse sind dem christlichen Religionslehrer nothwendig?“ Von *J. J. Larson*. Der Vf. stimmt im Ganzen genommen ziemlich genau überein mit dem, was *Löffler* in der Abhandlung, womit sein Magazin für Prediger beginnt, gesagt hat. Ein zu großes Gewicht legt *Larson* auf das Studium der Arzneykunde (S. 656.). Ein vernünftiger und erfahrener Mann wird, auch ohne daraus ein eigentliches Studium zu machen, von der Gesundheitspflege leicht so viel lernen, als zum Hausbedarf nöthig ist. Geht er weiter, so geräth er in Gefahr; die Seelsorge über der Leibespflege hinauszusetzen; und das hat mehrerley schlimme Folgen. Die Abhandlung ließt sich sonst gut (S. 601—659.).

*Dritter Band. Januar*. „Zustand der katholischen Kirche in den dänischen Staaten; besonders in Kopenhagen.“ Vom Pastor *Mourier*. Außer in der Residenz haben die Römischkatholischen noch Kirchen in Altona, Fridericia, Glückstadt, Helsingör und Kiel. Die Zahl der Gemeindeglieder in Kopenhagen beläuft sich allein auf 4 bis 5000, und doch sollen (S. 14) die beiden Prediger nicht mehr, als jeder 300 Rthlr., und der Kaplan 130 Rthlr. jährliche Einkünfte haben! Der Vf., französisch-reformirter Prediger in Kopenhagen, bedauert (S. 13 f.), daß durch die Hierarchie nur in der römischen, und nicht auch in der protestantischen Kirche das Entstehen so vieler skandalöser Sekten verhindert wird; auch hält er (S. 15.) das Gesetz des Coelibates für sehr vortheilhaft (S. 1—24.), „Ueber die Ausübung des reformirten Cultus in Helsingör.“ Hiermit steht in Verbindung ein Brief des Pastors von *Gehren* in Kopenhagen und zwey Briefe des engländisch-reformirten Predigers *Jakson* in Helsingör, welche sich in dem *März-* und *April-*Stücken der Monatschrift befinden. Es erhellt daraus, daß bis 1792. der deutsch-reformirte Prediger von *Gehren* bey den Reformirten in Helsingör die *Sacra* administrierte; daß man mit Bewilligung der Regierung im J. 1792. eine eigne Kirche erbauete und einen Prediger der bischöflichen Kirche aus England, Hn. *Jakson*, anstellte; daß man sich aber schon 1795. mit diesem entzweyete und nun seit einigen Jahren ohne allen Cultus ist. Der fixe Gehalt ist indessen dem Pred. *Jakson* von der Regierung zuerkannt worden, und die Reformirten in Helsingör müssen ihm diesen, so lange er lebt, jährlich mit 100 Pf. St. entrichten (S. 24. 341. 420. u. 427.). *Februar*. „Einige Anmerkungen wider die Pestalozzische Unterrichtsmethode.“ *Auditor et altera pars!* — ist des Herausgebers Wahlpruch (S. 106.), dem zufolge er dem dänischen Publico, das bisher bloß für die Pestal. Methode reden zu hören gewohnt war, aus

*Steinmüllers* bekannter Schrift *wider* dieselbe die bedeutendsten Einwendungen mittheilt. Die Acten scheinen in Dänemark über diesen Gegenstand noch nicht geschlossen, und man muß abwarten, wie die ungeordnete königl. Commission, bestehend aus dem Bischof *Balle*, Prof. *Münter* und Probst *Plum*, sich darüber erklären wird (S. 105 — 177.). Eine schöne Predigt über die Erziehung von *Clausen* und eine vortreffliche Predigt über Luthers Verdienste von *Thonboe* schliessen dieses Heft. März. „Was ist nothwendig, wenn der Religionslehrer mit seinem Zeitalter fortschreiten soll?“ Von *J. H. Larsen*. Die Weitfchichtigkeit abgerechnet, verdient auch diese Abhandlung des fleißigen *L.* alles Lob, und verräth einen jungen Mann von Eifer und Wärme für seine und seiner Amtsbrüder Veredlung (S. 217 — 317.). April. „Ueber den mündlichen Vortrag,“ und: „Die Kunst, sich zum Redner zu bilden, nebst einem Zusatze hierzu von *Sulzer*,“ aus dem Englischen des Hg. *Blair* übersetzt von *Miden* (S. 361 — 419.). „Die katechetische Probe.“ Diese geschieht nach einem königl. Rescript vom J. 1792. so, daß sich niemand zum Predigerdienst melden darf, der sich nicht drey solcher Proben vor dem Bischof, einem Prof. der Theologie und einem Hauptprediger unterworfen hat (S. 432 — 454.). May. „Versuch einer rein-biblischen Darlegung der Lehre der heil. Schrift von der Taufe; nebst einer Geschichte derselben in den drey ersten Jahrhunderten.“ Die Abhandlung zeugt von guten exegetischen Kenntnissen, erhielt, da sie als Preisschrift in lateinischer Sprache übergeben wurde, von der theol. Facultät das *Accesit*, und erscheint hier in einer dänischen Umarbeitung (S. 481 — 624.). Junius. „Die Bischofsordination in der Frauenkirche auf Himmelfahrt 1804 den 10. May.“ (S. 625 — 716.). Man sage ja nicht, daß die Geringschätzung der Religion in Dänemark eine Folge von Neuerungs liebe in der Liturgie sey. Hier liegt der Beweis vor Augen, daß man in Beobachtung der Ceremonien bey der feyerlichen Einweihung von fünf neuen Bischöfen zu Anfang des 19ten Jahrhunderts noch um kein Haar breit von der Form abgewichen ist, welche man bey ähnlichen Veranlassungen schon in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts zu beobachten pflegte.

### ARZNEYGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Schröder: *Ueber das Verhältniß der Wechselregung, Nervennwirkung und Bewegung im thierischen Organismus*, von Dr. A. H. F. Gräffeldt, A. in Altona. 1803. 216 S. 8. (16 gr.)

Nach der Versicherung des Vfs. ist es ein Hauptzweck dieser Untersuchungen, das Nervensystem in seinen Verhältnissen zu den übrigen Hauptsystemen der thierischen Organisation darzustellen. Es sind dieser Untersuchungen vier: über die synthetischen Verhältnisse der Organe, von den antagonistischen Verhältnissen und der Bewegung der Organe, Prüfung der Niemeyerschen Theorie von der Wirkungs-

art des Willens und über die sogenannte Rückwirkung des Hirns, denen zuletzt vermischte Bemerkungen, als Anhang, beygefügt sind. Unmöglich können wir dem Vf. in seiner ganzen Meditation folgen; wir wollen aber wenigstens den Anfang seines Raisonnements ausziehen, um die Art desselben bemerklich zu machen und aus demselben das Urtheil auf das Ganze zu leiten. Nachdem die Existenz eines allgemeinen Associationsverhältnisses, Consensus, Sympathie der organischen Gebilde in Hinsicht ihrer Thätigkeit dargethan ist, kommt es den Physiologen zu, die Verbindungsglieder, durch welche jenes Verhältniß unter den sämmtlichen auch entferntesten Organen vermittelt ist, in der Erfahrung nachzuweisen. Ausser diesem allgemeinen Verhältniß, worin sämmtliche Theile des Systems der Organisation stehn, giebt es noch speciellere Associationsverhältnisse, welche durch jenes allgemein nicht ausgeschlossen werden. Sollen die Organe sich in ihren Reizungen associiren können, so müssen sie in einem Verhältniß von Antagonismus stehn. Sie müssen aber auch Receptivität für ihre Wechselthätigkeit auf einander haben. Sollen die Organe sich wechselseitig zur Thätigkeit erregen können: so müssen sie sich auch wechselseitig in den Zustand der Reizung versetzen können. Alle organische Thätigkeit ist eine synthetische, nur beym harmonischen Zusammenstimmen der sämmtlichen Gebilde in ihrer Thätigkeit; Perennität und Integrität des Organismus gegeben. Wir unterscheiden am Organismus verschiedene zusammenhängende Ganze, das der Nerven, Blut- und Lymphgefäße und des Zellgewebes, aus deren Zerästelungen die verschiedenen kleinern und größern Organe zusammengesetzt werden, indem Zweige von jedem jener zusammenhängenden Ganzen zur Verbindung in mannichfaltigen Verhältnissen zusammentreffen. Jedes einzelne Organ constituiert also ein aus dem Zusammentreffen von Theilen jener zusammenhängenden Ganzen gebildetes Aggregat. Das zur Thätigkeit erregte Organ pflanzt seine Thätigkeit nach allen den Punkten hin, wo es mit einem erregbaren Theile in Berührung ist, mit dem es in Wechselwirkung treten kann. Ausserdem stehn gewisse einzelne Organe und Aggregate von Organen unter einander noch in besondern engeren Associationsverhältnissen. Dies ist der Fall mit dem Assimilationsgeschäft, dieß der Fall mit der Function, welche eine dem Assimilationsgeschäft entgegengesetzte Tendenz hat. Zu dieser speciellen Function des Organismus treten mehrere, verschiedenartige Aggregate von Organen in eine engere Association von Thätigkeit, z. B. zum Desazotiren die verschiedenen Theile des Harnsystems, zur Decarbonisirung die Werkzeuge der Respiration, zur Deshydrogenisation die Milz und Leber mit dem untern Theile des Darmkanals. Auch das Zeugungsvermögen gehört hieher. Im höhern Organismus stehn noch besonders die Sinn- und Bewegungswerkzeuge mit den Theilen des Marksystems in speciellster Association. Diese Association wird vermittelt, wenn entweder die beiderseitigen Bestandtheile

in unmittelbarer Berührung und Wechseleirregung stehen, oder sie durch Verbindungsglieder, welche das erforderliche Leitungsvermögen besitzen, geschieht. Diese engeren Verbindungen geht nun der Vf. durch, und handelt 1) vom zusammenhängenden Ganzen der Nerven, wobey der Vf. eine stete innere Regsamkeit und Thätigkeitsäußerung annimmt, wenn man auch das Wie nicht bestimmen könne; 2) vom zusammenhängenden Ganzen der Gefäße, wo einige *Reisfche* Meinungen bestritten werden; 3) vom zusammenhängenden Ganzen des Zellgewebes. Alle organische, erregbare Theile besitzen, als unaufhörlich durch einander erregt, ein Leitungsvermögen zum gegenseitigen Dienst und können in so fern das erforderliche Verbindungsglied constitüiren. Die Geschwindigkeit der Fortpflanzung der Reizungen und Thätigkeiten von einem Organe zum andern erhält sich wie die Erregbarkeit der Leiter; die Nerven sind die besten Leiter des Incitamentes. Nach diesen und andern fruchtbaren Resultaten kommt der Vf. auf die Abnormitäten dieser zwischen den organischen Gebilden bestehenden Affociationsverhältnisse, und giebt dem Pathologen mehrere treffliche Winke und Aufschlüsse, die leider für diesen Ort nur zu weitläufig werden würden. II. Von den antagonistischen Verhältnissen und der Bewegung der Organe. Diese Abhandlung hängt eigentlich unmittelbar mit der vorigen zusammen. In jener theilte der Vf. das zwischen sämmtlichen organischen Theilen existirende Verhältniß der Wechseleirregung in das des Antagonismus und der Affociation, und zeigte, wie sich die organischen Theile wechselseitig zur Thätigkeit bestimmen; jetzt deducirt er, wie sie sich in ihrer Thätigkeit beschränken. Der Vf. führt dieses auf die Grundsätze der Naturphilosophie zurück, gegen deren Allgemeingültigkeit doch jetzt von mehreren Seiten gestritten wird. Er sucht dieser Deduction dadurch mehr Annehmlichkeit zu geben, daß er sie immer auf die abnormen Zustände in Anwendung bringt. Recht schön ist unter andern das, was von den Krämpfen und ihren ursächlichen Verhältnissen gesagt wird. III. Prüfung der *Niemeyerschen* Theorie von der Wirkungsart des Willens. Der zu früh verstorbene *Niemeyer* nahm an, der Wille wirke durch Entziehung des Incitaments oder reizmindernd (schwächend) auf die ihm unterworfenen Muskeln. Der Vf. prüft *N's* Gründe, und zeigt, daß und warum sie nicht statthaft seyen. Diese Prüfung ist inzwischen mit sehr vieler Schonung unternommen! IV. Ueber die Rückwirkung des Gehirns. Der Vf. hält sie

nicht für eine zufällige oder bloß abnorme Thätigkeitsäußerung desselben, sondern für eine nothwendige und normale. Jeder, durch die Einwirkung äusserer Gegenstände erregten, Vorstellung geht eine Erregung der Gehirnthätigkeit, welcher sie correspondirt, voraus, und jedem Acte des Willens entspricht eine verstärkte Erregung der Thätigkeit. Nicht jedw. verstärkten Erregung der Nerventhätigkeit entspricht eine Empfindung. Wir nehmen oft Empfindungen wahr, wenn durch die Einwirkungen negativ thätiger Potenzen auf den Organismus die Erregung der Nervenenden und mittelbar die der Hirnthätigkeit in beträchtlichem Grade vermindert wurde. Es associiren sich demnach correspondirende Vorstellungen nicht bloß der verstärkten, sondern auch der verminderten Thätigkeit der Nerven und des Hirns. Nun kommt die Reihe an die abnorme Rückwirkung des Hirns auf die mit ihm im Affociationsverhältnisse stehenden Gebilde. V. Vermischte Bemerkungen, oder Resultate aus den vorigen Untersuchungen. Die Nerven sind die Bedingnisse der Organisation auf ihrer höhern Stufe. Dadurch wird eine Reihe ganz neuer Phänomene geschaffen und Mannichfaltigkeit und grössere Vollkommenheit in die vorher höchst einfachen und weniger bemerkbaren Irritabilitäts- und Reproductionserscheinungen gebracht. Indem das Marksystem zwischen die vegetative und intellectuelle Organisation als Verbindungsglied tritt, begründet es die Möglichkeit der Sinnlichkeit und willkürlichen Bewegung. Als Leiter der Vorstellungsreize sind die Nerven-Organe des äussern Sinnes zu nennen. Das Nervensystem ist das vorzüglich Vermittelnde für die speciellere Affociation der Thätigkeiten der sämmtlichen Gebilde. Alle Nerven sind Leiter für die Willens- und für die Vorstellungsreize. Die peripherischen Enden der Nerven können mit den Gegenständen der äussern Natur in Wechselwirkung treten, ohne daß zwischen beiden eine unmittelbare Berührung ihrer Theile statt hat, wenn nur durch einen dazwischen liegenden dritten Körper die Leitung zwischen denselben vermittelt wird. — Dies sind nur Bruchstücke, ein unvollkommener Auszug aus dem gehaltvollen Werke des Vfs., welches als ein sehr gelungener Versuch, die wichtige und weitläufige Lehre des *Consensu* oder der *Sympathie*, der Wechseleirregung, wie sie von *Hn. G.* genannt wird, mit den neuesten Entdeckungen in der Physiologie in Zusammenhang zu bringen, angesehen werden kann.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 5. April 1805.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

HAMBURG, h. Bachmann u. Gundermann: *Versuch einer kritischen Uebersicht der Völker-Seerechts*. Aus der Geschichte, der Staatslehre und der Philosophie in Hinsicht auf ihre Streitigkeiten bearbeitet von *Ludolf Holst*, beider Rechte Doctor, Mitglied der Hamburgischen Gesellschaft der Künste und nützlichen Gewerbe, und Vorsteher des Handels-Instituts zu St. Georg. *Erster Theil*. 1802. XIV u. 406 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das angezeigte Werk ist als eine Bereicherung der deutschen Literatur zu betrachten, und wird von allen denjenigen mit Interesse und Wohlgefallen aufgenommen werden, welche über die wichtigen Verhältnisse, die von freyen Völkern gegen einander, besonders zu Zeiten eines Seekriegs, zu beobachten sind, nachdenken wollen. Der Vf., mit nicht gemeinen Kenntnissen in der Geschichte und Literatur ausgerüstet, dabey mit dem Gange der Handlung in allen ihren Theilen vertraut, und in der Handelskunde wohl bewandert, überdies kein Fremdling in der Philosophie, besitzt dabey den schätzbaren Vorzug eines Vortrags voll Feuer, Kraft und Geist.

Wir geben hier einen Abriss des Inhalts seines Werks, um dadurch nicht nur diejenigen unserer Leser, welche das Werk nicht besitzen, damit bekannt zu machen, sondern auch den Käufern dieses nützlichen Buches selbst den Vortheil einer Uebersicht der Theile des Werks zu verschaffen, welche der Vf. seinem Buche vorzusetzen vergesen hat.

Der Vf. findet in dem *Alterthum* zwar Spuren eines Privat-Seerechts, nicht aber eines Völker-Seerechts; und die Verhältnisse freyer Völker gegen einander zur Zeit eines ausgebrochenen Seekriegs, so wie die Rechte und Pflichten des Dritten, daran nicht theilnehmenden Volks, beschäftigten nicht das Nachdenken der gelehrten Männer in den ältern Zeiten. Erst mit dem 16ten Jahrhunderte war dies der Fall. Der Vf. gedenkt I. der *Schriftsteller, welche den Gegenstand systematisch, nach Rechtsgrundsätzen, zu entwickeln versucht haben*. Sie sind folgende: *Albericus Gentilis* äußert in seinem Werke *de jure Belli* die Meinung: *Qui neutrarum partium sunt lucrum commerciorum sibi perdere nolunt, belligerantes nolunt quid fieri quod contra salutem suam est. Jus commerciorum aequum est, ad hoc aequum tuendas salutis: est illud gentium, jus hoc naturae est: est illud privatorum, hoc est regnorum.* — *Hugo Grotius* verbreitet sich mehr über unsern Gegen-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

stand. Er handelt von den Rechten und Pflichten des Neutralen bey einem Seekriege. Er vertheidigt die Freyheit des neutralen Eigenthums selbst auf feindlichen Schiffen; er unterscheidet Kriegs-Contrebande von den nicht contrebanden Sachen (nur nicht mit gehöriger Bestimmtheit); er gedenkt des Nothrechts der Kriegführenden, sich des neutralen Eigenthums (gegen Bezahlung) zu bemächtigen, und legt den Neutralen die Verbindlichkeit auf, dem Theile, der einen gerechten Krieg führt, nicht hinderlich zu seyn. (*Eorum qui a bello abstinent, officium est, nihil facere quo validior fiat ille qui improbam fovet causam, aut quo justum bellum gerentis motus impediatur.* (Der Vf. ist von diesem Grundsatz außerordentlich eingenommen (?)) — Von den theoretischen Schriftstellern der folgenden Zeiten widmet er einer besondern Aufmerksamkeit *Hübnern* (*de la saisie des batimens neutres*. 1759. zwey Theile). *Galiani* (*dei doveri dei principi neutrali verso i principi guerreggianti*. Neapel 1782.). *Lampredi* (*juris publ. universalis sive juris naturae et gentium theorematia*, Livorno 1778.) und *Azuni* (1794.). Aus *Hübners* Schrift führt er an und bestreitet den Satz: *les batimens neutres ne sont point saisissables qu'au cas où leur navigation sera contraire aux maximes de l'un ou de l'autre Code des Sociétés souveraines.* — Gegen *Galiani* empfindet der Vf. eine besondere Hochachtung, weil seine Schrift in allen ihren Theilen das Gepräge des edeln Herzens ihres Vfs. an sich trägt. Vorzüglich hebt *Hr. Holst* dies heraus, daß *Galiani* darauf aufmerksam macht, wie es gewisse Pflichten auch gegen den Feind gebe, und es falsch sey, zu behaupten, daß der Feind gegen den Feind sich alles erlauben dürfe. Er tadelt aber auch *Galiani*, daß dieser in dem Begriff der Neutralität folgenden Merkmal aufgenommen: daß derselbe Zustand im Kriege fortbestehen müsse, in welchem sich der Neutrale vorher, als es noch Friede war, gegen die kriegführenden Theile befand. Er rügt ferner, daß *Galiani* sich nicht überall gleich bleibe und an der einen Stelle den Handel mit contrebanden Waaren für Völkerrechtwidrig, an einem andern Orte nur gegen die Tugend und Menschlichkeit laufend, betrachte. — *Lampredi* erhebt sich in seinen Untersuchungen nicht weit über *Albericus Gentilis*. Gleich fertig mit seiner juristischen Waage findet er das Recht der Neutralen nicht so vollwichtig, als das Recht des Kriegführenden Theils, condemnirt jedoch den letztern, wenn er die feindlichen Güter auf neutralen Schiffen aufbringt, zur Bezahlung der Fracht; indem er glaubt, daß der Neutrale auf diese Weise wenig Schaden erleiden werde, wodurch er eine große Unkunde in dem

E. We-

Wesentlichen des Handels verräth. Azuni ist mehr Commercialiolog, als philosophischer Jurist.

Der Vf. läßt nun II. die Schriftsteller, welche über einzelne Materien des Völker-Seerechts geschrieben haben, folgen. Es würde zu weit führen, diese alle zu nennen. Wir bemerken nur, daß Hr. H. die vortreffliche Schrift von Martens, *Versuch über Kaper*, so wie die andern Schriftsteller, welche er bey den Hülfswissenschaften §. 12. nr. a. und b. (See-Eigenthums-Recht, See-Gericht und See-Polizey) anführt, schicklicher hier hätte nennen sollen, und daß die Parteyschriften von Primon und Barrere, welche er in einem eigenen §. (XIII.) der in keinem Zusammenhange mit den übrigen steht, beurtheilt und nach Verdienst abgefertigt hat, wenn sie anders nicht lieber in ihrer verdienten Vergessenheit hätten bleiben sollen, auch unter den Schriftstellern der zweyten Art ihren Platz finden mußten. — III. *Hülfswissenschaften*: besonders Seerecht - Diplomatie (wo wir in den Wunsch des Vfs. einstimmen, daß sich ein Mann finden möchte, der aus der unermesslichen Menge von Verträgen, die von mehreren verdienten Gelehrten gesammelt worden sind, eine systematische Sammlung für diese Wissenschaft zusammentrüge) und Schiffahrts- und Handelspolitik, worüber *Arnoulds système maritime et politique des Européens* angeführt wird (das aber den Fleiß und die Genauigkeit eines deutschen Gelehrten erfordert, um von den vielen Unrichtigkeiten, Oberflächlichkeiten und Parteylichkeiten gereinigt zu werden.)

Der zweyte Abschnitt enthält die *geschichtliche Darstellung des ältern und neuern Seerechts, besonders in Beziehung auf die Frage, in wie weit die Flagge des Schiffs decke?* — A. (§. XIV. u. XV.) *Die ältern Seefahrer waren Seeräuber.* — In spätern Zeiten versteckte man die Freybeuterey unter einem neugeschaffenen, mildern Namen — *Kapererey.* — Der Vf. giebt hier einen kurzen Abriss des Kapersystems, wobey er unterscheidet, a) was Rechtens und gebräuchlich ist, vor dem Auslaufen; b) bey dem Auslaufen und Jagen; c) u. d) bey dem Aufbringen und Prisenmachen; e) Form und Proceduren der See-Tribunale. (Dieser Abriss würde, nach unserer Meinung, eine schicklichere Stelle am Schlusse dieses Abschnitts gefunden haben, indem er die zu verschiedenen Zeiten bis auf den gegenwärtigen Tag modificirten Grundsätze zusammenstellt. Hr. Hoff gebraucht hierbey eine Methode, die sehr passend ist, um die Contrace fühlbarer zu machen; wir führen einige Beyspiele an: Die Fischer und Fischerböte sollen unter schwerer Strafe — unter Erwartung eines nachdrücklichen — eines glimpflichen Verweises, verschont werden. — Ingleichen S. 223. Wenn dem Kaper die Papiere ungültig geschienen, und das Seegericht das Schiff für frey erklärt, soll der Kaper streng verantwortlich dafür seyn — wenn dem Kaper auch nur die Papiere ungültig geschienen; so soll er von allen Prozeßkosten freygesprochen werden.) — B. (§. XVI. — XXII.) *Geschichte der über die Schiffahrt sowohl überhaupt, als insbesondere über den Handel der Neutralen gegebenen*

*Verordnungen und geschlossenen Traktaten vom 13ten Jahrhundert bis zum Ende des amerikaniſchen Krieges.* §. XVI. — XXII. — I. *Seerecht im 13ten und 14ten Jahrhundert.* 1) (§. 17.) *Das Consolat dels fets maritims (Consolato del mare)*, welches der Vf. als ein spanisches Werk ansieht und in die erste Hälfte des 13ten Jahrhunderts setzt. Es enthält in den 41 Kapiteln des Anfangs die Verfassung des Handelsgeschäfts zu Valencia; im 42sten den von Jakob I. von Arragonien vorgeschriebenen Advokaten-Eid, im 43ten die Angabe des alexandrinischen Schiffgerichts, und vom 44ten bis 294ten Kapitel Seeverordnungen, die aber meist Privatrecht betreffen. Doch ist darin (Kap. 273.) die Verordnung begriffen, daß feindlich Gut auf Freundes Schiff gute Beute sey, dem Schiffer aber die Fracht gebühre: wenn hingegen das Schiff dem Feinde, die Ladung aber den Freunden gehört, so mögen die auf dem Schiffe befindlichen Kaufleute, als Eigenthümer der Ladung das Schiff von dem Beutefahrer für einen billigen Preis loskaufen; wollen die Kaufleute aber sich in keinen Accord einlassen: so kann der Beutefahrer es an den Ort, wo er ausgereiset ist, führen, und erhält noch obendrein die Fracht vergütet. — 2) Das im Norden geltende Wisbyſche Seerecht (S. 254.) (Welches der Vf. an einem sehr unpassenden Orte einschaltet). Es ist nur Privatrecht. — 3) Die *Ryole d'Oleron in Frankreich*, von der Herzogin von Guegne Eleonore gegeben, und in England durch ihren Sohn Richard eingeführt. — 4) Die Verordnungen der Stadt Pisa (*Breve maris* 1323.) und anderer italiänischen Staaten. — II. *Spätere Traktaten und Verordnungen führen den Grundsatz ein: Freundes Gut am Bord feindlicher Schiffe, ist nicht frey.* (§. XVIII.) (nach dem Consolat war es dagegen für einen billigen Accord loskäuflich.) (Traktat von 1417. zwischen Heinrich V. von England und Johann von Burgund. Französische Gesetze seit 1536) — III. *Im 17ten Jahrhundert bringen es die Holländer dahin, daß beynahe in ganz Europa der Grundsatz angenommen wird: neutrales Gut auf feindlichen Schiffen ist verfallen; feindliches Gut auf neutralen Schiffen ist frey.* (§. XIX.) — Traktat zwischen Holland und Spanien 1620. (S. 283.) — Zwischen Holland und England 1667. und 1677. (S. 191.) — Die Dänen erhalten 1670. von den Engländern gleiche Begünstigungen (S. 314.). Frankreich nimmt in seinen Traktaten mit Holland und den andern Staaten, zwar denselben Grundsatz an (304.), behält aber nicht selten eine entgegen gesetzte Praxis. (S. 288.) — IV. *Am Ende des 17ten Jahrhunderts kommt ein entgegen gesetzter Grundsatz auf und behauptet sich im 18ten, vorzüglich gegen das Ende des letztgedachten Jahrhunderts.* (§. XX.) 1) *Frankreichs Ordonnance de la marine* von 1681. des Inhalts: *Tous navires qui se trouveront chargés d'effets appartenans à nos ennemis, et les marchandises de nos sujets ou alliés, qui se trouveront dans un navire ennemi, seront pareillement de bonne prise.* (306.) — 2) In demselben Geiste sind die spanischen Seeverordnungen gegeben, seitdem König aus dem Hause Bourbon dafelbst auf den Thron stieg.

gen. (305.) — 3) *England* stellt zuerst (im spanischen Successionskriege) das Beispiel einer gänzlichen Handelsperre gegen den Feind auf, (eigentlich als Repressalien gegen die unerhörten Grausamkeiten der Franzosen in der Pfalz, wegen welcher damals dieses Volk als ein Feind der Menschheit zu betrachten war). Im siebenjährigen Kriege wird England durch das Neutralisiren der Holländer veranlaßt, seinem Traktate die einseitige Deutung zu geben, daß auch die Bedürfnisse für die Marine contrebände Sachen seyn. — Im nordamerikanischen Kriege veranlaßt theils dieselbe Ursache, theils der Einfluß, den die französische Parthey in Holland gewann, und die Weigerung Hollands, an England diejenigen Subsidien zu geben, welche dieses, den Traktaten gemäß, fordern zu können sich berechtigt glaubte; daß England seine mit Holland geschlossenen Verträge suspendirt und feindliches Gut auf freundlichen Schiff für verfallen ansieht. — 4) *Die bewaffnete Neutralität* wird geschlossen, um den freyen Handel des Neutralen in Kriegszeiten zu schützen, mit Ausnahme der contrebänden Güter und des Handels nach blockirten Häfen.

Die hier aufgestellten Hauptdata der Geschichte des Völkerrechts sind von dem Vf. nicht auf die von uns gewählte Methode herausgehoben, noch durchaus in dieser Ordnung vorgetragen worden. Ueberhaupt finden wir an dem Werke im Ganzen dies auszufetzen, daß der Vf., durch die Fälle seiner Gedanken hingerissen, nicht immer die von ihm selbst gezogene Scheidewand der historischen Darstellung und der theoretischen Untersuchung vor Augen hat, bald sich vorgreift, bald da philosophirt, wo er nur erzählen sollte, und oft von den Hauptziele sich entfernt, um auf Nebenwege abzuspringen. (z. B. S. 53. S. 55. S. 77., wo eine verunglückte Periffage vorkommt. S. 156 fg. S. 333 — 342. S. 368.)

Der Eingang des Werks erweckt nicht den angenehmen Eindruck, den das fortgesetzte Studium desselben zurück läßt. Man sieht anmaßenden Behauptungen und verkünstelten Perioden, durch welche der Leser sich mühsam durcharbeiten muß, entgegen; aber mit Vergnügen müssen wir bemerken, daß das Werk, zwar nicht ohne ein gewisses vortheilhaftes Selbstvertrauen und mit Wärme geschrieben ist, aber doch mit Bescheidenheit und Achtung fremden Verdienstes. Die Schreibart ist, wenig Stellen ausgenommen (z. B. S. XI. und S. 206.), edel, lebhaft, kraftvoll und zuweilen voll Feuer, wovon wir am Schlusse dieser Beurtheilung ein Beispiel geben wollen.

Wir theilen jetzt unsern Lesern unsere Erinnerungen über einzelne Stellen des Werks mit. Zuerst wollen wir die allgemeinen Grundätze des Vfs, aus welchen er überhaupt die Seerechte ansieht, mit einigen Bemerkungen begleiten. Wir halten uns hierzu um so mehr verbunden, da der Vf. einen theoretischen Theil zu liefern verspricht, und in diesem die unrichtigen Vorderätze unrichtige Folgerungen herbeiführen müssen. S. 33. hält er die Eintheilung des

Völkerrechts in das allgemeine und positive, für höchst verderblich, und meynt, daß im positiven Völkerrechte, vom allgemeinen abgefondert, kein Boden, kein Ansatz sey. Er findet bey dem von *Hübner* vorgetragenen Satze, daß das conventionelle Völkerrecht vollkommen verbindlich sey, eine Beschränkung nöthig, nämlich auf den *einzigsten* Fall, wenn im conventionellen Rechte etwas bestimmtes angegeben ist, was im allgemeinen Völkerrechte nur allgemein enthalten sey. Er nennt *Hübners* Behauptung: „neutrale Schiffe sind nur verfallen, wenn ihr Betragen Traktatenwidrig ist,“ ein *sonderbares* Resultat; er tadelt *Hennigs* darüber, daß dieser die Gründe für und wider die Neutralität in dem Verhältnisse der Staaten gegen einander sucht. Den Schlüssel zu diesen unerwarteten Meinungen des Vfs. finden wir in dem von ihm mit Enthusiasmus aufgenommenen Puffendorffischen Satze: „Jeder ist schuldig, nach seinen Kräften zu dem Besten der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen beyzutragen,“ S. 88., und in seiner Behauptung, S. 63., daß das Princip des Rechts zugleich müsse auf den sittlichen, der Humanität fähigen, Menschen gebauet werden (welches wir aus dem Zusammenhange glauben so verstehen zu müssen, daß der Vf. keinen Unterschied zwischen vollkommenen und unvollkommenen Pflichten zuläßt). — Es würde wider den Zweck dieser Recension seyn, wenn wir den schon oft geführten Beweis wiederholen wollten, daß in das Gebiet des Rechts nur die Zwangspflichten gehören. Daraus folgt aber nicht, daß wenn die Menschen ihre rechtlichen Verhältnisse bestimmen, sie sich *bloß* die Zwangspflichten garantiren *müßten*, ohne auf dasjenige Rücksicht zu nehmen, was Humanität fordert, und was zum Wohl der ganzen Menschheit, die nur durch einen gesellschaftlichen Verein ihren sittlichen Zweck (der moralischen Vollkommenheit) erreichen kann; erprieslich ist. Die Sonderung des Rechts von der Tugend, so wie des allgemeinen von dem positiven Rechte, ist bloß theoretisch, und braucht nicht nothwendig auf so eine Art practisch zu werden, daß durch diese Zerspaltung, wie sie der Vf. nennt, die heiligen Gefühle der Menschheit unterdrückt werden. Darum; daß die positiven Rechte nicht mit den allgemeinen Eins sind, und daß die Traktaten als diejenige Quelle, auf welchen die rechtlichen Verhältnisse der Völker beruhen, betrachtet werden, sind die Verletzungen der allgemeinen und unveräußerlichen Rechte der Völker nicht sanctioniret. Ist es nicht eine stillschweigende Voraussetzung, die man erst nicht auszudrücken braucht, daß ein Traktat, um gültig zu seyn, diejenigen allgemeinen, aus dem natürlichen Rechte erkennbaren Merkmale habe, die zu der Gültigkeit eines jeden Vertrags erforderlich sind? Der Puffendorffische Satz endlich klingt zwar sehr schön, ist aber nicht anwendbar. Denn, wie schwer würde es in den meisten Fällen seyn, zu unterscheiden, ob eine getroffene Einrichtung zum Wohl der menschlichen Gesellschaft im Ganzen sey, oder nicht? und wie sehr würde sich oft ein Volk in den Fortschritten zu höherer

rer Wohlfahrt, Kultur und Reichthum aufgehalten sehen, aus dem Grunde, weil dieß oder jenes Mittel zwar sein individuelles Wohl, nicht aber den Vortheil anderer Völker befördert. S. 10. sagt der Vf., daß in den ältern Seeverordnungen, im Consolat, u. s. w., kein einziges Wort vorkomme, was Staaten und Staaten bey ihrem Seehandel, vorzüglich in Kriegszeiten, gegen einander zu beobachten hätten. Wir beziehen uns auf den oben angegebenen Inhalt des Consolat. Nun will zwar der Vf. an einem andern Orte diese Behauptung insbesondere in Beziehung auf die gedachte Sammlung ausführlich rechtfertigen. Wir glauben aber, daß ihm dieß nicht gelungen sey. — Es ist keineswegs die Absicht dieser Sammlung gewesen, ein allgemeines Völkerrecht aufzustellen. (Dieß wird wohl auch Niemand im Ernste behaupten, da eine, in einem einzelnen Lande erschiene Verordnung so wenig, als ein einzelner Traktat, ein allgemeines Völkerrecht constituiren kann; wiewohl Traktaten eine der Quellen sind, aus welchen die Kenntniß des Völkerrechts geschöpft wird.) Nichts desto weniger ist es aber ein sehr merkwürdiger Beweis von dem, was im 13ten Jahrhundert in Ansehung des auf freundlichen, d. h. alliirten und neutralen, Schiffen vorgefundenen, feindlichen Eigenthums für Grundätze beobachtet wurden. Die Sammlung zeigt, daß sie nicht die speciellen Handelsgebräuche der Stadt Valencia enthalte, sondern aus den, in den damaligen Zeiten bey der handelnden Welt angenommenen Gebräuchen und *Usancen* bestehe. — Der Vf. will das Wort Freund nur von den Alliirten gelten lassen. Wir sehen aber keinen Grund, warum es nicht als allgemeiner, dem Worte und Begriffe Feind entgegengesetzter, Begriff zu verstehen seyn soll. Diese Auslegung ist dem Sprachgebrauch der alten Verordnungen nicht zuwider. In der *Jurisdiction de la marine* werden *allits et amis* unterschieden durch *et*; also muß man unter *amis* Neutrale verstehen. — Der Mangel an Nachrichten hindert uns zwar, den unverrückten Gebrauch, der in dem Consolat als altes Herkommen angenommenen, Maxime durch alle Jahrhunderte zu beweisen; allein ihre weit verbreitete Anwendung ist doch höchst wahrscheinlich, da der in der Folge geschlossene Traktat zwischen Heinrich IV. von England, und Johann von Burgund im Jahr 1406. denselben Grundsatz aufgenommen hat. — Es würde aber thöricht seyn, wenn man in diesem *Consolat del mare* die einzig richtige völkerrechtliche Vorschrift, die noch dazu alle

die unendlich mannichfaltigen, durch Erfindungsgeist mancher Jahrhunderte erst ausgebildete und neugebildete Handelsverhältnisse entschieden und bestimmt betrachten wollte.

Der V. ist (S. 55.) mit Wärme für den Satz des Grotius eingenommen: *Eorum qui a bello abstinent officium est, nihil facere — quo justum bellum gerentis motus impediatur.* Er glaubt die Gerechtigkeit des einen, und die Ungerechtigkeit des andern Theils, leuchte dem Urtheile des Beobachters unwillkürlich ein. Wir zweifeln, ob in jedem Kriege es so leicht seyn möchte, zu entscheiden, auf wessen Seite das Recht sey? Und ist einmal jener Satz des Grotius richtig, dann wird bald die Verbindlichkeit des Dritten an jedem Kriege Theil zu nehmen, bewiesen werden können, und es wird keine Neutralität mehr geben. Der Vf. läßt sich hier in eine weitläufige Untersuchung ein, ob *Galianis* Begriff von der Neutralität der richtigere sey, oder nicht? Dieß dürfte hier am unrechten Orte seyn, und in den theoretischen Theil gehören; über die Sache selbst, verweisen wir auf das, was wir bey der Beurtheilung von *Nam's* Schrift sagen werden. S. 90. zieht der Vf. die Rechtmäßigkeit der Blokaden überhaupt in Zweifel, aus dem Grunde, weil die Blokade auf gemeinschaftlichem Gebiet auf der See gesoche. Dieß scheint uns eben ein Grund für ihre Rechtmäßigkeit zu seyn, weil sonst der kriegführende Theil kein Befugniß haben würde, daselbst den Schauplatz seiner Operationen aufzuschlagen. Der von dem Vf. (S. 91.) gethane Vorschlag, daß keine Blokade über 6 Monate dauern solle, weil man von den Neutralen nicht verlangen dürfe, daß sie ihrem Handel mehrere Jahre dahin entsagen müssen, scheint in den Rechten nicht begründet zu seyn. Hat denn der Neutrale wegen des durch den Krieg ihm überhaupt zugefügten Nachtheils das Befugniß, den kriegführenden die Dauer desselben vorzuschreiben? S. 96. und 97. rügt der Vf. einen Widerspruch, in den diejenigen fallen sollen, welche die beiden Sätze aufstellen: „Das Kriegsrecht bringt das Befugniß mit, seinen Feinden so viel Schaden zuzufügen als man kann — und gegen die Neutrale giebt es kein Kriegsrecht.“ — Wir halten aber dafür, daß dieß zwey von einander verschiedene, und für sich bestehende Sätze sind, von denen nicht der eine den andern aufhebt. Durch den letztern wird der erstere nur beschränkt, in sofern als der Neutrale in gewissen Verhältnissen zu dem andern kriegführenden Theile gedacht wird.

(Der Beschlufs folgt.)

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 6. April 1805.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

HAMBURG, b. Bachmann u. Gundermann: *Versuch einer kritischen Uebersicht der Völker - Seerechte* — von Ludolf Holst, u. L. w.

(Beschluß der in Num. 88. abgebrochenen Recension.)

**B**ey der Anzeige der *Bornmannschen* Schrift, deren Beurtheilung wir nächstens liefern, tadelt Hr. H. das von diesem aufgestellte Princip: „Eine jede Nation ist rechtlich verbunden, gegen alle Nationen in der Ausübung ihrer Rechte eine Handlungsart zu beobachten, die mit der Sicherheit aller übereinstimmt.“ Er will diesem Satze das Merkmal der Allgemeinheit nicht zugesetzen; weil ein Staat, welcher alles anwendet um blühend zu werden, und es geworden ist, der Sicherheit der andern Staaten gefährlich sey, in dem Falle, daß er dereinst von einem Ehrgeizigen beherrscht werde. Ohne übrigens diesen Satz als Princip des Völkerrechts dadurch anerkennen zu wollen, halten wir doch diesen Tadel für ungerecht. Da, wo von Rechten und Pflichten die Rede ist, kann nicht auf Eigennutz und Selbstsüchtigkeit Rücksicht genommen werden. Wenn eine Nation genau in ihrer Cultur diejenige Handlungsart beobachtet, die mit der Sicherheit aller übereinstimmt, so haben ja die übrigen von ihrem Flor nichts für ihre Sicherheit zu besorgen. Sobald sie aber den erlangten Flor benutzt, um mit der Kraft des Stärkern, den Schwächern in seiner Souveränität zu beeinträchtigen, ihn wohl gar zu unterdrücken; dann ist dies Verfahren mit der Sicherheit aller nicht vereinbar, dann haben die übrigen ein Recht, sich mit Gewalt dem aufstrebenden Kolos zu widersetzen.

Wegen des Ursprungs und des Alters des *Consolat del mare* sind wir mit dem Vf. derselben Meinung. — Es ist allerdings eine gewagte Behauptung von *Azuni*, diese Sammlung der Stadt Pisa zuzuschreiben, da, anderer Gründe nicht zu gedenken, gewiß der Anfang derselben mit der Verfassung der Stadt Pisa sich beschäftigen würde, so wie er das Handelsgericht zu Valencia beschreibt. Ein lächerlicher Behelf ist, wenn *Azuni* die später erschienenen *Breves* etc. zu Pisa (im 14ten Jahrhundert), welche Copien des *Consolat* sind, von einem nicht existirenden ältern *Corpus juris maritimi* deduciren will. Der scharfsinnige Vf., der sich bemüht, nicht bey den Untersuchungen anderer stehen zu bleiben, der vielmehr seinen Gegenstand aus eigener Betrachtung beurtheilt, fügt noch S. 24. n. 32. eine sinnreiche Bemerkung hinzu, um den spanischen Ursprung der Sammlung zu beweisen: die

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

im 142ten Kapitel vorkommende Speiseverordnung könne nur auf spanischem Boden entstanden seyn. — Wir können jedoch dem Vf. nicht Recht geben, wenn er sagt (S. 237.), daß Spanien der älteste Handelsstaat im ganzen Europa sey. Anstatt der aus der Geschichte leicht zu führenden Beweise dagegen, beziehen wir uns auf das Urtheil des von dem Vf. selbst sehr geachteten Herausgebers des *Consolat Capmany*.

Als ein sehr warmer Vertheidiger Englands will der Vf. nicht zugeben (S. 306.), daß Englands Verfahren gegen Holland im amerikanischen Kriege, als es den traktatenmäßigen Grundsatz, frey Schiff, frey Gut, nicht mehr anerkennen wollte, zu vergleichen sey mit der durch Frankreichs *Ordon.* von 1681. begangenen Ungerechtigkeit, wodurch auch jener Grundsatz aufgehoben worden war. Die Gründe, auf die er sich stützt, gefallen uns nicht. Nach S. 306. zu urtheilen, wird kein Staat durch einen Traktat gebunden, der eine Disposition enthält, die nur zum conventionellen Völkerrecht, nicht zum allgemeinen gehört! Ferner S. 308. will er behaupten, daß der Traktat, den England mit Holland 1667. und 1674. schloß, unter solchen Umständen entstanden sey, daß er als erzwungen betrachtet werden könne; daher die Engländer ihn wieder aufzuheben berechtigt gewesen! S. 353. fügt er noch einen Grund aus dem Traktat von 1667. hinzu. In diesem war zwischen England und Holland ausgemacht worden, daß man die Seerechte gemeinschaftlich wollte einer genauern Bestimmung, wie es das Interesse beider Theile verlangte, unterwerfen. Er schließt daraus, daß jene Concession: frey Schiff, frey Gut, nicht als vollkommen zugestanden zu betrachten sey. Allein er vergißt, daß in dem Traktat von 1667. die Worte: *by the common consent of both*, stehen; und daß man selbst den Traktat von 1674. als die gemeinschaftlich genommene Berathschlagung und Uebereinkunft betrachten kann. — Uebrigens halten wir dafür, es wären andere triftige Gründe zur Entschuldigung des englischen Verfahrens vorhanden. Da Holland sich von Frankreich und Spanien die Nichtbefolgung jenes Grundsatzes oft hatte müssen gefallen lassen, im amerikanischen Kriege aber gegen England auf demselben bestand, und ihn auf so eine Art in Ausübung brachte, daß es, durch Zufuhr von Marine-Bedürfnissen; Frankreich in seinen Landungs- und sonstigen feindseligen Plänen unterstützte, da es in der That die Mittels-Person des französischen Handels ward; so trat es aus der Sphäre eines neutralen Staats und einer befreundeten Macht heraus, und führte solche

- F - Ver-



Verhältnisse herbey, in welchen sie den verstecktesten Allirten des Feindes spielten, und die Traktaten bloß gebrauchten, um ihre Geldgier dabey zugleich zu befriedigen. Der Traktat war aber geschlossen unter der Voraussetzung eines offenen, redlichen, unparteyischen und freundschaftlichen Betragens. — Die damaligen Umstände waren so, daß Englands gänzliche Existenz bedroht wurde, und gerade das, was die Holländer, den Buchstaben des Traktats für sich anführend, dem gefährlichsten Feinde zuführten, das war demselben am brauchbarsten, um England den Todesstofs zu versetzen. — Ueberdies waren die Holländer den Engländern traktatenmäßige Hülfe schuldig, wenn sie angegriffen wurden. Nun aber war der von Frankreich mit Englands rebellischen Colonien geschlossene Bund so gut als ein Angriff. Da die Holländer aber keine Hülfe leisteten, und überhaupt offenbar eine so zahlreiche französisch gesinnte Partey im Lande selbst, und ein sehr gegründeter Verdacht vorhanden war, daß Holland insgeheim mit der Amerikanern conspirirte (siehe die Geschichte des Hn. Lawrence 397.), endlich da auf das Memoire vom 21sten März 1780., worin die Holländer zum Beystande kraft des Traktats aufgefordert wurden, keine Antwort erfolgte: so geschah die Suspension der Traktate von 1667. und 1674. — Uebrigens ist dieser Theil des Werks mit Geist und Feuer geschrieben, und wird, jene Trugschlüsse und einige, bey dem Vf. nur allzu oft vorkommende, Digressionen abgerechnet, den Beyfall der Leser haben.

S. 317. ist dem Vf. ein kleiner Irrthum begegnet, wenn er sagt, daß England gegen Dänemark den Satz: frey Schiff, frey Gut, *nie* aufgenommen habe, da doch die Dänen durch den Traktat von 1670. den Holländern gleich gestellt wurden. — Wir berühren bey dieser Gelegenheit einen Druckfehler, S. 387. wo anstatt 1780. gelesen werden muß 1801. — Dem Vf. mißfällt die Declaration wegen der bewaffneten Neutralität (S. 381.), weil nicht alle streitige Gegenstände darin befaßt waren; allein der Art. I. vermöge seines allgemeinen Inhalts befaßt den Küstenhandel, ja selbst den Coloniehandel: denn er nimmt ihn ja nicht aus und proclamirt überhaupt die völlige Freyheit des neutralen Handels mit alleiniger Ausnahme der Contrebande und des Handels nach blockirten Häfen. — Es wäre freylich gut gewesen, wenn die bewaffnete Neutralität die Bestimmung der Contreband- Artikel nicht den besondern Traktaten überlassen, sondern gleichförmig für alle Neutrals darüber entschieden hätte; allein diess würde den Rechten der einzelnen Staaten, die hierüber durch Traktaten mehr oder weniger zugestanden erhalten konnten, Eintrag gethan haben; auch hatte man vielleicht dabey die Absicht, daß selbst in Englands Augen diese Convention desto billiger und gerechter erscheinen möchte.

Wir machen in unserer Beurtheilung des interessanten Werks den Beschluß mit einer sehr schönen Stelle, die sich S. 110. befindet. „Wo hinaus ist leider der Handelsgeist neuerer Zeit in dem Busen nicht weniger ausgeartet, wovon die edlere Klasse allerdings

eine desto verehrungswürdigere Ausnahme macht? So wie er jetzt in aller Scheuslichkeit da steht, ist er das eigennützigste Ungeheuer, was je die Welt hervorgebracht hat. Betrug ist ihm in manchem ein Spott, fremdes Eigenthum ein Pfandspiel, selbst der Witwen Gut und der vaterlosen Kinder väterliches Erbtheil bleibt, da ihm Unredlichkeit zur Fertigkeit geworden ist, nicht unangetastet. Meineid nennt er Scherz; das Wohl des Staates Traum des Träumenden. Menschenuntergang ist ihm ein Lachen. Dem Krieg jauchzt er froh und laut daher entgegen und segnet ihn. Den Frieden sieht er mit dumpfer banger Stimmung sich nähern und begleitet ihn mit Fluchen. Vom erwucherten zweydeutigen Gewinn üppigt und lästerhaft schwelgend, sieht er den fleissigern, sittlichern Mittelstand in kargern Zeiten gleichgültig darben; doch fehlt ihm nicht jedes Gefühl, es dauert ihn, seinen Wucher nicht noch höher hinauftreiben zu können. Von Uebermuth und Stolz aufgebläht, höhnt dieser Geldadel jedes nicht verfilberte Verdienst, und tödtet jeden unschuldigen Mann mit boshafter Verleumdung, der ihm nur fern in den Weg zu treten sucht; und kaum vor einer ärgern That erröthet er, wenn das für ihn erröthende Gold ihn vor den Folgen sichert.“

### SCHÖNE KUNSTE.

BERLIN, in Commiff. b. Nauck: *Griechische Blumen*, ein Uebersetzungsverfuch, von *Wilhelm Schröder*. 1803. 52 S. 4. (9 gr.)

Der Vf. spricht in der Vorrede mit Bescheidenheit von seinem Werk, das aus 365 verdeutschten Epigrammen der griechischen Anthologie besteht. Er habe sie an das Licht gestellt, um das Urtheil der Sachverständigen darüber einzuholen; um zu erfahren, ob er überhaupt für diese Gattung der Kunst einiges Talent besitze; und er habe, um die Antwort zu erleichtern, nicht um sich selbst leichtere Arbeit zu machen, die Gedichte der Anthologie gewählt, die, an Inhalt, Kolorit und Tendenz so verschieden, auch die grössere oder geringere Geschicklichkeit für diese oder jene Gattung bewähren könnten. Da wir es in den meisten Fällen für etwas sehr mißliches halten, einem angehenden Schriftsteller gleichsam die Nativität zu stellen: so ersuchen wir den Vf. uns die Beantwortung seiner Frage zu erlassen, und hier nichts weiter als ein mit Gründen bestärktes Urtheil über seine Arbeit, so wie sie vor uns liegt, zu erwarten.

Daß ihm diese Uebersetzungen viele Mühe gekostet, zeigt der Augenschein, und er verräth es selbst, wenn er, mit offener Ueberschätzung sagt, es sey oft schwerer, *Ein* epigrammatisches Distichon *leidlich*, als *hundert* Hexameter eines grossen Gedichtes gut zu übersetzen; und weiter hin, wo er ein *kleines* Beyspiel geben will, in welche Verlegenheit ihn bisweilen der Voratz gestürzt habe, der Kunst nichts zu vorgeben: „nicht selten trat der Fall ein, daß, wenn ich

ich die Bilder, Farben und Schattirungen des Originals in entsprechenden deutschen Bildern, Farben und Schattirungen gefunden zu haben glaubte, mir die Gesetze der Prosodie *unübersehbare Hindernisse* in den Weg legten." Diese Aeußerungen lassen erwarten, was die Uebersetzung selbst nicht widerlegt, einen Mangel an Kunstfertigkeit, dessen öffentliche Ausstellung dem Vf. selbst nicht anders als nachtheilig seyn kann. Er selbst glaubt zwar, den Gesetzen der Sylbenmessung nicht zu nahe getreten zu seyn, oder sich doch keine Freyheit erlaubt zu haben, die nicht durch die Autorität eines *klassischen* Dichters gerechtfertigt werden könne. Es thut uns leid, diesen Glauben durch unser Urtheil nicht bestärken zu können. Denn in der That sind hier die ersten und unverbrüchlichsten Gesetze der Prosodie so oft und auf eine so schreyende Weise verletzt, daß wir uns vergebens nach einer Entschuldigung umsehen. Daß für manche dieser Fehler Autoritäten angeführt werden können, wollen wir zwar nicht bezweifeln. Aber aus *klassischen* Dichtern? aus solchen, die in diesem Theile der Kunst *klassisch* sind — zuverlässig nicht.

Wir wollen hier gar noch nicht an die höhern Gesetze des Rhythmus denken, sondern nur bey den niedrigsten der Quantität stehen bleiben. Welche Regel ist hier zuverlässiger als, daß die *trennbaren* Präpositionen jederzeit lang, der Artikel jederzeit kurz, die Präposition fast kurz ist, und daher diese beiden Wortformen vereint keinen Spondeus bilden können? Was soll man nun also zur Entschuldigung folgender Mißbräuche sagen, die sich hier in dichten Schaaren drängen? XI. *erste Spur eingedrückt*. XVI. *reizendem Frohsinn hingiebt* (wo auf doppelte Weise gefehlt, und ein Dactylus aus einem Molossus erzwungen worden). XXVI. *stellt' ich Kyniska dieß Bild auf, und* — CXXXI. *Schaaren abwehrend*. CLXII. *stößt man auf folgenden Pentameter:*

Des Aristeides, womit er sich den Hunger abwehrt.

CXXX. *sie mit zarter Hand sich nun die Locken ausringt*.

CLXXIX. *die Todengrube aushöhlte*. CLXXVIII.

2. *sich von den Schültern abwusch*. CXCVIII. 4. *steigende Zinsen abzählt*. CC. *wenn der Morgen anbricht*.

CCXI. *zum Schütz aufgestellt*. CCXXXIV. *dem äußern ausdrückend*. CCLV. *ewig vergebens ausleerft, ist ein unredlicher Mann, u. s. w.* Eben so tadelhaft ist der Mißbrauch der ächten Spondeen, in zusammen-

gesetzten Substantiven, zu dactylischen Rhythmen, z. B. XXI. *Weihet, o Phoibos, dies Denkmal Pausanias dir*. III. *Eisvögel an dem Gestade*. V. *so wie der Kreislauf der Sonn'*. CXXXIV. *denn zu Land ist seine Heimath*. CXLIV. *aber wem Wohlstand geworden, u. a. m.* Dagegen ist eben so oft die Kürze gemißbraucht. Beide Fehler, verkürzter Längen,

und verlängerter Kürzen treffen in folgendem Distichon zusammen; das einer zierlichern Dolmetschung werth war:

Ihren pflegenden Händen einen *Lustgarten* suchend,  
Fanden die Grazign einst *des Aristophanes Geist*.

So wie wiederum, und, wo möglich, noch häßlicher, CCXXX.

Das ist das Grab des Archilochos, welchen in wüthenden  
Jamben:

Dem Majoniden zu Lieb' *achtsam* die Muse *hinriß*.

und CCLXXII.

*in die Tiefe des Meers-*  
*sein neuge | bohrenes Kind.*

Man vergleiche noch XCVIII. 1. CII. 1. CXI. 2. CXXXII. 3. CXXI. 1. CXLII. 2. CCXXV. 1. 3. 4. CCXXVIII. 6. — Daß der Vf., den sein Ohr in solchen Fällen so wenig lehrte, noch weniger den Einfluß des Accentus auf die Quantität werde beachtet haben, stand zu erwarten, und wir überheben uns der Mühe Beyspiele hierüber anzuführen. Auf die Vermeidung der Mißlaute ist eben so wenig geachtet; und wir finden z. B. *Kakophonieen*, wie XI. 4. *alda das Leben auch aus*. LX. 3. *weil sie sich, wie sie*. CXIV. *er denn da den man*. — und *Härten*, wie CXLIX. Dies

Kinder hab' ich dir ja o Sparta *gehörn*. LIX. die *kophonische Buhl'rin*. — und *Elisionen* am Ende des Verses, ja am Ende eines Gedichts. IX. 4. LVI. 2. LXV. CLXXV. 2. — Noch besonders über die Mängel in dem Rhythmus zu sprechen, scheint uns bey dieser Beschaffenheit der Uebersetzung überflüssig. Es scheint nicht, daß der Vf. hierin unsern Verskünstlern etwas abgelernt habe. Würde er sich sonst so viele Verse erlaubt haben, denen gerade in den wichtigsten Stellen der Abschnitt gebricht? würde er die Cäsur des Pentameters so oft hinter ein Wort haben fallen lassen, welches der Sinn auf das innigste mit dem zweyten Halbvers verbindet?

Was nun aber die übrige Beschaffenheit, und den Geist dieser Arbeit betrifft, so müssen wir davon fast eben so, wie von ihrem künstlerischen Verdienste urtheilen. Für's erste ist die Wahl des Uebersetzers nicht sehr ekel gewesen; doch wollen wir hierüber nicht mit ihm rechten; nur, daß solche Stücke hier aufgenommen worden, welche schlechterdings nicht übersetzt werden durften (wie z. B. CLI. CCCXIX.), müssen wir tadeln, trotz dem, was der Vf. von seiner *Unbefangenheit* in Hinsicht des muthwilligen (aber auch des schmutzigen?) Inhalts sagt. Der Ausdruck ist fast durchaus ziemlich nüchtern, bisweilen *gemein* und gänzlich unpoetisch. Wir wollen nur einiges anführen, was am stärksten auffällt: IX. *die Helden — welche den Staat verfochten*. XI. *als es um Thyrea ging*. (Θυρέαν ἀμφὶ μάχεσθαι μὲνοι, XXXVI. *Allen Menschen ward ihr Theil Plage vom Schicksal*. XLII. *Hier verwes' ich, nach dem ich mein harmvolles Leben zerstört, wissen sollt ihr nicht wer? doch fahret zum*

zum Henker, ihr Henker! wo das Original von einer so rohen Energie nichts weiß. LXXIV. *Minos sehe dann selbst, wie ihm mein Lumpenkleid (ζάκος) steht, welches noch überdies wesentlich von dem Sinne des Originals abweicht.* LXXXVII. *kochend vom Drucke der Hitze.* (αυθμαινοῦσα πόνος θέρους φλα γυλα.) CIII. *wie treulos — sie, die Geliebte, mich foppt.* CXLII. *was sollt ihr — länger, ihr Brüste, euch blähen.* CCXXXIV. *aber dein Fratzen Gesicht und des Körpers schmähliche Uniform.* CCLIII. *unflätige Begier.* CCCXXI. *einer Sauherde gleich.* CCCXLIII:

Wohl hat der Maler den Dicken getroffen. Doch kohl' ihn der Henker!

Zwey unleidliche Kerls sehen Statt eines wir aus.

Hier und da stoßen wir auf Stellen, in denen der richtige Sinn verfehlt ist. In dem Idyllion des Meleager, Nr. III. heißt *εὐδίνουσι μέλισσαι* nicht: *wenn sich die Bienen begatten*, sondern, wenn sie Honig und Wachs schaffen. Nr. IV. in dem Fragm. des *Archilochus* muß der Vers *καὶ βίου χεῖρων πλανᾶται καὶ παρηγορὸς φρενῶν* — auf das vorhergehende zurückbezogen werden: *wen der Zorn der Götter verfolgt, der irrt därtig und bethört umher*, oder wie *Grotius* übersetzt: *Et miser palatur orbis consili, victus egens*, nicht aber, wie Hr. S. Beide, *so der Dürstige, wie der Uebermüthige, täuschen sich.* XXIII. sollen nicht die Verwandten Archidikens, welche sämmtlich Fürsten waren, herabgesetzt werden, wie die Uebersetzung schliessen läßt:

Vater, Gatte, Brüder, und Kinder waren Tyrannen —  
Sie nur erhielt von Wahn Frey und von Schwindel den Geist.

sondern sie wird gerühmt, daß der Glanz ihres Hauses ihr Gemüth nicht bethört habe.

*Quae reges habuit fratresque patrumque virumque  
Et natos, nec erat facta superba tamen.*

LVII. *Als ich den Agathon küßte, da hielt ich die Seel auf den Lippen, Denn als entflöhe sie mir, eilte die Arme herbey*, giebt weder an sich einen Sinn, noch drückt es den Gedanken des Originals aus. In den Worten: *ἤλθε γὰρ ἡ κλήμων, εἰς διαβησομένην*, ist alles deutlich. — Der Vf. hat seiner Uebersetzung einige Blätter kritische und erklärende Anmerkungen beygegeben. In dem Ep. des Plato VIII. 6. ist *ἐπιβίβη στόματι* statt *ἐπιβίβη* unnütz, und würde einen ganz andern Sinn geben, als der Zusammenhang fordert. Warum in dem Ep. des Chörilos (Anal. I. 185.) Vers 6. *unmetrisch* genannt werde, können wir uns nicht erklären. Er ist, trotz des Spondeus in der fünften Stelle, zuverlässig richtiger gemessen und wohlklingender als die meisten Hexameter unsers Vfs. Ganz unzulässig ist der Versuch einer Aufklärung des dunkeln Ep. der Nossis I. (Anal. I. 194.) In dem XXVIII. Ep. des *Antip. Sid.* würde der Vf.

den dritten und vierten Vers gewiß nicht für eine sehr verdorbene Stelle angesehen und eine Verbesserung versucht haben, wenn er sich erinnert hätte, daß *εἰς* für *τις* gesetzt werde.

BAYREUTH, b. Lübecks E.; *Der Marschall von Sachsen*, Schauspiel in vier Aufzügen, von Heinrich Zschokke. 1804. 236 S. (18 gr.)

So wie manche neuere Philoſophen nur das bereits Gesagte mit andern Worten wiederſagen, oder wohl gar das Wiederholte noch einmal wiederholen, und ſo in das Unendliche fort den dünnſten Faden ausſpinnen, ſo auch nicht wenige unſrer belletriftiſchen Schriftſteller, die (vielleicht nicht ſelten ohne es zu merken) ſaſt immer nur das längſt Verarbeitete von Neuem verarbeiten, und die oft gar rohe Maſſe mit einer eben ſo ungebildeten Form umgeben. Hr. Z. liebt inſonderheit das verbrauchte Wilde und Stürmiſche; ja er ſcheint die unpoetiſchen Zuckungen und Krämpfe, an denen ſaſt alle ſeine dargeſtellten Perſonen leiden, für das eigentlich kräftige Leben der Charaktere zu halten. Ein Theil des Publikums läßt ſich denn auch, wie bekannt, dergleichen Unweſen ganz gern gefallen. Ihn erfreut das verzerrte Pathos, und der zerriffene Schmerz; ja er ergötzt ſich ſelbſt in behaglicher Ruhe an dem Heulen und Zähnklaſſen der Helden, wenn ſie nur am Ende das Mädchen oder ein Ordensband, nach dem ſie ſtrebten, glücklich davon tragen. Aber die wahre Poeſie ſtellt ſich nur in ruhiger Klarheit dar, mit reinem Anſtand und anmüthiger Grazie, ſie erwärmt ſanft wie das Sonnenfeuer, und leuchtet ſtill wie der Mond am heiteren Himmel. Manchem neueren ſogenannten Dichter iſt dieſe heilige Flamme der Poeſie zu einer wildlodernden Pechfackel geworden, oder — es ſcheint hart, aber die Wahrheit liegt zu klar am Tage — zu der unreinen Flamme von gebranntem Waſſer. Man thut Hn. Z. keinesweges zu viel, wenn man auch ihm dieſen traurigen Irrthum vorwirft.

Von ſeiner ſtürmiſchen Sprache giebt auch dieſes Schauspiel manche widerwärtige Probe; ſeine unbehülſliche ſentimentale Diction beweiſe folgende Stelle: „Jede Leidenschaft iſt Gift. Umringen Sie ſich mit froher Geſellſchaft u. ſ. w. Auch die fröhlichſte Erinnerung iſt immer nur ein abgeblühter Roſenbuſch, dem die Blumen mangeln; aber deſſen Dornen noch verwunden. Erquickender für den Kranken iſt die immergrüne Hoffnung; ſie haucht uns baſſamiſch aus der Zukunft an, wie ein verborgenes Veilchen unter Neſſeln — die Neſſeln brennen erſt, wenn wir zu nahe kommen.“ — Und wer iſt es, der ſich mit ſo verlegener Waare von Sentimentalität befaßt? Ein *Stabschirurgus*, der einem verwundeten Officier beyſtehen ſoll.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 8. April 1805.

## ARZNEKGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Barth: *Physiologisches Taschenbuch für Aerzte und Liebhaber der Anthropologie*, bearbeitet von Ge. Willh. Conbruch und Joh. Chph. Ebermaier. 1802. 376 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Vff. dieses physiologischen Taschenbuchs, das den zweyten Theil ihrer *Encyclopädie f. praktische Aerzte und Wundärzte* ausmacht, stehen weder auf der ganz untersten, noch der obersten Stufe unserer Organomonen. Die kühnen Lehrsätze der neuesten Naturphilosophie sind von ihnen eben so sehr vermieden worden, als die Dunkelheiten der bloß empirischen Physiologen. Die Gesetze der Organisation sind von ihnen dahin eingeschränkt worden, daß ein organischer Körper die Fähigkeit besitze, seines Gleichen zu erzeugen, sich zu ernähren, zu reproduciren, sich selbst auszubessern, wenn seine Theile in Unordnung gerathen sind (dieses Gesetz möchte aber doch nur auf ein gewisses Streben, auf die Tendenz der Wiederherstellung des vorigen Zustandes einzuschränken seyn), seine Materie zu wechseln (dies scheint das oberste Gesetz für die Herausz. zu seyn, wie sich aus dem ganzen Werke ergibt), sich durch äußere Reize (und innere Verrichtungen, z. E. die Seelenreize) bestimmen zu lassen, seinen Zustand durch sich selbst zu verändern, d. h. erregbar zu seyn. Die thierischen Körper unterscheiden sich von andern dadurch, daß sie mittelst ihrer Organisation in harmonischer Verbindung und Wechselwirkung mit einem vorstehenden, fühlenden, begregenden Wesen stehen. Nicht schön werden nun die Verschiedenheiten der menschlichen Organisation nach *Sömmering*, und die verschiedenen Rassen des Menschen nach *Blumenbäck* entwickelt. Die Verrichtungen des menschlichen Organismus werden noch nach alter Weise in Lebens-, thierische, natürliche und Geschlechtsverrichtungen getheilt, obchon durchaus kein logischer Grund den Zoonomen berechtigt, diese Eintheilung beizubehalten. Sind etwa die Lebensverrichtungen nicht natürlich, die Geschlechtsverrichtungen keine Verrichtungen lebender Wesen? Ueber die Willkür der Verrichtungen sind in den neuesten Zeiten manche schöne Untersuchungen angestellt worden, z. E. von *Niemeyer*, *Roose*, die wohl verdient hätten, besser benutzt zu werden. Auch die Ausdrücke natürlich für gesund und regelmäßig, widernatürlich für krank und unregelmäßig hätten die Vff. vermeiden, so wie die alte *Galenische* Temperamenteintheilung, als ganz unbrauchbar, nicht weiter anführen sollen. Die Vff.

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

gestehen das selbst, und fügen folgende, nicht minder fehlerhafte, Eintheilung und Unterscheidung der Temperamente bey: das sanguinische oder leicht bewegliche, das choleriche oder stolze (schon das halten wir für fehlerhaft, da eine moralische Eigenschaft mit einer physischen verwechselt wird), das sanguinisch-choleriche (eine bloße Varietät), das hypochondrische und hysterische, das melancholische, das Bauerntemperament, das sanfte und das phlegmatische. Diese Eintheilung enthält keine genau und scharf abgeschnittenen Eintheilungsglieder, sie führt einerley Arten unter verschiedenen Namen auf, erhebt einen partiellen, moralischen Eintheilungsgrund zum allgemeinen physischen u. s. w. Sind denn alle Bauern vierströtig, trotzig, plump und grob? Was ist ein feuriger Puls, welcher S. 17. angeführt wird? S. 20. heißt es von dem kleineren Kreislauf, daß durch ihn das Blut in den Lungen gereinigt werde; dies ist doch nur in gewisser Hinsicht wahr und einseitig angenommen. In dem Kap. von der Lebenskraft haben die Vff. vorsätzlich keine bestimmte Parthey genommen. Sie denken sich unter jener Benennung nichts anders, als das Verhältniß zwischen dem Leben selbst und der belebten Materie. S. 32. wird *Reil's* Idee von einer sensiblen Nervenatmosphäre für unbestimmt bestätigt angenommen durch *Humbold's* Versuche, welche doch in den neuern Zeiten in Zweifel gezogen worden sind. Die Gesetze der Organisation im th. K. werden S. 47. nach *Reil's* Principien aus chemischen Grundätzen, besonders nach Art der Krystallisation durch Wahlanziehung der Grundstoffe erklärt; die Auseinandersetzung der chemischen Bestandtheile des th. K. nach den französischen Scheidekünstlern. Dem Blute wird die Lebenskraft S. 63. nicht abgesprochen, ohne jedoch kräftigere Beweise, als die bisher bekannten, dafür beizubringen. Alle Reize wirken nach den Vff. entweder auf eine mechanische, oder auf eine chemisch-physische Art. Wie die geistigen oder Seelenreize wirken, können wir, ohne einen feinen Stoff anzunehmen, nicht begreifen. Wenn S. 124. gesagt wird, daß die Veränderung der Stimme zur Zeit der Mannbarkeit von eingefogenem Samen und dessen belebenden Princip herrühre, so ist dies eben so unwahrscheinlich als unzureichend. Wie soll schon in diesem Zeitpunkt, wo die Absonderung erst anhebt, ein solcher Ueberfluß vorhanden seyn, daß davon eingefogen werden könnte? Wie soll das belebende Princip, was nur in einigen wenigen Hinsichten belebend genannt zu werden verdient, als belebend diese Wirkung äußern können? Ueberhaupt läßt sich eine

G

fort-

fortgehende Abfonderung und Auffaugung des Samens, als einer abgefonderten Feuchtigkeit, noch bezweifeln, - und die Veränderungen der Mannbarkeit lassen sich weit natürlicher, gleich der Erfcheinung der Menstruation, als die letzte Stufe der Entwicklung der menschlichen Organisation ansehen und erklären. — Der Nutzen der Schilddrüse soll, nach den Vff., auf die Stimme gehen; sie muß aber, nach analogen Wirkungen anderer und aller Drüsen zu schliessen, mit der Ernährung und Stärkung irgend eines Theiles in Verbindung stehen. Die Sprache, dieses charakteristische Abzeichen der höheren, edleren Menschenorganisation, ist allzu kurz abgehandelt. Eben so auch das dunkle Kap. von den Abfonderungen. *Reil's* Theorie erklärt nur das Allgemeine, läßt aber noch manche Frage für das Besondere zu beantworten übrig. Die Vff. hätten sie, wenn sie ihnen am genügendsten schien, näher entwickeln sollen. Die Erzeugung der thierischen Wärme erklären die Vff. zu Folge eines chemischen Processes, welcher in den Enden der Arterien vorgehe, wobey jedoch die Nerven einen bedeutenden Einfluß haben. Bey der Lehre von der Urinabfonderung ist der Einfluß neuerer chemischer Untersuchungen vor allen andern sichtbar. Zu stark ausgedrückt ist es, wenn S. 163. von der Milz gesagt wird, daß in dem schlaffen Parenchyma derselben das Blut den Anfang einer faulichten Auflösung zu erleiden scheine. Wäre das der Fall, und dieses faulicht aufgelöste Blut mischte sich mit dem sauerstoffleeren Blute der Pfortader: so müßte ein überwiegender Chemismus eintreten, welcher gewiß nachtheilige Folgen haben würde. Zum Hinunterschlucken und Hinunterfinken der Speisen und Getränke kann die Schwere der Körper unmöglich viel beytragen, sonst müßte sich das Schlingen mehr nach der specifischen Schwere der Körper richten, als es der Fall ist; man müßte dann auch bey Halblähmungen des Schlundes schlungen können. Der Magenfaß ist doch von vielen für eine acefcirende Feuchtigkeit genommen worden. Wenn man auch die Abfonderung und Ernährung allein, nach S. 208., als ein Geschäft anziehender Kräfte ansieht: so bleibt dennoch unerklärlich, wie jedes Secretum von seiner eigenen Kraft aufgenommen werden soll. Ohne Zweifel muß hierbey ein Einfluß der organischen Bildung der Theile angenommen werden, wie die Vff. selbst zu erkennen geben. Sehr unbestimmt wird S. 211. von der Heilskraft der Natur als einem Theile des Gemeingefühls gesprochen, und gesagt, daß *Brown* sie mit Unrecht verworfen habe. *Brown* hat sie aber nicht durchaus verworfen, sondern ihr nur die nöthige Bestimmung gegeben, welche sie vor ihm nicht hatte, indem sie von den meisten Aerzten für einen Archeus, für eine eigenthümliche Grundkraft, eine *Anima Stahlii* gehalten wurde. Nicht nur, wenn sich das Ohrenschnälz zu sehr anhäuft S. 230., sondern auch, wenn es in zu geringer Menge da, oder mit zu schwacher Bitterkeit versehen ist, wird das Gehör geschwächt. Gewünscht hätten wir, daß die mehr blendend witzige, als erwiesene

Schädeltheorie des Hn. *Gall* ausführlicher abgehandelt worden wäre, als S. 260. geschehen ist, da sie so allgemeines Aufsehen bey den Nichtärzten, besonders den Machthabern und Frauenzimmern, erregt hat. Bey der Abhandlung vom Schlafe vermissen wir *Niemeyers* schöne Abh. über diesen Gegenstand. Neuere chemische Analyfen des männlichen Samens geben ein von S. 275. etwas abweichendes Resultat der Bestandtheile desselben. Das Geschäft der Zeugung ist mit vielem Fleiße bearbeitet. Da die Vff. überall auf Chemie Rücksicht genommen haben: so hätten sie auch bey dem Schafwasser (*Liquor amnii*) die weitläufigere Untersuchung desselben aus *Osiander* aufnehmen können. Irrig ist es nach *Parmentier's* Untersuchungen, daß das *Colostrum* wesentlich, d. i. qualitativ, von der später abgefonderten Milch verschieden sey; sie ist es nur quantitativ dadurch, daß in der ersten Milch ein größeres Verhältniß des butterhaften Stoffs enthalten ist. Auch ist der luftleere Raum, welcher bey dem Saugen zwischen Mund und Warze gemacht wird, nicht die alleinige Ursache des Ausflusses der Milch, sondern durch den Reiz der Zunge wird die Warze aufgerichtet, die spiralförmigen, gefchlängelten Gänge der Milchadern werden gerade und geben die Milch von sich. Auch ein schönes Kap. ist das letzte über Leben, Wachsthum, Abnahme und Tod. Ueberhaupt müssen wir gestehen, daß uns die Durchsicht dieses Buches viel Vergnügen gemacht hat, und daß wir keineswegs gemeint sind, durch die hier gemachten unbedeutenden Erinnerungen dem Werthe desselben im geringsten etwas zu entziehen. Es wird sich theils zu einem brauchbaren Compendium bey akademischen Vorlesungen über die Zoonomie, theils zu einem Handbuche qualificiren, in welchem man die neuesten Ansichten dieses Theiles der Naturlehre des Menschen in einer gefälligen Manier dargestellt finden kann.

*Ebendaf.*, b. *Ebend.*: *Allgemeine Encyclopädie für praktische Aerzte und Wundärzte, oder diätetisches Taschenbuch für Aerzte und Nichtärzte*, von *W. H. Conbruch* und *J. Chph. Ebermaier*. 1803. 560 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In diesem Werke stellen die Vff. die Grundsätze der Diätetik nach ihrem ganzen Umfange in systematischer Form dar, und theilen das Ganze in zwey Theile, einen theoretischen und einen praktischen. Jener enthält die Zeichen der Gesundheit nach den natürlichen Veränderungen (Entwickelungen) des Körpers, nach den verschiedenen Verrichtungen, Lebens - thierischen, natürlichen und Geschlechtsverrichtungen, nach den verschiedenen Temperamenten und nach der verschiedenen Beschaffenheit der einzelnen Theile des Körpers (so weit man sie erkennen kann). Von diesen kommen die Vff. auf den Einfluß der sogenannten natürlichen und nicht natürlichen Dinge, auf die Gesundheit, das Alter, Geschlecht, Temperament (wovon jedoch schon zum

Theil

Theil die Rede war), die Gewohnheit, Idiosynkrasie auf der einen, und der Luft, den Nahrungsmitteln, Kleidungen, Bewegung und Ruhe, Seelenwirkungen, Schlaf und Wachen, Absonderungen und Ausleerungen auf der andern Seite. Mit Vergnügen bemerkt Rec., daß die Vff. in dieser Schrift mehr, als in den vorigen Theilen sich von der alten Humoralpathologie losgemacht haben. Sie suchen z. B. den äußern Grund der Gesundheit in der naturgemäßen Einwirkung der Reize auf die Kräfte der Materie, welche wir unter dem allgemeinen Namen der Lebenskraft oder Erregbarkeit begreifen. Die Säfte werden unter den Reizen mit begriffen. Die Wirkung der Reize erfolgt auf eine mechanische (?) oder auf eine physisch-chemische Art. Die sogenannten natürlichen und nicht natürlichen Dinge hätten diesen pedantischen Titel nicht mehr erhalten sollen. Unter die Wege, wodurch sich die äußere Natur mit dem Menschen in Verbindung setzt, werden gerechnet das Nervensystem, das System der einsaugenden Gefäße und Drüsen, die Respirationsorgane und die Penetration durch die feinen unorganischen Hautöffnungen. Durch diesen Weg sollen elektrische Materie, Licht und Wärmestoff eindringen; er ist aber noch viel zu problematisch, als daß sich etwas von ihm angeben ließe. Die Lehre von den Temperamenten ist noch nicht gereinigt genug vorgetragen und was die Vff. S. 68. verbessert haben, hätte gleich sollen S. 47. hinzugefügt werden. Recht schön ist aber der Abschnitt von den Nahrungsmitteln vorgetragen, obgleich dabey ein wenig viel auf das Reiben im Magen gerechnet worden ist. Die Sättigungseigenschaft hängt nicht allein von den selbst angeführten übeln Eigenschaften, Dichtigkeit, Viscidität u. s. w., sondern auch von dem Reichtume der Nahrungsmittel an Zuckerstoff, Schleim u. s. w., z. B. bey den Hülsenfrüchten, manchmal auch von der schnellern Entbindung ihres Luftgehalts ab. Heiße Speisen, sagen die Vff.; schaden den Zähnen und Geschmacksnerven, erhitzen und schwächen den Magen, bringen das Blut in Wallung und verursachen Anhäufungen und Stockungen des Bluts im Unterleibe. Das letzte mag doch wohl selten der Fall seyn! Ganz unserer Meinung gemäß ist, was die Vff. über die Zubereitung und Rohheit der Speisen S. 128. angeben. Aber nicht so einstimmig sind wir mit ihnen, wenn sie das Fett für völlig unverdaulich halten. Ihre eigene Gegend, dächten wir, müßte sie längst vom Gegentheile belehrt haben. Vom Obste hätte noch bemerkt werden können, daß es Kinder sehr zu Ausschlägen, Grind u. s. w. geneigt macht. Schwerlich sind die blähenden süßen spanischen Kirichen gesünder, als die Weichseln. Ein Druckfehler scheint zu seyn, daß man die Bohnen, wie das Sauerkraut, mit Essig zu einer Winterkost aufbewahre. Die hier gemeinten Bohnen werden mit Salz eingemacht; jenes ist der Bohnensalat. Interessant für die medicinische Polizey ist die Anmerkung S. 180., daß in der Gegend des Vfs. Vergiftungen durch Käse in kupfernen Geschirren bereitet, gar

nicht selten seyen. Sollten dagegen keine obrigkeitlichen Verfügungen getroffen werden können? S. 188. wird auch bemerkt, daß daselbst der Bandwurm, und der Kropf einheimisch seyen. Der *praktische Theil* zählt die Mittel und Wege auf, wodurch die Gesundheit und das Leben durch den zweckmäßigen Gebrauch der sogenannten nicht natürlichen Dinge erhalten und erhöht werden könne. Die Vff. sprechen darin von der Bildung einer guten Grundlage zur Gesundheit, d. h. von der physischen Erziehung, von der Erhaltung einer gefunden Beschaffenheit der Organe und ihrer Verrichtungen, vom Verhalten im Alter, bey herrschenden Krankheiten, bey plötzlichen Lebensgefahren. Entgegengesetzter Meinung mit den Vffn. sind wir, daß der beste Aufenthalt für neugeborne Kinder das Bette der Mutter sey. Die übeln Ausdünstungen der Mutter, zumal kurz nach der Entbindung, können durchaus keinen Vortheil fürs Kind haben. Die übrigen Maximen der Kindererziehung sind vortrefflich. Das Zahnen halten die Vff. für ein bloßes Bildungsgeschäft der Natur, mit welchem gewiß nur in seltenen Fällen Hindernisse, die bedeutende Wirkungen erregen könnten, verbunden seyen. Knaben bis ins fünfte Jahr ohne Hofen gehen zu lassen, billigen wir nicht. Die Hofen hindern das Bétaften der Geburtstheile bey weitem eher, als die weiten Röcke oder Kittel. Sind die Hofen gut gemacht und mit Trägern versehen, so ist die Furcht vor Brüchen ungegründet. Sehr empfehlenswert sind die Regeln bey und nach dem Tanzen. Eine Eigenthümlichkeit machen die Vorsichtsregeln bey ansteckenden Krankheiten haben uns sehr gefallen. Ueberhaupt müssen wir der ganzen Schrift das Lob geben, daß sie die richtigsten medicinischen Ansichten von den Gegenständen, welche zur Hygiene und Diätetik gerechnet werden können, liefert, und den Leser in den Stand setzt, alle seine Umgebungen medicinisch richtig beurtheilen zu können.

BRESLAU, b. Korn d. ä.: *Triumph der Heilkunst* — herausgegeben von *Chstn. Aug. Struve*, A. zu Görlitz. *Vierter Band*. 1803. 419 S. *Fünfter Band*. 1804. 135 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Hr. Str. fährt fort, nicht nur über die Heilkunst (so müßte es eigentlich auf dem Titel heißen!), sondern auch, wenigstens in dem letzten Bändchen, über seine Recensenten, namentlich auch die in der A. L. Z., zu triumphiren. Der Rec., dessen erstes Gesetz bey kritischen Arbeiten ist, die vortheilhaften Seiten der ihm übergebenen Schriften zuvörderst aufzusuchen, dann über die ihm auffallenden Mängel mit Billigkeit und Schonung zu sprechen; becheidene Schriftsteller, wenn sie irren, mit Bescheidenheit von ihrem Unrechte zu überzeugen, kurz so zu urtheilen, wie er sich getraut, im Angesichte des Schriftstellers selbst zu urtheilen, der Rec. hätte nicht erwartet, daß Hr. Str. die discreten Winke,

Winke, welche er ihm im ersten Urtheile über seine Schrift gab, so mißbrauchen würde, um sie zu Waffen wider ihn selbst anwenden zu wollen. Gleich damals hielten wir diese Schrift für eine Erwerbsspeculation; unterdrückten zwar unsere wahre Meinung, gaben sie aber schon dadurch zu verstehen, daß wir von der Natur als Siegerin über schwere Krankheiten sprachen, und daß wir dies Werk nur in so fern für lehrreich hielten, in wie fern man aus demselben die Größe der natürlichen Kräfte des Organismus, neben der Geringfügigkeit der Kunst, aufs neue kennen, ihnen auch bey schwierigen Fällen vertrauen, den Muth behalten lerne u. s. w. Und dies ist auch noch gegenwärtig unsere Meinung! Eine solche Schrift ist gleichsam ein medicinisches Gebetbuch bey Anfechtungen und Widerwärtigkeiten in der Praxis; aber gewiß keine praktische Anweisung zur Hülfe in verzweiflungsvollen Krankheitsfällen. Oder soll es etwa ein junger Arzt nachahmen, wenn ein rasender Chirurgus sich bey einem bössartigen Fieber mit drey Eimern kalten Wassers begießen läßt und darauf gesund wird? Oder ein anderer, um seine Kräfte möglichst wieder herzustellen, kalte Bäder empfiehlt? Oder ist das ein Triumph der Kunst, wenn es S. 207. heist: die Heilung ist völlig von selbst erfolgt? Oder soll ein junger Arzt ein Beyspiel der Nachahmung an folgender Geschichte nehmen: Bey einem Manne, dessen Armknochen verrenkt war, hatte man die Einrichtung umsonst versucht; man gab ihm eine Auflösung von Brechweinstein, welche Uebelkeit und eine Ohnmacht erregte, während derselben liefs sich die Einrichtung machen? Ein Kind von 5 Jahren litt seit zwey Wochen an einem Fieber, welches wegen seiner Gelindigkeit nicht sehr bemerkt wurde. Auf einmal ward es heftiger, der Husten dem Heichhusten ähnlich, der Hals war etwas entzündet, aber ohne Geschwüre, die Zunge weiß und sehr pelzig. Sogleich ward eine Aderlässe von 4 bis 5 Unzen am Arme angestellt u. s. w. Es erschienen Masern. Ein zärtlicher, schwächerer Knabe bekam Fieber, Husten und schweres Athmen, auch war der Ton des Croups sehr beträchtlich.

Eine Aderlässe am Arme von 4 Unzen u. s. w. Ein Mädchen von 18 Monaten bekam den Croup, 2 Unzen Blut am Arme weggelassen sollen augenblicklich Erleichterung verschafft haben. Blosser Zufall war es doch ganz unläugbar, daß ein Brustwasserfuchtiger B. 5. S. 17. statt eines Theelöffels voll Naphtha das ganze Glas davon auf einmal austrank und genas. Hr. Str. macht dabey die vortreffliche Anmerkung: So leitet Zufall oder kühner Versuch im Augenblicke der Entscheidung auf die größten Hülfsmittel, die man schwerlich als Resultate des Studiums erhalten würde; daher kann man unmöglich alles aus blossem Theoretisiren schöpfen. So weit, setzt Rec. hinzu, kann einen Erregungstheoretiker die Sucht, Bücher zu machen, bringen! — S. 36. werden auch 4 Unzen Chinarindenpulver mit 3 Unzen Wasser infundirt und digerirt, welches Verhältniß! — S. 94. wird die Geschichte eines Aneurysma erzählt, wo die Operation zu gefahrvoll schien und der Kranke durch die Hülfe der Natur genas. Auch diese Geschichte ist nichts weniger, als ein Triumph der Heilkunst, obgleich sie sehr interessant ist. Vollends die bekannte Geschichte des *Uteri mox post partum resecti*, über welche *Wrisberg* das Programm schrieb; sie ist unläugbar an sich höchst merkwürdig, aber in ein Buch, welches eine durch Thatfachen erläuterte praktische Anweisung zur Hülfe in den verzweiflungsvollsten Krankheitsfällen, ein Repertorium für Aerzte und Wundärzte seyn soll, paßt sie wahrhaftig wie eine Faust auf das Auge. Sehr viele Selbstüberwindung hat Hr. Str. gehabt, daß er nicht aus *Osiander* die fernere Geschichte jener Person in einer Anmerkung von einigen Bögen beygefügt hat. Doch vielleicht kommt auch das Excerptiren noch an diesen Schriftsteller! Noch einmal wiederholt Rec. seine vormals geäußerte Meinung, daß Hr. Str. etwas bey weitem besseres zu liefern im Stande wäre, als aus 10 Büchern das erste zu machen. Wir erwarten diese Besserung, und werden das Product derselben, sobald wir es finden, mit dem gebührenden Lobe anzeigen.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**OEKONOMIE.** Berlin: *Kurzgefaßte Anleitung zur zweckmäßigen Erziehung aller Küchengewächse*, von *Wilh. Fintelmann*, Handlungsgärtner in Berlin. 1802. 8 S. 8. (4 gr.) — Diese kleine Broschüre scheint der Vf. hauptsächlich zur Empfehlung seines am Schluß beygefügteten Küchen - Gewächs- und Blumenamen - Handels entworfen zu haben. Sie ist nicht ganz ohne Nutzen; da aber das Verzeichniß sehr klein, die Anleitung zur Erziehung derselben äußerst mager ist: so verspricht der Titel bey weitem zu viel. Zur Einleitung hat der Vf. die allgemeinsten Regeln vom Düngen, Graben, Säen, Pflanzen oder Versetzen, Behacken und Vertilgen des Un-

krants angeführt; in der Abhandlung selbst aber einige Kräuter (Gewürzkräuter), Kohlarten, Wurzeln und Rüben, Salate, Körner (ein übelgewählter Familien - Name der Gurken, Melonen u. s. w.!) zu welchen auch der spanische Pfeffer, Artischocken; Spargel u. s. w. genommen sind; Zwiebeln oder Pollen, Bohnen und Erbsen beschrieben, oder vielmehr ihre Pflanzung mit etlichen Worten berührt; zuletzt folgt ein *alphabetikalisches (sic) und botanisches Namenverzeichnis aller in dieser Anleitung aufgeführten Gewächse*, deren Bädung mit Zeichen angedeutet ist.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 9. April 1805.

## P H I L O S O P H I E.

MÜNCHEN, b. Lentner: C. G. Bardili's und C. L. Reinhold's — Briefwechsel über das Wesen der Philosophie und das Unwesen der Spekulation. Herausgegeben von C. L. Reinhold. 1804. XII u. 302 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

Wie überhaupt durch freundschaftlichen Briefwechsel das individuelle Thun eines einzelnen Lebens im Verhältniß zum Ganzen deutlich hervortritt, so finden wir in dem vorliegenden Buche das individuelle Bestreben einer einzelnen Philosophie im Verhältnisse zu dem philosophirenden Geiste des Zeitalters. Dieser philosophirende Geist scheint durch seine mannichfaltigen und fruchtlosen Arbeiten im Kreise geschlossener und allgemein gültiger Systeme so ermattet, daß er dem logischen Wesen, welches Hr. Bardili geltend zu machen suchte, geringe Aufmerksamkeit schenken zu wollen scheint. Und sonach erregt die lebhafteste Theilnahme, welche der Urheber der ersten Logik und sein Freund für das Schicksal ihrer neuen Lehre äußern, fast ein elegisches Gefühl, das sich allemal unsrer bemächtigt, wenn wir die Vergänglichkeit menschlicher Kraft und Fruchtlosigkeit menschlichen Eifers lebendig anschauen. Wie lebhaft erfreuen sich nicht beide Philosophen der wechselseitigen Einheit in ihren Gesinnungen; wie stark ist ihre Hoffnung, bald die trefflichsten Denker deutscher Nation auf ihrer Seite zu haben; und wie wenig gelingt es ihnen! An dem Baume der Hoffnung welkt Blatt neben Blatt, verdorrt Zweig neben Zweig, und am Ende stehen beide allein, sich selbst genügend in ihrer Freundschaft und im Besitze ihrer Wahrheit. Die Individualität Bardili's ist mehr genährt mit griechischer Philosophie, die Individualität Reinhold's lebet mehr in den neueren Systemen und sucht sich durch Vergleichung mit ihnen die Erkenntniß der neuen Wahrheit zu erleichtern; jener tritt auf mit dem Charakter des Erfinders oder Finders, dieser mit dem Charakter des Lernenden, der sich über den Fund freut und ihn vollkommen objectiviren will, bey welchem Bemühen er indessen den Finder häufig zu Rathe zieht und von ihm zurecht gewiesen wird, als ob sich dieses alles von selbst verstünde.

Mit seltner Hingebung und Verläugnung erklärt R., wie es ihm bey der ersten Bekanntschaft mit der neuen Wahrheit gieng. „Alles kam aufs Abgewöhnen und Angewöhnen, und zunächst darauf an, daß ich mein bisheriges, im eingebildeten Selbstdenken und Wahrnehmen bestehendes Speculiren verlernte, und daß  
A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

im Nachdenken über das Denken in seiner Anwendung und im Wahrfinden bestehende Philosophiren erlernte. Durch nichts konnte ich dabey nachdrücklicher unterstützt werden, als durch die Zurechtweisung und Belehrung, welche mich ein eröffneter und fortgeführter Briefwechsel mit dem Vf. des Grundrisses der ersten Logik erwarten ließ. Im reichen Maasse ist mir nun diese Unterstützung geworden, und mein Lehrer und Freund hat mir erlaubt, von unserm Briefwechsel dasjenige, was auch Andre außer uns beiden interessieren kann, öffentlich bekannt werden zu lassen.“ (Vorr. S. X. XI.) Nicht mit solcher Hingebung, mit solcher Abgewöhnung des alten und Erlernung des neuen Denkens spricht B. von sich selbst, sondern er verlangt dies von andern, und äußert sich mit einiger Bitterkeit darüber, daß man seine Logik keiner größeren Aufmerksamkeit würdige. Aber „die Betäubung, welche bey der unfreundlichen Aufnahme seines Grundrisses im Publicum eigentlich ihn hätte treffen sollen, ist ganz auf seine Leser zurückgefallen.“ „Was schadet es also mir, wenigstens meinem innern Menschen nach? — Bin ich doch von jeher gewohnt gewesen, meine Ideen nie als Waare, sondern immer nur als eignen baaren Gewinn aus meiner, und für meine Existenz, zu betrachten. Ihre Verkäuflichkeit an die Lesewelt war nie, weder die Bedingung ihres Ursprungs, noch die Regel ihrer jedesmaligen Beschaffenheit. Ich weiß nichts von der Erbärmlichkeit einer Tortur meines Geistes, um sich, zur Steuer körperlicher Bedürfnisse, in Ideen für andre auszusprechen, und der Ablatz meiner Gedanken war nie der bezweckte Lohn, welcher mich erst zum Denken hätte reizen müssen“ u. s. w. Noch an manchen andern Stellen zeigt sich in den Briefen B's ein gewisses Selbstgefühl, welches mit der beynah verwundungswürdigen Entäußerung Reinhold's einen starken Contrast bildet, und uns fast über beide zürnen läßt, über den einen, daß er zu viel Belehrung annimmt, über den andern, daß er zu viel Belehrung giebt.

Für die Geschichte des Bardilischen Systemes, und den Ruf, wozu es im Publicum durch die Bemühungen R's gekommen ist, bleibt der vor uns liegende Briefwechsel ein Aktenstück. R. erhielt 1799. unter andern Meisproducten auch den Grundriß der ersten Logik von Bardili. Weder Dedication, noch Titel, noch Vorrede zogen ihn an. Nur durch einen Zufall ward das Buch nicht ungelesen zurückgeschendet, und die Vergleichung des Denkens mit dem Rechnen, welche Hr. R. auf der ersten Seite las, bestimmte ihn endlich zur Lesung des Ganzen. Folge davon war ein



ein gänzlich Aufgeben alles dermaligen philosophisch-wissenschaftlichen Fürwahrhaltens, ein völlig deutlich gewordnes Nichtwissen, das sich zum ersten Male auch auf die allgemein geltende Logik erstreckte. Fünfmal hatte Hr. R. das Buch gelesen, als er an den Vf. desselben schrieb. Dieser antwortet ihm, und die Correspondenz ist eingeleitet. In dem ersten Briefe giebt B. einige Nachricht von seinem bisherigen Studiren, welche Rec. interessant gefunden hat, besonders auch eine Stelle aus der ersten Rede bey der Karlsruhenschule. Im dritten Briefe versucht Reinhold eine Exposition des Denkens als Denkens, wird aber im vierten über das Parallelisiren mit andern Systemen von Bardili zurecht gewiesen. Eigentlich hatte sich R. schon im dritten Briefe das Bardilische System zurecht gemacht, im fünften will er sogar den Vf. der Archimetrie damit vereinigen, und hofft auf Jacobi und Fichte, das sie sich für Bardili erklären werden. Im sechsten Briefe steht, er wolle in einer Recension des Grundrisses frappiren durch die Behauptung: das es eigentlich allen Gebäuden der Philosophie an der Logik fehle, das es noch gar keine Logik gebe, und das die Philosophie nichts anders als Logik seyn könne. Aber im siebenten Briefe wird er wieder über andre gelegentliche Aeußerungen des vorigen Briefes zurecht gewiesen. Endlich im achten Briefe erklärt R.: die Dunkelheiten aus den mißverständenen Stellen des Grundrisses hätten sich verloren, und ließen es im Augenblicke ihres Verschwindens unbegreiflich werden, wie er ohne jene Stellen gleichwohl das Uebrige des Grundrisses verständlich finden konnte. „Das Eklipsiren des Sinnes jener Stellen trug sich bey der achten und neunten Durchlesung zu, und kam bey der zehnten nicht wieder.“ Fichte hat während dieser Zeit schon durch eine Recension in der Erl. L. Z. die Frucht seines Studiums der ersten Logik an den Tag gelegt. Von Jacobi schweigen die späteren Briefe, und es ist aus seinem Anhang zu Köppens Schellingslehre und Reinholds Briefen an ihn in den Beyträgen zur Uebersicht u. s. w. dem Publicum bekannt, das auch er nicht zum Bardilischen Systeme übertrat, sondern seinen bisherigen Ueberzeugungen getreu blieb. Der zehnte Brief von Reinhold ist in einem andern Tone geschrieben, wie die übrigen. Es wird darin ein Unterschied gemacht zwischen Buchstaben und Geist der Philosophie, zwischen Wissen und Glauben, es heißt unter andern: „Was im Wissen, als solchen, das Wort ist, das ist im wahren lebendigen Glauben das Gefühl, welches im Wissen als Wissen nimmermehr vorhanden seyn kann und darf. Jenes Gefühl aber ist im Glauben an Gott — Gottes Wort, göttliche Offenbarung Gottes. Das mir gegebene Denken als Denken, in meinem Bewusstseyn, ist als Denken allerdings die Wahrheit, aber es ist nicht das Wahre. Es ist die bloße Vernunft, und als solche das Licht, das von Gott, wie das physische Licht von der Sonne, ausgeht.“ Irren wir uns nicht, so erkennen wir in diesen Aeußerungen Recitative Jacobischer Denkart. In der Antwort auf diesen Brief unterscheidet Bardili zwischen einem Genusse des Den-

kens und einem Erkennen des Denkens, welchen Unterschied R. in der Folge auf Jacobi selbst angewendet hat. Ein Philosoph, wie Jacobi, ist zum bloßen Genusse des Denkens gelangt, doch haben auch die Thiere gleichfalls nach R. einen Genuss des Denkens. B. in seinem Briefe N. II. hat diese Vorstellung durch folgendes Gleichniß erläutert: „Wenn das Berechnetseyn im Kopfe des Astronomen gerade eben das Berechnetseyn geworden ist, wonach die Planeten gegen einander und gegen die Sonne gestellt sind: so hat das Denken hier wiederum bey sich selbst eingekehrt, und dasjenige ist in ein  $\mu\alpha\sigma\eta\mu$  νοησεως (Erkenntniß des Denkens) bey dem Astronomen übergegangen, was bey den Planeten bloß  $\mu\alpha\sigma\eta\mu$  νοησεως (Genuss des Denkens) ist.“ Rec. ist über das sonderbare Resultat erstaunt, welches sich aus diesen und ähnlichen Aeußerungen ergibt: das die Planeten, Philosophen (einige nicht-bardilische nämlich) und Thiere einen Genuss des Denkens haben. Uebrigens sind seit diesem Briefe B's alle Recidive seines Freundes R. verschwunden, und beide arbeiten gemeinschaftlich zu einem gleichen Ziele.

Nach einer Angabe der Geschichte des Systems sollten wir billig noch einige Worte über das System selbst sagen. Allein theils würde eine vollständige Beurtheilung den Raum unsrer Blätter überschreiten, theils sind auch in dem Briefwechsel meistens Erörterungen einzelner Sätze enthalten, die uns keine vollständige Uebersicht geben, welche aus dem Grundriss der ersten Logik und andern Darstellungen R's geschöpft werden muß. So viel hat uns indessen geichienen, als wäre das Unwesen der Speculation, welches auf dem Titel dieses Buches dem Wesen der Philosophie entgegengesetzt wird, auch im Bardilischen Systeme vollkommen zu Hause, und als sey durch das Denken als Denken der Grund der Dinge so wenig für die philosophische Erkenntniß enthält, als durch ein Setzen das Ich, oder eine intellectuelle Anschauung. Die Möglichkeit wird als der Grund der Wirklichkeit angesehen (S. 26.), das Gedachtseyn einer Sache in seiner Identität des Gedachtseyns als ein Grundgesetz des Seyns überhaupt, der Allgemeinbegriff einer Sache als die Wurzel alles an ihr vorgestellten Besondern. Nun aber sind die Begriffe: Möglichkeit und Wirklichkeit, Gedachtseyn und Seyn, Allgemeines und Besondres, bloße Correlate, mit deren einzelmem Gliede man nicht beginnen darf, um das andre daraus herzuleiten als Folge, oder Bedingung der Anwendung, sondern die beide nur mit einander sind, was sie sind. Gewisse Aeußerungen scheinen auf einen Pantheismus hinzudeuten, z. B. „Abstraction und Reflexion findet nicht nur in der Anwendung des Denkens im menschlichen Bewusstseyn als solchen, sondern auch in jedem thierischen Bewusstseyn, und selbst in der Vegetation und Generation jeder Pflanze statt, und setzt durch dieses alles das Denken, als Denken, in seiner Anwendung überhaupt, schlechthin voraus.“ (S. 77.) Hieher gehört auch die Stelle, wo die individuelle Unsterblichkeit aus dem Gebiete der Philosophie verwiesen wird. (S. 171.) In andern Stellen trifft

trifft man wieder auf einen Dualismus: „Das Denken als Denken enthält nichts, als die absolute *Theſis*; die absolute *Hypothese* ist nicht im Denken als Denken enthalten, und wird auch selbst durch das Denken als Denken in der Anwendung, in welchem sie allerdings enthalten ist, nicht *gesetzt*, sondern *vorausgesetzt*. (Das Denken als Denken ist also nicht *absolut*, sondern *bedingt* in seiner Anwendung durch diese Voraussetzung.) Beides zusammen ist die *Anwendung* des Denkens als Denkens, *Synthese* und *Antithese* in unzertrennlicher Vereinigung.“ (S. 87.) Eine andre Ansicht hat uns sehr wunderbar geschienen: Das Subject *als Subject*, das Prädicat *als Prädicat*, die Copula *als Copula*, die Allheit *als Allheit* ist das Denken an sich im Menschen. Der Mensch dringt, vermittelt einer bey ihm weiter gehenden Zernichtung des Stoffes, auch bis auf die Form des *Denkens* durch, und bereitet sich dadurch, als Erstling der Natur, auf seinem Weltballe den vollendetsten Genuß der Welt, den Genuß derselben *unter* und *mit ihrer*

*Copula*. Allein ehe es zu demjenigen kommt, was an einer Sache *ist*, kommt es zum *Scheine* dessen, was an der Sache *ist*, und es muß vorher zum Scheine kommen, ehe man zum Seyn an ihr gelangen kann. Eben so bey der Copula. Der reinste Abglanz derselben ist unftreitig das *Gewissen*!! Indem der Mensch etwas *vor sein Gewissen* bringt, so bringt er es auf *A*, auf die allgemeine Weltcopula, auf den Abglanz des Wesens der Wesen in ihm zurück!! u. s. w. — Ob wohl *Plato*, welchen Hr. B. bey dieser Gelegenheit anführt, an den Genuß und Abglanz der Copula dachte, wenn er das Gute das *Offenbarste alles Wesenhaften* (*το φανερωτατον του ωντος*) nennt? Rec. stimmt freudig ein in jenen Ausspruch des *Plato*, aber nicht in die unselige Quälerey des Hn. B., aus dem logischen Skelett eines Satzes, aus dem Subject, Prädicat und der Copula, in einer Reihe von Schritten beweisen zu wollen, warum das Gute ein Offenbares und Wesenhaftes seyn muß.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**ERDBESCHREIBUNG.** *Erfurt*, b. Beyer u. Maring: *Reise der Herrn von Humboldt und Bonpland nach den Wendekreisen in den Jahren 1799. 1800. 1801. 1802. 1803. und 1804.* Ein Auszug aus ihren Memoiren, von J. C. Delamethrie. Aus dem Französischen. 1805. 76 S. 8. — Seit *Cook* ist vielleicht die Willgierde des Publicums nie so gespannt gewesen, als auf die Rückkehr der beiden Reisenden und die Mittheilung ihres Tagebuchs! und mit Recht. *Spanien*, dessen Regierung in der Verwaltung der amerikanischen Colonien so geheimnißvoll ist, öffnete den allen Reisenden bisher so sehr erschweren Zugang mit der liberalsten Gesinnung, und begegnete den Wünschen der beiden Gelehrten auf eine Art, daß sie ungehindert alle Nachforschungen und Versuche anstellen durften, wodurch den Wissenschaften ein neuer Zuwachs werden konnte. Der Eifer für *Franzosen* für Unterstützung und Erleichterung des Mittel, die Hr. von *Humboldt* nicht entbehren konnte, blieb sich unter dem Wechsel der Regierung gleich. Als der mit Oesterreich wieder ausgebrochene Krieg 1798. und der Mangel an hinlänglichen Fonds das Directorium genöthigt hatte, die Reise des Capitains *Baudin*, den *Humboldt* zu begleiten bereit war, auf einen günstigeren Zeitpunkt aufzuschieben, ward er doch in Stand gesetzt, den Gelehrten nach *Aegypten* folgen zu können, um wenigstens die Reise nach den Wendekreisen auszuführen, die er schon seit 1792. auf seine eigne Kosten unternehmen wollte. Er war im Begriff, mit einer schwedischen Fregatte, die den Consul, Hn. *Seai-Oldbrandt* nach *Algier* führen sollte, bis dorthin, und von da mit der Caravane nach *Mekka* zu gehen, um durch *Aegypten* und den persischen Meerbusen nach *Indien* zu kommen; aber der Krieg zwischen *Frankreich* und den barbarischen Mächten, der unerwartet 1798. ausbrach, hielt ihn zwey Monate zu *Marseille* auf, ohne der Ausführung seines Vorhabens um etwas näher zu kommen, so sehr man sich auch zu *Marseille* Mühe gab, alle Hindernisse zu beseitigen. Ungeduldig über diese lange Verzögerung, aber immer fest auf seinem Plane beharrend, der ägyptischen Expedition sich anzuschließen, ging er nach *Spanien*, in der Hoffnung, mit spanischer Flagge leichter von *Carthagena* aus, nach der *Levante*, und *Algier* oder *Tanis* zu gelangen. Hier mußte er seinem Vorhaben; durch *Aegypten* nach *Indostan* zu dringen; entlagen, da im Orient der Krieg mit steigender Erbitterung geführt wurde. Dafür aber fand er am spanischen Hofe die ausgedehnteste Erlaubnis, in den spanischen Colonien seine Untersuchungen

ungehindert zu vollenden; und kehrte dann nach fünf Jahren triumphirend nach *Europa* und zwar zunächst nach *Frankreich* zurück. Jubelnd empfing ihn die Hauptstadt; *C'est une académie entiere réunie dans un seul*, sagte *Delamethrie*. Ueberall befreundete man beide Reisende mit dem Titel *chers voyageurs*, und an viele Institute der Wissenschaften und an Privatpersonen gingen Staffetten ab, um die frohe Botschaft seiner durch vorhergegangene Nachrichten zweifelhaft gewordene Rückkehr zu melden.

Noch ist es uns nicht vergönnt, in das Innere des Tagebuchs dieser Reise zu schauen, aber warmen Dank verdient schon Hr. *Delamethrie*, uns mit dem Umriss derselben meistens in geographischer Hinsicht bekannt gemacht zu haben. Dieser Abriss führt im Original den Titel: *Notice d'un voyage aux tropiques exécuté par M. M. Humboldt et Bonpland en 1799. 1800. 1801. 1802. 1803. 1804.* Hr. Präsident von *Dachröden*, der Schwiegervater des Bruders des Hn. von *Humboldt*, erhielt es von seiner Tochter zu *Paris*, und ließ es in *Erfurt* durch einen sachkundigen Mann übersetzen. Rec. besitzt das Original nicht, um die Uebersetzung vergleichen zu können, glaubt aber, daß sie in keine ungeschickten Hände gefallen sey, denn sie läßt sich gut lesen, und aus einem paar Berichtigungen sieht man, daß der Uebersetzer Kenntniß in diesem Fache besaß; nur hat er sich zu treu an die französische Schreibart der Orte und Namen gebunden, wodurch hier und da Verwirrung entstehen dürfte. Uebrigens hätte die Verlags-handlung, da das Tagebuch erst nach einigen Jahren wegen der vielen Kupfer erscheinen kann, wohlgethan, wenn sie die interessantesten Briefe der theuren Reisenden, die in der *Berliner Monatssehr.*, in *Gilberts Annalen der Physik*, in *Zachs monatl. Correspondenz*, in dem *Int. Bl. der Allg. Lit. Zeitung*, und in den allgem. geograph. Ephemeriden zerstreut sind, gesammelt, und am Ende dieses Abrisses, dessen Inhalt dadurch Leben und Erläuterung erhalten könnte, mitgetheilt hätte. Der deutsche Titel dieser Uebersetzung ist wahrscheinlich Buchhändler-Speculation; denn *Delamethrie* ist weit entfernt, die Reise des Hn. von *Humboldt* herauszugeben, er will bloß eine allgemeine Nachricht geben, wie er sie aus den öffentlichen Blättern, aus Privatbriefwechsel und aus den im Nationalinstitut verlesenen Memoiren gedrängt zusammenfassen kann. Doch ist dieses verzeihlich, wenigstens verzeihlicher, als das Betragen eines andern Buchhändlers, der sich nicht entblödete, ein

schändliches Mauthwerk, worin er einige nachgedruckte Briefe des Hn. v. Humboldt durch Kupfer aus einem andern Verlagsartikel erläutern wollte, für Humboldts Reise anzugeben.

Der Abriss, den uns *Delamethrie* mittheilt, ist kurz und wahr. Er dient nicht allein zur genauen Bezeichnung des Weges, den diese Reisenden nahmen, sondern kann auch als eine Einleitung zu dem Tagebuche betrachtet werden. Nicht in jener, sondern in dieser Hinsicht können wir einige interessante Momente wiedergeben.

Die ganze Reise dauerte fünf Jahre; sie wurde theils zu Lande, theils zu Wasser gemacht. Die zurückgelegte Strecke beträgt über 9000 Meilen, und sie ist die weiteste, die je ein Privatmann auf eigne Kosten vollendete. Mit der Fregatte *Pizarro* fuhren sie von Corunna nach den canarischen Inseln, landeten auf Teneriffa, und stiegen bis an den Crater des Pic von Teyde, um die atmosphärische Luft hier zu analysiren, und geologische Beobachtungen über die Basalte und Porphyr-schiefer Afrika's anzustellen. Von den Küsten des antillischen Meers gegen den Aequator zu durchwanderten sie die weiten Ebenen von Calábazzo, Apurá und Nieder-Orinoco u. l. w. In diesen den afrikanischen nicht unähnlichen Wüsten steigt durch das Zurückprallen der Sonnenhitze der Thermometer im Schatten auf 33 bis 37° Reaum., und der Sand der Meeresfläche zeigt hier in der Refraction und dem Aufschwellen die sonderbarsten Phänomene, und doch halten sich in den ganz öden und graslosen Gegenden, die höchstens von 3 zu 3 Meilen mit einzelnen Sträuchen der *Mauritia* und des *Embothrium* bewachsen sind, Krokodille und Klapperschlangen auf. Die bestrittene Existenz des Arms vom Orinoco, *Cassiquiare*, der den Orinoco mit dem Amazonenflusse verbindet, setzten sie durch eine mühselige Untersuchung außer Zweifel; die kupferfarbenen Guajariben, die noch wilder als die Guaiacas-Indianer nach Westen von Pafimosi, und sogar Menschenfresser sind, machen jeden Versuch, an die Quellen des Orinoco zu gelangen, unnütz. Von der Mission Esmeralda aus fuhren sie bis an die Mündung des Orinoco, und kamen zum zweyten Male an die Cataracten, deren südliche Seite die beiden Geschichtschreiber dieser Gegenden, Gumilla und Caulin, nicht gesehen hatten. Im J. 1801. reiste Hr. v. Humboldt von Bataviano im März ab, bestimmte astronomisch verschiedene Punkte in den Inselgruppen von Südcuba, verweilte am Rio Sinu, wo noch nie ein Botaniker Kräuter gesucht hatte, brachte einige Wochen in den für die Naturgeschichte so reichen Wäldern von Turbaco zu, entwarf trotz der Quaalen von Mosquitostichen eine Karte von dem Magdalenenflusse, während *Bonpland* die üppige Vegetation studierte. Der Cataract von Tequendama, der 98 Toisen hoch herabstürzt, die Bergwerke von Mariquita, S. Anna und Zipaguiva, die natürliche Brücke von Irononzo, wo zwey durch ein Erdbeben aus einander gerissene Felsen in ihrer Mitte einen dritten freyhängenden tragen, Muti's Sammlungen beschäftigten die Reisenden zu S. Fe bis in den September. Nach Carthago und Buga kamen sie durchnäst vom Regen und baarfuss, da sie sich 13 Tage durch fürchterlichen Koth und durch unwegsame, von keinem menschlichen Fußtritt betretenen Gegenden durchgearbeitet hatten; durchwanderten das Vaterland der Platina, die Provinz Choco, und nach einer viermonatlichen Reise durch die Cordilleren der hohen Anden, täglich den Regengüssen ausgesetzt, und mit Instrumenten und Sammlungen beladen, langten sie auf Maulefeln in der südlichen Hemisphäre, den Städten Ibarra und Quito, an. In Popayan waren sie bis zum Crater des Vulkans von Purace gestiegen, dessen Mündung voll köchendem Wassers war, und der mitten im Schnee Dünste von geschweltem Wasserstoff mit schrecklichem Gebrülle auswirft. Im J. 1802. setzten sie ihre geologischen und botanischen Untersuchungen 8 bis 9 Monate in dem Reiche Quito fort, in einem Lande, das vielleicht zum interessantesten in der Welt gehört,

wozu die colossale Höhe seiner beschneiten Berggipfel, die Wuth der Vulkane, seine Vegetation, die Reize peruvianischer Baukunst viel, mehr und alles aber die Sitten seiner ehemaligen Bewohner beytragen. Die Erdbeben sind hier häufig und furchtbar; am 7. Februar 1797. verschlang ein einziges in wenig Stunden 40,000 Menschen. Nach zwey vergeblichen Versuchen gelang es ihnen endlich, an den von *la Condamine* mit dem Chaos der Dichter verglichenen Crater des Vulkans von Pichincha zu kommen, und vollständige Versuche über die Luft anzustellen; aber es fehlte nicht viel, so hätte Hr. v. Humboldt das Leben dabey eingebüßt. Seine trigonometrischen und barometrischen Messungen bewiesen, daß einige dieser Vulkane, vorzüglich der von Tunguragua sich beträchtlich seit 1753. gesenkt haben, und er überzeugte sich, daß alle diese großen Massen das *Werk der Krystallisation* waren. Auf diesen Reisen begleitete sie ein leidenschaftlich für die Wissenschaften eingenommener junger Mann, Karl Montiefar, ein Sohn des Marquis von Selvaegre von Quito, der auch mit nach Europa ging. Auf den Vulkan von Antisana schafften sie ihre Instrumente 2200. auf den Chimborasso 3300 Fuß höher, als *Condamine* und *Bouguer* den Corazon hatten betiegen können. Sie gelangten 3036 Toisen hoch über die Fläche des stillen Meeres, und sahen das Blut aus ihren Augen, Lippen und Zahnfleisch hervordringen. Noch fehlten 224 Toisen, um bis an den Gipfel vom Chimborasso zu kommen, woran sie eine breite Spalte hinderte. Das Schreiben vom Nationalinstitut zu Paris im Betreff des Capitains Baudin, der nach Neuholland abgegangen war, und durch Umschiffung des Vorgebirgs der guten Hoffnung es dem Hn. v. H. unmöglich machte, ihn zu treffen, bestimmte ihn, seine eigene Expedition zu verfolgen. Er nahm seinen Weg von Quito aus nach dem Amazonenflusse und Lima, und theilte sich mit *Bonpland* in die Beobachtungen. In den Minen von Hualguayok fanden sie das Silber in großen Massen 200 Toisen über die Meeresfläche; und in der Nachbarschaft von Truxillo die Spuren der ungeheuren peruanischen Stadt Manfiche, mit Pyramiden geziert, in deren einer man im achtzehnten Jahrhundert für mehr als 4 Millionen Livres geschlagenes Gold entdeckte. Im Hafen von Callao de Lima konnte er ziemlich genau das Ende des Durchgangs des Mercuris beobachten, da man sonst gewöhnlich wegen des dichten Nebels in zwanzig Tagen kaum die Sonnenscheibe erblickt. Im J. 1803. fuhren sie mit der Fregatte *Atlante*, da sie Zeugen der schrecklichen Verwüstung des Vulkans von Cotopaxi gewesen waren, nach Neuspanien, um im August oder September wieder in Frankreich zu seyn; allein so groß die Bewegungsgründe zu dieser Rückkehr waren (da die Instrumente, besonders die Zeitmesser, nicht mehr gebraucht werden konnten), größer noch waren die Reize eines so schönen Landes, und die große Gastfreyheit seiner Einwohner, und außer diesen war es die Furcht vor der zu Vera Cruz herrschenden tödtlichen Epidemie, das schwarze Erbrechen genannt, die Beide zurückhielten. Der größte Theil der übrigen Untersuchungen ist aus Briefen bekannt, worauf wir uns der Kürze wegen beziehen. Hr. v. H. kam in Bordeaux an, brachte eine große Anzahl Zeichnungen, 35 Kisten und 6000 Arten Pflanzen mit, und schon in Philadelphia hatte er das Vergnügen, zu vernehmen, daß seine aus Cuba abgeschickten Manuscripte von den Jahren 1799—1800. gerettet, aber leider ein Drittheil seiner Sammlungen, die Insecten von Orinoco und Rio Negro betreffend, mit mehreren Doubletten zu Grunde gegangen waren. Seine Anstrengungen und seine Gefahren haben wir hier fast gar nicht berührt. Die Nachwelt wird ihm unter dem großen Entdeckern eine desto ruhmvollere Stelle anweisen, je mehr es zweifelhaft bleibt, ob seine Talente, oder seine Beharrlichkeit, oder sein Aufopferungsgeist größere Bewunderung verdienen.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 10. April 1805.

## P Ä D A G O G I K.

KOPENHAGEN, b. Poulsen: *Egeria, Fjerdingaarskrift for Opdragelses- og Underviisningsvaesenet i Danmark og Norge.* (*Egeria*, eine Quartalschrift für das Erziehungs- und Unterrichtswesen in Dänemark und Norwegen.) Udgivet af Stiftsprovst F. Plum, Professor L. C. Sander, Praest A. K. Holm. — Ersten Jahrgangs erstes u. zweytes Heft. XX u. 559 S. Drittes Heft. 234 S. 1804. gr. 8.

Was *Egeria* für den Numa Pompilius war, das soll die Erziehungswissenschaft für uns seyn; und wie Numa Pompilius, begeistert von jener Göttin, zu Rom's erster Veredlung wirkte, so wollen wir, mit Hülfe der Erziehungswissenschaft, zur Verbreitung allgemeiner Veredlung in Dänemark und Norwegen beytragen. „*Egeria* wird sich also bemühen, das allgemeine Interesse für des Vaterlandes wichtigstes Anliegen, für das Erziehungs- und Unterrichtswesen, aufrecht zu halten.“ So ungefähr erklären sich die drey würdigen Herausgeber dieser Quartalschrift über die Bestimmung derselben und über den ihr beygelegten Namen. (Einladung, S. 10. und Einleitung, S. 6.) Auch ist der Inhalt der drey ersten Hefte so beschaffen, daß man sich viel Gutes von ihrem Unternehmen versprechen und ihm den besten Fortgang wünschen darf. Ueber die Erziehung des Menschen durch den Staat; nach K. S. Zacharia's Abhandlung übersetzt, zum Theil umgearbeitet und im Auszuge mitgetheilt vom Pr. Sander. (1. Abschn. S. 17 — 50. und 2. Abschn. S. 1 — 27.) Das schätzbare Original kennt man. Gegen manche psychologische, pädagogische und politische Grundsätze, von denen der Vf. ausging, werden in neuern Zeiten erhebliche Einwendungen gemacht; und es hätte nicht geschadet, wenn der Epitomator öfter, als es geschieht, Rücksicht darauf genommen hätte. Indessen behält die Abhandlung selbst ihren großen Werth, und wird den Lesern der *Egeria* gewiß sehr willkommen seyn. Ueber die pädagogischen Mittel, die Festigkeit des Gedächtnisses zu befördern. (S. 78 — 102.) Der Vf., Conrector Bloch in Odensee, unterscheidet mit Niemeyer (Grundr. d. Erz. 1. Th. §. 52.) die Leichtigkeit des Gedächtnisses, oder die Schnelligkeit, womit es etwas faßt, von der Festigkeit desselben, oder der Treue, womit es etwas behält, welches beides nicht immer mit einander verbunden ist. Zur Beförderung der letzten wird empfohlen: 1) eine zweckmäßige Beschäftigung der Einbildungskraft durch

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

Verfälschung der Gegenstände. (*Quintilian* sagt mit Recht: nach einem selbstgeschriebenen Exemplar lasse sich es leichter, als nach einem fremden, auswendig lernen.) 2) Benutzung der Ideenassociation. (Es fragt sich nur: ob diese nicht schon Sache des Gedächtnisses ist? Menschen von schwachem Gedächtnisse fehlt es auch an Lebhaftigkeit der Ideen, und folglich auch an der Fähigkeit, sie zu verbinden.) 3) Uebung des Verstandes. (Sehr richtig; denn es ist ein bloßes Vorurtheil, wenn man meynt, ein gutes Gedächtnisse und ein gesunder Verstand vertragen sich nicht mit einander.) 4) Als Folge hiervon: das Bestreben, dem Gedächtnisse des Lehrlings mehr durch dessen eigne Wirkksamkeit und eignes Denken, als durch des Docenten bloßes Demonstriren, das, was er behalten soll, einzuprägen. Die ganze Abhandlung verrieth einen denkenden und geübten Pädagogen. — Ueber Pastor Rördes's Anmerkungen, betreffend die Professionisten und Dorfschulen in Dänemark; von Plum. (S. 102 — 120.) Diese Anmerkungen befinden sich in der dänischen Monatschrift *Minerva*, 1802., und stellen vom Zustande des Schulwesens auf dem Lande ein niederträchtiges Gemälde auf. „Der Zweck des ganzen Unterrichts ist: das Kind vom 6ten bis 15ten Jahre Luthers Katechismus und das Lehrbuch buchstabiren und lesen zu lehren — höchstens werden noch Davids Buspsalmen, die Evangelien und Episteln, nebst einigen erbaulichen Beichtgebeten gelernt.“ Es geschehen nun Vorschläge, wie dem Uebel abgeholfen werden kann, und man muß hoffen, daß sie am rechten Orte Gehör finden. Was der Vf. über die Professionisten sagt, ist nichts neues; und die Kopenhagener Gesellschaft zur Veredlung des Handwerksstandes, an deren Spitze der würdige Hofprediger *Christiani* steht, hat es nicht an Versuchen fehlen lassen, des Vfs. Ideen zu realisiren; nur ist von dem Erfolge nichts bekannt geworden. Ueber Pestalozzi, sein Institut und seine Lehrmethode finden sich in den beiden ersten Heften S. 51 — 77. 121 — 139. 486 — 501. und im dritten Hefte S. 186 — 193. u. 204 — 225. verschiedene interessante Aufsätze, die jedoch über die Sache selbst wenig befriedigenden Aufschluß geben. Es gereicht der dänischen Regierung zum Lobe, daß sie die Pestal. Methode von zwey geschickten Schulmännern, *Ström* und *Torlitz*, in Burgdorf selbst studiren und alsdann mit der Anwendung der Methode, unter *Balle's*, *Münter's* und *Plum's* Aufsicht, einen Versuch machen ließ; aber noch mehr wird es ihr zur Ehre gereichen, wenn sie sich weder durch ein vorlautes Anpreisen der Methode zur unbedingten Annahme, noch durch ein ängstliches Geschrey wider

der pädagogische Neologie zum übereilten Verwerfen derselben verleiten läßt. Sie will geprüft seyn, ehe sie sich beurtheilen läßt; und dazu gehört Zeit und Erfahrung. — *Ribers Biographie und Reisejournal*, mitgetheilt vom Prof. *Sander*. (S. 185 — 263. des ersten, und S. 75 — 117. des zweyten Hefts.) *Riber* war ein trefflicher Mann, und sein frühzeitiger Tod für das Kopenh. Schullehrerseminarium ein schwerer Verlust; allein sein ins Kleinliche gehendes Reisejournal drucken zu lassen, würde Rec. seiner Seits bedenklich gefunden haben. — Aus den *Nachrichten von den Sonntagschulen zu Kopenhagen* S. 140 — 183., zu *Helsingör* S. 446 — 451., und zu *Bergen* S. 451 f., vom Pastor *Holm* und Conrector *Hansen* mitgetheilt, sieht man, daß man es auch in Dänemark und Norwegen, wie in England und Deutschland, zuträglich findet, durch eine Art von Noth- und Hülfunterricht an Feyertagen das wieder einzubringen, was durch Verwahrholung des eigentlichen Schulunterrichts an den gewöhnlichen Wochentagen veräußert worden ist. Rec. mag gern, daß alles am rechten Orte und zur rechten Zeit geschieht; und er besorgt, was auch Hr. *Holm* S. 182 f. zur Widerlegung der bekannten Einwendungen gegen die Sonntagschulen beybringt, daß durch die Verlegung des Lehr- und Lerngeschäfts auf die der Ruhe und Erbauung gewidmeten Tage die jetzt schon tief gesunkene Achtung für die eigentliche Sonntagsfeyer noch tiefer sinken, und daß dabey die Gleichgültigkeit der Aeltern gegen den Schulbesuch der Kinder an den Wochentagen, worüber man nun schon so laut klagt, wenn sie sehen, daß ihre Kinder durch Besuchung der Sonntagschulen späterhin das Veräußerte wieder einbringen können, sich noch vermehren wird. Als *Palliativmittel* gegen die Rohheit und Unwissenheit des Volkes mögen sie ihren Werth haben; aber die *Egeris* sollte sich weniger mit Empfehlung dieser, als damit abgeben, zur *Radikalkur* behülflich zu seyn — will sie anders den Namen mit der That führen. — Verschiedene andere schätzbare Aufsätze von *Boisen*, *Loth* und den drey Herausgebern muß Rec. der Kürze wegen mit Stillschweigen übergehn. — Im dritten Hefte findet sich, außer dem, was bereits als Fortsetzung verschiedener Abhandlungen der beiden ersten Hefte angeführt worden, und außer einem wohlbedachten Aufsätze über das *Schulwesen auf dem Lande in Norwegen*, vom Dr. *Nauermann*, S. 28 ff., noch von dem Seminaristenlehrer *Ström* eine *detaillirte* (und *räsonnirende*) *Nachricht von verschiedenen meist ausländischen Lehranstalten*, gesammelt auf einer pädagogischen Reise in den Jahren 1802. und 1803. (S. 118 — 185.) Die hier beschriebenen Seminaristen sind: *Hannover*. Hiervon sagt der Vf. viel Gutes; glaubt aber doch: „daß der Unterricht der Seminaristen die Kinder nicht sehr interessirte“ u. s. w. (S. 140.) *Cassel*. „Der Interimsvorsteher *Hospach* (statt *Hosbach*) war nicht im Stande, mir von des Seminariums jetziger Verfassung, Lehrstunden und Unterrichtsgegenständen Nachricht zu geben (!); doch schien er einzuräumen, daß die *Musik* hier noch als *Hauptfache* angelehrt wird.“ (S. 143.) *Gotha*. „Exa-

mina haben bisher hier nicht statt gehabt; eine Folge der Unordnung, worin *Jakobi* das Seminarium fand; — doch wurde um meines Willen eine Prüfung angestellt, wobey aber nur einige der obersten Kinder antworteten.“ (S. 148.) *Erfurt*. „Ich erhielt nicht die Erlaubniß, den Stunden bezuwohnen, weil das, wie es hieß, *ungewöhnlich* sey.“ (S. 150.) *Weimar*. „Weder Geometrie, noch Gartenbau, noch irgend eine Handarbeit wird hier getrieben.“ (S. 152.) Von *Deßau*, *Berlin*, *Kiel*, *Brakelrolleburg* und *Tondern* sagt der Vf. nichts, als Gutes, legt indeffen (S. 161.) das Bekenntniß ab: „habe ich auf meiner Reise neue Ansichten in meinem Fache erhalten, so verdanke ich sie besonders meinem Aufenthalt in *Kiel*.“ Wahrscheinlich ein patriotischer Erguß; denn *Kiel* hat, wie Rec. aus Erfahrung weiß, große Vorzüge: aber das einzige Seminarium, auf welchem ein sonst empfindlicher junger Schulmann etwas lernen kann, ist das *Kieler nicht*.

*Ebendaf.*, b. Möller: *Forfög til en Anvisning for Lærerne ved Skoleholderseminarierne*. (Versuch einer Anweisung für die Lehrer bey den Schullehrerseminarien.) Af D. *Fredrik Münster*. 1804. II u. 109 S. gr. 8.

So gut auch die Absicht war, in welcher seit einigen Jahrzehenden in mehreren Ländern Schullehrerseminarien angelegt wurden und so vielen Segen man sich von ihnen für die Verbesserung des Jugendunterrichts auf dem Lande versprach: so hat doch die Erfahrung leider! gelehrt, daß diese Absicht nicht selten ganz verfehlt, oft auf eine nur sehr unvollkommene Art erreicht worden ist. Eine Hauptursache war wohl diese: daß man nicht immer die Grenzen scharf genug abzustecken suchte, innerhalb welchen sich die Bildung und Vorbereitung der Landeschullehrer notwendig erhalten muß, wenn diese anders ihre wahre Bestimmung erreichen sollen. Kommt es aber bey irgend einer Classe von Lehrern, damit sie brauchbar seyen, weniger darauf an, *wieviel?*, als darauf, *was?* sie wissen: so ist dieses bey den Schullehrern auf dem Lande der Fall, die sich in einem so genau bestimmten Wirkungskreise befinden. Auch in Dänemark, wo es bereits fünf Schullehrerseminarien giebt, scheint man das Bedürfniß eines verbesserten Seminaristenunterrichts gefühlt zu haben; und der würdige *Münster*, der, zufolge der Vorrede, ein Glied der allerhöchst angeordneten Commission für die bessere Einrichtung der dänischen Schulen ist, hat zur Abheilung desselben durch vorliegenden schätzbaren Versuch das Seinige beyzutragen gesucht. Den Text dazu hat ihm *Niemeyer's* allgemein bekannte Schrift: *über öffentliche Schul- und Erziehungsanstalten* § 49 ff. gegeben; und man erhält hier eine weitere Entwicklung und Ausführung dessen, worauf in dieser Schrift nur hingedeutet worden, deren sich ein *Niemeyer* selbst zu schämen nicht Ursache hätte. — In der Einleitung werden einige *allgemeinere* Vorschriften ertheilt, sowohl über das, was vom Seminaristenunterricht gänzlich

lich anzuschließen ist (z. B. Speculative Philosophie S. 12., die höhere Mathematik S. 13., wissenschaftliche Physik und Chemie), als über das, wozu sie, als künftiges Nebenstudium, ohne Schaden angeleitet werden dürfen (z. B. Naturhistorie, einzelne Fächer der schönen Wissenschaften und Künste, vornehmlich Musik S. 14 f.). Die Abhandlung selbst zerfällt in drey Abtheilungen. 1) *Von der intellectuellen Bildung der Seminaristen.* (S. 17—87.) Der Hauptgrundsatz ist hier: sie sollen nicht zu Gelehrten, sondern zu Lehrern der Jugend auf dem Lande gebildet werden. Sie müssen also in der Religion, nicht in der Theologie, unterrichtet werden; die Bibel nach einem zweckmäßigen Auszuge kennen lernen und eine allgemeine Uebersicht, nicht der Kirchen- und Ketzer-, sondern der Religionsgeschichte erhalten. (S. 18—37.) Zur intellectuellen Bildung rechnet der Vf. ferner: Kenntniß der physischen und moralischen Natur des Menschen (S. 39.), Rechenkunst, Geometrie und ein wenig Astronomie (S. 45.), die allgemeinen Begriffe von der Physik und Naturgeschichte, mit beständiger Hinsicht auf die Landökonomie (S. 52.), das Nothwendigste der Geographie, besonders der vaterländischen, verbunden mit etwas Historie und Statistik (S. 69.), Sprachlehre (S. 75.), Instrumental- und Vocalmusik (S. 81.), und endlich Calligraphie. (S. 84.) (Die Pflichten- und Rechtslehre ist zwar S. 41. berührt, aber, wie Rec. glaubt, zu kurz, und nicht ganz am rechten Orte. Sollte sie nicht passender dem Religionsunterrichte vorausgehn und diesem zur Grundlage dienen, als, wie der Vf. will, mit dem Unterricht über das Naturrecht und die Landesgesetze verbunden werden?) 2) *Von der moralischen Bildung der Seminaristen.* (S. 87—102.) Sie müssen vor allen Dingen gewöhnt werden zur Genügsamkeit und Zufriedenheit mit ihrem Zustande (S. 91.), zur Arbeitsamkeit (S. 93.), zur Mäßigkeit und Sparsamkeit (S. 95.), zur Bescheidenheit. (S. 97.) Was der Vf. S. 98. von dem dem Predigerstande schuldigen Achtung des in einem Seminario gebildeten Schullehrers sagt, das ist eher zu wenig, als zu viel gefordert. Freylich sollte der S. 99. berührte Fall nie eintreten; wo er aber statt findet, da fallen die daraus fließenden Inconvenienzen nicht dem Predigerstande, sondern der Regierung, die ein unwürdiges Glied dazu aufnahm, oder darin duldet, zur Last. Ihr kommt es zu, jeden, den sie dieses Standes würdig hält, im Besitze der Rechte und der Achtung zu schützen, die seinem Stande gebührt. Welche traurige Folgen würden nicht für die Gemeinde und selbst für die Schulljugend daraus entstehen, wenn jeder Schullehrer, der sich etwa klüger oder besser dünkt, als sein Prediger, dieses ungehindert durch Geringschätzung desselben u. s. w. zu erkennen geben dürfte! 3) *Von der pädagogischen Bildung der Seminaristen.* (S. 103—109.) Hierunter ist die eigentliche Anweisung zu verstehen, wie der künftige Schullehrer sein Amt nach allen Erfordernissen desselben führen soll. „Je mehr sie die Methodik und Erziehungskunst praktisch lernen, desto besser und zweckmäßiger geht es mit diesem Theile

ihrer Vorbereitung von Statten.“ — Rec. muß abbrechen, und wünscht den dänischen Seminaristen Glück zu diesem von dem Vf. bescheiden sogenannten *Versuche*; wenn alle darin enthaltenen vortrefflichen Winke und Verhaltensregeln treu und genau befolgt werden: so wird der Nutzen davon für die Lehrer, die Jugend und das ganze Landvolk groß seyn.

1) LEIPZIG, b. Crusius: *Katechismus der sittlichen Vernunft*; oder kurze und Kindern verständliche Erklärung der sittlichen und religiösen Grundbegriffe, durchgängig mit Beyspielen erläutert von Joh. Georg Schollmeyer. — Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1802. XVI u. 262 S. 8. (12 gr.)

2) *Ebendaf.*: *Moralische Aufgaben für die Jugend*, zur Uebung und Schärfung der sittlichen Urtheilskraft; nebst Grundlinien zu einer vollständigen Theorie der Collisionfälle für Lehrer, von J. G. Schollmeyer. Ein Anhang zur zweyten Ausgabe des Katech. d. sittl. Vern. 1802. X u. 140 S. 8. (6 gr.)

Schon bey der ersten Auflage von Nr. 1., welche im J. 1796. erschien, benutzte Hr. Sch. die Resultate der Kantischen Philosophie, so weit sie bey dem Jugendunterrichte ihre Anwendung leiden, und gab dadurch seinem Katechismus in Absicht auf schärfere Begriffbestimmung manchen Vorzug vor dem in seiner Art trefflichen *Rockow'schen* Katechismus der Vernunft. Die neue Ausgabe hat bedeutende Verbesserungen erhalten, welche in Zusätzen — die vorige Ausgabe enthielt auf 183 S. nur 118, die zweyte hat 131 Artikel — in Weglassungen, zweckmäßigerer Anordnung und schärferer Entwicklung einzelner Begriffe bestehen. Die Begriffbestimmungen und Erläuterungen des Vfs. sind meistens richtig und deutlich; nur die ersten nicht immer populär genug ausgedrückt. So heißt es S. 46.: *Klug* ist, der sich und Andern *in Absicht auf Nutzen und Schaden* zu rathen und zu helfen weiß. So richtig auch diese Erklärung ist: so dürfte sie doch durch den Ausdruck: *in Absicht auf* u. s. w. für Anfänger im Denken etwas schwer zu verstehen seyn. Warum soll (S. 102.) *sittliche Glückseligkeit* nur derjenige angenehme Zustand des Menschen seyn, da ihm *Alles in so weit* nach Wunsch und Willen geht, als er *sittlichen Werth* hat? Warum kann man nicht auch, dem Sprachgebrauche zufolge, darunter jede Art des Wohlfeyns verstehen, das aus guten Gefinnungen und Handlungen entspringt? In dieser Bedeutung wäre also wohl *moralische Glückseligkeit* auf Erden möglich, welches Hr. Sch. läugnet und seiner Erklärung zufolge auch läugnen muß. Nach S. 80. ist *möglich* nicht nur, was geschehen kann, sondern auch, was geschehen darf. Allein das Letzte, was Hr. S. *moralisch möglich* nennt, sollte wohl richtiger: *moralisch zukünftig* genannt werden. Rec. würde diese Kleinigkeit nicht bemerken, wenn er nicht fürchtete, daß Hr. S.'s Bestimmung, nach welcher nun eine und eben dieselbe Sache

Sache möglich (phyfisch - möglich) und unmöglich (moralifch - unmöglich) ift, leicht Begriffverwirrung oder Sophiftery veranlassen könne. — *Aufklären* foll nach S. 174 heißen: die Unwissenheit vertreiben und die Erkenntniß der Wahrheit befördern. Hier feheint uns das Wort: *Vertreiben*, zur Unwissenheit nicht recht zu paffen. Ein Vertreiben kann doch nur da ftatt finden, wo *Etwas* ift; Irrthümer können daher wohl vertrieben werden; aber nicht die Unwissenheit, die ein Nichtdaseyn, einen Mangel anzeigt.

Die moralifchen Aufgaben Nr. 2., welche theils aus Erzählungen mit angehängten Fragen aus der moralifchen Cafuiftik beftehen, theils bloß cafuiftifche Fragen enthalten, follen nicht nur das Bedürfniß nach einem gründlichem Moralunterricht bey den Lehrlingen erwecken, fondern auch nach Vollendung dieses Unterrichts zur Wiederholung desselben dienen. Die beygefügte Theorie der Collisionfälle foll dem Lehrer die richtige Entscheidung der einzelnen Fälle erleichtern. Hr. S. erscheint hier durchgängig als consequenter moralifcher Rigorift. Die Gegner des Rigorismus werden nicht ohne Grund bemerken, daß hier auch mehrere folche Fälle vorkommen, die zu sehr den Stempel des Idealifchen an sich tragen. Ueber die moralifche Unzuläffigkeit der Nothlüge, worüber sich der Vf. sehr weitläufig verbreitet, find wir ganz mit ihm einverstanden; aber wir glauben nur, daß nicht jede Unwahrheit den Namen einer Lüge verdiene, und daß man denjenigen, die kein Recht auf jede einzelne materielle Wahrheit haben, als Wüthenden und Rasenden, wenn sie gleichwohl mit Ungeftüm die ihnen und andern verderbliche Wahrheit zu hören verlangen, ohne Bedenken eine Unwahrheit fagen könne, ohne sich der Uebertretung des Gebots: du sollst nicht lügen, fchuldig gemacht zu haben.

### ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG u. ELBERFELD, b. Büfchler: *Moralifche Predigten für gebildete Leser*, von J. P. Schlieper, luther. Prediger zu Hückeswagen. 1803. VII u. 255 S. 8. (10 gr.)

Wenn ein junger Mann, der, feinem eigenen Geftändniß zufolge, *kaum vier Jahre gepredigt hat*, schon zum Druckenlassen feiner Predigten fchreitet, fo erwartet man doch wenigstens, daß er es mit Bescheidenheit thun, und etwas mehr, als ganz gewöhnliche Sachen, liefern werde. Beides ift bey Hn. Schlieper nicht der Fall. Er erzählt, in der Vorrede, daß man zwar (*der Anzahl nach berechnet*) für ein halbes Jahrhundert Predigten genug habe: feine Gemeinde hätte aber doch unter allen, die er ihr zur häuslichen Erbauung vorgeschlagen, keine gefunden; aus denen sie sich erbauen mochte. Nothgedrungen hätte er daher einen Jahrgang *bloß für seine Gemeindeglieder* druck-

ken lassen. — Wenn das feyn sollte, fo mußte er sie auch nicht in den allgemeinen Buchhandel geben, oder wenn er es that, fo mußte im Materiellen und Formellen derselben doch wenigstens etwas feyn, das sie als solche auszeichnete; Rec. ift aber nichts der Art vorgekommen, und er kann nicht umhin, zu gestehen, daß er eben darum nicht recht begreift, was der Vf. mit diesem Beyfatz fagen will. Auch kann ihn die Drohung am Schluffe der Vorrede, „daß die Recensenten, welche Lust haben, ihn zu tadeln, ~~zu tadeln~~ ( ? ), es nicht vergessen möchten, daß auf Kritiken Antikritiken zu folgen pflegen,“ nicht abhalten, frey zu bekennen, daß alles, was er hier fand, höchstens *mittelmäßig* zu nennen fey. — Weitläufig können wir das hier nicht beweifen; aber doch einigermaßen andeuten. Die Disposition über Matth. 6, 33.: *trachtet am ersten — zufallen*, ift z. B. sehr fehlerhaft. Die Worte des Textes drücken das Thema aus. Wenn der Vf. das wollte, fo mußte er nun auch ihren Sinn erschöpfen, und nichts hineinbringen, was schlechterdings nicht darin liegt. Soll im ersten Theile gezeigt werden, was es heiße: *nach dem Reiche Gottes trachten*, und im zweyten, daß dem, der es thut, die irdischen Güter *zufallen werden*, fo ift dagegen nun wohl nichts einzuwenden; aber wenn er fagt, *nach Gottes Reich trachten* heißt a) haltet Religion und Tugend höher, als alle irdische Güter, und b) fuchet die Religion Jesu immer weiter zu verbreiten, fo ift, wenigstens der zweyte Satz, hineingetragen. Und wie unbefriedigend heißt es im zweyten Theile, *wer darnach trachtet, dem — zufallen, weil ein solcher das Zeitliche* 1) *auf eine gewissenhafte Art erwirbt, genießt, und mit dem zufrieden ift, was er hat.* 2) *Weil er die Achtung und das Vertrauen seiner Mitmenschen ärniet* ( ? ) — Wo ift da Textnäfsigkeit und logifche Ordnung? — Ueberhaupt exegetifch der Vf. viel, aber wenig genau. So wird S. 42. von den Worten: fo jemand an einem sündigt u. f. w., gefagt, d. h. „fo jemand ein Gebot Gottes übertritt, der ift dazu fähig, es bey allen andern zu thun.“ Hält man sich nun noch an den Beyfatz auf dem Titel: *für gebildete Leser*, fo findet man fast auf jeder Seite Stellen, die den Nachdenkenden unter ihnen anstößig feyn müssen; z. B. S. 99.: *Gatte und Gattin müssen über einen Gegenstand gleiche oder ähnliche Empfindungen äußern*, und was will er damit fagen? sie sollen *theilnehmen* einer an des andern Schickfale. S. 107., wo er den Schmerz des Mannes über die erkannte Untreue der Frau gefchildert hat, heißt es: „Nicht fo heftig und hervorbrechend wird der Schmerz der mit Untreue belohnten Gattin feyn — ihre zarteren Empfindungen erlauben ihm keine heftigen Ausbrüche.“

Der Stil des Vfs. ift nichts weniger, als rein, sonst würde er nicht schreiben: jeder soll das Gute stets *abwarten*, statt: es *ausüben* oder *thun*; das Band der eheliche Freundschaft ift das *größte*, das sich nur denken läßt u. f. w. *Fürsichung* ift überall statt *Vorsichung* gefetzt.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. April 1805.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

HALLE, b. Vf. und in d. Ruff. Verlagsh.: *Grundsätze der National-Oekonomie oder Nationalwirtschaftslehre*, von Ludw. Heinr. Jakob, D. und ordentlichem Prof. der Philos. zu Halle. 1805. XVI u. 548 S. kl. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Durch dieses wichtige, die Aufmerksamkeit denkender Gelehrten in hohem Grade verdienende Lehrbuch einer Wissenschaft, deren Cultur bis zum höchsten möglichen Grade den Deutschen aufbewahrt zu seyn scheint, ist eine Anforderung befriedigt, welche seit einiger Zeit mit Recht an unsre Universitäten und höhern Lehrinstitute gemacht worden ist. Man hat nicht mit Unrecht behauptet, daß die Cultur der sogenannten Kameralwissenschaften auf den mehresten deutschen Universitäten gar nicht das Ziel erreiche, das man billig erwarten sollte, und schon dem historischen Kenner der Wissenschaft, so wie dem Beobachter der Verwaltungsgrundsätze und Anordnungen unserer Staaten mußten sich zwey Erfahrungen aufdrängen, welche größtentheils aus der bisherigen Vernachlässigung und unphilosophischen Bearbeitung dieser Wissenschaft erklärt werden können. Die *erste* ist: daß die Wissenschaft von der Entstehung, der Vermehrung und Verminderung des Nationalreichthums und des Wohlstandes der Völker und Staaten in ihren ersten Principien noch immer nicht so fest begründet zu seyn schien, als man es doch von einer Wissenschaft erwarten sollte und fordern könnte, welche *allen* Menschen so interessant seyn muß, da sie das abhandelt, was allen Menschen das Unentbehrlichste ist, was die Bedingung unsrer ganzen Existenz, unsrer ganzen Thätigkeit und der Zweck der mehresten menschlichen Anstrengungen gewesen ist, jetzt noch ist, und immer bleiben wird. Die *zweyte* Erfahrung ist: daß die von beiden Hauptparteyen der Staatsphilosophen gemeinschaftlich anerkannten Grundsätze der Wissenschaft dennoch in keinem Staate der Welt so angewendet gefunden werden, als sie von diesen Philosophen als unerläßliche Bedingungen des wahren Nationalwohlstandes und Nationalreichthums anerkannt worden sind; man mußte denn einige kleinere Staaten unsers deutschen Vaterlandes ausnehmen, dessen so häufig mit Unrecht getadelte Verfassung der Cultur und der Anwendung dieser Wissenschaft sehr günstig ist; obgleich auch in diesen mehr die Nothwendigkeit auf der einen, und die Unmöglichkeit der Anwendung einzelner sehr beliebten Finanzkünsteleyen auf der andern Seite mehr die Ein-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

führung gesunder Principien der Nationalökonomie bewirkt haben mögen, als die Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit der in der Natur begründeten Grundsätze der Wissenschaft.

Dem sey indessen, wie es wolle, so ist es doch unstreitig ein großes Verdienst, daß ein Deutscher die theoretischen Principien dieser Wissenschaft in ein deutliches, streng zusammenhängendes System brachte, das bey dem Unterrichte derselben auf Universitäten zum Grunde gelegt werden kann, und das ihr unter der Jugend, die in Zukunft an der Staatsverwaltung Antheil nehmen soll, Liebhaber und Verehrer verschaffen muß. Das Studium der ältern Staatsphilosophen, sowohl derer, welche sich zu den phryokratistischen Grundsätzen, als derer, die sich zu der *Smithschen* Schule neigen, kann bey den jungen Studierenden und bey den schon in Geschäften lebenden Männern, ohne einen vorhergegangenen philosophischen Unterricht, nicht den Nutzen gewähren, der zu wünschen ist, wenn unsre Staatsverwaltungen und unsre Staatsphilosophen — unsre Theorie und unsre Praxis nicht immer in Widerspruch und Streit bleiben sollen. Das Studium der ältern Schriftsteller in dieser Wissenschaft erfordert, aufser vielen Hülfkenntnissen, vorzüglich eine deutliche historische Kenntniß der politischen und statistischen Lage der Staaten, in welchen diese Philosophen lebten, und selbst die persönliche Lage dieser Schriftsteller darf nicht übersehen werden, da sie eben so wohl als die Lage des Staats merklichen Einfluß auf den Gesichtspunkt hatte, von welchem sie bey ihren philosophischen Betrachtungen ausgingen. Es ist in die Augen fallend, daß die mehresten Schriftsteller der Nation, die ihren größten Reichthum aus Grund und Boden zog und ziehen konnte, ausschließlichs ihre Aufmerksamkeit auf diese Quelle des Nationalreichthums richteten, und daß hingegen die mehresten Schriftsteller der Nation, welche durch Handel und Kunstgewerbe reich geworden war, ihre größte Aufmerksamkeit auf diese Quellen des Reichthums wendeten. Die französischen und die englischen Schriftsteller in dieser Wissenschaft beweisen dies häufig, und der uneingemessene nachdenkende Leser wird sich nicht in seinem Urtheil über die achtungswerthen Männer übereilen, die ihren Scharffinn auf diese interessante Angelegenheit des menschlichen Geschlechts wendeten. Man kann z. B. mit Recht sagen, daß *Le Tréms* und *Adam Smith* beide Recht haben, obgleich der eine den Gegenstand oft in einem andern Lichte betrachtete als der andere. Hieraus folgt keinesweges, daß diese Wissenschaft keiner allgemein anzuerkennenden Ein-

K



heit in ihren Principien fähig sey, oder die einzelnen Fragen derselben bald so, bald anders entschieden werden könnten, je nach dem man von diesem oder jenem Gesichtspunkte ausginge; sie muß als philosophische Wissenschaft unstreitig den einzig wahren Gesichtspunkt auffuchen und angeben können, und sie wird, wenn dieses mit der unserm Vf. eignen Klarheit und Deutlichkeit geschieht, dann erst ihren wohlthätigen Einfluß auf die wirkliche Welt zeigen und die Theorie und Praxis zu einer Menschen beglückenden Vereinigung bringen.

Die Verfassung unsers deutschen Vaterlandes macht eine unparteyische Prüfung, einen höhern wissenschaftlichen Standpunkt für diese Philosophie eher möglich, als die von Frankreich und England, obgleich seit geraumer Zeit die Philosophen jener Nationen mehr Neigung für diese Wissenschaft zeigten, als die Deutschen. Jetzt scheint der Zeitpunkt gekommen zu seyn, wo unsre Philosophen mit Kraft an ein Werk gehen, das reichere Ausbeute verspricht, als manche andre Wissenschaft, die schon mit Eifer von unsern denkenden Köpfen getrieben wurde. *Adam Smith's* Werk über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums hat schon verschiedene deutsche Uebersetzungen und einige treffliche Commentare und Umarbeitungen erhalten, und auch das vorliegende Werk hat im Ganzen dieses Original zum Grunde gelegt. Das Original selbst und dessen Uebersetzungen scheinen indessen, nach der Lage der staatswissenschaftlichen Literatur in Deutschland zu urtheilen, ungleich häufiger gelesen als verstanden worden zu seyn, und ein wichtiger Grund liegt wohl in der Anordnung des Werks selbst; auch unser Vf. klagt in der Vorrede darüber, daß in diesem Meisterwerke nicht alles mit der nöthigen Deutlichkeit und Ordnung vorgetragen sey, und Rec. setzt hinzu: daß es manche Behauptungen enthält, die nicht bloß zu Irrthümern führen können, sondern — wie mit Beyspielen bewiesen werden kann — auch zu Irrthümern geführt haben.

Mit weit größerer Deutlichkeit, Kürze und systematischer Ordnung hat nun Hr. J. diese Wissenschaft bearbeitet; er hat sich nicht an den *Smith'schen* Uebersetzung streng gebunden, sondern er hat sich auf einen höhern Standpunkt gestellt, welcher ihm der richtige zu seyn schien, um entweder zwischen den beiden Hauptparteyen der Staatsphilosophen die Mittelstraße zu gehen, oder beide mit einander zu vereinigen; er hat mit deutlicher Kürze die Grundbegriffe der Wissenschaft der philosophischen Kritik unterworfen und sein System in folgender Ordnung aufgestellt. In der Einleitung wird der Begriff der Wissenschaft, ihre Verbindung mit andern ihr verwandten Wissenschaften und der Unterschied der Nationalwirtschaftslehre von jenen gelehrt, und das Ganze zerfällt in drey Hauptabtheilungen, von denen die erste von der Entstehung und Vermehrung des Nationalreichthums, die zweyte von den Principien der vortheilhaftesten Vertheilung dieses Reichthums unter die Glieder der Gesellschaft, und die dritte von der

Consumtion des Nationalvermögens und den verschiedenen Wirkungen derselben handelt. Die Gründe des Vf., welche ihn bewogen, von dem Gebrauch des Worts Staatswirtschaft abzugeben und dafür Nationalwirtschaftslehre oder Nationalökonomie zu setzen, sind gewiß einem jeden, dem an einer bestimmten Begränzung und philosophischen Eintheilung der Staatswissenschaften gelegen ist, genügend, und diese Trennung der Begriffe kann der Cultur der Wissenschaft sehr günstig werden. Der Begriff Nationalökonomie schließt nämlich die bis jetzt mit der Staatswirtschaftslehre fast immer verbundene Polizeywissenschaft aus, und das neue Lehrbuch der Staatswirtschaft des Hn. Prof. *Weber*, in Frankfurt, will der Polizey zwey Drittel des Ganzen widmen. Verschiedene andre Lehrer der Staatswissenschaften zogen, mit ebenfalls nicht verwerflichen Gründen, die Polizey nicht mit in den Begriff der Staatswirtschaftslehre, und selbst das Wort deutet schon an, daß, streng genommen, nur einige Theile der Polizey dahin gehören. So blieb die Eintheilung und Begränzung der Staatswissenschaften immer schwankend, bis ihnen durch die neue Abtheilung der Nationalökonomie die natürlichste Gränze gesteckt wurde. (Es ist der Mühe werth, des Vfs. Worte hierüber zu lesen — S. VI. „Meine Absicht u. s. w. bis S. VII. zu Ende.)

Das erste Hauptstück handelt in fünf Abschnitten: 1) von dem Begriffe Nationalvermögen und Nationalreichthum. 2) Von den Ursachen des Nationalvermögens. 3) Von den Ursachen und Bestandtheilen des Werths der Dinge. 4) Von der Vermehrung des Nationalreichthums. 5) Von dem Einfluß bürgerlicher Institute, Polizey u. a. Anordnungen auf die Vermehrung des Nationalreichthums. Das zweyte Hauptstück handelt: 1) von dem ursprünglichen Einkommen einer Nation und dessen erster Vertheilung unter die, welche dieses Einkommen hervorbringen. 2) Von der Circulation, oder dem Umlauf. Das dritte Hauptstück handelt in vier Abschnitten: 1) von den verschiedenen Arten der Consumtion überhaupt und deren Wirkungen im Allgemeinen. 2) Von der Consumtion durch die Natur. 3) Von der Privatconsumtion. 4) Von der öffentlichen Consumtion.

Im ersten Abschnitte sind die Begriffe Bedürfniswerth und Tauschwerth einer jeden Sache erklärt, und der Vf. macht darauf aufmerksam, daß es bey der Schätzung des Nationalreichthums mehr auf letztern als auf den Bedürfniswerth ankomme; im zweyten Abschnitte werden Natur und Arbeit als die letzten Quellen alles Vermögens und alles Reichthums aufgestellt, und der Vf. unterscheidet die äußere und die innere Natur, unter welcher letztern er die geistigen und körperlichen Kräfte versteht, welche den Menschen in den Stand setzen, die Güter der äußern Natur, die aus der Erde kommen, sich zuzueignen, oder dieselben zu ihrem Gebrauch zuzubereiten. Die von ihm zur innern Natur gerechneten Kräfte der Menschen sind daher immer von den Kräften der äußern Natur abhängig, und können ohne sie nichts zur

zur Vermehrung des Reichthums beytragen, da die erstern unabhängig von der letztern die Quelle enthält, wodurch Reichthum und Anwendung der menschlichen Kräfte auf das *Element* des Reichthums, die Erde möglich gemacht wird (§. 57. 177. 315.). Eigenthumsrecht und Staat sind die nothwendigen Bedingungen der Entstehung des Reichthums, und mit dem ersten muß nothwendig die Freyheit verbunden seyn, das Eigenthum veräußern oder vertauschen zu können, da ohne diese Freyheit der Genuß des Eigenthums, als Zweck desselben, unmöglich seyn würde. — Land und Grundstücke; Beschaffenheit und Einfluß derselben auf den ökonomischen und moralischen Wohlstand seiner Bewohner; Vertheilung des Landes in einzeln Grundstücke zum Eigenthum, wodurch es für die Gesellschaft am besten genutzt werden kann; Folgen dieser Vertheilung: es nehmen nun auch solche Menschen an den Gütern der Erde Theil, welche kein Eigenthumsrecht an derselben haben: denn der Eigenthümer bedarf bey seiner Arbeit Hülfe, und er hat mehr Bedürfnisse, als bloß den Genuß der rohen Producte, welche ihm die Erde giebt. Verschiedene Grade der natürlichen Fruchtbarkeit und Güte des Bodens, die durch Arbeit der Menschen auf eine solche Art erhöht werden kann, daß diese letztere als eine in die Natur selbst verwandelte Eigenschaft des Bodens angesehen wird. — Diese Bemerkung ist sehr wichtig; sie wird häufig ganz übersehen oder nicht gehörig beachtet, und dient doch unentbehrlich zu der Lehre von den Kapitalen und deren Ansammlung (s. auch §. 106.). Sie zeigt, wie schwierig, ja fast unmöglich es ist, den Antheil zu bestimmen, den die ursprünglichen Kräfte des Grundes und Bodens, und den, welchen die auf ihn gewendete Arbeit an dem jährlichen Ertrage der Grundstücke haben. — Die Grundstücke sind sowohl Quellen, als Bestandtheile des Reichthums; die Arbeit ist aber nur eine Quelle, kein Bestandtheil desselben (s. die obige Anmerkung und §. 57.). Die Nothwendigkeiten des Lebens (oder vielmehr: die Befriedigung der Nothwendigkeiten des Lebens) bewirken nur den geringsten Theil der menschlichen (physischen) Glückseligkeit, und Begierde nach Gemächlichkeit und Wohlleben umfassen weit mehr Gegenstände; die erstern würden in einem an sich fruchtbaren Lande und für eine geringe Menschenzahl ohne vielfachere Mühe, als das des Auffommens befriedigt werden; aber die letztern machen die Arbeit und Anstrengung der menschlichen Kräfte nöthig und nützlich. Bey größerm Wachsthum der Gesellschaft, bey den immer mehr steigenden Bedürfnissen aller Glieder derselben entsteht nun der wechselseitige Tausch der Arbeit. — (Hier wünschten wir die dreyerley Arten des Tausches wenigstens angedeutet zu finden. 1) Tausch materieller Güter einer Art gegen dergleichen Güter andrer Art. 2) Tausch materieller Güter gegen persönliche Dienste. 3) Tausch persönlicher Dienste einer Art gegen persönliche Dienste einer andern Art.) — Die Begierde nach Gewinn wird also die beste Triebfeder, und die

Hoffnung, sie befriedigt zu sehn, der stärkste Reiz zur Arbeit seyn.

Die Anwendung der Arbeit wird von dem Vf. in vier Abtheilungen dargestellt: 1) an die Gewinnung der rohen Producte, welche uns die Natur giebt; 2) an die Bearbeitung derselben zum Gebrauch, 3) an den Handel mit den Waaren der ersten und der Arbeit der zweyten Klasse, und 4) an die Leistung persönlicher Dienste. — Die Theilung der Arbeit entsteht durch die vermehrten Bedürfnisse der immer zahlreicher werdenden Gesellschaft; ein jeder wird um so mächtiger und reicher, je mehr er durch seine Arbeit Tauschmittel hervorbringen kann; der Ueberschuß dessen, was ein einzelner Mensch oder ein ganzes Volk von dem, was es verzehrt, übrig behält, macht sein eigenthümliches *Vermögen*; je mehr dieser Ueberschuß wächst, um desto größer wird sein *Reichthum*; da nun Vollkommenheit der Arbeit diesen Ueberschuß hervorbringt, und immer vergrößert, so sind §. 84. u. f. w. die Umstände vorgetragen, welche zur schnellen Vermehrung des Vorraths nützlicher Producte am mehresten beytragen; diese sind: Vertheilung der Arbeit, Instrumente und Maschinen, große Nachfrage und mehr nützliche Arbeiter als bloße Zehrer; Beschränkung dieser Umstände durch die Natur und den höhern Zweck der Menschheit. — Letzterer ist gar häufig übersehen worden, und man vergaß über der Hervorbringung des Reichthums oft den edelsten Zweck desselben; jedoch glücklicher weise mehr in den Schriften mancher Staatswirthschaftslehrer, als in der wirklichen Welt.

Der Abschnitt, von den Kapitalen ist mit großer Klarheit und gedrängt vorgetragen; der Vf. nennt Kapital: einen Vorrath nützlicher Sachen. Entstehung der Capitale; wie sich Grundstücke, Arbeit und Capitale in Hervorbringung nützlicher Producte vereinigen. Die Capitale selbst sind entweder Producte vorhergegangener Arbeit (§. 106. 110.), oder freywilige Producte der Erde; im ersten und im zweyten Falle ist die Erde die erste Bedingung, unter welcher sie entstehen können. — Von der Arbeit, welche zunächst kein Element des Reichthums hervorbringt, oder von den persönlichen Dienstleistungen insbesondere; hier wird sehr einleuchtend aus einander gesetzt, wie auch persönliche Dienstleistungen, ob sie gleich das Daseyn äußerer Reichthümer voraussetzen, doch auch *mittelbar* zu Erzeugung dieses Reichthums beytragen. — Von der Volksmenge und den geselligen Verhältnissen. — §. 128. Von dem Tausche überhaupt; von den Ursachen des Tauschwerthes und dem allgemeinen Maasstabe desselben; nähere Erklärung des §. 29. angegebenen Unterschiedes des Bedürfnis- und des Tauschwerthes. In wiefern die Arbeit, welche ein jedes Ding kostet, in einer Gesellschaft, wo Eigenthum statt findet, dessen Tauschwerth jedesmal bestimmt, ist im §. 141. sehr genügend erklärt. Tauschmittel oder Geld — ebenfalls ein wichtiger Gegenstand dieses Abschnitts — wie entstand dieses allgemein angenommene Tauschmittel? Kauf und Verkauf. Vorzüge des Goldes und Silbers zum

zum allgemeinen Tauschmittel; in sieben sehr einleuchtenden Punkten bewiesen. §. 167. wird auf einen ziemlich allgemein angenommenen Satz aufmerksam gemacht, und bey dessen Anwendung Behutsamkeit empfohlen, das nämlich das Getreide der beste Maassstab des Werths aller Dinge sey. Der Vf. räumt zwar ein, daß es für einen langen Zeitraum ein sicherer Maassstab sey, als die edeln Metalle, aber er sagt; „die veränderte Culturart, welche durch die vermehrte Bevölkerung herbeygeführt worden ist, hat auch die Quantität der Arbeit sehr geändert, welche zur Hervorbringung einer gleichen Quantität Getreides erfordert wird, und es wird in bevölkerten und reichen Staaten auf die Gewinnung des Getreides viel mehr Arbeit verwendet, als in unbevölkerten und armen Ländern.“ — Es würde unstreitig auf den Tauschwerth des Getreides gegen andre Güter und gegen Arbeit einen plötzlichen Einfluß haben, wenn durch eine bey dem Ackerbau brauchbare neu erfundene Maschine so viel lohnkostende Arbeiter erspart würden, als bey den Spinnmaschinen; wenn aber in bevölkerten und reichen Staaten auf die Gewinnung des Getreides wirklich mehr Arbeit verwendet wird, als in schlecht bevölkerten und armen Ländern: so möchte das wohl den Tauschwerth an sich nicht verändern, da der von der Arbeit zu hoffende Ertrag doch immer mit den auf ein Grundstück verwendeten Kosten im gehörigen Verhältniß seyn muß, wenn auch gleich an der Landrente und am Kapitalgewinn das eingebüßt wird, was dem Arbeitslohn zugesetzt werden muß. Wenn in einem reichen Lande das Getreide theurer ist, als in einem armen, so rührt das nicht daher, daß man dort mehr Arbeit auf die Erzeugung des Getreides wendet, als hier, sondern daß die Arbeit bey einem reichen Volke theurer bezahlt werden muß, als bey einem armen, da der Bedürfnismaassstab eines Menschen oder einer Familie dort grösser ist als hier.

Der Preis einer Sache (§. 170.) ist: die Grösse des Tauschwerths, durch das allgemeine Tauschmittel ausgedrückt; Kosten sind Vorschüsse, welche zu Erlangung eines Dinges nöthig sind; hieraus entsteht der *Kostenpreis*, oder Erzeugungspreis und der *Marktpreis*; ersterer wird theils durch nöthwendige, theils durch zufällige Ursachen bestimmt, und wird vom Vf. im ersten Falle der *natürliche*, im zweyten der *gemachte* oder erkünstelte Preis genannt. Die nothwendigen Ursachen und die Elemente des Werths aller Dinge sind: Grund und Boden, Arbeit und Kapitale, und daher zerfällt der Preis in den mehren Fällen in drey Antheile, in Arbeitslohn, Kapitalgewinn und Grundrente oder Pachtzins. Der Ausdruck §. 186.; „Der Preis der Ursachen des ganzen Preises“ ist et-

was undeutlich; er wird durch §. 175. deutlich. Das Begehren vermögender Käufer nennt der Vf. die *Nachfrage* und das Suchen der Käufer (deutlicher: nach Käufern) *Angebot*; wena beide immer im gehörigen Gleichgewicht bleiben, so wird keine Waare höher, als nach ihrem Kostenpreise bezahlt; das abwechselnde Schwanken beider verändert oft den Kostenpreis und bildet den Marktpreis, der zuweilen niedriger, noch öfter aber höher als der Kostenpreis ist, im Ganzen aber doch durch letztern regulirt wird. Das Bestreben des einen Käufers, eher zu kaufen als andre, ist die Concurrenz der Nachfrage; das Bestreben des einen Verkäufers, eher zu verkaufen als andre, ist die Concurrenz des Angebots; Vermehrung des erstern erhöht, und Vermehrung des letztern vermindert den Preis; nicht der ganze Vorrath, sondern nur der *angebotene* Vorrath wirkt auf den Preis, und eben so nicht das ganze Bedürfnis, sondern nur die wirkliche Nachfrage nach einer Waare §. 206. Von den Principien, wodurch der Preis des Arbeitslohns bestimmt wird. §. 226. sagt der Vf.: „allenthalben wo es mehr auf die Quantität als Qualität der Arbeit ankommt, läßt sich durch Strenge (oft) mehr ausrichten, als durch grössern Lohn.“ Hier kann nur die Rede von solchen Arbeitern seyn, welche willkürlichen Lohn oder Unterhalt von ihren Herren erhalten; und es sollte wohl statt „mehr ausrichten“ heissen: für den Unternehmer mehr gewinnen. §. 242. von dem Preise des Kapitalgewinns: der ganze Kapitalgewinn begreift wieder zwey Portionen in sich: erstens den Antheil, den der Kapitalbesitzer erhält, welchen wir gewöhnlich Zinsen oder Interessen nennen; und zweytens den Profit des Unternehmers, der das Kapital in irgend einem Geschäft anlegt; beide Eigenschaften sind oft in einer Person vereinigt; den Marktpreis der Zinsen nennt man den Zinsfuß. §. 259. sagt der Vf.: „Geräth ein schon reiches Land in einen Zustand, worin die Anlegung der Kapitale erschwert wird; so wird auch hier der Zinsfuß sinken. Daher ist das Sinken des Zinsfußes nicht immer ein Zeichen des sich vermehrenden Wohlstandes, sondern auch öfters des sinkenden Nahrungsstandes.“ — Es kann hier nicht die Rede von einem Lande seyn, in welchem Freyheit der Gewerbe statt findet, denn in einem solchen Lande wird das Sinken des Zinsfußes *nie* als ein Zeichen des sinkenden Nahrungsstandes, sondern als ein Zeichen des sich vermehrenden Reichthums angesehen werden können: denn die Kapitale welche in diesem Lande keine Anwendung mehr finden, werden entweder auf neue Gewerbe mit fremden Ländern, oder ganz und gar in fremde Länder übergehen, wie auch §. 466. von dem Vf. gezeigt wird. —

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 12. April 1805.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HALLE, b. Vf. und in d. Ruff. Verlagsh.: *Grundsätze der National-Oekonomie oder Nationalwirthschaftslehre*, von Ludw. Heinr. Jakob, u. s. w.

(Fortsetzung der in Num. 93. abgebrochenen Recension.)

Von dem Preise der Grundrente, §. 269.; sie ist der Antheil der Producte des Grundeigentümers, oder des Werths derselben, welche jemanden bloß um deswillen zukommen, weil er Eigenthümer des Grundstücks ist. In der Anmerkung zu §. 277. (wo Z. 5. statt Proportion Portion stehen muß), sagt der Vf.: daß der Kaufpreis eines Grundstücks nur die Rente bezahle; aber er bezahlt auch die an dieses Grundstück schon vorher gewandeten und mit ihm verbundenen Kapitale; denn er genießt außer der Rente auch noch die Zinsen derselben. §. 289. Von der Proportion, in welcher die Elemente des Preises den Preis der Waaren bestimmen. §. 293. ist sehr genügend erklärt, daß das Steigen des Arbeitslohns auf den Kaufpreis vieler Dinge geringern Einfluß hat, als das Steigen des Kapitalgewinns, und so kann in einem reichen Lande der Preis solcher Waaren niedriger seyn, wenn auch der Arbeitslohn höher ist, als in einem armen Lande. §. 303. Von dem Einfluße des Staats und der bürgerlichen Verhältnisse auf die Preise der Dinge. §. 307. wird mit kurzen Worten, aber mit einleuchtender Deutlichkeit gezeigt: wie Ausfuhrverbote des Getreides selten einen niedrigen Getreidepreis hervorbringen. §. 309. wird relative und absolute Theuerung einer Waare, und deren Nominal- und Realpreis erklärt; diese Begriffe sind durch Beispiele von Getreide, Steinkohlen und Silber und deren Verhältniß gegen einander erläutert; es kann in einem Lande theils eine allgemeine reale Theuerung oder Wohlfeilheit herrschen, theils findet nur eine partielle reale Theuerung oder Wohlfeilheit statt.

Im vierten Abschnitte wird als Einleitung von dem Unterschiede der wahren und der bloß scheinbaren Vermehrung des Nationaleigentums gehandelt. §. 348. Von dem Unterschiede der Kapitale und ihren verschiedenen Anwendungen überhaupt. (Hier ist auch von productiven Kapitalen die Rede, nachdem schon im vorhergehenden Abschnitten von productiver Arbeit die Rede war, ohne daß dieser Begriff hier erläutert worden wäre, wie Rec. sehr gewünscht hätte, da zwar der Lehrer, der dies Buch braucht, die spätere Erläuterung anticipiren kann, der bloße Leser aber durch diesen Mangel, dem in der Einleitung abgeholfen werden konnte, leicht in Verlegen-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

heit gerathen möchte.) Von §. 362. an betrachtet der Vf. die nützliche Anwendung der Kapitale auf die Gewinnung roher Producte; auf die Veredlung dieser Producte, auf den Handel und auf persönliche Dienste. Wenn er §. 375. sagt: „Der ganzen Gesellschaft liegt daher am meisten an der Vermehrung des rohen Ertrages, mit den mindest-möglichen Kosten“ so kann dieser Zweck auch nichts anders seyn als, den reinen Ertrag so hoch als möglich zu bringen, nämlich den reinen Ertrag in dem §. 372. angedeuteten Sinne genommen. Wenn im folgenden §. behauptet wird: daß in einzelnen Fällen das Interesse des einzelnen Grundbesitzers oder Cultivateurs dem Nationalinteresse widerstreche, so kann das nur in einem solchen Lande der Fall seyn, in welchem nicht Freyheit der Gewerbe statt findet (wie auch §. 382. gesagt wird); wenn im ersten Falle der Grundbesitzer deswegen kein Interesse bey der Vermehrung des rohen Ertrages seines Grundstücks hat, weil dieser Ertrag durch Arbeitslohn und Kapitalzinsen verschlungen wird, so werden Arbeit und Kapitale mit größerm Nutzen für die Nation auf andre Grundstücke oder andre Gewerbe gewendet werden können, bis durch die vergrößerte Concurrenz und den erhöhten Reichthum des Landes der Kapitalgewinn so gefallen, oder der Werth der Producte so gestiegen ist, daß auch bey diesem Grundstück oder bey dieser Melioration ein Gewinn für den Grundbesitzer übrig bleibt. Im zweyten Falle: wenn der Unternehmer lieber geringere Kapitale anwendet, um ein kleineres Product hervorzubringen, als größere Kapitale, um ein größeres hervorzubringen; so wird die Armuth des Unternehmers die Veranlassung zu einem solchen Verfahren seyn; denn wenn er bey Anwendung größerer Kapitale mehr wagt, als bey Anwendung kleinerer, so steht auch der Gewinn der größern oder weit aussehendern Unternehmung mit der geringern in einem Lande, wo Gewerbefreyheit statt findet, in dem richtigen Verhältniß; wenn er aus Unverstand oder Mangel an Kenntniß seines Geschäfts so handelt, so ist sein Verfahren freylich dem Interesse der Nation entgegen; aber die Ursache liegt dann nicht in seinem Verhältniß als Culturunternehmer; sondern in seiner Person. Was den dritten Punct, das Interesse der Arbeiten betrifft: so würden wir, wenn unsre Absicht wäre, nur den Totalertrag, ohne Rücksicht auf den übrig bleibenden reinen Ertrag zu vermehren, eine große Menge Menschen damit beschäftigen und ernähren können, daß wir den Acker, statt mit Pflug und Zugvieh, mit dem Spaten und mit Menschenhänden bearbeiteten, bey welchem Verfahren wir einen

ungleich höhern Totalertrag, aber auch einen geringern *reinen* Ertrag erhalten, und die Nation statt zum Reichthum, zur Verarmung bringen würden. (Hierauf hat der Vf. §. 395. Nr. 2. auch aufmerksam gemacht.) — Die §. 397. angeführten Hindernisse, welche der Vermehrung des Nationalvermögens und Reichthums entgegen stehen, und ihren verderblichen Einfluß in so vielen Gegenden zeigen, verdienen in hohem Grade Aufmerksamkeit. — §. 403. Anwendung der Capitale auf künstliche Bearbeitung der rohen Materialien. — §. 416. Kommt der Vf. auf die Widerlegung eines den Physiokraten zugeschriebenen Grundsatzes, der so vorgetragen wird: „dafs der Nationalreichthum durch Kunst- und Manufakturarbeit nichts gewinne, sondern dafs er bloß einen Umtausch nützlicher Waaren begründe, so dafs der ursprüngliche Reichthum nur dadurch in andrer Form erhalten wird.“ — Bey der Beurtheilung des hier vorgetragenen und widerlegten Satzes kommt es hauptsächlich auf den Unterschied zwischen materiellen Gütern, und den durch Kunst oder Arbeit überhaupt aufser den materiellen Gütern hervorgebrachten Werth an. Unstreitig hat der Vf. ganz recht, wenn er behauptet: dafs der durch Fabrikanten, Handwerker, Künstler und Kaufleute hervorgebrachte, theils den rohen Materialien zugesetzte, theils von ihnen ganz unabhängige Werth nicht mit den materiellen Gütern, welche Grund und Boden liefert, ganz bezahlt werden kann; auch dafs man bey der Bestimmung des Nationalvermögens nicht auf die Masse und Quantität der Producte, sondern auf die Qualität und den Werth derselben Rücksicht nehmen müsse. Aber eben so wahr ist auch der Grundsatz: dafs nur der Werth aller von der Erde hervorgebrachten materiellen Güter als echtes Nationaleinkommen betrachtet werden könne. Der Werth der rohen Producte ist ursprünglicher Werth, durch welchen aller übrige in der Nation hervorgebrachte Werth erst möglich gemacht wird; der erstere ist Ursach des Reichthums, und der zweyte Folge des erstern. Der nicht materielle Werth, den die industriösen Klassen der Nation hervorbringen, wird bey Nationen, deren materieller Reichthum steigt, immer größer werden; nur bey solchen Nationen, deren Reichthum erst im Aufkeimen ist, werden alle Dienste der industriösen Klasse mit materiellen Gütern bezahlt werden können; aber die größere Geschicklichkeit der letztern und die vermehrten Bedürfnisse der Nation überhaupt, werden bald dieses Maafs überschreiten, und können es auch bis auf einen vom echten Einkommen abhängigen Punct, ohne alle Gefahr, da dieser abgeleitete Werth bey einer reichen Nation mit gleichem Werth bezahlt werden kann, ohne dafs in diesem gegenseitigen Umtausch materielle Güter zum Vorschein kommen. Es ist also falsch, wenn behauptet wird, dafs Kunst- und Manufakturarbeit nichts zur Vermehrung des Nationalvermögens und Nationalreichthums beytragen könne; denn alle die Arbeiten, welche nicht mit materiellen Gütern bezahlt werden, sind ein Zusatz zum Genuß der Nation, welches der letzte Zweck alles

Reichthums ist. Aber eben so falsch ist es, wenn der Werth der materiellen Güter, welche die Nation jährlich zu genießen hat, mit diesem untergeordneten Werth, den gegenseitige Dienstleistungen hervorbringen, in eine Klasse gesetzt werden soll, oder wenn mehr als der Werth der materiellen Güter zu dem jährlichen *Nationaleinkommen* gerechnet wird. Es ist bey Betrachtungen über den Nationalreichthum leicht, Wirkungen mit Ursachen zu verwechseln; und wenn das erhöhte Nationaleinkommen den Werth der von materiellen Gütern unabhängigen Arbeiten und Dienste vermehrt: so vermehrt letzteres wieder gegenseitig das erstere, aber doch nur *mittelbar*, durch Rückwirkung, so dafs das Nationaleinkommen des folgenden Jahres in einem an Reichthum wachsenden Staate erst den Fleiß sichtbar macht, der auch von Menschen, die nicht materielle Güter hervorbringen, demselben zugesetzt worden ist, obgleich sich dieser Antheil nie durch Zahlen wird bestimmen lassen. — Rec. würde daher den oben vorgetragenen, den Physiokraten zugeschriebenen Satz, wie ihn der Vf. vorträgt, ebenfalls für einen Irrthum halten; er würde ihn aber für wahr und hinlänglich begründet erklären, wenn er so lautete: Dafs alle Kunst und Manufakturarbeit ein Umtausch nützlicher Waaren und Dienste sey, deren Werth nicht dem jährlichen *Nationaleinkommen*, wohl aber, in so fern sie einen bleibenden Werth hervorbringt, dem Nationalvermögen und dem Nationalreichthum zugesetzt werden könne; und dafs also der Werth aller materiellen Güter als echtes (absoletes), und der Werth aller an diese Güter durch gegenseitige Dienste gewendeten Arbeit als abgeleitetes (relatives) Einkommen betrachtet werden müsse.

Wenn der Vf. beweiset, dafs die Manufakturarbeit eben so wohl einen *reinen* Ertrag bringe, als die an den Boden gewendete Arbeit, so ist ebenfalls nicht zu läugnen, dafs die mehresten Arbeiter durch die Anwendung ihrer Kräfte und Fähigkeiten mehr erwerben, als sie zu ihrem allernothdürftigsten Unterhalt brauchen; dafs sie nicht all ihre Zeit aufzuwenden nöthig haben, um dieser ersten Anforderung ihrer Bedürfnisse zu genügen, und dafs sie also einen bald mehr bald minder großen Theil ihrer Zeit auf einen Erwerb verwenden können, der ihnen noch mehr Bedürfnisse zu befriedigen erlaubt; aber diesen letzten Werth, den der Vf. *reinen* Ertrag ihrer Arbeit nennt, ist nicht in Hinsicht auf das Nationaleinkommen, sondern nur für diese Personen selbst reiner Ertrag, über welchen sie beliebig disponiren können, und der nicht mit materiellen Gütern, sondern mit gleichen abgeleiteten Werthen und gegenseitigen Diensten bezahlt wird; denn wenn, wie es §. 415. I. heißt, der größere Vortheil des Fabrikanten daher rührt, dafs er durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit und durch bessere Maschinen die Waaren vermehrt und vollkommner macht als andre: so wird das unstreitig *sein* Einkommen und den Genuß und das Wohleben, oder den Reichthum andrer vermehren, aber nicht dadurch, dafs er dem Nationaleinkommen

kommen etwas zusetzt, sondern dadurch, daß er die Ausgaben andrer für einen bestimmten Gegenstand ihrer Bedürfnisse vermindert, oder ihnen für dieselbe Ausgabe mehr Genuß verschafft, als sie sich vorher ohne seinen Fleiß und sein Nachdenken verschaffen könnten. Eine neu eingerichtete und vervollkommnete Spinnmaschine, welche viel Menschenhände erspart, wird unstreitig den Nationalreichtum vermehren, indem sie mit geringern Kosten ein Bedürfnis liefert, das vorher theurer erkaufte werden mußte; sie wird aber dadurch, daß sie die Einnahme des Unternehmers vermehrt, nicht das Nationaleinkommen vermehren: denn das, was er nun gewinnt, haben vorher die Menschen gewonnen, welche durch ihre Hände das hervorbrachten, was er jetzt durch die Maschine hervorbringt; ja diese Menschen haben vorher für dieselbe Arbeit weit mehr erhalten, oder mit andern Worten, sie haben einen weit größern Werth hervorgebracht, als jetzt durch die Maschine hervorgebracht wird. Dasselbe Gleichniß läßt sich auch auf unsre gemeinsten Handwerker anwenden, und der reine Ertrag ihrer Arbeit ist nur ein höherer Lohn, den ihnen andre für ihre Arbeit zu geben gezwungen sind, und dessen Preis eben so durch Concurrenz bestimmt wird, als der Preis aller andern Waaren. Das größte reine Einkommen in dem Sinne, wie es der Vf. nimmt, werden unstreitig geschickte Künstler, Maler, Bildhauer etc. erhalten, die den rohen Materialien, welche sie verarbeiten, oft einen so großen neuen Werth zusetzen; aber dergleichen Personen sind doch gewiß nicht Erzeuger des Nationaleinkommens, sondern sie sind Folgen des Nationalreichtums, welche darum für ihre Arbeit so hoch bezahlt werden, weil die Nation, oder einzelne Glieder derselben viel disponibles Einkommen besitzen.

Die Grundsätze vom Einfluß der verschiedenen Arten des Handels auf den Reichtum einer Nation sind von §. 450. an mit größter Deutlichkeit und mit überzeugenden Gründen vorgetragen. Bey §. 466. hätten wir jedoch gewünscht, daß der Vf. den Unterschied der Anwendung fremder Kapitale im Lande, in Hinsicht auf productive und auf unproductive Gewerbe näher angedeutet hätte; denn in einem Falle können Kapitale, welche von Ausländern in unserm Lande angelegt werden, und deren Zinsen ins Ausland gehen, das Land ärmer machen, und in einem andern Falle können sie, ungeachtet die Zinsen aus dem Lande gehen, doch durch das mit ihnen hervorgebrachte Product unser Land bereichern.

§. 470. Von der Anwendung der Kapitale auf persönliche Dienstleistungen und auf Erwerbung persönlicher Vollkommenheiten. Daß zwischen den Fabrikanten, Handwerkern, Künstlern, Kaufleuten, Handarbeitern und Dienstboten, welche sämmtlich nicht die materiellen Güter, sondern nur den Kaufwerth derselben vermehren, ein wesentlicher, wissenschaftlich begründeter und gehörig begränzter Unterschied sey, ist Rec. nicht einleuchtend. Alle Arbeiten, welche kein materielles Product hervorbringen, sind persönliche Dienstleistungen, deren geringerer

oder größerer Werth für den Wohlstand der Nation vielleicht am besten nach der Menge derer, welchen sie nützen, gemessen werden kann: der Kammerdiener leistet einem Menschen persönliche Dienste, ein andrer Dienstbote 10 Menschen, ein Handwerker 50 Menschen, ein Fabrikant 100, und ein Kaufmann vielleicht 1000 Menschen. Was diese Dienstleistungen für das Nationalvermögen wirklich werth sind, oder um wie viel sie dieses vermehrt haben, kann nicht nach der Summe bestimmt werden, mit welcher man sie bezahlt: denn in der Regel werden die nothwendigsten (das sind die allergemeinsten) am geringsten und die entbehrlichsten am besten bezahlt. Der Vf. nennt persönliche Dienstleistungen solche Verrichtungen der Menschen, welche die Bedürfnisse andrer Personen unmittelbar befriedigen, und diesen dadurch entweder die Mühe ersparen, oder etwas leisten, was sie selbst gar nicht würden leisten können. Sollte denn aber ein Dienst, den mir ein Handwerker oder ein Dienstbote verrichtet, nach dieser Definition wesentlich verschieden seyn? Der Schuhmacher macht mir aus dem Leder, das ich ihm gebe und das ich so nicht zu meinem Bedürfnis brauchen kann, Schuhe, und erspart mir also eine Mühe, die ich selbst, so gut oder so schlecht, als ich es könnte, übernehmen müßte, wenn es keine Schuhmacher gäbe; er leistet mir einen persönlichen Dienst, und erspart mir die Zeit, die ich auf einträglichere Arbeiten verwenden kann. Der Dienstbote, der mir meine Bedürfnisse einkauft, der Wege für mich verrichtet, die ich ohne ihn selbst verrichten müßte, thut eben dasselbe. Da diese Eintheilung der persönlichen Dienste auf das System der productiven und unproductiven Arbeit so vielen Einfluß hat, so verdient sie auch eine strenge Prüfung. — Ein auffallendes Beyspiel, wie selbst die von den mehresten Staatswirthschaftslehrern für unproductiv gehaltenen Personen den Nationalreichtum vermehren können, giebt der Vf. §. 478 wo er sagt: „daß ein Astronom oder ein Chemiker durch seine Entdeckungen den Reichtum der Welt oft mehr vermehren kann, als viele tausend Landbauer;“ aber eben hier findet unsre obige Anmerkung eine in die Augen fallende Anwendung, daß nämlich alle persönliche Dienstleistungen nur mittelbar das Nationaleinkommen vermehren können. Nicht die Entdeckung des Astronomen und des Chemikers selbst, sondern deren Anwendung auf die Erzeugung materieller Güter oder auf Kostenersparung bey den Gewerben der Handwerker, Fabrikanten und Kaufleute vermehrt den Reichtum der Nation. §. 482. Von dem Unterschiede productiver und unproductiver Arbeit. — Der Vf. nennt §. 488. nur die Arbeit productiv, welche den Nationalreichtum vermehrt, d. h. nach seiner Erklärung, welche mehr Werth hervorbringt, als während ihrer Hervorbringung von dem Producenten consumirt worden ist. Man kann aber bey dieser Erklärung verlegen seyn, wie man die Menschen benennen will, die (§. 531.) durch ihre Arbeit nicht einmal das gewinnen, was sie während derselben verzehrt haben. Der Vf. geht hier

Rec. schließt seine, trotz ihrer Länge, nicht erschöpfende Anzeige dieses Werks, mit der Bemerkung, daß er mit Vergnügen auch durch den Vf., die Erfahrung bestätigt fand, daß das Resultat der Philosophen aller Parteyen, in der Betrachtung der Mittel, welche die Staatsregierungen besitzen, den Wohlstand und Reichthum ihres Volks zu vermehren, auch das von unserm Vf. gefundene ist, nämlich (S. 299.): „daß der Staat durch positive Anordnung für Handel und Gewerbe wenig oder nichts zur Vermehrung des Nationalreichthums beitragen kann, daß die bisher angewendeten Mittel gemeinlich das Gegentheil von dem bewirken, was sie bewirken sollen; daß also die beste Politik des Staats zur Beförderung des Nationalwohlstandes sey: *Handel und Gewerbe (aller Art) ihren eignen freyen ungehinderten Gang gehen zu lassen.*“

Zugleich mit diesem Werke erhielten wir:

*Ebendaf. Ueber Cursus und Studien - Plan für angehende Cameralisten.* Ein Programm zur Ankündigung seiner philosophischen, politischen und cameralistischen Vorlesungen auf der Königl. Preuss. Friedrichs - Universität, von *Ludw. Heintz.* Jakob. 1805. 20 S. 8.

In dieser kleinen Schrift, die, wie Rec. so eben erzählt, für die Universität Halle nicht ohne gute Folgen blieb, zeigt der Vf., wie viel man bis jetzt den Cameralisten auf Universitäten zur Pflicht machte, wie wenig sie diese Pflichten erfüllten, und wie wenig man bey ihrer Anstellung als praktische Staatsdiener von ihnen verlangte. Er beweiset, daß die Forderungen zu hoch gespannt waren, um erfüllt werden zu können (wobey eine interessante Uebersicht der cameralistischen Haupt- und Hülfswissenschaften mitgetheilt wird), und daß die Bedingungen, unter denen die nach dem alten Stil gebildeten bey den Collegien angesetzt wurden, zu leicht waren, als daß der Eifer, die nöthigen Wissenschaften gründlich zu studieren, bey den jungen Leuten, die sich dieser Laufbahn widmeten, hätte erweckt und erhalten werden sollen. Der Vf. verlangt von den Landescollegien eine öffentliche Bekanntmachung dessen, was von einem Cameralisten, der als Referendarius angestellt zu werden wünscht, gefordert werden soll; und wirklich muß dieses, verbunden mit einer strengen Prüfung, mehr auf den Fleiß der jungen Studirenden und selbst auf die Cultur der Wissenschaft wirken, als alle Ermahnungen der Universitätslehrer. Der Vf. theilt nun einen Plan mit, nach welchem ein Studirender sich alle die Kenntnisse auf der Universität erwerben könne, die ihn zu einem ehrwürdigen Mitgliede eines Cameralcollegiums machen müssen. Er soll mehr die allgemeinen Wissenschaften auf der Universität studieren, und Technologie, Baukunst, Forstwissenschaft, Landwirthschaft, Bergbauwissenschaft etc. ihnen nachsetzen, da diese durch praktische Erfahrung zum Theil in eignen Instituten besser als durch theo-

retischen Unterricht erworben werden. Die allgemeinen Kenntnisse, welche man von jedem Cameralisten mit Recht fordern kann, giebt unser Vf. so an: 1) allgemeine Naturgeschichte, Mathematik, Physik und Chemie. 2) Specielle Statistik und Geschichte seines Vaterlandes. 3) Nationalwirthschaftslehre, Polizey- und Finanzwissenschaft. 4) Naturrecht und allgemeines Staatsrecht; und mit seinem Hauptstudium soll er 5) den juristischen Cursus über das positive Recht verbinden.

Es wird für die Cameralwissenschaften immer der größte Gewinn seyn, wenn Philosophen, die so lange und gründlich, wie der Vf., speculative Wissenschaften cultivirten, sich zu ihnen wenden, und ihre Denkkraft und ihren Fleiß den Erfahrungswissenschaften widmen, weil hierdurch in diese letztern die logische Ordnung und Bestimmtheit gebracht wird, die ihnen in den mehresten Lehrbüchern so sehr fehlt, und durch deren Mangel sie selbst häufig in schlechten Credit gekommen sind. Vorzüglich ist zu wünschen, daß uns der Vf. auch mit einem System der Polizeywissenschaft beschenken möge; denn hier liegt dem Staatsphilosophen noch ein großes Feld zu bebauen offen. — Zuletzt giebt der Vf. noch an, daß und in welcher Ordnung er in Zukunft den cameralistisch-philosophischen, oder den politischen Cursus vollständig vortragen wolle.

## SCHÖNE KÜNSTE.

BASEL, b. Flick: *Schattirungen*, von *Heinrich Zschokke*. 1803. 388 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. durch dramatische und historische Verfahe auch sonst nicht unrühmlich bekannt, beurkundet sein darstellendes Talent durch die gegenwärtige Arbeit aufs neue. Da es ihm indessen hier um leichte Unterhaltung vorzüglich zu thun ist: so würde er diese Absicht bey denen, die es sich der Mühe lohnt zu unterhalten, noch vollkommener erreicht haben, wenn er, so wie die Anforderungen eines zwanglosen und gefälligen Erzählungstones, denen er meist Genüge gethan hat, eben so auch die höheren von Seiten der Anlage des Ganzen in den einzelnen Gemälden immer ganz befriediget hätte. Zwar nennt er sie selbst nur *Schattirungen*, und scheint eben dadurch auf Vollendung keine Ansprüche zu machen; allein auch von Umrissen erwartet man Richtigkeit und Bestimmtheit der einzelnen Partien sowohl als des Ganzen. Diese möchte aber mit Recht in den hier gelieferten Erzählungen vermisst werden können. Die drey, die man hier findet, *die isländischen Briefe*, *Justinchens Meisterstück* und *die Köhlerin* zeichnen sich durch leichten und launigen Ton vor vielen ähnlichen aus; aber man liest sie, ohne gerade, wenn man sie gelesen hat, versucht zu werden, sie wieder zu lesen, oder zu einem stillen Reize des Nachdenkens über sie sich aufgefordert zu fühlen. Und giebt man sich Rechenschaft über dieses Gefühl: so ist es wohl begründet in der Flüchtigkeit der ganzen Composition, und

in der Incongruenz mancher Theile gegen einander. Am wenigsten Wahrheitshaltung und auch Interesse hat wohl Nr. II. Nr. I. hingegen zieht an durch manche tiefe Blicke in das weibliche Herz, und einzelne sehr gelungene Situationen, wenn schon die Auflösung des Knotens nicht befriediget. Am anziehendsten fand Rec. Nr. III. die *Köhlerin*, eine wahre Anekdote, wie der Titel besagt. Ist dieses wirklich der Fall: so möchte hier der Satz bestätigt seyn, daß die Geschichte oft unwahrscheinlicher ist als die Dichtung: aber der Vf. weiß uns für die Zustände, die er schildert, sehr zu gewinnen. Die fromme Ergebenheit der armen Hanne ist mit Wärme ergriffen, es fehlt nicht an manchen individuellen aus dem Leben aufgefassen Situationen; selbst der an sich widerliche Hr. Amtmann erscheint leidlich; nur hat der Vf., wie es uns dünkt, in der Ergießung der komischen Laune, die er vermuthlich anwenden wollte, um das Grelle in dem Bilde jenes Menschen zu mildern, (z. B. S. 365 — 370.) zu wenig Maas gehalten. Ueberhaupt begegnet es ihm öfters, daß er seinen Gegenstand verliert, und ins Humoristische ausschweifend, zur Unzeit und zu viel das Komische mit dem Sentimentalen abwechseln läßt.

*Ebendasselbst: Vignetten*, gezeichnet vom Verfasser des *Abillino*. 1801. 284 S. 8. m. 2 Kpfr. und 2 Vignetten. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Aufschrift nach sollte man vermuthen, in diesem Buche auf mehrere Geschichten von kleinem oder höchstens sehr mäsigem Umfange zu stoßen; aber darin täuscht man sich. Denn man findet bloß zwey, ziemlich ausgeponnene Erzählungen von einer sehr verschiedenen Tendenz darin. Die erste, *Harmonius* betitelt, enthält die Schilderung eines gutmüthigen oder vielmehr edeldenkenden Schwärmers, der jetzt als ein Greis von siebzig Jahren, sein System einem Zirkel von Freunden, wenigstens auszugswiese, mittheilt. — Ihm zu Folge muß der Mensch nur mit und in sich, nie außer sich leben. Er glaubt an keine Verbrechen und Verbrecher, sondern nur an Irrthum und Irrende, — an keine Leiden und wahre Schmerzen, sondern nur an Schattirungen und Stufen der Glückseligkeit. Die Welt ist uns nur das, was wir ihr sind. Nicht sie macht uns glücklich oder unglücklich, sondern wir machen sie zu einer glücklichen oder unglücklichen Welt. Wer an die Tugend glaubt, hat selbst Tugend; und wer keinen Gott glaubt, für den ist auch kein Gott (!). Die Menschen haben sich ein Heer von Systemen und Wissenschaften erkünstelt, die zu ihrer Befeligung ganz unnöthig waren. Sie bauten sich aus mürben Bretern gebrechliche Fahrzeuge, um von den Meereswogen nicht verschlungen zu werden, da sie das sichere feste Land (welches denn?) verlassen hatten. Die Wissenschaften haben den Menschen nicht elend gemacht; aber das Elend hat die Wissenschaften gemacht. Glaube läßt sich nicht einimpfen, daher glaube jeder, was die Vernunft ihm gebeut, und das Herz an-

räth.“ — Unter andern ganzen oder halben Paradoxen glaubt er auch steif und fest an Seelen-Wanderung, und — wie er sich ziemlich dunkel ausdrückt, — an eine *Unvergänglichkeit unsrer Liebe in allen Hüllen*. Um seine Idee im letztern Punkte etwas zu verdeutlichen, erzählt er aus eigenem Leben die Begebenheit mit einem Vogel, der sich, grade am Geburtstage seines zwölften Jahres, als er kurz vorher sehlich gewünscht hatte, seinen verstorbenen Vater noch einmal zu sehen, freywillig ihm überlieferte. Nach anderthalb Jahren stirbt derselbe; doch nach einem gewissen Zeitraume gefellt sich ein Hund zu ihm, von welchem er zu glauben veranlaßt wird: es bewohne ihn die Seele jenes Vogels. Dieser begleitet ihn auf seiner Reise nach Italien, rettet sein Leben von Räubern und stirbt als ein Opfer der Treue. Bald darauf findet Harmonius in einer italiänischen Bettlerin — ein engelschönes, holdseliges, verwaisenes Mädchen, die ihn auch schon seit anderthalb Jahren beym ersten Blick liebgewonnen, ihn oft knieend vom Himmel ersehnt hat, und nun seine ihn unaussprechlich beglückende Gemahlin wird. — Geschichten dieser Art sind gerade nicht schwer zu erfinden, und lassen sich bey einer etwas lebhaften Vortragsgabe ziemlich wirkfam erzählen. An der letztern gebriecht es Hn. Z. keineswegs, und die Novellè läßt sich daher auch ganz gut, wenn gleich am Ende aus ihr weder eine helle Erkenntniß, noch ein belehrender Erfahrungssatz hervorquillt. Es entspringt keine wahre geistige Bereicherung, doch die angenehme Täufchung eines Augenblicks aus ihr.

Weit minder noch behagt uns das zweyte Stück. *Herrn Quins Verlobung* betitelt. Der Vf. hat sich hier im komischen oder vielmehr humoristischen Fache versucht; aber daß es ihm gelungen sey, können wir nicht sagen. Gleich der Charakter seines Haupthelden scheint uns eine mißgerathene Uebertreibung zu seyn. Man kann allerdings viel Geistesgaben besitzen, und doch durch unzeitige Schüchternheit sich um den Gebrauch derselben bringen; kann für *wenige* ein liebenswürdiger Mann und in *großer* Gesellschaft ein unbehüllicher seyn; kann vorzüglich im Umgange mit Frauenzimmern, bey vieler Vernunft, sich gewaltige Blößen geben und oft sein eignes Glück verschmerzen. Doch wer die Blödigkeit so weit, wie Herr Quin treibt — wer so linkisch, wie er, bey jeder Gelegenheit sich erweist, — vor jedem Worte zittert, vor jedem Blicke bebt, und dann wieder, wenn er allein sich glaubt, so kindisch froh auf freyen Felde herum hüpfet und tanzt, der wird wohl schwerlich auf das Herz eines vernünftigen Mädchens einen gleich schnellen als starken Eindruck machen. — „Er war (heißt es S. 131.) Verfasser mehrerer interessanter Schriften, aber selbst seine Verleger erfuhren nie seinen Namen. Meufels literarische Kundschafter zerrißten daher nie den Schleyer der Anonymität, welcher ihn deckte.“ Er ist der Verfasser jener vortrefflichen Charakterfokilderungen, in welchen sich die geheimsten Fugen des menschlichen Herzens aufschließen; ein Werk, welches durch Uebersetzungen selbst



selbst bey den Ausländern Theilnahme erregte, und doch ward niemand von den Menschen mehr hintergangen." — Gut! das alles ließe sich denken. Aber wie kam Hr. Quin zur Kenntniß dieser *geheimsten Fugen* des menschlichen Herzens, da der Vf. kurz vorher sagte: daß er die *Menschen überhaupt geflohen* habe, daß er von ihnen weder eine Bitte, noch einen Dank anhören wollen; daß seine Nachbarn ihn eher überall, als in ihrer Nachbarchaft vermuthet hätten, u. s. w.? *V*erbit hier nicht der ungezügelt Hang zu Antithesen. Hn. *Zsch.* offenbar zu Widersprüchen? Auch der Stoff des Ganzen ist für diesen Umfang kaum passend! Ein schüchterner junger Mann verliebt sich zuerst in die niedlichen Füße, dann in die ganze Person eines Mädchens; hätte vielleicht nie das Herz gehabt, seinen Wunsch zu gestehen; aber ein Freund entreißt ihm das Geheimniß, und der Tag der Verlobung wird angesetzt. Die Verlobung selbst soll seyn an einem Orte, ungefähr eine halbe Meile vom Wohnsitz des Bräutigams entlegen. Dieser verspätet sich durch einige Zufälle (die merklich ins Uebertriebne gehn), verirrt sich, kömmt in ein Wirthshaus; wird, wie er glaubt, der Bettgenosse eines fremden Pastors, und sieht am Morgen, daß er neben seiner — Geliebten (die auf der Heimreise begriffen war) geschlafen habe. Die Verlobung wird nun, jedoch aufs züchtigste, ohne Zeugen gefeyert; in vierzehn Tagen sind sie Mann und Frau. — Dieß wäre artig genug für eine *kleine* Erzählung; doch hier auf zehn Bogen ausgedehnt, ermattet sie oft allzusehr. — Das Außere des Büchleins ist nett und schön; doch die Zeichnung der Kupfer mittelmäßig.

### LITERATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Leixcon der vom Jahre 1750. bis 1800. verstorbenen teutschen Schriftsteller*, ausgearbeitet von *Johann Georg Meusel*. — *Vierter* Band. 1804. 488 S. gr. 8.

Das Verdienstliche dieses Werks ist bereits in den Anzeigen der ersten drey Theile zur Genüge dargestellt worden. Sey es denn auch, daß darin, der Natur der Sache nach eine Menge Artikel über Schriftsteller vorkommen müssen, die jetzt kaum mehr einer Zeile Notiz, wenigstens keines so splendiden Raums, als sie hier einnehmen, werth zu seyn scheinen: so wird man dafür durch andere aus sehr verschiedenen Perioden unserer Literatur reichlich entschädigt. So rifft man z. B. in diesem Bande, der bloß den Buchstaben *G.* enthält, auf *K. Ch. Gärtner*, *Ch. F. Gellert*, *Gottsched* und *seine Frau*; auf *S. Gesner*, *Götter* und andere, die auf die Literatur und den Geschmack ihrer Zeit mehr oder weniger Einfluß hatten; auf einen *Garve*, dem wir aus diesem Bande keinen an die Seite zu setzen wüßten; auf Aerzte und Naturforscher wie *Gattenhof*, *Gaubius*, *J. Gesner*, *Gehler*, *Girtanner*, und *Gren*; auf Reisende wie *J. G.* und *S. G. Gmelin*, *Güldenstädt* u. a.; auf Historiker wie *Gadebusch*, von dem man hier eine Menge Handschriften verzeichnet findet, *Gärtner*, *Gebauer*, *Gebhardi*, *M. Gerbert*, *Gercken*, *Gr-*

*pen*, *Günderrode* u. s. w.; auf Krieger, wie *v. Gaudi*, *v. d. Gröben* und *Guischardt*; auf Staatsmänner wie *Gut Schmid*. Bey verschiedenen minder bedeutenden oder minder bekannten wird man durch die hier ausführlicher als im jetztlebenden gelehrten Deutschland erzählten oft sonderbaren Lebensumstände interessiert, wie bey *J. M. Georg*, *v. Greve*, *K. Freyhr. v. Güntherode* u. a.; bey den Verzeichnissen der Schriften anderer, z. B. *J. M. Göze*, durch die sich oft unwillkürlich aufdrängende Vergleichung dieser Schriften mit den damaligen oder den gegenwärtigen Zeiten. — Was die Bearbeitung selbst betrifft: so scheint der Vf. immer sorgfamer zu Werke zu gehn, und neben den allgemeinen und besondern Werken, die am Ende jedes Artikels anführt, auch immer fleißiger diejenigen Hülfsmittel benutzt zu haben, deren Gebrauch Rec. bey den vorigen Theilen zuweilen vermistete. Wenigstens hat er bey der Vergleichung derselben, mit Zuziehung der frühern Ausgaben des gelehrten Deutschlands, wenig zu bemerken gefunden; dieß wenige will er aber hier für die Besitzer des Werks angeben. Von Autoren selbst vermißt man die in der frühern Ausgabe des gelehrten Deutschlands aufgeführten *Gervasio*, *J. G.* und *J. K. F. Gesner*, *v. Gräfenried* oder richtiger *Graffenried*, und *Grusmann*; aufgenommen zu werden hätte noch verdient: *P. F. Grapius* (f. Int. Bl. d. A. L. Z. 1800. S. 1299.) — Von Schriften würden noch zuzusetzen seyn bey *J. B. de Gaspari* die von *Fr. X. Huber* herausgegebene, aktentmäßige Geschichte der berühmten Salzburgerischen Emigration etc. (Salzburg 1790.) — die von *Tabor* mit einer Vorrede versehene Sammlung der *Gattenhofischen* akademischen Schriften (Heidelberg 1791.); bey *S. D. Gisecke* die anonyme Schrift: über das *Nibelungen* Liet. (Hamburg 1795. 4.) Wie in mehreren Artikeln hätte auch noch in einem und dem andern die Fortsetzung eines unvollendet gebliebenen Werks des Verstorbenen, wie z. B. die der *Girtannerischen* historischen Nachrichten und politischen Betrachtungen über die französische Revolution von *Buchholz* angegeben werden können, und hin und wieder fehlt noch die Angabe neuer Auflagen, wie von einigen Werken *Gren* und einer Uebersetzung, wie eben auch unter *Gren* die englische Uebersetzung seines Lehrbuchs der *Chemie* (1800. 2 V. 8.); unter *S. Gesner* eine schwedische Uebersetzung des ersten Schiffes, von *Bodell* (Stockholm 1799.); die böhmische des Todes *Abels*, von *Negedy* (Prag 1800. 12.). Auch sind die *Idyllen* ungrifich übersetzt, *Kalchäus* 1788. 8. *Daphnis* 1797. 8. In eben diese Sprache wurden übergetragen *Gellerts* *Leben* der schwedischen Gräfin (Presburg 1778. 8.) und einige andere Schriften desselben; *Gottsched's* deutsche Grammatik (Presburg 1784. 8.) — Was die am Ende jedes Artikels angeführten biographischen Nachrichten betrifft: so sind diese so vollständig, daß wir wenig oder nichts zuzusetzen haben! Bey *Gassner* wären vielleicht noch einige Schriften anzuführen gewesen; und bey *Sal. Gesner* hätte durch *F. J. B. (Bülers)* Geschichte von *S. G.* Denkmal etc. an diese Ehrenbezeugung seiner Landsleute erinnert werden können.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 15. April 1805.

## KIRCHENGESCHICHTE.

KOPENHAGEN, b. Schulz: *Den danske Reformations-historie* (dänische Reformationsgeschichte), ved D. Fredrik Münter. — Første Deel. 1802. XVI u. 565 S. Anden Deel. 728 S. 8.

Dänemark war einer der ersten Staaten, über welche die Reformation ihr heiliges Licht verbreitete, und wieviel hat es ihr nicht zu verdanken! Den Sturz der Hierarchie, den Flor der Wissenschaften, eine vernünftigeren Gesetzgebung, eine edlere und festere Regierungsverfassung, und in allem diesem den merklichsten und erwünschtesten Einfluß auf Volksbildung, Volksveredlung und Volkswohlfahrt. Mit Recht wünscht der verdiente Vf. in der Zueignungsschrift an Dänemarks Kronprinzen: „Möchten alle Geschichtschreiber, statt kriegerische und gewaltsame Antritte bearbeiten zu müssen, vielmehr Gelegenheit finden, recht viele solche erfreuliche Gegenstände, als es die Beförderung der Aufklärung ist, zu beschreiben! Möchten sie alle Regenten in einem Glanz darstellen können, wie der ist, welcher den edlen Christian III. umstrahlt! Möchten sie einst von Friedrichs VI. Verdiensten um die Verbreitung der Aufklärung und die Beförderung der Wissenschaften etwas ähnliches zu rühmen wissen!“ Nie haben die protestantischen Fürsten und Völker mehr Ursache gehabt, den Werth der Reformation in seiner ganzen Größe zu schätzen, als in unserm Zeitalter; und nie hätte der Vf. durch seine Schrift zur allgemeinen und vollständigeren Kenntniß der dänischen Reformationsgeschichte schicklicher wirken können, als zu Anfang des 19ten Jahrhunderts — zu einer Zeit, wo selbst in manchem protestantischen Lande der Werth der religiösen Aufklärung wieder soheint bezweifelt werden zu wollen!

Wir machen es uns um so viel mehr zur Pflicht, unsern Lesern die nöthigen Notizen von diesem Werke zu geben, da es in der That classisch ist, und da man zu einer deutschen Uebersetzung desselben bis jetzt wenigstens keine Hoffnung hat. Wie die Reformation in den dänischen Staaten vorbereitet wurde? durch welche Mittel und auf welchem Wege sie (Ein- und Fortgang gewann? und wie die römisch-katholische Religion allmählig *verschwand*, ohne, trotz aller angewendeter Bemühungen, wieder hergestellt werden zu können? — dies sind die drey interessantesten Fragen, welche Hr. D. M. in dieser Schrift zu beantworten sucht, und die von ihm auf eine so befriedigende Art beantwortet werden, als es sich von einem Ge-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

lehrten, dessen kirchenhistorische Kenntnisse bereits durch frühere Versuche documentirt sind, dem zu den Quellen für seinen Gegenstand, und zwar sowohl zu den gedruckten, als zu den handschriftlichen, der Zugang offen stand, und der mit einem nicht unphilosophischen Geiste die nöthige Bekanntschaft mit dem Gange und den Schicksalen der Reformation in Deutschland verbindet, erwarten ließ. Von den sieben Haupt-Abschnitten, in welche das ganze Werk zerfällt, enthält zur Beantwortung der ersten Frage der erste: eine kurze und zusammengedrängte Uebersicht der Bildung und Verfassung der dänischen und nordischen Kirche bis zum Anfang der Reformation. Zur Beantwortung der zweyten Frage liefert der zweyte, dritte, vierte und fünfte Haupt-Abschn. eine zusammenhängende und meist durch Hinweisung auf die benutzten Hülfquellen hinlänglich documentirte Erzählung des Anfanges, Fortganges und der endlichen Einführung der Reformation unter den Königen Christian II., Friedrich I. und Christian III., worauf noch in dem sechsten Abschnitte die unter Christian III. gechehene Gründung der Reformation in den Herzogthümern Schleswig und Holstein beschrieben wird. Zur Beantwortung der letzten Frage dient die in dem siebenten Haupt-Abschnitte mitgetheilte Erzählung der Schicksale, welche die katholische Religion vom Anfange der Reformation bis in unsere Tage in den dänischen Staaten gehabt hat; worin man indeffen eine Schilderung ihres gegenwärtigen Zustandes und des Verhältnisses, in welchem sie und andere dissentirende Religionsparteyen zur Landesreligion stehn, ungern vermisst.

I. Zustand der dänischen und nordischen Kirche vor der Reformation. (S. 1 — 228.) Erst im 9ten Jahrhunderte glückte es dem unternehmenden Ansharius, nachdem alle, von französischen und englischen Emissarien gemachten Versuche fruchtlos geblieben waren, dem Christenthum einen festen Boden in Dänemark zu verschaffen; und noch über ein Jahrhundert später gelang es erst dem Könige Oluf Trygvæse in Norwegen, den heidnischen Götzendienst in eine christliche Gottesverehrung umzuwandeln. Die Entstehung der Hierarchie in beiden Ländern war die traurige Folge davon, daß einestheils dem braven Ansharius auf dem Erzbischofsstuhl in Hamburg, von welchem aus die nordische Kirche regiert wurde, meist sehr herrschsüchtige Männer folgten, und daß andertheils die Könige, besonders in Norwegen; aus blindem Religionseifer und Schwäche der Geistlichkeit eine allzu große Macht einräumten. Aber auch die von den Papsten häufig abgeordneten Legaten und Nuntien, und

lichen Reisenden, Kaufleuten u. f. w., daß diese schönen Denkmäler des Alterthums auch in andern Ländern verbreitet werden. Daß man sie aber auch im Orient selbst schätzt und sucht, erfahren wir hier in der Vorrede, wo gesagt wird, daß man Sammler alter Münzen in Bagdad, in Aleppo, in Tripoli in Syrien u. f. w. antrifft. Um so weniger darf man sich wundern, daß der königl. preussische außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister bey der Pforte, Obrister von *Knobelsdorf*, während seines Aufenthalts in Constantinopel, auf den Gedanken kam, eine Sammlung alter Münzen anzulegen, die er nachher mit nach Berlin brachte. Aus dieser Sammlung liefs nun *Sessini*, mit Erlaubniß des Besitzers, diejenigen, die ihm besonders merkwürdig schienen, zeichnen, und beschrieb sie in diesem Werke.

Die Anzahl der griechischen Münzen in dieser Sammlung beträgt 1800 bis 2000 Stück, und aufser diesen faßt sie noch eine schöne Suite von römischen in sich, die aber nicht in dieser Zahl begriffen sind.

Münzen aus bisher noch unbekanntem alten Münzstädten, wodurch theils die Kenntniß der alten Geographie erweitert wird, theils die alte Numismatik einen neuen Zuwachs gewinnt, werden freylich nicht häufig gefunden, und in dieser Rücklicht ist auch hier die Ausbeute nicht groß. Indessen kommen doch hier einige Münzen von Städten vor, die man bis jetzt noch nicht als Münzstädte gekannt hat, nämlich Lete in Macedonien, Gambrium in Ionien, Medmasa in Carien, und Tlos in Lycien. Dagegen gewinnt die Numismatik hier auf einer andern Seite. Nämlich man findet hier von dieser und jenen Stadt, Insel u. f. w. noch unbekannte Typus. So kennt man z. B. den Typus von *Panticapäum* noch nicht. *Av.*: *Caput Apollinis laureatum.* *Rev.*: ΠΑΝΤΙΚΑΠΑΙΤΩΝ. *Tripus, infra*: ΕΣΤ. Ar. 3. — von *Callatia* die unter Alexander dem Großen geprägte Münze; von *Maronea* die mit den Namen der Magistratspersonen; Polynice, Zeno u. f. w. — von der Insel *Thafus* mit ΘΑΤΙΩΝ (nach dem dorischen Dialecte) und dem Namen einer Magistratsperson: ΑΦΕΙΡ. — Von *Atrax* in Thessalien ist der hier angeführte Revers bis jetzt noch unbekannt gewesen. — Von *Cranon* oder *Crannon* in Thessalien kannte man bis jetzt noch keine Silbermünze, und die hier angeführte hat auch einen ganz andern Typus, als die bisher von dieser Stadt bekannt gewesenen Kupfermünzen; er ist folgender: *Av.*: *Vir nudus, pendente retrosum pileo, tantrum ferocientem cornibus tenet.* *Rev.*: NO <sup>NO</sup> <sub>RA</sub> *Equus subsultans ad sin.*: *laxo fraeno, cum tridente transverso; omnia in quadrato inciso.* Ar. 2. — Ferner S. 31. von *Megara*. *Av.*: ΑΥΤ. Κ. Α. ΣΗ. ΘΕΥΗΡΟC. ΠΕΡΤ. ΑΥΓ. *Caput laureatum, ante quod parvum caput laur. ejusdem Severi incisum.* *Rev.*: ΜΕΓΑΡΕΩΝ. *Templum quatuor columnarum a latere, in cuius latere Ceres stans utraque manu facem gestat.* Ae. 2. — Auf eben derselben Seite ist auch

die Münze von der Insel *Agina* bemerkenswerth. *Av.*: *Caput Palladis galeatum.* *Rev.*: *Noctua stans.* Ae. 3. — S. 35. zwey noch unbekannte von *Amisus libera*. S. 47. von *Parium*, und viele andere.

Freylich hätte der Vf. diejenigen Münzen füglich weglassen können, die man schon aus *Pellerin*, *Hunter*, *Eckhel* u. a. m. kennt, oder sie wenigstens nur citiren sollen, wie z. B. die Münze von Aenus — S. 17. die Münzen von *Mesembria*; S. 30. die vom Könige von Epirus *Arisbas*, und die von *Phocis*; S. 31. die von *Cydonia* auf der Insel *Creta*; S. 36. von *Zela*; S. 38 u. f. von den Königen von *Bosporus Rhescuporis I.* und *II.* S. 45. vom König von *Bithynien Nicomedes II.* u. f. w. — er hätte deswegen immer die kleinen Verschiedenheiten bemerken und seine Beobachtungen darüber machen können. Indessen wird es auch denjenigen Münzfreunden angenehm seyn, die jene Werke nicht bey der Hand haben.

**JAUER, a. K. d. Vfs.**: *Geschichte und Beschreibung des schlesischen Fürstenthums - Hauptstadt Jauer*, größtentheils nach handschriftlichen Urkunden bearbeitet von *Christian Friedr. Eman. Fischer*, Conrector am dasigen Lyceum. *Zweyter Theil.* 1527 — 1804; *Erste Hälfte.* 1527 — 1740. 1804. 285 S. 8.

In diesem Abschnitte liefert der Vf. mehrere interessante Nachrichten aus dem 16 u. 17ten Jahrhunderte, die zwar größtentheils nur die specielle Geschichte der Stadt Jauer betreffen, im Ganzen genommen aber zur Kenntniß der damaligen Zeiten überhaupt willkommen seyn müssen. Da der Vf. sehr oft alte Chroniken und rathhäusliche und andere gleichzeitige Quellen wörtlich copirt, so findet der Leser, besonders in der zweyten Hälfte des Buchs, sehr naive Schilderungen damaliger Denkungsart in Betreff der Religionsbedrückungen, welche die evangelischen Schlesier zu Jauer unter dem Hause Oestreich zu erdulden hatten. Diese Religionsbedrückungen, die nicht selten sehr hart waren, empörten den Vf. so sehr, daß er auch den guten Regenten des Hauses Oestreich manchmal die gebührende Gerechtigkeit nicht widerfahren liefs. Zum Belege mögen ein Paar Proben dienen. S. 66. heist es von Ferdinand I.: Nun vergafs Schlesien seine vorige Härte, vergafs die ungeheuern Scherzungen von ihm ausgeschrieben; erblickte nicht mehr die an Tyranny gränzende Ausdehnung seiner Macht und pries einmüthig des Monarchen gültige Regierung. S. 39. Mit der Dreistigkeit eines Despoten verlangte Ferdinand I. Truppen und Geld. Sehr wohl hat der Vf. daran gethan, daß er nicht mehr so viel Episoden aus der allgemeinen schlesischen Geschichte eingebracht hat, als in dem ersten Theile. Doch scheint dem Ganzen etwas Ordnung und eine gute Uebersicht zu fehlen. Durch ein gutes Register könnte der Vf. diesem Mangel abhelfen, und Rec. hält es für Pflicht, ihn darauf im Voraus aufmerksam zu machen.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 16. April 1805.

## KIRCHENGESCHICHTE.

KOPENHAGEN, b. Schulz: *Den danske Reformationshistorie* (dänische Reformationsgeschichte), ved D. Fredrik Münter etc.

(Beschluss der in Num. 96. abgebrochenen Recension.)

IV. **F**ortgang der Reformation vom Reichstag zu Odense 1527. bis zum Todesjahre K. Friedrichs I. 1533. (S. 1 — 208. des zweyten Bandes.) Schnell und überaus wohlthätig zeigten sich die Folgen des Odenseer Reichstags und der auf ihm festgesetzten evangelischen Freyheit. Die neue Lehre gewann selbst auf dem platten Lande, in Dörfern und auf Edelgütern eine Menge Anhänger. Dem ersten Beyspiele einer Nonne, welche schon 1520. das Kloster verlassen und sich verheyrathet hatte, folgten vom J. 1528. an mehrere ihrer Schwestern fast aus allen Klöstern. Doch waren diese Fälle im Ganzen genommen immer noch seltener, als die Beyspiele von Predigern, welche die Freuden der Ehe dem Leben mit einer Concubine vorzogen; und es ist kein Zweifel, das, bey der damaligen so großen Unwissenheit der Geistlichen, welche die Bibel allein aus ihrem Meßbuche, und Breviarium kannten, nicht so sehr der veränderte Religionsglaube, als die veränderte Ansicht der Predigerfreyheit, Theil an dem Beyfall hatte, welchen Luthers Lehre bey so vielen Geistlichen fand. „Das antichristliche Eheverbot,“ schrieb der Prediger zu Assers, *Kr. Storck*, 1529., „hat Gottes Wort umgestossen; denn die Ehe ist für Bischöfe und Priester so frey, wie Bier und Brod“ u. s. w. Das erste dänische Gesangbuch erschien 1528. von *Spandemager*, und ihm folgten bald dänische Uebersetzungen der *Psalmen* und des *N. Testaments* von *Normorsen* und *Pedersen*. In *Malmöe* bewilligte der König der Bürgerchaft die Güter der Geistlichkeit gegen die Verpflichtung, ein Hospital zu stiften, einen Prediger (*Praedikefader*) anzunehmen und eine Schule mit 3 — 4 Schullehrern (*Læse-mestere*) zu errichten. Nun wurden die Mönche alenthalben aus ihren Klöstern vertrieben; an manchen Orten wurden sie vom Adel und der Bürgerchaft selbst gemißhandelt. Evangelische Prediger erlaubten es sich, zum großen Verdrusse der katholischen Geistlichkeit, *Priester zu copuliren*. (S. 49 f. giebt einen schätzbaren Beweis von des Vfs., einem Historiker so unentbehrlichen, Unparteylichkeit, indem er es keinen Hehl hat, das es in Dänemark bey dem Sturze der Klöster nicht selten eben so gewaltsam, hart und unchristlich herging, wie in vielen andern Ländern zu Anfang der Reformation.) Durch

A. L. Z. 1805. Zweytter Band.

den Reichstag in Kopenhagen 1530., zu welchem sowohl die Bischöfe und Prälaten, als die lutherischen Prediger geladen wurden, um vor dem Könige und dem Rathe des Reichs über die streitigen Lehrpunkte zu disputiren und sich wo möglich, zu vergleichen, erhielt die neue Lehre mehr Gewicht und Ansehn, als je, indem sich die katholische Partey aus Mangel an Muth oder an Kraft, aller mündlichen Debatten enthielt, und es dabey bewenden liefs, den von den Protestantanten angenommenen 43 Artikeln (welche, mit Ausnahme des Tons und der Einkleidung, meist mit der um eben diese Zeit auf dem Reichstage zu Augsburg festgesetzten Augsburger Confession übereinstimmten) 27 schriftliche Einwendungen entgegen zu setzen. Der König und Reichsrath beschlofs hierauf: „Die Lutheraner sollten künftig, wie bisher, Gottes Wort nach ihrem Grundfätzen und bis zu einem allgemeinen Concilium predigen; beide Religionen sollten inzwischen im Reiche beschützt und aufrecht gehalten werden.“ (Merkwürdig ist es allerdings, das [S. 102.] jene Artikel allein gegen die katholische Lehre, aber nicht ausdrücklich gegen die der Anabaptisten und Zwinglianer gerichtet sind; gleichwohl heißt es Art. 28.: „Die Christen müssen den Leib im Brode, das Blut im Weine annehmen;“ die Bestimmung in, *cum et sub* ist also der dänischen Kirche fremd; und hierdurch unterscheidet sie sich von der deutsch lutherischen.) Mit Ausnahme der Stadt *Helsingör*, wo die Einwohner fortführen, der katholischen Lehre anzuhängen, war nun der Protestantismus durch ganz Dänemark verbreitet und er erhielt sowohl durch den kopenhagner Reichstag, als durch das bald folgende Bündniß des Königs mit den deutschen protestantischen Fürsten eine Festigkeit, die den völligen Umsturz desselben, wo nicht unmöglich, so doch höchst unwahrscheinlich machte.

V. *Vollkommene Einführung der Reformation unter König Christian III.* (S. 209 — 428.) Ein neues Ungewitter zog sich über den Anhängern der neuen Lehre zusammen. Denn durch den Tod Friedrichs verloren sie nicht nur ihre Hauptstütze, sondern auf dem Reichstage von 1533. wurde sogar festgesetzt: die Bischöfe sollten ihre alte Herrschaft über die ganze Geistlichkeit wieder erhalten und die eingezogenen Kirchengüter zurückgegeben werden. Es erschien wirklich der Befehl, das alle lutherischen Prediger an einem Tage verabschiedet werden sollten. Ob dieses nun gleich hin und wieder wirklich geschah, so fanden sie doch auch viele warme Beschützer, besonders in den Bürgern der Landstädte und mehreren Reichsräthen; in Kopenhagen war *Tausen* der einzige evangelische

geliche Religionslehrer, dem es (durch weibliche Vorsprache) glückte, fortdauernd predigen zu dürfen. Bey den vielen Streitschriften, welche um diese Zeit zwischen beiden Parteyen gewechselt wurden, deren der Vf. mit großer Umständlichkeit (S. 230 — 277.) erwähnt und die auch, um den Geist jener Zeit zu charakterisiren, nicht ohne Werth sind, will Rec. nicht verweilen, und nur bemerken, daß *Eliäfers* Vertheidigung des Katholicismus (1535.) unter allen Schriften die war, welche den Protestanten am meisten zu schaffen machte. — Der kleine Krieg, welchen Dänemark 1534 — 36. mit den Lübeckern unter dem Grafen *Christoph* von Oldenburg führen mußte, machte die Religionsstreitigkeiten für diese Zeit vergessen; kaum aber hatte sich *Christian III.* auf dem Throne besetzt, als auch auf dem Kopenhagener Reichstag den 12. August 1536. der Beschluß gefaßt wurde: „die Macht der Bischöfe sollte aufhören, ihre Güter der Krone anheim fallen und sie bis zum allgemeinen Concilium aller geist- und weltlichen Regierung beraubt seyn“ u. s. w. Am 20. August wurden sämtliche Bischöfe arretirt und auf dem nächsten Reichstage, welcher schon den 30. October gehalten wurde, gab sowohl der versammelte Adel, als die anwesenden Deputirten des Adelsstandes ihre Zustimmung zur gänzlichen Abschaffung der geistlichen Herrschaft. Unter den Klagen wider die Bischöfe zeichnet sich besonders die aus, daß Einer gesagt habe: „er wüßte ein Teufel zu seyn, um in der Hölle des Königs Seele peinigen zu können.“ Ein Theil der eingezogenen Güter fiel dem Adel zu; mit einem andern wurden öffentliche Stiftungen unterstützt und Prediger und Schullehrer befördert. Nur allmählig verloren sich die Klöster; am längsten erhielt sich das zu *Mariboe*, welches erst 1621. aufgehoben wurde. Um das Werk der Reformation zu befestigen, fühlte man nun kein größeres Bedürfnis, als die Ansetzung rechtschaffener und einsichtsvoller Religionslehrer. *Bugenhagen* wurde deshalb von Wittenberg berufen, und er kam 1537. mit einigen Wittenberger Studenten nach Kopenhagen. Dieser erwarb sich in Jahresfrist theils durch Einrichtung der neuen Kirche, theils durch Vorlesungen auf der Universität, theils durch Schriften unsterbliche Verdienste um die gute Sache. Die Universität erhielt eine zweckmäßigere Einrichtung, das Kirchenritual wurde verbessert, und *Bugenhagen* genoss die Ehre, den König selbst, nebst der Königin, in der Kopenhagener Frauenkirche feyerlich zu krönen. Schon dieses, aber mehr noch die den 2. Sept. 1537. folgende Einweihung der neuen evangelischen Bischöfe oder Superintendenten gereichte den Anhängern der alten Partey zum großen Aerger. Die folgenden Nationalconcilien hatten hauptsächlich das Beste der Kirche, der Geistlichkeit und der Universität zum Zwecke; so, daß *Christian III.* während seiner 23jährigen Regierung alles leistete, was von einem weisen Reformator zu erwarten war. Selbst gegen die zurückbleibenden Katholiken zeigte er viele Milde und Schonung; um so viel schwerer zu erklären war seine Härte gegen die unter *Johann a*

*Lastko* nach Dänemark flüchtenden Protestanten, die er unter Lebens-Strafe zu dulden verbot, weil er merkte, daß sie *Calvins* Lehre ergeben waren. Eine Härte, die wohl nur durch seine Furcht vor neuen Religionsunruhen entschuldigt werden kann. — Je dürftiger die Nachrichten sind, welche sich von der Einführung der Reformation in *Norwegen* und auf den *Färöer* Inseln erhalten haben, und wovon beynahe nichts bekannt ist, als daß sich Norwegen nach hartnäckigem Widerstande des Bischofs *O. Engelbrekt* in *Drontheim* endlich den Verfügungen *Christians*, sobald Kopenhagen übergang, unterwarf, und daß der letzte, dem Katholicismus ergebene färöische Bischof *Anund Oluffen* war; desto umständlichere Nachrichten hat man von der Kirchenveränderung auf *Island*. Hier ging es bey weitem nicht so ruhig her, als in den übrigen dänischen Staaten. Wovon man in dem ganzen protestantischen Europa kein Beyspiel hat, das geschah hier; ein katholischer Bischof, *Son Arisei*, wurde als ein Opfer seiner Hartnäckigkeit, womit er, selbst nachdem er gefangen genommen und seines Amtes entsetzt war, das Versprechen, sich nicht rächen zu wollen, verweigerte, zugleich mit einem seiner Söhne zu *Skalholdt* den 7. November 1550. hingerichtet. Die Klöster wurden nun in Schulen, Hospitäler und andere milde Stiftungen verwandelt; 1555. gab *Einerfen* das erste evangelische Gesangbuch und 1584. *Thorlakson* die ganze Bibel in isländischer Sprache heraus. Nun verloren sich alle Ueberreste des Katholicismus so gänzlich, „daß, wenn die Isländer nicht mit so vorzüglicher Sorgfalt ihre Geschichte aufzubewahren suchten, selbst der Name derselben in der Erinnerung des Volks untergegangen seyn würde.“

VI. Einführung der Reformation in den Herzogthümern *Schleswig und Holstein*. (S. 430 — 582.) In der Einleitung wird der kirchliche Zustand in den Herzogthümern vor der Reformation beschrieben. *Herrmann Toft* fing 1521. zu *Husum* unter Herzog Friedrich I. die Reformation an, und von da verbreitete sie sich 1524. in das Eyderstädtische. Die grausame Hinrichtung *Heinrich Möllers von Zütphen* (welche Luther, sein Freund, in einer besondern Schrift beschrieben hat) der als ein Opfer seines Eifers für die gute Sache starb, konnte den Fortgang der Reformation selbst nicht hindern; ganz *Ditmarschen* erklärte sich vielmehr am Tage vor Pfingsten 1532. durch einen allgemeinen Beschluß für Luthers Lehre; und um die bisherige Oberherrschaft des Erzbischofs von Hamburg und Bremen wars geschehn. In *Tondern* war es der Prediger *Hieronymus*, in *Eckernförde* *B. Mauricius*, in *Apenrade* *J. Brun*, welche sich um die Einführung der Reformation in den Jahren 1526 — 1530. verdient machten. In *Schleswig* verursachte der Mönch *Friedrich* durch sein stürmisches Betragen einen langsamern Fortgang der guten Sache; der König sah sich genöthigt, ihn zu verabschieden und an seine Stelle den von Luther ihm empfohlenen *Marg. Schuldorf* aus Kiel zu berufen, durch dessen vorsichtigeres Verhalten die neue Lehre bald allgemeinen Beyfall fand. — In *Hob*

*Holstein* scheint *Itzehoe* die erste Stadt gewesen zu seyn, welche die Reformation annahm. In derselben Gegend, wo 700 Jahr früher Anshar die ersten christlichen Kirchen baute, bemühte sich 1525. *J. Amandi von Campen*, den ersten Samen der protestantischen Lehre auszutreiben. Bald folgten seinem Beyspiele *Fabrizius in Wisler*, *Melinius in Rendsburg*, *J. Peträus in Oldenburg*, *Pedersen in Oldesloe*, *Schuldorf in Kiel*, *Willychius in Plön* u. s. w. Trotz des Widerstandes, den die gute Sache auch hier fand, befestigte sich doch in den Jahren 1525—1540. Luthers Lehre je mehr und mehr, und die Vernichtung der Priesterherrschaft, der Sturz der Klöster, die Verbesserung der Schulen, die Einführung des protestantischen Kirchenrituals war davon die Folge. Die Reformationsgeschichte von *Hamburg* S. 543 f., von *Lübeck* S. 562 f., von der Grafschaft *Pinneberg* S. 581 f. beschließt dieses Kapitel.

VII. *Schicksal der katholischen Religion in den dänischen Staaten nach der Reformation.* (S. 585—698.) Es konnte nicht fehlen, daß nicht die alte Kirche, selbst nachdem Luthers Lehre Staatsreligion geworden war, ihre Anhänger sollte behalten haben; die eifrigsten waren die Glieder der Domkapitel zu *Lund*, *Rothschild* und *Ribe*. Der König, ein Feind aller gewaltthätigen Bekehrung, veranstaltete also das Colloquium zu *Kopenhagen* 1543., an welchem auch viele Geistliche von *Rothschild* wirklich Theil nahmen. Die drey Punkte, worüber man einig wurde, betrafen die *Messe*, das *heil. Abendmahl* und die *Priesterwürde*. Allmählig verlor sich auch der letzte Rest des Katholicismus bey der Geistlichkeit; und es war (und ist bis auf den heutigen Tag) nur noch das Volk, bey dem sich hin und wieder Spuren von Geizigkeit zur Heiligenverehrung erhielten. — Die verschiedenen Versuche, welche die Päpste 1536. 1561. u. s. w. machten, den abgefallenen Norden in den Schoofs der Kirche wieder zurück zu führen, waren in Dänemark noch weit fruchtloser, als selbst in Schweden. Der Vf. beschreibt sie von S. 627. an umständlich; wir können uns aber nicht länger dabey verweilen, und geben allen, welche wegen solcher, ältern oder neuern, Versuche für das Schicksal der protestantischen Kirche allzu ängstlich besorgt seyn möchten, des Vfs. Bemerkung (S. 697.) zu beherzigen: „Nur Gleichgültigkeit gegen das Christenthum, der Verfall der Moralität, die Unwissenheit und gewissenlose Amtsführung der Geistlichen (nicht zu vergessen die Vernachlässigung, Geringschätzung und gänzliche Herabwürdigung derselben von Seiten der Regierung) kann eine Revolution begünstigen oder herbeyführen, bey welcher für das protestantische Christenthum einige Gefahr zu befürchten ist.“ — Auch diesem Bande sind (S. 700—728.) einige, die dänische Reform. Geschichte betreffende, Documente beygefügt, welche sich zum Theil in dem Diplomatarium des königl. geheimen Archivs befinden, und aus welchem sie dem Vf. mit Bewilligung der dänischen Kanzley durch den geh. Archivarius *Thorkelin* mitgetheilt wurden. Die vornehmsten Vorgänger und Führer des Vfs., auf

welche in den Anmerkungen häufig hingewiesen wird, sind, ausser den besten deutschen Schriftstellern in diesem Fache, die dänischen: *Huitfeldt*, *Pontoppidan*, *Tyge Rothe*, *Gram*, *Langebek*, *Suhm*, *Kofod Anker*, *Lagerbrink*, *Schlegel*, *Nyerup*, *Rahbek* u. s. w. Dem Vortrage fehlt es nicht an Abwechslung und Leben; und obgleich das Buch in des Rec. Augen an Brauchbarkeit gewonnen haben würde, wenn der Vf. hin und wieder etwas tiefere psychologische Blicke in den Charakter der handelnden Hauptpersonen gethan, die Früchte der Reformation für die Aufklärung und Sittlichkeit des dänischen Volkes berührt, die Fortschritte, welche man in Dänemark nach den Reformationszeiten in katechetischer, homiletischer und liturgischer Hinsicht gemacht, kurz bemerkt, die jetzige kirchliche Verfassung von Dänemark, nebst dem nunmehrigen Verhältnisse der Geistlichkeit zum Staate und Volke, beschrieben — und sich dagegen bey manchen wenig bedeutenden Streitchriften und bloßen Conjecturen (besonders in dem letzten Abschnitte) kürzer verweilt hätte: — so wäre es doch wahre Ungerechtigkeit gegen den Vf. und sein Werk, den sonstigen hohen Werth des letzten verkennen zu wollen, das, wie gesagt, classisch, jedem dänischen Theologen unentbehrlich, und ein redendes Denkmal des unermüdeten Fleißes und der ausgebreiteten historischen Kenntnisse seines Verfassers ist.

### ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in d. Voff. Buchh.: *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen*, aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. *Fünf und zwanzigster* Band. — *Neues Magazin.* — *Ersler* Band. 1803. 376 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter dem Titel:

*Vivant Denon's Reise in Nieder- und Ober-Aegypten* während der Feldzüge des Generals Bonaparte. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *Dieterich Tiedemann*, fürstl. heß. Hofrath und Prof. der Philosophie in Marburg. Mit 8 Kupfern.

Da das Original von einem andern Rec. ausführlich angezeigt ist (A. L. Z. 1803. Nr. 39—45.), so beschränkt sich die Anzeige der Uebersetzung auf das Eigenthümliche derselben. So weit Rec. ohne Vergleichung des Originals davon urtheilen kann, ist ihr das Lob der Treue und des auf sie gewandten Fleißes nicht abzusprechen. Hr. T. versichert, nur wenige, hauptsächlich nur die Stellen, die sich auf die Kriegsvorfälle beziehen, weggelassen zu haben; indessen wird doch in jener Recension verschiedenes aus dem Original angeführt, was man in der Uebers. ungern vermisst. Die Proben der Wuth, womit die Mameluken und Franzosen bey Sediman fochten, welche Rec. S. 314. erzählt, hätten S. 128. der Uebers. eine Erwähnung verdient, um zu bewahrheiten, was S. 129. gesagt wird, daß nie eine Schlacht fürchterlicher gewel-

wesen wäre. — S. 130. Ueb. Bey Benefuef zeigen sich noch einige Ueberreste von Dörfern im Sande begraben. Das Orig. scheint sich hier stärker ausgedrückt zu haben, weil nach der Recenf. S. 314 ganze Dörfer durch Stürme unter Sandwolken begraben anzutreffen sind, über deren Dächer man wegmarschieren kann. — Wenn man S. 317. der Recenf. mit S. 145. der Ueb. vergleicht, so ist, wenn man annimmt, daß jene sich an die Urschrift gehalten hat, in der Ueb. wieder das Original zu sehr verkürzt worden. Noch schlimmer ist es aber, daß zuweilen die Uebersetzung nicht deutlich genug ist, vielleicht weil sie zu ängstlich genau ist. S. 134. *Die Pyramide aus Hilahou besteht aus großen Stücken Kalkstein, die den Kern eines großen Haufens ungebrannter Ziegel ausmachen.* Nicht ohne Studiren wird man den Sinn herausbringen, der in der Recenf. S. 316. zu Tage liegt. *Sie hat Sandstein (Kalkstein) zum Kern, Backsteine zur Bekleidung.* — S. 180. Ueb. *Die Caryatiden u. s. w., die in den Bädern des Titus auf den von Raphael copirten Gemälden abgebildet waren,* lassen sich wohl erklären, können aber doch mißverstanden werden, welches nicht geschehen kann, wenn man mit dem Rec. S. 322. liest: *Caryatiden, wie sie in den Bädern des Titus gemalt, von Raphael copirt sind.* — Die Stellung der kolossalen Figuren bey Theben beschreibt die Rec. S. 322. ausführlicher als die Ueb. S. 187. — Die Bestandtheile der Gebirge Mokattam S. 298. der Ueb. sind gewiß fehlerhaft angegeben. Ein Mineraloge mag sie in Ordnung bringen. Dieser wird auch bey *paddingue* S. 291. nicht, wie Hr. T. that, an einen Pudding denken, und *sammengebackene Steine*, sondern *Puddingstein* übersetzen. Ein Botaniker würde auch *doum-palmier* S. 153., wenn er ihn gleich nicht in seinem System gefunden hätte, in der arabischen Sprache oder in Reisen aufgesucht, und nicht mit dem Vf. gesagt haben, daß er ihn nicht gefunden hätte. *Golfus: palmia pumila et sylvestris.* Ueberhaupt war Hr. T. mit Reisen in außereuropäischen Ländern nicht bekannt genug, um sich an die Uebersetzung und Erläuterung ausländischer Reisen mit Glücke wagen zu können. In der Orthographie der Eigennamen ist sehr schwankend. Mehrtheils behält er die französische bey, auch da, wo eine andere schon lange fast allgemein eingeführt ist. Er schreibt daher *Adgi* statt *Hadschi*, *Siouth* st. *Siuth* u. s. Zuweilen aber schreibt er mit den Deutschen *Dschize*, *Dschirdsche*, *Dschermen*, statt *Gize*, *Girge*, *Germen*. Der Anmerkungen sind wenige, und sie beziehen sich nirgends auf das, was von andern Reisenden in Beschreibung der alten Denkmale geleistet ist, woraus man das große Verdienst dieses unter Bedeckung französischer Truppen reisenden Zeichners und Gelehrten, die aber doch nur den den Kriegsoperationen untergeordneten Zweck hatten, ihn bey seinen Zeichnungen in Schutz zu nehmen und zu unterstützen, am besten hätte beurtheilen können. Aus

den vielen Kupfern, womit das Original geziert ist, hat man acht gewählt; die Schilderungen der Charaktere und Sitten sind. Darin scheint die Verlags- handlung den Geschmack des großen Haufens vor Augen gehabt zu haben. Der Künstler und Antiquar, für welche doch diese Reisen eigentlich geschrieben sind, würden Zeichnungen von Gebäuden, und zwar solchen, die bisher entweder gar nicht, oder sehr unvollkommen abgebildet waren, vorgezogen haben. In der Vorrede sucht der Uebersetzer zu beweisen, daß der Verfasser der bekannte *Abbé de St. Non* sey, der *voy. pittor. de Naples et Sicile 1782 — 1786.* herausgegeben hat. Allein nach *Ersch Suppl. zum gel. Frankr.* und andern Nachrichten scheint er von diesem unterschieden werden zu müssen.

STENDAL, b. Frauen u. Grose: *Kurzgefaßte Beschreibung der Stadt Genthin.* Von Joh. Aug. Christoph von Einem, Pastor daselbst und zu Rolsdorf. 1803. X u. 167 S. kl. 8. (12 gr.)

Der Vf., ein Greis von 75 Jahren, liefert hier eine Beschreibung der Stadt, in der er seit 1768. Prediger gewesen ist, und es läßt sich daher die Weitläufigkeit, mit welcher er manche unbedeutende Umstände erzählt, erklären und vielleicht auch entschuldigen. Man verlangt jetzt freylich von einer Stadtbeschreibung mehr, als hier geleistet ist; und wenn selbst nur auf *Genthiner* Rücklicht genommen wäre, so würden diese wohl manches gelieferte ausführlicher und manches nicht gelieferte überhaupt berührt gewünscht haben. Die Angabe der Häuserbesitzer von den ältesten Zeiten bis jetzt ist gewiß für Eingeborne interessant; sie würde aber noch interessanter gewesen seyn, wenn der Vf. die Jahre des Besitzes hätte angeben wollen, und dies würde bey einer tabellarischen Zusammenstellung wenig Platz eingenommen haben. Von dem Werth der Häuser, der Grundstücke und von andern auf den Wohlstand der Stadt Bezug habenden Dingen findet man nichts; dagegen findet man eine 5 Seiten lange Geschichte der Mühle, welche die Kirche sonst besaß, ein 2 Seiten langes Verzeichniß der Jungfern, welche der Kirche ein weißes Altartuch geschenkt haben, und bey den Lebensbeschreibungen der Prediger werden sogar die todtgebornen Kinder derselben mit aufgeführt. — Diese kleine Stadt hatte im J. 1802. nur 1649 Menschen überhaupt; sie besitzt eine beträchtliche Feldmark von 90 Hufen 25 Morgen Acker, 12 Hufen Gärten und 99 Hufen 25 Morgen Holz; von dem Ertrage dieser Grundstücke wird aber nichts gesagt. In den Beylagen am Ende des Buchs folgt noch ein Verzeichniß von sämtlichen Schriften, welche der Vf. bis dahin in Druck hat ausgehen lassen, 50 an der Zahl!

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 17. April 1805.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh: *Kongl. Vetenskaps Academiens nya Handlingar* T. XXIV. för månaderne Jul. — Dec. för År 1803. (Neue Abhandlungen der Akad. der Wissenschaften zu Stockholm für das J. 1803. III. u. IV. Quartal.) 22 Bog. 8. m. Kpf.

Im dritten Quartal dieses Bandes, dessen erste beide Quartale schon angezeigt sind, finden wir 1) *Be-richt, wie die Versuche ausgefallen sind, die man in Nerike in dem Kirchspiel Asker zu Köpstaad im J. 1802. angestellt hat, mit brennbarem Alaunschiefer Dachpfannen und Mauerziegel zu brennen*, von Berndes. Da man schon den Alaunschiefer dort vorher zum Kochen gebraucht hatte: so machte man nun; zuerst in einem kleinen dazu eingerichteten Ofen den Versuch, darin mit Alaunschiefer Dachziegel und Mauersteine zu brennen. Der Alaunschiefer in Nerike erstreckt sich durch ein weites Feld, ist sehr fett und enthält so viel Bergpech, daß er nicht allein, da die damit gebrannten Ziegel sehr gut geriethen, zum Ziegel und Kalkbrennen, sondern auch zum Salpeter- und Pottaschesieden, wozu sonst so viel Holz gehört, gebraucht werden kann. Dies ist um so wichtiger, da sich dort keine Anzeigen zu Steinkohlenflötzen finden. Bey einem großen angelegten Ofen dürfte im Verhältniß auch weniger Alaunschiefer, als hier, zum Brennen nöthig seyn. Eine Gesellschaft hat sich vereinigt, diese nützlichen Versuche fortzusetzen. 2) *Entwurf einer Beschreibung vom Kirchspiel Enonteki in Tornå-Lappmark*, von Er. J. Grape. Obgleich die Lappen die ältesten Einwohner des europäischen Nordens sind, und viele 100 Jahre ein Land, das sich durch Klima und Beschaffenheit von andern Ländern unterscheidet, bewohnen, und ob man zwar in neuern Zeiten die Naturgeschichte dieses Landes näher kennen zu lernen bemüht gewesen ist: so ist doch noch vieles darin, so sind doch selbst die Einwohner dieser Felsengebirge noch lange nicht genug bekannt, und Hr. Grape fand also eine reiche Aernte vor sich. Anßer dem, was man in *Sköldebrands vud pittoresques* von diesem Kirchspiel Enonteki in Lappland weiß, ist es noch immer eins der unbekanntesten. Hr. Grape handelt hier im ersten Kap. von diesem Kirchspiele überhaupt, dessen Namen, Länge von 19½ M. und Breite von 5—9 Meilen, Größe von 120 Q. M., Polhöhe von 68° 50' 30", und Länge von fast 40; dessen Lage, Gränzen und Bergrücken. Torneå ist die nächste Stadt, und liegt 42½ M. von der Kirche daselbst entfernt. Die Krone erhält von den Lappen  
A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

darin nur 28 und von den Neuanbauern oder Colonisten 30 Rthlr. Banko. Beide sind frey von Soldatenstellung. In der Mitte des Februars wird bey der Kirche Gericht gehalten, die Steuer eingenommen, und Markt gehalten, wohin die Kaufleute aus Torneå ihre Waaren bringen. Die Volkszahl ist nur 890, worunter 447 Männer und 443 Weibspersonen, 566 Lappen und 324 Colonisten sind. Die Einwohner machen gleichsam zwey Nationen aus, wovon die eine die Finnen, die andere die Colonisten und Lappen sind; jene sind mehr träge, diese munter und gesprächig. Beide aber halten blind über die Gebräuche ihrer Vorväter. Man lernt hier ihre guten und schlechten Eigenschaften, ihre Leibesgestalt, die bey ihnen gangbarsten Krankheiten und Hauscuren, nebst der Beschaffenheit des Landes kennen. Die Sonne sieht man da sieben volle Wochen nicht untergehen; das Land besteht aus Mooren, Sümpfen, Felsen, Flüssen und Seen. Mineralien giebt es nicht, selbst an Holz ist Mangel. Im zweyten Kap. wird vom dortigen Kirchenwesen geredet; die, welche 5 Meilen von der Kirche wohnen, kommen im Winter jeden dritten Sonntag, aber im Sommer nur zweymal zur Kirche; die Kenntniß des Christenthums ist auch nur sehr geringe. (Wird fortgesetzt.) 3) *Eine neue Veränderung am Blaserohr*, beschrieben von D. E. Näzén. Sie dient hauptsächlich dazu, einen immer gleichen Luftzug zu erhalten, und zu bewirken, daß einer das Blasen, ohne die Lunge zu sehr anzugreifen, lange aushalten kann. Die ganze Einrichtung, wobey eine große Rinderblase, die mit dem Knie leicht gedrückt wird, angebracht worden, ist nichts weniger als kostbar, und wird durch die beygefügte Zeichnung anschaulich gemacht. 4) *Methode, beym Recognosciren zur See durch vier Visirungen und drey nach einer Richtung besegelten Distanzen den Abstand des Objects, worauf man zugeht, dessen Cours und Entfernung zu bestimmen*, von L. Wollin, mathematisch berechnet mit Fig. 5) *Geographische Lage einiger Oerter um den Mälarsee herum in den Jahren 1798. und 1799. durch chronometrische Observationen bestimmt*, von C. P. Hüllström; als von Södertelge, Mariefred, Strengnäs, Torshälla, Sigtuna und Haga. 6) *Einige Beobachtungen der Polhöhen im nördlichen Theile Schwedens, von Ebendenselben, besonders um die Lage des westlichen Lapplands und die Reichsgränze gegen Norwegen zu bestimmen*. Der Vf. bediente sich dabey eines Spiegelsextanten von Ramsden, der Gang des Chronometers war während der ganzen Reise so unordentlich, daß er davon keine Anwendung bey Beobachtung der Länge der Oerter machen konnte. 7) *Geographische Lage des Hofes zu Noors und der*  
P



der Kirche zu Järlösa in Upland, durch astronomische Beobachtung 1800. bestimmt, auch von Hällström. Und endlich 8) Bericht von den auf dem upsälischen Observatorium im J. 1801. und 1802. angestellten astronomischen Beobachtungen, als der Sonnenfinsternis am 13. April 1801., der Bedeckung der Spica vom Monde zweymal im J. 1801., der Bedeckung Jupiters vom Monde 1802., der Sonnenfinsternis am 28. August 1802., des Durchgangs des Mercur durch die Sonne am 9. Nov. 1802., alle von Hn. Ol. G. Schilling.

Im vierten Quartal lesen wir 1) die Fortsetzung der Beschreibung eines Kirchspiels in Lappland, von Grape. Hier das dritte Kap., wo von den Neuanbauern oder Colonisten gehandelt wird, mehrentheils Finnen, die sich da niedergelassen haben, die aber den Anbau des Landes wenig befördern, da ihre Hauptnahrung immer die Fischerey ist, und viele der jüngern im Sommer nach Norwegen gehn, dort Arbeit und Brod suchen, und andere die ihnen bequemlichere Lebensart der Lappen statt den Ackerbau wählen. In 18 hier beschriebenen Dörfern, die oft nur aus einzelnen Höfen bestehen, wohnen 41 Bauern oder Ackerleute. Ihre Häuser sind klein und niedrig, und überall mit gehauenen Bretern, weil es an Sägemühlen fehlt, bekleidet. Im Winter wohnen sie in ihren Pörten, die wahre Rauchtuben sind, ohne Schornstein, bloß oben mit einer Oeffnung im Dache. Statt der Lichter bedienen sie sich bloß langer dünn gespaltenere föhrener Späne. Sie gebrauchen eben so viel Futter für ihre 30 — 40 Schafe, als ihre 4 — 10 Kühe, und zum Futtern bedienen sie sich auch des Rennthiermooses. Von Einflammung des Laubes und der Mistgauche wissen sie nichts. In der Mitte des Junius ziehen sie 6 — 10 Meilen von ihrer Wohnung aufs Fischen aus, und kommen am Ende des Julius erst zu Hause. Die Fische werden theils getrocknet, und dann auch statt Brod gegessen, theils aber nur so wenig gesalzen, daß sie eine Art faulichter Säure bekommen, da sie denn solche für gesunder und schmackhafter halten. Ackerbau wird nur als eine Nebenarbeit getrieben. Ihre Jagd ist besonders auf wilde Rennthiere gerichtet, aus deren Hörnern Leim bereitet wird. Von Handarbeiten wissen sie nichts. Noch ausführlicher sind im vierten Kap. die Nachrichten von den Lappen, welche der Vf. für Abkömmlinge der Juden ansieht. Es wird von ihrer Sprache, ihren Dörfern, Wohnungen und Nahrungsarten geredet. Ihr Rennthier giebt ihnen Nahrung und Kleider. Ihre Wissenschaft erstreckt sich nicht über den Katechismus und ihr Gesangbuch. Betten gebrauchen sie nicht. Ihre herumziehende Lebensart werden sie beybehalten, so lange sie bloß von ihren Rennthieren leben. 2) Geographische Breite und Länge verschiedener Oerter in Nicöpings, Örebro und Stockholms Linn. beobachtet und bestimmt im J. 1801. von C. F. Hällström. Die Observationen wurden mit einem Sextanten von Ramsden und dem Chronometer auf Kosten des Bergraths Baron Hermelin gemacht, dem wir die schönen Specalkarten von Schwedens Provinzen zu danken haben. Der Chronometer zeigt sich in sei-

nem Gange äußerst veränderlich. Örebro war als ein fest bestimmter Punkt angenommen, und dessen Polhöhe zu  $59^{\circ} 16' 59''$  (welches etwas von der vormals von Hjorter und Schulten angegebenen abweicht). 3) *Cuculus musicus*, ein neuer Guckguck von der Insel Java, beschrieben von S. J. Ljungb. Man kennt schon über 50 Arten dieses Vogels; allein zu keiner derselben konnte der Vf. ein paar, das er vom Probst Brandes erhalten, hinrechnen. Einer davon, der 1784. bey Batavia geschossen ward, ist hier beschrieben. Den Namen hat er davon, daß er mit einem langsamem und dem höchsten Tone anfängt, und dann sechs geschwindere Töne nach einer hier in Noten gesetzten Scala folgen läßt. Er läßt sich im Regenwetter die ganze Nacht durch auf einer Stelle sitzend hören. Er ist hier in seiner natürlichen Größe und Gestalt abgebildet. Die Beschreibung ist: *Cuculus musicus, cauda rotundata, nigro-maculata, supra testaceus subtus albus fasciis transversis subundulatis nigris, remigum apicibus nigris testaceo marginatis*. Er scheint doch mit Sparrmann's *Cuculus hepaticus* in Carlson's Mus. einige Aehnlichkeit zu haben. 4) Neue Erfindung einer an einem Erdbohrer angebrachten Pumpe, gebraucht um dadurch Steinkohlenslöze zu entdecken, von A. Polheimer, mit der dazu gehörigen Zeichnung. Die in dieser Abhandlung vormals 1740. von Trievall und 1776. von Quist beschriebenen Erdbohrer, so wie sie damals in England und noch in Schweden gebräuchlich sind, haben den Fehler, daß sie nicht alles Bohrmehl völlig herausheben, welches durch die hier beschriebene Einrichtung einer Pumpe am Erdbohrer geschieht. 5) Von einigen in verschiedenen Jahren in der Stadt Åfkersund und diesem Kirchspiel beobachteten gelinden Erdbeben, von L. Stockenstrand. Der Stofs kam gewöhnlich aus Norden, und es folgte gemeiniglich Aenderung des Wetters darauf. Der Vf. vermuthet aus verschiedenen Gründen, daß sich dort durch dergleichen mehr oder weniger merkbare Erdbeben gewisse Gegenden, besonders um den See Wetter herum, senken oder heben. 6) Die Gattung *Scyllaea*, von A. Modcr. Diese Gattung ist noch wenig bekannt; er nennt sie *Sjöwalp*, und kennt nur noch den holländischen Namen *Wierstak*. (Im Deutschen nennt man sie doch die Seemooschnecke, weil sie sich daran hängt.) Linné kannte nur eine Art derselben und bestimmte darnach den Charakter derselben. Seitdem Forskål noch eine Art davon entdeckt hat, glaubt der Vf. den Charakter der Gattung genauer so bestimmen zu können: *Corpus suppellicium, rugosum, oblongum compressum; supra lamellis trium parium, caudalique solitaria suborbicularibus primuliformibus verticaliter erectis. Os foramine terminali. Tentaculo nulla*. Die erste Art, die der Vf. *Scyllaea pelagica* nennt, welche unter den ältern Seba abgezeichnet und Osbeck beschrieben hat, und die Linné unter diesem Namen anführt, ist hier bestimmt: *Scyllaea pelagica, corpore subalbido, immaculato; pinnulis dorsalibus et inter se remotis inermibus*. Die zweyte Art, die Forskål entdeckt hat, ist *Scyllaea ghom-fodensis; corpore flavoescnte, maculato; Pinnulis*

*lis dorsalis subcontiguis, margine fasciculatim villoso hispida.* Man findet sie selten, und zwar kriechend auf Seegras.

HERRMANNSTADT, b. Hochmeister: *Siebenbürgische Provinzialblätter.* — *Erster Band. Erstes Heft. 1804. 104 S. 8. (30 Kr.)*

Je mehr Rec. über das Aufhören der siebenbürgischen Quartalschrift mit dem *siebenten* Bande derselben Klage geführt hat; desto erfreulicher war ihm das Wiederaufleben derselben unter obigem veränderten Titel. „Die siebenbürgischen Provinzialblätter, heist es in der kurzen Ankündigung, erscheinen in zwanglosen Heften, jedoch zuverlässig jährlich drey, welche zusammen einen Band ausmachen werden. Es wird diese periodische Schrift ihrer Vorgängerin, der siebenbürgischen Quartalschrift, an der Tendenz ähnlich, doch aber von erweitertem Umfange gemeinnütziger Materialien seyn.“ — Das Format ist zur Bequemlichkeit der Besitzer der Quartalschrift beybehalten: der Preis von drey Heften oder einem Jahrgang für Pränumeranten auf 1 fl., im Ladenverkauf auf 1 fl. 30 Kr. sehr billig festgesetzt. In die Redaction der Quartalschrift theilten sich ehemals Hr. Abbé Eder und Hr. Pfarrer Joh. Fültsch zu Urwegen; jetzt hat letzterer die Redaction, mehrerer Einheit wegen, allein übernommen. Das vorgedruckte Verzeichniß der Pränumeranten dürfte sich bald noch vermehren, und dieser Fortsetzung eines gemeinnützigen Unternehmens längere Dauer verschaffen. Dürfte Rec. gleich bey diesem *ersten* Hefte einen Wunsch wagen: so wäre es dieser, daß der Herausg. die Zahl der Hefte eines Jahrgangs wenigstens verdoppeln, und alle zwey Monate eines regelmäsig erscheinen lassen wolle. Sehr gern würde jeder Pränumerant 2 fl. statt einen jährlich zahlen, wenn er dagegen den Vortheil hätte, wie bey der Schediussischen Zeitschrift von und für Ungern, wenn nicht alle Monate, doch wenigstens alle zwey Monate durch ein literar. Intelligenzblatt die neuesten Ereignisse, die merkwürdigsten Producte der siebenbürgischen Gelehrsamkeit frühzeitig kennen zu lernen. Siebenbürgen ist in jeder Rücksicht ein so merkwürdiges Land, es wird von so viel gebildeten Männern bewohnt, daß weder an interessanten Materialien, noch an der nöthigen Zahl der Pränumeranten Mangel zu besorgen seyn dürfte: zumal wenn sich der Inhalt der Abhandlungen und des Intelligenzblattes auf ganz Siebenbürgen und nicht ausschließlic, oder auch nur vorzüglich auf die siebenbürgischen Deutschen ausdehnen wird.

Dieses *erste* Heft enthält: 1) *Braschovia's* (Cronstadt's) *Burg* von Lucas Jof. Marienburg, Conrector des dortigen evangel. Gymn. Diese Burg, von den Kreuzrittern erbaut, im J. 1345 und 1421. die Schutzfeste des Landes wider barbarische Einfälle, ward, wie der Vf. aus Urkunden zeigt, im J. 1455. vom Reichsgubernator Joh. v. Hunyad unter dem sonderbaren Vorwand zerstört: daß es den Cronstädtern zu schwer fallen müsse, sowohl die Burg als ihre Stadt

zugleich wider Feinde zu vertheidigen. Ihre Ruinen werden beschrieben und ausgemessen. Gleich im J. 1456. zeigten sich die übeln Folgen der Zerstörung, als Dracul Vayda aus der Walachey ins Burzelland einfiel, und die Vorstadt (jetzige Altstadt) sammt der S. Jacobskapelle und Bartholomäikirche verbrennen und plündern liefs. 2) *Ueber die Praediales im sächs. Nationalprivilegio Andr. des II. vom J. 1224.* von Joh. Mich. Ballmann, Conrector zu Mediasch. Der Vf. erklärt diese *Praediales* aus einer Urkunde Andr. II. vom J. 1291. für Sachsen, welche *praedia* mit adlichem Recht erblich durch Schenkung oder Kauf besaßen, und meynt, daß diese *praedia* meistens in den ungrischen Comitaten außer dem Gebiet der Sachsen gelegen gewesen seyen. Rec. stimmt dieser Meinung bey, nur mit der Einschränkung, daß in alten Zeiten manche sächs. Oberbeamten statt der Besoldung, dergleichen adliche *Praedia*, Vorwerke oder *Freythümer*, selbst auf sächs. Grund und Boden, jedoch nicht im Erbbesitz, sondern im Amtsgenuß hatten, und diese scheinen die von Andr. III. sogenannten *Saxones praedia tenentes et more nobilium se gerentes* zu seyn. Daß hieraus mancher Mißbrauch und manche Anmaßung entstand, erzählt der Vf. S. 21. Auch gilt jetzt die alte Sitte nicht mehr; solche *Freythümer* werden jetzt von Städten und Stühlen, nicht aber von ihren Oberbeamten besessen. 3) *Ueber die Gerichtsbarkeit der ersten Cronstädter*, von Georg v. Herrmann, einem gebildeten ehemaligen Oberbeamten von Cronstadt. Der Vf. zeigt aus alten Urkunden, daß die peinliche Gerichtsbarkeit ehemals in der Stadt und im Bezirk Cronstadt durch einen königl. Beamten, der bald *Judex regius*, bald *Comes* (*pro tempore constitutus*) hieß, und öfters zugleich *Comes Siculorum* war, in der Art ausgeübt wurde, daß er sich mit dem von den Bürgern gewählten Stadtrichter einverstehen, und mit ihm die Geldstrafen für Vergehungen theilen mußte. Die Civil- und politische Gewalt hingegen hatte bloß der bürgerliche Stadtrichter sammt dem Magistrat. Diese Ansicht der Sache ist dem alten Magistratsrecht ganz angemessen, vermöge dessen dem König die peinliche Gerichtsbarkeit allein zustand, und von ihm durch den Palatin in außerordentlichen Comitatsversammlungen (*proclamatibus congregationibus*), unter den Zipfer Deutschen aber durch die *Comites a Rege pro tempore constitutos* einverständlich mit dem *Comes provincialis* oder bürgerlich gewählten Oberbeamten ausgeübt wurde. Nach der Hand ward die peinliche Gerichtsbarkeit den Comitats- und städtischen Magistraten überlassen, und der König hat sich bloß das Recht der Begnadigung vorbehalten. Die Theilung der peinlichen Gerichtsbarkeit zwischen königl. Beamten und gewählten adlichen oder bürgerlichen Obrigkeiten mußte viele Collisionen herbeiziehen: so wie dies in Cronstadt wirklich der Fall war. 4) *Reisebemerkungen naturhistorischen Inhalts über einen Theil des Hätomszeker und Csiker Stuhls*, von einem Ungenannten; datirt vom 10. Aug. 1803. In diesem Brief geht es über das Repser Freythum und den nicht nur graulich weißen Uebergangskalkstein; sondern

dem auch spathigen Eisenstein, gemeinen thonartigen Eisenstein, und Röthel enthaltenden *Tornenberg*, dessen Aussicht gerühmt wird, über Rákos, Közép Ajta (wo *Jos. Benkö*, ein Mann von Talenten, vernachlässigt, und sich daher selbst vernachlässigend lebt), *Zaldny* nach dem *Háromszek*. Die vorzüglichern Bemerkungen sind mineralogischen Inhalts; weniger ist von botanischen, und nichts von zoologischen Wahrnehmungen beygebracht. Der Vf. zeigt mineralogische Kenntnisse und Beobachtungsgeist; seine Reise ist zwar, wie er selbst gesteht, zu flüchtig gemacht: doch wünschen wir die Fortsetzung dieser Reisebemerkungen über so unbekannte Gegenden bald zu lesen. 5) *Biographie merkwürdiger Siebenbürger*. Jene des Grafen *Dominik Teleki*, des leider zu früh verbliebenen hoffnungsvollen Sohnes des k. siebenb. Hofkanzlers, ist aus D. *Schwab's* zu Jena gedruckter Lobrede auf denselben gezogen: die des 1784 verstorbenen Prof. zu Göttingen, *Mich. Hissmann*, eines gebornen Hermannstädters, rührt vom Herausg., als einem Jugendfreunde des Seligen, her, und erwähnt auch seine gedruckten und ungedruckten Schriften vollständig. *Richter* und *Frank* (damals zu Göttingen, nicht *Zimmermann*, wie es S. 96. heißt) vermochten nicht, den emigen Gelehrten von der tödtenden Gewalt der Schwindsucht zu retten. — Eine Anzeige der seit 1801. in Siebenbürgen gedruckten Schriften und mehr andres interessante Neue soll im zweyten Haste folgen.

### ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MANNHEIM, b. Schwab u. Götz: *Religionsvorträge bey besondern Veranlassungen* im Kabinette der Frau Erbprinzeßin von Thurn und Taxis und bey ihrer öffentlichen Gottesverehrung gehalten von *Georg Heinrich Lang*, Herzogl. Mecklenburg-Strelitzischem und Hochfürstl. Thurn- und Taxischem Kirchenrath und Hofprediger. — Erste Sammlung. 1804. 225 S. kl. 8.

Es würde unbillig seyn, diese Vorträge nach dem Maßstabe der höhern homiletischen Kunst zu beur-

theilen, da der Vf. in der Vorrede ausdrücklich erklärt, daß seine Predigten hauptsächlich nur als Manuscript für seine Fürstin, als eine *erbauliche Hauschronik* für sie, erscheinen. Rec. zweifelt auch gar nicht, daß der Vf. durch dieselben seine erhabene Zuhörerin und sein übriges Auditorium hinlänglich werde erbaut haben. Ohne sich in die Fesseln der Kunst zu schmiegen, enthalten sie manchen trefflichen und glücklich ausgedrückten Gedanken; und da sie mehr ein freyer Erguß der Empfindung, als die Frucht einer angestregten Meditation zu seyn scheinen: so werden sie ihre Wirkung auf die Herzen derer, welche sie hörten, um so weniger verfehlt haben. Indessen ist Rec. überzeugt, daß sie um nichts weniger erbaulich geworden wären, wenn der Vf. sowohl bey der Anordnung, als bey der Ausführung seiner Gedanken, auch auf die Regeln der Kunst etwas mehr Rücksicht genommen hätte. Predigten, wie die vorliegenden, lassen sich wohl nicht übel hören; aber der bedächtlichere Leser, der dem Schriftsteller von Schritt zu Schritt folgt, entdeckt nicht ohne Mißvergnügen hier und da Manches, was er bald anders gestellt, bald besser ausgeführt, bald mehr geründet, bald richtiger ausgedrückt zu sehen gewünscht hätte. Uebrigens kann Rec. nicht umhin, dem Vf. eben denselben Vorwurf zu machen, den er in der Vorrede vergeblich von sich abzulehnen sucht: den Vorwurf der etwas gefuchten und incorrecten Schreibart. Ausdrücke, wie: *in dem Register der Verehrer Gottes angeschrieben seyn, das Wonnekind, das hergekämpfte Kind, die in Gährung sich befindende Religions- und Staatsmasse* u. dgl. klingen doch etwas geziert, so wie kein wahrer Sprachkennner die Redensart: *ich möchte unverworren mit dem bleiben*, für: *ich möchte mit dem nichts zu thun haben, und die Ausdrücke: Sinnlosigkeiten, Zehendausopferungen, Hinsblick, Dankwetterer* u. s. w. für correct gelten lassen wird. — Merkwürdig ist noch bey diesen Predigten eines protestantischen Geistlichen, daß sie dem erleuchteten Chef der katholischen Kirche in Deutschland, dem *Kur-Erzkanzler*, zugeeignet sind.

### KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Berlin, b. Maurer: *Die Brodnoth*, oder parteylose Beleuchtung der Frage: Ist der Regent, oder sind die Räte, oder wer und was ist an der fortwährenden Brodtheuerung im deutschen Reiche Schuld? und welches sind die zweckmäßigsten Mittel, einen stets mäßigen, für den Bürger- und Bauerstand heilsamen Getreidepreis hervorbringen und zu erhalten? 78 S. kl. 8. (8 gr.) — Eine sehr kleine Schrift über einen sehr wichtigen Gegenstand, die aber nicht durch innern Reichthum den Mangel an Ausführlichkeit ersetzt. Der Vf. zergliedert nicht einmal den Begriff Theuerung, und es ist sogar zu vermuthen, daß er seine Klagen dem Publicum nicht vorgelegt haben würde, wenn er sich selbst einen deutlichen Begriff von dem Gegenstande zu verschaffen gesucht hätte. Vor 200 Jahren hielt man den Preis von einem Thaler für den Scheffel Roggen für einen unmäßigen Preis, und jetzt hält der Vf. den von 1 Rthlr. und 4 bis

8 gr. für einen mäßigen Preis, warum? das hat ihm auseinander zu setzen nicht beliebt. Am Ende der Schrift ist eine Tabelle über die Getreidepreise in Brandenburg von 1695 — 1800. angehängt, welche noch das Beste im ganzen Buche ist; aber schon diese hätte den Vf. auf die Frage bringen sollen, warum denn der Roggen jetzt höher bezahlt wird, als sonst? Er will, daß die Regierung einen Landpreis (eine Taxe) festsetzen solle, damit das Brod nicht zu wohlfeil oder zu theuer werde! — was heißt aber hier das zu? S. 55. meynt er: ein Fürst würde seine Domänen zum Nachtheil seiner Unterthanen nutzen, wenn er sie bey gestiegenen Getreidepreisen höher als vorher verpachtet. Das hier in den Einkünften der Staatskasse fehlende, soll denn also wahrscheinlich durch erhöhte Abgaben von den Unterthanen genommen werden — und doch will der Vf. auch die Accise auf Roggen und Brod aufgehoben wissen!

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 18. April 1805.

## BIBLISCHE LITERATUR.

DORDRECHT, b. P. van Braam: *Verklaring van Paulus Brieven aan de Theffalonikers* door Paulus Bosveld, rustend Predikant te Dordrecht. 1803. 311 S. gr. 8. (2 Guld. 6 Stüb. holl.)

Der Vf. liefert hier die Briefe an die Theffalonicher auf oben die Weise bearbeitet, wie den Brief an die Galater (A. L. Z. 1804 Nr. 199.). Seine Erklärung ist nicht für eigentliche Gelehrte bestimmt, sondern hauptsächlich für Ungelehrte, die eine unparteyische und zusammenhängende Erklärung über einige wichtige Stücke des N. Test. zu erhalten wünschen. In der voranstehenden kurzen Einleitung wird von der Stadt Theffalonich, ihrer ehemaligen und jetzigen Beschaffenheit, der durch Paulus und Silas im J. 49. dafelbst gestifteten Gemeinde und der nähern Veranlassung dieser Briefe im J. 50. u. 51. gehandelt. Bey der gelieferten Uebersetzung hat es sich der Vf. zum Geletz gemacht, den Original-Text so viel als möglich wörtlich auszudrücken, um alles desto besser auf den ursprünglichen Sinn gründen zu können. Er liefert sie nach gewissen Abschnitten, und läßt darauf gleich die Erklärung folgen, wobey er immer auf die Zeitumstände und damalige Denkungsweise besonders Rücksicht nimmt. Bey dieser Entwicklung des Sinnes ist er oft in einzelnen Stellen kurz, bey andern aber sehr ausführlich, bisweilen ermüdend. Bey mehreren Gelegenheiten werden auch die Meinungen anderer geprüft und weitläufig widerlegt; hin und wieder auch neue Ansichten aufgestellt, die der Aufmerksamkeit und Prüfung nicht unwerth sind. Um unsere Leser mit der Manier des Vfs. und dem Gehalt dieser Erklärung näher bekannt zu machen, wollen wir einige Stellen aus dem zweyten Brief als Probe seiner Uebersetzung ausheben, und zugleich einiges aus seiner Erklärung beyfügen. Kap. 1, 3. wird übersetzt: *Wij zijn schuldig, Gode gedurig overalieden naar behooren dank te zeggen, Broeders, dat uw geloof zeer toeneemt, en dat de liefde van elk en een tegelijk weder overvloedig wordt tegen malkanderen.* Bey dem letzteren macht der Vf. die Bemerkung: Man sehe daraus, daß sich die Theffalonicher seit dem Empfang des ersten Briefs gebessert hätten, und daß die Streitigkeiten und Unruhen in der Gemeinde seyn beygelegt worden, indem ihre Liebe gegen einander vollkommener geworden war. Da gleich nachher der Verfolgungen und Bedrückungen gedacht wird, so erinnert der Vf., daß man an keine öffentliche Verfolgungen auf Befehl des Kaisers oder der Obrigkeit

A. L. Z. 1805: Zweyter Band.

denken dürfe, sondern daß dieses von dem Einfluß zu verstehen sey, welchen die bössartigen Juden zu Theffalonich hatten, um die zum Christenthum Uebertretenen zu beunruhigen und zu unterdrücken. Unter dem Ausdruck βασιλεια του θεου v. 5. versteht der Vf. eben-das, wovon der Apostel in dem ersten Brief K. 2. und 4. geredet hatte, die Zukunft und Erscheinung des Herrn. Der Sinn des 5ten Verses wird also bestimmt: Da die Theffalonicher wegen (ὕπερ) dieses Königreichs, d. i. weil sie darauf hofften und ihm anhängen, litten, und diese Leiden mit Geduld, Glauben und Standhaftigkeit erduldeten, so war dieses, nach Paulus, ein sicheres Zeichen, war unzweifelbare Anzeige des künftigen gerechten Urtheils Gottes, wodurch Gott sie würdig erklären würde, Erben dieses Königreichs und Mitgenossen der bey der Zukunft und Erscheinung Christi zu offenbarenden Herrlichkeit zu werden. Daß dieses die wahre Meinung des Apostels sey, wird aus dem Verfolg gezeigt, wo die Theffalonicher auf die Zukunft, wenn Jesus vom Himmel kommen wird, hingewiesen werden. Bey dem 8ten Verse wird im Vorbeygehen bemerkt, daß das Wort χριστου verdächtig sey. Ob sich Paulus bey den Worten τοις μη ειδοσι θεου etwas mehr gedacht habe, als die Heiden, welchen das Evangelium bekannt gemacht war, die es aber nicht angenommen hatten, ist dem Vf. nicht völlig gewiß. In diesen Worten, sagt er, ist nichts, das uns hindert, sie auf diese Menschen einzuschränken. Die widerspenstigen Juden können mit Nachdruck solche genannt werden, die dem Evangelium ungehorsam sind, folglich kann auch Paulus an sie besonders gedacht haben. Beide Ausdrücke können aber auch zusammen anzeigen, daß alle, die das Evangelium verwerfen, die Strafe Jesu erfahren werden. Den Ausdruck απο προσωπου Κυριου erklärt B. in der Absonderung und Trennung von dem Angesichte des Herrn. Der Sinn des 10ten V. wird also angegeben: Die Heiligen, alle, die geglaubt haben, werden ihm danken, zujauchzen und ihn bewundern, wenn sie ihm werden entgegen geführt werden, um in seinem Reich allezeit bey ihm zu seyn. Und wenn dieses geschehen wird, werden diejenigen, die Gott und sein Evangelium verworfen haben, verstossen werden aus der Gegenwart Christi und seiner alles vermögenden Hoheit. An diesem Tag der Offenbarung, der Zukunft und Erscheinung Jesu, werdet ihr die Glaubwürdigkeit von dem einsehen, was wir von euch gesagt haben, die Glaubwürdigkeit der Verheissungen und Zusagen, die wir euch ertheilten. Der Vf. bemerkt zuletzt, daß man aus allem deutlich sehe, daß Paulus in der Voraussetzung rede, daß der große und

und majestätische Tag des Herrn nahe sey, und zwar so nahe, daß einige diesen Tag noch erleben könnten. Ueber die berühmte Stelle K. 2, 1 — 12. verbreitet sich der Vf. S. 267 — 339. sehr weitläufig. Ganz richtig bemerkt er, daß zu den Zeiten Christi und der Apostel die Vorstellung herrschend war, daß die Zukunft des Herrn zur Vertilgung des jüdischen Staats und zum allgemeinen Weltgerichte kurz auf einander folgen würde, und daß das damals lebende Menschengeschlecht dieses große Ereigniß noch erleben könnte. Die Frage, sagt er, ob dieses mit dem Ansehen Christi und der Apostel bestehen könne, muß uns hier nicht beunruhigen und zu gesuchten Erklärungen verleiten. Unsere Erklärung muß auf wahre Facta gebaut werden. Diese zeigen nun klar an, daß Christus sowohl als die Apostel nach dieser Vorstellung sich richteten, und daß besonders Paulus jene Vorstellung in diesen Briefen immer voraussetzt und darauf die Thessalonicher hinweist. Er thut dieses nicht allein in dem ersten Brief, sondern auch in dem Anfang des zweyten, folglich muß auch das, was er hier noch besonders von der Zeit der Ankunft des Herrn bemerkt, nach dieser Vorstellung aufgefaßt und erklärt werden. Der Vf. macht daher auf die Verbindung aufmerksam, worin der Anfang des zweyten Kapitels mit dem vorhergehenden steht, und bemerkt, daß die Verbindungspartikel (*δε*) *aber, doch*, klar anzeige, daß Paulus fortfahre, von derselben Sache zu reden, aber nun etwas näheres darüber sagen wolle. Er läugnet es nicht, daß die Thessalonicher die erwartete Zukunft noch erleben könnten, sondern er will nur dieses sagen, der Tag der Zukunft sey noch nicht so bald zu erwarten, es müsse noch erst eine andere große Begebenheit vorhergehen. Die Frage war hier, ob der Tag so ganz nahe sey, daß man ihn mit jedem Tage erwarten müsse. Die Thessalonicher scheinen seit dem ersten Brief des Apostels auf diesen Gedanken gekommen zu seyn. Paulus will nicht, daß sie sich deswegen beunruhigen sollten, weil dies übele Folgen haben könnte. Eben deswegen warnt er so ernstlich, daß sich die Thessalonicher durch nichts möchten täuschen lassen, und macht sie auf die große Begebenheit aufmerksam, die noch vorhergehen müsse. Der Vf. kommt nun auf die Frage, welche Begebenheit der Apostel hier im Auge habe? Die ehemals unter den Protestanten gewöhnliche Erklärung, daß Paulus hier von dem Antichrist oder dem römischen Papst rede, wird ausführlich geprüft und widerlegt. Ganz richtig wird bemerkt, daß der Name Antichrist nur in den Briefen des Apostels Johannes vorkomme, und daß wir nicht einmal wissen, woher der Name kommt. Johannes sagt: *ihr habt es gehört, daß der Antichrist kommt*. Es kann also ein Volkserüchte gewesen seyn, welches Johannes auffoste. Er gebrauchte diesen Namen, den er schon unter den Christen fand, um dadurch eine gewisse Sekte oder gewisse Personen zu seiner Zeit zu bezeichnen, und die Christen zu warnen, sich nicht durch die Grundsätze dieser Sekte, die gegen die Lehre Jesu gerichtet waren, verführen zu lassen. Daß Paulus von dieser

Sekte hier redet, hat gar keine Wahrscheinlichkeit. Der Vf. zeigt nun weitläufig, daß Paulus auch nicht von dem Papst oder dem Abfall der römischen Kirche hier reden könne. Die Gründe, die man für diese Erklärung anführt, werden mit vieler Genauigkeit untersucht und alle zusammen als unzulänglich dargestellt. Alles, was der Vf. hier sagt, verdient von denen erwogen zu werden, die jene Meinung noch als wahrscheinlich ansehen können. Der Vf. erklärt sich selbst für die Meinung, daß Paulus hier von dem Untergang des jüdischen Staats rede, und hat dieses alles sehr gut ausgeführt. Unter dem *Abfall*, wovon Paulus im 3ten V. redet, versteht er den Abfall vom Kaiser oder den Aufstand der Juden gegen die Römer. Den Ausdruck *Mensch der Sünde* und *Sohn des Verderbens* erklärt er von der jüdischen Nation, die höchst böse und verdorben war; und sich zur Erreichung ihres Zwecks die größten Gräuel und Schandthaten erlaubte. Besonders zeichneten sich das Complot der Sicarier und die Zeloten aus. Jene stießen mit ihrem Dolchen alle, die nicht von ihrer Partey waren, selbst in dem Tempel nieder, und diese erlaubten sich alle Mittel, um den Aufruhr gegen die Römer zu bestärken. Als Häupter dieser gottlosen und sündhaften Menschen nennt Josephus den Johannes, den Eleazar und Simon Gorions Sohn. Bey dem 4ten V. wird die Anmerkung gemacht: Wenn man die Stelle so verstehen wolle, der Mensch der Sünde werde sich in den Tempel Gottes setzen, um dort als Gott angebetet zu werden, und werde sich selbst Gott nennen; so könne freylich nicht gezeigt werden, daß dieses von einem Juden geschehen sey. Der Vf. bemerkt aber, daß die Worte *es; deum* sehr verdächtig seyen und das Ansehen einer Glosse hätten, überdem sey es aber auch nicht nothwendig, die Worte auf die angeführte Weise zu verstehen. Paulus betrachte den Tempel zu Jerusalem nicht allein als den Tempel, worin Gott angebetet würde, sondern auch als den Palaß oder die Wohnung Gottes. Da nun die Häupter der jüdischen Parteyen sich des Tempels bemeisterten, dort nach Willkür handelten und ihre Gräuel ausübten, so konnte auch Paulus von dem Mensch der Sünde sagen, daß er sich in den Tempel Gottes setze und sich als ein Gott, als Eigenthümer und Bewohner des Tempels, zeige. Wie der Vf. dieses und das übrige, was Paulus hier sagt, aus Josephus näher aufzuklären und zu erläutern sucht, verdient in dem Buch selbst nachgelesen zu werden.

ZÜRICH, b. Orell, Füssli u. C.: *Sammlung der vorzüglichsten Sittensprüche Jesu, nach Matthäus V. VI. VII. Neu übersetzt und erläutert.* Als Probe einer herauszugehenden Uebersetzung der ähnlichen Religionsurkunden mit Anmerkungen, welche das Wissenswürdigste und Bewährtgefundene aus den Schriften der berühmtesten Exegeten älterer und neuerer Zeit mit eigenen Zusätzen enthalten. Theologen, Religionslehrern und Wahrheitsforschern gewidmet. Von Jakob Schwen-  
27.

zer, Pfarrer zu Ennabrach bey Zürich. 1804.  
13 Bog. gr. 8. (1 fl. 30 Kr.)

Diese Schrift kann aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden, einmal als neue Uebersetzung und Erläuterung der *Bergpredigt Jesu*, und dann als Probe einer herauszugebenden Uebersetzung und Erläuterung *des ganzen N. T.* Beurtheilt man sie als einzelne Bearbeitung eines interessanten Abschnitts des Evangeliums, so muß man ihr das Zeugniß geben, daß der Vf., der sich bis dahin nicht so sehr durch theologische Aufsätze, als durch *Gedichte, Revolutionspamphlete* und *kleine Streitschriften* bekannt gemacht hat, auch das Talent besitzt, sich mit Leichtigkeit in das *theologische* Fach zu werfen, und etwas sehr Lesbares und Brauchbares in dieser Art von Schriften zu Tage zu fördern. Rec. setzt dieses Buch ungefähr in Eine Classe mit *Leonhard Meister's Jesu von Nazareth Leben und Geist, aus der Urquelle geschöpft nach dem Matthäus*. Basel 1802. Eben die ausgetretete, wenn auch nicht tiefeindringende Kenntniß der theologischen Literatur, eben die angenehme und gefällige Art der Darstellung der Gedanken, eben die leichte Behandlung des bearbeiteten Gegenstandes findet sich bey dem einen, wie bey dem andern Schriftsteller; nur hat sich Hr. *Schw.* grössere Mühe gegeben, sich bey dem Publicum durch die vorliegende Schrift zu empfehlen, als Hr. *M.*, der freylich einen ältern Ruf besitzt, und sich durch verschiedene theologische Arbeiten einen gewissen Namen erworben hat, bey jener Schrift nöthig zu haben glaubte; dagegen ist auch des letztern Arbeit verhältnismässig weit kürzer gerathen: denn Hn. *Schw's* Scholien zur Bergpredigt nehmen 200 S. in gr. 8. ein, da hingegen Hn. *M's* Scholien zum ganzen Matthäus in nicht völlig 300 S. in kl. 8. zusammengedrängt sind. Von Hn. *Schw's* Buche müssen wir aber noch einen nähern Bericht abtatten. In einer *Vorrede* von *zwey Bogen* wird von dem *Titel* Rechenenschaft gegeben. Es bleibt jedoch immer Verschiedenes dabey zu erinnern übrig. Zuvörderst fließen die drey Classen von Lesern, denen er sein Buch widmet, in einander: denn nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche sind die *Religionslehrer* auch *Theologen*, und da sich ohne theologische Vorkenntnisse theologische Wahrheit nicht erkleren läßt, so sind die *Wahrheitsforscher*, welche über dies Buch urtheilen können, in welchem so viel Griechisches und Lateinisches vorkommt, abermals Studirte, die sich dieser Wissenschaft widmen, mithin *Theologen* und *Religionslehrer*; diese Ausdrücke sind also, obgleich der Vf. sagt, wie er sie verstehe, auf jeden Fall nicht ganz wohl gewählt. Sodann ist es etwas zu viel verprochen, wenn der Vf. sagt, daß seine Schrift das *Wissenswürdigste* aus den Werken der berühmtesten Exegeten enthalten solle; denn dies ist einerseits sehr relativ, und andererseits setzt es eine vollständige Kenntniß alles desjenigen voraus, was die berühmtesten Exegeten geleistet haben. Endlich ist es auch oft eine missliche Sache: um das Bestimmen, was in ihren Werken *beuäthert* gefunden sey;

denn das Urtheil hierüber kann trügen, und was einige Zeit das Bewährteste scheint, wird nach einiger Zeit mit den wichtigsten Gründen bestritten. Auf die Vorrede folgt eine *Einleitung* in die Bergpredigt; hernach wird von jedem Abschnitte a) eine *wörtliche*, b) eine *paraphrastische* Uebersetzung mitgetheilt, und c) das Uebersetzte durch *Anmerkungen* erläutert. Die wörtliche Uebersetzung schmiegt sich zu ängstlich an den Buchstaben des Originals. *Seinen Mund öffnen, das Land erben, alle böse Rede, es ist dir zuträglich, daß eines deiner Glieder verdorben werde, ihr sollt nicht sammeln* (συντeloγειν), *Vater von uns, der in den Himmeln* u. dgl. m., heisst doch wirklich die Worte der Urschrift zu slavisch in seine Muttersprache übertragen. Dabey ist sich der Uebersetzer in Ansehung dieser Wörtlichkeit nicht durch die ganze Rede treu geblieben: denn er übersetzt z. B. *τον ετερον κυριον καταφρονειν*, dem andern Herrn entgegengefeimt seyn. Die *paraphrastische* Uebersetzung hält Rec. für ganz überflüssig; es werde nur richtig, edel und deutsch übersetzt, und jeder Leser kann sich seine Paraphrase selbst machen, wenn er für andre einer bedarf. Diese Umschreibung könnte also bey einer guten Uebersetzung wegbleiben. In den *Anmerkungen* ist viel Gutes. Zwar ist der Vf. in denselben größtentheils *Sammler*; aber er sammelt in der Regel mit guter Auswahl und mit Geschmack, und es wird ihm stets zum Ruhme gereichen, „daß er, als ein Landprediger, so viele Stunden der Muse auf das gelehrtere Studium der heiligen Schriften verwendet, und sich zu diesem Behufe in der neuern und ältern theologischen Literatur so fleissig umgesehen hat. Der Vorrede zufolge machte er schon seit mehreren Jahren aus kritischen Journalen, periodischen Schriften, die in das Fach der Exegetik einschlagen, und aus andern Werken *Auszüge* zu Vermehrung seiner hermeneutischen Kenntnisse, und es leidet keinen Zweifel, daß er diese Collectaneen bey seinen Erläuterungen der Bergpredigt Jesu benutzt hat. Weil jedoch seine Bekanntheit mit der exegetischen Literatur nach seiner Lage gewisse Lücken hat: so begegnete es ihm zuweilen, daß er etwas für sehr vorzüglich ausgab, wogegen doch die erheblichsten Einwendungen gemacht worden sind. So zog er (NB. nicht vor mehreren Jahren, sondern erst vor drey Jahren) aus *Eichhorn's Bibl. d. bibl. Lit.* eine Erklärung des Gebets des Herrn aus, die er dem Herausg. dieser Bibl. zuschreibt, ob sie gleich dem Hn. Prof. *Pfannkuche* zu Gießen gehört: nun nimmt er freylich eine andre, zwar auch noch nicht *beuäthert* gefundene, Auslegung dieses Gebets an, die ihm aus *Augusti's theologischer Monatschrift* bekannt geworden ist; er scheint aber nicht zu wissen, daß *Nössel* gegen die *Pfannkuche'sche* Erklärung in seinen *observationibus ad orationem, quam vocant, dominicam*. Halae 1801. eingekommen, und daß diese *Nössel'sche* Dissertation in *Pott's Sylloge Dissertationum theologicarum* Vol. IV. 1803. aufgenommen ist. Doch bleibt seiner Arbeit das Lob der Nützlichkeit für christliche Religionslehrer, die etwa über einen Theil der Bergpredigt ihre Gemeinden zu belehren geneigt

geneigt oder angewiesen sind; sie werden bey dem Nachschlagen manches finden, wovon sie Gebrauch machen können. — Der Titel dieser Schrift besagt zugleich, daß diese Schrift *Probe einer herauszugehenden Uebersetzung und Erläuterung des ganzen N. T.* sey, und der Vf. kündigt an, daß, wenn sein Buch Beyfall finde, er in Zeit von drey Jahren ein sechs Bände haltendes Werk über das ganze N. T. herauszugeben gesonnen sey, wovon der erste Band von 700—800 S. schon in der Ostermesse 1805. und wahrscheinlich noch früher erscheinen werde, und auch in dieser Rücksicht muß Rec. noch ein Urtheil von Hn. Schw's Schrift fällen. Nach seinem Dafürhalten kann man von dieser Uebersetzung und Erläuterung der *Bergpredigt Jesu* noch nicht schließen, ob der Vf. ein alle Schriften des N. T. umfassendes vorzügliches Bibelwerk zu liefern im Stande sey; wenigstens würde ihm Rec. noch ganz andere Abschnitte, als diese drey Kapitel des Matthäus zu übersetzen und zu commentiren aufgeben, wenn er daraus den Schluß ziehen müßte, ob der Vf. durch ausgezeichnete Kenntnisse und Talente zu dieser Arbeit berufen sey, und ob mit einiger Zuversicht versprochen werden könne, daß er seine Vorgänger verdunkeln werde; er würde ihm z. B. die Erläuterung der Geschichte der *Auferweckung Lazari* und des *Pfingstwunders*, die Erklärung von Joh. V. und VI., und die Commentirung von Röm. III., I Cor. XV., Eph. I., Col. I., Jac. I., I Petr. I. und I Joh. I. II., so wie auch die Uebersetzung aller dieser Abschnitte aufgeben, und erst wenn diese Proben ihren Meister lobten, so würde er sich zu der Aeußerung berechtigt glauben, daß wer so viel trefflich geleistet hätte, völlige Hoffnung gebe, daß er auch in Ansehung des Uebrigen etwas Vorzügliches leisten werde. Da ferner nur *Studirte* des Vfs. Schrift benutzen können, so muß Rec. auf-

zieltig gestehen, daß er die Nothwendigkeit eines solchen Bibelwerks nicht einseht, wovon der größte Theil doch immer schon in andern Büchern stehen wird, welche die Käufer zum Theil schon besitzen, und das denn doch für Gelehrte nicht gelehrt genug seyn würde; auch zweifelt er, ob das Publicum, welches schon für die Uebersetzung und Erläuterung der *Bergpredigt einen Thaler bezahlen soll*, bey dem Ankauf des ganzen Werks aushalten werde, da es, nach dem Maassstabe der Probe, wenigstens zwölf sehr starke Bände halten und gegen vierzig Thaler kosten, oder, wenn der Vf. bey den versprochenen sechs Bänden bleibt, viel magerer und unbefriedigender als die Probe ausfallen wird und doch unter zwanzig Thalern nicht wird verkauft werden können; und wie will der Vf. ein gutes Werk dieser Art, bey welchem unzählige Bücher nachgeschlagen und verglichen werden müßten, in drey Jahren zu Stande bringen, und doch zugleich den Forderungen seines Amtes ein Genüge leisten? Dies kann Rec. nicht begreifen. So wie es ihm vorkommt, wird Hr. Schw. immer an einer von zwey Klippen scheitern; entweder wendet er denselben Fleiß, den er an die Probe wandte, an das ganze Werk, und dann wird es *viel zu theuer*, oder er wendet *weniger* Fleiß daran, und dann wird es an Werth *weit geringer* als die Probe seyn, und doch immer noch ein *theures* Werk werden. Da zwischen Rec. jedem thätigen Manne Unterstützung seines Fleißes wünscht, so wird es ihm lieb seyn, wenn es dem Vf. gelingt, den Gewinn der Wissenschaft und den Nutzen des Publicums mit seinen eignen billigen Vortheilen zu verbinden; und dies könnte vielleicht geschehen, wenn er den Plan, den er entwarf, ein wenig modificirte, und dem Publicum etwas weniger zumuthete, um es desto eher für sein Unternehmen zu gewinnen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

KIRCHENGESCHICHTE. Würzburg, b. Sartorius: *Historia ecclesiae christianae antiquissimae selectis classicorum latinorum locis illustrata*. Tentamen historicum auctore (auctore) Nicolao Albano Fürsch, Theol. Licentiato, in Hospitali Julian. Wirceburg. Sacellano. 1804. 55 S. 8. — Diese kleine Schrift stellt die Zeugnisse der römischen Schriftsteller von den Christen in einer guten Ordnung zusammen und begleitet sie mit einem kurzen, meistens treffenden Raisonement. Am Schluß beklagt Hr. F., daß so viele von den Christen handelnde Schriften der Römer verloren gegangen sind; doch ist er der Meinung (S. 55.): „Sed et eas, quae nobis adhuc supersunt, sufficiunt certe ad refellendos eos, qui historiam ecclesiae primitivae anilibus fabulis refertam esse dicunt;“ und er beschließt die ganze Abhandlung mit dem Epiphonem: „Patendum igitur, historiae ecclesiasticae veritatem firmissimo nisi fundamento.“ Die Vergleichungen mit den Kirchenvätern zeugen ebenfalls von Belesenheit und gesundem Urtheil. Wir wünschen daher, daß der Vf. sein Versprechen (S. 4.) „sach den *Codex Theodosianus* in kirchenhistorischer Hinsicht zu vergleichen,“ recht bald erfüllen möge. Schon Spittler klagte über die bisherige Vernachlässigung desselben und versprach sich davon eine nicht unbedeutliche Anbeute für die Kirchengeschichte. Die Stelle des *Suetonius* (*Vit. Tiber. c. 25.*) S. 5.

wird doch zu kurz abgefertigt. Rec. hätte gewünscht, daß die Conjectur *Ruinart's*, statt *Chresto* zu lesen *Christo*, näher wäre geprüft worden. Hr. F. sagt bloß: „Cum vero lectio *Ruinart's* proposita auctoritate (auctoritate) critica sit desinituta, et hoc loco sequelae ducti non poterunt.“ Rec. hält *Chresto* für die richtige Lesart, obgleich dieser *Chrestus* nicht anders ist, als *Christus*. Man weiß ja, wie kaudalwüßch die Römer die meisten ausländischen Namen von sich gaben. Dazu kommt noch hier die Unrichtigkeit des Gegenstandes (in den Augen des Römers). Wer mochte sich bey einer Juden-Sette die Mühe nehmen, zu fragen, ob der Urhülfster *Chrestus* oder *Christus* hieß! Oder verweshelte *Suetonius* *Xerxes* und *Xerxes* aus Jotacismus? Oder kannte das Wortspiel, welches die Christen zwischen *Xerxes* und *Xerxes* so gera machten (vgl. *Justin M. Apol. maj. p. 55. Athenagor. Legat. p. 2. 4. u. a.*)? Der Vf. hätte wenigstens auf *Tertull. Apol. c. 3.* und *Lactant. Instit. div. IV. 7.* Rücksicht nehmen sollen. S. 8. wird der Ausdruck (*des Tertulianus*) *superstitio* richtig aus *Lactant. Instit. IV. c. 24.* erläutert. Nur hätte dabey bemerkt werden sollen, daß der christliche Cicero die Definition des heidnischen widerlege, wodurch die Formel *superstitio esse* ihren wahren Sinn erhält. *Ptolemaeus* (S. 9.) rechne wir unter die Druckfehler.

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. April 1805.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

HAMBURG, b. Hoffmann: *B. S. Nau's Grundsätze des Völkerseerechts*. 1802. XXVI und 448 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wer über die wichtigsten Gegenstände des Völkerseerechts, besonders über die auf den Handel der Neutralen während eines Seekrieges Einfluß habenden Grundsätze und Gewohnheiten durch einen einfachen und faßlichen Vortrag belehrt seyn will, dem können wir das angezeigte Werk als brauchbar empfehlen.

Der Vf. schiebt seiner Abhandlung eine Einleitung voraus, in welcher zuvörderst die Grundbegriffe des Völkerseerechts erklärt, und die vornehmsten Eintheilungen desselben (eigentlich des Völkerrechts) angeführt werden: darauf folgt eine Uebersicht der Geschichte des Völkerseerechts, an welche sich die Angabe der wichtigsten, in die Wissenschaft (eigentlich in das Völkerrecht überhaupt) einschlagenden Bücher anschließt.

Das Werk selbst zerfällt in fünf Hauptstücke, denen verschiedene Abschnitte untergeordnet sind. Das erste handelt vom Meere und beschäftigt sich besonders mit der Untersuchung über das Eigenthum des Weltmeers sowohl, als der einzelnen Meere. Das zweite Hauptstück ist bestimmt, die Grundsätze des Völkerseerechts von der freyen Schifffahrt und der freyen Fischerey auf dem Meere in Friedenszeiten zu entwickeln, wobey das Strandrecht und das See-Ceremoniel zugleich mit erklärt werden. — Das dritte Hauptstück beschäftigt sich mit der interessanten Materie von den Rechten der Neutralen bey einem Seekriege, zeigt das Recht bey einem entstandenen Seekriege neutral zu bleiben, wobey folgende wichtige Fragen erörtert werden: Welche Rechte und Pflichten liegen in der Neutralität? Welche Art des Handels und welche Gattungen von Waaren dürfen während eines Seekrieges nicht der Gegenstand des neutralen Handels seyn? (oder von der Contrebande.) Deckt die Flagge das Schiff? Sind die neutralen Güter auf feindlichen Schiffen verfallen? Ist der Kriegführende Theil befugt, das neutrale Schiff zu visitiren? Darf der Neutrale einen Handel, der ihm im Frieden verboten war, zu Zeiten des Kriegs als erlaubt ansehen? (vom Coloniehandel.) In wiefern ist der Handel der Neutralen durch Blockaden beschränkt? Wer ist gültiger Richter über die aufgebrachtene neutralen Schiffe? — Das vierte Hauptstück ist überschrieben: Vertheidigung und Verfolgung der Grundsätze des Völkerseerechts durch

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

thätige Mittel und durch den Seekrieg, wo der Vf. auch einen Abschnitt über die Caper beygefügt hat — (der indeffen in dem vorhergehenden Hauptstücke einen schicklichern Platz gefunden haben würde). — Das fünfte Hauptstück handelt von Gesandten und Consuln und vom Gleichgewichte der Seestaaten.

Wir haben uns in der Angabe des Inhalts nicht genau an die Ordnung des Vf. gebunden, sondern die zu jedem einzelnen Hauptstücke gehörigen Materien in derjenigen Ordnung, wie sie am natürlichsten aus einander entstehen und auf einander das meiste Licht werfen, folgen lassen. — Wir berühren außerdem einige andere Fehler, die mit einer guten Oekonomie und Methode in einem Werke dieser Art nicht wohl vereinbarlich sind. Dafs nämlich der Vf. hin und wieder zu viel aus dem allgemeinen Völkerrechte herüber genommen hat, als die weitläufige Literatur, S. 26 — 44., die Abhandlung vom Kriege, den Bewegungsgründen dazu, der Kriegserklärung u. s. w. (S. 349 fgg.), die Erklärung der verschiedenen Klassen von Gesandten; ferner dafs er einige Wiederholungen nicht vermieden hat; z. B. im fünften Abschnitt von den Flotten der Allirten u. s. w. Auch bedauern wir, dafs Hr. N. so wenig selbst urtheilt und sich meist auf die Urtheile anderer beruft; ferner wünschten wir, dafs er da, wo von dem positiven Völkerseerechte die Rede ist, die Traktaten, die das neue Völkerrecht enthalten, nicht nur vollständig anführte, sondern auch dabey eine gewisse Ordnung beobachtete, so dafs die in Beziehung auf das eine oder das andere seerechtliche Verhältniß geltenden Traktate von einem Staate nach dem andern angegeben wären (fast in der Art, wie in v. Martens vortrefflichem *Cours diplomatique* geschehen ist, nur dafs Hr. v. Martens nicht die Traktaten jedes einzelnen Volks nach den Gegenständen, sondern bloß chronologisch geordnet hat).

Jetzt unsere Erinnerungen zu einzelnen Stellen und Abschnitten des Werks. Der Vf. theilt im sechsten §. mit mehrern Lehrern des Völkerrechts das positive Völkerrecht ein, in das freywillige oder modificirte natürliche, in das Gewohnheits- und in das Vertragsrecht. Wir können nicht sagen, dafs es dem Vf. gelungen sey, einen deutlichen Begriff von dem modificirt natürlichen, als einer Art des positiven Völkerseerechts zu geben. Er führt zwar zur Erklärung unter andern von Ompteda an, welcher sagt: wenn man sich zwey policirte Völker denkt, die zum erstenmale mit einander in Verkehr kommen, so finden die Vorschriften, von denen im Gewohnheits-Völkerseerechte die Rede ist, auf dieselben keine

R

An-



Anwendung; wohl aber läßt sich von ihnen als Regel voraussetzen, daß sie kraft einer, aus ihrem gestitteten Zustande zu schließenden präsumtiven Einwilligung den Vorschriften des modificirten natürlichen Völkerrechts sich unterwerfen werden.

Wenn das natürliche Völkerrecht auf Schlüssen der Vernunft beruhet, die aus dem Begriffe eines freyen und unabhängigen Volks, so wie aus der Natur derjenigen Verhältnisse, in welchen ein Volk, als Volk, sich befindet, gefolgert werden: so ist das sogenannte freywillige Völkerrecht (wie schon durch die Benennung modificirtes natürliches Völkerrecht zugestanden wird) selbst nichts anders, als das natürliche; denn es enthält die Folgerungen, die aus der Natur des gestitteten und gesellschaftlichen Zustandes der Völker fließen. Wenn ferner das positive Völkerrecht die durch den freyen Willen bestimmten Verbindlichkeiten begreift (S. 7.), so ist wieder klar, daß der Wille entweder ausdrücklich (durch Verträge), oder stillschweigend (durch Handlungen — Gewohnheiten), erklärt wird. — Wir haben eben so wenig finden können, daß der Vf. irgend wo, in seinem Werke von dieser spitzfindigen Eintheilung habe Gebrauch machen können. Eine einzige Stelle möchte hierher gezogen werden können. S. 442. sagt er: „Kein Volk hat das Recht, einem andern, das durch Thätigkeit, Betriebbarkeit, Cultur des Bodens, Handel, und andre rechtmäßige Mittel, seinen Wohlstand und seine Macht vermehrt, darin Einhalt zu thun: so spricht das natürliche Recht der Völker, und nach dem feinern Gefühl selbst das natürliche Gesellschaftsrecht der Völker.“ Wir überlassen es dem Scharf sinn unserer Leser, zu beurtheilen, ob durch diese Distinction überhaupt die Wissenschaft etwas gewinnen und über die von einem Volke gegen das andere zu erfüllenden Obliegenheiten ein helleres Licht verbreitet werde, oder nicht.

In der Geschichte der Seerechte sagt der Vf. §. 28. vom *Consolato del mare*: „Die *Tabula Amalfitana* wurde nachher wahrscheinlich einer größern Sammlung von See-Gesetzen einverleibt, die im elften und zwölften (?) Jahrhundert von vielen handelnden Staaten angenommen wurde. Sie ist unter dem Titel: *Consolato del mare* bekannt, und jene berühmte Sammlung, welche die Engländer und einige italiänische Staaten noch immer als die Grundlage bey den Entscheidungen in Seegerichten gebrauchen.“ Billig sollte ein so wichtiges Dokument des ältern Seerechts von einem Lehrer dieser Wissenschaft genauer gekannt und genauer und richtiger beschrieben werden. Dem Vf. scheint nicht bekannt zu seyn, daß der Ursprung dieser Sammlung aller Wahrscheinlichkeit nach in Spanien zu suchen sey, daß die ersten 41 Kapitel die Verfassung des Handelsgerichts zu Valencia betreffen, daß zu den Quellen dieser Sammlung hauptsächlich die Handels-Gebäude und Handelsrechte der Pisaner gedient haben, und daß nur eine sehr kleiner Theil dieser Sammlung für das Völker-Seerecht von praktischem Nutzen ist, indem der weit größere

Theil des *Consolato* zwar den Handel betrifft, aber zum Privatrechte gehört.

In der Entwicklung der Grundbegriffe des Völker-Seerechts ist die Frage von vorzüglichem Interesse: *Kann nach richtigen Grundätzen das allgemeine Weltmeer eines Volks Eigenthum seyn?* Der Vf. sagt im 45ten §.: Wenn die Uebel, die aus der Gemeinschaft der Güter entstehen, das absolute Recht des Erwerbs solcher Güter gründen, so bestimmen die Uebel, die aus der Theilung gemeinschaftlicher Güter entstehen, für die Nationen das absolute Recht zu verlangen, daß diese Güter auch gemeinschaftlich bleiben, und von keinem allein in Besitz genommen werden können. — §. 51. sagt er: die Besitzergreifung einer Sache muß moralisch möglich seyn, welches der Fall dann ist, wenn unser Nutzen, oder unsere Sicherheit den ausschließlichen Besitz erfordert: Das allgemeine Weltmeer kann daher mit Recht nicht von Einer Nation occupirt werden, da es zur Schiffahrt des Menschengeschlechts hinreicht, wenn es gemein bleibt. §. 53. sagt er von den wilden Völkern: Es könne andern nicht füglich verwehret werden, sich eines Theils (des Landes) zu bemächtigen, dessen die Wilden nicht besonders benöthiget seyn. Es hat uns nicht gefallen, daß der Vf. die Gründe des Rechts im Nutzen sucht. Die Uebel, die aus der Gemeinschaft der Güter entspringen, können nie das Recht zum Eigenthum begründen, ob sie gleich die Veranlassung sind, daß die Menschen die Sachen zum ausschließlichen Besitz und Benutzung occupirten; das Recht dazu hatten sie um deswillen, weil sie dadurch Niemandes andere Rechte verletzten: denn bey Sachen, die noch keinen Eigenthümer hatten, konnte Niemand dem ersten Besitznehmer einwenden, daß ihm seine Sache und sein Recht genommen würde.

Der bloße Nutzen, oder die Sicherheit kann die Besitzergreifung auch nicht rechtfertigen. Um ein Beyispiel aus unserer Wissenschaft selbst zu nehmen, so wollen wir nur dem Vf. die Frage vorlegen: Was würde er bey den im 51ten und 53ten §. geäußerten Grundätzen urtheilen, wenn die nordamerikanischen Freystaaten ihren Nachbarn, den sogenannten Wilden, ein Stück Landes nach dem andern abnähmen, unter dem Vorwande, sie wären dessen nicht benöthiget, da ihre Anzahl sich mit jedem Jahre verminderte, und sie ja noch Raum genug hätten nach Norden und Nordosten zu ziehen? Oder wenn die Engländer sich die Oberherrschaft des Weltmeers zueignen wollten, weil dies ihr Nutzen und ihre Sicherheit forderten. Das erste würden sie nicht zu beweisen brauchen, und wegen des zweyten würden sie sagen: die ausgebreitete Gewalt, welche unsere Feinde, die nicht weniger als uns ganz zu vertilgen trachten, auf dem festen Lande ausüben, zwingt uns, in der Herrschaft des Meeres unsere alleinige Stütze und Sicherheit zu suchen.

Bey dieser Gelegenheit wollen wir kurz unsere Meinung über einen Gegenstand sagen, der vormals noch mehr als jetzt, zu den bestrittenen gehörte und immer noch interessant ist, nämlich über das sogenannte

nannte Eigenthum des Weltmeers. Es dürfte nicht untienlich seyn, die Begriffe: das Eigenthum des Meeres und die Herrschaft auf dem Meere, zu unterscheiden. Die letzte würde eine Folge des ersten seyn, wenn das erste möglich wäre. Gäbe es auf unserer Erde eine solche Lage der Länder und Völker, daß Eins alle an demselben befindliche Ufer bewohnte, daß alle Häfen und Ankerplätze, die an allen Theilen desselben lägen, unter der Botmäßigkeit dieses Einen ständen, daß alle Inseln ihm unterworfen wären, daß dieses Volk allein, und früher als jedes andere Schiffahrt und Handel getrieben, alle Fischerplätze mit seinen Bürgern besetzt hätte, und seine Handels- und Kriegsflotten allein das Meer bedeckten: so würde man diesem Volke in demselben Sinne das rechtliche Eigenthum des Weltmeers beylegen können, in welchem man jetzt einem Volke das Eigenthum des an seiner Küste gelegenen Seegebiets, oder das Eigenthum des Grundes und Bodens auf dem festen Lande zuschreibt. Es würde kein Rechtsgrund dagegen seyn: denn kein anderes Volk könnte lagen, daß ihm etwas von dem Seinigen entzogen worden wäre. Allein dies ist nicht die Gestalt unsers Erdbodens, dies ist nicht die Lage und das Verhältnis unserer Völker; das Weltmeer umschließt die tausend, von tausenderley Völkern bewohnten Länder als ein gemeinsames Band, und die Natur selbst hat dadurch sowohl, als daß die Besitzergreifung und Besitzbehauptung desselben für Ein Volk physisch unmöglich ist, das Weltmeer bestimmt, das Gemeingut aller Völker zu seyn. — Andere Gründe kommen nun hinzu, um die Usurpation einer Herrschaft auf dem Weltmeere unmöglich zu machen, und diese sind die einem jeden Volk zustehenden Rechte der Freyheit, Gleichheit und Unabhängigkeit, Rechte, die jedes Individuum des Volks gegen den andern Staat genießt, so bald es sich nicht auf des andern Eigenthum befindet. — Was die einzelnen Theile des Meeres betrifft, so findet der Vf. im 78ten §. ein Recht des Eigenthums für dasjenige Volk, dessen Erhaltung und Sicherheit Gefahr laufen würde, wenn die Schiffahrt auf diesem Theil frey wäre: und dieses Volk habe so lange ein Recht auf das Eigenthum eines Meeres, so lange es im Stande sey, durch Gewalt der Waffen, oder durch Verträge dieses Recht zu behaupten, oder wenn die übrigen auf ihre gerechten Ansprüche auf den freyen Mitbesitz dieser Meere Verzicht leisten. — Es scheint uns, als mangle es hier an Präcision der Begriffe. Wenn wir auch zugeben wollten, daß der Fall eintreten könne, so fragt es sich doch: wie kommen die übrigen Völker welche nicht jenem Staate Gefahr droheten, dazu, es sich gefallen lassen zu müssen, daß er sich das Eigenthum dieses Meeres und die daraus fließende Oberherrschaft anmaßt? Der Vf. setzt ein wahres Recht des Stärkern fest. — Nie sollte aber ein Schriftsteller, welcher über so wichtige Rechtsverhältnisse Untersuchungen anstellt, den Grundbegriff des Rechts und des Rechtsgebiets vergessen. Recht kann nur das seyn, wodurch nicht in die bestimmte Sphäre eines

andern eingegriffen wird: und mein Rechtsgebiet kann nur in demjenigen Kreise der äußern Objecte liegen, die ich, ohne das von andern bereits eingenommene Gebiet zu verletzen, auf eine allgemein erkennbare Art in physische Gemeinschaft mit mir bringen und darin erhalten kann. Dieselben Grundsätze müssen auch zur Richtschnur dienen, wenn es darauf ankommt, über die Rechtlichkeit des behaupteten Eigenthums und der Herrschaft über ein einzelnes Meer zu urtheilen. Als die Römer alle, an dem mittelländischen Meer gelegenen Länder, Häfen und Ankerplätze unter ihrer Botmäßigkeit hatten; als alle in demselben gelegenen Inseln und alle Länder, zu welchen die Fahrt über das mittelländische Meer den Zugang eröffnete, ihnen unterworfen waren, als ihre Fischer alle Fischerplätze eingenommen hatten, und ihre Kriegsflotten überall stationirt waren; da konnten sie die Herrschaft über das mittelländische Meer behaupten: es war kein Volk da, welches hätte behaupten können, daß in sein Rechtsgebiet eingegriffen würde. — Anders verhält es sich mit unsern heutigen Meeren: Ueberall sind die Völker auf dem Erdboden zerstreut, und es ist kein Meer dessen Ufer von allen Seiten nur in Eines Volkes Botmäßigkeit ständen; auf den Meeren haben die Seefahrenden Völker ihr Recht der freyen Schiffahrt jederzeit ausgeübt, und den Behauptungen eines oder des andern Volkes, das sich ausschließlichs des Eigenthums bemächtigen wollte, widersprochen. Einseitige Deklarationen und Usurpationen eines Volks, das sich die Herrschaft eines Meeres beylegt, können kein Recht begründen. Nur durch Uebereinkunft mit andern Staaten, wie die ehemalige venetianische Republik über die Herrschaft auf dem adriatischen Meere Verträge geschlossen hat, kann es erworben werden. Aber auch diese Verträge haben nur für die contrahirenden Theile Gültigkeit und leiden keine ausdehnende Erklärung zum Nachtheile anderer Völker, die auf ihre natürlichen Rechte keine Verzicht geleistet haben. Die Macht allein giebt kein Recht, und die unterdrückten Nationen sind befugt, zu einer andern günstigeren Zeit dem Drucke sich zu entziehen und in ihre natürliche Freyheit sich wieder zu versetzen. — Dies ist unser Urtheil im Allgemeinen, wovon die Anwendung leicht gemacht ist auf die behauptete Herrschaft über das großbritannische Meer, die Nord-, die Ostsee, das Mittelländische und andere Meerestheile. Wir sind nicht überall der von dem Vf. vorgetragenen Meinung; der Raum dieser Blätter erlaubt uns aber nicht, über die Entwicklung jener allgemeinen Grundsätze hinaus zu gehen.

Es giebt außer der Frage über das Eigenthum des Meeres noch einige andere, die für den Handel der Neutralen von der größten Wichtigkeit und einer ausführlichen Beantwortung werth sind, die Fragen nämlich: ob freyes Schiff freyes Gut, und ob verfallenes Schiff verfallenes Gut mache? Ingleichen ob die kriegführenden Theile das Recht haben, die neutralen Schiffe zu visitiren? — wir wollen aber diese Materien, besonders die letztgedachte, bis zur Beurthei-

theilung der *Bornemannschen* Schrift versparen, und jetzt einige kürzere Anmerkungen über das angezeigte Handbuch folgen lassen.

Die S. 145. gerügten Härten des Schleswig-Holsteinischen Strandrechts finden jetzt nicht mehr statt. Einer Bemerkung werth ist es, daß unter den Staaten, welche durch Traktaten mit andern diesen harten Gebrauch aufgehoben haben, Rußland vor allen sich auszeichnet.

§. 131. und 132. wirft der Vf. die Fragen auf: gehören die Staaten von Nordafrika, die Dulkinotas und die Einwohner von Albanien, in die Classe der Seeräuber? ohne sie bestimmt zu beantworten. — Der Abschnitt vom See-Ceremoniel könnte einige Zusätze erhalten, weshalb wir auf *v. Martens* verweisen, der selbst in seinem *Précis du droit des gens* manches anführt, was vom Vf. nicht berührt worden.

(Der Beschluss folgt.)

### ARZNETGELÄHRTHEIT.

WIEN, b. Camolina: *Josephi Jacobi a Plenck* Confiliar. caesareo-regii, Chymiae atque Botanices Profess. publ. ac ord. in academia medioo-chir. Josephina etc. *Pharmacologia medico-chirurgica specialis*, sive doctrina de viribus medicamentorum in ac externe in curatione morborum adhiberi maxime solitorum. Pars I. continens medicamenta simplicia S. 287. Pars II. continens medicamenta praeparata S. 224. Pars III. continens medicamenta composita S. 434 (4 Fl. 45 Kr.)

Fast jede Messe bringt einige Pharmacologien und *materias medicas* ans Licht. Viele darunter sind bey-

nahe nichts anders, als *Compilationen* von Mitteln, die in gewissen Krankheiten geholfen haben, und nur selten gehen die Vff. von richtigen Principien der Pathologie und Therapie aus; daher gleichen ihre Schriften meistens den Noth- und Hülfbüchleins aller Art, und befördern dadurch die rohe Empirie in der Medicin. In diese Klasse scheint dem Rec. auch diese Pharmacologie zu gehören, welches aus einigen hier anzuführenden Angaben hinlänglich erhellen wird. — Bey der Beschreibung und Bestimmung der Medicamente legt der Vf. folgende Rubriken zu Grunde: *Odor, sapor, virtus, usus; externus, internus, dosi*. Bey der *Virtus* werden Krankheiten und Symptome angeführt, worin das Arzneymittel helfen soll, ohne auf die Natur der Krankheit Rücksicht zu nehmen. Die im zweyten Theil aufgenommenen Formeln sind meistens aus der *pharmacop. Viens.* entlehnt worden. — Bey dem Artikel *praeparata de Stanno* vermischt Rec. das *Stannum granulatum*. Im dritten Theil kommen sogar besondere Formeln für Arzneyen vor, die in dieser oder jener Krankheit, diesem oder jenem Symptom gleichsam als *specificis* helfen sollen. So hat er ein eigenes Pulver gegen *Manie* (bestehend aus *Herb. digit. purpur.*, *Sale essent. tartari*, *Camphora*), eigene *pilulas catameniales* (S. 313.) *Saccolos renales*, *Julepum refrigerantem* u. s. w. — Kann aber jede *retentio Catameniorum*, jede *Manie*-etc. immer auf eine und dieselbe Art behandelt werden? Kommt es nicht dabey auf das Urfächliche, auf die individuelle Beschaffenheit des Kranken, auf den Grad seiner Erregbarkeit u. s. w. an? Werden wohl reizbare und schwächliche Frauenzimmer seine *pilulas catameniales*, (welche aus *Aloe*, *Diagryd. praepar.*, *Theriac*, *Myrrha*, *Crocus*, *Mastiches* und *terro sigill. rubra* (!) bestehen) vertragen? —

### KLEINE SCHRIFTEN.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. *Novara*, b. Rafario: *Saggio del Tenente Pietro Miloffewitz* (nella 3. Brigata di Linea italiana) *Sulla neocessità che si Studii dai giovani Ufficiali d'infanteria la Scienza militare secondo le sue vere nozioni; E sulla maniera di organizzare un'elementare scuola militare per ogni Divisione d'infanteria, che abbia a servire all'istruzione dei medesimi*. 16 S. gr. 8. — Der Vf. (General im Dienst der ital. Republik) theilt seine kleine Schrift in zwey Abschnitte, und sucht im ersten die Nothwendigkeit des Studiums der Militairwissenschaften für junge Officiere der Infanterie darzuthun. Er legt seinem Plan mit Recht die Mathematik zum Grunde; dann geht er zu den Anfangsgründen der Kriegsbaukunst über, und läßt dieser die Geographie nebst allen ihren untergeordneten Theilen folgen. Rec. bezweifelt aber, daß die vom Vf. in einer Anmerkung empfohlenen mathematischen Werke, als die *Arithmetica militaris* eines *Thomas Digge* (London 1500.) und die des *Clermont*, für unser mit bessern Werken dieser Art verlehenes Zeitalter sehr brauchbar sein dürften. — Im zweyten Abschnitte thut er nun seinen Vorschlag zur Organi-

sirung seiner Elementar-Schulen zur Bildung junger Officiere. Bey jeder Division, oder bey jedem einzelnen Corps will er dergleichen Schulen eingeführt wissen, und fordert, daß die Cadetten nächst ihrem Studium auch ihren Dienst verrichten sollen. Dieser letzten Forderung, die Verbindung des Dienstes mit dem Studium der Wissenschaften betreffend, kann Rec. (die Exerzierzeit ausgenommen) nicht beypflichten, weil alsdann eins von beiden nothwendig leiden müßte. Der Eifer und der gute Wille des Vf., die jungen Vertheidiger seines Vaterlandes gebildet zu sehen, ist nicht zu verkennen; allein als Organisationsplan ist seine kleine Schrift sehr unvollkommen. Uebrigens heht man aus dieser Schrift, daß bereits eine ähnliche Militair-Schule zu Modena in voller Thätigkeit ist. Unter den angeführten Militair-Erziehungsanstalten vermischt Rec. die preussischen, schwedischen, bayerischen und andere Cadetten-Corps mehr, die der Vf. entweder nicht kennt, oder anzuführen verlagfen hat.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 20. April 1805.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

HAMBURG, b. Hoffmann: *B. S. Nau's Grundsätze des Völkerseerechts* u. s. w.

(Beschluss der in Num. 100. abgebrochenen Recension.)

Ueber die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Confiscation der feindlichen Güter auf neutralen Schiffen, vermiffen wir bey dem Vf. die gehörige Entwicklung der Grundbegriffe des Rechts, auf welchem die Entscheidung beruht, die doch in einem Werke nicht fehlen sollte, das die Grundsätze des Völker - Seerechts enthalten soll. Er führt die Meinungen anderer an, ohne auf das, was darin schwankend ist, (z. B. die Behauptung, das der Feind das Recht habe, die Macht seines Gegners ins unendliche zu schwächen) aufmerksam zu machen, und thut, anstatt zu entscheiden, einen Vorschlag zum Vortheil beider Parteyen, wie er meint, der darauf hinaus läuft, das feindliches Privat - Eigenthum auf neutralen Kaufahrtey - Schiffen, sie mögen mit, oder ohne Convoi segeln, frey seyn solle, wenn es nicht zu Contrebande - Waaren gehöre. Feindliches Staats - Eigenthum könne von nicht convoirten neutralen Schiffen genommen, die Fracht aber müsse bezahlt werden. Feindliches Staats - Eigenthum auf neutralen convoirten Schiffen sey aber frey, wenn es nur nicht in Contrebande - Waaren bestehe. Wir zweifeln, das, wie die Sachen jetzt stehen, dieser Vorschlag Beyfall finden werde. Denn der erste Satz ist eben der, welchen Frankreich und Spanien seit hundert Jahren (seit der *Ordonnance* von Ludwig XIV. und den spanischen Königen aus dem bourbonnischen Stamme) ebenfalls nicht gelten lassen wollen, und nur in wenigen Ausnahmen, wenn es ihr Vortheil mit sich brachte, bekannten; ein Satz, der den mit dem Fracht - und Commissionshandel so einträglich beschäftigten Neutralen so wünschenswerth ist, das die Eifersucht der Kriegführenden ihn allgemein schwerlich je zustehen wird. Der zweyte Satz dürfte wenig Eingang finden; weil der neutrale Staat, der des andern Staats - Eigenthum ausser seinem *Territorio* mit den Waffen in der Hand zu schützen sich anschickt (denn was ist die Convoi anders?) wohl aus den Gränzen der Neutralität herauschreitet.

Wenn die Frage aufgeworfen wird, ob der einen Krieg führende Theil berechtigt sey, den *neutralen Handel nach den Colonien* des andern zu verhindern; so dürfte nach unserm Dafürhalten es unrecht seyn, auf den Zustand des Friedens zurückgehen zu wollen. Wie so mancherley Anordnungen und Gesetzen, die

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

nach den Umständen eine Veränderung erleiden, wie so vielen Zufälligkeiten, die bald den Flor, bald das Sinken des Commerzes verursachen, ist der Handel unterworfen! Man kann daher nicht sagen, wie der Handel des Neutralen im Frieden war, so muß er auch im Kriege bleiben: denn es ist keine feste Basis, worauf man Rücksicht zu nehmen verlangt. Ich bin zu allem dem berechtigt, was nicht die von einem andern bereits occupirte Sphäre seiner Thätigkeit verletzt. Der Colonialhandel beschäftigt im Frieden bloß das Mutterland: als herrschender Staat konnte dieses den besagten Handel zu seiner Sphäre rechnen. Beym Ausbruch des Krieges wird aber dieselbe verlassen (derelinquirt). Der Neutrale also kann zu derselben nunmehr seinen Zugang nehmen. Beleidigt er aber dadurch vielleicht das Rechtsgebiet des kriegführenden Theils? Nein, denn es fehlt das obengedachte Merkmal, wodurch die Gränzen des Rechtsgebiets bestimmt werden. Hätte der Kriegführende die Colonie z. B. blokirt, so wäre allerdings ein solches Merkmal vorhanden. So lange dieß aber nicht geschehen ist, muß der Colonialhandel als frey betrachtet werden: und es ist eine Rechtsverletzung von Seiten des einen kriegführenden Theils, wenn derselbe den Neutralen zwingen will, von dem Colonialhandel keinen Gebrauch zu machen, aus keinem andern Grunde, als weil die Colonie des andern Theils durch Unterbrechung alles Handels ruinirt und dadurch dem Feinde selbst indirect der größte Nachtheil zugefügt wird. Dieß hiesse ja, über die Neutralen zur Beförderung seiner feindlichen Absichten disponiren und eine moralische Person als Mittel zu seinen eigenen beliebigen Absichten gebrauchen wollen. Wir läugnen aber darum nicht die an den Neutralen zu machende Anforderung, das er nicht den Substituten und Bevollmächtigten des Feindes machen solle. Daher wir es auch für gerecht halten, dem Neutralen den Handel eines kriegführenden Theils von Hafen zu Hafen an dessen Küsten, so wie den Handel von seinen Colonien nach dem Mutterlande als Mittelsperson zu erlauben.

In der Lehre von den *Blokaden* hat der Vf. viele praktische Gegenstände unberührt gelassen, den Unterschied der Blokaden *per notificationem* und *ipso facto*; die Fälle, wo eine Blokade sowohl anfangs als für aufgehoben anzusehen sey. Die Frage von der Intention, die Blokade zu brechen, und von den in den Präfengerichten darüber statuirten Maximen, u. s. w.

Im 220sten §. meint der Vf., in dem Falle, wenn ein Kaper mit einer Prife in einem neutralen Hafen eingelaufen ist, verletze der Neutrale das Völkerrecht nicht,

nicht, indem er auf Anhalten des Kapers oder des Reclamanten über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit dernehmung erkennt. Wir sind hierin anderer Meinung: (Wir bemerken zuvörderst, daß der Vf. nicht von dem Falle spricht, da der Reclamant der Unterthan des neutralen Landes ist, wo der Kaper einlief.) Wenn beide Theile, sowohl der Kaper, als der Reclamant, den Neutralen angehen um die Condemnation oder die Loslassung der Prise, so ist die Gerichtsbarkeit begründet durch diese freywillige Prorogation. Im andern Falle ist aber der Neutrale ein incompetent Richter: denn es paßt keiner von den Rechtsgründen, auf welchen die verschiedenen Gattungen der Gerichtsbarkeit (*forum*) beruhen, es paßt keiner derselben auf einen Fall und eine Handlung, die an einem Orte geschah, wohin des Neutralen Gerichtsbarkeit sich nicht erstreckt, und deren Rechtmäßigkeit nach Gründen (den Traktaten und Kaper-Instructionen), die dem Neutralen fremd sind, beurtheilt werden muß. Im neunten Abschnitte, wo davon die Rede ist, wer gültiger Richter über die aufgeführten neutralen Schiffe sey? hat der Vf. zwar die Gründe für und wider aus *Galliani*, *Hübner* und *Lampradi* angeführt, keinesweges aber seine Meinung beygefügt. Wir halten dafür, daß nach dem conventionellen Völkerrechte der Richter der Kapers, welcher demselben den Markebrief gab, auch der rechtmäßige Richter in Aufbringungssachen sey. Dieser Gebrauch hat hauptsächlich diess für sich, daß eine jede Nation in zweifelhaften Fällen ihr eigener Richter über die ihr widerfahrenen Beleidigungen ist. Nur muß man den Kaper so wie das Kriegsschiff betrachten, als die von der Nation zu Vertheidigung ihrer Gerechtfame bewaffnete Macht. Gegen das aufgebrachte neutrale Schiff ist Verdacht jene Völkerrechte verletzt zu haben, und darüber urtheilt die Nation selbst: damit aber Unregelmäßigkeiten möglichst vermieden werden, so besteht das Gesetz, daß nicht der Aufbringer, sondern ein ordentlicher Gerichtshof über die Verletzung erkenne. Uebrigens hätte der Vf. bey dieser Gelegenheit von den Adjudicationen durch die Consuln auch einiges sagen, so wie das processualische Verfahren in den Prisengerichten beschreiben sollen, worüber wir auf von *Martens* klassische Abhandlung über die Kaper verweisen.

Im §. 244 und 245. spricht der Vf. von einem gerechten Kriege, aus rechtschaffenen Bewegungsgründen. Wir wundern uns nicht wenig, dahin auch den Vortheil und Nutzen, den gemeinen Vortheil der Bürger gerechnet zu finden!

Im 257sten §. spricht er von dem Falle, wenn in den Traktaten eine Frist für die Unterthanen einer Nation um ihre Effecten in Sicherheit zu bringen, auf den Fall eines Bruchs festgesetzt ist, und fragt, ob diese Vergünstigung auch auf die in offenen See gehenden Schiffe zu erstrecken sey? Seine Meinung ist verneinend. Wir stimmen mit ihm nicht überein, aus dem Grunde: wenn die Regel allgemein ist, und ein gewisser Fall der natürlichen Auslegung der

Worte nach unter dieselbe gehört, so muß derselbe auch darnach beurtheilt werden, so lange als nicht eine Ausnahme bewiesen wird:

Daß der Vf. in der wichtigen Lehre von den *Reprisen* so kurz gewesen ist, mißbilligen wir; er hat ja in andern Theilen seines Buchs seine Vorarbeiter so fleißig gebraucht, daß er auch hier das Wesentlichste aus *Martens* klassischer Abhandlung über diesen Gegenstand hätte anführen sollen. Davon wollen wir übrigens schweigen, daß der Vf. keinesweges desjenigen Principis gedenkt, aus welchem die Frage: wem das Eigenthum einer wieder abgenommenen Prise gehöre? beurtheilt werden muß.

Im 288sten §. hätte der Vf. einen andern Ausdruck wählen sollen, um nicht mit sich selbst in Widerspruch zu fallen. Denn hier sagt er, daß nur die Hülfsflotte von dem andern kriegführenden Theil als feindlich zu betrachten sey; an einem andern Orte aber §. 234 behauptet er, daß nicht das Recht, sondern nur die Politik in einzelnen Fällen der dritten Macht ungeachtet der geleisteten Hülfe die Neutralität zugestehen könne, und daß diese dritte hülfeleistende Macht eigentlich als gleicher Feind zu betrachten sey.

Ungeachtet unserer Erinnerungen bleibt diesem Werke doch der Werth einer im Ganzen brauchbaren Arbeit. Vielleicht findet der Vf. in unserer Beurtheilung einige Winke, von denen er bey einer künftigen Ausgabe oder einem andern Werke über denselben Gegenstand, mit Vortheil Gebrauch machen kann.

## G E S C H I C H T E

STOCKHOLM, b. Nordström: *Berättelse om Sveriges Kongliga Mynt-Cabinettet, med Beskrifning öfver de i det samma befintliga Guld-Mynt, samt afskilliga af de öfriga Sällsyntare Penningar.* (Bericht des Königl. Schwed. Münzkabinet betreffend, nebst einer Beschreibung der darin befindlichen goldenen, und verschiedener andern seltenen Münzen), von *J. Hallenberg*. 1804. 264 S. 4.

Der Vf. dieser dem Numismatiker sehr willkommenen Schrift, ist aus seiner allgemeinen Historie, seiner Geschichte König Gustav Adolphs, seinem Commentar über die Offenbarung Johannes, einer Abhandlung *de resurrectione*, seinen *Monumentis aeneis* etc. die er theils in schwedischer theils in lateinischer Sprache herausgegeben hat, den Lesern als ein guter Historiker und Geschichtsforscher, als gelehrter Sprachkenner und Philolog, und als scharfsiehender Antiquar bekannt, und aus einer auch in diesen Blättern angezeigten lateinischen Schrift, worin er zugleich einige Cufische Münzen erklärt, hatte er schon Proben seiner numismatischen Kenntnisse gegeben. Er ward im Jahr 1803. nach Thielmans Tode,

vom

vom Könige mit Beybehaltung seiner Stelle als Reichshistoriograph, zum Sekretair der königlichen Akademie der schönen Wissenschaften und redenden Künste, der Historie und der Antiquitäten ernannt, und ihm zugleich die Stelle eines Reichsantiquars, und *Garde des Medailles* im königlichen Museum aufgetragen. Allein er fand dies reiche Medaillencabinet, das bisher leider! so wenig benutzt worden, in der allergrößten Unordnung, die Münzen lagen hier und da zerstreut, durch einander geworfen; waren von den Aufsehern zum Theil in ihre Privatverwahrung genommen, und also der Gefahr verloren zu gehen, oder doch vertauscht zu werden, ausgesetzt. Sollte dem künftig zuvorgekommen und das Cabinet überhaupt in gehörige Ordnung von dem Vf. gebracht werden: so war es nöthig unter gehöriger Autorität ein genaues Inventarium aller darin vorhandenen oder dahin gehörigen Münzen zu machen. Und damit wurde, unter Aufsicht des Reichsmarschalls, von den dazu verordneten Männern in Gegenwart des Vfs. den 10ten August 1803. der Anfang gemacht, und diese mühsame Arbeit den 10ten März 1804. zu Ende gebracht, und das gebaltene Protocoll unterschrieben, worin ein genaues Verzeichniß aller in den entsegelten vielen Schränken und Behältnissen oder sonst zerstreut gefundenen Münzen aufgenommen war. Auch der Vf. hatte darüber ein Gegenprotocoll gehalten, das mit erstem völlig übereinstimmt. Ein solches Verzeichniß ist hier nun, so wie man die Münzen in jedem der vielen Schränke fand, geliefert. Allein es ist doch kein bloßes trocknes Register der Münzen, sondern Hr. *Hallenberg* hat besonders die goldenen Münzen, und auch sonst noch einige andere der seltensten besonders beschrieben, sie bisweilen historisch und numismatisch erläutert und erklärt, und sie mit den in andern großen Münzsammlungen gefundenen, und von gelehrten Münzkennern, einem *Morell*, *Banduri*, besonders *Eckhel* u. e. a. m. verglichen. Und bey dieser Vergleichung wird man in dem hier beschriebenen Cabinet mehr seltene, besonders römische und mehrere sonst nicht gekannte Münzen finden, als man vielleicht erwartete. Als z. E. die so seltene in *Morelli Thesaur. T. II.* angeführte *Aimilia*; eine Münze auf *Tiberius*, auf *Domitilla Augusta*; *Faustina Aurelia* Gemalin; *Flav. Max. Fausta*, auf deren Kehrseite man ein Frauenzimmer erblickt, die zwey Kinder säugt, mit der Umschrift: *Spes Reipublicae*, und darunter *BSIS* (*Eckhel* liest *ASSS* und *DSIS*). Zwey Münzen auf *K. Pertinax*, zwey *Diadumeniani*. Eine auf *Aemilian*, die sich im Wiener Cabinet findet. Eine Kupfermünze auf *Mariana* mit einem Pfau mit ausgebreiteten Schweif, und der Umschrift: *Consecratio*, unter einem *Romulus*, worunter *Eckhel* liest *mosts* oder *mostt*, liest der Vf. deutlich: *nostr.* Ein *Vetranus*, der sich nicht im Wienerischen Cabinet findet. Eine *Magna Urbica*; ein *Vitellius*; *Plotina*, und *Mantia Scantilla* in Kupfer. Ein *Pescennius Niger*; *Orbiana* und *Tranquilla*, letztere in Kupfer. Eine Münze auf *Augusti* Tochtermann *Agrippa* und seine beiden Söhne *Cajus* und *Lucius*, die *Morell* für das einzige

davon bekannte Exemplar hält, das sich im Pariser Cabinet finde. *Vaillant* und *Havercamp* erkennen, daß diese Münze irgend in einer römischen Colonie geschlagen sey, willen jedoch nicht anzugeben in welcher, *Hallenberg* aber liest darauf *AKVLEIA* (*Aquileia*). Ein goldener *Helv. Pertinax*, etwas verschieden von dem in Silber im Wiener Cabinet. *Postumus Aug.* mit dem Bilde des *Hercules* und der Umschrift: *Hercul. Devotioensi*. Ein *D. N. Theodosius P. F. Aug.*, dessen sonst nirgend gedacht wird. Ein kleiner seltner *Nummus quinarius Theodosii* des ältern mit der Umschrift: *Victoria Augustorum*; auch einige Münzen *Theodos.* des jüngern, (doch sind mehrere der Münzen, auf *Theodos* den ältern und jüngern schwer zu unterscheiden). Auf einem *Libius Severus*, wo andere Numismatiker ein *caput Draconis*, worauf Sever mit dem Fuß tritt, sehen, sieht *H.* einen Elephantenkopf mit seinem Rüssel, als ein Sinnbild von Afrika, wo dessen Feldherr *Marcellinus* 464. über die *Vandalen* siegte. Ein Paar *Romuli Augusti*, ein *Justinus*; ein Paar *Tiberii Constantini*, davon *Banduri* den einen *rarissimum ino singularem* nennt. Die Buchstaben *NOC* auf einigen Münzen *Constantins*, hält der Vf. für die drey ersten, aber in umgekehrter Ordnung geschriebenen, Buchstaben seines Namens. Ein *Otto* von Kupfer, der mit 150 Dukaten bezahlt worden, und in seiner Art der einzige davon bekannte ist, mit dem Kopf *Ottos*, und auf der Kehrseite einem Tempel mit sechs Pfeilern und den Buchstaben *K. A. Z.* Ein *Lysimachus*, nicht wie *Eckhel* meint, mit einem *tridens*, sondern vielmehr mit einem *telum alatum*. Doch wir gehen die nicht europäischen so wie die neu-europäischen Münzen vorbey, und gedenken nur noch einer geneuesischen seltenen goldenen Münze, die auf der einen Seite das Wapen von Genua, ein Kreuz mit der Umschrift: *Conradus rex Romanorum*, und auf der andern ein Stadthor hat, mit der Umschrift: *Janna quam Deus protegat bq. (beetque)*, die hier historisch erläutert ist. Der Namen auf dieser Münze ist *Conrad II.*, sie ist aber nicht zu seiner Zeit geschlagen. Er ertheilte der Stadt 1139. die Münzgerechtigkeit, und zur Dankbarkeit setzte sie seinen Namen auf ihre Münzen. Einige cufische Münzen, besonders eine 925. n. C. G. geschlagene, die man sonst nicht kennt, ist genau beschrieben und erklärt; so wie auch der auf der Titelblatt Vignette in Kupfer gestochene Onyx, mit dem Bildniß einer Frauensperson mit einem Helm auf dem Kopf, die in der rechten Hand das *caput Africae*, und in der linken eine *hasta pura* hält, und zwar zum Andenken der durch *Cäsars* Truppen in Afrika erfochtenen Siege. Auf diesem römischen Onyx hat hernach ein Araber auf der andern Seite eine cufische Inschrift stechen lassen, welches der Fall mit mehreren mahomedanischen Münzen, worauf Bildnisse vorkommen, seyn dürfte. — Doch Rec. muß aufhören mehreres auszuzeichnen. Das angeführte wird hinreichend seyn, zu zeigen, welch ein reicher Schatz für die Münzkunde hier vorhanden ist, und was man einst von dem Vf., der dies Fach *con amore* zu bearbeiten scheint, zu erwarten hat, wenn er mehrere Musse dar-

darauf, wie hier, wenden kann. Möchte es ihn aber nur nicht ganz von Vollendung seiner Geschichte K. Gustav Adolphs abziehen?

STETTIN, b. Leich: *Historisch-genealogische Nachricht von dem angesehenen Geschlechte derer von Eickstedt*, unter Anleitung der Lehnbriefe und anderer glaubwürdigen Urkunden entworfen von *Joh. Joach. Steinbrück*, Prediger bey der S. Peters und Pauls Kirche zu Stettin. 1801. XXX u. 98 S. 4 nebst zwey Wapen und einer Stammtafel.

Die Familie von Eickstedt gehört zu den sogenannten Schloßgefeffenen, und ist unstreitig sehr alt; auch hat sie Afterlehnleute gehabt. In dieser ihr gewidmeten Schrift, die ihr Entstehen der Aufforderung der gedachten Familie an den Vf. verdankt, findet man zu erst als Einleitung ein Verzeichniß von 60 Hauptdocumenten und Urkunden dieses Geschlechts; dann ein alphabetisches Verzeichniß aller Güter, welche sie

ganz oder zum Theil besessen, oder an welche sie Ansprüche gehabt hat; hierauf die Spuren, die man in ältern Geschichtsbüchern von diesem Geschlecht vom J. 1104 an findet und von S. I. bis zu Ende ist die Erläuterung der zuletzt angehängten Stammtafel in 193 Numern. — Von den einzelnen Familiengliedern liest man wenig mehr, als die Zeit ihrer Geburt und ihres Todes, die Namen ihrer Frauen und Kinder und ihre etwanigen Titel und Aemter; für den Geschichtschreiber ist also in diesem gewiß mühsamen Werke keine Ausbeute zu finden, und es ist nur eine Familienschrift. Rec. beklagt es übrigens sehr, wenn die Vf. solcher Schriften aus den mit Mühe aufgesuchten Urkunden und Quellen, die nicht einem jeden offen stehen, nur das mittheilen, was eine einzelne Familie interessirt, und das übergehen, was die gebildeten Stände einer ganzen Nation und die Nachwelt aus diesen immer weniger zugänglichen Quellen interessiren muß.

## KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Glogau*, in d. Günter. Buchh. *Meine Gedanken über die kürzlich erschienene Schrift: Die Brodnoth*, oder: Dieß sind die Folgen unfrer Handlungen. 1804. 94 S. kl. 8. (8 gr.) — Diese kleine Schrift hat unstreitig mehr Werth als jene, durch welche sie veranlaßt wurde, und gegen welche sie zum Theil gerichtet ist. Dem Vf. kann Welt- und Menschenkenntniß nicht abgesprochen werden, und es wäre nur zu wünschen, daß er in seiner Schrift mehr logische Ordnung beobachtet und seinem Gegenstande mehr treu geblieben wäre. Er findet die hauptsächlichsten Ursachen der Klagen über die Brodtheuerung (nicht sowohl die Ursachen der Brodnoth selbst) in der zugenommenen Zahl der Menschen, welche bloß consumiren und nichts produciren, und in den vermehrten Bedürfnissen, dem Luxus und der Faulheit der Menschen. Er tadelt den Vf. der erstern Schrift vorzüglich wegen seiner Forderungen an die Regierung, daß diese dem vermeintlichen Uebel durch ihre Veranstaltungen abhelfen solle, und sagt sehr richtig S. 15.: „daß die Regierungen Deutschlands eher den Fehler begangen haben, daß sie alles zu sehr am Bändchen leiten wollten“ und daß sie dadurch die natürlichen Verhältnisse gestört haben, welche die Production und Consumtion in dem besten Gleichgewicht erhalten würden. Wenn nach seiner Meinung die Regenten es dahin bringen, daß der Landbau Lieblingsfache wird, und daß viele ihr Vermögen dabey anlegen, so ist gewiß dieß das kräftigste Mittel, dem Brodmangel zu steuern, und das können sie wirklich so leicht, wenn sie nur die Hindernisse aus dem Wege räumen wollten, die diesem Zweck entgegen sind, ohne irgend eine besondere Unterstützung oder ein Beförderungsmittel nöthig zu haben. — Wenn der Vf. S. 27. behauptet, daß in den ihm bekannten Städten die Tagelöhner Arbeit *vollauf* haben, wenn sie nur arbeiten *wollen*, so ist das leider! nicht überall so, wie die Anstrengungen unfrer mehresten Armenanstalten beweisen, welche nur immer dahin streben, den Armen Arbeit zu verschaffen. Der Vf. klagt, daß durch Robosien und Dienstleute und durch deren Faulheit und Nachlässigkeit so viel verschwendet und so wenig nützliche Arbeit gethan werde; dennoch aber hält er die Aufhebung der Erbunterthänigkeit und der Zwangsdienstverhältnisse für eine der Ursachen der Getreidetheuerung oder der Klagen über dieselbe; er hat aber wohl nicht daran gedacht,

daß bey den in Europa bestehenden Verhältnissen die Arbeit freyer Menschen weit mehr producirt, als die Arbeit gezwungener Menschen. — Ein wichtiger Gegenstand, auf den der Vf. einigemal hindeutet, der aber einer weitern Ausführung werth wäre, ist der: daß der Landmann bey hohen Getreidepreisen, die wegen einer geringen Aernte gestiegen sind, nie etwas gewinnt, sondern gegen die Zeiten verliert, wo das Getreide wohlfeiler und die Aernte ergiebiger ist. Wenn der Pächter bey einem Ertrage von 5 Körnern 1 Rthlr. für den Scheffel Roggen erhält, so wird er jeden Scheffel Ausfaat zu 3 Rthlr. Ertrag annehmen können, da er ein Korn zur Ausfaat und eins zur Wirthschaft bedarf; wenn aber eine geringere Aernte ihm nur 3 Körner ergibt, so würde der Preis des Scheffels schon auf 3 Rthlr. steigen müssen, wenn er nicht gegen seinen Anschlag Verlust leiden soll, indem ihm nur ein Scheffel zum Verkauf übrig bleibt, da er bey einer schlechten Aernte ebenfalls einen Scheffel zur Ausfaat und einen zum Wirthschaftsbedarf nöthig hat. — In der größern Fleischconsumtion und dem deswegen nöthiger gewordenen Anbau der Futterkräuter, wodurch dem Getreidebau viel Raum entzogen werde, sucht unser Vf. ebenfalls einen Grund des verringerten Getreidebaues; aber diese stärkere Viehzucht wird gewiß den Ertrag der Getreideäcker vermehren, wenn sie ihm auch etwas von seinem Flächeninhalt nimmt, und die größere Consumtion des Fleisches kann auf *diesem* Wege nicht das Getreide theurer machen. Ueber die Zertheilung großer Güter hat der Vf. sehr kurz, aber gewiß sehr gut entschieden, wenn er S. 65. sagt: „Man lasse die Zerstückelung großer Wirthschaften da zu, wo die Besitzer derselben Neigung dazu haben und ihren Vortheil dabey finden, und hindre sie nicht mit Gewalt; aber man führe auch nicht mit Gewalt die Zerstückelung herbey, wo sie sich nicht von selbst thun läßt.“ Unter den Vorschlägen S. 69. sind manche, welche auf den vorgeetzten Zweck gar wenig Bezug haben, und die der Vf. wahrscheinlich nur deswegen aufgenommen hat, weil sie ihm überhaupt etwas Gutes bewirken zu können schienen. Der Anhang von S. 75. an enthält ein Gespräch zwischen einem Dorfsunker, einem Informator, einem Doctor und einem Landprediger über Philosophie (welcher der Vf. überhaupt nicht gewogen ist) und die französische Republik, das man in einem Buche über die Brodnoth nicht suchen sollte.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 20. April 1805.

## ARZNETGELAHRTHEIT.

KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: *Joh. Dan. Metzgers*, Sr. Königl. Majestät von Preußen Geheimenrathes u. Leibarztes u. s. w., *gerichtlich-medizinische Abhandlungen*. — Zweyter Theil. 1804. 13 Bog. gr. 8. (16 gr.)

Der erste Aufsatz: *Ueber Arsenikvergiftung und ihre Folgen*, entstand aus Bemerkungen, zu denen der Vf. durch zwey in dem bekannten Criminalproceß gegen die G. R. *Ursinus* abgegebene Obductionsberichte veranlaßt worden war. Spuren eines Giftes wurden in beiden Leichnamen nicht gefunden, und die Auslagen der Aerzte, welche den Verstorbenen in ihrer letzten Krankheit besorgt hatten, widersprachen dem Verdachte einer Vergiftung. Dennoch waren die Obducenten der Meinung, daß wahrscheinlich beide durch Arsenik getödtet worden seyn, und gründeten dieselbe auf die an den gereinigten Därmen gefundenen Brandflecke, zum Theil auch auf die krampfhaft zusammenziehende der Hände, Füße, Finger und Zehen. Der Vf. meynt mit Recht, man hätte hier die, von *Ekmann* beschriebene, Verbrennung oder Destillation des ganzen Körpers oder eines Theils desselben vornehmen müssen. In so seltenen Fällen, wie diese, sey man berechtigt, auch seltene und sonst nicht übliche Prüfungsarten zu versuchen; und wer weiß, ob man sie hier nicht mit Nutzen angewandt haben würde? Eine halbe Ueberzeugung sey besser, als gar keine. Wenn die Destillation der Gedärm-Masse auch keine andern Spuren des Arseniks aufgedeckt hätte, als den Knoblauchgeruch mit dem ihm eignen weissen Dampfe: so wären die Obducenten in ihren Behauptungen mehr gegen die ihnen gemachten Einwürfe gedeckt gewesen. Vielleicht hätte man aber auch auf diesem Wege wirklich destillirten Arsenik erhalten. Als Obducent würde der Vf. (auch der Rec.) die Sache ganz in Zweifel gelassen und sein Urtheil suspendirt haben, da bey dem Befunde Vergiftung und Nichtvergiftung gleich glaublich ist. Der Vf. des Urtheils müsse seine eigenen Bewegungsgründe gehabt haben, die Meinung der Obducenten in dem einen Falle zu verwerfen, in dem andern aber für wahr anzunehmen. Die Versicherung der Aerzte des verstorbenen *Ursinus*, daß derselbe an einem Nervenschlage gestorben sey und sich auf dem Sterbebette kein Kennzeichen von Vergiftung offenbart habe, überzeugen noch nicht ganz von der Nichtvergiftung. Arsenik wirkt oft auf eine besondere, ganz ungewöhnliche, Art. Kann er, wie  
A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

der Vf. ein Beyspiel dieser Art erzählt, einen Steckfluß verursachen, warum nicht auch einen Nervenschlag? Wichtig würde endlich, wenn eine geschehene Vergiftung erwiesen wäre, der unverwesete, vertrocknete Zustand beider Leichname nach länger als zwey Jahren, die pergamentartige Verdickung der Haut, und die Verwandlung der Eingeweide, besonders des Magens und der Gedärme, in eine talgartige Masse seyn, wofür man im Gegentheile, wenn in keinem von beiden Körpern eine Vergiftung Statt gefunden haben sollte, eine andere Erklärungsart — vielleicht aus der Beschaffenheit des Erdreichs? — suchen muß. Der Vf. erwähnt eines Falles aus seiner Erfahrung, wo ein durch eine starke Dosis von Arsenik vergifteter Leichnam zwanzig Tage nach dem Tode und acht Tage nach der Beerdigung noch so unverweset und frisch, als am Sterbetage, war, was er aber damals auf Rechnung der Jahreszeit schrieb. (Rec. wünschte, daß der Vf. sich mehr von der äußern Beschaffenheit dieses Körpers, ob er gefroren, steif, biegsam u. s. w. gewesen, erinnern möchte.) Er hat Versuche veranstaltet, Theile des menschlichen Körpers in Arseniksolutionen einige Monate (Rec. wünschte, verschiedene längere und kürzere Zeiträume) hindurch aufzubewahren, auf deren Erfolg das Publicum begierig zu seyn Ursache hat. II. *Ueber Opiumvergiftung und ihre Folgen*. Eine interessante Zusammenstellung einiger Fälle dieser Art, worunter wir doch die aus *Schlegel's Materialien* vermiffen. III. *Ueber den Gemüthszustand eines Mörders*. IV. *Gutachten des Ostpreussischen Collegii medici et sanitatis über einen von einem Ehemann an seiner Gattin verübten Todtschlag*. V. *Gutachten (ebendesselben) über eingeschickte Criminal-Akten, verheimlichte Schwangerschaft und Geburt betreffend*. Lehrreich für oberflächliche und flüchtige Obducenten. VI. *Gutachten über den Grad der Tödtlichkeit der an einem ermordeten Manne gefundenen Verletzungen*. Eben so, nur daß hier der Fehler des Obducenten in der Schwäche seiner Urtheilskraft lag. VII. *Ueber Hospitäler*. Ein Nachtrag zu dem gleichbetitelten Aufsätze im ersten Theile dieser Abhandlung. Das Urtheil, das Rec. über den letzteren (A. L. Z. 1803. Nr. 317.) gefällt hat, muß er auch auf den gegenwärtigen ausdehnen, und zwar aus in- niger Ueberzeugung nach den vielen und mancherley Erfahrungen, die er in sechszehn Jahren über Krankenbesuchanstalten hat machen müssen und noch täglich machen muß. Es versteht sich, daß Hospitäler nicht so behandelt werden müssen, wie man jetzt z. B. in einem gewissen Lande die Verwaltung der Militärhospitäler an dem mindestbietenden Ausländer ver-  
T pach-



pachtet, der, sie dann wieder zu seinem Vortheile an einen Landsmann verafterpachtet, u. s. w. VIII. *Ueber Irrehäuser und Behandlung der Wahnsinnigen.* Betrifft meistens das 1787. zu Königsberg erbaute Irrenhaus, wobey man jetzt beschäftigt ist, die Pflege der Wahnsinnigen von den Hospitalanstalten zu trennen. Was, in dem Gutachten über die von Berlin aus eingegangenen Vorschriften, von der Unsicherheit der Reconvalescenz, der Eintheilung der Wahnsinnigen in heilbare und unheilbare, von den Geistlichen als Philosophen oder Theologen, Seelenärzten oder Seelforgeru, gesagt wird, soheint bloß auf einem Wortstreite zu beruhen, um etwas gegen jene Vorschriften zu sagen. So ganz unbedingt möchte Rec. keineswegs mit dem Vf. (S. 123.) sagen: „Den Stolzwahnsinnigen heilt nur die Erfüllung seiner Wünsche, den Verliebtwahnsinnigen befriedigte Liebe u. s. w.“, da dieß theils an sich oft nicht der Fall ist, theils dergleichen, den Kranken in die Geisteszerüttung mit hinein begleitende, Charakter- und Temperaments-Stimmungen nicht selten irrig als Ursachen betrachtet werden. IX. *Ueber einige neu errichtete Medicinal-Anstalten zu Königsberg.* Das königliche Hebammen-Institut. (Die Beköstigung einer jeden Person, sowohl der Lehrlinge, als der Schwangeren, erfordert täglich 2 Gr. 8 Pf. Im December 1803. wurden darin 20 Lehrlinge und 15 Schwangere verpflegt.) Das königl. Schutzpocken-Impfungs-Institut. (Hier werden immer zwey Impflinge unterhalten, um ächte Materie zu haben. Es ist auch verbunden, Materie über Land zu schicken, wenn und wo dergleichen verlangt wird. Denpoch brach in Königsberg im September 1803. eine Kinderblattern-Epidemie aus, die innerhalb drey Monaten über 200 Kinder weggraffte. Inzwischen giebt es kein bewährtes Beyspiel von Vaccinirten; die davon angesteckt worden wären.) Die vom Magistrat angelegte Kranken-Anstalt (von etwa 30 Betten). X. *Ueber Verbesserung der Anstalten zur Rettung der Ertrunkenen.* (Eigentlich für Königsberg; aber auch für andere Gegenden zu beherzigen. Der Vorschlag, eigne Rettungshäuser in gewissen Distanzen zu errichten und einen Freywohner darin zu setzen, der, wohl unterrichtet, bis zur Ankunft des Chirurgen das nöthige Vorschriftsmäßige besorge, ist sehr zweckmässig, wenn der Fond dazu da ist. An einem der vorigen Wohnörter des Rec. war die Obrigkeit mit einem Einwohner bereits über den Preis für ein solches Rettungszimmer einig, als der letztere zurückzog, aus der (dort nicht ganz ungegründeten) Furcht, „keine Dienstboten zu behalten oder zu bekommen.“ Ein Umstand, der, so viel Rec. weiß, noch nicht öffentlich in Anregung gekommen ist, aber erwogen und gehoben zu werden verdient.) XI. *Ueber die Frage; welche von zwey oder drey zu gleicher Zeit (?) an einer gewaltsamen oder unvermutheten Todesart verstorbenen (?) Personen zuerst (?) gestorben? Oder (richtiger) über Priorität des Todes.* Einer der wichtigsten Fälle dieser Art ist, wenn eine Krausende nebst ihrem Kinde gerade während der Geburt stirbt, und man in der Bestürzung vergessen hat, darauf zu

achten, ob Mutter oder Kind zuerst gestorben ist. Zeigte sich hier durch die Lungenprobe, daß das Kind nach der Geburt gelebt habe: so wäre anzunehmen, daß es später gestorben sey, als die Mutter; sonst fände das Gegentheil Statt. *Fyl.* (Auff. B. I.) habe in einem solchen Falle seine Meinung dahin gegeben, daß beide Personen in einem und demselben Augenblicke verschieden seyn, wiewohl er Gründe genug gehabt hätte, wahrscheinlich zu machen, daß die Frau vor dem Manne verstorben. Von Ertrunkenen sterben einige an einem schnellen Schlagflusse, andere erst etwas später an der wirklichen Erstickung; ergiebt nun die Leichenöffnung bey dem einen den ersten, bey dem zweyten die letztere: so ist über die-Priorität des Todes kein Zweifel übrig. XII. *Was hat die gerichtliche Arzneywissenschaft durch die Bearbeitung der neuesten französischen gerichtlichen Aerzte (Fodere', Mahon und Bellec) gewonnen? Wenig oder Nichts.*

BRESLAU U. LEIPZIG, b. Korn: *Die Heilquellen zu Buckowine*, für Aerzte und Nichtärzte, nach des Hn. Apotheker Lachmund chemischen Untersuchung derselben gewürdigt von Kaufsch. 1802. XVI u. 86 S. 8. (8 gr.)

Das Dorf *Buckowine*, welches nun durch das in der oben genannten Schrift beschriebene und empfohlene Gesundheitswasser berühmter werden wird, liegt in Niederschlesien im Wartenbergischen Kreise, unweit der südpreussischen Gränze; es gehört einem Hn. von *Weger*, dessen Vater schon vor einigen vierzig Jahren auf einige an seinem Wohnhause gelegenen Sümpfe aufmerksam wurde, wo nichts wuchs und wo das Wasser einen mineralischen Geschmack und Geruch hatte. Er schickte einige Flaschen derselben nach Breslau, man sandte sie ihm aber mit der für die damalige Zeit nicht so auffallenden Bemerkung zurück, das Wasser sey zu trübe, um damit Versuche machen zu können. Nun blieb die Sache bis gegen das J. 1787. liegen, wo der durch einen Rheumatism am Arm gelähmte Bruder des jetzigen Gutsbesizers durch den Gebrauch von nur fünf Bädern aus diesem Wasser völlig hergestellt wurde; im J. 1796. hatte der Gebrauch dieser Bäder bey demselben damals höchst gichtbrüchigen Kranken einen so großen Erfolg, daß er seine große Rückreise zu Pferde machen konnte. Diese Cur bewog den Besitzer, das Bad durch den damaligen Oberbergprobirer, den als Chemiker berühmten Dr. *Richter*, untersuchen zu lassen, der die Resultate seiner Analyse im Jahrgang 1797. der *schlesischen Provinzialblätter* bekannt machte; auch *Dr. Magalha* lies Einiges zu Gunsten dieses Wassers in jene Blätter einrücken. (Warum mag Hr. K. die *Richtersche* Analyse hier nicht mitgetheilt haben? die *schlesischen Provinzialblätter* sind im Auslande selten und *Richters* Resultate gewiß wichtig genug, um mit den *Lachmundischen* verglichen zu werden.) Der Besitzer hat sich nun aus dem Kloster der *Barmherzigen* zu Breslau einige Kranke für die Badecur aus, wovon einer, ein völlig contracter Mann, der über ein Jahr ohne

ohne alle Hoffnung in der Klosterscur gelegen hatte, völlig und dauerhaft wieder hergestellt wurde. Das Bad wurde nun mehr und meist mit glücklichem Erfolge gebraucht, und endlich wurden auch mehrere Häuser für Badegäste errichtet. Es besteht jetzt aus drey Quellen, die alle denselben Gehalt haben, wovon aber die sogenannte Unterquelle die gehaltreichste ist. Nach *Lachmunds* zweckmäßiger Analyse enthält die Nieder- oder Unterquelle in zwanzig Quart schleßlich folgende Bestandtheile: 11½ Gran salzsaures Eisen, 49 Gr. Eisenvitriol, 52 Gr. Alaun, 9½ Gr. Thonerde, 7 Gr. luftsaure Kalkerde, 3 bis 4 Gr. Eisenerde (?), 12 Gr. Selenit, 3 Gr. Kieselerde und eben so viel Extractivstoff. Die Temperatur der Quellen steht zwischen 48 und 53° Fahrh., die specifische Schwere (?) und der luftsaure Gehalt derselben schien wenig vom gewöhnlichen Brunnenwasser verschieden zu seyn. Von der Art, wie die Natur dieses Wasser vielleicht bereite, sagt der Vf. wenig. Man hat keine andern Mineralkörper aufgefunden als Eisensteine, und eine stark mineralisirte Erde, die sich aber nur in der Gegend der Mineralquellen findet, und bey der chemischen Untersuchung größtentheils alle die Bestandtheile darbot, welche das Wasser enthält; bey genauer Erwägung aller Umstände scheint es entschieden zu seyn, daß diese Erde ihre Mineraltheile an der Quelle erhalte, denn sie findet sich nur unterhalb und nicht oberhalb der Quellen; das Terrain, wo sie am Tage liegt, ist nicht sehr groß, und sie müßte, wenn das Wasser von ihr geschwängert würde, schon längst ausgelaugt seyn; sie blüht bey heißen Tagen wie ein weißes Salz, und wenn man diese Blüthe wegnimmt, so erzeugt sich bey heißer Witterung sogleich wieder neue. Diese Quellen zu Buckowine zeichnen sich nicht nur als Naturproduct, sondern auch als Gesundheitswasser besonders aus; unter allen Bädern und Gesundbrunnen Deutschlands sind dem Rec. keine bekannt, die in Hinsicht des Gehalts diesen analog wären; sie stellen also unter der Classe der Stahlwasser eine eigne und neue Gattung auf, und Hr. K. verdient gewiß den Dank des ärztlichen und des naturkundigen Publicums für seine Bekanntmachung derselben, und diese Eigenheit und Neuheit bewog auch den Rec. zu einer umständlichen Anzeige dieser kleinen Schrift, als sonst ihr Volumen erlaubt hätte. Hoffentlich wird es dem oft so mächtigen Genius des Neides und der Mode nicht gelingen, die Ansprüche des Buckowiner Bades auf einen vorzüglichen und besondern Rang unter den Bädern Schlesiens und Deutschlands zu unterdrücken: denn es wird ja endlich einmal von den Aerzten eingesehen werden, daß es nicht immer das Maß ihres Gehalts an Luftsäure oder an hepatischer Luft sey, wornach die Wirkungskraft und der Heilwerth, und folglich der Rang eines Bades oder eines Gesundbrunnens bestimmt werden müsse, und daß gerade diese flüchtigen Bestandtheile bey den Badewässern (die erst erwärmt werden müssen), wo der größte Theil der Wirkungskraft doch von der Einsaugung derselben erwartet wird, eben nicht sehr

in Anschlag gebracht werden dürfen. Die Heilkräfte eines Gesundheitswassers aus der Erfahrung zu bestimmen, ist immer der sicherste Weg, und das gute Geschick des Buckowiner Bades, das ihm schon den Vorzug ertheilt hat, in die Reihe der Gesundheitswasser durch einen Gelehrten eingeführt zu werden, dessen Ruf als Arzt und Biedermann groß und gegründet ist, und für dessen Unparteylichkeit schon die vier Meilen weite Entfernung seines Wohnorts von Buckowine ein guter Bürge ist, wird ohne Zweifel bald dafür sorgen, daß auch bey ihm dieser Weg eingeschlagen werden kann. Jetzt fehlt es noch an hinreichenden praktischen Erfahrungen über die Heilkraft dieses schwefelsauren Eisenbades, sie lassen sich nicht einmal aus der Analogie folgern, weil Buckowine das erste Bad dieser Art aufstellt; es blieb also Hn. K. nichts übrig, als eine theoretische Bestimmung derselben, nach den chemischen Bestandtheilen des Badewassers. So trefflich auch der Vf. diese Aufgabe für Aerzte und Nichtärzte gelöst hat, so erkennt er doch diese Bestimmung selbst für eine missliche und unsichere Sache, und er selbst sagt, man könne im vorliegenden Falle noch keinem durchaus befriedigenden Resultate entgegen sehn, und die Sache selbst stemme sich vor der Hand noch viel zu sehr gegen jede Annäherung an Vollendung. Einiges, was Hr. K. über die ärztliche Anwendbarkeit dieser Quellen gesagt hat, verdient hier angeführt zu werden. Aus den bekannten Heilkräften des Eisenvitriols und des Alauns schließt Hr. K., das Buckowiner gewärmte Bad werde vermöge seiner adstringirenden Schwefelsäuren, metallischen und erdigten Salze bey erschlafte Haut die natürliche Verrichtung derselben wieder herstellen, folglich ein vorzügliches stärkeendes, die Ausdünstung beförderndes Mittel abgeben; bey dem Gegentheile aber und wo anomale Reizbarkeit statt finde, werde es eine widernatürlich erhöhte Hautfunction durch Zuschnürung der Organe unterdrücken; außerdem würden durch die Einsaugung eine beträchtliche Menge adstringirender Salze, die sonst schwer ins Blut übergehen, hier aber unmittelbar ins Blut gebracht werden, das ganze Ader-system zu mehrerer Lebhaftigkeit anfeuern, und mithin der directen Asthenie und den davon abhängenden Uebeln entgegen arbeiten; auch könne man annehmen, daß in den eingesaugten vitriolischen und alaunartigen Theilen, vermöge des in den Säften des Körpers enthaltenen Natrums, Kalks und Ammoniaks, Zersetzungen von mancherley Art vorgehen würden; besonders werde der Eisenkalk präcipitirt werden, und da dieser ein unfertiger vorzüglich stärkeendes Mittel sey, so müsse ein solches Bad auf die ganze Constitution den entscheidendsten Einfluß haben; zwar laße es sich noch nicht bestimmen, welchen Einfluß in galvanischer Hinsicht eine solche Mischungsveränderung, wobey ein Metall abgesetzt wird, haben müsse, doch sey gewiß, daß es immer ein vorzügliches Glied der drey Bestandtheile in der galvanischen Kette sey werde. Das Buckowiner Bad werde also gegen Schwäche sowohl der

der Nerven als der erschlafften Faser und gegen das ganze Heer der rheumatischen und podagrifchen Leiden eine ausgezeichnete Rolle spielen. Zur Ehrenrettung aller warmen Mineralbäder, und besonders zur Empfehlung des Buckowiner zeigt Hr. K. sehr instructiv, daß ein warmes Mineralbad vermöge seines Salzgehalts weit mehr Wärmestoff in den Körper bringen müsse, als ein gemeines warmes Wasserbad; auch besitze ein Mineralbad an den Salzen ein Gegenmittel gegen die erschlaffenden Eigenschaften des gemeinen warmen Wassers. Der Vf. sagt noch manches Gute über den Begriff von Stärkung überhaupt, und von der stärkenden Eigenschaft der Wärme und Kälte insbesondere, über die Schwängerung der Blutmasse mit Eisentheilen, über die Ausdünstung und den Schweiß nach *Lavoisier's* und *Fourcroy's* Grundsätzen, wohin ihn aber Rec. nicht folgen darf. Daß der Vf. den größten Theil der *gichtischen* Uebel noch Fehlern in der Ausdünstung beymißt, ist wohl ein Mißgriff der Eile, er wollte *rheumatischer* schreiben, denn gewiß weiß er, daß man den Ursprung der

gichtischen Leiden jetzt vorzüglich in einem krankhaften Verdauungssystem findet. Von den kalkartigen und erdigen Bestandtheilen der Mineralwasser hofft der Vf., nach den neuern italiänischen und deutschen Verfuchen mit dem kohlenfauren Kali und dem Natrum bey Säure andeutendem Harn, etwas Gutes bey vorwaltendem Uebermaß von Säuren im Blute. Das Trinken des Buckowiner Wassers schränkt der Vf. wegen seines Mangels an Kohlenäure sehr ein; doch rath er es gläserweise und abgebrochen, zur Stärkung des Unterleibes, gegen die Bleichsucht und gegen die Würmer: Was der Vf. noch über die beste Anwendungsart der warmen Bäder beybringt, möchte sich mancher Brunnenarzt zu seiner Lehre gefagt seyn lassen; den meisten sind seine wahren Bemerkungen aber wohl nicht mehr neu. Die Beschreibung von funfzehn glücklichen Kurfällen im Buckowiner Bade beschließen diese interessante Schrift, die dem ärztlichen Genie und Wissen des Vfs. und dem medicinischen Werth des Gegenstandes gewiß zur Ehre und Vortheil gereicht.

## KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTL. Nürnberg, b. Lechner: *Sonne, Mond und Sterne auf Siegeln und Münzen des Mittelalters, was sie bedeuten?* Von J. G. Reuter, Kurf. Erz. Geh. und Revif. Rath. 1804. 99 S. 8. (Mit 6 Kupferz. u. 3 Vignetten.) (1 Rthlr.) — Allerdings können die Siegel und Münzen der mittlern Zeit als Denkmäler der Kunst betrachtet, keinen andern als einen nachtheiligen Eindruck auf jeden Kunstliebhaber machen. Wollte man aber glauben, daß alle darauf befindlichen Figuren und Bilder ganz außer allem Zusammenhange mit der Geschichte stünden und gar keine Bedeutung hätten: so würde man jenem Zeitalter in eben dem Grade Unrecht thun, in welchem man seine eigene Unwissenheit verriethe. Man darf nur wissen, daß unsere frühern Vorfahren keine geschriebenen Gesetze hatten; und daß der größte Theil des Volks nicht lesen und schreiben konnte, dann wird es bald glaublich, daß Rechte und Gewohnheiten in symbolische Kennzeichen, Sitten und Gebräuche eingekleidet, und auf diese Art verhanlicht wurden. — Mit vielem Aufwande von Gelehrsamkeit werden in der Einleitung nicht allein griechische und römische Münzen angeführt und erklärt, auf welchen Sonne, Mond und Sterne vorkommen, sondern auch sogar parthische und persische, und alte christliche Denkmäler, besonders geschnittene Steine. Endlich kommt der Vf. S. 25. auf die Beantwortung der Frage: ob Sonne, Mond und Sterne auf Siegeln und Münzen des Mittelalters nichtsbedeutende Zierathen seyen? — *Olearius* erklärt die beiden Sterne auf den Bracteaten der Aebteffin Agnes von Quedlinburg für das Glaubenslicht des alten und neuen Testaments. — *Z. A. Schmidt* nimmt die Sterne auf der Blechmünze des Grafen Heinrich von Blankenburg für Kennzeichen zeitlicher und ewiger Glückseligkeit. — Der herzog. gothaische Hofrath *Schlegel* hingegen, und mit ihm *Heineccius*, *Leuckfeld*, *Ludwig*, *Harzheim* und *Gercken*, betrachtet sie als willkürliche, von den Stempelschneidern bloß zur Ausfüllung des leeren Raums erfundene, Zierathen, ohne alle Bedeutung. — Wahrerlicher ist *Treuers* Erklärung (*de globo erucigero* p. 44.), welcher Sonne und Mond auf das damalige doppelte Reichsoberhaupt (Otto und Philipp) deutet, indem ersterer sich selbst mit dem zunehmenden Monde, seinen Gegner Philipp aber, wegen der offenbaren Ueberlegen-

heit von Seiten des Papstes, mit der Sonne verglichen habe. — Nach *Scheidius* bedeutet die Sonne den aus dem Hause Braunschweig abstammenden Kaiser Otto; der halbe Mond aber dessen Hauptstadt Lüneburg, welche dieses Zeichen noch heut zu Tage in ihrem Wapen führt. Seiner Meinung sind *Hermann*, *Obermayr*, und auch schon erwähnter *Gercken* beygetreten. — Dergleichen Hypothesen, sagt hier der Vf., die auf einzelne Beyspiele gegründet sind, verschwinden sogleich, wenn sie auf Gegenstände angewendet werden sollen, worauf solche Auslegungen nicht angewendet werden können; und er hat gewissermaßen Recht. Aber kann nicht dasselbe Symbol mehrere Anwendungen gestatten? — Und wenn man die hier angeführte Erklärung bloß auf dieses Siegel anwendet, so ist sie so unpassend nicht. — Von den Siegeln geht der Vf. zu den Münzen über, und führt verschiedene aus dem Mittelalter an, auf welchen Sonne, Mond u. s. w. vorkommen, als z. B. vom Kaiser Friedrich II., verschiedene mainzische u. s. w.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen nimmt der Vf. an, daß Sonne und Mond den Papst und Kaiser vorstellen, oder daß sie Symbole der obersten geistlichen und weltlichen Macht sind (die Sterne also vermuthlich Symbole der übrigen regierenden Herrn). Die Veranlassung zu dieser Erklärung gab ihm die im 11ten Jahrhundert zwischen Papst Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV. entstandenen Zwistigkeiten, wegen der Rangordnung des Papstes und des Kaisers und der übrigen geistlichen und weltlichen Fürsten, welche endlich vom Papst Innocenz III. in einem Schreiben an den morgenländischen Kaiser Alexius Comnenus nach Psalm CXXXV. 7. 8. 9. (*Edit. vulg.*) entchieden wurde. Diese Worte heißen: *Facit Luminaria magna, Solem in potestatem dei* — *Lunam in potestatem noctis*. Welches die Auslegung des Papstes von diesen Worten gewesen sey, sieht man nun von selbst.

Alles dieses wird nun aus der Geschichte auf vorerwähnte, und auch auf andere, Siegel und Münzen angewendet; welches alles hier zu wiederholen zu weitläufig seyn würde, und auch nicht nöthig ist, da derjenige, den diese Sache interessiert, eine so gründliche Abhandlung ohnedem nicht ungelesen lassen wird.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 22. April 1805.

## ROMANEN - LITERATUR.

Wenn die Liebhaber und die Liebhaberinnen unserer schönen Literatur alles lesen wollen, so haben sie in der That ihre vollen Tagesarbeiten: und kaum werden manche noch Zeit übrig behalten, in den Spiegel zu sehen, oder dem Schöpfer ihrer Kopfhare stille zu halten." So schrieb *Gatterer* einst, als im Verlauf von *drey Jahren* 275 Romane erschienen, in den Jahren 1769 — 1771. Was würde er nicht jetzt sagen, da allein die *einzigste Jubilae - Messe* von 1803. deren 276 geliefert hat, und man also auf den gleichen Zeitraum beynahe *anderthalbtausend Stück* rechnen kann.

Die Angelegenheit ist wichtiger, als sie manchem vielleicht auf den ersten Anblick scheint; denn schwerlich ist ein Zweig der Literatur in so naher Berührung mit der Cultur der Nation, als eben dieser. Die Empfänglichkeit eines Zeitalters für eine gewisse Gattung von Romanen giebt Aufschlüsse über den Geist dieses Zeitalters, und das Verhältniß zwischen beiden auszumitteln dürfte wohl nützlicher seyn, als alle Klagen über die Fluth von schlechten Romanen, die, so häufig geführt, doch in der Sache nichts ändern: denn das Publicum liest fort, und seine allezeit fertigen Diener schreiben fort, bis ein gewaltiger Geist, oder der Umstände mächtiger Drang den großen Strom anders lenken. Jenen zu charakterisiren, diese zu erforschen, darf selbst der Geschichtschreiber der Menschheit nicht verschmähen. Besonders wichtig aber wird dies in der Zeit, worin wir jetzt streben und wirken, da die Krisis, in welcher Deutschland sich befindet, eine nicht unwichtige Veränderung der Dinge prophezeit. Schlage sie nur, politisch und ästhetisch, zum Besseren aus, das muß jeder, dem Vaterlandsgefühl in der Brust glüht, von Herzen wünschen. Wir an unserm Theil, fest entschlossen, in jeder Hinsicht kräftig für das Bessere zu wirken, wollen jetzt die ästhetische Krisis beobachten, und dann der Nation in diesem Punkte das Prognostikon zu stellen suchen.

Die deutschen Literatoren waren lange Zeit ein mühselig gelehrtes Volk gewesen, die das Publicum in einer ästhetischen Barbarey ließen. Oder lassen wir wirklich die Zeiten Till Eulenspiegels, des Octavianus, der Genovefa, des gehörnten Siegfrieds, und aller Poesien gedruckt in diesem Jahr für das goldne Zeitalter gelten? — Die Wasserluppen aus Gottscheds Küche waren gar zu mager, wer nur einigermaßen Anspruch auf Geschmack hatte, beköstigte sich aus Frankreich, wozu die Höfe den Ton angaben.

A. L. Z. 1805t Zivelter Band.

Glücklicherweise traf die Schlacht bey Rofsbach gerade mit dem May der wahrhaft deutschen Literatur in eine Zeit zusammen. Friedrich hatte die Franzosen mit seinen Truppen geschlagen, *Kästner* schlug sie mit seinem Witz, *Gleim* mit Spott, *Lessing* mit Scharfsinn, *Klopstock* mit Patriotismus; und sie und ihre schöne Literatur sanken immer mehr in den Augen der Deutschen. Wie sehr aber auch Deutschland nun die Schmach des französischen Joches fühlte: so ward es doch nicht frey, sondern vertauschte nur eine Sklaverey mit der andern. Durch *Ebert*, *Zachariä* u. a. wurden die Deutschen mit Englands kräftiger Literatur bekannt, und Englands dem Deutschen näher verwandter Geist zwang alles zur Huldigung. Der eigenen Dichter freute sich Deutschland mehrerer, Romane nur erschienen in geringerer Anzahl. *Hermes* mit *Sophiens* Reifen und seiner *Fanny Wilkes* führte den Zug an. Und die letztere zu empfehlen, setzte er auf den Titel: so gut als aus dem Englischen, und ließ die Worte: *so gut als*, so klein drucken, daß nur das Letztere in die Augen fiel. Bedarf es mehr Zeugnisses für die Stimmung jenes Zeitalters?

Endlich erschien in Deutschland auch ein *classischer Original-Roman*, *Wielands Agathon*. Bewundert von Kennern, von Kunstrichtern zum Muster aufgestellt, allgepriesen, kann man doch nicht von ihm sagen, er habe Epoche gemacht: denn selbst gelehrte Bildung voraussetzend, beschränkte sich die Wirkung seines *Dafeyns* nur auf einen mäßigen Kreis Auswählter, ohne die große Masse des Publicums merklich zu bewegen. Dazu gehörte ein Geist ganz anderer Art, als der gehaltene philosophische im *Agathon*. Was auf die große Masse lebendig und kräftig wirken soll, muß sie in Schwärmerey versetzen, und was die nüchterne Vernunft auch immer vermöge, das kann sie nicht. Am wenigsten in einem Zeitalter, das der Regeln zu spotten anfängt, und sie um so schnöder verwirft, je ängstlicher es bisher darüber zu halten gezwungen war. Dahin hatten es vornehmlich *Winckelmann*, *Lessing* und *Herder* gebracht. *Winckelmann's* hoher Genius riß die Pedanten aus ihren trägen Lehnseffeln auf, und brachte Seele und Leben wieder in das Studium der Alten; durch *Lessing's* kräftige Empfehlung ward man auf *Shakespear* aufmerksam, dessen erste Uebersetzung man *Wielandem* verdankte; *Herder* mit jugendlichem Feuergeist riß allen hohlen Formen- und Regelkram nieder, und mit Gewalt das verirrte Zeitalter zu Natur und Leben zurück. Alle drey machten das Zeitalter für die Kunst empfänglich, alle drey kamen darin überein, daß Regeln darin nur wenig, das Genie, aus

aus dem Natur und Leben quelle, alles thue. Shakespear, hoch auf einem Felsengipfel sitzend, zu seinen Füßen Sturm, Ungewitter und Brausen des Meers; aber sein Haupt in den Strahlen des Himmels — dieser Shakespear ward Ideal und Idol, seine romantische, lebenvolle, regellos-harmonische Welt voll kräftiger Naturen das poetische Elysium. Batteux's Ansehen war gesunken; Genie! Natur! ward das Feldgeschrey der Kunstrichter und Kunstjünger. *Roussseau* kam dazu. Der kühne, edle, schwärmerische Sonderling rüttelte mit Macht an den bestehenden Formen, reizte durch seine Paradoxien die Neugier, gewann Interesse durch seine Neuheit, die Herzen als Verfolger, die Geister durch unwiderstehliche Beredsamkeit. Natur! Natur! — so rief auch er mit mächtiger Stimme dem Zeitalter zu, und alles fiel oder wankte, was bisher das Alterthum geheiligt und das Herkommen gestützt hatte, im Theologischen, im Politischen, im Pädagogischen, im Aesthetischen. Alles war reif zur Verwandlung, alles vorbereitet zu einer neuen Gestalt der Dinge, und Geister, ausgerüstet von der Natur mit Feuer, Muth und Kraft, fähig auf die Gemüther zu wirken, vertraut mit der Stimmung derselben; — hätten solche Geister den Augenblick ergriffen, es hätte nicht fehlen können, sie mußten unwiderstehlich alles an sich reißen.

Im Aesthetischen geschah es, wie im Theologischen und Pädagogischen, (später erst im Politischen). Zwey Landsleute und Jugendfreunde, beide voll Feuer, Muth und Kraft, beide von der Natur mit tiefem Gefühl und hohem Dichtergeist reich beschenkt, Jünglinge beide, betraten zusammen die Laufbahn des Dichters; Natur war ihre Göttin, Shakespear ihr leitender Stern, das Publicum in ihrer Hand. *Gothe* und *Klinger*! — niemand wird fragen, ob diese hier gemeint seyen. Menschen, endlich Menschen dargestellt zu sehn, und mit solcher Fülle, solcher Natur, solcher Wahrheit, solcher Kraft, solcher Lebendigkeit — was konnte erwünschter kommen? Und hinweg Aristoteles und Batteux — Welch ein Fest für die Kunstjünger! Und nun wußte auch jeder, wie er es anfangen müsse, um ein Naturmensch zu werden, nur stark, und derb, und ein wenig rauh und ein wenig grob, und unter die Füße mit allen Regeln, — da war der Naturmensch fertig. Bekanntlich hat jene Zeitperiode von einem Klinger'schen Drama den Namen der *Sturm- und Drangperiode* erhalten, die wir für unsern Zweck nicht besser glauben charakterisiren zu können, als durch einen Blick, den wir auf das Verfahren der damaligen Kritik werfen. Nicht sollten, wie es hieß, Werke des Geistes ins Klostermaas gelegt, und was drunter und drüber sey, verworfen werden, nur das Gefühl habe Recht zu entscheiden, und auf die Wirkung komme alles an. Wer fragt beym Dichter nach seiner Kunst zu malen, nach der Einheit seiner Handlung, der Verwicklung seines Gewebes, der Wahrscheinlichkeit seiner Geschichte, der Beobachtung des Costums, wenn er nur Schrecken und Mitleiden erregt, uns ergreift, durch-

schauert, erschüttert, daß unsre Augen sich in Thränen ergießen, oder uns rührt, daß das Auge von feuchtem Glanze schimmert, oder uns entzückt, daß wir auffpringen und jauchzen. Die Regelmacher hängen an der Hülle und kennen den Geist nicht. Es giebt nur Eine Regel, und die ist: Fühle, was du machen willst, das ist der ächte Stempel des Dichtergenies.

Daß wirklich, und wie viel, Wahrheit hier zum Grunde liege, gehört nicht in die Sphäre unserer Untersuchung. Genug, daß wir daraus im Allgemeinen den Geist jenes Zeitalters erkennen, worin *der erste deutsche Roman* erschien, der wahrhaft Epoche machte, und von welchem an die *Romanenperiode in unserer Literatur und Cultur* sich datirt. *Die Leiden des jungen Werthers*, mit welchem Enthusiasmus wurden sie aufgenommen! Gelesen nicht, verschlungen wurden sie! — Unläugbar freylich, *Werther* ist ein Meisterstück in jeder Hinsicht; allein *Agathon*, allgemein auch als Meisterstück anerkannt, warum wirkte er nicht so auf seine Zeit? Die Ursache kann nicht in der Form, sie muß in Stoffe liegen. Und da liegt sie wirklich, obchon die Form auch manches zu der großen Wirkung mag beygetragen haben. So tiefe Blicke in das menschliche Herz, so meisterhafte Charakteristik, so kräftig gezeichnete und mit so frischen Farben gemalte Natur, so viel Erhabnes über Menschheit und Schicksal, so viel Tiefe bey so viel Klarheit, so viel Hoheit bey so viel Einfachheit würden zu jeder Zeit den Namen des Vfs. berühmt, eine so glühende Schilderung der glühendsten Leidenschaft sein Buch zu jeder Zeit zu einem Lieblingsbuche der Jünglinge und Mädchen gemacht haben; damals kamen noch zwey *Zeitungsfände* hinzu, den Funken des Enthusiasmus in lohe Flammen zu jagen. Einmal die, der Zeit entsprechende Excentricität des Helden, die man, obwohl Schwachheit, so gern für Stärke nahm, weil sie sprudelte, und dann der Kampf, in welchen das Zeitalter sich verwickelt sah, und dem auch der Held des Romans unterlag, der Kampf der bestehenden Formen mit der Natur. Mit diesen beiden Umständen hatte *Gothe* sein Zeitalter im Innersten erfaßt; der Zauberstab war damit in seine Hand gegeben, und er lenkte nun das Publicum wohin er wollte. Ihm gelang es, die große Masse in Schwärmerey zu versetzen, und die Wirkung davon ist geblieben bis auf den heutigen Tag, und wird noch lange dauern. Zwar die erste mächtigste, die unmittlere Wirkung, die ist vorüber, wie die ganze Sturm- und Drangperiode; allein von jener Zeit hebt nicht nur die deutsche Romanenliteratur ganz eigentlich, sondern auch ihre Wichtigkeit für die Cultur der Nation an.

Einige dreyszig Jahre also sind es erst, daß wir wirklich eine solche Literatur in Deutschland haben. Zum Erstaunen ist es, welche Verwandlungen sie seit dieser Zeit schon erlitten hat; für den Psychologen und Geschichtsforscher aber gleich interessant muß die Beobachtung seyn, wie alle jene Verwandlungen mit den Verwandlungen der Nation — so weit sich diess von Deutschland sagen läßt — parallel laufen. Niemand wird hier eine ausgeführte Entwicklung davon

von erwarten; da der Raum nur Winke gestattet. Verständigen wir uns nur vorher über das, worauf es vornehmlich hier ankommt.

Die Denkart eines Zeitalters ist der Grund von dem Uebergewicht, was irgend ein Zweig der Literatur vor dem andern hat. Bis daher war dieses auf der Seite der alten Literatur und der theologischen Schriften gewesen. Die Morgenröthe der ästhetischen Literatur in Deutschland aber war zugleich die Abendröthe einer dumpfen theologischen Beschränktheit. Mit offenen Armen empfing man die Dichter, und selbst der fromme *Gellert* mag schon manche Betstunde unterbrochen haben. Immer glanzloser wurde der heilige Nimbus um das Haupt der Theologie, und da Apolls Geweihte in eben dem Grade auf gute Werke hielten, als die Theologen selbst vom Glauben nachliessen, was Wunder, wenn immer mehrere zu jener Partey übergingen, da diese weniger Heil versprechen konnte, und jene mehr Vergnügen gab. Den Zeitvertreib, den sonst geistliche Erquickungstunden gewährt hatten, sollte jetzt Einbildungskraft und Witz gewähren. Erholung brauchte man, die in höhern Ständen nicht sowohl im Aufhören, als im Wechsel der Beschäftigung bestehen kann. Gesellschaft kann man nicht immer haben, der Dämon der Langeweile ist ein lästiger Gast; beten war aus der Mode, man las also was eben in der Mode war, — *Dichter*.

Damit wäre das Uebergewicht erklärt, welches die poetische Literatur in Deutschland erhielt, nicht aber noch jenes, welches bald die Romane wieder in dieser vor andern Werken der Dichtkunst erhielten. *Gervé* ist der Meinung, die Romane seyen uns dadurch so reizend, ja nothwendig geworden, weil sie uns in die menschliche Gesellschaft wieder versetzen, von der wir gewissermaßen ausgeschlossen sind; weil sie uns Menschen von allerley Ständen, und in weit wichtigern Auftritten ihres Lebens handelnd und redend zeigen, als wir selbst zu sehen Gelegenheit haben; mit Einem Worte, weil sie uns das Vergnügen, unter Menschen, und unter Menschen aller Art zu seyn, das wir in der Wirklichkeit verloren haben, in der Erdichtung wieder verschaffen. Wenn nur aber andre Werke, z. B. historische Memoires, Biographien, Briefwechsel u. a. nicht auch das thäten, ohne das sie darum eben so häufig gelesen würden, als Romane. Es mag also wohl noch ein anderer Grund hiezu vorhanden seyn, und dieser mag wohl in der eigenthümlichen Beschaffenheit des Romans liegen.

Der Einzige, welcher bisher etwas Ausführliches, wiewohl bey weitem nichts Erschöpfendes, über den Roman geschrieben hat, *Blankenburg*, erklärt sich dahin, der Roman enthalte eine Reihe von Begebenheiten und Vorfällen, wodurch ein Mensch geführt werde, um am Ende, durch ihre Einwirkung auf ihn, vor unsern Augen, das zu werden, was er ist. Diese Reihe von Begebenheiten werde also eine, durch die Person des Helden verbundene, Kette von Ursache und Wirkung seyn, deren Resultat der Cha-

rakter des Helden sey. So erscheint freylich auch in dieser Hinsicht Agathon als der erste der Romane. Desto sonderbarer aber auch, das eben dieser erste der Romane, der classisch gebildete Leser befriedigt, doch verhältnißmäsig so wenig Glück gemacht hat, und viele Romane von *Hermes*, die doch jene Forderung genau erfüllen, gar keins. Die Lesewelt muß also etwas andres in den Romanen gesucht und gottirt haben, und bedarf es wohl eines Oedipus, dieses Andre zu errathen? Was in allen griechischen Romanen, von Klearchs an bis auf Niketas Eugeniannus herab, was in dem ersten Buche, das den Titel Roman an der Stirne trug, in *Guillaume de Lorris*'s Schrift von der Rose, was in allen ähnlichen Schriften des *Romanzo* die Hauptsache machte, — eine Liebesgeschichte, sie war es, die man ganz eigentlich darin suchte. Mit welchem Rechte, das fragen wir noch nicht, genug, das wir jetzt das Historische wissen. Die Sache ging so weit, das selbst mehrere Theoretiker jenen Inhalt in ihre Definitionen aufnahmen. Das mag einstweilen auf sich beruhen; so viel aber ist wieder historisch gewiß, das man so lange nichts von Romanen wußte, als Liebe nur Sache des Affects, lediglich sinnliches Interesse war. Dann erst, als sie mehr und mehr das Thierische verlor, das weibliche Geschlecht durch seine Reize gebietend wurde, der Zustand der Frauen sich änderte; das häusliche und gefellige Leben dadurch eine neue Form erhielt, dann erst entstanden Romane, in denen, wie in dem Leben, die Liebe Sache der Einbildungskraft, Angelegenheit des Herzens wurde. Dies angenommen, konnten die Alten keine besitzen, wenn sie auch vielleicht manche spielten, und sie waren nur die Frucht einer Zeit, welcher das Christenthum den Stempel der Sentimentalität, die Chevalerie den Stempel des Romantischen aufprägte, wo durch die christliche *Caritas* das *sexu charmant* geltend und dessen *foibles* sogar bedeutend wurden, theils weil sie den Mann zum Schutz aufforderten, theils weil sich Ideen von Glück daran knüpften, indem jetzt freye Gunst gewährte, was sonst nicht in der Willkür des weiblichen Haushiers gestanden hatte. Indem nun aber die Liebe einen höhern Charakter annahm, das Thierische daran sich verlor, das Geistige mehr hervorstach, von der Einbildungskraft aber ein so romantischer, lieblich dufftiger Nebelschleier darüber gebreitet ward, das hinter demselben Geist und Sinn ganz unvermerkt sich noch in Rapport setzen konnten; was Wunder, wenn man sich gern in Phantasien der Liebe einwiegen liefs, wodurch man des Lebens süßeste Wonne vorzogen, oder, noch einmal in den Orient des Lebens verzückt, die schöne Rosenzeit, im Traume der Erinnerung, nachgenofs. War doch einmal die Liebe, an sich schon so süß, eine der höchsten, der wichtigsten Angelegenheiten des Lebens geworden, wie hätte nicht das Schicksal Liebender allgemein interessiren sollen.

Ergiebt sich hieraus das große Interesse an Romanen: so läßt sich hieraus auch auf ihre Wichtigkeit

keit schliessen. Stets wird sich darin, nicht nur Gestalt und Gehalt der Liebe in einem Zeitalter, sondern auch, was genau damit zusammenhängt, der Geist der gesammten gefelligen Verhältnisse abspiegeln, und wiefern in diesen ganz eigentlich, nicht die bloße Letterncultur, die noch so wenig beweist, sondern die wahre Cultur eines Zeitalters sichtbar wird, sind sie warlich nicht unwichtige Zeichen der Zeit, Documente ihrer Sittlichkeit. Von der Zeit an, wo die Kleinmeister tiefgebeugt, bleich und hohlwangig, mit einer Thräne im Auge und einem Seufzer auf der Lippe ehrfurchtsvoll vor ihren Tyranninnen schmachteten, bis jetzt, wo sie mit struppigem Haar, dem grossen Prügel unterm Arm, der Brille auf der Nase, steif und gerade wie ein Flügelmännchen vor die Damen treten, und als Herrn der Schöpfung auf sie niederblicken; — wie viele Veränderungen, und was giebt uns mehr Auskunft über sie, als die Romane! Und wie in sittlicher: so können sie in vielen andern Hinsichten zu Documenten dienen. Sie zeugen nicht nur von dem Zustand der ästhetischen Bildung, sondern auch was im Intellectuellen, was im Politischen jedesmal an der Tagesordnung war, erkennt man darin wieder, und darum wird es immer wichtiger, über die Empfänglichkeit eines Zeitalters für eine gewisse Gattung von Romanen tiefere Untersuchungen anzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KÖNIGSBERG u. LEIPZIG, b. Göbbels u. Unzer: *Grundriß einer Geschichte, Erdbeschreibung und Statistik aller Provinzen des preussischen Staats*, nebst einer kurzen Einleitung in die allgemeine Geschichte und Geographie; zum Gebrauch der Schulen, von Ludw. v. Bacsko, Prof. der Geschichte bey der Artillerie-Akademie (in Königsberg) und verschiedener gelehrten Gesellsch. Mitglied. 1804. 174 S. 8.

Diese kleine Schrift über ein grosses Thema enthält zuerst (S. 1—17.) eine Einleitung in die mathematische und physische Geographie; und (S. 17—30.) einen Abriss der sogenannten politischen Geographie von Europa; dann (S. 30—71.) die Geographie und Statistik des preussischen Staats, und S. 71. bis zu Ende eine sogenannte historische Einleitung. Der Vf. wünscht, daß dies Büchlein zu einem Lehrbuch über diese Gegenstände in Schulen gebraucht werden möchte, aber — der Rec. wünscht, daß der Vf. etwas mehr Aufmerksamkeit auf die kleine Schrift gewendet haben möchte, oder bey einer neuen Auflage wenden möge, als jetzt geschehen ist, da er aus so verschiedenen Quellen geschöpft hat:

denn es ist nicht so leicht, als es vielleicht scheint, ein kleines Lehrbuch über einen viel umfassenden Gegenstand als Leitfaden zum Unterricht zu entwerfen; und wenn grosse Werke der Art oft nur rüthige Finger erfordern, so erfordern jene ernstliches und ununterbrochenes Nachdenken über das, was gegeben und nicht gegeben werden kann oder muß. Da es wirklich wünschenswerth ist, daß in unsern Schulen ein zweckmäßiges und wohlfeiles Buch der Art eingeführt werde, so wird Rec. einige Anmerkungen hierher setzen, welche der Vf. wenigstens in einigen Abschnitten bey einer neuen Auflage anwenden kann, um sein Buch zweckmäßiger einzurichten. — S. 14. heisst es: „Erde und Meer enthalten, so weit wir sie kennen, 28,000 Pflanzen und 16,000 Thiere;“ dies ist sehr undeutlich ausgedrückt und soll wahrscheinlich Pflanzen- und Thierarten heissen; aber auch dann möchte sich zumal gegen die Zahl der Thierarten vieles einwenden lassen. — S. 21. Daß auf einer Insel liegende Königreich Irland — ist ebenfalls undeutlich. Bey den statistischen Angaben, welche den preussischen Staat angehen, hätte der Vf. runde Zahlen angeben müssen, die eher im Gedächtnisse bleiben und sich auch nicht so schnell ändern; ausserdem hat er bey den Angaben der Volksmenge selten die Jahre der Zählung aufgeführt, und er sagt z. B.: die Volksmenge von Preussen ist ohne Militär 3,638,804 Menschen! Westpreussen soll nach ihm 573,719 Einwohner haben; es hatte aber im J. 1802. 794,000. Schlesien soll 1,795,468 Einwohner haben; es hatte aber im J. 1804. 2,048,000. Dem ganzen preussischen Staate giebt er 8,794,033 Menschen; dies ist aber für das J. 1803. um mehr als 800,000 Menschen zu wenig! — S. 38. Die Naturaliensammlung in Siemiatycze ist schon längst nach Rußland gekommen. — S. 49. Im Herzogthum Magdeburg soll die Luft feucht und ungesund seyn! woher hat doch wohl der Vf. diese Nachricht? — S. 53. Nach Bielefeld, Herford und Soest werden Domcapitel gesetzt, welche nicht dort sind. — Was versteht der Vf. wohl unter den kalkenen Pfeifen, die nach S. 55. in Ostfriesland gemacht werden sollen? — S. 56. Die Akademie der Wissenschaften in der Stadt *Baireuth* ist wohl ein Druckfehler! Bey der Stadt Münster erwähnt der Vf. 7 Klöster, 3 Gymnasien, aber nicht die Universität. — S. 64. „Die höchsten, von den verschiedenen Ministern gebildeten Collegien sind: das Kabinetministerium, Justizministerium“ u. s. w. Diese Departements sind aber keine Collegien; denn es findet hier keine collegialische Berathschlagung, kein Votiren, kein Stimmenfammeln u. s. w. statt. — Nach S. 68. sollen in allen Handwerken über 20,000 Meister im preussischen Staate seyn; die Zahl der Schuhmachermeister allein ist mehr als noch einmal so groß!

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 22. April 1805.

## ROMANEN - LITERATUR

(Fortsetzung von Num. 103.)

Jetzt die Winke, die wir zu geben versprochen. Seit der Sturm- und Drang-Periode kamen in Deutschland folgende an die Reihe: 1) die empfindsamer, 2) die komische, 3) die psychologische, 4) die Passions-, 5) die Ritter-, 6) Geisterseher-, Geister-, Zauber-, 7) die geheime Ordens- und Hofkabalensperiode, 8) die häusliche, 9) die Musterkarten-, und 10) die Räuber-, Diebes- und Gaunerperiode. Choeophoren waren dabey: 1) Millers Siegwart, 2) Müllers und Müllers Romane, 3) Meißners, *Spiess* und *Albricht* mit den Biographien der Wahnsinnigen und Selbstmörder, 4) Karl von Carlsberg und die Leiden der Ortenbergischen Familie, 5) Götz von Berlichingen auflebend durch Babo und Veit Weber, 6) Schillers Geisterseher, 7) Zschokke's und *Cramers* Romane, 8) Starke und Lafontaine, 9) *Elisa*, das Weib wie es seyn soll, und 10) Schillers Räuber beraubt von *Pulpius*. Hand in Hand mit diesen wandeln Ausgeburten frivoler Geister.

Diese Aufstellung schien nothwendig, weil mancher sonst hätte glauben können, nur ein ausgezeichneter Geist habe jedesmal den Ton angegeben, und die Zaunkönige haben sich dann auf den Adler gesetzt, um auch mit empor zu fliegen. Sieht er aber mehrere dieser Tongeber, dann gewiss wird er gestehen, diese Funken hätten nicht zünden können, wenn nicht der Zunder in der Zeit bereit lag, und äussere Umstände hinzu kamen, ihn anzufachen. — Welche wohl?

Mit den Sturm, und Drang-Sansculotten muß es so große Gefahr nicht gehabt haben, da sich das Wertherische Feuer so bald in Siegwartischen Thränen löschte. Es konnte unmöglich so geschwind zur Natur zurückgehen, als manche Stürmer wünschten, die Väter waren noch zu pedantisch, um die liebe Natur in den Töchtern ungehindert spielen zu lassen; den Müttern war noch zu viel von der christlichen Zucht und der alten Eingezogenheit übrig. War nun auch die Phantasie der Töchter entflammt, sie konnte doch keine Berge verrücken; auch waren die Töchter selbst noch zu fromm. Die Hindernisse waren daher zu groß, um das *Schauspiel für Götter, zwey Liebende zu sehen*, nach Herzenslust aufzuführen. Da sich aber gleichwohl jeder Jüngling sehnte, wie Werther zu lieben, und jedes Mädchen, wie Lotte geliebt zu seyn, da gab es Thränen, und man mußte froh seyn, an Siegwart einen Thränenableiter zu erhalten. Wie wollüstig waren sie, diese Thränen, die halb dem

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

Himmel, halb der Erde flossen! Die Liebe hatte einen religiösen Charakter angenommen, die sinnliche Schwärmerey sich zur übersinnlichen gesellt, um zusammen Einen wollüstigen Tod zu sterben.

Beide Schwärmereyen wurden zu Tode gelacht. Die übersinnliche hatte man hauptsächlich von Frankreich aus untergraben, wo die Philosophie durch Voltaire, Helvetius u. a. den Sieg über die Theologie vollständig davon getragen hatte. Diese Philosophie war Materialismus, der alles Ueber sinnliche auf Nerven schwingung zu reduciren wußte; und da man einen berühmten deutschen Dichter, dessen Werke Lieblingschriften der Nation waren, einstimmend genug damit fand: so war bald jede Exaltation zum Spott geworden. Man kann denken, wie es nun jenem, von *Klopstock* stammenden, religiösen Charakter der Liebe ergieng! Nooh dazu, da jene weinerlichen Liebenden der Blößen nur allzu viel gaben. *Musäus* in seinen physiognomischen Reisen machte auch sie zum Ziel seines Spottes, und da es psychologisch erwiesen ist, daß der Empfindsamste am leichtesten dumme Streiche macht: so darf man sich nicht wundern, daß die beschämten Mondhelden, als sie wieder anfangen, das Haupt zu erheben, ebenfalls, nur auf einem andern Wege, zum Materialismus kamen, was denn, bis etwa auf die Folgen, ungleich lustiger war. Man fand es jetzt gerathner mit *Müller* zu lachen, als mit *Miller* zu weinen.

Indess die Thränen sollten noch nicht so bald versiegen, denn die Folgen der materiellen Liebe waren nicht erfreulich. Alte böse Vorurtheile brandmarkten sie mit Schimpfe, und diese alten bösen Vorurtheile mußten ausgerottet werden. Von allen Dächern predigte man jetzt Duldung, bewies psychologisch - physiologisch (Psychologie war damals das Lieblingsstudium, und wurde gern mit Physiologie vermischt — Folge des Materialismus), daß der Mensch ein schwaches Geschöpf, sein Denken und Wollen nur zu abhängig von seinem Thiere sey, und schickte die Alten auf *Gottesacker* und in *Irrenhäuser*, um sie von ihrer Unduldsamkeit zu heilen. Bald waren nun alle Fehler und Schwächen mit einem Firniß von Edelmuth überzogen, man hörte viel von edeln Räubern, edeln Mordbrennern, edeln Blutschändern, edeln Freudenmädchen, und der Teufel selbst hätte damals leicht zum Adel gelangen können.

Wer nachzudenken gewohnt ist, mag doch untersuchen, ob es hiemit wie Ursache und Folge zusammenhängen könne, daß eben auf diese Periode jene folgte, wo alles über die *Leiden dieser Erde* klagte, und besonders eine Menge häuslichen Elends zum Vorschein



schein kam. Alle Familien waren damals so mit Leiden überschüttet, daß es ein Jammer anzusehn war.

Während alles dies vorging, hatte die Aufklärung gewaltige Fortschritte gemacht. Wenigstens waren die Kirchen leer geworden, die Erbauungsbücher in Verfall, die Romane in Aufnahme gekommen, man schrieb selbst Romane für Kinder, denen man im Unterricht alles einspielte, in der Erziehung alle Freyheit liefs. Immer mehr war man, auch durch pädagogische Reformen, zur Natur bereits zurück gekommen, das schöne Geschlecht zeigte sich mit freyerm, das starke mit kühnerm Anstand, die Scheidewand zwischen den beiden Geschlechtern war eingestürzt, und alles häusliche Elend hinderte nicht, daß man sich nicht nach Herzenslust mit einander amüßte hätte. Die Bande sonstiger zarter Scheu waren gelöst, Erfahrungen waren für das schöne Geschlecht nicht eben schimpflich; wann also konnten die mannhaften Ritter mehr zu gelegner Zeit kommen? Damals mußte man, um zu gefallen, durchaus ein alter Deutscher seyn, und wirklich die jungen Herren wurden so ritterhaft altdeutsch, als ob sie alle in der Flegeloctave des Lebens ständen.

Aller Aufklärung ungeachtet aber, und trotz Dr. Bahrtens, der die Wunder wegexegirt und gespottet hatte, gab es doch Magnetiseurs, Monddoctoren, Wunderwannen, Geisterbeschwörer, Jesuitenriecher und Geheimnißkrämer. Erschlaffte, abgestumpfte Nerven sollen zum Aberglauben geneigt machen (der Unglaube beruhte ohnedem meist nur auf Leichtsinne), und es fragt sich, ob nicht darum mit Schiller's Geisterseher in dem Publicum, wie ein Funke in einer Pulvertonne, wirkte.

Bis hieher erblickt man nichts, als eine stets fortschreitende Umwandlung der Denkart und Sitten. Um diese Zeit aber begannen in Europa die politischen Stürme zu wüthen, welche nothwendig die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußten. Mit ihnen zugleich gingen die Romanschreiber an, an allen Höfen Kabale zu machen, und fürstliche Mätressen wurden der große Hebel, der alles in Bewegung setzte. Was die Ordens-Romane betrifft: so erinnere man sich nur, daß sie genau in dieselbe Zeit fielen; wo selbst Kaffeehaus-Gesellschaften verdächtig schienen, Mißtrauen die Gemüther der Großen vergiftete, und jeder Naturrechtslehrer für einen Jacobiner galt. Alles war in Spannung, wie jene Romane: in der wirklichen wie in der idealen Welt ging es — gräßlich her.

Müde des ewigen Sturms, übersatt der Scenen des Gräuels mußte es ja wohl den Ruheliebenden Wohlthat dünken, sich in den stillen Hafen des häuslichen Lebens retten zu können. Je mehr man zerstörte häusliche Glückseligkeit sah, desto mehr mußte man sie schätzen lernen. Dieses Schätzen indeß beweist nichts für das Zeitalter, denn die Sache blieb meist in der Phantasie, ohne in die Wirklichkeit überzugehen, wo man mit Häuslichkeit höchstens paradierte. Dieses Verlieben von Kindesbeinen an, diese Bequemlichkeit bey dem Romanspielen im Hause, die-

ses duldende Hingeben der Mädchen, dies Schmachten und Sehnen, bevor sie sich noch als Jungfrauen fühlen konnten, dies Anschmiegen und Umfassen der Lämmchen, — das, das war die Hauptsache dabey, nach allen Erfahrungen, die Referent in mehr als einer Stadt zu machen Gelegenheit hatte.

Hätte auch zu einer andern Zeit die alberne Weggeworfenheit, die gänzliche Entwürdigung der Weiblichkeit in der Elisa so mächtig wirken können? Von der einen Seite kann es freylich als ein gutes Zeichen gelten, daß man überhaupt moralische Muster für das Leben aufzustellen besessen war. Unstreitig war dies dein Verdienst; unsterblicher Kant! Denn wer riß das Zeitalter aus seiner entehrenden moralischen und religiösen Schlaffucht so mächtig auf, als du mit deiner erhabenen Lehre von der strengen Pflicht. Da wärst es auch, der uns von der Schmach des Materialismus rettete; und man ahndete wieder, daß nicht von Trieben, daß von Ideen ein menschliches Leben regiert werden müsse. Man stellte also moralische Muster auf, aber hilf Himmel! von welcher Schieflage, welcher Verschrobenheit und Entartung zeugten die meisten. — Von Schlaffheit besonders die weiblichen, die sich aber freylich mit dem Hingeben so schön vertrug. Als daher unter den Folgen des Kriegs auch Räuberbanden sich zeigten, und Räuber, Banditen und Lazzaroni's, ein heillofes Lumpengefindel! sogleich auch aus den Buchläden strömten, da hörte man häufig in den Lesebibliotheken: Mamsell schickt die Elisa und bittet sich den Rinaldo aus; hier bringe ich Treue bis zum Tode und möchte gern den Hahn mit den neun Hühnern haben. — Wer fragt noch, wovon dies zeuge!

Mit diesem letzten Schritte stehen wir an der Schwelle der Gegenwart, und leid sollte es uns thun, wenn man nicht jetzt bedächtiger fragte: wie sieht es denn mit dieser aus? Wie wahr ist es, was Herder sagte: „Personen, die uns im Leben begegnen sollen, können wir nicht wählen; wohl aber Bücher, die wir lesen; über sie sollte die allgemeine Vernunft und Vorsorge nicht schlummern. Unmöglich kann es der Menschheit gleichgültig seyn, an welchen Mißgestalten sich der Jüngling ergötze, die Jungfrau gefalle, an denen das Kind, wie ins zarteste Wachs, seine ersten unauslöschlichen Eindrücke sammle. Die Gemächte unserer Zeit würden sonderbare Quodlibets schaffen, wenn nicht Eins das andre kräftlos verdrängte. Auf Jahre hinaus die nie wiederkommende Jugend zu verunstalten, sind indeß die Schlechsten immer noch mächtig genug. Wie mancher Unglücklichen verschoben schlechte Romane ihr Hirn; sie verderben ihr unerlässlich den Genuß und Gebrauch ihres Lebens.“ Pflicht ist es daher für ein kritisches Tribunal, die Sache nicht so leicht zu nehmen, als gewöhnlich geschieht, und dieser Pflicht nach bestem Gewissen uns zu entledigen, ist unser erster Voratz. Willens, auch die Gegenwart nach ihrer eigensten Gestalt in einem treuen Spiegel zu zeigen, durchgehen wir erst die Gallerie unserer romantischen Schriftsteller, suchen diese zu charakterisiren, ihre Werke

Werke zu würdigen, beobachten dann die Wirkungen derselben, und geben, dem gemäß, treu und streng die Resultate. Niemand stolze sich daran, daß jetzt nur immer von dem Stoffe die Rede war; man sieht wohl, es war nicht Schuld des Referenten. Wir werden der Form nicht weniger Aufmerksamkeit widmen, allein es ist nothwendig, daß manches andre vorher abgemacht werde, ehe von dem Aesthetischen die Rede nur seyn kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

## NEUERE SPRACHKUNDE.

SCHLESWIG, gedr. b. Serringhausen: *Die aufgehobenen Schwierigkeiten der französischen Sprache für einen Teutschen*, herausgegeben von F. Tribut. 1803. 182 S. 8. (12 gr.)

Ob der Vf. dieser Sprachlehre das, was der Titel spricht, zu leisten im Stande ist, mag der Leser aus folgenden ausgehobenen Stellen beurtheilen.

S. VI. „*Je suis cependant bien éloigné de croire l'avois rendu sans défauts.*“ Man sagt nicht *rendre un ouvrage sans défauts*, um machen oder vorfertigen auszudrücken.

S. VII. „*Que l'on ne fait, par conséquent, pas.*“ *Par conséquent* ist hier am unrechten Orte eingeschoben, und nach *que* läßt man nur *on* folgen, wenn das nächste Wort nicht mit *com* oder *con* anfängt. S. 10. „*M* vor *b, n, p, t*, wird wie *n* gelesen, z. B. *plomber, condamner.*“ In *condamner* wird *m* nicht wie in *plomber* ausgesprochen, sondern es ist völlig stumm, und macht das *a* lang. S. 11. „*T* zwischen zweyen Lautern wird als ein doppelt *i* gelesen, z. B. *royal, playe.*“

Allo *plâj* oder gar *plâh*? Bis jetzt lautet es *plâh*. Die folgenden Buchstaben werden am Ende der Wörter nicht ausgesprochen: *b, c, à, g, p, s, t*, z. B. *long, trop*, etc.“ Wie aber, wenn ein Vocal folgt? Das *g* gleicht dann dem *k*, als *un long accès* — und *p* wird gehört, als *trop entête*. Hr. Tribut bemerkt das aber nicht. Auf eben der Seite giebt der Vf. einen Beweis seines deutschen Stils, wo er sagt, „Ob man gleich behaupten kann, daß es in der französischen Sprache keine Abwandlungen gebe, weil die Namen keine Veränderung leiden; da aber dies schon angenommen ist, so will ich vier Abwandlungen annehmen.“ Mehr dergleichen fehlerhafte Sätze findet man auch weiterhin. S. 20. „Man muß vor den Hauptwörtern setzen c) die Adjectiva, welche verblümt Weise genommen werden, z. B. *une triste nouvelle* etc. Ausgenommen *noir, désagréable (désagréable), dangereux, élevé, orné.*“ *Elevé* und *orné* gehören hier gar nicht, weil sie als *participia passiva* immer hinter dem Substantiv stehen; *noir, désagréable* und *dangereux* haben aber ihre Stelle nicht immer hinter dem Hauptworte, wie der Vf. wähnt; denn die *Académie* sagt z. B. *une noire trahison, un noir attentat, un noir chagrin. Cela est d'une dangereuse conséquence* etc. S. 34. ist „*La plus belle femme que j'aye encore vû,*“ doppelt fehlerhaft; statt *vû* muß es *une* heißen, weil der Accusativ *que* vorhergeht; und fälschlich steht hier über

zu ein *a*, das Hr. T. auf Participien auf *a* setzt, als S. 73. *promis, mis, émis, dépouvé, entrevû, apparû, prévalu, vû, sù* etc.; da doch nur *du* und *crû* (gewachsen) ihn verlangen. S. 38. „Es ist auch eben so mit *fol, mol, vieil.*“ Der Vf. will, daß *viel* stets vor einen Vocal gesetzt werde. Besser ist aber *un vieux ami, un vieux habit* u. s. w. Nur gebraucht man *viel* *homme* und *viel Adam* noch in theologischen Schriften. S. 88. „*Je ne fais si il y consentiroit;*“ hier sollte *consentira* stehen, nicht *consentiroit*. S. 92. „Man braucht das erste Gerundium (den Infinitiv mit *de*) nach *afin, à moins, avant, de crainte* etc.“ Nicht immer ist dieses der Fall, sondern nur dann, wenn sich das Subject in dem Satze nicht verändert. Diesen Umstand kann ja aber der Anfänger nicht errathen. S. 93. „Merket, daß die Zeitwörter *désirer, espérer, plaire, souhaiter, vouloir*, bisweilen die *particulam de* wegwerfen, z. B. *je puis vous accompagner; il voudroit venir ici* etc.“ Nach *pouvoir* und *vouloir* kann niemals *de* folgen; lächerlich ist daher das *bisweilen* bey den eben genannten beiden Zeitwörtern. S. 111. „*Vous n'êtes pas aussi téméraire que votre frère; nous ne sommes pas aussi riches que vous le croyez.*“ In beiden Sätzen muß nicht *auff*, sondern *si* gebraucht werden. S. 112. „*Pas* und *point* können auch zierlich ausgelassen werden, mit *oser, pouvoir, savoir*; z. B. *je n'oserois vous le dire, il ne put répondre, elle ne sauroit vous satisfaire.*“ Das letzte Beyspiel paßt gar nicht, weil *je ne saurois, ich kann nicht*, niemals *pas* oder *point* verträgt. S. 121. „*En présence de moi,*“ muß *en ma présence* heißen. S. 122. ist *de sorte que* und *de manière que* unter die Conjunctionen gesetzt, welche den Indicativ erfordern. Beide Ausdrücke verlangen aber den Subjunctiv, sobald die darauf folgende Handlung ungewiß ist. S. 124. muß statt „*Voilà du bon vin, voilà du bon drap, j'ai du bon pain.*“ da kein *pronomen relativum* folgt, in allen drey Redensarten *de* statt *du* gesetzt seyn. S. 125. heißt es lächerlich genug: „Man braucht *en*, wenn man anzeigen will, daß die Sache, von welcher man redet, gleichsam in die Luft gehoben ist, z. B. *les vaisseaux sont en mer, les têtes sont en l'air.*“

Zum Schlusse bemerkt Rec., daß dieses Product von Druckfehlern wimmelt, und daher auch in dieser Rücksicht dem Anfänger mehr schädlich als nützlich seyn dürfte.

HALLE, b. Schimmelpfennig u. C.: *Ueber den Geist der polnischen Sprache*, eine Einleitung in die polnische literär-Geschichte für Deutsche, von J. S. Kaulfuß, D. der Philosophie und Lehrer der Geschichte am Gymnasio zu Posen. 1804. 227 S. kl. 8. (18 gr.)

In der Einleitung zeigt der Vf., wie falsch oft die polnische Sprache und Nation von sehr vielen in dem ehemaligen Polen mehrere Jahre als Beamte angestellten Deutschen beurtheilt wird. Er führt hievon auffallende Beyspiele an, und spricht besonders gegen die Aeußerungen eines gewissen Hn. Baumann, in sei-

feinen (vermeintlichen) *Darstellungen nach dem Leben* (Königsberg 1803.). Sodann bemüht sich Hr. K., zu beweisen, daß die polnische Sprache an extensivem Reichthum (die englische und französische ausgenommen) keiner weiche, an intensivem Reichthum die deutsche fast übertreffe oder ihr gleichkomme, an Biegsamkeit und Harmonie sie aber bey weitem hinter sich lasse. — Rec. gesteht, daß die Vergleichung und Würdigung der Sprachen eine sehr mißliche Sache ist, zumal wenn dieselben mit einander nicht verwandt sind. Rec. würde es daher nicht wagen, so unbedingt einer Sprache vor der andern den Vorzug zu geben, wie Hr. *Jahnisch* gethan hat, der an der russischen Conjugation Eigenheiten lobte, die er in der polnischen übersehe, ob sie gleich daselbst noch grammatisch vollständiger sind. Aber darin giebt Rec. dem Hh. K. vollkommen Recht, daß das Polnische eine vortreffliche Sprache ist, welche mit jeder eine Vergleichung aushält, ihre eigenthümlichen Schönheiten besitzt und keiner nachzusetzen ist. Auch muß Rec. an diesem Werkchen loben, daß der Vf. das Trockene der Vergleichung durch eine interessante Auswahl kleiner Gedichte, ein paar in Musik gesetzter Arien, zu beleben gewußt hat; glaubt aber mit Recht zu rügen, daß der Vf. manchmal zu hart über das Deutsche urtheilt, mehr nach den Bestandtheilen, als nach ihrer zur Ehre Deutschlands geschenehen Vervollkommnung. Wahr ist es allerdings, daß die weichen Buchstaben, die vielen Endungen auf *ana, ano, any*, eine Menge Vocale, der Umstand, daß kein Vocal verschluckt wird, die gehäuften Consonanten nicht hart ausgesprochen, sondern verschmolzen werden; die polnische Sprache sehr harmonisch machen und ihren Bestandtheilen gewisse Vorzüge vor dem Deutschen gewähren; aber eben so wahr ist, daß man im Deutschen durch den besondern Wortreichthum der Sprache eine Menge Härten vermeiden kann, die dem Nichtkenner das Schreiben im Deutschen erschweren, aber gewiss

dem Kenner (das sind, was dem Musiker die Dissonanzen. Aus den Dissonanzen und Consonanzen entsteht erst wahre Harmonie. Ein Paar Umstände, die der polnischen Sprache sehr zu statten kommen, hat der Vf. nicht bemerkt. Erstlich, daß die Substantiva größtentheils Adjectiva formiren, diese Adverbia und wiederum Substantiva der Eigenschaften, und daß die polnische Sprache nebst der böhmischen unter allen slavischen Sprachen die vollständigste Comparation hat und von den Comparativis sogar oft unübersetzbare, sehr sinnvolle Wörter bildet, z. B. von *Syn*, der Sohn, *synowski, filialis, solica*, die Hauptstadt, *stokarsny, residentialis, wickzofc*, die größere GröÙe, Menge, Mehrzahl, Mehrheit, *lepzofc*, das Besserseyn, von *glowa*, der Kopf, das Haupt, *glowny*, Kapitel, Hauptstück, hauptsächlich u. s. w., *glowiasly*, kopfförmig, gehäuptelt u. s. w., und nun *glownofc*, die Hauptfächlichkeit, *glowiasofc*, die kopfförmige Gestalt, die gehäuptelte Gestalt, daher auch von *ptak*, der Vogel, *lew*, der Löwe, *ptakowi*, z. B. *pazur* Vogelklaus, Löwenklaus. Diels muß genug seyn zur Probe der Bildsamkeit der Adjectiva: die Hr. K. übergangen zu haben scheint. Zweytens, daß in den Casibus der vollständigen mit Recht von Hh. K. gerühmten polnischen Declination weniger gleichlautende Endungen vorkommen, als in jeder andern Sprache (die russische Schwester-Sprache muß hiefin auch der polnischen nachgeben, nur die böhmische kommt ihr gleich). Rec. hält es auch noch für Pflicht, Hh. K. auf einige unrichtige Behauptungen aufmerksam zu machen: *chwalono mnie* heißt allerdings man lobte mich (S. 135.), *chwalono mnie bydzie*, *ist*, sagt man niemals. Es ist ein impersonelles Perfectum oder Imperfectum, welches keine Idee vom Präsens oder Futurum zuläßt. Die Form auf *wszy* ist kein Aoristus, sondern das französische *gerondif passe*. In der *Kopczynskischen* Grammatik hätte Hr. K. manches hierher gehörige finden können.

## KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Germanien: Unumstößlicher Beweis, daß die Handhabung der Polizey der Wohlfahrt eines Landes schädlich ist.* Eine Rede, gehalten vor denen, die sie hören wollen. 1804. 96 S. 8. (8 gr.) — Ein Gegenstand, der recht gut eine Perilfrage zuläßt, und worüber ein guter Satiriker manches Anziehende zu sagen haben kann. Der Vf. dieser Schrift aber, von der man nicht einieht, weshalb sie so geheimnißvoll im Publicum erscheint, versteht die ironische Sprache schlecht. Denn die Ungereimtheiten, welche er vorbringt, lösen sich selten in Wohlgerimtheiten auf, sondern bleiben meistens als fade Absurditäten stehen, worin Niemand das Satirische finden wird. So etwas aber nennt man läppisch. Von dieser Beschaffenheit ist z. B. außer mehreren folgende Stelle: S. 7. „Wo der Bauer und Bürger so arm ist, daß er nichts geben kann, da wird man auch keine Bettler finden: denn noch nie hat ein Bettler sich einfallen lassen, bey

seines Gleichen zu betteln; wo also Bettler herumlaufen, da herrscht Wohlstand. — Wo Straßensraub und nächtlicher Einbruch oft verübt werden, da muß auch Reichthum zu finden seyn, denn nach leeren Beuteln und Kästen sucht kein Dieb; mithin sind Straßensräuber und Diebe unverdächtige Zeugen, daß viel baarer Numerär im Lande ist. Wo unwissende Bartscherer, Schäferdoctoren, reisende Bergleute, Tyroler und Oslitäten-Krämer ihren Unterhalt finden, da müssen häufig Krankheiten herrschen; die meisten Krankheiten aber entstehen — aus dem Magen; wo daher Aftärzte und Arzneyen häufig gebraucht werden, da muß auch Wohlstand herrschen,“ und so läuft dieses läppische *Raisonnement* noch mehrere Seiten fort. Am Ende, wo einige unnutze und schädliche Arzneyen kenntlich gemacht werden, erhält die Schrift eine bessere Tendenz; im Ganzen ist aber der Ton der Ironie gänzlich verfehlt.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 23. April 1805.

## ROMANEN - LITERATUR.

(Fortsetzung von Num. 104.)

Die Schriften eines Mannes, der zuerst auf unsere romantische Periode so kräftig wirkte, mögen unsre Gallerie eröffnen.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit.* 1798. 568 S. 8.

Ebendaf., b. ebendem.: *Der Weltmann und der Dichter.* Von Friedrich Maximilian Klinger. 1798. 387 S. 8.

Ebendaf., b. ebend. (unter dem angeblichen Druckort Tiflis): *Sahir Eva's Erstgeborner im Paradiese.* Ein Beytrag zur Geschichte der Europäischen Cultur und Humanität. 1798. 368 S. 8.

Der Vf. war willens, zehn Romane herauszugeben, die zusammen nach Geist und Zweck Ein Ganzes ausmachen sollten. Davon sind, aufser den drey genannten, erschienen: *Fausts Leben, Thaten und Höllefahrt; Geschichte Giasars des Barmeciden; Geschichte Raphaels de Aquillas; die Reisen vor der Sündfluth; der Faust der Morgenländer;* von dem neunten haben wir Bruchstücke in dem ersten Bande der *Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur* erhalten, der zehnte wird leider! nicht erscheinen.

Ort und Zeit-Verhältnisse konnten den Vf. nöthigen, sich eine Zeitlang nicht als solchen zu nennen. Das Motto aber auf jenen Werken: „Mag auch angehörner Sinn sich verbergen?“ war nur zu anwendbar auf ihn selbst, denn jeden, der mit den grossen Geistern unserer Nation gern in stiller Vertraulichkeit lebt, sprach sogleich aus ihnen Klinger's Genius an. Eine feurige, kühne, der dichterischen des Morgenlands befreundete Einbildungskraft; freyer, gerader, offener Geist; hoher moralischer Sinn, der den Dichter in erhabner Würde über dem Gemeinen der Erde emporhält; ein Herz, das feurig für die Menschheit schlägt, aber nicht matt in Wünschen sich verzehrend, Energie genug hat, ein Bündniß mit dem scharfblickenden Geiste zu schliessen, damit dieser, der sich lange mit Auflösung der Räthsel der Menschheit: *Vorsehung, Schicksal und Ewigkeit,* beschäftigte, und zur Ausbeute tiefe Welt- und Menschenkenntniß davon trug, sicher rathe und muthig handle; über dieses alles noch eine lebenvolle kräftige Darstellung, und eine Sprache, die wie ein Strom daher braust, der immer über seine Ufer hinauszubrechen droht: — liessen alle diese vereinigten Eigen-  
A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

schaften wohl zweifeln, welcher Genius zu uns spreche?

Schande für Deutschland, wenn es nicht überflüssig ist, die Werke dieses Genius zu empfehlen! Darauf aber ist es auch bey uns nicht abgesehen, sondern auf eine Würdigung, die dem Geist und der Absicht des Vfs. entspreche. Hierauf hat noch kein kritisches Journal Rücksicht genommen, zum Theil freylich durch K's eigne Schuld, der im Anfange nicht angezeigt hatte, das man diese ganze Folge von Werken abwarten müsse, bevor man über eins derselben ein entscheidendes Urtheil fällen könne. Wir holen daher das Veräumte nach, müssen uns aber bey der Anzeige der schon angezeigten, oder noch anzuzeigenden, möglichste Kürze zum Gesetz machen.

So bald der Mensch, erwacht zum moralischen Selbstbewusstseyn, die Nemesis im Herzen, einen ersten Blick auf das räthselhafte Leben und den dunkeln Lauf der Weltbegebenheiten voll schreyender Widersprüche, Gräuel und Abscheulichkeiten wirft, seine Ansprüche auf Glück, seine Kraft, seine Hoffnungen und sein Schicksal gegen einander abwägt; fragt er, nicht ohne geheimen Schauer: Warum ist diels alles so? Mußte es so seyn? Wird es stets so bleiben? Wodurch kann es anders werden? Wer diese Fragen einmal sich aufwarf, wem stechende Zweifel darüber in der Seele aufstiegen, der kann nicht rasten, bis er nicht auf die eine oder andere Weise das finstre Räthsel sich zu einiger Beruhigung gelöst hat. Auf mehreren Wegen kann er versuchen zu seinem Ziele vorzudringen: *Metaphysische Speculation, Theologie, Geschichte,* sie waren die Hauptwege, auf denen die Forscher nach dem Ziele suchten. Redlich geprüft, was haben sie gefunden? Das zeigen *Faust, Raphael, die Reisen vor der Sündfluth.*

Früh fand *Faust* die Grenzen der Menschheit zu enge; und stiefs mit wilder Kraft dagegen an, um sie über die Wirklichkeit hinüber zu rücken. Er warf sich in die Wissenschaften; kaum aber hatte er ihrem Zauber gekostet, als der heftigste Durst nach Wahrheit in seiner Seele entbrannte. Nach langem Herumtappen waren seine Aernte: Zweifel, Unwille über die Kurzsichtigkeit des Menschen, Mißmuth und Murren gegen den, der ihn geschaffen, das Licht zu ahnden, ohne die dicke Finsterniß durchbrechen zu können. Er nagte an dem Gedanken: wie und woher es käme, das der fähige Kopf und der edle Mann überall unterdrückt, vernachlässigt sey, im Elende schmachte, während der Schelm und der Dummkopf reich, glücklich und angesehen wären. Er wollte  
num

nun den Grund des moralischen Uebels, das Verhältniß des Menschen mit dem Ewigen erforschen, wollte wissen, ob er es sey, der das Menschengeschlecht leite, und woher die ihn plagenden Widersprüche entständen? Er wollte die Finsterniß erleuchten, die ihm die Bestimmung des Menschen zu umhüllen schien. Eröffnete wollte er den Grund der Dinge haben, die geheimen Springfedern der Erscheinungen der physischen und moralischen Welt, und den falschlich gemacht, der alles geordnet hat. Wozu, meynt er, eine Fackel, wenn ihre dampfende Gluth den Irrenden nur blendet? — Vergebens aber, er faßt das Umfaßbare nicht, und als er eilt auf die Bühne des Lebens, und in den wunderbar durcheinanderkreuzenden Scenen der Welt Tugend und Laster verfohlungen, Gutes aus Bösem, Böses aus Gutem hervorgehen sieht, verwirrt sich sein Geist immer mehr; er sieht unendlich die Kette der Nothwendigkeit um die freyen Geschöpfe geschlungen, reißt mit Macht an der Kette und kann sie nicht zerreißen, knirscht, daß keiner Herr von den Folgen seiner Thaten ist, und kann es nicht ändern, und muß alles seinen ewigen Lauf gehen lassen, dahingegeben einer fremden Macht, die er nicht sieht, die seiner nur zu spotten scheint; und überall um ihn tiefes Dunkel und finstres Schweigen! — Da faßt ihn kalte, schreckliche Verzweiflung! Und das Resultat nun von allem? *Dem Geist des Menschen ist alles dunkel, er ist sich selbst ein Räthsel.*

Vielleicht aber, daß die Theologie gewährt, was die Speculation hartnäckig verweigerte. Jene Theologie, die sich auf *Offenbarung* gründet, denn durch das Licht der Vernunft entsteht den Menschen über jenes unfalsche Wesen, das sie Gott nennen, nichts als das einfache Gefühl: „Dieses Wesen sey der Vater der Menschen und Geister, aller Geschöpfe und Dinge, der sich an den Kräften, der Wirksamkeit der Natur, aller Wesen, der einmal gestifteten Ordnung ergötze, und nichts hindere, nichts fördere, um diese feste Ordnung nicht zu stören.“ In solcher Ueberzeugung wuchs *Raphael* auf, aber in *Spanien*, und unter *Philipp III.*, zu *Anfange des 17ten Jahrhunderts*, wo eben die Mauren vertrieben wurden. Nie vielleicht gab es ein Land und eine Zeit, wo die Theologie in den Händen der Priester mehr zu Unsinn, die Religion zu Fanatismus entartet wäre; nie vielleicht eine Zeit, wo sie, so ganz ungöttlich, als die verächtlichen Werkzeuge einer elenden unmenschlichen Politik öffentlich da ständen. Die Menschheit muß ein Schauder befallen, wenn sie Unschuldige *im Namen Gottes* auf die Folter gespannt sieht, und auf Scheiterhaufen winseln hört, nur um einen gedankenlosen Glauben zu erzwingen, der keinen Gott ehren kann. Christ und Unmensch — damals waren sie Eins, und gerade die Besten, die Edelsten, die Vortrefflichsten waren es, welche die Wuth, der Wahnsinn und die Rache der Unmenschen am grimmigsten verfolgte. Sollten nun diese Glauben, an die Göttlichkeit der Theologie haben? Sollten sie nicht dahin gebracht werden, mit *Raphael* vor dem Inquisitionsgericht auszurufen: „Ihr

seyd Priester des Wahnsinns, sprecht der Menschheit Hohn, und zertretet sie, um tyrannisch über sie zu herrschen. Von Gott sprecht Ihr zu mir? Was wißt Ihr von ihm? Wer ist Euer Gott? Was kann mir ein Gott seyn, um deswillen Ihr Vermehne sagt, daß ich hier stehe, den Ihr nun durch meine Ermordung rächen wollt! Was that ich ihm, ich, der ich nur strebte, die Gesetze der Menschheit nach der Leitung meines Herzens zu erfüllen! Was that mir Euer Gott, der weder mir, noch einem der Opfer Eurer Wuth beystund! der keines meiner Leiden stillte? zu dem der von Euch Geplagte vergebens ruft?“

Weit entfernt, Beruhigung erhalten zu haben, schneidet es jetzt nur um so tiefer in die Seele, daß wir auch hier wieder nichts erfahren, als dies: „Nothwendigkeit ist der Name der gewaltigen, unbekanntten Macht; dies ist alles, was du fassst! Unterwirf dich und stirb!“ Und dennoch hüte man sich, zu rasch zu entscheiden: denn wie, wenn nicht die Gottheit, sondern die Menschheit selbst durch Mißbrauch ihrer Gaben, durch falsche Anwendung ihrer Fähigkeiten, durch Kleinmuth und Trägheit, die Schuld von dem allen trüge? Und wie, wenn die *Geschichte* dies wirklich bestätigte? — Dieser Gedanke ist es, der den *Reisen vor der Sündfluth* zum Grunde liegt, deren Tendenz ist, zu zeigen, der Mensch mißbrauche leider, was ihm zu seinem Glück gegeben sey, Religion, Regierung und die Wissenschaften. Der Mensch wird als der eigne Vernichter seines glückseligen Zustandes aufgestellt, und nach *Roussseau* scheint der Vf. anzunehmen, derjenige sey der glücklichste, der in stiller Ruhe, fern von der rauschenden Thätigkeit der Menschen, seine Tage hinlebt, ohne zu wissen, wie die Menschen regiert werden, und ohne nachzuforschen, warum Gott vor unsern Augen Dinge geschehen läßt, wie wir sie täglich geschehen sehen.

Kann das aber der Mensch? Bestimmt er seine Lage und sein Schicksal? Wird er nicht gewaltiam hineingerissen in den Strudel des Lebens? Das große *Warum* kehrt also wieder. Der, Gott nicht mehr anklagende, seine Abhängigkeit aber bang anerkennende, Mensch will wissen, zu welchem Zweck er da ist, und kann er keine Antwort erzwingen, so möchte er wenigstens erfahren, warum die Natur mit ihm auf halbem Wege stehen geblieben ist, und ihn da nur ahnden läßt, wo er Gewisheit fodert. Dies auszuführen, ist *Giasar* bestimmt, der uns der Menschen ächte Hoheit aus seiner moralischen Natur entwickelt. „Der Mensch ist, vermöge seines freyen Willens, sein eigener Herr, Schöpfer seines Schicksals und seiner Bestimmung. Er kann durch sein Wirken den schönen Gang der moralischen Welt befördern und stören, und das ganze Menschengeschlecht, vom Bettler bis zum König, ist also, jeder nach seiner Kraft, zusammengenommen, Werkmeister der moralischen Welt. Der Mensch entwickelt nur das einmal in ihn gelegte Streben, wie jedes Ding der sichtbaren Welt; doch mit dem Unterschied, daß nur ihn sein freyer Wille, und sein das Böse und Gute begrei-

begreifender Sinn, der Strafe und der Belohnung fähig machen." Diese, die Vorlesung nicht angreifenden, die Natur des Menschen adelnden, Grundsätze waren es, denen gemäfs *Giasar* lebte und wirkte. Durch sie löste sich ihm jeder Miston in der moralischen Welt zu reiner Harmonie auf, und ruhig konnte er im Kerker sagen: „Noch weifs ich nicht, woher ich komme, wohin ich gehe. Um mich her sehe ich die Leichen meiner Geliebten, ahnde die Vernichtung meines ganzen edeln Geschlechts, sehe alle meine Zwecke zum Guten von der Hand eines Mannes zertrümmert, dem ich mich aufgeopfert habe! Höre sie verspottet, entstellt! In dieser Qual, dieser Finsterniß, diesem Zweifel erwart' ich den Tod des Verbrechers — und was ist es nun, das mir eine lichte, leuchtende Flamme vorhält in diesem schrecklichen Dunkel? Durch was betieg' ich die Zweifel? — Ich habe die Neigung zum Bösen besiegt. Die Reinheit meines Willens ist es, das Gefühl, nach dem Gesetze der Vernunft gehandelt zu haben; die Ueberzeugung, das ein Wesen nicht vergehen kann, das durch den Verstand gewirkt hat, die mich erheben." Mit dem Glauben an ein Jenseits, wo alles ausgeglichen werde, starb der edle *Giasar*, wie der edle *Raphael*, ruhig und muthig, das Bewußtseyn der Unsichuld im Herzen, den Tod des Verbrechers.

(Die Fortsetzung folgt.)

### LITERATURGESCHICHTE.

ZÜRICH, b. Orell, Füßli u. C.: *Salomon Hirzels Denkmal der Liebe und Freundschaft, seinem verewigten Bruder, D. Hans Caspar Hirzel, und seinen beiden Freunden, Ulrich und Schinz, geweiht.* 1804. VI u. 154 S. 8. (12 gr.)

Als der edle *Sully* in seinem höhern Alter von *Ludwig XIII.* an den Hof berufen ward, um über eine wichtige Staatsangelegenheit, über welche er, als vormaliger vertrauter Rath *Heinrichs IV.*, am besten Auskunft geben konnte, seinen Rath zu ertheilen, so stach freylich seine Kleidung von derjenigen, welche damals an dem Hofe gerade in der Mode war, merklich ab, und die Hofleute winkten einander ihren Spott darüber zu, bis der ehrwürdige Staatsmann voll Würde zu erkennen gab, wie er ehemals an dem Hofe seines königlichen Freundes glorwürdigsten Gedächtnisses behandelt worden wäre. Auch der Vf. vorliegender Schrift, ein acht und siebenzigjähriger Greis, der in der ehemaligen Verfassung seines Vaterlandes, des Cantons Zürich, als vieljähriger Senator, und in den letzten Zeiten als *Schatzmeister des Staats* ein Mann von vorzüglicher Bedeutung gewesen war, erscheint als Schriftsteller nicht mit der Eleganz des Stils, ohne die man heut zu Tage in der gelehrten Welt kaum mehr sich zeigen darf; seine Schreibart hat nicht die gehörige Leichtigkeit, und häufige Helvetismen, wie: *bey Häufe, ihme, ihne, seye, kümmerlich* (st. kaum), *nachhero, sint, wäre, Harpse* (st. Harfe) u. dgl., auch ungeschicklich gewählte Redensarten, wie:

*sich Liebe und Zutrauen zuziehen*, st. *sich L. u. Zutr. erwerben*, und (als Lobspruch): *Mein Freund legte bey nahe die Menschheit ab*, begegnen dem Auge des Lesers. Allein man lasse sich dadurch nicht in dem Genusse dieser schätzbaren Schrift stören; man sehe auf die Sachen, und übersehe die Gedankenform. Der Vf., ein mit der alten Literatur und mit der Geschichte seines Vaterlandes sehr vertrauter Gelehrter, ein Mann von altrepublikanischer Gesinnung, ein einflussvoller ehemaliger Regent, hat hier drey verdienten Männern, mit denen ihn theils Blutsverwandtschaft, theils eigne Wahl seit seiner Jugend verbanden, ein seiner würdiges Denkmal gestiftet. — Von seinem Bruder, dem bekannten Vf. des *philosophischen Bauers*, sagt er sehr richtig: „Lebhaft und feurig war er in allem seinem Thun, und das Feuer riß ihn oft dahin; doch wußte sein Verstand es auch manchnal zu mäfsigen. Seine Schriften schrieb er an einem fort; wenig strich er aus; warm eilte er damit in die Presse; was er bey dem Durchlesen der Bogen änderte, war alles; dennoch haben seine Werke wenig Merkmale von Eile; mit äußerster Anstrengung unternahm er alles, was er that, und liefs nicht davon ab, bis es vollendet war. Ausnehmend treu war er in der Freundschaft; wem er sie zuwandte, den besuchte er oft, dem erwarb er Ehre und Ansehen. War es um eine Verforgung zu thun, so scheute er keine Mühe, drang durch, und erhielt oft mehr Abneigung von den Zurückgesetzten, als von den Beförderten bleibenden Dank. Ueber die mißgünstigen Vorwürfe, als ob er hierin für seine Familie zu viel thäte, hielt er sich nicht auf. — Im Umgange führte er gern das Wort. — In den letzten Zeiten konnte er seinen Trübsinn nicht zurückhalten, das er nicht laut ausbrach. Sein Umgang war in diesen Zeiten schwer zu erdulden, da er oft ohne Ursache in Unwillen verfiel, und die Anwesenden in Verlegenheit setzte; aber wer hatte nicht Nachsicht, sogar Mitleiden mit ihm?“ Noch einiges aus seinem Leben. Seine Doctordissertation handelte von dem *Einflusse der Fröhlichkeit auf die Gesundheit*. Spät erst ward er Mitglied des grossen Rathes, spät auch Senator. (Die Aerzte wurden nicht selten in den Senat aufgenommen.) „Aber Zurücksetzung, bemerkt der Vf., macht oft nur *tüchtiger, mehr zu leisten*, und giebt dem Geiste mehr *Reife*.“ Seine zweyte Gattin ward nach einigen Jahren zufriedenen ehelichen Lebens nicht nur von einer schweren und langwierigen Krankheit, sondern auch von einer *unguten Stimmung gegen ihren Gemahl* befallen, die ihn unaussprechlich leiden machten. — Der zweyte, dem der Vf. ein Andenken widmete, ist der im J. 1795. verewigte Antistes *Johann Rudolf Ulrich*. Indem hier Hr. H. der freymüthigen Predigten, welche dieser Mann vormalig als Waisenhausprediger gehalten hatte, gedenkt, bemerkt er: es sey ihm unmöglich gewesen; nicht den nächsten Sonntag auf der Kanzel davon zu reden, wenn etwas vorgefallen sey, das sich nicht mit der Gerechtigkeit vertragen, und man im Publicum nachdrücklich davon gesprochen habe; denn dieß habe sich allemal tief in seine Seele gesenkt.

„Dies

„Dies machte aber, heist es, seinen nähern Umgang ein wenig beschwerlich, weil er oft, was man in vertrauten Stunden in seinen Schoofs ausgoß, in seinen öffentlichen Vorträgen berührte, welches zuweilen seinen Freunden *Verlegenheiten* zuzog, indem man vermuthete, man habe ihn zu seinen Rügen aufgefordert.“ Bey dieser Gelegenheit begegnet der Vf. auch der Bemerkung, welche man gemacht haben wollte, daß U. als Antistes nicht mehr so freymüthig gepredigt habe. „Im höhern Alter, sagt er, tritt *Klugheit* ein; und die grössere Anzahl von Geschäften gestattete nicht mehr (?) eine genaue Kenntniß der Geschichte des Tages; auch trugen seine Freunde Bedenken, ihm ihre eigne Empfindung allzustark mitzutheilen; übrigens predigte U. doch an Bettagen freymüthig; und wenn ein schweres Uebel die Stadt betraf, so stellte er es immer in seinem Ursprunge und in seinen Folgen dar.“ Dafs jedoch *Joh. Jak. Ulrich* in dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts als Weihenhausprediger in Schwäbisch-Graub. freymüthig gewesen sey, diess kann Rec., der dessen Predigten kennt, nicht zugeben; *Joh. Rudolf Ulrichs* Predigten erreichen im Gegentheil die Freymüthigkeit dieses seines Vorfahren bey weitem nicht, wobey es sich versteht, daß man dasjenige, was dem Zeitalter eines jeden von diesen zwey Predigern angehört, bey der Beurtheilung ihrer Vorträge gar nicht in Anschlag bringt, sondern jeden nur nach dem Mafsstabe der Zeit, in welcher er lebte, schätzt. Von seines Freundes *Belesenheit* sagt Hr. H., sie sey nicht ausnehmend gewesen; aber er habe nicht nachgelassen, bis er das Gelesene ganz durchgedacht habe. — Mit einer gewissen Vorliebe hat der Vf. das dem Statthalter *Heinrich Schinz*, dem Bruder der Gemahlin des Hn. Antistes *Hess*, einem kenntnißreichen Staatsmanne geweihte Denkmal bearbeitet. Schön ist die Anekdote, daß *Sch.* als Knabe, da seine Mutter aus vorübergehendem Mißvergnügen sich einige Zeit von der Familie entfernt hatte, immer fragte, wo seine Mutter wäre, und nicht nachließ, bis er sie selbst wieder in den Schoofs ihrer Haushaltung zurückbringen konnte. Mit einer *Unbefangeneheit*, die eben so sehr gefällt, als in Verwunderung setzt, erzählt der Vf. S. 105.: er habe seinem Freunde, auf dessen *Verschwiegenheit* er sich habe verlassen können, als dieser noch nicht Mitglied des Rathes gewo-

sen sey, von allem Nachricht gegeben, was in allen, auch den geheimsten, Versammlungen der Regenten vorgefallen sey. (Der Vf. wußte nämlich schon, ehe er ein Mitglied des Senats, und später auch des geheimen Rathes wurde, als *Geheimschreiber* des Staats um alles, was selbst in dem geheimen Rathe verhandelt wurde.) Ueber die Moralität dieser vertraulichen Eröffnungen würde sich Rec. gern eine Digression erlauben, wenn der Raum es gestattete; schwerlich dürfte der Vf. damit vor einem bürgerlichen Richter bestehen; und doch hat er sich vielleicht vor Gott, der das Herz ansieht, und nicht bloß das Aeußere der menschlichen Handlungen richtet, dieser freundschaftlichen Entdeckungen, die ihm jedoch bey einem gewissen Vorfalle nach seiner eigenen Erzählung beynahe gefährlich geworden wären, keineswegs zu schämen. Trefflich bemerkt er, indem er einer Entfernung seines Freundes (auf einige Jahre) aus der Hauptstadt gedenkt: „Die Entfernung eines junghätigen Mannes im Flor seines Ansehens ist allemal eine *Wohthat* für ihn; er weicht dem *Neide* aus, der allmählig ihm lästig zu werden beginnt; er macht die Stimmen des Lobes, welche müde sind, immer vorzüglich für *Einen* zu tönen, schweigen, und enthebt die Welt der Beschwerden einer anhaltenden Zufriedenheit mit ihm.“ Am Ende dieser Schrift theilt Hr. H. noch eine Rede mit, die er im J. 1794 vor dem großen Rathe zu Zürich hielt; in dieser Rede kann er nicht verhehlen, daß das *Ungemach der Zeiten* auch auf die Staatseinnahme großen Einfluß zu haben beginne; er zeigt aber mit Rückblick auf die Geschichte der Vorzeit, daß der Staat, dessen Wohlstand abnehme, vieler *guten Einwürfe, Absichten und Unternehmungen*, die er sonst nicht so leicht ergriffen und unterhalten hätte, empfänglicher werde, daß er dadurch *Vorsichtigkeit* lerne, daß er hernach den in günstigeren Zeiten wieder zurückkehrenden *Wohlstand besser ertrage*, und daß er zugleich gestärkt werde, das höhere Ungemach, das etwa von der Vorsehung über ihn verhängt werden möchte, mit *größerer Gelassenheit zu ertragen*. Diess alles ist würdig und kräftig ausgeführt, und Rec. bezeugt dem Vf. mit dem er durchaus in keinen Verhältnissen steht, für die ganze Schrift seine ungeheuchelte Hochachtung.

### KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. Nürnberg, in d. Stein. Buchh.: *Abhandlung vom Bau der Nelken, Hyazinthen und Ranunkeln, ihrer Fortpflanzung und Krankheiten; nebst einer Einleitung von Pflanzen insgemein und einer kurzen Beschreibung ausländischer Gewächse*. 1803. 84 S. kl. 8. m. 2 ill. Kpf. (6 gr.) — Auf drey kleinen Bogen läßt sich von so vielen Gegenständen wenig erwarten; doch hat der Vf. als Kenner gearbeitet. Er beschreibt die zu *Erziehung schöner Nelken* nöthige Erde, zeigt, was für Nelken zum Samentragen tauglich seyen, und wie man sie desfalls pflegen müsse; wie sie im Freyen und wie sie im Hause zu überwintern; wie sie von den Läusen mit Schwefeldampf und vom Rost und Hohlucht zu curiren u. s. w. Es ist aber leicht zu erachten, daß nur die allgemeinsten Regeln angeführt

werden. — In Rücksicht der *Hyazinthen* lehrt er, wie aus dem Samen schöne gefüllte erzogen werden; was für Erdreich sie verlangen; wie die Zwiebeln zu behandeln; wenn sie zu legen; wie ihre Krankheiten zu verhüten u. s. w. Am Schluß wird — und diese war vielleicht die Hauptabsicht der Schrift — Hn. *Küsters zu Osterwick Hyazinthen-, Nelken- und Ranunkel-Handel* empfohlen. — Von den *Ranunkeln* folgen ein Paar Worte von Säung ihres Samens u. s. w. — Die *ausländischen Gewächse*, die hier beschrieben werden, sind: die *Dattelpalme*, die *Kokospalme*, der *Kaffeebaum* und das *Zuckerrohr*. — Die *zwey illumirten Kupfer* sind ein Zweig des *Kaffeebaums* und das *Zuckerrohr*.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. April 1805.

## ROMANEN - LITERATUR.

(Fortsetzung von Num. 105.)

Man sieht, diese Romane umfassen alle natürlichen und erkünstelten Verhältnisse des Menschen, dessen ganzes moralisches Daseyn, und berühren alle Punkte desselben, Gesellschaft, Regierung, Religion, hohen idealen Sinn, die süßen Träume einer andern Welt, die schimmernde Hoffnung auf reineres Daseyn über dieser Erde. Der Vf. stellt den Menschen bald in seiner glänzendsten Erhabenheit, seinem idealsten Schwunge, bald in seiner tiefsten Erniedrigung, seiner flachsten Erbärmlichkeit auf. Hier leuchtet ihm die Tugend, das einzige wahre Bild der Gottheit, dort folgt er dem trugvollen Götzen dem Wahne, den er selbst geschaffen hat. Und so findet der Leser in diesen Werken den rastlosen, kühnen, oft fruchtlosen Kampf der Edeln mit den von diesem Götzen erzeugten Gespenstern, die Verzerrungen des Herzens und des Verstandes, die erhabenen Träume, den thierischen, verderbten, den reinen und hohen Sinn, Heldenthaten und Verbrechen, Klugheit und Wahnwitz, Gewalt und seufzende Unterwerfung, kurz — die ganze menschliche Gesellschaft mit allen ihren Wundern und Thorheiten, allen ihren Scheuslichkeiten und Vorzügen, wie der Vf. selbst erklärt.

Hat nun aber das bangende Herz durch Giasars schönen Glauben Beruhigung gefunden, und ist für das Leben eine neue Hoffnung aufgegangen: so geben wir zwar das Begreifen des Unbegreiflichen auf, und fügen uns gefasster der ewigen, unabänderlichen Ordnung der Dinge; allein verlangen, vom kalten Geist des Zweifelns beschlichen, nach Auskunft über die Fragen: Ist jener Enthusiasmus wohl mehr, als der Traum eines Schwärmers? Rechtfertigt ihn der kalte Verstand? Jagen wir nicht, ihm folgend, leeren Schatten nach, und verlieren darüber die Wesenheit? Ja, läßt sich, so wie die Welt einmal ist, und ihre jetzigen Verhältnisse sind, überhaupt ein solcher Traum realisiren?

Um diese wichtigen Bedenklichkeiten zu beseitigen, beantwortet zuerst der Vf. in dem *Faust der Morgenländer* die Frage: ob es besser für den Menschen sey, den Eingebungen des Herzens im Leben und Wirken zu folgen, oder bloß der kalten Vernunft (*Verstand!*), die immer den Nutzen-voraus berechnet; auf welcher Seite der größte Gewinn für den Menschen liege, durch welches er glücklicher werde? Er zeigt, daß der Sterbliche, welcher durch den kalten Verstand die Wärme seines Herzens aus-

lösche, seinen Kräften und seiner Selbstständigkeit nicht mehr vertraue, mit dem schönsten Genuße seinen eigenen Werth wagt; zeigt, daß *Streben* und *Wünschen* des Menschen Erbtheil, daß es sein Glück sey, *lachen* und *weinen* zu können. Aus Abdallahs Geschichte geht uns die Lehre hervor: Das Herz belebe die Blüthe des Lebens, welche der kalte Verstand vertrocknen will. Die schöne Blüthe wird nun reifen zur Frucht, in einsamen, stillen Thaten des menschlichen Lebens. Das Herz erschaffe die That, der Verstand überlege und rathe, Güte und Weisheit umschließen beide, dann geht der Sterbliche sichern und festen Tritt einher, das übrige ist des Schicksals!

Ueberzeugt nunmehr, der *Enthusiasmus* für alles Gute und Wahre, die *Begeisterung* für alles Schöne und Edle gehöre wesentlich zu dem, unserer Natur bestimmten, Glück, werden wir von dem Vf. in eine neue Welt geführt. Bisher entrückten uns seine Darstellungen entweder in die Vorzeit, oder in entlegne Welttheile, jetzt eröffnet er den Schauplatz der Gegenwart *um* uns und *in* uns. Mit tiefer Einsicht und weiser Wahl! Dadurch sohlägt er jeden Zweifel nieder, als sey er fremd in *unser* Welt, und benimmt uns die Ausflucht, als lasse sich in *unsern* Verhältnissen kein ideales Leben führen. Muster und Beyspiel aufstellend berichtigt er unsre Einsichten, und stimmt unsre Erwartung auf den gehörigen Ton. Alle bisher angeführte Werke athmen hohen Geist und vertragen die Hand des Meisters, die *Geschichte eines Deutschen* aber und der *Weltmann* und der *Dichter* dürften leicht die vollendetsten dieses Vfs. seyn.

Durch eigne Denkungsart und besondre Stimmung des Herzens eben so merkwürdig, als durch sein Schicksal, ist *Ernst v. Falkenburg*. Früh schon ruhte sein Daseyn und Wirken mehr in seinem Innern, und richtete sich mehr gegen dieses, als nach außen und um sich her. Ferdinand, der mit ihm erzogen wurde, äußerte mehr Ausguß und Gebraus einer lebendigen Einbildungskraft. Darauf erbaute ihr Erzieher Hadem seinen Plan, in jenem die moralische Kraft zu entwickeln, ihn durch dieselbe über alle Ereignisse des Schicksals zu erheben, und in Ferdinand die Einbildungskraft mehr in Einverständnis mit der Vernunft zu bringen, und ihn so fest daran zu knüpfen, daß er bey den feurigen Aufwallungen der Begierden, und den ersten Schlägen des Schicksals, nicht erlage. In tiefer Stille betrat Ernst das ideale Land der Tugend, Ferdinand, zwar auf Momente für sie leicht enthusiastirt, liebte Welt und Glanz; ein



Unterschied, der sich dann recht auffallend zeigte, als beide in die Residenz zu Ernsts Oheim kamen, in ein Haus voll seiner Höflichkeit und kalten Anstands der Vornehmen. Ernst war still und fest, aber den Menschen fremd, indess Ferdinand der Liebling des ganzen Hauses wurde. Hadem wollte aus Ernst einen Menschen bilden, der Oheim wollte einen Edelmann haben, und entfernte Hadem, um seinen Zweck zu erreichen. Dieser, nun außer Stand gesetzt, die angefangene Bildung zu vollenden, hinterließ seinem Zögling — *Rousseau's Emil*, der ihn taub gegen alle Lehren Renots, des neuen Hofmeisters, machte. So idealisch Hadem, so materialistisch war Renot, und um mit Einem Alles zu sagen: *Hadem ist Rousseau, Renot Helvetius*. Nur auf Ferdinand wirkte des Letztern Welt- und Hofphilosophie, für ein sinnliches Zeitalter aus einem sinnlichen Zeitalter abtrahirt; Ernst hatte sich fest überzeugt, die Stärke der Seele sey der Grundstein aller Tugend, und diese könne sich nur durch Proben erweisen. So vorbereitet traten sie als Männer wirkend in das Leben, und wer erräth nicht, daß Ernst Rousseau's Schicksal theilte, den Menschen lächerlich, von ihnen gehasst und verfolgt zu seyn, indess der Mann des andern Systems das glänzendere Schicksal hatte, allgemein beliebt zu werden. — Ungern macht hier Rec. einen Sprung, den die Grenzen der Recension erfordern. Ob schon aber Ernsts jetzt erhebendes, dann erfreuendes, nun rührendes und endlich herzzerfchneidendes Schicksal übergehend, muß er doch sagen, daß hier sich das treueste Gemälde des Zeitgeistes und goldne Worte darüber finden. Die Wirkung Werthers, wo man nicht den Dichter, sondern den Helden bewunderte; die Wirkung des Romanlesens, das alle einfache natürliche Gefühle verzerrt, und an deren Stelle einen erkünstelten Kitzel der Phantasie und der Eitelkeit setzt; Rousseau's Genius und Helvetius' irdischer Geist mit ihrem Einfluß auf das Zeitalter; der Geist, der in Frankreich, England und Deutschland alles in Bewegung setzt; die Folgen, welche alles dies auf die öffentliche Meinung und die Verhältnisse des Lebens, so wie jene traurigen Folgen, welche unsre unvernünftige ästhetische Bildung der Mädchen, selbst auf eine von Natur schöne weibliche Seele, wie Amalia gewiß ist, äußern muß: wo ist dies alles treuer, wahrer, schöner, eindringender geschildert, als hier, wo wir einerseits die französische Revolution mit ihren Wirkungen auf Deutschland und dessen Fürstenthöfe sich daraus entwickeln, und andererseits unsern Freund dadurch, eben in dem Augenblicke, wo der allgemeine Haß ihn verfolgte und stürzte, über der Leiche des lieblichen gemordeten Kindes, betrogen von Ferdinand, losgerissen von dem Herzen der Gattin, in kalter Verzweiflung, mit einem Herzen voll Menschenhafs, sitzen sehen. Hier mag der gewöhnliche Mensch vermuthen, daß Ernst seinen Glauben an die Tugend verloren habe: denn wie begriffe ein gewöhnlicher Mensch einen Ernst. Gewankt, ja! aber verloren nicht. Ernst findet Hadem wieder, durch Hadem sich selbst, und da kehrt Trost und Ruhe wie-

der in seine Seele, erhaben über das Schicksal steht er da, still aber groß?

Hat sich der Eindruck der stillen Tränen, den dieß Buch in der Seele zurückläßt, allmählig gemildert; so erweckt es, unter vielen andern Betrachtungen, auch diese: ob ein Mensch von so idealem Sinn wohl auch zu *Regierungsgeschäften* taugte, zu denen Ernst gebraucht wurde? *Der Weltmann und der Dichter* löst das Räthsel, das nur ein Mann lösen konnte, der in seiner Person den Weltmann und den Dichter;

„mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick“

vereinigt. Hätte Kl. auch nichts geschrieben, als dieses Werk, er wäre der Unterblichkeit gewiß. An dem Vermögen große Zwecke mit wenig Aufwand von Mitteln zu erreichen, daran erkennt man das Genie, an rein ausgeprägter Form und ächter Objectivität das vollendete Kunstwerk, an dem Motiviren die Tiefe des Künstlers: und in jeder Hinsicht ist dieß Werk ausgezeichnet, zeigt sich der Vf. gleich groß. Die äußere Form ist ganz originell, Gespräch, aber nur zwischen zwey Personen. Mit immer steigendem Interesse für den Leser, das ihn wie in einen Zauberkreis bannt, erzählen diese sich ihre Begebenheiten. Erzählen? Nicht doch! Hier ist wahres Drama mit ächt platonisch-dialogischer Kunst: denn alles wird vor unsern Augen. In meisterhaft angelegten Situationen zeigt, entwickelt und stellt sich dar der Charakter der Personen; nicht in Gemälden, in immer fortschreitender Handlung, wobey die so natürliche Fortleitung der Scenen die Erzählung *nothwendig* herbeiführt, nur als Mittel aber eines uns wichtig gewordenen Folgenden, wodurch sie schon wieder zu Handlung wird, und unsre Aufmerksamkeit in steter Spannung erhält, die immer größer wird, je mehr die ganz entgegen gesetzten Charaktere wechselseitig uns mit Liebe und Abscheu, Mitleid und Furcht erfüllen, unser Urtheil und unsre Neigung in Ungewissheit hinüber schwankt, bis endlich alles sich zu unserer Beruhigung in Harmonie auflöst. Man les, man bewundere selbst, Rec. muß seine angefangene Darstellung zu vollenden suchen.

Von zwey Schulfreunden war der eine Minister, der andre Dichter geworden. Nach zwanzigjähriger Trennung endlich hat der Dichter bey dem Minister, nicht für sich, etwas zu suchen. Was ist aus jedem geworden? Ganz Profa sieht jener nur die nackte Wahrheit an den Dingen, dieser die Wahrheit im schönern Gewande. Kein Wunder, wenn nun der Letztere öfter über den Ersten erschrickt, dessen Seele schon bey dem Studium der Jurisprudenz, die ihm nichts anders war, als ein Zusammentragen von Gesetzen, Klauseln, Glossen, Commentarien gegen Betrügereyen und Schurkereyen, erkaltet; der empor gestiegen war durch die Kunst, dasjenige, wodurch man etwas werth ist, sehr sorgfältig zu verbergen; der von den Menschen eine sehr schlechte Meinung hegte; dem das Herz nichts, Feinheit und Kälte des Verstandes alles galt; der, um seinen Zweck zu erreichen, die Selbst-

Selbstverläugnung bis zum Empörenden zu treiben fähig, und dessen Grundsatz war, jeder muß das ganz feyn, was er sich zu feyn einmal zum Zweck gemacht hat. Diesem Grundsatz treu hatte er auch, um vieles andere zu übergehen, in England den Bluttractat unterzeichnet, kraft dessen Deutschlands Söhne am Ohio-Ströme geschlachtet wurden. Da sich nun indess aus des Dichters Natur durch die moralische Kraft jener angedeutete ideale Sinn entwickelt hatte, (man sieht, der Dichter ist kein bloßer Autor,) wodurch Einfachheit des Lebens, Beschränktheit der Wünsche sein Element ward, und da, indem er seinen Geist mit dem Großen, Edeln und Göttlichen nährte, sein S Streben dahin gieng, die, von ihm geliebten, Menschen zur Quelle ihres wahren Glücks zu führen: begreiflich, daß ihn bey allem diesen ein Graufen besiel. Indessen der Weltmann bewies, es habe so kommen müssen, ein Theil des deutschen Blutes sey verkauft worden, damit den übrigen die Quelle des Blutes nicht gänzlich austrocknen sollte; das Böse werde ihnen leicht, das Gute schwer, sehr schwer gemacht u. s. w. Darum müsse ihr Leben ein Kunstwerk seyn, ein recht künstliches, recht zusammengesetztes, wo Politik nicht selten die Moral vertreten müsse, und wo des Dichters idealer Sinn nur Unheil und Verwirrung anrichten würde, weil bloß Noth und Klugheit hier gesetzgebend seyen.

Damit wären allerdings Geister von Ersts Art, durch eine traurige Nothwendigkeit, hier abgewiesen, wogegen sich freylich des Dichters Dämon schützelte. Bald aber söhnt ihn das Herz mit der ewigen Gerechtigkeit wieder aus. Nicht nur muß er erst dem Weltmann gestehen: „Sie sind mir viel geworden — ich habe viel von Ihnen gelernt — ich achte Sie um einiger Züge willen, ich liebe Sie um mancher —“, sondern muß ihm auch zugeben, daß die falschen, schiefen Seitenblicke, auf seinen Stand geworfen, nichts weiter zeigen, als Stumpfheit und Armut des Geistes. Die Menge urtheilt nach dem Anschein von Glück, und verurtheilt den Schein von Kälte; ihr ahndet nicht, daß es im Innern des Weltmanns oft blute, und daß dieser dem idealen Geiste heimlich wohl gestehe: „Der wahrhaft Glückliche bist doch du?“

Auf diese Weise löst sich der scheinbare Widerspruch zwischen diesem und dem vorhergehenden Werke, der bey einem einseitigen, Welt und Menschen nicht durch Erfahrung und eignes Herz gleich tief kennendem, Schriftsteller nicht hätte entstehen können. Wir erblicken die Welt, wie sie ist, und wie sie seyn sollte: und wenn sie uns dann oft bis zur Empörung widersprechende Seiten zeigt; so ist dies eben so wenig Schuld des Vfs., als wenn er das Düstere und Schauervolle nicht mit lachenden Farben mahlt. Zwar gieng von jeher seine Neigung mehr gegen das Pathetische und Schreckliche; daß er aber nicht finster von Natur, es nur durch Erfahrungen geworden, sey, beweist die liebliche Heiterkeit, die über sein Märchen Sahir verbreitet ist, den ein Rec. bey seiner ersten Erscheinung, unter dem Titel: *Geschichte vom*

*goldnen Hahn; ein Beytrag zur Kirchengeschichte*, (1785.) für eine verlorne Handschrift von *Voltaire* hielt, dessen Laune man wirklich oft darin zu erkennen meint. Freylich aber bleibt, trotz der schalkhaften Laune und dem jugendlichen Colorit, die Tendenz immerernsthafte: denn der Vf., auch hier die deutsche Natur nicht verläugnend, zeigt darin *Quelle und Heilmittel* der Uebel unsers religiös-politisch-gesellschaftlichen Lebens an. Das Gewebe des Märchens als bekannter voraussetzend, begnügen wir uns, nur diese Tendenz anzugeben. Sahir zeigt S. 332 fgg. die Quelle in falscher Aufklärung und Erleuchtung, Cultur und Humanität, und was die Heilmittel betrifft; so ruft *der Geist der Natur*, seinen Lieblingen Fanno und Rosa, zu: „*Lebet in mir! mit mir!* Ich bin und mit Euch, und kann Euch nicht deutlicher werden, als ich es bin. Leben und Verwelken, Gedeihen und Zerstörung hangen an einander; meine Freundschaft verbirgt Euch die nahe Verkettung. Ich liebe meine Kinder, und habe ihnen die Täufchung zur Gefährtin gegeben. Ohne sie erstarrte Euer Geist, und der Frost des Todes beschliche Euer Herz. — Mein Lohn ist Euer Glück, die Quelle dazu strömt mit reichem Flusse in Eurem Herzen. Suchet es nur da! Fliehet den Wahn derer, die es außer mir suchen. — Ihr kehrt wieder zu mir zurück; denn Ihr seyd eins mit mir, und könnt Euch nie von mir trennen!“

Mit dieser gedrängten Darstellung des Inhalts und Enthüllung der Absicht der Schriften, glauben wir bey dem Leser etwas zur Bekanntschaft mit dem Geiste ihres Vfs. beygetragen zu haben, und zwar genug, daß dessen eigenthümliche Physiognomie sich bestimmt und deutlich auspreche. Vergleiche der Leser, was *Kl.* über sich selbst sagt, Betracht. Th. 3. S. 59. Nr. 709. Was wird er aber dann urtheilen, wenn er einen *Jean Paul* also darüber laut werden hört: „in *Klinger* kämpften zwey Welten so lange, bis endlich die bürgerliche siegend vorwog.“ Wenn Sinn in diesen Worten liegt, welcher kann es seyn? Unmöglich kann *Jean Paul* ein solcher Phantast seyn, daß er wollen könnte, *Klinger*, der General, der Curator einer Universität, der Präsident zweyer wichtiger Departements, der Director mehrerer Erziehungsanstalten, sollte nicht mit Kraft und Muth in die Sphäre seiner Wirksamkeit eingreifen, sondern lieber *träumen*. Vielleicht aber soll es heißen, *Kl.* habe darüber die höhere Weltanschauung verloren. Wie denn? Er, der auf der schlüpfrigsten Laufbahn, umgeben von einer luxuriösen Welt, unter misslichen Verhältnissen, zu einer Zeit, wo feste Männlichkeit, kühner Muth wohl gar Gefahr drohte; er, der da noch diese hohe moralische Kraft behauptete und bewies? Der nie die Idee der edleren Menschheit aus dem Auge verlor? — Dann wäre die Behauptung platter Unsin. Was aber soll sie denn heißen? — *Die romantische Welt hat Klinger verloren!* — Wirklich? — Nun, so laßt doch sehen! Die romantische Welt ist, wie wir zu einer andern Zeit zeigen werden, ganz eigentlich die Welt des Traumes, und gehört, als solche, wieder ganz eigentlich dem Märchen an. Da nun  
Jean

Jean Paul selbst dem Klingerschen *Mährchen* (Sahir) Romantik zugelehrt, was will er denn weiter? Sollen wir nur träumen, und wieder träumen, und nichts als träumen? Nicht auch wachen? Soll Kl. das Romantische des Mährchens auch *in den Roman* übertragen? Der hat freylich sein Romantisches auch, nur von einer weit andern Art, woran es Kl. nicht hatte fehlen lassen, so weit sein Zweck es gestattete. Sein Zweck aber war, nicht Romane überhaupt, sondern *philosophische Romane* zu liefern, die denn freylich des Wachens etwas mehr erfordern mögen, als jene. Dieser Umstand hat Kl. einen andern Vorwurf zugezogen, daß er über dem intellectuellen das ästhetische Interesse vernachlässigt habe. Nimmermehr würde dies geschehen seyn, wäre die Theorie des Romans nicht so schwankend, oder vielmehr, hätten wir eine. Kl. hat freylich nicht lauter ästhetisch, sondern auch intellectuell und moralisch interessante Charaktere aufgestellt, wie auch Jacobi in seinen philosophischen Romanen; aber das hindert nicht, daß solche Romane keine Kunstwerke seyn, wenn nur sonst die Vff. das *utile dulci* nicht mißverstehen. Bey Jacobi ist dies der Fall, denn seine Personen unterscheiden sich mehr durch Meinungen als Charaktere, und philosophiren mehr, als sie handeln; bey Kl. hingegen haben sie Charakter und Individualität, belehren nicht durch das, was sie sagen, sondern durch das, was sie sind und thun, und philosophiren sie ja, so geschieht es, um einen Schlag vorzubereiten, der den Leser treffen oder rühren soll; es wird also dieses Philosophiren selbst wieder Handlung, die nothwendig in das völlig gerundete Ganze voll inneren Lebens eingreift. Das Nützlichste ist nicht dem Schönen beygefügt, als moralphilosophische Predigt, sondern ist in ihm, Eins mit ihm. Das Nützliche selbst wird zur Unterhaltung, und die Wahrheit nie langweilig: Dies sey für jetzt genug zur Rechtfertigung, da Rec. künftig darauf zurückkommen muß.

Ehedem bewies Kl. mehr Virtuosität als Schönheitsinn, denn seine Kraft war nicht zugleich auch anmuthig. Hievon könnte es scheinen, als sey ihm manches geblieben. Entscheiden aber läßt es sich nicht, weil sein Zweck häufig das Starke, das Schreckliche, das Graufende erfordert, und dann wäre es lächerlich, wenn ein delikater Herr von superfeinen Nerven verlangte, der Schlag des Schicksals solle so angenehm afficiren, als etwa der leichte Schlag, den ein loses Mädchen dem Geliebten giebt, damit er verschweigen möge, was sie doch so gern hört. So ist es auch der Zweck, der etwas anders rechtfertigt, das man vielleicht mit mehr Ansehen von Grund tadelte, das Aufstellen einiger Szenen, die hart ans Ueppige gränzen. Wer soll aber hier dem Dichter vorschreiben, wie weit er gehn darf? Hier entscheidet sein Zweck. Hat er nicht *con amore* die Scene gemahlt, die eben so gut

weggeblieben wäre, dient sie zur Verherrlichung des Wahren und Guten, hat der Dichter keinen Wohlgefallen an dem Unsttlichen gezeigt: wer will ihn dann tadeln?

Und wahrlich, dann kann Kl. keinen Tadel verdienen, der von der Idealität des Dichters und Gedichtes eine Theorie aufstellt, wie sie bisher in keiner Aesthetik stand. Sie besonders herauszuheben, ist des Folgenden wegen nöthig. Es könnte seyn, daß man den Vf. vielleicht, wie Schillern, (und was dieser als Dichter im engern Sinne, ist Kl. als Romancier,) noch ein wenig auf dem Reflexionspunkte stehend fände: aber steht er nur; so wollen wir ihn doch hören, denn gewis wird er sich selbst auch *verstehen*. Nicht also ist es, nach ihm, das bloße Spiel des Witzes und der Phantase, welches den wahren Dichter macht, sondern — *hohe moralische Kraft*, weil er sonst nicht hoch empfinden, nicht würdig darstellen könne. (Vergl. seine Betracht. Th. I. Nr. 62.) Damit verlangt der Vf. von dem Dichter nicht nur daß er Leben und Welt von dem höchsten Standpunkte der Ideen *betrachte*, sondern auch daß Ideen in sein ganzes Wesen wirkend übergehen lassen, denn nur aus dem Dichter selbst gehe die Idealität in das Kunstwerk über. Allerdings! Auch in dem Kunstwerk von größter Objectivität kann sich die Individualität des Künstlers nicht verläugnen, und wie will er den Edeln seiner Zeit genug thun, wenn er diese Individualität nicht zu reiner Menschheit geläutert hat, die sich in seinem Werke ausdrückt. Das heißt idealisiren. Die Seele des Dichters gleicht einem Spiegel, der die umgebende Welt zurückstrahlt, rein, wenn er selbst rein, beschmutzt, wenn er schmutzig ist. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht die, ganz auf den Vf. passende, Stelle im Weltmann und Dichter S. 368. „Ich könnte Ihnen viel erzählen, wie nach und nach jene Theorie in mir entstehen mußte, wie alle meine, vor dieser Theorie entstandenen Geistesprodukte einen gewissen Mangel an sich tragen, wie es ihnen an dem festern Charakter der *spättern* fehlt und fehlen mußte. Ich könnte Ihnen weitläufig darthun, wie sich erst die wirkliche Welt, bloß durch den dichterischen Schleier, meinem Geiste darstellte, wie die Dichterwelt bald darauf durch die wirkliche erschüttert ward, und dann doch den Sieg behielt, weil der erwachte, selbstständige, moralische Sinn Licht durch die Finsterniß verbreitete, die des Dichters Geist ganz zu verduckeln drohte.“ Auch dies wird die Folge mehr aufhalten, wo wir nach dem Grundsatz verfahren werden: *Opposita juxta se posita magis elucescunt*. — Uebrigens traurig genug, daß Kl. mit diesen Werken nicht mehr in das Zeitalter eingreifen konnte. Betrachtet man ihr Schicksal; so möchte man beynahe ausrufen: Autor, willst du Glück bey dem Publikum machen, o so vergiß vor allen Dingen *den Teufel* nicht!

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 25. April 1805.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Göschen: *Journal für deutsche Frauen von deutschen Frauen geschrieben*. Besorgt von *Wieland, Schiller, Rochlitz und Seume*. — Erster Jahrgang. Erster Band. Januar bis April. 160, 112, 99, 111 S. ohne die Kupfer u. Notenblätter.

Dieses Journal, sagen die Herausgeber in der Vorrede an die Leserinnen, „erscheint vor dem Publicum, wie in achtungswerther Gesellschaft gern ein Mann auftritt, der sich Gehalt, aber in Bescheidenheit, zusetzet. Er kömmt ohne alle vorhergegangne Ankündigung, ohne irgend einen Versuch zu bestechen, oder zu erobern; aber mit dem Wunsche, nicht übersehn zu werden, und kann es seyn, den Besten wohlzugefallen. Er vernachlässigt darum weder sich noch Andere; zeigt sich von vortheilhafter, — aber nicht vortheilhafterer Seite, als er glaubt sich immer zeigen zu können. Er verspricht nicht mehr, als er gewiss ist, stets zu halten; — ja auch das verspricht er nicht, sondern leistet es. Er ist überzeugt, die Achtsamen werden leicht vom Thun auf das Wollen, und desto lieber so schliessen, je öfter sie durch Schlüsse vom Wollen auf das Thun getäuscht worden sind. Er verschont die Gesellschaft immer mit dem Alltäglichen und allen Gemeinen; tritt aber auch nicht gleich Anfangs mit seinem Eigensten, Geheimsten und Höchsten hervor. Durch das, was er anfänglich andern ist, wünscht er nur ein Band zu knüpfen: durch das, was er ihnen dann seyn wird, es erst zu befestigen. Allen alles zu seyn, kömmt ihm nicht in den Sinn — er ist nicht anmaßend, und nicht eitel; Allen etwas zu seyn hofft er, er ist nicht ohne Selbstgefühl, und nicht ohne Zutrauen zu Andern. Er scheuet die ernste Untersuchung so wenig als den flüchtigsten Scherz; er versucht aber den Ernst durch ein gut geworfenes Gewand einladend werden zu lassen, und dem Scherz die Schwingen zu stärken, wenn er sinken und nur am Boden hinflattern will.“

Wenn man nach den vier ersten Monatsheften dieses Journals auf die folgenden schliessen darf, so haben die Herausgeber mit dieser ohnedem nicht anmaßenden Vorrede nicht zu viel versprochen. Vielfeitigkeit und Abwechslung in Stoff und Form, Interesse des Inhalts für die Leserinnen, und eine durchaus anständige, gebildete, stets anspruchslose und nirgends affectirte Schreibart, berechtigen dieses Journal zur günstigsten Aufnahme in den Gesellschaften der Damen; ja es werden vielen gebildeten  
A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

Männern manche Aufsätze eine nicht weniger angenehme Unterhaltung gewähren, als die Conversation mit Frauenzimmern von Geist, Geschmack und Herzengüte ihnen zu verschaffen pflegt.

Mehrere Aufsätze enthalten schöne Beyträge zur Philosophie des Lebens. Dahin gehört *Tante Hedwig* (II, 1.). In folgender Einleitung ist vermuthlich von *Engeln*, dem Philosophen für die Welt, die Rede: „Der verstorbene \*\*“, als Freund und Schriftsteller mir ewig achtungswerth, als Beobachter und Gesellschafter (besonders wenn er Charaktere zergliederte oder erzählte) vielleicht einzig, kam, ehe ihn Bequemlichkeit und Jahre fast unmobil machten, oft in unser Haus; auch damals schon, als ich vor Kurzem erst durch die Verbindung mit meinem Gemahl beglückt war.“ — Der Hauptzug im Charakter der *Tante Hedwig*, worüber die Verfasserin sich mit dem Philosophen unterhielt, war der Geiz. Er wird hier sehr schön in der Individualität, worin er sich bey ihr äußerte, geschildert; auch die Ursachen, wie er sich durch ihre Lage in der Kindheit und ihre Erziehung bey ihr anlegte, trefflich entwickelt.

Zu eben dieser Classe gehören die Aufsätze: *des Nachbarns Haus* (II, 57.), *der große Ball in der kleinen Stadt* (II, 60.), *die alte Lebensweise, oder mein Großvater und mein Onkel in der freyen Reichsstadt Bremen* (II, 64.); *Kinder nur nicht oben hinaus* (IV, 80.). In allen lebt ein reiner moralischer Geist, der sich nicht ohne Gefälligkeit und Grazie ausspricht.

Andere Stücke verbreiten sich über weibliche Cultur, und über die Erziehung. Dahin gehört: *der trotzige Gustav*, ein Bericht von seiner Mutter (I, 5.); die Beantwortung der Frage: *dürfen Weiber gelehrte Kenntnisse haben?* oder: *sind Weiblichkeit und wissenschaftliche Geistesbildung zu vereinigen?* (IV, 21.); das Gespräch über Putz und Mode (I, III.).

Religiöse Gefühle, mit Wärme empfunden und vorgetragen, aber von keiner Schwärmerey umnebelt, äußern sich in dem Aufsätze: *das Osterfest* (IV, 1.).

Zur Völker- und Länderkunde gehören: *der Rheinfall bey Schaffhausen* (II, 88.), (doch darf man hier keine lebendige Beschreibung des großen Naturschauspiels erwarten), und *die Reise ins Appenzeller Land*, die sich mit anmuthiger Fülle über mehrere interessante Spenen verbreitet.

Die Bruchstücke *aus den Briefen und dem Leben der Ninon de l'Enclos* erregen den Wunsch, das die Verfasserinnen von Zeit zu Zeit mehreres aus den Werken der geistreichsten französischen Schriftstellerinnen in so schönen und fließenden Uebersetzungen  
Aa

gen liefern mögen. Folgende Anekdote schreiben wir ab (S. 107.):

„Hn de V., einer der bedeutendsten geistlichen Herren am Hofe Ludwigs des Vierzehnten war auch unter den vielen Anbetern der *Ninon* Stolz, heftig, anmaßend, verfolgte er sie mit seiner ungeschickten Zärtlichkeit, die sich fast immer nur durch Vorwürfe zu Tage legte, wie Er kalt empfangen, hingegen der und jener ihm vorgezogen werde, u. dgl. Der gute Herr hätte sich bey Zeiten aus tautend Gründen zurück ziehen sollen, von denen schon der erste entscheidend genug war, daß *Ninon* ihn nicht leiden konnte! Er that es lange nicht; endlich mußte er sich wohl dazu entschließen. Aber der Rückzug sollte mit gehörigem Pathos geschehen, und ein Stachel sollte zurückbleiben, der wenigstens die Eitelkeit der geschmeichelten Frau tief verwundete. Er schickte ihr folgenden freylich matten Quatrain:

*Indigne de mes feux, indigne de mes larmes  
Je renonce sans peine à tes faibles appas.  
Mon amour te prêtait des charmes,  
Ingrate, que tu n'avois pas.*

*Ninon* schrieb lachend sogleich mit denselben Reimen zurück:

*Insensible à tes feux, insensible à tes larmes,  
Je te vois renoncer à mes faibles appas.  
Mais si l'Amour prête des charmes,  
Pourquoi n'en emprunteois-tu pas?*

Wir wollen versuchen, von dieser Correspondenz eine deutsche Uebersetzung nachzutragen:

*An Ninon.*

Unwürdig meiner Flamm', unwürdig meiner treuen  
Verehrung meid' ich gern dein frostiges Gesicht.  
Die Liebe mußte selbst erst Reize dir verleihen,  
Denn eigne hattest ja du dankvergeßne nicht.

*Antwort der Ninon.*

Undankbar deiner Flamm', undankbar deiner treuen  
Verehrung seh ich siehst du endlich mein Gesicht!  
Doch hat die Liebe wirklich Reize zu verleihen,  
Sprich warum borgtest du denn für dich selber nicht?

Feine Bemerkungen und Kunsturtheile finden sich in dem Schreiben über *Tuk's* Octavianus (II, 28.); — dem Aufsätze über die Betrachtung der Gemälde (III, 1.), und der Beschreibung eines allegorischen altitaliänischen Gemäldes, die Tugend zwischen Fleiß und Faulheit vorstellend, wovon sich das Original im Besitz des Hn. Pachwell, Unterinspectors der kurf. Bildergalerie zu Dresden, befindet.

Unter den poetischen Stücken in Prosa hebt sich *Minona* heraus, die auf die Idee von dem Einflusse abgchiedner Geister auf Lebende, oder der Einwirkung wohlthätiger Genien gebaut ist; wie hier eine Mutter der Schutzgeist ihres nachgelassenen Kindes wird. Demnächst die *Wanderer im Geistesreiche*, oder *das Ziel des Lebens* (I, 25.), ein romantisches Märchen. Drey Wanderer suchen die wahre Quelle des Lebens. Einer stürzt sich aus Verzweiflung in die Flammen

eines großen Feuers im Walde. Ihm fingen die Geister ihren Siegsgefang, der sich also endigt:

Wir Geister der Flammen,  
Wir walten allein!  
Unsterbliches Leben.  
Uns ist es gegeben!  
Wir geben es wieder,  
Wir tragen es nieder  
Zu Klüften der Erde,  
Und wolkenwärts  
Wir wärmen die Tiefen,  
Wir regen die Wogen,  
Wir färben die Wolken,  
Wir heben das liebende Herz!

Wem nun diese Philosophie das Feuer zum allgemeinen Princip des Lebens und der Liebe zu machen, nicht einleuchtet, der vergeße doch nicht, daß es in einem Märchen erlaubt seyn muß, philosophisch zu dichten.

*Kolumbus* (I, 20.) ist eine feurige Ballade.

Was willst du Fernando so trüb und bleich,  
Du bringst mir traurige Mähr.  
Ach edler Feldherr bereitet Euch,  
Nicht länger bezähm' ich das Heer!  
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,  
So seyd ihr ein Opfer der Wuth.  
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,  
Des Feldherrn heiliges Blut.

In dieser ersten Stanze würde die Exposition deutlicher werden, wenn nicht die Ausdrücke *Feldherr* und *Heer* vorkämen, welche man von einem *Admiral* und dem *Schiffsvolke* sonst nicht gebraucht sieht. Wir möchten daher mit kleinen Abänderungen die dritte und vierte Zeile lieber so lesen:

Ach edler Colon bereitet euch,  
Das Schiffsvolk zähm' ich nicht mehr.

Und in der letzten Zeile:

Des Führers heiliges Blut.

Ueberall könnte statt des Worts *Feldherr* besser der Ausdruck *Führer* stehn; den die Dichterin selbst schon ein Paarmal gebraucht hat. Der Schluss der Ballade ist edel und groß.

Dampf klorren die Schwerder, ein wüthes Gefohr  
Erfüllte mit Grausen die Luft  
Der Edle bereitete still sich und frey  
Zum Wege der stutenden Gräfe.  
Zeriffen war jedes geheiligte Band,  
Schon sah sich zum schwindelnden Rand  
Der treffliche Führer geriffen; und Land!  
Land! rief es, und donners' es: Land!

Ein glänzender Streifen mit Purpur bemalt  
Erfchien dem besügelten Blick;  
Vom Golde der steigenden Sonne bestraht  
Erhob sich das winkende Glück,  
Was kaum noch gehnhet der zagende Sinn,  
Was muthvoll der Große gedacht; —  
Sie stürzten zu Füßen des Herrlichen hin,  
Und priefen die göttliche Mache.

Schicklicher würde die letzte Zeile so lauten:

Anbetend des Genius Macht.

Das Lied der Jungfrau am Grabe der jungen Frau würde mehr Eindruck machen, wenn nicht das

häpfende dactylische Sylbenmaß, das mit seinem Inhalte so wenig harmonirt, die Empfindung störte. Rührender ist daher die *nächtliche Harfe*, eine Romanze, die auch sonst viel Schönheit hat.

Wir übergehen einige der kleinern Stücke, und glauben, diesem Journale, wenn seine Fortsetzung diesem Anfange entspricht, einen allgemeinen Beyfall zufügen zu können.

**BERLIN**, b. Frölich: *Der Nordische Merkur*, ein Journal historischen, politischen und literarischen Inhalts, für die Preussischen Staaten und die übrigen Länder des Nördlichen Deutschlands, herausgegeben von *Karl Julius Lange*. — *Ersten Bandes erstes Heft*. Januar 1805. 126 S. 8.

Wenn eine Zeitschrift sich anheischig macht, die gleichzeitigen Begebenheiten mit *Wahrheit* und *Unparteilichkeit* aufzuzeichnen und in allen historischen und politischen Bemerkungen den *geraden Weg* zu gehen, mithin der Wahrheit und ihren Freunden sich zu heiligen, ohne den Machthabern irgend einer Parthey zu heucheln, so verdient sie alle Aufmerksamkeit. Wenn daneben ein durch seine frühern mit Beyfall aufgenommenen Schriften, als *Journalist*, und durch seine behätigte Wahrheitsliebe, als *Wahrheitsfreund*, bekannter und zu Berlin lebender Gelehrter unter seinem Namen sie abfaßt, so nimmt man sie mit gespannter Erwartung auf. Rec. fand sich in der seinigen so wenig getäuscht, daß er vielmehr die äußere Eleganz von Seiten des Verlegers dabey weniger vernachlässigt zu sehen wünscht. Dieses erste Heft liefert dreyzehn Aufsätze und Abhandlungen, unter welchen die mehresten und schätzbarsten aus der Feder des Herausgebers flossen; Hr. Professor L. ist also nicht sowohl Herausgeber, als eigentlich Verfasser. — Nr. I. *Ueber die neueste politische Lage von Europa*, verfaßt, so viel sich von einer noch unvollendeten Arbeit urtheilen läßt, viel Scharfsinn, einen hellen, richtigen Blick, und genaue Kenntniß von der politischen Lage der fünf Staaten, Frankreich, England, Spanien, Portugal und Neapel, zugleich aber auch große Mäßigung und Vorsicht. Von einem benachbarten Volke sagt der Vf.: „Diese große Nation hat in dem kurzen Zeitraum von kaum *funfzehn* Jahren ihre Regierung in sieben verschiedene Formen getroffen, oder gelsen lassen.“ (Hier werden die sieben verschiedenen Regierungen, von der constitutionellen Regierung vom 14. Jul. 1798. an bis zu der gegenwärtigen Kaiser-Regierung, in historischer Ordnung angegeben.) Vorzüglich gut ist auch die Stelle, welche auf das Concordat anspielt. — Nr. II. *Acquisitions-Tabelle des Königs. Preussischen und Kurfürstl. Brandenburgischen Staats*. Diese giebt die von 1164 bis 1802 nach und nach acquirirten Länder in richtiger Ordnung an, mit den Namen des Acquiranten und des letzten Besitzers, und mit dem Jahre der Erlangung. Sie ist aus dem diesjährigen *Klaproth-Casparischen* Werke entlehnt. — Nr. III. *Zwey merkwürdige Reden von Bonaparte, dem Feldherrn, und Na-*

*poleon, dem Kaiser der Franzosen*. Eine historische Parallele, die für sich selbst spricht. — Nr. IV. wird die interessante Frage, ob mit dem zunehmenden Reichthum der Engländer der Zustand der Wissenschaften, der Gelehrsamkeit und der Geistescultur in England sich im gleichen Verhältnisse verbesserte, lehrreich behandelt. — Nr. V. *Was heißt Provisorisch?* Die Bedeutung dieses Wortes wird hier historisch auf eine Art erklärt, wie man sie in Wörterbüchern vergebens suchen würde. — Nr. VI. *Zur Russischen Cultur-Geschichte unter Alexander I.* Hier hebt Rec. eine Stelle wörtlich aus, weil sie die Tendenz und Sprache dieser Zeitschrift bezeichnet. „Nach wahrhaft väterlicher Sorgfalt — sagt der Vf. — und den weitesten Maßregeln für Ruhe, Ordnung, Sittlichkeit, Kunstfleiß, Wohlstand, Bildung und Veredlung im Innern, soll nach *außen* nur in so fern gewirkt werden, als die Würde des russischen Thrones, als Vernunftmäßigkeit, Gerechtigkeit, die Ruhe und das Glück der Völker es erfordern. Frey von dem Ehrgeiz, Eroberer zu seyn, fremd mit dem Wunsche, ein unermessliches Reich noch unermesslicher zu machen, steht Alexander an der Spitze einer wohl organisirten Armee von fünfmal hundert tausend Köpfen — eine mächtige, furchtbare Reaction, zum Heil der Menschheit von der Vorsehung selbst bestimmt, überall, wo Willkür, unbezähmter Ehrgeiz oder Mißbrauch der Uebermacht die Ruhe von Europa und die Selbstständigkeit der europäischen Mächte bedrohen, ihren imposanten Einfluß den Schwächern zum Schutz, den Uebermächtigen zur warnenden Belehrung fühlbar zu machen.“ — Unter den andern Aufsätzen verdient Nr. VIII. (vom Herausg.), betitelt: *Gelehrte und Schriftsteller an dem Orte ihres Aufenthalts*, besonders beherzigt zu werden; ferner der stehende Artikel XII. unter dem Titel: *Miscellen, historischen, politischen, literarischen und artistischen Inhalts*. Diese Miscellen sind dazu bestimmt, die merkwürdigsten Begebenheiten der Zeit aufzugreifen und einen schnellen leichten, und möglichst vollständigen Ueberblick des sittlichen und politischen Zustandes von Europa zu verschaffen. Unter dieser Rubrik werden diesmal *dreyzehn* verschiedene Gegenstände abgehandelt. Hr. L. hat eine eigene Manier, diese wichtigen und originellen Ideen über ganz verschiedene sehr mannichfache Gegenstände auf eine überraschende Art sowohl zur Unterhaltung als zur Belehrung auch aufzustellen; z. B. bey Gelegenheit des Concordats, wo ebenfalls eine Stelle ganz ausgehoben zu werden verdient. „Die neue vertrags- und gesetzmäßige Religion ist ein mit der Politik amalgamirter Glaube, Ein neues künstliches Gewebe, himmlischer und irdischer Art. — Revolutionen sind reich an neuen Erscheinungen. Wir haben lange genug unchristliche Politiker gesehen, wir sollen nun auch einmal politische Christen kennen lernen. Die Religion hatte drey Perioden. Die *Erste*, die man die goldne nennen kann, war die, da die Religion ihren Sitz im *Herzen* hatte. Die Periode der wahren, ächten Religiosität. — Die *Zweyte*, da sie ihren Sitz im *Kopfe* nahm, die Periode der

der Schwärmerey, des Sectirergeists und des Fanatismus. — Die *Dritte*, da sie ihren Sitz unter den Politikern nahm. Hier ward sie der Gegenstand politischer Verhandlungen, ein steifes von der Politik geformtes Kunstwerk, ein Mittelding zwischen Kirche und Staat. Losgeriffen vom Himmel und doch nicht tief genug, um auf der Erde festen Fuß zu fassen, schwebend zwischen Himmel und Erde" u. s. w. Nicht minder sind unter diesen Miscellen der *Blick in die Zukunft*, die *Rumfordsche Suppe*, die *Fürsten-Union*, *Doctor Luthers Denkmal* und die *Salbung* bemerkenswerth. Ohne Zweifel wird dieser stehende Artikel insbesondere zu einer schnellen Bekanntmachung der den preussischen Staat betreffenden Ereignisse benutzt werden.

LEIPZIG, b. Kummer: *Unterhaltungen mit gebildeten Frauzimmern über die wichtigsten Gegenstände ihres Nachdenkens*. Ein Beytrag zur Handbibliothek derselben, von *Friedr. Erdmann Aug. Heydenreich*, Pastor, Senior u. Consist. Assessor zu Merseburg. 1803. 1 Alph. 5 $\frac{1}{2}$  Bog. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese aus 40 kurzen Aufsätzen bestehende, gebildeten Frauzimmern gewidmete Schrift — ein Seitenstück zu des Vfs. *Reden an gebildete Jünglinge* — ist, nach der Vorrede, ein Theil der Unterhaltungen desselben mit der zur Vorbereitung auf die erste Abendmahlsfeyer seinem Unterrichte anvertrauten weiblichen Jugend; dann sind noch einige Unterhaltungen (wahrscheinlich die acht letzten) mit erwachsenen und bejahrten Frauzimmern, über die wichtigen Verhältnisse, in welchen sie sich in der Ehe, im ehelosen Stande, bey dem Verluste ihrer Gatten und Kinder, bey der Verheyathung ihrer Töchter u. s. w. befanden, beygefügt. Die Unterhaltungen mit der erstern haben keine Beziehung auf die Religionslehren, in welchen Confirmanden unterrichtet und befestiget zu werden pflegen; sondern stellen entweder Regeln ihres moralischen und klugen Verhaltens in den mancherley Verhältnissen ihres häuslichen und gesellschaftlichen Lebens auf, oder enthalten moralische und religiöse Betrachtungen, Belehrungen, Warnungen, Ermunterungen, Beyspiele von weiblichen Charakteren zur Nachahmung aus der Geschichte Jesu u. dgl. Der Vortrag ist ruhig, aber nicht selten reicher an Worten als an Gedanken, und selbst bey Veranlassungen, wo er inniger und geistvoller seyn könnte, kalt und wässerig. Ihre Nützlichkeit für viele wollen wir diesen Unterhaltungen nicht absprechen; aber gebildete und belehene Frauzimmer dürften sie doch wohl größtentheils zu oberflächlich und langweilig finden, da sie ihnen Dinge vorsagen, die ihnen nicht unbekant sind, z. B. das die Lehre Jesu auch das weibliche Geschlecht berücksichtige, das man den Umgang mit guten und gebildeten Menschen aus nie-

dem Ständen nicht verachten müsse, das die Geschichte Jesu auch für weibliche Personen merkwürdig sey u. dgl. m. In diesem letztern Aufsatze — um doch wenigstens etwas Ausführlicheres als Probe der Denk- und Schreibart des Vfs. vorzulegen — wird gezeigt, das sich unser Herr auch an gute weibliche Personen angeschlossen und dergleichen sich auch für ihn interessirt hätten, das viele weibliche Charaktere in Jesu Lebensgeschichte aufgestellt wären, gute und solche, die das sittliche Gefühl empörten und das Mitleiden rege machten. Nun folgt die sogenannte Charakteristik der guten: *„Maria*, unsers Herrn *liebenswürdige Mutter — Elisabeth*, die eben so *liebenswürdige Freundin und Anverwandtin* desselben — *eine Samariterin*, mit welcher Jesus das herablassendste, traulichste und lehrreichste Gespräch führte — *das Cananäische Weib*, welcher unser Herr selbst das ehrenvolle Zeugniß giebt, das er ihren Glauben in stark nicht gefunden habe — die jammernde *Wittwe zu Nain*, für deren Charakter die innige Theilnahme aller Ortbewohner so laut, vortheilhaft spricht — *Maria und Martha*, welche in dem Bemühen, Jesum so angenehm als möglich zu bewirthen, mit einander wetteifern" u. s. w. Zu den Charakteren der andern Art rechnet der Vf. die Gattin des Herodes und die Mutter der Kinder Zebedäi, und beschließt dann seine Charakteristik mit folgenden Exclamationen: „O! Freundin! welch eine Reihe weiblicher Charaktere! Sie finden in den Zeiten der Vorwelt kein Buch, in welchem eine solche Reihe aufgestellt wäre!" — Wirklich?

### NEUERE SPRACHKUNDE.

DORTMUND, b. d. Gebr. Mallinckrodt: *Vollständiger Cursus zur Erlernung der französischen Sprache*, von *J. B. Daulnoy*, franz. Geistl. und öffentl. Lehrer der franz. Sprache am Archigymnasium zu Dortmund. *Vierte* revidirte Ausgabe. 1804. 8. (1 Rthlr. 17 gr.)

Die erste Auflage wurde A. L. Z. 1801. Nr. 176. angezeigt. Das diese spätere Ausgabe vor den erstern wesentliche Vorzüge besitzt, wird jeder leicht finden, der zwischen ihnen eine Vergleichung anzustellen sich die Mühe geben möchte. Nur gegen die Bezeichnung der Aussprache möchte Rec. noch erinnern, das sie der Lernende wohl nicht gut ohne Lehrer nachahmen dürfe, weil sie ihn irre leiten kann. *Fors* z. B. wird durch *forrah* bezeichnet, da der Franzose doch nur ein *r* hören läßt. Dasselbe gilt von *tirah*, *ammitjeh*, *kümmjäh*, *metjeh* (*tirez*, *amitie*, *lumiere*, *métier*) u. s. w. So ist auch zu hart für Auge und Ohr *kerrir*, *kieß*, *äcküßelt* u. s. w., welche *guérir*, *guise*, *aiguifer* nachbilden sollen.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 25. April 1805.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

ALTONA, b. Hammerich: *Flavius Josephus vom jüdischen Kriege*, übersetzt von *J. B. Frieße*, und mit einer Vorrede versehen vom *Hn. D. Oberthür* in Würzburg. *Erstes bis drittes Buch Erster Theil* 1804. LXIV und 424 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Eine neue deutsche Uebersetzung der vorzüglichsten historischen Schriften des Josephus war allerdings zu wünschen, da die ältern theils unrichtig, theils veraltet sind, und das Studium dieses jüdischen Geschichtschreibers so wohl für den Geschichtsforscher, als besonders für den Theologen, noch immer wichtig bleibt. Einer solchen neuen Uebersetzung sah man nach den Proben, welche die *Hn. Fischer* und *Dahl* gegeben hatten mit Vergnügen entgegen. Besonders gut war der Plan des *Hrn. Prof. Dahl* angelegt, weloher seine Uebersetzung vom jüdischen Kriege mit kritischen, historischen, geographischen und pragmatischen Anmerkungen zu begleiten gedachte, wodurch alles weit lehrreicher für den Leser werden mußte. Dagegen sieht man aus der Vorrede zu dieser Uebersetzung, daß jener Gelehrte auf die Nachricht des *Hn. Frieße*, „wie weit er schon gearbeitet hätte, und daß er nicht gut zurücktreten könne, bey dieser unerwarteten Concurrrenz sein Vorhaben auf eine edelmüthige Weise aufgegeben habe, und zurück getreten sey.“ Wenn gleich diese Resignation der Humanität des *Hrn. D.* Ehre macht: so muß doch Rec. bekennen, daß er dadurch dem Publikum keinen Dienst geleistet hat, da diese Uebersetzung hinter der seinigen, wovon er im *Gabler'schen* theologischen Journal die Probe gab, sehr zurück bleibt. — Ungern vermißt man bey unserm Uebersetzer einen guten deutschen historischen Stil, und einige Gewandheit in demselben. Die Unebenheit der Sprache verliert sich nicht selten in wahre Undeutschheit, und die Nachbildung der griechischen Construction erzeugt bisweilen volle Undeutschheit. Ungewohnte, unedle und ungefällige Wörter sind mit neuen aus der Roman Sprache vermischt, und bilden einen buntcheckigen Stil, welcher gewiss nicht der ächte, edle, historische Stil ist. Um dieses Urtheil zu beweisen, darf man nur zugreifen. Z. B. S. 84. „Mit vieler *Verschmitztheit* eröffnen sie ihre Audienz bey dem Satrapen, und ermuntern ihn, durch eine freundschaftliche Behandlung, die Nachstellung zu verschleym.“ Er giebt ihnen daher Geschenke, und legt ihnen nach ihrem Abzuge, *Schlängen*. Sie *wittern* A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

indessen die Nachstellung, als man sie nach einem gewissen Platze am Meere, Namens *Ekdixon*, hinführte (hinführt). Hier hören sie von den versprochenen tausend Talenten, daß Antigonus die mehrsten von seinen fünfshundert Gemahlinnen den Parthern gelobet hätte; daß *Nacht für Nacht* die Barbaren ihnen immer Hinterhalt legten; daß *jüngst* schon ihr Arrest statt gefunden haben würde, wenn sie nicht vorher die Verhaftung des Herodes in Jerusalem abgewartet hätten, um diesen nicht, durch *Kunde ihres Schicksals*, zu eignen Sicherheitsmaßregeln zu veranlassen. Dies war weiter kein loeres Gerücht, sondern sie sahen schon Wachen in ihrer Nähe.“ Hier haben wir bloß einen holprichten, buntcheckigen, unhistorischen Stil, dem es nur an Geschmack fehlt, wenn er gleich sonst bis auf eine Stelle völlig deutlich ist: allein es giebt andre Stellen, wo der Stil undeutsch und undeutlich zugleich ist. Z. B. S. 288. „Betrachtet doch ferner die Mauer der Britannen, ihr, die ihr so sehr auf die von Jerusalem trotz. *Vom Ocean umströmt, Bewohner einer Insel, fast nicht kleiner als unser Land, machte sich doch die Flotte der Römer, so bald sie sich nähete, dieselben dienstbar.*“ Ferner S. 289. „Befestigt auf allen Seiten, wie durch eine (mit einer) Mauer, entweder durch unwegsame Einöden, oder hafenslose Meere, oder Flüsse, oder Sümpfe, bewährte doch nichts von diesem sich stärker, als das römische Glück.“ Solche griechische Constructionen sind dem Genius unsrer Sprache gar nicht angemessen, sondern dem Nichtkenner des Griechischen völlig undeutlich. Anderes ist im Griechischen deutlicher als in der Uebersetzung. So sagt z. B. Josephus (1 B. 5 K. im Anfange) von der Alexandra, der Gemahlin des Alexander Jannaeus *της αμοιχτης αυτης μακραν απαδεουσα, και ταις παρανομιας ανδισταμενη; τον θυμον εις εναντιον προσηγαγετο.* Dies überfetzt Hr. F. sehr undeutlich; „*Gleich fern von seiner Grausamkeit, wie durch Entgegenstreben jeder gesetzwidrigen Handlung, hatte sie sich des Volkes Gunst gesichert.*“ Ausser dem wechselt der V. in einer und derselben Erzählung schnell mit dem Imperfecto und Präsenti ab, welches zwar dem Original gemäß, aber ebenfalls wider den historischen Stil unsrer Sprache ist. — Auf der andern Seite hat Hr. F. den Sinn nicht immer richtig getroffen, sondern bisweilen verfehlt, wovon Rec. ebenfalls ein oder das andere Beyspiel anführen will. Im 1 B. 17 K. 3 §. heist es vom Herodes, der in Galiläa einfiel: „*Er berannte sogleich das Kastel; doch nöthigte ihn die heftige Kälte des Winters, sich in dem nächsten Flecken zu lagern, noch ehe er denselben einnahm.*“ Wie war dies möglich? Allein im Griechischen steht auch weit deut-



deutlicher: *Και προσεβαλλε μεν συνεχως τω Φρουριω, πριν διελευν, χειμωνι βιαδες χαλεπωτατω, ταις πλησιον ενστρατοπεδευεται κωμωις.* „Er berannte das Kastel *unaufhörlich*, allein er wurde noch vor der Eroberung derselben durch die äußerst beschwerliche Winterwitterung gezwungen, in den benachbarten Flecken Winterquartiere zu nehmen.“ Gleich darauf übersetzt der Vf. den Anfang des vierten §. so: „*Nach seinem Zuge durch Jericho eilt er*, um je eher je lieber die Mörder seines Bruders zu bestrafen.“ Allein es heist im Original: *Και το λοιπον ηει δια Ιεριχουντος απευδων η ταχιστα τους ταδελου Φανεις μετελθειν.* „Darauf eilte er durch Jericho oder marschirte eilend über Jericho u. s. w.“ Ferner im fünften §. werden die Worte *τουτων μεν ουν ην Μαχαϊρας αγωνισμα:* „Ziel und Preis des Kampfes war Machäras:“ allein vom Preise steht nichts im Original, sondern der Sinn ist bloß, sie sollten den Machäras bekämpfen. Ferner heist es im sechsten §.: *Ταυτην την πληγην ουκ ηνεγκαν οι πολεμιοι: το γουν επιβουλευομενον αυτων πληθος εις εδεασατο τους ανα την κωμη ημεφθαρημενους, εις φυγην διασκεδασθη.* Diels übersetzt Hr. F. so: „Eine solche Niederlage konnten die Feinde nicht aushalten. *Ganze Schaaren daher* (undeutsch), *die zusammen liefen*, verließen sich auf der Flucht, als sie die Anzahl der im Flecken Niedergemetzelten erblickten.“ Allein es muß richtiger heißen: „als daher der sich wieder gesammelte Haufe die im Flecken Erschlagenen erblickte, floh er und zerstreute sich.“ Diese aus einem einzigen Kapitel genommenen Beispiele werden schon hinlänglich beweisen, daß der Vf. nicht überall genau und richtig übersetzt hat. Dabey will Rec. gar nicht leugnen, daß Hr. F. vielen Fleiß und Mühe angewandt hat: allein er scheint etwas übernommen zu haben, was seine Kräfte übersteigt, oder die Arbeit ist zu sehr übereilt worden. Das letzte möchte Rec. deswegen annehmen; weil er auch auf Stellen stieß, wo die Uebersetzung sehr gut gelungen ist, z. B. die Rede des Herodes bey seiner Rückkehr aus Rom an das Volk S. 138. 139.: „Doch ist es mein Wunsch, daß nicht bloß diese (meine Söhne), sondern auch die Anführer meines Heeres, vor der Hand auf mich allein ihre Hoffnung setzen, denn nicht die königliche Regierung, sondern die Ehre derselben, übergebe ich meinen Söhnen. Mögen sie die Annehmlichkeiten, wie wenn sie herrschten, genießen! Auf meinen Schultern ruhe die Bürde der Staatsverwaltung, wenn mein Wille sich auch dagegen streubt. Ein jeder denke nur an mein Alter, an meine Lebensweise, an meine Religiosität. Bin ich doch weder so alt, daß man meinen Tod als nahe erwarten dürfte; wich ich doch nicht durch schwelgerische Sinnenlust, die selbst den Jüngling in der Blüthe der Jahre dahin raft, von der Bahn der Sittlichkeit ab; habe ich doch der Gottheit so meine Verehrung erwiesen, daß ich ein langes Lebensziel zu erreichen hoffe! Jeder, der meinen Kindern in Hoffnung meiner nahen Auflösung den Hof machen wird, soll mir dafür büßen! Nicht aus Mißgunst gegen meine Söhne suche ich dem ehrenvollen Eifer anderer gegen sie Schranken zu setzen, sondern aus

der Ueberzeugung, daß solche Dienstfertigkeit jungen Leuten ein Sporn zum Troste ist u. s. w.“ — Uebrigens hätte zu mehrerer Bequemlichkeit des Nachschlagens die Inhaltsanzeige vor den einzelnen Büchern mit den Kapiteln in Beziehung gesetzt, und auf dem Kolumnentitel ebenfalls die Kapitel bezeichnet werden sollen. Ferner wäre eine auch noch so weiläufige Chronologie am Rande doch besser als gar keine gewesen.

Der Vorredner beschäftigt sich besonders mit den Literarnotizen über Josephus, und nimmt zugleich Gelegenheit, (man kann eben nicht sagen: in der Kürze) seine bisherigen Verdienste um diesen Schriftsteller in das gehörige Licht zu stellen. Die vorzüglichsten werden freylich noch von dem versprochenen Kommentar erwartet, der aber wohl nicht erscheinen dürfte. Dagegen stimmt Rec. mit dem Hn. D. Obsthür in den Wunsch ein, daß Hr. Prof. Dahl seinen Plan nicht ganz aufgeben möge.

#### ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

SCHWEIDNITZ, b. Bielsterfeld, und BRESLAU, b. Buchheister: *Predigten zur Beförderung häuslicher Erbauung auf alle Sonntage und Feste im Jahre, von Georg August Kanowski*, Königl. Kreisinspektor und Pastor primarius zu Schweidnitz. *Erster Theil.* 1804. XX u. 478 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) *Zweyter Theil.* 1804. 382 S. (22 gr.)

Der Vf. dieser Predigten hatte nicht nöthig, seine Beurtheiler um große Nachsicht zu bitten und seine sehr beschäftigende Lage als Grund dafür anzugeben. Seine Arbeiten machen ihm Ehre, und zeugen durchaus von einem denkenden und wissenschaftlich gebildeten Manne, der seine Amtsgeschäfte treu und gewissenhaft verwaltet und nicht gemeine homöiische Einsichten und Geschicklichkeiten besitzt. Er hat (Vorr. S. V.) diese Sammlung seiner Predigten für die Familien-Erbauung bestimmt, und wenn wir höchstens eine oder etliche ausnehmen, so sind die übrigen alle ganz passend für diesen Zweck. Die Themata sind weder neu, noch frappant ausgedrückt; aber sie eignen sich alle für die Kanzel, sind durchaus praktischen Inhalts und mehr speciel, als allgemein. Der Vf. hat dabey allen seinen Vorträgen das religiöse Gewand gegeben, das sie zu eigentlichen Kanzelreden macht; aber etwas systemartiges haben wir nirgends gefunden. Wir billigen diese Verfahrensart um so mehr, da die Kanzel der Ort nicht ist, von welchem Speculationen und Privatansichten dogmatischer Wahrheiten verbreitet werden sollen, und weil, wenn sie jemand dazu gebraucht, die religiöse Erbauung gewöhnlich darunter zu leiden und das praktische Interesse der abgehandelten Gegenstände darüber vergessen zu werden pflegt. — Was die Dispositionen der vorliegenden Predigten betrifft, so sind sie mehrtheils natürlich, richtig und falsch; aber einige sind dar-

larunter, welche mehr Materie in sich begreifen, als in einer Predigt gehörig verarbeitet werden konnte, und anderen müssen wir den Vorwurf machen, daß sie nicht streng genug nur dem Thema sich anfügen, sondern zu weit sich ausdehnen. (z. B. die 21ste Predigt im ersten; die 38ste im zweyten Theile) — Ein Thema ist uns besonders auf — *wie wir uns den ruhigen und vollen Genuß des Schlafes verschaffen können.* Es ist in mehr als einer Hinsicht eine schwierige Aufgabe, hievon auf der Kanzel mit Delicateffe und so zu reden, daß man weder in der Darstellung, noch im Ausdrucke, anstößig wird; wir müssen aber auch hier, so wie überhaupt, dem Vf. das verdiente Zeugniß geben, daß er das Decorum der Kanzel stets beobachtet und die Würde der Predigt nirgends verletzt hat.

Der Stil des Vf. hält die schickliche Mitte zwischen dem Blühenden und Gemeinen in der Sprache, und ist grade der, welcher sich für ein gemischtes Auditorium, das nicht ganz ungebildet ist, schickt. Es möge hier eine kurze Stelle aus der 37sten Predigt im zweyten Theile unsere Leser selbst überzeugen, daß der Vf. die Sprache in seiner Gewalt habe. Der Demüthige — schlägt seinen Werth nicht höher an, als sich gebührt. Er glaubt nicht, wegen seiner glänzenden Geburt, oder wegen seines erhabneren Standes aus einem edleren Stoff (*Stoffe*) als seine Brüder gebildet zu seyn. Er wähnt nicht, weil er über viele gebietet, auf die (diejenigen) mit Verachtung herabsehen zu dürfen, die ihm gehorchen müssen. Er bildet sich nicht ein, bloß darum, weil er reich ist, andere übersehen oder verachten zu können. Er weiß, daß alle diese Dinge weit öfter eine Gabe des so genannten Zufalls, als eine Belohnung des wirklichen Verdienstes sind; daß nicht ihr Besitz, sondern der weise Gebrauch, den man von ihnen macht, ihnen ihren Werth giebt" etc. Ganz rein ist indessen die Sprache in diesen Predigten nicht überall; der Vf. würde aber gewiß die kleinen Fehler, welche dem aufmerksamen Leser nicht entgehen, vermieden haben, wenn er seine Arbeit vor dem Abdruck noch einmal genau hätte durchsehn können. Wir zeigen nur einiges von dem an, was wir uns in dieser Hinsicht angemerkt haben: Th. I. S. 370., kaum hatte sie sich von diesem unwillkürlichen Schrecken gesammelt. Th. II. S. 91. die, als vermöchten sie allein das Ganze zu übersehen, kühn über das absprechen, was ihrem blöden Auge mißfällt, und mit einer Kühnheit etc. S. 219. vergebens, sehnen wir sie auf die Erde zurück. S. 106. sich zum Sprachrohr anderer herabwürdigen. S. 213. Begüterter, fühlst du es nicht, daß Gott die Liebe sey, wenn du einen Blick auf deinen Ueberfluß wirfst? So fühle dann auch den heiligen Beruf etc. Die Frage macht den Nachsatz unrichtig. — Auch können wir es nicht billigen, daß der Vf. den Doppelfonanten hinter dem geschärften Vocal mehrentheils wegläßt. Er schreibt *trozen, verschmizt, Stof* u. f. w.

Aus dieser Anzeige möge der Vf. die Achtung abnehmen, welche wir für sein Talent haben. Wir

wünschen seinem Buche viele Leser, und den christlichen Kanzeln mehrere Prediger seiner Art; dann wird es mit der häuslichen und öffentlichen Erbauung gewiß gut stehen.

LEIPZIG, in d. Sommer. Buchh.: *Erbauungsbuch für Kranke, und für andere fromme Dulder, die des Trostes bedürfen.* Nebst einigen bisher noch ungedruckten Predigten für Leidende und ihre Freunde vom verewigten Pastor Fests, vom Herrn Domprediger Krause, und von dem Herrn Pastor Kindervater. Herausgegeben von einem durch Krankheit und andere empfindliche Leiden geprägten Dulder, Gottfried August Pietsch, Diaconus in Freiburg. Nebst einem Titelkpf. XX u. 444 S. 8. (22 gr.)

In der Vorrede macht der Herausgeber mit seinen Schicksalen, die allerdings das höchste Mitleid erregen, bekannt, und folgert daraus seinen äußern und innern Beruf zum Tröster seiner leidenden Brüder. Von der frühesten Jugend an kämpfte er mit Mangel und Dürftigkeit, bis er endlich ein Amt und mit demselben ein hinlängliches Auskommen erhielt. Seine Ehe war die glücklichste, bis Krankheit und Tod seine häusliche Ruhe auf eine fürchterliche Weise erschütterte. Er verlor seine beiden liebenswürdigen Kinder, und sah sich durch Kummer und Sorgen in einen solchen Zustand versetzt, daß er sein Predigtamt freywillig niederlegte, weil es ihm in seinen schönsten Lebensjahren an Kraft fehlte, es fernerhin gewissenhaft zu verwalten. — Aus dem Munde eines solchen geprägten Dulders müssen Worte des Trostes und der Beruhigung allerdings sanfter klingen, und wenn er zur Ergebung und zur Geduld auffodert, muß es tiefen Eindruck machen, als wenn ein anderer es thut, der weniger selbst erfuhr, was es heißt: unglücklich seyn. Diese Wahrheit setzt er auch recht gut in der Vorrede aus einander, und seine Ideenreihe ist ungefähr dieselbe, welche Fests in seinem *Versuch über die Vortheile der Leiden* etc. an mehreren Stellen dargelegt hat.

Der Inhalt des Buchs entspricht ganz seinem Zwecke. Die Betrachtungen an den christlichen Festtagen sind alle auf Unglückliche berechnet, und die Materien, ob sie gleich auf das Fest selbst sich beziehen, sind doch so gestellt und dargelegt, daß man es überall sieht und hört, *war sie behandelte und für wen er es that.* Rec. findet daher auch das Herzliche und Rührende in dem ganzen Tone dieser Betrachtungen so passend und der Sache so angemessen, daß er wünschen muß, es wäre alles in dem Buche so geformt und ausgesprochen, wie diese ersten sieben Betrachtungen und die darauf folgenden viere am Geburtstage eines Leidenden, *beym Genuß des heiligen Abendmals* etc. Auch die Gebete sind sehr zweckmächtig — nur zu lang, und hie und da zu sehr erzählend. Für Leidende kann man nicht kurz und gedrängt genug schreiben.

Die beiden Predigten des Hn. Dompred. *Kraufs* sind nicht, was sie seyn sollten. Er macht zu viele Worte und läßt sich in Untersuchungen und Berechnungen ein, deren Erbaulichkeit und tröstende Kraft Rec. bezweifeln muß. Z. B. „Man hat ausgerechnet, daß von 1000 Menschen, kaum 78 eines natürlichen Todes, d. h. an den Folgen des Alters sterben. Die übrigen 922 werden alle, früher oder später von dieser oder jener Krankheit, aufgerieben.“ — Die Homilien von *Fest* über Joh. 16, 16 — 23. sind, als *Homilien*, sehr schätzbar; aber wenn er sie für den speciellen Gebrauch; den Hr. *Pietich* hier davon macht, bestimmt hätte, würde er sie gewiß anders eingerichtet haben. — Hn. *Kindervaters* zwey Predigten sind ein willkommener Beytrag zur Beruhigung für Leidende; aber sie wären doch noch eingreifender, wenn er ihnen für den Ort, wo sie stehen, die Predigtform genommen hätte. — *Der arme Lazarus und das Vermächtniß eines sterbenden Vaters an seine gute Gattin und Kinder* machen den Beschluß. Ihr Vf. wird nicht ausdrücklich genannt; eine Stelle in der Vorrede macht es jedoch wahrcheinlich, daß Hr. *Pietich* selbst der Vf. ist.

Uebrigens kann Rec. es nicht billigen, daß der Mann, welcher sich, als einen „durch Krankheit und andere empfindliche Leiden geprüften Dulder“, auf dem (zu gedehnten) Titel kenntlich macht, und darauf seinen Beruf zum Tröster der Unglücklichen gründet, so viele fremde Mitarbeiter zu Hülfe genommen hat. Sein Buch würde gewiß an Interesse und Brauchbarkeit gewonnen haben, wenn er allein, seine Gedanken und Empfindungen, als das Product ruhiger, durch Vernunft und Religion hervorgebrachter Uebersetzungen vorgetragen hätte. So wie es jetzt ist, fehlt ihm Einheit und innerer Zusammenhang. Ungerne fanden wir daher in der Vorrede das Versprechen eines zweyten Bandes, in welchem noch mehrere fremde Arbeiten von *Garve*, *Fest*, *Kraufs* und *Kindervater* aufgenommen werden sollen, die wenigstens, im Falle sie schon gedruckt seyn sollten, eines neuen Drucks nicht bedürfen.

TÜBINGEN, b. Fues: *Betrachtungen auf alle Tage des Jahrs zum Wachsthum in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi mit einem für jede Tages-Betrachtung angehängten neuen Lieds*, sammt einem Anhang von Morgen- und Abendandachten und Communiongebeten, von M. *Joh. Friedr. Emendörfer*, Pfarrer zu Gültlingen (im Württemberg.) 1803. 8. X u. 517 S.

Auf jeden Tag legt der Vf. eine biblische Schriftstelle nebst einer kurzen Anwendung derselben (nach seiner Angabe) mit besonderer Hinsicht auf die jetzi-

gen Zeitumstände zum Grunde, und fügt zugleich jeglicher Tages-Betrachtung von ihm selbst verfertigte kurze Lieder bey, um dadurch, wie er sich ausdrückt, das Herz noch mehr anzufassen, zu erheben und zu entzünden. Wie nun der Vf. dieser Absicht entsprochen hat, mögen einige Stellen zeigen. S. 4 über den Text Ps. 2, 6. heißt es: „Küsse und berühre mit viel tausend Buss- und Liebes-Thränen, mit inbrünstigen Gebeten, mit sehnuchsvollen Glaubensblicken den Saum des Kleidens dieser himmlischen Majestät. Laß die Völker toben. Jesus ist und bleibt doch König, und was dich am höchsten interressiren und freuen muß, dein König. Achte nicht auf die vergebliche Reden der Spötter, merke auf die unvergängliche Worte des Herrn und seines Gesalbten, welche die Gründe seines Reichs sind, und welche so lange die Welt durchlaufen werden, bis sie auf Zion ihre Erfüllung und Offenbarung erreichen.“ Ueber Röm. 7, 8. heißt es S. 8: „Die Obligation Gott zu dienen, findet freylich in jeder natürlichen Mensch in seinem Gewissen, und weil er vom Gesetz dazu angetrieben wird, so greift er mit seiner eignen Vernunft und Kraft an, er singt, betet, hört Gottes Wort, er gebraucht die Sacramente, und bey dem allem bleibt er ein eigengerechter, fleischlicher Spötter, wie *Ismaël*, und verräth sich dadurch, daß er Gott nicht im neuen Wesen des Geistes, sondern im alten Wesen des Buchstabens tödte u. s. w.“ Gleiche Darstellungsart herrscht in den meisten übrigen Betrachtungen z. B. S. 13. 15. 40. 41. 267. 365. u. s. w.

Die jeder Betrachtung beygefügte neuen Lieder-Verse, welche der Vf. selbst verfertigt zu haben versichert, harmoniren mit dem Gehalt des Buchs selbst. Sie sind im Geschmack eines *Schmolke*, *Bogazky* etc. abgefaßt und voll mystischer unverständlicher Nebenvorstellungen und widernatürlicher Spielereyen. Man lese nur folgende Verse, z. B. S. 4:

„Zerstört sind der Hölle Riegel  
Dann mein Theil  
an dem Heil  
Steht wie Zions Hügel,  
der so in dem Himmel thronet u. s. w.“

Ferner S. 285.:

Die Kraft deines Todes,  
Theures Lämmlein Gottes,  
Komm auch mir zu gut,  
Zeuch mich in dein Sterben u. s. w.

Man vergleiche auch die Liederverse S. 328. 339. 348. 353. 364. S. 483 — 517. sind noch Morgen- und Abend-Andachten auf eine Woche, wie auch Communion- und Passions-Andachten beygefügt, welche gleichen Geist athmen.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 26. April 1805.

## P H I L O S O P H I E.

REGENSBURG, b. Montag u. Weis: *Die Leuchte des Diogenes. Oder Prüfung unserer heutigen Moralität und Aufklärung, von A. Weishaupt. 1804. 368 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)*

Ist das menschliche Geschlecht in dem Fortschreiten zum Bessern begriffen? Ist Tugend und Aufklärung in einem grössern Maasse und weiter verbreitet als in vorhergehenden Zeiten? Oder sind die Menschen noch auf demselben Punkte wo sie ehemals standen? Sind sie vielleicht gar, was auch Eigenliebe und Dünkel sagen mag, nicht einmal das, was die Vorfahren waren? Was ist überhaupt der Mensch, was soll und kann er seyn; hat sein Daseyn einen bestimmten Zweck, so wie das Weltganze, dessen Theil er ist, oder ist alles nur ein Spiel des Zufalls? Und welches ist das grosse Ziel, welchem sich das menschliche Geschlecht nähern, und dadurch vollkommener werden soll? — Dieses sind die wichtigen Fragen, welche der Vf. in diesem Werke, wovon nur erst der erste Band vor uns liegt, untersuchen will. Er, der sein ganzes Leben hindurch mit so unermüdetem Eifer für die Veredelung der Menschheit arbeitete, aber auch den edlen Plan, den er dazu entworfen, scheitern, und anstatt dankbarer Anerkennung seines wohlmeynenden Enthusiasmus mit Verläumdungen und Verfolgungen seine Bemühungen belohnt sah, legt sich noch am Abend seines Lebens, zu seiner eignen Rechtfertigung, zur Erhaltung des Glaubens an Menschenwürde die Frage vor: ob nicht alles Streben nach höherer Vollkommenheit eitel und fruchtlos sey. Diese warme Liebe für die Menschheit gemischt mit dem Gefühle der grossen Aufopferungen und der schmerzlichen Erfahrungen spricht sich in dieser Schrift, dem Resultate eines ganzen Menschenlebens zuweilen etwas stark aus: er schrieb nicht, wie er S. 363. sagt, um die Wuth seiner Verfolger zu befähigen, die Gunst der Grossen zu erbetteln, oder sich eine ruhigere Lage zu verschaffen. „Diese Schrift ist nicht geschickt, eine solche Ausöhnung zu bewirken. Sie enthält zu viele Stellen, welche der Leidenschaft mancher Stände und Individuen unmöglich gefallen können; ich habe ohne Rücksicht gesprochen. Kein Interesse, kein Ansehen hat mich bey der Untersuchung einer Sache geblendet, wo jede Heuchelei so gefährlich ist. Ich weis so gut, als meine Leser, daß die Wahrheit den Menschen, und keinen so sehr als denen, welche der Wahrheit vor andern benöthiget sind, in einem hohen Grade verhasst ist. Ich

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

weis, daß es dem Menschen nicht gefällt, wenn seine Schwächen zur Schau ausgestellt werden, und er selbst in dem Wahn seiner Vollendung gestört wird; ich weis aber auch, daß dessen ungeachtet in den Herzen der Menschen ein unvertilgbarer Keim von Achtung für Tugend und Wahrheit liegt, daß sie diesen zu Folge mehr die Art als die Sache hassen, und daß ein Schriftsteller, aus welchem bey gehöriger Schonung, das Gefühl und Vertrauen auf eine grosse Sache spricht, sich ungeschert manches Urtheil erlauben und freymüthig herausfagen könne, was unter andern Umständen tollkühne Vermessenheit wäre.“ Gewiss ein Mann von dieser Denkungsart, von dieler Erfahrung und Weltkenntniß verdient Aufmerksamkeit, wenn er seine Ueberzeugung über den Zustand des menschlichen Geschlechts, als ein Vermächtniß für die Mit- und Nachwelt niederlegt, wenn er die Gebrechen desselben unparteyisch schildert und durch Selbsterkenntniß den Fortgang zum Bessern zu befördern strebt; er verdient Achtung und Dank für seinen edlen Zweck, gesetzt auch, daß man mit ihm in seinen Ansichten und Ueberzeugungen nicht durchgängig übereinstimmen könnte.

Der Vf. befolgt diesen Gang. Die Menschen sind noch nicht dahin gelangt, über sich und die Welt, über den Zweck des Ganzen und den Werth des Einzelnen ein allgemein übereinstimmendes Urtheil zu fällen. Denn ungeachtet nun seit vier tausend Jahren, so weit die Geschichte des Menschengeschlechts reicht, Menschen gedacht und gehandelt haben, erzogen und regiert worden sind, so ist doch der Glaube allgemein und herrschend, daß wir noch immer die alten Menschen sind, und um nichts besser, als unsere Vorfahren. Ist dieses Urtheil gegründet, so sind Denken, Erziehen und Regieren die entbehrlichsten Dinge ohne alle Folgen und Einfluß. Hiermit stimmt das Urtheil jedes Jahrhunderts in Vergleichung mit den vorhergehenden gar nicht überein, nach diesem ist Gefelligkeit, Feinheit der Sitten, Weisheit, Sittlichkeit und Aufklärung in einem ununterbrochenen Fortschreiten; jeder Mensch dünkt sich besser als seine Vorfahren. Damit contrastiren aber wiederum die zerstreuten Klagen über den Verfall der Sittlichkeit, und die Geständnisse, daß es mit jeder Geschlechtsfolge schlimmer wird. Eben so hält jeder Einzelne seine Vorstellungen, Kenntnisse und Einsichten für die allein richtigen, er schlägt den Werth seiner Aufklärung zu hoch an, und läßt andern nur insofern Gerechtigkeit widerfahren, als diese mit ihm übereinstimmen. So schwankend und widersprechend aber die Urtheile des Menschen über sich und alle Gegenstände des

Cc

Wif.

Willens sind, so wichtig ist die Frage über den Werth und die Vollkommenheit der Welt. Alle Handlungen des Menschen richten sich nach der Vorstellung die er von der Welt hat, ob er sie sich gut oder böse denkt; von der Entscheidung der Frage hängt unsre Menschenkenntnis, unsre weitere Vervollkommnung, die ganze Leitung und Erziehung des Menschen ab; sie ist daher die Grundlage der Moral und Politik. Nun sind über diesen Gegenstand nur drey Behauptungen möglich: die Welt verändert sich entweder bloß allein ins Schlechtere, oder ihre Veränderungen zwecken zu einem gemeinschaftlichen Guten ab, oder endlich im Ganzen des Weltganges wird gar kein Plan befolgt, es wird dadurch keine letzte gemeinschaftliche gute oder böse Folge hervorgebracht, sondern das Böse wechselt mit dem Guten und das Gute mit dem Bösen, ohne weitere Absicht und Plan. Vortrefflich werden die Folgen jeder dieser Behauptungen auf das praktische Leben geschildert, und vorzüglich bemühet sich der Vf., das Ungereimte der dritten einleuchtend zu machen, und zu zeigen, daß wenn der Mensch vernünftig handeln soll, er überzeugt seyn müsse, daß das Ganze einen Zweck habe. „Der Mensch der handeln soll, muß was immer für ein Interesse verfolgen und glauben, daß es der Mühe werth sey; eine gewisse Folge hervorzubringen.“ Es fehlt aber an allem wahren Interesse, sobald alles zum Nichts führt; und alles führt zum Nichts, sobald das Ganze keinen Zweck, keine gemeinschaftliche gute oder böse Folge hat. Die Natur, und folglich den Zweck und den Gang des Ganzen zu erkennen, ist aus diesem Grunde die erste und wichtigste aller Untersuchungen. Ehe man darüber einig und im klaren ist, ist alles Reden, Schreiben, Streiten und Beweisen über die Beschaffenheit und den Werth der Theile schwankend, grundlos und ohne Sinn und Bedeutung. So lang dies nicht geschähen seyn wird, werden die Menschen auch in Zukunft, wie bisher, sich in ihren Meinungen über den Werth der Güter und die wichtigsten Gegenstände des Lebens theilen. Sie werden sich bestreiten und widerlegen, ohne daß dadurch jemand bekehrt oder gebessert werde. So lange die Ungewißheit über diese Grundfrage dauert; so wird die Moral selbst ungewiß seyn, und diese Ungewißheit wird verursachen, daß der Mensch nicht weiß was recht oder unrecht ist. Selbst die Politik schwebt ohne diese Stütze frey in der Luft, und gleicht einem Wesen, welches weder Beine noch Kopf hat.“ — Es ist also nothwendig anzunehmen, daß es einen Weltplan gebe, daß in dem Weltganzen alles zum Guten oder zum Bösen hinführe. Welche Vorstellungsart ist die richtigere? Um diese Frage zu entscheiden, bedürfen wir der Begriffe von dem, was gut oder böse, recht oder unrecht, wahr oder falsch, klug oder thöricht, vernünftig oder unvernünftig ist; Begriffe, über welche die Menschen eben so schwankend und uneinig sind, als über alles andere, und welche nicht eher fixirt werden können, als bis der Gegenstand, welcher der gemeinschaftliche Maßstab ist, auf welchen alles bezogen werden muß, nicht

angegeben und gefunden ist, d. i. ein unveränderlicher Gesichtspunkt aus welchem der Mensch sich und die Dinge betrachten muß, durch welchen Gewißheit im Denken und Gleichförmigkeit im Handeln erst möglich wird, und von welchem die sichere Entscheidung der Frage in Ansehung der Perfectibilität und des Fortschritts des Menschen zu größerer Vollkommenheit oder Unvollkommenheit ausgehen muß. Die Auffindung eines solchen Gesichtspunkts ist nun die Aufgabe des Vfs. in dem gegenwärtigen Bande; der folgende wird die daraus fließenden Resultate enthalten. Um jenen Gesichtspunkt zu finden, stellt er nun folgendes Problem auf: *Denkt und lebt der Mensch um zu essen, oder ist der Mensch um zu leben und zu denken? und: ist es besser zu seyn oder nicht zu seyn?* Auf die Beantwortung dieser Fragen, so wie überhaupt auf das praktische Leben hat nun die Ueberzeugung von der Fortdauer des Menschen den größten Einfluß, so wie der Wahn, diese Ueberzeugung könne von der Moral getrennt werden, das größte Hinderniß der weitem Vervollkommnung ist. Die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Ueberzeugung für die Moral beweist der Vf. durch drey Gründe: a) Ohne Interesse ist kein Mensch thätig. Ist er nicht von seiner Fortdauer überzeugt, so schränkt sich sein ganzes Interesse auf das Gegenwärtige ein; er muß annehmen, alles Gute und Wünschenswerthe sey in der kurzen Dauer seines jetzigen Lebens zusammengefaßt. Wonach der Mensch hier strebt, ist Macht, Reichthum, Ehre, sinnliches Vergnügen; überläßt er sich diesem Streben unbedingt und ohne Schranken, so geräth er mit sich selbst und andern in Widerspruch, und das was er als ein Gut begehrte, wird eine Quelle des Uebels. Schränkt er sich aber ein, so thut er es entweder um desto reiner und ungestörter zu genießen, also aus Eigennutz, womit keine Moral besteht, oder weil es höhere unvergänglichere Güter giebt; und diese giebt es, so bald eine fortdauernde Existenz nach dem Tode angenommen wird. b) Die Moral muß ein letztes Ziel, oder einen bestimmten Begriff von Vollkommenheit haben, welcher aber andere Bestimmungen erhält, je nachdem man überzeugt ist, daß der Mensch für dieses Leben allein, oder für die Ewigkeit bestimmt ist. c) Keine Moral kann sich bloß allein auf den Genuß des Gegenwärtigen beschränken. Die Vorstellung einer Zukunft ist ihr unentbehrlich. Das was in unsern Handlungen geistig und von edler Art ist, schreibt sich daher, daß wir vermögend sind, einen Blick über das Gegenwärtige hinaus zu wagen, und entferntere Folgen vorher zu sehen. Die Vorstellung des Unendlichen, welche uns immer und aller Orten begleitet, welche kein Mensch zu erschöpfen vermag, reißt unsern Geist mit unwiderstehlicher Gewalt über das Gewöhnliche hinaus, und verkündigt uns auf eine Art, welche wenig Zweifel überläßt, daß wir zu größern Dingen vorhanden sind, als zu essen, oder zu leiden, und zu vergehen. Die Vorstellung des Unendlichen, so weit wir sie zu denken vermögen, scheint uns zu belehren, das, was wir hier gewahr werden, sey etwas, aber nicht

nicht alles; es sey mehr da, als so beschränkte Kräfte zu begreifen vermögen. — Die Vorstellung von dem Daseyn Gottes, von einem allgemeinen Endzweck, von unserer unendlichen Fortdauer und Entwickelung — das Maximum, Höchste und Letzte des menschlichen Geistes — sind das Surrogat, durch welches die Schwäche endlicher Wesen so lang entschädigt werden soll, bis ihre Kräfte heranwachsen, und grössere Gegenstände für sie denkbar werden; sie sind eine Art von Heifchesätzen, welche dem Anschein nach ohne Beweis angenommen werden müssen, und auch nicht durch andere höhere bewiesen werden können, weil sie selbst die höchsten sind; sie sind aber dessen ungeachtet ungleich mehr; es giebt vielmehr keine andere Wahrheit welche so streng bewiesen wäre: denn ihr Beweis liegt darin, dafs ohne ihre Hülfe kein Denken, kein Handeln und keine Gewissheit möglich seyn würde. Ueberhaupt liegt der Beweis dieser Wahrheiten noch mehr in unserm Herzen. Denn was der Mensch kraft seiner Natur wünschen kann, ohne dessen Realität er elend und unglücklich seyn würde — dies kann nicht anders als wahr seyn. Alles Denken und Erkennen ist Mittel, nicht Zweck, und die Erkenntnis selbst ist eine unerlässliche Bedingung unserer Glückseligkeit. Was den Menschen unglücklich, verächtlich, mit sich selbst unzufrieden macht, kann nie eine wahre unserer würdige Vorstellung seyn. Das Kriterium aller Wahrheit liegt lediglich in unserm Herzen. Alle Wahrheit geht von da aus, wir erkennen nichts, als was wir genöthigt sind zu wünschen; alle unsere Erkenntnis wird von daher berichtet, und kann ihre Quelle nicht verneinen. Das Resultat, welches aus diesem allen folgt, setzen wir mit den Worten des Vfs. Her. S. 302. Laßt uns also daran halten, was uns gegeben und unläugbar ist. Dafs wir hier sind, kann nicht widersprochen werden. Dafs keiner von uns hier bleibt, beweist die Erfahrung. Dafs nicht jede Art sich zu betragen, uns diesen Aufenthalt angenehm macht, ist nicht weniger gewifs. Es kommt also darauf an zu bestimmen, welche die beste ist. Dies scheint unstreitig diejenige, wo jeder Mitwerber zum Ziel gelangen kann, wo sich die Interesse der Menschen am wenigsten begegnen, wo die Mittel allgemeiner, wohlfeiler, geistiger, mannichfaltiger, dauerhafter, unerschöpflicher und mit dem Wohlfeyn anderer vereinbarer sind, wo kein Mensch zu viel werden, und durch seine Gröfse andern gleich Beachtigten gefährlich werden kann, wo jeder, um so mehr und gröfser er selbst ist, um so besser und nutzbarer für andere wird. Dies geschieht ohne Widerrede in einem vorzüglicheren Grade in dem System, welches die geistige Vervollkommnung und die Entwickelung unsrer höhern Kräfte zum letzten Zweck macht. Diese Entwickelung und Vollkommenheit kann aber nicht dort statt finden, wo ihr Gebrauch unentbehrlich ist, und er ist nirgends unentbehrlich, als da, wo aller Schein und Prunk von uns weicht, wo alles darauf ankommt, was wir selbst sind. Ihr Werth ist nirgends gröfser, als da, wo der Mensch ein Fortdauerndes Wesen ist."

Man wird aus dieser Darstellung des Hauptinhalts sehen, dafs der Vf. sich seinem Ziele nur erst in grosser Entfernung genähert habe. Ausser einer gewissen Redseligkeit und Weitschweifigkeit, und mehreren Wiederholungen, welche vielleicht das Alter des Vfs. und sein Zweck, für gebildete Leser, die nicht Gelehrte sind, zu schreiben, entschuldigt, wird er auch durch zu häufige Digressionen, welche zum Theil von dem mangelhaften Plane herrühren, von dem Hauptgegenstande abgeführt. Denn er will einen Gesichtspunkt auffinden, um Uebereinstimmung im Denken und Handeln unter den Menschen zu bewirken; diese Idee ist nach seiner Ansicht, der Begriff von dem Zweck der Welt, aus welchem die Bestimmung des Menschen und die bestimmte Realität der Begriffe von Wahrheit, Recht, Sittlichkeit und Glückseligkeit mit Gewifsheit erkannt werden soll. Dieses ist aber eine Umkehrung der natürlichen Ordnung, da er das Ungewisse voraussetzt, um daraus das Gewisse abzuleiten. Denn wie kann man den Zweck der Welt; unter welcher der Vf. nichts anders als die Gesamtheit der Menschen versteht, erkennen, wenn nicht der Zweck und die Bestimmung des Einzelnen erkannt ist. Zu dem liegt in dem Begriff eines Zwecks, wie ihn der Vf. gebraucht, eine Zweydeutigkeit, indem er zuweilen darunter das versteht, was das Menschengeschlecht seyn und werden soll, bald den Zustand, welcher aus dem gesammten Wirken der Menschen resultirt. Jenes ist ein praktisches, dieses ein theoretisches Erkenntnis, welches auf ganz verschiedenen Operationen des Erkenntnisvermögens beruht. In welchem Sinne aber auch der Zweck der Welt verstanden wird, so ist doch einleuchtend, dafs er kein Gegenstand des Erkennens, sondern des Glaubens ist, und als Glaube, wenn dieser vernünftig seyn soll, etwas unmittelbar Gewisses voraussetzt. Anstatt dafs also der Vf. in dem Praktischen Uebereinstimmung durch Belehrung über das höchste Gesetz des vernünftigen Handelns, und dadurch auch in dem Theoretischen hätte hervorzubringen suchen sollen, will er vielmehr durch allgemeines Einverständnis in gewissen theoretischen Ueberzeugungen allgemein übereinstimmende Urtheile in dem Praktischen vermitteln; da doch auf diesem Wege die sittlichen Begriffe eher verwirrt als aufgeklärt werden können. Denn da es mehr als eine Vorstellungsort über den Zweck der Welt giebt, und von dieser nach des Vfs. Behauptung die Begriffe von der Bestimmung und dem Werth des Menschen von Recht und Tugend ihrem bestimmten Inhalte nach abhängen, wie läfst sich ohne ein anderes unmittelbar gewisses Erkenntnis jene Verschiedenheit der Vorstellungen aufheben? Die Ueberzeugung von der Fortdauer des Menschen nach dem Tode, welche er hiebey zu Hülfe nimmt, führt eben so wenig zum Zwecke. Denn der Vf. hat nicht bewiesen, dafs die Unsterblichkeit Gegenstand des Wissens ist; beruht sie aber nur auf einem praktischen Glauben, so kann sie kein theoretisches gewisses Erkenntnis vermitteln. Der Beweis, dafs diese Ueberzeugung für die Moral unentbehrlich

sey, beruhet außerdem auf der Voraussetzung, daß die Moral nichts anders sey als Glückseligkeitslehre, Anweisung, wie man sich betragen müsse, um sein Daseyn auf die angenehmste Weise zu genießen. (S. 152.) In dieser Hinsicht hätte sich aber der Vf. diese ganze Zurüstung ersparen können, da er S. 153. behauptet, das höchste Ziel des Menschen, sein Daseyn froh zu genießen, bleibe das höchste, es möge eine Zukunft geben oder nicht; also der eine Grund, ohne Ueberzeugung von der Fortdauer könne der höchste Zweck des Menschen nicht bestimmt werden, ohnehin entkräftet wird. Ueberhaupt vermißt man Bestimmtheit der Begriffe und Bündigkeit des Raisonnemens sehr ungerne, und wahrscheinlich ist dieses die Ursache, daß der Vf. sechs Jahre an seinem Werke änderte und besserte und sich doch nicht immer selbst befriediget fand. Wir bedauern dieses um so mehr, da in dem Ganzen eine so hohe lebendige Ueberzeugung von der moralischen Würde des Menschen ausgesprochen ist, so viele herrliche Gedanken darin vorkommen, welche zur Veredlung gebildeter Menschen kräftig wirken können; alle Belehrungen so faßlich und populär geschrieben, und selbst die vielen aus klassischen Schriftstellern der alten und neuern Zeit ausgehobenen Stellen sehr glücklich gewählt sind, eine lebendige Ueberzeugung hervorzubringen; da endlich der Vf. hier als ein mit Welt- und Menschenkenntniß ausgerüsteter und gebildeter Weiser, nicht für die Schule, sondern für das wirkliche Leben schreibt, und daher noch weit mehr Gutes hätte wirken können, wenn das System seiner Ueberzeugungen vor der Bekanntmachung einer strengern nochmaligen Prüfung wäre unterworfen worden.

### SCHÖNE KUNSTE,

KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: *Erzählungen zur Beförderung guter Gefühle und stiller Tugenden.* 1804. VI u. 260 S. 8. (20 gr.)

Die Absicht, die der Vf. (nach S. IV. der Vorrede) bey Abfassung dieser Erzählung vor Augen hatte, ist lobenswerth. Mehrere Jahre hindurch Vorsteher einer Leseanstalt, bekam er Kenntniße von dem Geschmack und den Bedürfnissen des lesenden Publikums. Man forderte häufig kurze Erzählungen von ihm, wodurch die Aufmerksamkeit nicht so anhaltend gefesselt würde, sondern die hinreichten, eine Erholungsstunde auszufüllen, und dabey eine moralische Vorchrift oder ein gutes Gefühl in der Seele des Lesers zurücklassen möchten. — Da er trotz der unzähligen Menge von Romanen und Erzählun-

gen nur selten ein Werk dieser Art fand, so entschloß er sich, selbst einen Versuch in diesem Fache zu liefern. Wie er ihm gelungen ist, darüber nur einige Worte. An Moral fehlt es in diesem Buche nicht, und im Ganzen auch nicht an guter Moral, nur sollte sie öfter etwas besser eingekleidet, und anziehender vorgetragen seyn. Einige dieser Erzählungen lassen sich wirklich mit denen vergleichen, die uns Engel in seinem Philosophen für die Welt mitgetheilt hat; dahin gehört besonders die Skizze von dem Leben einer Frau, die alles wohlfeil kaufte, und darüber endlich Haus und Hof verlor. — Künstliche Verwickelungen, abenteuerliche Situationen und lebhaftes Schilderungen hat der Vf. mit Recht vermieden; zuweilen aber — möchte man sagen — vermißt man alle Situation, und die Zusammenhänge der Begebenheiten ist zu alltäglich.

Der Stil des Vfs. ist nicht blühend, aber leicht und angenehm. Für die häusliche Klasse der Dichtung wird dieses Buch besonders eine unterhaltende Lectüre seyn.

STOCKHOLM, b. Utter: *Victor eller Skogsberget* (Victor oder das Kind des Waldes) af *Duoctina Duminil*. Fri öfversättning af *Ulrica Carolina Wulffström*. 1803. I. 114 S. II. 94 S. III. 109. IV. 114 S.

Unter den vielen Uebersetzungen fremder Romane die alljährlich in Schweden gedruckt werden, verdient die gegenwärtige in mehr als einer Hinsicht eine rühmliche Auszeichnung. Die Urheberin derselben (eine geborne *Forsberg*, die Gattin eines Musikers) hatte schon früher Beweise ihres zarten Gefühls und ihrer Talente gegeben; ihre *erotiska sångar*, die im Jahr 1799. erschienen, wurden selbst von strengen und gründlichen Kunstrichtern mit Beyfall aufgenommen und erwarben ihr eine Stelle neben den ausgezeichneten Dichterinnen ihres Vaterlandes, einer *Nordenskiöld* und *Lenngren*. Ihre Sprache im Victor ist — bis auf einige kleine Incorrectheiten — sehr edel, und glänzend; der Bau ihrer Perioden ist natürlich und nicht so sehr französisch, wie bey mehreren ausgezeichneten schwedischen Schriftstellern. In den häufig eingestreuten kleinen Liedern und Gedichten herrscht Leichtigkeit, bisweilen eine liebliche Zartheit. Die *Ballade der Fischer* (IV. S. 60.) ist zu vergleichen, dem Rec. an Gelegenheit fehlt, das Original zu vergleichen, vermag er auch nicht zu bestimmen, was für Freyheiten sich die Uebersetzerin in Hinsicht desselben genommen hat; er wünscht übrigens, daß sie ihre Talente in Zukunft an einen bessern und edlern Stoff wenden möge.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 27. April 1805.

## KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

**HALLE**, b. Schimmelpfennig u. Comp.: *Die Feldfortification* aus theoretischen und praktischen Gründen hergeleitet, oder ausführliche und deutliche Anweisung, wie man Feldverschanzungen zweckmässig anordnen und einrichten kann, von einem *Ingenieur - Officier*. Mit XXII. Kupf. 1804. 636 S. u. XIV S. Titel u. Vorrede. 8. (4 Rthlr.)

**B**ey der vorhandenen Menge deutscher Schriften über die Feldfortification, die ihre Entstehung der größten Anzahl nach, theils theoretischen Fortificationslehrern, theils Artillerie- und Infanterieofficieren verdanken, ist es keine gemeine Erscheinung, wenn ein *Ingenieur - Officier* dieses Fach kriegswissenschaftlicher Kenntnisse in einem Werke von so beträchtlicher Bogenzahl und mit einer solchen Menge Kupfer (sie haben Querfolioformat) bearbeitet, dem militairischen Publikum vorlegt. Es war merkwürdig, das bis jetzt selten ein *deutscher* Ingenieur in der Feldfortification etwas öffentlich bekannt machte, da diese Wissenschaft doch als ein wichtiger Theil zu der Bestimmung des Feldingenieurs gehörte. Das dem Ingenieur als solchen, dieser Theil leichter zu bearbeiten seyn mußte, als jedem andern, leuchtet von selbst ein; die Ursache, warum das Personale der deutschen Ingenieur - Corps so wenig Antheil an der Bearbeitung derselben zu nehmen schien, lag daher wahrscheinlicher Weise in ganz besondern Verhältnissen. Um so unangenehm muß es gegenwärtig demjenigen Militärpersonale seyn, welches in Fälle kommt Gebrauch, von der Feldfortification zu machen, ohne geradezu Ingenieur zu seyn, die theoretischen und praktischen Gründe zu erfahren, nach welchen der Ingenieur bey der Ausmittelung und Anordnung der *Schanzen* und *Verschanzungen*, als den Gegenständen der Feldfortification verfährt. Der unbekante Vf. findet den Grund, warum Schanzen und Verschanzungen im Kriege, so wie Belagerungsarbeiten nicht jederzeit, selbst dann nicht, wenn sie auch unter der unmittelbaren Leitung des Ingenieurs stehen, so ausfallen, wie sie ausfallen könnten, darin, das es dem Ingenieur theils an gebildeten Gehülfen von andern Waffen, und theils an solchen Arbeitern mangelt, die im Frieden zu dieser unentbehrlichen Feldbeschäftigung zweckmässig vorbereitet sind. Die Wahrheit dieser Behauptung bestätigt sich in der Erfahrung vollkommen, indem man Arbeiten dieser Art, bey verschiedenen Armeen unternimmt, vergleicht, wenn bey der einen ein gebildetes und geüb-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

tes Sappeurcorps, bey der andern aber lediglich eine Anzahl Leute aus Regimentern und Bataillonen arbeitet, wovon die letztern weder Kenntnisse noch Uebung dieser Art haben. Es ist daher für Armeen, welchen ein solches oder ähnliches Arbeitscorps mangelt, doppelte Pflicht, Officiere aus der Linie, die als Gehülfen des Ingenieurs im Felde auftreten sollen, zu bilden, und die gemeinen Soldaten zu üben, weil es im Augenblicke des Gebrauchs zur Bildung und Uebung zu spät ist.

Nach der *Einleitung*, worin der Begriff der Feldfortification entwickelt und die *Terminologie* derselben mit Hülfe einer Figur bestimmt und erläutert wird, folgt die Abhandlung selbst in acht Hauptstücken. *Erstes* Hauptstück. Allgemeine Grundsätze der Feldfortification. Ungeachtet nur acht allgemeine Grundsätze angegeben sind, so scheinen sie doch völlig befriedigend zu seyn; sie sind zum Theil, aber mit gehörigen Modificationen, aus der eigentlichen Fortification (*fortification permanente*) entlehnt, und machen jeden, der sich mit der Feldfortification beschäftigt, in dem Fall besonders darauf aufmerksam, wenn er nicht zuvor jene Hauptwissenschaft studiret hat. Das *zweyte* Hauptstück, welches von den einzelnen Schanzen handelt, enthält in vier Abschnitten alles, was von diesen Fortificationsgegenständen zum Gebrauch im Felde nur immer gesagt werden kann. Im *dritten* Hauptstück werden die einzelnen Theile einer Schanze beurtheilt, und nach ihrer zweckmässigen Einrichtung beschrieben. Das *vierte* Hauptstück enthält die Anzeige und Beurtheilung der Brauchbarkeit, der zu den an Schanzen unvermeidlich entstehenden Böschungen oder Abdachungen, nöthigen Bekleidungsmaterialien. Im *fünften* Hauptstück handelt der Vf. in zwey Abtheilungen von den Mitteln und ihrer Anwendung, eine Feldverschanzung zu größtmöglicher Vertheidigung einzurichten. Das *sechste* Hauptstück enthält die wichtige Lehre von der Höhe der Werke in Beziehung auf das umliegende Terrain, nach deutlichen und richtigen Begriffen und praktischen Regeln. Im *siebenten* Hauptstück wird die Anordnung derjenigen Werke gezeigt, die zur Befestigung und Vertheidigung einzelner Terraingegenstände, als Anhöhen und Berge, Thäler und Schluchten, Kirchhöfe, Schlösser, Dörfer, Landstädte, Ufer der Flüsse, Meeresküsten, Brücken etc. angelegt werden, und im *achten* Hauptstück beschließt der Vf. das Werk mit der Lehre von den Anordnungen zur Verschanzung der Stellungen und Läger einer Armee.

D d

Nach



Nach dieser allgemeinen Darstellung des Inhalts erlaubt sich Rec. einige Bemerkungen über einzelne Gegenstände, die vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen: Einer der wichtigsten und in der Feldfortification bis jetzt zu wenig beachteten Gegenstände ist die genaue und richtige Bestimmung und Behandlung des *Commandements* und *Defilements* der Feldschanzen im Vten Hauptstücke, Gegenstände, die lange Zeit das Eigenthum der eigentlichen Fortification blieben, und die der Ingenieur bey seinen Schanzen und Verschanzungen zwar in Betrachtung zog, die aber in gewöhnlichen Anweisungen zur Feldfortification entweder gänzlich fehlten, oder doch so behandelt wurden, daß man sich keinen zweckmäßigen Gebrauch davon versprechen konnte. Schon durch diese Lehre charakterisirt sich das gegenwärtige Werk vorthellhaft gegen andere ähnlichen Inhalts; und obgleich die *Franzosen* die Lehre vom *Defilement* größtentheils auf ihre Rechnung schreiben: so fehlen doch andern Nationen keineswegs *gut* und *richtig defilirte* Werke, wenn auch ihre Schriften wenig oder gar nichts davon erwähnen. Im IIIten Hauptstück, worin §. 119. von der Führung des *Banquetts* hinter den Schießscharten herum gehandelt wird, würde der Vorschlag, das *Banquet* in Gestalt eines schmalen Grabens auf den Bankbatterien an den davon berührten Theilen der Brustwehre herumzuführen, nicht am unrechten Orte stehen, da hierdurch die Action der Artillerie nicht gehindert, und der Soldat doch gegen den Angriff mit der Flinte vom Grabenrevers aus, mehr gedeckt würde. Bey dem im Vten Hauptstück in der Lehre von den *Fladderminen* vorgeschlagenen Mittel, wie man dem angreifenden Feinde den Aufenthalt im Graben vor der Abstumpfung eines auspringenden Winkels, oder überhaupt in dem Graben vor einem auspringenden Winkel einer Verschanzung, auf eine sichrere Art als bis jetzt geschehen, gefährlich machen könne, daß man nämlich mitten im Graben vor den erwähnten auspringenden Winkeln, kleine *Fladderminen* anlegen könne, die so tief unter der Grabensohle liegen müssen, daß die kürzeste Widerstandslinie der halben untern Breite des Grabens gleich ist, oder daß man statt der Pulverkasten, mit Pulver gefüllte Granaden an diesen Ort eingrube, tadelt Rec. außer der vom Vf. eingeräumten möglichen Beschädigung des untern Theils der Grabenböschung, noch eine andere Bedenklichkeit, die ihren Grund in der Natur des Menschen hat, nämlich die Unsicherheit den rechten Zeitpunkt zur Zündung der Mine in der Lage zu treffen, in welcher sich der Vertheidiger befindet, wenn der Feind schon im Graben ist; psychologische Betrachtungen müssen für solche Fälle, wo ruhige Ueberlegung gewöhnlich aufhört, den Erfinder leiten.

Daß übrigens nicht alles neu ist, was das gegenwärtige Werk enthält, versteht sich: denn das Gute und Zweckmäßige seiner Vorgänger muß doch jeder Schriftsteller benutzen. Im Ganzen genommen aber zeichnet sich diese Feldfortification vor ihren Vorläufern auf eine Art aus, die dem Vf. zur Ehre gereicht.

Wird in der Folge die *unmittelbare Baupraxis* auf eine gleiche Art behandelt, wozu der Vf. Hoffnung macht, und wird mit beiden eine unterrichtende Anleitung zum *Angriffe* und zur *Vertheidigung* der Feldschanzen verbunden: so ist für dieses Fach des Feldingenieurs, so wie für die, welche ihn zu unterstützen oder seine Functionen zu verwalten willens sind, befriedigend gelorgt. Stich, Druck und Papier sind dem Werthe des Werkes angemessen.

GOtha, b. Ettinger: *Encyclopädie der Kriegswissenschaften*, das ist: *Kriegskunst, Kriegsbaukunst, Artillerie, Minierkunst, Pontonier-, Feuerwerkerkunst und Taktik; ihrer Geschichte und Litteratur*, in alphabet. Ordnung. Herausgegeben von G. E. Rosenthal, Herz. S. Goth. Berg-Commissarius. VIII. Band. J—Kar. 1803. 372 S. 4. Die Kunst von 141—160. (4 Rthlr.)

Anstatt sachkundige Männer zu Rathe zu ziehen fährt Hr. R. mit eifernem Fleiße fort, gute und schlechte Kriegsbücher abzuschreiben, wie sie ihm von selbst in die Hand fallen. Daher die außerordentliche Ungleichheit der Artikel, die theils brauchbar und zweckmäßig, theils aber auch unrichtig und nutzlos sind. Gleich auf S. 1. ist der Artikel *Jäger aus Klein* kurzem *Unterricht der für einen Feldjäger nöthigen Wissenschaften* in demselben holperichen Stil abgeschrieben; folgendes zum Belege: „Uebrigens bemühet sich ein Jäger allezeit, seyn Gewehr im besten Stand zu halten, seine eigne Sicherheit hängt davon ab, und der Dienst gewinnt gleichmäßig dabey. Für diejenigen aber, die faumselig sein möchten, ist wenigstens im Felde doch eine wöchentliche Visitation der Gewehre nothwendig. Uebrigens bemühet sich ein Jäger besonders wohl zu treffen. Hierin muß er seine ganze Ehre und Hauptwissenschaft setzen, wenn er andern den Namen eines Jägers würdig tragen will. Darum muß er nicht sowohl viel als gewiß und gut schießen.“ Nach der Scheibe darf ein Jäger mit einem wohl gerichteten Stutzer auf 300 Schritte mit doppeltem Visier und auf 150 Schritte mit dem halben, nicht fehlen. — Wenn der Jäger capabel ist, dies zu leisten, und sich nun bemühet, in der Attaque kaltes Blut zu behalten und so auf seinen Gott verlassend, der ihn in der größten Gefährlichkeit doch erhalten kann, fort arbeitet, so bedenke man einmal, welchen entsetzlichen Verlust der Feind erleiden mußte. Hieraus ist schon einigermaßen die Wichtigkeit des Jägerdienstes wahrzunehmen; besonders aber daher, weil *keine Uebernehmung*, wenn sie anders gut gehen soll, ohne Jäger ausgeführt werden kann.“ (?) In der *Abhandlung über den kleinen Krieg, den Militärischen Fragmenten*, und in *Ewalds, Emmerichs, Klipffins und Hinrichs* Werken würde der Vf. zweckmäßiger Dinge über den Feldjägerdienst, in einem bessern Stil gesagt, gefunden haben, wenn ihm sein Unglücksstern nicht beynahe immer das schlechteste in jedem Fache zuführte. S. 17. wird bey dem Artikel *Infanterie die Bekleidung derselben nach Miller (Hörn. Taktik)* angeführt

fahrt, die sich doch seit Erscheinung jenes Werkes überall beträchtlich verändert hat. Die Gleichung S. 26. heist:  $a^2 - x^2 - x^2 - bx = 0$ ; daraus entsteht  $2x^2 + bx = a^2$ . Die Verrichtungen des Ingenieurs sind ebenfalls aus irgend einem alten Tröster abgeschrieben, wo die Verfertigung topographischer Karten — auf die man jetzt ein fast zu großes Gewicht legt — noch unter die ungewöhnlichen Dinge gezählt wird, und wo sogar *Koysters Reisen* citirt werden. S. 49. erinnert sich der Vf. der letzten Belagerung von Bergen op Zoom, wo er doch noch nicht lebte, weil der Kriegsbaumeister, den er eben abschreibt, so davon spricht.

Unrichtig ist S. 110., das die Seele der russischen *Einhörner* sich trichterförmig erweitert; dies ist bloß bey den *Schwalows* an der Mündung. Ein Kaliber tief der Fall; jenes hingegen sind gewöhnliche Hautbitzen mit kegelförmigen Kammern, die wegen ihrer etwas größern Länge ziemlich richtig Schuss halten. Der Artikel *Kanone* ist übrigens größtentheils nach guten Quellen bearbeitet, und enthält die Metallstärke, die Länge, die Berechnung des Schwerpunktes und der Hinterrichtigkeit der Kanonen; doch auch hier ist der Uebelstand bemerklich: das Hr. R. alles unverändert abschreibt, und daher auch sogar die Citate auf vorhargende Stellen beybehält, die in der Encyclopädie sich gar nicht, oder doch nicht an dem bemerkten Orte befinden. Minder vollständig ist das Gießen des Geschützes abgehandelt. Die Bewegung des Geschützes mit und ohne Hebezeug: unverändert und in demselben schleppenden Stil aus der deutschen Uebersetzung des *Urtubie* abgeschrieben, z. B. S. 211. Hat man lassen durch Beyhülfe der Arme fort zu schaffen (?) — *à bras d'hommes* — *Kanonschläge* werden nicht aus Kanonen geschossen, sondern wegen ihres heftigen Knallens so genannt. S. 332. heist es: „Die Vorrichtung zu Erfahrung der Geschwindigkeit der Kugel, wovon der Vf. hier redet, ist das Pendel. Es ist wohl ohne Zweifel gewis, das ein solches Pendel, wogegen aus Kanonen geschossen werden könnte, sehr kostbar fallen würde. Inzwischen erzähle ich doch, das man diesen Umstand in England nicht gescheuet, sondern wirklich mit Kanonen gegen ein Pendel geschossen hat. Da dieß vermuthlich die Versuche sind, die Hr. Hutton in den philosophischen *Transactionen* für 1776. versprochen hat.“ Die ausführliche Nachricht von diesen Versuchen aber findet sich in dem, von Hn. R. häufig gebrauchten, *Magazin für Ingenieure und Artilleristen* VII. Band S. 235. fg. aus den eben erwähnten *Transactionen* übersetzt. Bey *Karrenbüchse* hätte bemerkt werden sollen: das diese Art Geschütz seit Einführung der Kartetschen gänzlich aus dem Gebrauch gekommen ist. Die Kartetschen heißen immer *Cartouches*, nie *Gargouffes*; letzteres sind bloß Pulverladungen. Ganz überflüssig und zwecklos sind die Artikel *Ibictes*, *Incastellatio Ecclesiarum*; *Kainesser*, *Kakum*, *Kartetschenkasten* und *Kartetschennadeln*. Man könnte auf dieselbe Weise die Werkzeuge der meisten Handwerker in ein Wörterbuch der Kriegswissenschaft bringen: denn der

Weberstuhl, auf welchem der Zeug zu den Stückpatronen verfertigt wird, hat denselben Anspruch wie die Nähenadeln; womit man diese Patronen nähet. Aehnliche Fehler sind schon in den Recensionen der ersten Theile dieser Encyclopädie gerüget worden; doch scheint Hr. R. keine Notiz davon zu nehmen, sondern ihm mehr daran zu liegen, sein Werk dem Ende, als der Vollkommenheit näher zu bringen.

BERLIN, b. Unger: *Militairischer Kalender* auf das Gemeine-Jahr 1805. 12. m. K. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieser Kalender gab in den ersten Jahren nach seiner Entstehung eine angenehme Unterhaltung. Er enthielt in dieser Zeit die Biographien einiger seltener Männer und vorzüglicher Generale, mit ihren Portraits. Nachher, als die Biographien von untergeordneten Generalen darin vorkamen, verlor er sein Interesse. Man schien nun Aufsätze, ohne einen gewissen Plan darin aufzunehmen. Seit zwey Jahren fängt aber dieses Jahrbuch an sich wieder zu erheben. Es scheint, das der neue Herausgeber, der Hr. Professor *Schäzler*, diese Veränderung veranlaßt und einen festen Plan für die Folge entworfen habe. Die beiden letzten dieser Jahrbücher, nämlich das von 1803. und 1805. (denn von 1804. ist keines erschienen) zeichnen sich durch zweckmäßige Anordnung und lobtückliche vorzügliche Aufsätze aus.

Der gegenwärtige Jahrgang enthält zuerst eine Charakteristik des Grafen Wilhelm von Lippe Bückeburg, englischen und portugiesischen Feldmarschalls. Das Andenken eines großen deutschen Mannes zu erneuern (sagt der Vf.) zu einer Zeit, wo die Liebe für das Große und Edle und ein enthusiastisches Hingeben für erhabene Zwecke nicht bloß ein Eigenthum des Auslandes seyn darf, dies ist die Bestimmung des gegenwärtigen Aufsatzes. Graf Wilhelm gieng in der Ausbildung seinen eigenen originellen Weg; er errang sich mit Energie seinen eigenen nicht unwichtigen Standpunkt in der Welt; er lebte in steter Aufmerksamkeit auf die Dinge und Verhältnisse die ihn umgaben, um seine Cultur durch die Kenntnisse und richtige Würdigung seines Zeitalters in Vergleich zu den Vergangenen immer lebendig und fortschreitend zu erhalten. Sehr schön und äußerst interessant ist der Charakter dieses Mannes, der sich durch genialische Sonderbarkeit, große Ideen und hohe heroische Tugenden, eben so sehr, als durch die tiefsten Kenntnisse der speculativen Wissenschaften auszeichnete, hier entwickelt. Wir wünschen, das der Herausgeber dieses Taschenbuchs in jedem Jahrgange, eine so unterhaltende und belebende Charakteristik irgend eines deutschen Kriegers aufstellen möchte.

Ein Aufsatz über den gegenwärtigen Etat der russischen Armeen enthält nicht bloß den Etat, sondern auch einige kurze Nachrichten von der Organisation dieser Armeen. Der Etat ist nicht aus Storchs bekanntem Werk genommen, und stimmt nicht ganz mit der Angabe jenes Schriftstellers überein; eine Anzeige, das der Vf. dieses Aufsatzes eigne, und wie es uns scheint

scheint, sehr gute Quellen hatte. Storch giebt die Linien-Infanterie zu 228,000, unser Vf. zu 205,764 an; Storch giebt die Cavalerie zu 53,000, unser Vf. zu 72,000; Storch giebt die Artillerie zu 42,000, unser Vf. zu 47,000; Storch die ganze Armee zu 493,000, unser Vf. zu 425,000 Mann. Es ist übrigens hierbey zu bemerken, daß diese Angabe auf den vollzähligen Etat gehet, von dem aber der effective Bestand sehr verschieden ist.

*Ueber die neue Organisation des östreichischen Militärwesens und den gegenwärtigen Etat der östreichischen Armeen.* Enthält eine Schilderung der großen Fortschritte dieser Armeen in der innern zweckmäßigeren Verfassung, welche den Erzherzog Karl unsterblich machen. Die Stärke der Armee ist angegeben:

an Linien-Infanterie	207,278
Garnison-Infanterie	6,332
Leichte Infanterie	56,988
	<hr/>
	270,598
Cavalerie	34,705
Artillerie	14,569

Es ist nicht allein die Stärke der Compagnien, Bataillone, Escadrons und Divisionen, sondern auch die Dislocation der ganzen Armee hier angegeben. *Uebersicht des Feldzugs von 1793. in den Niederlanden.* Dieser Aufsatz enthält, obgleich er hier nur sehr kurz seyn durfte, eine wahre und richtige Darstellung dieses merkwürdigen Feldzugs, woran es bisher noch ganz fehlte, indem die von David herausgegebenen Feldzüge Pichegru's eine Menge falscher Nachrichten enthalten. Eine Karte von den Niederlanden auf der die Stellungen der gegenseitigen Armeen im Allgemeinen angezeigt und die in der Beschreibung genannten Oerter enthalten sind, erleichtert die Uebersicht bey der Lectüre. — *Militärische Orden der europäischen Armeen.* Es kommen hier die Kurhessischen und die Kursächsischen militärischen Orden vor. Sie sind nicht allein genau beschrieben, sondern auch durch fünf Kupfer abgebildet. *Chronologische Uebersicht der merkwürdigsten militärischen Begebenheiten, in Europa besonders vom 30jährigen Kriege bis auf den französischen Revolutionskrieg.* Dieser Aufsatz hat mehr die Gestalt einer Tabelle als eines Tableaus. Er ist aber mit großer Sächkenntnis entworfen, und ein wahres Geschenk für den, der sich mit dem Studium der Militärgeschichte befaßt.

Es ist schade, daß in diesem ganz vorzüglichen militärischen Taschenbuche, die in so vielen andern

Kalendern vorkommende Genealogie der regierenden hohen Häupter und andrer fürstlichen Personen mit dem Verzeichniß der Postcours andern Gegenständen den Raum verstopfen.

BERLIN, in d. Himburg. Buchh.: *Militärische Biographien berühmter Helden neuerer Zeit. Vorzüglich für junge Officiere, und für die Söhne des Adels, die zum Militär-Dienst bestimmt sind.* Erster Band. Condé und Turenne 1803. X u. 372 S. Zweyter Band. Carl der Zwölfte, Peter der Große, und Luxemburg. 406 S. 8. Mit Bildnissen u. Planen. (3 Rthlr. 8 gr.)

Als Lesebuch für die angehenden Krieger bestimmt, soll diese Biographie zu ihrer Bildung beitragen. In sofern dies durch die Lectüre überhaupt geschieht, wird der Vf. bey einem nicht unangenehmen Stil seinen Endzweck nicht verfehlen, obgleich diese Lebensbeschreibungen den Namen *Militärischer Biographien* bey weitem noch nicht verdienen. Dazu müßten die Ursachen und Folgen der Kriegsereignisse strategisch und taktisch entwickelt, und von guten Situationskarten begleitet seyn; welches beides hier fehlt: denn die Pläne sind nichts als Copieen der in den ältern Lebensbeschreibungen der auf dem Titel genannten Generale befindlichen, welche die bloße Schlachtordnung der beiderseitigen Armeen ohne Detail der Bewegungen enthalten. So war es z. B. damals überhaupt allgemeine, von *Gustaph Adolph* zuerst eingeführte Sitte, Infanterie-Pelotons zwischen die Reuterey zu stellen, die alle ihre Bewegungen gewöhnlich bloß im Trabe machte, und sich überhaupt nicht weit von diesen Soutiens entfernte; hätte Condé es bloß deshalb so angeordnet: „weil er den Feind an unzugänglichen Orten bekämpfen mußte.“ S. 19. so würde er überhaupt besser gethan haben, gar keine Reuterey da hin zu setzen. — Als bloßes Lesebuch zu Ausfüllung müßiger Stunden sind jedoch diese Biographien nicht ohne Werth. Daß der Vf. dabey ganz unwissende Leser voraus setzt, beweisen die Anmerkungen, in welchen er uns belehret: „was spanische Reuter sind, und daß ein halbes Bollwerk aus zwey Facen und zwey Flanken bestehe, und nicht mit dem Hauptwall zusammen hänge (?); „Hornwerke aber aus einer Fortificationsfronte und zwey Flanken oder Flügeln bestehen.“ Wer noch dieser — überhaupt unrichtigen — Erklärungen bedarf, für den ist auch die Kriegsgeschichte noch von keinem Nutzen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Neuburg u. Aarnheim, im Reichs-Commissions- und Industrie-Bureau: Guthmanns zuverlässiger Rathgeber im Winter u. s. w. Ohne Jahrzahl. (1803.) 117 S. 8. (12 gr.)* — Der sehr weitläufige, hier nur der Hauptsache nach angegebene, Titel zählt alles auf, was dieser Rathgeber, wovon das meiste aus andern Büchern zusammen gestoppelt

ist, seinen Lesern mittheilen will. In so fern ist aber doch der anonyme Rathgeber sich getreu geblieben, daß seine Rätze sich über den Winter hinaus nicht erstrecken. Ist diese Compilation nun nur aufs Mercantile berechnet; so wird für die übrigen Jahreszeiten noch eine starke Nachfrage folgen können.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 29. April 1805.

## S C H Ö N E K U N S T E.

JENA, b. Fr. Frommann: *Orlando furioso di Lodovico Ariosto, riveduto e corretto col confronto delle migliori edizioni da C. L. Fernow. Tomo primo. Canto I — XI. 350 S. — Tomo secondo. Canto XII — XIX. 341 S. 1805. 12.*

*Ebendaf.*; b. Ebendemf.: *Lodovico Ariosto's rufender Roland, überfetzt von J. D. Gries. — Erfter Theil. 1804. 385 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)*

Die Liebe für die füdliche Poesie, welche immer mehrere Freunde in Deutschland zu gewinnen fcheint, ift eines der erfreulichften Phänomene auf dem Gebiete unfreer Literatur. Es ift nun einmal fo! Der Deutfche bedarf in feinen Kunftproducten leitender Vorbilder; und von der ihn umgebenden Natur felbft zu wenig begünstigt, muß er die edeln, in feinem Innern fchlafenden Keime durch die Flammen eines schönern Himmels hervorlocken. Um fich aus feinen unpoetifchen Umgebungen zu retten, muß er bald in die Götterwelt des Alterthums, bald in die Feengärten der romantifchen Dichter ziehn; und wenn anderwärts eine freygebigere Natur den Boden befruchtet, muß er von ihm durch Studium mühsam bereitet werden. Aber um poetifche Gemüther zu wecken und ihre Kräfte zu befreyen, wo gäbe es ein besseres Studium, als die genialifchen Werke der italiänifchen und einiger fpanifchen Dichter, in denen fich unendliche Fülle mit schöner Gestaltung, Anmuth mit Kraft, Schwärmerey mit Natur, Zartheit mit Kühnheit paart? Hier vereinigt fich, was anderwärts zerftreut und einzeln liegt, in einem wunderbaren Bund. Es ift eine Welt von Schönheit und Größe. Wer die Werke eines *Dante*, *Ariosto* und *Cervantes* nicht kennt, der kennt die Ausdehnung des poetifchen Universums nicht, dessen Gränzen hier weit über das hinausrüden, was der Geist in feiner alltäglichen Trägheit abnden mag; ihm ift feine fchwindelnde Höhe und feine unergründliche Tiefe gleich unbekannt.

Dafs eine geraume Zeit nur wenige und einzelne diefe romantifchen Gefilde der modernen Poesie betraten, während fich der gröfsere Theil des gebildeten Publicums davon entfernt hielt, muß einer gewissen Fatalität zugeschrieben werden, die auch auf dem Gebiete der Wissenschaften herrscht. An einzelnen Aufforderungen hat es nicht gefehlt. *Wieland's* romantifche Gedichte, welche zum Theil ein Wiederfchein der italiänifchen find, hätten zu diefen führen können; *Meinhard's* Versuche konnten ihrer Natur

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

nach nicht fo weit wirken, als die Abficht ihres Verfassers ging; und die Wirkfamkeit von *Mauillon's* kräftigerem Zurufe (in feinem Werke über den Werth einiger deutfchen Dichter. Frankf. u. Leipz. 1771.) erftarb in dem Unmuth der von ihm beleidigten Parthey. So blieben diefe und andre Stimmen ifolirt und brachten keinen lebendigen Glauben hervor; die Trägheit ging ihren Weg, und die Kenntniß der schönsten Werke der neuern Poesie war nur auf eine kleine Anzahl von Individuen beschränkt. Endlich liefsen fich lautere und kräftigere Rufe vernehmen, und die durch mannichfaltige Ursachen vermehrte Regfamkeit unfers Zeitalters öffnete ihnen die Gemüther leichter als je. Einzelne meisterhafte Uebersetzungen wirkten zugleich. Und fo hat fich in kurzer Zeit eine Neigung für die füdliche Poesie verbreitet, die, trotz manches Mißbrauchs und Unfugs, für die Bildung und Vervollkommnung der poetifchen Kunst unter uns die erfreulichsten Wirkungen hoffen läßt.

Die beiden vor uns liegenden Werke, welche zu gleicher Zeit in einer Buchhandlung erschienen find, die fich schon durch die Herausgabe einer mit Recht geschätzten Uebersetzung der *Gierufalenne liberata* um diesen Zweig der Literatur verdient gemacht hat, müssen als eine schöne Frucht dieser erhöhten Liebe betrachtet werden. Wir wollen zuerst von der Ausgabe des Textes fprechen, die vor fo manchem Abdrucke des unsterblichen *Orlando* eine rühmliche Auszeichnung verdient, da sie nicht nur — was ein sehr mäfsiges Lob feyn würde — die beste bis jetzt in Deutschland erschienene, sondern überhaupt die correcteste und kritisch-genaueste Ausgabe dieses Gedichtes ift.

Der Name des Herausgebers, welcher eine philofophifche und gründliche Kenntniß der italiänifchen Sprache durch seine musterhafte Grammatik derfelben hinlänglich bewährt hat, liefs schon an fich keine nachlässige Arbeit erwarten; aber man würde auch schon zufrieden gewesen feyn, wenn er bey dem Abdrucke die Wahl einer claffifchen Ausgabe beftimmt und über eine fehlerfreye Wiederholung derfelben gewacht hätte. Nun ift aber sein Fleifs beträchtlich weiter gegangen. Da er in den besten Ausgaben mancherley Abweichungen fand, so verglich er dieselben theils unter einander, theils mit der, unter den Augen des Dichters selbst zu *Ferrara* veranstalteten und von ihm vielfältig verbesserten von 1532. 4., und wählte von verschiedenen Lesarten mit kritischer Sorgfalt, was ihm dem Geiste des Dichters und dem Zusammenhange das Angemeffenste schien. Die wichtigsten Abweichungen find in den beygefügten kurzen Noten ange-

angezeigt, mit Sparfameit und weiser Auswahl, wie es die Beschaffenheit einer Handausgabe forderte. Nur an einigen wenigen Stellen hätten wir eine Anzeige und Belehrung mehr gewünscht. So II, 13. bey der schwierigen Stelle:

*Debil quantunque e mal gagliarda fosse,  
Tutta per carità se gli commosse.*

wo uns die Anführung der den Sinn wesentlich verändernden Lesart der Baskerville'schen Ausg. *e mal gagliardo* hauptsächlich wegen Hn. F's Urtheil über den Sinn dieser bedenkliehen Stelle (in welcher uns das, was *Ruscetti* für eine *bellissima vaghezza* erklärt, nur ein übel angebrachter Muthwille scheint) sehr angenehm gewesen wäre. Dafs sich aber in der That der von Hn. F. adoptirte Text sehr wesentlich und auf eine sehr vortheilhafte Weise von dem Texte auch der bessern italiänischen Ausgaben unterscheidet, wird aus der Vergleichung eines einzigen Buches zur Genüge erhellen, in welcher wir die F. Lesart den Lesarten der sehr schätzbaren Ausg. von Venedig 1730. fol. gegenüber stellen wollen. Wir wählen hierzu den fünften Gesang. St. 3, 6. lesen die gewöhnlichen Ausgaben so wie die Venet. *o chi le caccia L'alma del corpo*. Hr. F. *l'alma dal corpo* mit richtigerer Wortfügung und ohne Zweifel mit kritischer Autorität. St. 10, 2. *che tante volte velo sei venire Quanto* — Statt *quanto*, welches gegen die Regel ist. St. 13, 3. *simulando esserne acceso* st. *esser*. St. 15, 1. *So ch'era tutta a satisfario intenta*, die edlere Sprechart st. *fatis fargli*. St. 23, 4. *arbor che tronchi e quattro volte e sei* st. *che tronco e q.* St. 27, 5. *mi meraviglio, incominciò il mio amante* st. *cominciò*. St. 60, 1. *o Dio, che disse*, st. *Dio, che d.* Wir haben hier der zahlreichen Abweichungen in der Orthographie und Interpunction keine Erwähnung gethan, in welchen beiden Punkten die italiänischen Ausgaben bald nachlässig, bald unbefändig und inconsequent sind. Der Herausg. hat sich hier an die Grundsätze gehalten, welche jetzt von den bewährtesten Grammatikern für richtig anerkannt werden, und die beharrliche Befolgung derselben ist kein geringer Vorzug seines Textes. Fast noch wichtiger aber ist die Sorgfalt, welche auf die Reinheit des Druckes gewendet worden ist. In neunzehn Gesängen, welche diese beiden Bände enthalten, fand der Herausg. bey einer wiederholten Revision nicht mehr als *siebzehn* ziemlich geringfügige Fehler zu verbessern, wie sie bey der Correctur auch dem schärfsten und geübtesten Auge entgehen können. Dafs aber etwas verschwiegen sey, ist auf keine Weise zu mutmaßen. Uns wenigstens ist bey der Lectüre des ersten Bandes nichts aufgefallen, was nicht gewissenhaft in den *Erratis* angezeigt wäre.

Zu diesen Vorzügen, die sich mit einem gut in die Augen fallenden, saubern und geschmackvollen Druck verbinden, gesellt sich noch der einer erhöhten Brauchbarkeit durch erklärende Anmerkungen; in denen seltne Wörter und poetische Formen glossirt, mythologische und historische Umstände kurz und befriedigend erörtert werden. Wer die italiäni-

schen, mit Commentaren geschmückten Ausgaben kennt, wird ihnen ihre Weitsehigkeit nicht beneiden, noch sie mit der fruchtbaren Kürze des deutschen Erklärers in Vergleichung setzen wollen. Ein gedrängter Auszug aus des Ritter *Bojardo Orlando innamorato*, an dessen Fäden *Ariost* sein Gedicht fortspannt, leitet in die Lectüre desselben ein. Dem Ganzen ist eine kurze Biographie des Dichters vorausgeschickt. Ob am Schluffe ein *Index* beygefügt werden solle, wird nicht gesagt. Wir wünschen wenigstens Einen, wie er sich bey mehreren Ausg. findet, in welchem der Faden der Geschichte der merkwürdigsten Personen des reichstafirten Gemäldes verfolgt würde.

Wir wenden uns zu der Uebersetzung des *rolanden Roland*, die bey denen, welche die Verdeutschung des *befreyten Jerusalems* von derselben Hand kennen, schon durch den Namen ihres Vfs. ein günstiges Vorurtheil erregen wird.

Um dieses Unternehmen nach Verdienst zu schätzen, die Vorzüge der Ausführung nicht zu gering, ihre Mängel nicht zu hoch anzuschlagen, muß man vor allen Dingen die unermesslichen Schwierigkeiten der Arbeit scharf in die Augen fassen. Es ist hier ganz und gar nicht die Rede von richtiger Dollmetschung eines leichten Originals in einer beliebigen poetischen Form, sondern von einer vollkommen getreuen Copie aller einzelnen Glieder und Verhältnisse eines unendlich mannichfaltigen und gerade in seiner Leichtigkeit unendlich schwierigen Werks. Wenn die zierliche Schlanckheit des *Orlando*, diese durchgängige Angemessenheit des Ausdrucks, der sich überall, wie ein nasses Gewand den verschiedenartigsten Gegenständen anschmiegt, dieser reine Gesang, der sich, wie aus voller Brust, frey, leicht und zierlich durch alle Töne, unendlich verschieden und immer gleich vollkommen, ergießt; dieses wundervolle Farbenpiel, in welchem sich die dunklern und die hellern Tinten in dem anmuthigsten Wechsel bewegen und immer dem Inhalte wie angehaucht sind — wenn alles dies schon die Nachfolger *Ariost's* in seinem eignen Lande zur Verzweiflung brachte, und selbst verwandte Sprachen sich mit zweifelhaftem Erfolge bemühten, diese Eigenschaften in Copieen abzutragen, wie viel schwerer muß es einem deutschen Uebersetzer in seinem, so verschiedenartigen Idiom werden, sich selbst und den Kennern des Originals einigermaßen Genüge zu leisten! Dafs die deutsche Sprache der italiänischen im Ganzen an Wohlklang so weit nachsteht, ist hierbey schon kein unbedeutendes Uebel; aber weit mehr erschwert sie dem Uebersetzer sein Geschäft durch ihre Armuth an wechselnden poetischen Formen und Reimen, so wie durch ihre bestimmtere und festere Wortstellung. Es ist schon gut und lobenswerth, daß man sich bemüht hat, die Sprache in der letztern Rücksicht etwas mehr zu entfesseln, und ihr eine größere Freyheit zu erringen; aber selbst der Gebrauch dieser Freyheit ist mit grossen Schwierigkeiten verknüpft, um der Verworrenheit

heit und Schwerfälligkeit zu entgehn, die gerade der schlimmste Fehler seyn würde, in den ein Uebers. Ariost's verfallen könnte. Während also der Dichter in den leichten Blümenführnen seiner geschmeidigen Sprache auf selbst gewählten Pfaden schwebt, muß der Uebersetzer in weit schwerern Ketten einen vorgezeichneten Weg verfolgen, sorglich bemüht, seinen Fuß in jede Spar zu setzen, welche dort Luft und Laune eingedrückt hat. Wäre es also ein Wunder, wenn der Uebers. das Maß der Zeit, die Ariost seinem unsterblichen Werke widmete, verdoppeln, und sich doch am Ende von zwanzig mühsamen Jahren noch immer hinter seinen Wünschen zurücksehn müßte?

Durch alle diese Schwierigkeiten hat sich Hr. Gr., der wohl mit Recht auf sein schönes Talent und seine Uebung trauen durfte, nicht abschrecken lassen, einen Weg anzutreten, wo ihm wenigstens eben so viele Mühseligkeiten drohten, als dem rüstigen Ruggiero auf seiner Flucht zu Logistillens Mauern. Und nichts hat sich seine Strenge erlassen, die ihm Octave für Octave, ja fast Zeile für Zeile wieder zu geben gebot, und selbst in den unfruchtbaren Gegenden dieses Gedichts — wie in den häufigen Lobpreisungen der Familie Este — keine Abkürzung-oder Erleichterung verstattete. Und mit Recht, wie uns dünkt. Denn auch diese Ausschweifungen, die uns freylich minder reizend scheinen müssen, als dem Herzoge von Ferrara und seinem Bruder, sind mit dem Wesen und der Tendenz des ganzen Gedichts auf das innigste verwebt, und können nicht übergangen werden, ohne die Hauptbeziehung desselben auf den Ruhm des Hauses von Este zu schwächen und zu verdunkeln. Nicht ohne gerechte Bewundrung sieht man daher den Fleiß des Uebers., dem bey so vieler Strenge doch so vieles gelungen, während er selbst die willkürlichere Stellung der Gedanken und einzelner Ausschmückungen beybehalten hat; z. B. VI, 32.

Und einen Schweiß sieht man der Rind' entdringen,  
Wie aus dem grünen, kaum gefüllten Ast,  
Wenn ihn, nach langem und vergebnem Ringen,  
Nun endlich die Gewalt des Feuers faßt.  
Dein Edelmuth, begiät er, will mich zwingen,  
Dir zu entdecken, sonder weitre Raht,  
Wer ich einst war, und wer mit dem Gewande  
Der Myrthe mich begabt am holden Strande.

*Poi si vide sudar su per la sforza;  
Come legno dal bosco allora tratto,  
Che del foco venir sente la forza,  
Poscia che in vano ogni ripar gli ha fatto.  
E comincio? Tua cortesia mi sforza  
A discoprirli in un medesimo tratto,  
Chè fossi io prima, e chi converfo m'aggia  
In questo mirto in su l'amena spiaggia.*

St. 72.

Im Thore hüpft und in den Säulenhallen  
Ein Trupp leichtfertiger Mädchen froh daher;  
Doch Würden sie vielleicht noch mehr gefallen,  
Besitzen sie der Sittsamkeit sich mehr.  
Grün ist der Mädchen Tracht und gleich bey allen,  
Und um ihr Haar schlingt frisches Laub sich her.  
Mit manchem Anerbieten führen diese  
Holdlächelnd Rüd'gern ein zum Paradiese.

*Su per la foglia, e fuor per le colonne,  
Corran scherzando lascive donzelle,  
Che, se i rispetti debiti alle donne  
Servasser più, farian forse più belle:  
Tutte vestite eran di verdi gonne,  
E coronate di frondi novelle.  
Queste, con molte offerte, e con buon viso,  
Ruggier fecero entrar nel paradiso.*

So sehr nun dieser Rigorismus, in der Beobachtung aller Gesetze der poetischen Uebersetzungskunst, Beyfall und Bewunderung verdient, so glauben wir doch, daß Hr. Gr. sich Ein Gesetz hätte erlassen können, dessen strenge Befolgung ihn unnöthiger Weise bejochte und selbst von der äußern Form seines Originals weiter entfernte, als es seine Absicht ursprünglich seyn konnte. Da einem Uebers. des Ariost' die Schwierigkeit der Octave nicht erlassen werden kann, wenn er nicht den ganzen Charakter des Vortrags ändern will, so muß ihm wenigstens die Freyheit gelassen werden, den alten Gebrauch einer steten Abwechslung männlicher und weiblicher Reime zu verlassen. Hr. Gr. hat dieser Freyheit entsagt, aber doch immer die Stanze mit weiblichen Reimen geschlossen. Dafs dieser Zwang oft einen nachtheiligen Einfluss auf den Ausdruck gehabt habe, wollen wir hier noch nicht in Anschlag bringen; aber es ist daraus, verbunden mit der freylich in unsrer Sprache fast unvermeidlichen regelmässigen Abwechslung von Längen und Kürzen, und den oft wiederkehrenden Reimen, eine Einförmigkeit entstanden, die dem Original in seiner freyern rhythmischen Bewegung ganz unbekannt ist. Unserm Gefühle nach würde ein häufigerer Gebrauch der weiblichen Reime die Annäherung um vieles befördert haben, da wohl noch gefragt werden kann, ob nicht der weibliche Reim dem Charakter dieser Dichtungsart eben so eigenthümlich sey, als die Stanze selbst, und ob sich nicht das Gesetz, welches die Stanze mit zwey gleichreimenden Zeilen zu schliessen gebietet, in der weiblichen Senkung der einzelnen Zeilen spiegeln müsse? Entspricht nicht die weibliche Endung dem schliessenden Fusse des Hexameter, welcher dem epischen Charakter eben so eigenthümlich; als der Pentameter mit seiner aufstrebenden Schluslänge unangemessen ist? und hat nicht diese mit dem männlichen Reime eine auffallende Analogie?

Indessen, wie wenig Gewicht man auch immer diesen Ideen beylegen möchte, so fällt doch in die Augen, daß kein hinlänglicher Grund vorhanden war, gerade die Freyheit zu verschmähen, welche eine grössere Annäherung an das Original hervor gebracht hätte. Aber vielleicht widerstrebt ihr die Natur unserer Sprache. Gewiß nicht mehr als dem Gebrauche der Octave in grössern Gedichten überhaupt, wo wir uns, trotz aller Bemühungen, in Wohlklang, zierlicher Verschlingung und Reichthum der Reime, wohl immer weit hinter Italiänern und Spaniern finden werden. In jedem Falle konnte der Weg genommen werden, den A. W. Schlegel in der Uebersetzung des eilften Gesanges (Athenäum II, 2.) gewählt hat, und auf welchem es leichter möglich war,

war, mit vollkommener Befriedigung des Ohrs, den andern Bedingungen einer poetischen Uebersetzung des *Aristo* Genüge zu leisten.

(Der Beschluss folgt.)

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Der Himmel der Zukunft*, von C. W. Flügge. 1804. 330 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Laut der Vorrede hat Hr. F. „diese Schrift für gebildete Leser überhaupt bestimmt, deren Herz sich noch für das interessirt, was künftig ist,“ und sie kann in dieser Hinsicht ihren Zweck recht gut erreichen, da sie in einer fließendern Sprache und angenehmern Darstellung verfaßt ist, als man sonst an dem Vf. gewohnt war. Er glaubt zwar selbst, daß sie durch eine neue Umarbeitung noch gewonnen haben würde, wozu die Sommermonate bestimmt waren. Allein die unerwartet eintretenden politischen Verhältnisse im Lüneburgischen gewährten ihm weder Muße noch Ruhe dazu. Wenn aber auch diese Schrift nicht als ein vollendetes Werk betrachtet werden darf, so hat doch Hr. F. die Vorstellungen der verschiedenen Völker (mit Ausnahme der Aegypter, Griechen und Römer) von einer glücklichen Zukunft sehr gut zusammen gestellt, und durch Raisonement so verbunden, daß das Ganze für den Nichtkenner eine instructive Lectüre gewähren kann. Freylich hätte etwas mehr Philosophie und besonders Psychologie sie noch weit lehrreicher machen können; denn der Vf. wird darin mit dem Rec. übereinstimmen, daß grade das Aufsuchen der Ideen uncultivirter Völker auf dem psychologischen Wege einer solchen Geschichte das meiste Anziehende giebt. Schwer ist es allerdings, wie der Vf. bemerkt, den Ursprung religiöser Begriffe zu erforschen; allein es kann auch billiger Weise in diesem Punkte nicht mehr als hohe Wahrscheinlichkeit verlangt werden, um die sich der Geschichtschreiber bemühen muß. Bisweilen ist es dem Vf. gelungen, diese zu geben, aber nicht überall. Auch dürfen die einleitenden Paragraphen zu weitläufig und eben deswegen etwas langweilig geworden seyn. Kraft und Kürze der Ideen empfehlen vorzüglich ein Buch dieser Art. Allein der Vf. überläßt sich nur zu gern,

der Ausdehnung; z. B. S. 5.: „So lange der Mensch sich in seiner Vorstellung nicht über die Thiere des Feldes erhob, forschte er auch nicht nach den Vorzügen, welche ihm den Rang über sie gaben. Er sah, wie die Thiere sich an Kraft und List übertrafen, und so lange er im Kampfe mit ihnen bald siegte, bald unterliegen mußte, konnte er sie nicht über die, deren Loos auch sein Loos war, erheben. Wenn sich daher der Mensch Vorzüge vor den Thieren beylegte, so wird auch diese Vorstellung durch einen geheimen und dunkeln Schluß bey Gelegenheit und Erfahrung entstanden seyn, bis er anfang, sich über jene Vorzüge Rechenhaft abzulegen. Vielleicht war er sich nicht einmal jener Vorstellung bewußt, sondern nur der Wirkung, die sie auf ihn ausübte. Ein gewisser Stolz belebte ihn, und nun wollte er mehr seyn, als die Thiere des Feldes. Er wollte ihr Loos nicht ganz mehr mit ihnen theilen.“ Diese Stelle ist aus dem Paragraphen genommen, der die Ueberschrift hat: *erstes Beginnen des Menschen, sich über die Thiere des Feldes zu erheben.* Allein dieser ganze Paragraph war für den Zweck des Vfs. sehr überflüssig, und durch das Raisonement der angeführten Stelle wird auch nichts für denselben ausgemacht, abgesehen davon, daß es nicht überall treffend ist. Noch jetzt muß der Mensch im Kampf mit wilden ihm überlegenen Thieren bisweilen unterliegen, ob er sich gleich weit über das Loos derselben erhaben denkt. Ueberhaupt aber konnte das Loos der Thiere den Menschen nicht verhindern, an seine Fortdauer nach dem Tode zu denken, weil diese Idee von ihm selbst ausging, und er die Fortdauer der Thiere, wenn er sie liebte, in seine Vorstellung mit aufnahm. Auf diese Weise ließe sich noch manche Idee des Vfs. berichtigen, wenn es hier der Ort dazu wäre. Uebrigens ist es nur zu sichtbar, daß das Werk des H. F.: *Geschichte des Glaubens an Unsterblichkeit*, bey dieser Schrift zum Grunde liegt, wenn er gleich auch noch andere Bücher benutzt hat. Man darf daher über dasjenige, was jenes Werk schon enthält, keine neuen Resultate erwarten, wenn man gleich aus einer Vergleichung dieser Arbeit mit jener nicht ohne Vergnügen bemerkt, daß der Vf. in der Kunst der Darstellung merklich fortgeschritten ist.

### KLEINE SCHRIFTEN.

Schöns Künzert. Wien, b. Kupfer: *Die Kunst, geliebten Abwesenden ein Denkmal der Freundschaft und sanften Erinnerung mit wenig Aufwand in seinem Zimmer zu errichten.* Ein Beytrag zur Verschönerung des Ameublements. Mit einer Kupfert. 1804. 1 Bog. 8. (3 gr.) — Diese Kunst besteht darin, einen lebensgroßen Schattenriß von starkem weißem Papier auszuzeichnen, ihn ungeschwärzt zwischen zwey feine blaue farbte Papierbogen zu legen, diese in einen Rahm zu spannen und von hinten zu beleuchten, wovon der Vf. eine wahrhaft magisch täuschende und angenehme Wirkung verspricht. Aber abgerechnet, daß diese Wirkung doch nur Abends und in dunkeln oder doch mattheleuchteten Zimmern hervorgebracht

werden kann und bey Tage wegfällt: so ist es unmöglich, daß ein weißer Schattenriß an sich selbst die versprochenen Täuschung hervorbringe, indem man in einem solchen Umriß (nicht Schattenriß, denn dieser kann doch nur schwarz seyn) des Kopfes immer die Theile des Gesichts, besonders das Auge u. s. w. vermissen wird. Denn daß ein zweyjähriges Kind einen Augenblick durch einen solchen, mit dem Auschnitt der Silhouette seiner Mutter gemachten Versuch getäuscht ward — und die Mutter selbst hinter dem Rahmen sitzend glaubte — beweist nichts. Das Kupfer stellt die vorgeschlagene (gewiß nicht wohlfeile) Decoration eines solchen Denkmals vor.

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. April 1805.

## S C H Ö N E K U N S T E.

JENA, b. Frommann: *Orlando Furioso* di Ludovico Ariosto, riveduto e corretto col confronto delle migliori edizioni da C. L. Fernow etc.

Ebendaf., b. Ebendemf.: *Ludovico Ariosto's rasender Roland*, übersetzt von J. D. Gries, u. f. w.

(Beschluß der in Num. III. abgebrochenen Recension.)

Es würde unbillig seyn, von einer Uebersetzung des ganzen Gedichts dieselbe Vollendung, und in allen seinen Gliedern dieselbe Leichtigkeit und Gewandtheit zu erwarten, wovon der eben erwähnte, so wohl gelungene Versuch ein Muster giebt. Aber wünschenswerth wäre es doch, und für einen so geübten und talentvollen Uebersetzer als Hr. Gr. vielleicht ein erreichbares Ziel. Vieles ist schon jetzt gelungen, vorzüglich in den Beschreibungen, den leidenschaftlichen Reden, den gewichtvollen Eingängen, und überhaupt da, wo sich das dichterisch bewegte Gemüth auch in einer höhern Sprache kund thut; weniger in dem schlichten Stile der Erzählung, und am wenigsten vielleicht da, wo Ariost mit anmuthiger Zierlichkeit scherzt. Diefs wird auch keinen Wunder nehmen, der sich selbst auf dem Meere poetischer Uebersetzungen versucht hat, wo die Gefahr immer drohender wird, je stiller und ruhiger die Oberfläche scheint. Es ist aber auch auf der andern Seite gar nicht zu verwundern, wenn Leser von richtigem Sinn, die nach einem reinen Genuße streben, gerade in diesen Theilen eines poetischen Werkes den Anblick der Mühe am meisten fliehen, und dem Uebersetzer jede Härte und jeden Zwang doppelt zur Last legen. Gewiss war die Klarheit und Durchsichtigkeit des ariostischen Ausdrucks eine der größten Schwierigkeiten, die der Uebersetzer zu bekämpfen fand; und die meisten und fühlbarsten Mängel seines Werkes sind die, in denen dieser Kampf unvollendet blieb. Dafs die Last des dreyfachen Reims hieran die größte Schuld hat, ist leicht zu sehn; denn bey weitem in den meisten Stellen, in denen man Angemessenheit des Ausdrucks und Klarheit vermisst, bemerkt man zugleich ein mühsames Streben nach dem Ziele des Reims. Ja, die meisten uneigentlichen Ausdrücke fallen selbst in den Reim. So z. B. in folgenden Stanzzen (XII. 18. 19.):

Kann hat er seinen Fuß jenseits der Schwelle,  
So sieht er sich im ganzen Hof umher;  
Doch, wie er auch die Augen dreh' und stelle,  
Er sieht die beiden, die er sucht, nicht mehr.

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

Nun läuft er auf und ab, sucht jede Stelle  
Von neuem durch; allein sein Wunsch bleibt leer.  
Er faßt es nicht, wo nur mit seiner Lieben  
Der Bösewicht so schleunig sey geblieben.

Nachdem er Zimmer, Säul' und Kammern, oben  
Wie unten, vier- und fünfmal durchgesehn,  
So macht er noch von neuem seine Proben;  
Sogar bis unter Treppen dringt sein Spähn.  
Da andre Hoffnung sich in ihm erhoben,  
So geht er in den Wald; doch ein Getöse (una voce)  
Wie Roland hörte, glaubt auch er zu hören,  
Und eilt deshalb in's Schloß zurückzukehren.

Der Anstoß, den diese Unangemessenheit des Ausdrucks giebt, wird bisweilen durch Dunkelheiten, die daraus entspringen, vergrößert; so wie man schon hier in der zweyten Stanze nur mit Mühe erräth, was die Hoffnung gewesen, die sich in Rüdiger erhoben habe. Das Original sagt es ganz klar: *con speme alfin, che sian nelle propinque Selve, si parte*. Wir wollen uns die Freyheit nehmen, den Vf. noch auf einige dunkle und zweydeutige Stellen seines Werkes aufmerksam zu machen. I. St. 6. muß der Anfang:

Dafs ihre That, so thöricht und verwegen,  
Bereuten Fürst Marfil und Agramant —

von jedem, der das Original nicht zur Seite hat, durchaus als Fortsetzung der Rede angesehen werden, die in der Mitte der vorhergehenden Stellen mit den Worten: *da er erfahren, daß* — begonnen worden. Der Meinung des Uebersetzers nach aber, sollen diese Worte mit dem Schluß der vorigen Stelle zusammenhängen. I. 26. *Er war mit Waffen bis zum Kopf umgeben*, sagt nicht, was das Original meynt: *era, fuor che la testa, tutto armato*. I. 27. *der mit Angelica von gleichem Blut bezeichnet den Bruder Angelikens* nicht bestimmt. Ganz unverständlich scheinen uns die Worte I. St. 48.

Und Eine Stund', Ein Augenblick erfahren,  
Was nimmer kehrt, als wohl in tausend Jahren.  
E casi quel ne viene à un' ora, a un punto,  
Che in mille anni, o mai più, non era giunto.

IV. 17. scheint die Handlung des Kampfes zwischen dem Zauberer und Bradamanten beschrieben zu werden:

Ein Zauberbuch war seiner Rechten Wehre,  
Mit diesem macht' er Wunderspiel genug.  
Oft schien er anzurennen mit dem Speere,  
Dafs mancher schon die Augen niedersehlag;  
Oft traf er, schien's, mit Degen oder Keule,  
Und war weit fern und machte keine Beule.

Aber dennoch deutet die vierte Zeile an, dafs nicht der gegenwärtige Moment, sondern des Zaubrers

F f

ge-



gewöhnliche Sitte geschildert werde. Und dieß ist auch in der That die Meinung des Dichters, die im Original unverkennbar ausgedrückt ist. Noch weit dunkler ist folgende Stelle IV. 58.

Sie stirbt, wie die Gesetze vorgeschrieben,  
Den Feuertod, findt sich kein Ritter an, —  
Und zwar in einem Mond, der bald entschwinden —  
Durch den Lurcan als Lügner wird erfunden.

*Se non trova campione,  
Che fra un mese, oggimai presso a finire,  
L' iniquo accusator faccia mentire.*

Doch um nicht unfre Gränzen allzusehr zu überschreiten, wollen wir auf einige andre Stellen, die an denselben Fehler krankten, nur kurz verweisen. V. 24. VI. 14. 38. VII. 57. 75. VIII. 7. 32. 36. 49. IX. 17. 23. X. 3. XI. 37. XII. 85.

Aus derselben Quelle geflossen und oft dieselbe Wirkung hervorbringend ist der Mißbrauch der Zeiten und Moden, besonders des Imperfects im Indicativ, wo der Coniunctiv, und bisweilen auch eine andre Zeit gefordert wurde. So IV. 38. *als ob kein Schloß je stand auf diesen Höhen.* V. 22. *Nun sann er nur, wie es ihm mag gelingen.* 51. *Ganz sonder arg, daß mich die beiden sahn.* XI. 68. *ein Raum senkt zwischen ihnen (den Brüdern Olympias) sich, dergleichen wir oft, umringt von kleinen Hügeln, sahn.* — Wir fallen kürzlich noch einige andre Verlosse gegen die Richtigkeit und Angemessenheit des Ausdrucks zusammen, die künftig vielleicht der bessern Hand weichen werden. Gewiß würde sich Ariost, in seiner klassischen Sprache, keine Abweichungen von dem, was der Gebrauch gleichsam geheiligt hat, erlaubt haben, wie hier I. 6. so kam Roland zu gelegnen Stunden. II. er trug ein Schwert zur Seite. 12. beym ersten Blick, den er zum Fräulein schickte u. d. g. Unschicklich gewählt sind gewiß folgende Ausdrücke: I. 16. Und weil er höflich war, und jene beide gar wohl erreicht an liebentflammter Brust (*e n'avea forse Non men dei due cugini il petto caldo*). I. 30. drum wagte er's nicht, die Lippen aufzuheben (*restò senza risposta, la bocca chiusa*). I. 56. Doch wer nicht in zu schwachem Besitz der Sinn' ist. I. 66. Daher in seinem Leben, nie nach noch vor er so viel Roth bekam (*il viso ebbe sì rosso*). I. 72. sie mochten erst zwey Meilen kaum erreichen (*non furo iti due miglia*). II. 2. Sie haßt ihn jetzt, und zwar mit solcher Strenge, daß sie den Tod viel ehr als ihn umschlänge (wo das zu wenig der ersten Zeile durch das zu viel der zweyten nicht gut gemacht wird). V. 8. und gab nicht acht, daß uns — statt ich kümmerte mich nicht darum. Jenes würde, in dem eigentlichen Sinne, den dieser Ausdruck hat, eine große Ungereimtheit in Dalindens Munde seyn. II. 11. daß ich zuletzt aus lauter Glut bestand (*che tutta dentro io mi sentia di foco*). Eben so wiederum X. 35. — V. 19. gegen ihn in Feindschaft sich zu setzen. V. 22. in solche Feindschaft beide zu verschlingen. VIII. 4. ein Pferd, das nicht zu schön sich wies (non troppo adorno). — VIII. 34. bis plötzlich dann empor die

Flammen fahren; man löschet sie nicht, und kann sich kaum bewahren (retten). — Wunderbar förmlich heißt es gleich darauf von Angeliken; die ein bezaubertes Pferd in das Meer entführt:

Die bange Jungfrau, weiß nichts zu verfügen,  
Als an den Sattel fest sich anzuschmiegen.

wie auch, ob schon etwas minder auffallend, IV. 22. Er konnte zwar gleich anfangs dieß verfügen. — und wiederum. mit erhöhtem komischen, von Olympien, X. 17. worauf sie sich, wo man ein Zelt errichtet auf holder Flur, mit ihm zu Bett verfügt — womit ein ähnlicher Ausdruck XII. 4. zu vergleichen ist, wo Roland bey seinem Forschen nach Angeliken, sich selbst über's Meer nach Libyen bemühen will. — Eine ernste Betrachtung der tief bekümmerten Angelika über ihren verleumdeten Ruf VIII. 42. hat hier ebenfalls ein fast comisches Colorit erhalten:

Was ist's, an dem ein Mädchen noch sich labt  
Auf dieser Welt, dem man die Keuschheit nahm.

und gleich darauf, als sie das Unheil erwägt, daß ihre Schönheit über sie gebracht:

Um sie hat Agrican, Herr der Tartaren,  
Den Vater Galafron mir umgebracht,  
Dem einst Catays Gefilde dienstbar waren;  
Und dies hat mich in solchen Stand gebracht,  
Daß von Quartier ich zu Quartier muß fahren.

VIII. 47. Sie aber stößt — ihn von der Brust, von raschem Zorn bewegt, und ganz mit keuschem Roth wie überzogen. 50. was er für Weg' und Mittel mag entlehnen. IX. 22. Der Graf von Holland, will ich euch bekennen, hat mich erzeugt, und schätzte mich so werth, daß er kein widrig Wort mir konnte gönnen. So wie sich hier das letzte Wort in einer ihm ganz fremden Verbindung findet, so ein ähnliches XIII. 36. dem Linken doch wird größtes Leid bescheert, ähnlich dem Ausdruck X. 110. eine Wunde spenden, welches Zeitwort hier an mehrern Stellen, in minder hartem Mißbrauch, aber doch nicht schicklich genug vorkommt: wie V. 39. ich will gewiß dir keinen Glauben spenden, und in der Schilderung von Alcineus Reizen VII. 15. den Armen ist das rechte Maas gespendet. Auf eine ähnliche Art hat der Uebersetzer dem Zeitwort entwunden zu oft eine Stelle gegönnt, wo weit mildere Ausdrücke erwartet wurden. So III. 24. sieh, welch ein Volk der Höhle sich entwindet, von den lustigen Erscheinungen in Melissens Grotte. VIII. 29. ich liefs sie als sie diesem sich entwunden (wo sie bey dem bloßen Anblick geflohen war). X. 98. da sie an sich entblößt die Theile findet, die man dem Blick, wie schön sie sind, entwindet statt entzieht; und in der nächsten Stelle: doch mit den Thränen, die ihr nicht entwunden. XIII. 8. denn waren wir auch unserm Blick entwunden, u. d. gl.

So wie hier in den meisten Fällen die Richtigkeit des Ausdrucks durch ein wenig zu viel verletzt worden, so ist auch die entgegengesetzte Klippe nicht ganz vermieden. Nichts war wohl bey diesem ganzen Unter-

Unternehmen schwerer und bedenklicher, als die Keckheit *Arioffs* in dem Gebrauche familiärer Sprecharten nachzuahmen, und sich überhaupt mit ihm bis in die Region der Prosa hinabzusenken, ohne doch je in sie hineinzustürzen. Hr. Gr. hat diesen Weg bisweilen, vielleicht oft, mit richtig gewogner Kraft gehalten; aber doch nicht immer, doch nicht überall. Gewiß ist es zu unedel, wenn es II. 13. von dem Eremiten heist: vom Alter und von Fasten *mitgewonnen* (*attenuato*); oder wenn II. 15. Rinaldo's und Sacripants wackrer Kampf eine *Schlägerey* genannt wird; und der erstere II. 21. *sich auf die Beine macht*. Wir übergehn mehrere ähnliche Stellen, die dem richtigen Geschmacke des Uebersetzers nicht lange verborgen bleiben können, der künftig gewiß seine bessernde Hand auch solchen Stellen angedeihen lassen wird, wo die Harmonie des Gefangs durch einzelne, zu stark hervorgehobene Töne gestört wird. So heist es hier, wenn Bajardo aus natürlichem Instinkt nicht gegen seinen Herrn streiten will II. 6. *denn der Natur allmächtige Triebe litten nicht, daß das Roß den eignen Herrn verletzt*, oder, wenn II. 55. der Dichter nicht weiß, warum Atlas sein magisches Schild so spät enthalte: *Wie er so lang ihn ließ in diesem Kleide, darüber ist mein Forschen nicht gestillt* (wo der Ausdruck noch überdies unrichtig ist). Ein Pferd *schwärzer als Pech* (VII. 11.), hier: *dem kaum der (das) Pech an Schwärze weichen kann*; und von einer Jungfrau, die, dem ersten Anblick nach, nicht viel über funfzehn Jahr alt war, heist es XII. 91.:

Ihr funfzehn Jahr aufs höchste zuzutrauen,  
War alles, was dem Grafen möglich schien.  
*Quindici anni passar dovea di poco,*  
*Quanto fu al conte al primo sguardo aviso.*

Wir wollen diese Kritik, deren Ausführlichkeit nur in der Wichtigkeit des beurtheilten Unternehmens eine Entschuldigung finden kann, mit der Anzeige einiger Stellen schließen, in denen der Sinn des Originals nicht richtig genug ausgelegt scheint. I. 52.

Wie oft Diana, oder wie Cythere  
Aus Grotten und Wäldern auf der Bühn' erscheint.

Der Dichter konnte hier nicht an eine theatrale Vorstellung denken; und in der That heist auch der Ausdruck *mostrarfi in scena* nichts anders, als *hervortreten*. VII. 29. zwey Liebende

Die mit Entzücken, Mund an Mund gebeugt,  
Der Seelen Blüth' auf ihren Lippen finden.

Daß die Seele beym Kufs auf den Lippen schwebt, ist ein schönes, den alten Dichtern nicht fremdes Bild; aber auch die *Blüthe der Seele*? und eine Blüthe, die sogleich über Indiens und Arabiens Wohlgerüche gesetzt wird? Gewiß ist hier *il soave fior dello spirito* nichts anders, als *der süße und duftende Athem* der Liebenden. — Nach Ruggiero's Flucht eilt Meliffa VIII. 14. den Zauber Alcimens zu lösen:

Zu lösen Siegel, Bilder zu verbrennen,  
Wad Kuoten, Rauten, Schnecken zu zertrennen.

*E nodi, e rombi e turbini disciorre*. Schon *Dolce* erklärte diese Stelle unrichtig, wenn er *rombo* von einer *figura quadrata, i cui lateri sono tutti eguali* etc. verstanden wissen will; und daß ein anderer den unklassischen Leser eines Bessern belehrt habe, ist uns nicht bekannt. Auch die Zürcher Uebersetzung von 1798. ungeachtet sie in den Anmerkungen einige Nachweisungen über Zauberapparate giebt, übersetzt so wie Hr. Gr. Nun ist aber hier ganz und gar nicht von einer mathematischen Figur so wenig als von einer Schnecke, sondern von dem, was auch die Lateiner *rhombus* und *turbo* nennen die Rede. So *Ovid* von einer Zauberin I. *Amor*. VIII. 5.

*Ille magas artes, Aeacaeque carmina novit,*  
*Inque caput liquidas arte recurvat aquas.*  
*Scit bene, quid gramen, quid torto concita rhombo*  
*Licia, quid valeat virus antantia equae.*

Man sehe *Cerda ad Virg. VIII. Ecl. 73.* Den *turbo* lehrt uns *Horaz Epod. XVII. 8.* als den bekannten *Kräusel* kennen; vergl. *Tibull. I. 5. 3.* — Nicht ganz richtig scheint uns VIII. 71. das von *Apollonius Rhodius* (III. 755.) und *Virgil Aen. VIII. 21.* entlehnte Bild ausgedrückt:

So, von der Fluth zurückgeworfen, schwanken  
Mond- oder Sonnenstrahlen hin und her,  
Indem sie an den großen Häusern hüpfen  
Und rechts und links und auf- und abwärts schlüpfen.

Die Vergleichung mit dem Originale macht es wahrscheinlich, daß hier von keiner *Fluth*, sondern von hellem Wasser (in einem Gefäße) die Rede sey, das in *weiten Gemächern* die zurückgeworfenen Sonnenstrahlen verbreitet:

*Sicut aquae tremulum labris ubi lumen ahenis*  
*Sole repercussum, aut radiantis imagine lunae,*  
*Omnia pervolitat late loca; jamque sub auras*  
*Erigitur, summique ferit laquearia tecti.*

XIII. 32. sind *aspidi e tiri, Schlangen und Nattern*, aus einem Versehen, dessen sich auch die Zürcher Uebersetzung schuldig gemacht hat, mit *Schlangen und Tigern* vertauscht worden. — Ein anderes Versehen in demselben Gefang Stelle 36. wo *Charon* ein *sedendes Gewässer* befährt, ist aus einer fehlerhaften Lesart entsprungen, die Hr. *Fernow* aus zwey alten Ausgaben von dem größten kritischen Gewicht verbessert und gründlich erläutert hat.

Mit einiger Verlegenheit und mit Mißvergnügen überhaun wir beym Schlusse dieser Anzeige die Ausstellungen, mit denen wir diese Blätter angefüllt haben. Es würde uns weit leichter geworden seyn, sie mit musterhaften und wohlgelungenen Stellen zu füllen, oder nur unfre Freude über die im Ganzen gelückte Verpflanzung eines der größten und herrlichsten Werke auf den vaterländischen Boden auszudrücken. Aber was hätte dies für Nutzen geschafft? Einer Empfehlung schien das Werk nicht zu bedürfen, das schon der Ruhm des Autors und des Uebersetzers hinlänglich empfahl; wohl aber einzelner Berichtigungen zu größerer Vollkommenheit. Sollte irgend

irgend jemand vergeffen, daß die hier zusammenge-  
drängten, minder gelungenen Stellen durch den wei-  
ten Raum vor *dreyzehn* Gefängen und mehr als tau-  
send Stenzen zerstreut liegen, und also den reinen Ge-  
nuß nur selten trüben, so würd' dies mehr seine als  
unsre Schuld seyn. Ein einsichtsvoller Leser *etiam*  
*magis credit, cactera nobis placere, cum quasdam dispi-*  
*cuisse cognoverit,*

### NEUERE SPRACHKUNDE.

PENIG, b. Dienemann u. C.: *Esprit de la langue*  
*françoise*, oder kurze, falsche und gründliche  
Anleitung zur baldigen und leichten Erlernung  
dieser Sprache, von *Jean François Augustin Belin*,  
der beiden Rechte Baccalaureo und Sprachlehrer  
bey der Churfürstl. Landschule zu Meissen. 1803.  
205 S. 8. (10 gr.)

Nicht ohne Beyfall hat Rec. gegenwärtige An-  
leitung gelesen, welche in gedrängter Kürze die  
Regeln der französischen Sprache mit Falschheit  
darstellt. Weggelassen ist alles, was jungen Leu-  
ten nur Ekel und überflüssige Mühe verursachen  
könnte. So ist z. B. die Prosodie bloß bey sol-  
chen Buchstaben und Sylben erwähnt, deren Töne  
ganz von den deutschen abweichen, weil die richtige  
Aussprache doch am besten durch mündlichen Unter-  
richt sich lernen läßt. Auf der andern Seite ergänzt  
und erklärt der Vf. manches was in andern Anleitun-  
gen entweder fehlt, oder nicht deutlich genug vorge-  
tragen wird. Hierher gehört vornehmlich der Ab-  
schnitt von den Artikeln. Sehr wahr sagt der Vf. in  
der Vorrede: „Wenn ich einen Franzosen seine Spra-  
che gründlich lehren sollte, so würde ich, wie alle  
französischen Sprachlehrer, die *Articles* verwerfen,  
und nur die *Prepositions* anführen; allein für einen  
Deutschen wäre diese Lehre mißlich, und ich kann

denselfen den richtigen Gebrauch dieser *Prepositions*  
nicht anders sicher lehren als dadurch, daß ich die  
drey *Déclinations* (den *Article défini*, *indéfini* und *de*  
*quantité*) beybehalte.“ Ganz recht! Die Erfahrung  
spricht täglich für diese Methode, und alle Gramma-  
tiken, welche sie unter uns nicht befolgen, lassen  
den Schüler in Hinsicht auf den Gebrauch der Arti-  
kel immer in Verlegenheit und Zweifel. — Mit  
gleicher Gründlichkeit behandelt Hr. *Belin* die *Pro-*  
*noms*, die *Temps* und *Modes* der Zeitwörter; auch  
verbindet er stets seine Theorie mit kurzen zweck-  
mäßigen Beyspielen, denen der deutsche Sinn beyge-  
fügt ist. Gegen das Ende seines Buchs kommen  
Übungen aller Redetheile vor, bey welchen die mit  
Fleiß angebrachten grammatikalischen Schwierigkei-  
ten ganz dazu geeignet sind den Schüler die Regeln  
ins Gedächtniß zu prägen. Sehr zu bedauern ist es  
aber, daß in dem ganzen Werke so viel Druckfehler  
und Unrichtigkeiten erscheinen. S. 7. findet man z. B.  
*en toute tems* für *en tout temps*, *mér* für *mer*, *stendu*  
für *tendu*; S. 8. *meriter*, *déliuvera*, *apperçu*, *étonna*,  
*récouvre*, statt *mériter*, *délivréra*, *aperçu*, *étonné*, *re-*  
*couvra*; S. 9. *gouter* für *goûter*; S. 10. *réfléchiffez* für  
*réfléchissez*; S. 21. *la maison de voisin*, statt *du voisin*;  
S. 27. *il a les poches pleins d'or et d'argent*, statt *pleines*  
u. s. w. Zuweilen sind auch die Regeln nicht voll-  
ständig genug angegeben. Es fehlt z. B. S. 64. eine  
Anweisung in welchen Fällen *l'on*, nicht *on* gesetzt  
werden muß. Auf gleiche Weise mangelt S. 112. bey  
der Stelle: „Endlich nach *après*“ — die Conjunction  
*avant* und andere Wörter. Auch ist S. 132. nicht be-  
merkt, daß nach *il y a* die zweyte Negation *pas* bey  
einem *tempore simplici* nicht ausgelassen werden  
darf. — Fehlerhaft ist auch S. 64. *votre soeur est toute*  
*intégrité*; S. 106. *nous lui irons aussi au devant*; *quels*  
*gens*. Es sollte heißen: *tout intégrité*; *nous irons*  
*aussi au devant de lui, d'elle*; *quelles gens*.

### KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. Hamburg, b. Perthes: *Klopstock*  
*und sein Verdienst*. Eine Vorlesung zur Feyer seines Anden-  
kens in seiner Vaterstadt, von *Joh. Friedrich Sachs*. 1803.  
2 Bog. 8. (6 gr.) — So viel sich aus dem Inhalt dieser Vorle-  
sung abnehmen läßt, ward sie auf dem Gymnasium zu Qued-  
linburg bey einer dazu angestellten, mit Musik begleiteten,  
Schnulfeyerlichkeit gehalten. Sie stellt, so viel es die zuge-  
meßne Zeit eines solchen Vortrags zuließ, zuerst einige Züge  
aus der Geschichte des Lebens und der Bildung *Klopstock's* dar,  
und sagt dann einiges über seine Verdienste um die deutsche  
Literatur. — Erst ziemlich spät ward in der Schulsorte von  
*Klopstock* das ernüliche Studium der lateinischen und griechi-  
schen Sprache getrieben, wo der gelehrte Sprachforscher und  
Literator *Freitag* sein Lehrer war. *Virgil* war sein Liebling,  
und kleine Schüßergedichte sein erster Versuch; bald aber kam  
bey dem Pfortenschüler der große Plan der Epöee des *Mes-*  
*sias* zu Stande. *Milton* ward nun sein ununterbrochenes Studium;  
die ersten Proben der *Messias* erschienen 1748. in den  
Bremischen Beyträgen in dem heroischen Sylbenmaße seines

selbsterfundenen Hexameters, und erregten ein so allgemeines  
Aufsehn, wie seit *Luthers* Bibelübersetzung kein Werk eines  
Deutschen. Des lästigen Geschwätzes der sich dagegen erhe-  
benden Gottsched'schen Schule müde, verließ K. für einige  
Zeit sein Vaterland, ging mit *Sulzer* nach der Schweiz, und  
dann, auf den Ruf des großen *Bernstorfs*, nach *Kopenhagen*,  
wo *Friedrich V.* ihm eine Pension zugesichert hatte. — Seit  
1771. ward Hamburg sein beständiger Aufenthalt. Diese be-  
kannten Hauptzüge und einige Nebenumstände seines Lebens,  
werden hier bloß angedeutet. Eben so kurz, aber schön ge-  
sagt, ist der zweyte Abschnitt dieser Vorlesung, über *Klopstock's*  
Verdienst um die Ausbildung der deutschen Sprache, um die  
Veredlung des Geschmacks in der Poesie, selbst um das theo-  
logische Studium u. s. w.

Möchte diese kleine Schrift Vorgänger einer ausführli-  
chern charakteristisch-kritischen Darstellung der Verdienste  
unfers großen Dichters, und ihr Verfasser ein Mann seyn,  
welcher ganz dazu berufen wärem, sie zu würdigen!

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 1. May 1805.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

KOPENHAGEN U. LEIPZIG, b. Schubotho: *Ueber die gebräuchliche Visitation der neutralen Schiffe und über die Convoi, nebst einem Mittel, beide durch ein allgemeines garantirtes Seehandelsvölkerrecht zu heben.* Von Matthias Hastrup Bornemann, Adjunct und Notarius der Juristenfacultät in Kopenhagen. Aus dem Dänischen von Carl Friedrich Primon, Translateur. 1801. 296 S. kl. 8. (21 gr.)

Der Vf. dieser an interessanten Ideen reichen Schrift hat seinen Gegenstand in fünf Abschnitten behandelt. Er entwickelt in dem ersten das *Verhältniß der Völker überhaupt*, in dem zweyten das *Neutralitätsverhältniß*. Der dritte beschreibt die *Visitation* mit ihren Folgen, der vierte die *Convoi*, und der fünfte enthält die *Mittel, beide überflüssig zu machen, vermittelt einer weisen Emancipation des Seehandels*.

„Eine jede Nation ist rechtlich verbunden, gegen alle Nationen in der Ausübung ihrer Rechte eine Handlungsart zu beobachten, die mit der Sicherheit aller übereinstimmt.“ (S. 27.) Dies ist der oberste Grundsatz, den der Vf. aufgestellt hat. Ueber die Rechte und Verbindlichkeiten der Neutralen während eines Kriegs sind seine Grundsätze folgende:

Das Wort Neutralität drückt nichts anders aus, als Friede, indem andere Krieg führen (S. 39.). — Die Neutralen sind berechtigt, von den Kriegführenden zu fordern, daß sie sich einer jeden gewaltthätigen Hinderung ihres Handels enthalten, und daß sie sich ihres vermeintlichen (?) Rechts, den Mißbrauch der Flagge zu verhindern, nicht auf eine Art bedienen, die gegen die neutrale Handelsfreyheit streitet. Die Kriegführenden dagegen sind berechtigt, von den Neutralen Sicherheit dafür zu fordern, daß kein Contrebande-Handel getrieben werde“ (S. 61).

„Die Visitation muß, fährt er im dritten Abschnitte (S. 131.) fort, eine Friedens- und Sicherheits-Handlung seyn. Sie ist eine Friedenshandlung, wenn sie keine feindliche Unternehmung oder gewaltsame Eigenmächtigkeit enthält: sie ist eine Sicherheitshandlung, wenn die Redlichkeit des Visitirenden unüberwindlich ist (?), wenn sein Vorauswissen unfehlbar (?), wenn die Aufbringung immer oder ordentlicherweise gültig und rechtsgegründet (?), wenn die Verurtheilung zur Prise immer gerecht ist.“ Sein Bemühen ist nunmehr dahin gerichtet, zu beweisen, daß diese Bedingungen der rechtlichen Gültigkeit bey der jetzt üblichen Visitation nicht vorhanden seyn. So sagt er (S. 135.): „Der Kanonenschuß des Visiti-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

renden sey eine Drohung (?), und der Schiffer werde gezwungen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben (?). Aus der Ansicht der Schiffsdoumente allein könne niemals volle Gewißheit, daß die Ladung keine Contrebande enthalte, erlangt werden (eben daraus leiten die Visitirenden das Recht her, die Visitation weiter als auf die bloße Untersuchung der Papiere zu erstrecken) (S. 140.). Der Visitirende sey auf der See Partey, Richter und Executor in seiner eigenen Sache, auf dem Lande aber Kläger und Zeuge zugleich (S. 145.), die Aussprüche der Prisen-Gerichte endlich seyen ebenfalls parteyisch und ungerrecht.“

Außer diesen allgemeinen Begriffen, auf welchen die Entscheidung der Streitfrage beruht, führt Hr. B. auch diejenigen Tractate an, in welchen der Visitation gedacht ist. [Wir hätten gewünscht, die allgemeinen Principien wären vorangeschickt, und die Tractaten nachher erst angeführt worden, anstatt daß der Vf. die entgegengesetzte Ordnung beobachtet hat: Er kommt in diesem Abschnitte auf das Resultat: daß, da die kriegführenden Theile von ihrer Seite den Tractaten nicht genau nachkämen, besonders in der Art des Visitirens dem wahren Sinne derselben zuwider handelten: so wären auch die neutralen auf ihrer Seite nicht länger an die Tractaten gebunden und brauchten sich dieser Visitation nicht mehr zu unterwerfen (S. 124 f.).]

Das Recht des *Convoitrens* leitet Hr. B. daher, daß in den Tractaten, wo die Visitation stipulirt ist, die Voraussetzung enthalten sey (?), „daß die Schiffe Handelschiffe, nicht Kriegschiffe wären, und daß die Handelschiffe auf eigene Hand führen. Wenn aber die convoiirenden Schiffe nicht visitirt werden dürften, so dürften es auch nicht die convoiirten, indem in beiden Fällen die Beleidigung der neutralen Flagge gleich groß wäre (S. 165.). Die Convoi sey aber, wenn man auf ihren wahren Nutzen sehe, nichts als ein Dilationmittel, durch welches man die Tractaten, Seeanordnungen und Handlungen der Kriegführenden umgehe.“ Ein um so dringenderes Bedürfnis sey es demnach, eine *Einrichtung* zu treffen, welche auf der einen Seite die *Fesseln des Handels löse*, auf der andern den *Kriegs-Contrebande-Handel unmöglich mache*. Mit dem Projecte dieser Einrichtung beschäftigt sich der Vf. in dem fünften Abschnitte, der wiederum in drey Kapitel getheilt ist. Hier die interessantesten Hauptideen davon: „Eine vollkommene Handelsfreyheit im Frieden wie im Kriege sey den Seefahrenden aller Nationen zugesichert“ (S. 187.). Wer die Handelsfreyheit verletzt, ist ein Feind aller

Gg

Na

Nationen. Jede Nation soll den Krieg wider ihn mit ihrer ganzen Stärke führen, und es soll nie ein Separatfriede geschlossen werden (S. 190.). Wenn ein Seefahrer seinem Souverän klagt, Gewalt auf dem Meere erlitten zu haben, soll die Untersuchung in dem Lande des Beklagten vor einem Tribunal geschehen, das aus den Bevollmächtigten aller vereinigten Souveräne besteht (S. 193.). Es soll verboten seyn, Streitgeräthschaften nach den Häfen kriegführender Staaten zu führen, und in einem jeden Staate eine Einrichtung angeordnet werden, die es unmöglich macht, einen solchen Handel unentdeckt und ungestraft zu treiben: S. 197. [*Hear him, hear him!*] Diese Einrichtung nun besteht in der Anordnung von Untersuchungs-Commissionen zur Zeit eines Krieges, die in allen neutralen Ländern, in allen Gränzhäfen des Landes angestellt werden, und in so großer Anzahl, als das Land Seegränzecken gegen andere Staaten hat (S. 216.), von welchen Commissionen alle Handelsschiffe, die entweder nach dem Hafen einer kriegführenden, oder einer andern neutralen Macht bestimmt sind, visitirt und mit einem Freypasse versehen werden sollen (S. 217. 222.). Es soll ein Wachtboot da seyn, damit das Schiff nach der Visitation nicht contrabande Waaren einnehme. — Hohe Strafen sind auf die Uebertretung der Gesetze verordnet, und eine allgemeine Handelszeitung, welche auf öffentliche Veranftaltung herausgegeben werden muß, soll dazu dienen, alle abgehenden und ankommenden Schiffe zu nennen, wodurch die Visitations-Commissionen und Obrigkeiten noch besser vergewissert werden, daß ihnen kein Schiff undurchsucht entschlüpft sey (S. 230 — 240.). Der Handel nach blokirten Häfen (im Sinne der nordischen Convention von 1780.) ist verboten; doch ist das Schiff nur in dem Falle confiscabel, wenn es ausgelaufen ist, ohne einen Freyheitspafs sich ausgewirkt zu haben (S. 254.). Es soll künftig keine weitere Visitation statt finden, als daß der Freyheitspafs vorgezeigt werden muß: wenn dieser auslegt, daß das Schiff neutral sey, so soll es nicht aufgebracht werden (S. 267.). In den Ländern der Kriegführenden sollen Prisen-Gerichte bestehen, aus dem Bevollmächtigten aller kriegführenden und neutralen Mächte zusammengesetzt, um die Aufbringungsflachen zu untersuchen und abzuurtheilen (S. 269.). Wider die illegal verfahrenen Kaper sind gleichfalls hohe Strafen gesetzt. Eine unparteyische Gesellschaft von Entdeckern, schließt der Vf. sein Project S. 291., macht durch das Licht der Publicität jeden Betrug unmöglich, und wird, wenn es nöthig seyn sollte, durch die nämliche Publicität controllirt.

Dies ist in gedrängter Kürze das Wesentlichste der Bornemann'schen Ideen, wodurch unsere Leser in den Stand gesetzt sind, selbst ein Urtheil darüber zu fällen. Hier das unfrige, das sich hauptsächlich auf den dritten und fünften Abschnitt bezieht. Es sey uns erlaubt, die Kriegführenden selbst reden zu lassen. Wie, wenn sie dem Vf. folgendes erwiederten: 1) Es ist eine bloße Redensart, daß der Kanonenschnus eine Drohung enthält, sich auf Gnade und

Ungnade zu ergeben. Die vielen Gesetze, die wider die Gewaltthätigkeiten der Kaper gegen die Neutralen erlassen worden sind, beweisen unsere Bereitwilligkeit, die Mißbräuche abzustellen. Der Kanonenschnus ist ein bloßes Zeichen, daß der Schiffer anhalten soll. — Entweder giebt es gar keine Contrebande-Güter, und die Tractaten, welche die Visitation vorschreiben, sind nichtig, oder die neutralen Schiffe müssen anhalten, um sich zu legitimiren, und dazu ist ein Zeichen nothwendig. 2) Daß der Prisenrichter ein Unterthan des aufbringenden Souveräns ist, macht diese Maßregel noch nicht zur unfriedlichen. Wie viele Beyspiele giebt es nicht im Privatrechte von Streitigkeiten des Landesherrn mit seinen Unterthanen, die vor den Gerichten des ersten entschieden werden. 3) Es ist eine falsche Behauptung (S. 145.), daß der Visitirende vor Gericht Kläger und Zeuge zugleich sey. Das Schiffsvolk von beiden Seiten wird eidlich abgehört. 4) Wenn die Tractaten im Fall eines in die Augen fallenden Verdachts oder hinlänglichen Grundes die Visitation festsetzen, so ist die Ansicht der Papiere nicht hinlänglich [*f. unsere Anmerk. oben zu S. 140.*] 5) Die Erfahrung hat gelehrt, welche außerordentliche Betrügereyen der Handelsg Geist eingiebt, und wie durch Neutralisirung die Tractaten sowohl als das Völkerrecht verletzt werden. Wenn ihr also behauptet, daß derjenige, der von seiner Seite den Tractat nicht erfüllt, auch den andern berechtige, davon abzuweichen: so sind wir nicht mehr an den Buchstaben der Tractate gebunden, sondern visitiren, dies Wort in unserem Sinn genommen. 6) Da die in den Tractaten sogar *ausgedrückte* Absicht der Visitation die ist, damit es klar werde, daß das Schiff keine verbotenen Waaren führe; da aber (welches der Vf. selbst bekennen muß S. 140.) durch die Schiffsdumme allein keine volle Gewisheit über die Rechtmäßigkeit der Ladung verschafft werden kann, so handeln wir dem Sinne der Tractaten völlig gemäß, wenn wir visitiren. Indem ihr uns das Recht gabt, die Contrebande-Güter wegzunehmen, ertheiltet ihr uns auch das Befugniß, nachzusehen, ob nicht dergleichen am Bord sich befänden. 7) Wenn es ein zugestander Sätz ist, daß eine Nation ihr-eigener Richter über die ihr zugefügten Beleidigungen und Rechtsverletzungen — also auch über die Tractatenbrüche — sey (S. 19.), so ist es weder ungerecht, daß wir durch unsere Kaper [vermittelt welcher wir unsere tractatenmäßigen Rechte ausüben] die Visitation verrichten lassen, noch daß wir durch unsere Tribunale, die überdies gewisse Formen und gesetzliche Vorschriften vor Augen haben, über die Existenz und Beschaffenheit dieser Rechtsverletzungen urtheilen lassen. Beides ist nicht nur eine natürliche Folge jenes von euch selbst zugestandenen Satzes, sondern überdies bey allen Völkern hergebrachte Gewohnheit, der wir uns in ähnlichen Fällen in Beziehung auf euch gleichfalls unterwerfen müßten. 8) Die einzeln vorkommenden Mißbräuche können unser Recht überhaupt uns nicht rauben, sondern führen

## ARZNEITGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Oehmigke d. J.: *Die Erregungstheorie gegen Marcard's Angriff im Hannöverschen Magazine vertheidigt*, von J. H. Sternberg (jetzt Prof. zu Marburg). 1803. 209 S. 8. (16 gr.)

nur die Verbindlichkeit herbey, durch strenge Gesetze gegen die Kapot d. selbst abzuwehren. [Rec. sey erlaubt, hier von seiner Seite auch ein Project in Vorschlag zu bringen, nämlich dieß: Auf jedem Kriegsschiffe, welches das Recht des Visitirens hat, befinde sich eine gerichtliche Person, welche dazu bestimmt sey, um die Schiffspapiere zu untersuchen, die Visitation anzuordnen und vorzunehmen; den Neutralen vor Gewalt zu schützen und über den ganzen Vorgang ein glaubwürdiges Protocoll aufzunehmen. Der Raum dieser Blätter erlaubt nicht die weitere Ausführung dieser Ideen.] 9) Nach des Vfs. eigenen Grundätzen verdient eine Einrichtung nur dann den Namen einer Sicherheitsmaßregel, wenn die Redlichkeit des Visitirenden unüberwindlich und sein Vorauswissen unfehlbar ist. Nun aber ist die große Frage, ob bey Ausführung des Projects des Vfs. die Visitations-Commissionen nicht betrogen werden können und nicht betrogen werden wollen? Wie fruchtbar ist nicht die Erfindungskunst des menschlichen Geistes, wenn es einen Vortheil gibt. Nach S. 219. sollen in gewissen Fällen manche durchs Loos bestimmte Schiffe der Visitation ganz entnommen werden. Es dürfen ferner die Schiffe, die von einem inländischen Hafen nach dem andern fahren, frey ohne Visitation auslaufen (S. 239.). Wir finden auch nicht, daß die Schiffe, die Unterthanen des einen Krieg führenden Landes gehören, der Visitation unterworfen seyn sollen (S. 247.). Sollten hierbey keine Betrügereyen, keine Neutralisationen möglich seyn? Werden die Wachtböte den leichten Watriekriecher immer verhindern können, dem Schiffe, nachdem es ausgelaufen ist, noch Contrebande-Waaren zuzuführen, und wenn es ankommt, verstopfen wieder abzunehmen? Die Geschichte der letzten 15 Jahre dürfte manches Beyspiel des raffiniertesten Betruges aufstellen können. Und endlich werden die Visitations-Commissionen wohl unbestechlich seyn; werden sie sich nicht zuweilen betrügen lassen wollen? Die Unterbeamten müssen jederzeit einen großen Theil der Aufsicht haben: sollten diese stets so von unerschütterlicher Redlichkeit seyn, besonders da der Vf. so eine große Menge den Visitations-Commissionen anstellen will, daß man nicht eine so große Auswahl haben möchte, um sich lauter redlicher Männer zu verschern. Geletzt auch, daß die Belohnung, die der Visitirende bekommt, wenn er einen Unterschleif zur Bestrafung anzeigt, sehr groß sey [es ist nicht bestimmt S. 221., ob die Commission oder der Unterbeamte die Belohnung erhalten solle?]: so lehrt doch die Erfahrung in den Ländern, wo die strengen Accise- und Zollgesetze gegeben sind, daß die Confiscationsgesetze dem Gefühl des (gemeinen) Mannes widerstreiten; und der Visitator aus einer, wir wollen sagen übelverstandenen, Menschenliebe den Uebertreter entschlüpfen läßt, und den größern Gewinn verschmähend das kleinere Geschenk vorzieht.

(Der Beschlufs folgt.)

Hr. Marcard hat sich durch frühere Schriften Verdienste um die Medicin erworben. Das Publicum ist dagegen nicht undankbar gewesen; aber Hr. M. selbst hat sich dadurch zu einem größern Selbstvertrauen verleiten lassen, als es für alle, das Publicum, die Kunst und Hn. M. gut war. Hr. M. hielt sich nun für ein Wehr im Strome der Zeit; gewaltsam will er der Allmacht des Zeitgeistes sich widersetzen und sie brechen, und dazu wird er kaum genugsame Stärke besitzen! *Id arbitror Apprime in vita esse utile, ne quid nimis!* Dieß Allzuschärfe in dem Benehmen des Hn. M., welches sich schon in der Ueberschrift des Aufsatzes im Hannöverschen Magazine und weiterhin durch das ganze Fragment deutlich ausdrückt, erregte Hn. St., sich der mit Heftigkeit angegriffenen Erregungstheorie anzunehmen. Er hat seiner Vertheidigung den Aufsatz selbst vorangeschickt, in welchem Hr. M. mit einer wirklich Timonischen Bitterkeit das Benehmen der neuesten deutschen Aerzte rügt, das wir freylich leider auch nicht ganz loben können. Die Rohheit und Selbstsucht, welche sich Röschlaub, Kilians u. a. zu Schulden haben kommen lassen; die unverzeihliche Undankbarkeit des erstern gegen die größten Männer der vorigen Zeiten, einen Boerhaave, Haller u. s. w., die Barbarey, welche sie in die medicinische Kunstsprache eingeführt haben; dieseß alles hat den Unwillen aller rechtlichen und liberalen Aerzte in Deutschland rege gemacht und es ist gut, daß man das laut sage. Aber nur *sine ira et studio*, damit man nicht wieder auf dieser Seite sündige und die Besserung verfehle, welche bey den Gegnern beabsichtigt wird. Und hierin ist Hr. M. zu tadeln. Aber noch bey weitem mehr Tadel verdient er dadurch, daß er der Erregungslehre fast gar keinen Werth läßt, sie gänzlich verwirft, wie er S. 57. ausdrücklich sagt. Am ungerechtesten ist Hr. M., wie uns dünkt, gegen die ursprünglich Brownische Lehre. Hr. St. ist zwar dieser auch nicht so geneigt, als der Erregungstheorie, weil er meynt (S. 81.), sie (die eigentliche Lehre Browns) sey eine unvollendete Statue, zu deren Vollendung erst noch eine Bildnerhand hinzukommen mußte. Allein wie jeder Torso, so war auch dieser höchst schwer zu vervollkommen und die nacharbeitenden, ausfüllenden Künstler haben nicht genug auf die verständigen Warnungen und Winke des schüchternen ersten Meisters geachtet, folglich eine von dem Ideale desselben ganz abweichende Form hervorgebracht. Hr. St. theilt übrigens seine Widerlegung in vier Abschnitte, und beantwortet darin erstlich einige allgemeine Vorwürfe, dann die Vorwürfe gegen den Begriff der Erregbarkeit, gegen die Lehrlätze über die Krankheiten, deren Ursachen und Erkenntniß, und endlich die Vorwürfe M's gegen das Heilverfahren. Die

Die neue Lehre, sagt Hr. St., habe nur bedingt, die alte Empirie unbedingt geschadet. Meynt Hr. St. unter der letztern alle vorbrownische Arzneylehre, so ist es falsch und ungerecht. Die deutsche Medicin, wenn wir nur die ganz letzten Zeiten kurz vor der Erscheinung des Brownianismus ausnehmen, hat immer ritterlich gegen die Herrschaft der Empirie gekämpft. Eben so können wir nur bedingungsweise das für richtig und wahr anerkennen, was Hr. St. von dem praktischen Talent und von der Erfahrung des ausübenden Arztes angiebt. Offenbar legen die neuesten Theoretiker darauf einen zu geringen, Hr. M. aber freylich einen zu großen Werth. Nun zeigt Hr. St., daß Hn. M's Zweifel gegen Browns Erregbarkeit sich eben so gut auf und gegen alle, allgemein angenommene Grundkräfte anwenden lassen, daß Brown sich consequent über dieselbe geäußert, M. aber vieles falsch verstanden oder wenigstens genommen habe. Eben so führt Hr. St. auch die Vertheidigung der Erregungstheorie gegen die Marcard'schen Einwürfe über die Brownische Pathologie gut durch.

Er beweist, daß eben so viel Geschicklichkeit, Kenntniß und Studium dazu gehört, ein Brownischer, als vormals ein eklektischer Arzt zu seyn; daß zwar die Erregungslehre einfach, dennoch nicht frey von ernstesten Untersuchungen über die ursächlichen Verhältnisse der Krankheiten und der Formen sey, unter denen sich diese darstellen; daß sie die Diagnostik nicht nur nicht vernachlässigt, sondern durch die Rücksicht auf die Anamnese noch erweitert und vervollkommenet habe. Endlich geht Hr. St. auch die Einwürfe gegen die Brownische Praktik durch, und zeigt, daß Hr. M. sich vorfätzlich oder zufällig unbestimmt ausgedrückt, gegen die Regeln des Brownianismus bey seinen Angaben verstößen und nur schlechte oder unvernünftige Behandlungen Brownischer Aerzte angeführt habe, durch welches alles nicht das Geringste gegen die Lehre selbst bewiesen werde. Rec. kann nach der größten Unparteylichkeit versichern, daß in allem diesem die Wahrheit auf der Seite des Hn. St. ist.

### KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. Leipzig, h. Tauchnitz: *De elocutionis potiarum latinorum veterum luxurie*. Commentatio I. et II. — Auctore Joh. Christian. Theoph. Ernesti. 1802. 98 S. 4. — Die erste dieser Abhandlungen war die Dissertation, welche der verstorbene Vf. in Leipzig pro loco in der philosophischen Facultät vertheidigte; die zweyte war die Einladungsschrift, womit er seine Antrittsrede bey Uebernehmung der Professur der Beredsamkeit ankündigte. Der fruchtbare Stoff ist durch sie noch nicht erschöpft, sondern sollte in akademischen Gelegenheitschriften weiter ausgeführt werden. Aber sie sind, da der Vf. nicht lange darhach starb, Bruchstück geblieben, welches um so mehr zu beklagen ist, je anziehender der Gegenstand ist, der mit einem richtigen, gesunden Urtheil abgehandelt und mit einer wohlgeordneten Belesenheit in den griechischen und römischen Rhetorikern und in den spätern römischen Dichtern erläutert wird.

Voran geht eine Ausführung über die Vernachlässigung der ästhetischen Erläuterung der alten Claffiker in den vorigen Jahrhunderten, auch unter den gelehrten holländischen Commentatoren, nebst gerechter Anerkennung der Verdienste, welche Gesner und Heyne um diese Gattung der Interpretation haben. Der Vf. lehrt hierauf, was unter dem Luxus der Dichter und Redner zu verstehen (*Luxuriam et potiarum orationi seu elocutioni tribuimus, quae tum in verbis et sententiis, tum in omni conformatione, ornatu cultuque suo nimia redundantia diffluit*), erläutert die griechischen und römischen Terminologien und bildlichen Ausdrücke, die sich darauf beziehen, und zeigt, daß die „luxuries orationis“ das Widerspiel der rechten Schönheit der Diction, die in „copiose, graviter et ornate dicere“ besteht, in allen ihren Eigenschaften sey, indem die Stelle der Fülle und des Reichthums von Ueberfülle und Geschwätzigkeit, die der Kraft von leerem Schwulst, die des Schmucks von Schminke, eiteln Zierathen und Spielereyen ersetzt werde.

Die Ursachen der poetischen Ueppigkeit sind: a) innere, die aus dem Genie des Dichters selbst hervorspringen, entweder durch Mißbrauch desselben, indem er zur Natur die Kunst hinzufügt, und durch sie vorzüglich seinem Werke Glanz zu verschaffen sucht, oder durch Dürftigkeit und Mangel desselben, den er durch Künstley, Schminke und Spielerey zu ersetzen meynt. b) Aeusere, die ihren Grund haben I. in den ausschweifenden Sitten und dem öffentlichen und Privatluxus der Römer; II. in den Schulen der Rhetoren, aus welchen überhaupt 1) eine schwülzige, gekrümmelte und zugespitzte Sprache, 2) die Auswahl gewisser Subjects, als schrecklicher Kriege und Schlachten, oder unpositlicher Gegenstände, welchen nur durch die Aus schmückung ein Anstrich von Poesie gegeben werden konnte, und 3) die Prachtstücke der Lob- und Schmeichelreden, ausgingen. III. Darin, daß sich die spätern Römer, nachdem die Griechen und die frühern Römer das Höchste in der Poesie geleistet hatten, fast nur auf die Nachahmung des Vollkommnern zurückgebracht sahen, wobey sie in die Fehler der Uebertreibung, leerer Variationen und der Affectation, neigen zu sprechen, verfielen.

In der zweyten Abhandlung fängt der Vf. an, von den Hauptzügen der poetischen Ueppigkeit zu handeln, aber er hat nur zwey abgehandelt: 1) die Ueppigkeit in dem Mißbrauch der Mythologie, 2) in den Vergleichen, a) in der allzugroßen Anhäufung derselben, b) im Gebrauch an der unrichtigen Stelle, c) in der unpassenden Wahl, und d) in der zu großen Ausdehnung und Ausmalung derselben. — Alles dieses erläutert und unterstützt der Vf. durch die passendsten Beyspiele aus den Dichtern der spätern Periode, vom Lucan bis auf den Claudian herab, bey welchem letztern alles Fehlerhafte im größten Uebermaße angetroffen wird. Auch Ovid giebt als derjenige Dichter, der zuerst zu der rhetorischen Ueppigkeit der spätern das Beyspiel gab, zuweilen Beyspiele her.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 1. May 1805.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

KOPENHAGEN U. LEIPZIG, b. Schubothe! *Ueber die gebräuchliche Visitation der neutralen Schiffe und über die Convoi, nebst einem Mittel, beide durch ein allgemeines garantiertes Seehandelsvölkerrecht zu heben.* Von Matthias Hastrup Bornemann u. s. w.

(Beschluss der in Num. 113. abgebrochenen Recension.)

**W**ir wenden uns zu einigen kürzern Erinnerungen über einzelne Stellen des vorliegenden Werks. S. 17. behauptet der Vf., daß, wenn ein Volk das andere beleidigt, alle übrigen berechtigt seyn, jenes als Feind zu behandeln. Uns scheint, der Vf. habe hier einen Sprung gethan und einen Mittelsatz ausgelassen. Soll der Kaiser von Japan berechtigt seyn, England mit Kriege zu überziehen, weil dieses die spanischen Fregatten ohne vorhergegangene Kriegserklärung weggenommen hat? Etwas ganz andres ist es, wenn die Völker mit einander in einem gemeinschaftlichen Bunde gedacht werden, in welchem jedes die Gerechtfame des andern garantirt hat. Ein solcher Staatenbund wäre allerdings etwas sehr wünschenswerthes, wenn — es nur möglich wäre, in allen Fällen zu entscheiden, welcher Theil der Beleidiger, welcher der Beleidigte sey? Denn ohne dies würde eine solche Vereinigung die Fackel des Kriegs über den ganzen Erdboden schwingen und in allen Ländern und unter allen Völkern, die bald für den, bald für jenen Partey nehmen würden, einen allgemeinen Brand anzünden. S. 24. macht der Vf. einen neuen Sprung, indem er aus der nur gedachten Behauptung eine gerechte Garantie gegen Unrecht deducirt haben will. Er sprach vorher bloß von dem Rechte der Völker, den Beleidiger als einen allgemeinen Feind zu betrachten. Soll aber eine Garantie wahre Wirkung haben, so muß eine Verpflichtung der andern da seyn, den Beleidigten zu beschützen. Der Vf. hätte billig diese Verpflichtung deduciren sollen.

Wir haben in der Beurtheilung des *Holstischen* Werks Hn. Bornemanns Princip des Völkerrechts gegen die daselbst befindlichen Einwendungen vertheidigt. Wir müssen hier eine andere Erinnerung von unserer Seite machen. Durch jenes Princip fällt das Recht, bey einem ausgebrochenen Kriege neutral zu bleiben, ganz weg. Denn man setze den Fall, daß das mächtigere Volk *A* das schwächere *B* in einem ungerechten Kriege angegriffen habe; *C* und *D*, zwey Völker, welche der Streit nichts angeht, wollen neutral bleiben; allein sie würden da einen Grundsatz im Munde führen, der, da der Schwächere der Ueber-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

macht des Stärkern überlassen werden sollte, die Sicherheit aller Völker gefährden könnte. Da nun alle Völker rechtlich verbunden seyn sollen, eine Handlungsart zu beobachten, die mit der Sicherheit aller übereinstimmt: so dürfen *C* und *D* nicht bey dem Kriege neutral bleiben. Es mißfällt uns ferner, wenn der Vf. (S. 31.) sein Princip nur auf den Fall restringirt, wenn die Beleidigungen offenbar unlängbar sind und gegen ihre Existenz nichts eingewendet werden kann. Man lese die Kriegsmanifeste beider Theile, und sage, ob es unlängbare Beleidigungen giebt, ob nicht jeder Theil Recht zu haben und der Beleidigte zu seyn behauptet! — In der Bestimmung der Kriegs-Contrebande kann die bewaffnete Neutralitäts-Convention nicht das Muster der Systeme genannt werden, da in derselben die Bestimmung dessen, was Kriegs-Contrebande sey, den Particular-Tractaten überlassen ist. — Wenn der Handel mit Kriegs-Contrebande wider das allgemeine Völkerrecht ist, wie Hr. Bornemann behauptet: so hätte er nicht (S. 6.) in den daselbst aufgestellten allgemeinen Sätzen sagen sollen, daß dies wenigstens nach Convention unerlaubt sey. — S. 65. kommt eine Behauptung vor, die wir zum Wohle der Menschheit nicht allgemein angenommen zu sehen wünschen. Es sey, sagt der Vf., der wahre Proberstein für die Rechtskraft der Tractaten, ob sie mit den allgemeinen Rechtsgrundsätzen übereinstimmen, ob sie juristisch möglich sind oder nicht. Wie wenig übereinstimmend sind die Ueberzeugungen von dem, was allgemeine Rechtsgrundsätze seyen! Und wie oft würde diese Maxime den Vorwand zum Bundesbruch, zur Ungerechtigkeit und zu neuen Kriegen hergeben müssen! — S. 169. meynt der Vf., „bewiesen zu haben, daß die Kriegführenden bloß unter der Bedingung, wenn sie nicht gegen das Neutralitätsrecht handeln — unter der Bedingung also, die Visitation auf der See fahren zu lassen, da die Convoi auch wegfallen würde“ — (wie dunkel ist dieses gesagt) „berechtigt sind zu fordern, daß der Handel mit Kriegsbedürfnissen verboten werde.“ Diesen Beweis hat der Vf. nicht geführt; er wird ihn auch nicht führen können, da er ja den Handel mit Contrebande schon als wider das natürliche Völkerrecht freitend betrachtet. Wäre überhaupt hiez die Frage von einer zuerst oder zum zweyten statt findenden Rechtsverbindlichkeit, so wäre die erstere wohl die, daß der Neutrale wirklich neutral bleiben müsse. — Der Vf. will uns eben daselbst glauben machen, es komme gar nicht darauf an, ob die Convoi den kriegführenden Theil vor Contrebande sichere oder nicht. Wir sind anderer Mei-

Hh



Meinung. Denn angenommen, daß die Convoi diese Sicherheit nicht ertheilte, so würde ja der Neutrale durch diese eigenmächtig beliebte Maßregel dem kriegführenden Theile das tractatenmäßige Recht rauben zu verhindern, daß der Feind nicht mit Streitergeräthchaften unterstützt werde, das Recht rauben Kenntniß davon zu erhalten, ob der Neutrale auch wirklich neutral sich verhalte oder nicht.

Denken wir uns ferner einen Fall, daß in dem Verträge die Visitation bey anscheinendem Verdachte ausbedungen worden wäre: so würde durch die Convoi einseitig ein anderer Modus anstatt der Visitation festgesetzt werden; die Aenderung eines Punktes im Contracte erfordert aber immer die Beystimmung beider Contractanten. — (Zu S. 190.) Der Vf. will, daß wegen jeder Verletzung der Handelsfreyheit alle Völker zur Rache sich rüsten und aus den entferntesten Gegenden des Erdbodens Kriegsheere hervorgehen sollen, um den Beleidiger zu strafen (wir wollen nicht sagen, was aber manchem Leser einfallen möchte — um wegen des Verlustes von ein Paar Pfunden Pfeffer oder Kaffee die Erde mit Blute zu tünchen). Die große Unbequemlichkeit einer allgemeinen Bewaffnung würde, den Plan des Vfs. ausgeführt gedacht, bald gefühlt werden, und eine Einrichtung wäre nothwendig, nach welcher einem der mächtigsten Seestaaten die Execution gegen den Seefriedensbrecher aufgetragen würde. Es giebt auf dem festen Lande einen Staatenbund, geschlossen auf ähnliche Bedingungen, als die sind, die der Vf. für die Seestaaten in Vorschlag bringt. Und dieser Staatenbund — ist Deutschland. Wie weit bleibt aber nicht die Praxis von der Theorie entfernt! *Exempla sunt odiosa.* — Zu S. 207. Der Vf. will, daß sein Staatenbund nicht einmal durch eine *allgemeine Vereinigung* aufgehoben werden könne. Wir konnten dies nicht mit einer andern Behauptung Hn. Bornemanns vereinigen, daß nämlich ein Tractat, der allgemeinen Rechtsgrundätzen zuwiderlaufe, keine verbindliche Kraft haben könne. Und dann — wenn nun alle Mitglieder des Bundes darüber eins werden, aus demselben zu treten, wer soll sie denn zwingen, darin zu verbleiben?

Wir berühren noch einige andere mißlicher wichtige Gegenstände. Der Vf. glaubt (S. 199. u. 201.), daß sein an die Kriegschiffe angebrachtes Wappen ein unnachahmliches Zeichen sey. Eines seiner vorgeschlagenen *Gesetze* heißt: es soll die Execution gesichert seyn, daß es dem Verbrecher physisch *unmöglich* ist, sie zu vermeiden (S. 230.). S. 152. ist er mit *Hübner's* Vorschläge nicht zufrieden, der das Prißen - Gericht aus den Consuln der neutralen Macht und den Commissarien der kriegführenden Theile zusammenzusetzen haben will. Er thut aber einen ähnlichen Vorschlag (S. 269.), der sich von jenem nur dadurch unterscheidet, daß die Consuln aller neutralen Mächte im Gerichte Sitz und Stimme haben sollen. Wenn aber in dem *Hübner'schen* Vorschläge dies zu tadeln ist, daß die Richter entgegengesetzten Principien vom Anfange an zugethan seyn wür-

den: so trifft derselbe Vorwurf das *Bornemann'sche* Project; und wenn der Vf. an dem *Hübner'schen* den Tadel findet, daß die Richterstimme der Kriegführenden immer werde befolgt werden: so fällt derselbe Tadel doppelt auf Hn. Bornemann zurück, in dessen Gerichte die Commissarien von den neutralen Mächten die Mehrzahl ausmachen und daher ihre Urtheile mit leichter Mühe immer durchsetzen werden.

Wir fügen noch einige Worte über den Vortrag des Vfs. bey, um ihn auf zwey Dinge aufmerksam zu machen. Das eine ist: er vermeide künftig die häufigen Einschaltungen, wodurch die Perioden schwerfällig und dunkel werden, und die Lectüre des Buchs einen unangenehmen Eindruck zurück läßt. Das zweyte ist: er vermeide künftig die häufigen Superlative — ein Fehler, in den jetzt nur zu viele gute Schriftsteller verfallen — und setze nicht immer Dinge als erwiesen voraus, deren Erweis er doch eigentlich schuldig blieb. Wir müssen aber im Ganzen der vorliegenden Abhandlung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie einen eben so scharfsinnigen als wohlthunenden Verfasser verräth.

Die Schrift verdiente allerdings eine Uebersetzung; wir können jedoch von der vorliegenden nicht rühmen, daß sie fließend sey und sich leicht und angenehm lesen lasse, welches zum Theil von den unseligen Gedankenstrichen herkommt, die fast ganz die Stelle der Commaten eingenommen haben: eine Unsitte, die wir in mehreren neuen Schriften zu unserer großen Unzufriedenheit bemerken. Eine sehr dunkel ausgedrückte Stelle kommt S. 229. vor, wo das Princip, welches bey angedrohten Strafen zum Grunde liegen soll, folgendergestalt lautet: „daß der Verbrecher eben das Recht verlieren soll, das durch den verletzten bedingt war, oder: zur Strafe des Gegenstandes dieses seines — verbrochenen — Rechts beraubt werde.“

GIESSEN u. DARMSTADT, b. Heyer: *Die Rechte der Gläubiger in Ansehung der Faustpfänder und antichrestischen (antichrestischen) Verträge, besonders bey ausgebrochenem Concurse.* Dargestellt von Georg Happel, Hessen - Casselschem Amtsverweiser zu Gruningen. 1802. 422 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Diese mit vielem Fleisse ausgearbeitete Schrift verdient auf jeden Fall, man mag der Meinung des Vfs. im Ganzen beypflichten oder nicht, immer doch mit einer vorzüglichen Achtung behandelt zu werden. Die Frage, ob der Gläubiger ein ihm übergebenes Pfand zur Concursmassen abtreten, und dann erst nach der Classification der Gläubiger seine Befriedigung erwarten müsse, oder ob er, ohne sich in den Concurs einzulassen, das Zurückbehaltungsrecht auch gegen die Gläubiger geltend machen, sich aus den Pfandstücken, die er besitzt, bezahlt machen, und nur gegen Berichtigung der Pfandschuld den Besitz aufgeben dürfe, ohne sich in den Concurs einzulassen? Diese Frage ist immer noch unter den Rechtsgelehrten streitig. In der juristischen Literaturzeitung vom

October 1799. Nr. 7. ward nicht unrichtig bemerkt, das man hiebey auf das ältere römische Recht zurückgehen, und dabey auf die Veränderungen, welche sich mit den Rechtsbegriffen nach und nach ereignet haben, Rücksicht nehmen müsse. Ueberzeugt von der Wahrheit dieser Aeußerung, hat der Vf. sich die Mühe genommen, die Untersuchung dieser Materie historisch nach den verschiedenen Epochen der römischen Gesetzgebung durchzuführen, und zuletzt eine Vergleichung mit dem Concurswesen, so wie es jetzt in unsern Gerichten vorkommt, in Beziehung auf die Controverse, wovon hier die Rede ist, anzustellen. Man findet daher hier nach einer fleißigen Benutzung der ältern und neuern römischen Gesetze, so wie auch der classischen Literatur, die verschiedenen Verhältnisse des Pfandcontracts, der gesetzlichen und der geschichtlichen Pfandrechte, die Rechte des Gläubigers zum Verkauf der Pfänder, die gesetzlich bestimmte Vorzüglichkeit in Fällen der Collision mehrerer Gläubiger, und besonders zu desto deutlicherer Einsicht der antichrestischen Verpfändung, eine geschichtliche Darstellung der verschiedenen Einschränkungen des Wuchers. Das Resultat der Untersuchung geht in der Hauptsache dahin, das in den römischen Gesetzen durchaus keine Veranlassung zu finden sey, den Pfandinhaber, bevor ihm seine Forderung bezahlt worden, zur Herausgabe des Pfandes anzuhalten, das der entstandene Concurs der Gläubiger hiezu an sich durchaus nicht berechtigt, sondern das nur erweisliche Vorzugsrechte anderer Gläubiger, wenn solche sich auf das vorkommende Pfandstück *in specie* mit erstrecken, — welches letztere hier nach den verschiedenen Verhältnissen der bevorzugten Gläubiger mit vieler Gründlichkeit näher bestimmt wird — dergleichen Anforderung gegen den Besitzer begründen können, das ferner auch das Concurswesen, so wie es bey uns üblich ist, keine überzeugenden Gründe für das Gegentheil an die Hand gebe. Es würde freylich zu weitläufig seyn, die Ausführung selbst hier noch specieller anzuführen. Rec. hält aber auch das bisher Gesagte schon für hinreichend, um die Aufmerksamkeit unserer Leser auf diese in jedem Betrachte durch wahre Gründlichkeit sich auszeichnende Arbeit zu lenken, und bemerkt nur noch beyläufig, das der Vf. und diejenigen, welche mit ihm gleicher Meinung sind, darin vielleicht bey näherer Prüfung nachgeben dürften, das der besitzende Pfandgläubiger gegen gerichtliche Versicherung seiner Befriedigung aus dem Werthe des Pfandes, wenn sonst seiner Forderung nur kein rechtlicher Grund entgegensteht, angehalten werden könne, die Pfandsache zum Zweck des gerichtlichen Verkaufs an die Concursmasse einzuliefern. Auf diese Weise könnten nach der richtigen Bemerkung Gömmer's im Handbuche des Proz. I. 25., welcher hiebey überhaupt noch nachgelesen zu werden verdient, beide Zwecke vereinigt, die Rechte des besitzenden Pfandgläubigers aufrecht erhalten, und doch die Absicht des Concursverfahrens erreicht werden. Im Anhange sind einige heftigste Landesgesetze über die Sache beygefügt.

## ARZNEYGELÄHRTHEIT.

BERLIN, b. Maurer: *Beschreibung der neuen Pariser Entbindungs- und Findel-Anstalt und der mit derselben verbundenen Hebammenschule.* Von Joh. Ang. Bock, prakt. Arzte und Geburtsh. zu Berlin. 1804. 136 S. 8. (10 gr.)

Der größte Theil der vorliegenden Schrift, nämlich von S. 19. bis zu Ende ist eine freye Uebersetzung des *code special de l'hospice de la maternité* und der in Frankreich geltenden Gesetze über das Hebammen-Wesen. So wenig nun Rec. das Verdienstliche der Bekanntmachung dieser Verordnungen verkennt, so muß er doch gestehen, das er es lieber gesehen haben würde, wenn der Vf. uns mehr eigene Beobachtungen mitgetheilt hätte. Denn wenn überhaupt so häufig die Verwaltung öffentlicher Wohlthätigkeits-Anstalten den gegebenen Vorschriften nicht ganz entspricht: so ist das besonders in Frankreich der Fall, wo man mit der ersten Anordnung sehr eifrig und gleich fertig ist, bey fortwährender Verwaltung dieser Anordnung aber eben so leicht lau und nachlässig wird. Es wäre daher sehr interessant gewesen, wenn Hr. B. uns zu der Verwaltung des *hospice de la maternité*, wie sie dem Gesetz zufolge seyn soll, auch die Verwaltung, wie sie den Umständen nach ist, gegeben und Bemerkungen über die Behandlung der Geburten u. s. w. beygefügt hätte. — Rec. fand wenigstens gar Manches in dem Institut, was er anders gewünscht hätte, so das er keineswegs der Meinung des Vfs. seyn kann, wenn dieser sagt, das die Pariser Anstalt sich schon jetzt keck den Anstalten von Wien und Kopenhagen an die Seite stellen könne. So sind z. B. die Zimmer für die Schwangeren in dem *hospice de la maternité* abscheulich, dunkel, dumpfig, eng und voll von Betten. Die Zimmer für die Wöchnerinnen sind hell und besser, aber die *infirmerie* ist ein schlechtes Dachzimmer mit kleinen Fenstern. Was die Behandlung der Krankheiten anlangt, so ist sie so schlecht wie ehemals, z. B. bey den Puerperalfebern immer ohne Ausnahme antiaftrich; die Sterblichkeit ist so groß, das der *chirurgien adjoint*, der fast ein Jahr angestellt war, noch keine einzige Wöchnerin von dieser Krankheit hergestellt gesehen hatte. *Elles meurent*, sagte er dem Rec., *j'ai alors beau chercher dans le cadavre d'après la cause; jamais je ne trouve autre chose que je n'ai déjà trouvée cent fois.* — Unendlich schade ist es, das das Institut einzig zum Unterricht für die Hebammen benutzt und angehenden Geburtshelfern der Zutritt gar nicht gestattet wird. Die medicinische Schule hat alles mögliche gethan, um es dahin zu bringen, das in dem Institute eine geburtsbülfliche Klinik für die Medicin Studirenden eingerichtet werden möge; allein vergeblich! Durch die übermäßige falsche Delicatesse des damaligen Ministers *Chaptal*, der es für indecent hielt, wurde der Vorschlag verworfen. *Thourrt*, der Director der medicinischen Schule, gab Hn. *Chaptal* darüber eine artige Antwort: ganz resignirt lagte

sagte er: *Eh bien, ce n'est refuser que pour quelque tems, c'est seulement reculer le projet! — Comment ça? — Eh parceque Vous ne resterez toujours Ministre!*

**LEMGO**, in d. Meyer. Buchh.: *Ueber das Selbststillen*. Ein organonomisch - medicinischer Versuch. Zunächst für angehende Heilkünstler. Von D. H. Chr. Aug. Osthoff, technischem Arzte zu Vlotho an der Weser. 1802. 303 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In diesem Versuche entwickelt der Vf. durch eine Reihe mehrerer Hauptabtheilungen und Kapitel das Begründende der Milcherzeugung; die Beziehungen, in welchen diese Function des weiblichen Organismus sowohl auf denselben, als auf das dadurch zu ernährende Kind steht; die Formen des offenbaren Uebelbefindens einer Wöchnerin, welche das unbedingte Anlegen des Kindes einschränken, oder von demselben gänzlich abhalten müssen; das Wichtigste über das Entwöhnen des Kindes vom Geruche der Muttermilch u. s. w. Hiebey ist der Vf. besonders den Principien einer geläuterten Erregungstheorie, und denjenigen Ansichten gefolgt, welche die Naturphilosophie über die Construction des Organismus eröffnet hat; doch sind auch die Meinungen und Lehrlätze anderer Aerzte nicht unbeachtet gelassen. Bestimmter, ausführlicher und mit praktischen Erfahrungen versehen verspricht der Vf. seinen Gegenstand in einer größern Schrift, unter dem Titel: *Versuch einer vollständigen Geschichte des Organs der Milchbereitung*, darzustellen, bey welchem nicht nur auf genaue historische Darstellung desjenigen, was in jedem Zeitalter darüber geschrieben wurde, sondern auch hauptsächlich auf vergleichende Anatomie und Physiologie sowohl, als auf die pathologischen Zustände und die therapeutische Behandlung dieses Organs Rücksicht genommen werden soll. Rec. kann dabey den Wunsch nicht unterdrücken, daß sich Hr. O. künftig eines bestimmten, milder weiterschweifigen Vortrags und einer größern Klarheit und Deutlichkeit der darzustellenden Gegenstände befleißigen, auch die Erfahrungen anderer Aerzte, wie seine eigenen, mit scharfsinniger Prüfung benutzen, und

eben dadurch das Ganze praktisch brauchbar machen möge.

**ERFURT**, b. Kaiser: *Taschenbuch für angehende Geburtshelfer*, enthaltend eine vollständige Anleitung zur medicinischen und chirurgischen Praxis der Geburtshülfe von D. Ludwig Vogel, Fürstl. Schwarzb. Rudolst. Rathe u. s. w., praktischem Arzte zu Arnstadt. *Zweyte*, durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1802. 258 S. 8. (20 gr.)

Diese Auflage ist zwar um 43 Seiten stärker, als die erste in der A. L. Z. 1798. Nr. 303. angezeigte, aber dadurch weder brauchbarer noch empfehlenswerther geworden. Die damals gerügten übeln Rathschläge in der Einleitung sind sämmtlich, bis auf einige Wenige stehen geblieben. Die Unrichtigkeiten z. B., daß der Fötus bey einer natürlichen Geburt senkrecht mit dem Kopfe, und zwar so, daß der Scheitel in der Beckenaxe stehe, das Gesicht nach dem Kreuzbein gerichtet u. s. w., daß man um die Erregung des Uterus, zur Fortschaffung der Nachgeburt, zu verstärken, als äußeres Reizmittel ein mit 10 bis 20 Pfund Sand angefülltes Kissen oder Säckchen über den Unterleib legen solle; daß man bey der Lage des Kopfes mit dem Gesichte nach dem rechten oder linken Darmbeine die Zunge in die Seitentheile des Beckens einführen solle, so daß in dem einen Löffel die Stirn und ein Theil des Gesichts, in dem andern aber das Hinterhaupt zu liegen kömmt; daß eine *retroverso uteri* auch im schwangerschaftslosen Zustande Statt finden könne u. dgl. m. sind auch in dieser zweyten Auflage fortgeführt worden. Die Vermehrung derselben besteht in wörtlich nachgeschriebenen Geburtsfällen aus *Osianders* und *Loders* Schriften, und die Verbesserungen in schlecht angewandten Terminologieen der Principien der Erregungstheorie, und in Recepten wie folgendes, wo Reizvermehrende und Reizvermindernde Mittel aufs Gerathewohl mit einander verbunden sind: *R. Aquae fontan. Unicas tres Nitri depurati, Crystallorum Tartari aa drachmam unam Opii crudi grana duo*, welches bey schmerzhaften Wehen sehr heilsam befunden seyn soll.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**PÄDAGOGIK**. Gotha, b. Perthes: *Ueber das Vergnügen, welches Aeltern aus der eignen Erziehung ihrer Kinder zu moralisch guten Menschen schöpfen können*. Zur Empfehlung einer für Familien zu veranstaltenden *allgemeinen moralischen Bilderbibel*, von K. F. Löffius, Diaconus u. s. w. zu Erfurt. 1804. 43 S. 8. — Ein kleines, aber durchaus empfehlenswerthes Schriftchen des schon empfohlenen Vfs. von *Gunal* und *Lina*; ein gutes Wort geredet zu seiner Zeit! Denn es ist keine erfreuliche Erfahrung, daß die Erziehungs- und Pensionsanstalten sich überall in dem Grade vermehren, in welchem die häusliche, älterliche Erziehung abnimmt, und daß Jene, bey vielen Kosten, nimmermehr das zur guten morali-

schen Bildung leisten, was diese, ohne viel Geld- und Zeitaufwand leisten würde, und daß Aeltern, welche ihre Zuflucht zu jenen nehmen, ihr Recht über die Kinder gewissermaßen aus den Händen geben und eines großen Theils der Freude an ihnen entbehren. Dies alles ist nun in der kleinen Schrift gründlich bewiesen und schön gesagt, so daß wir ihr recht viel beherzigende Leser unter Vätern und Müttern wünschen. Der Plan, nach welchem der Vf. seine *allgemeine moralische Bilderbibel* bearbeiten will, und die Principien, von welchen er dabey ausgeht, worüber er am Ende der Schrift Rechenschaft ablegt, sind so beyfallswürdig, daß man sein Werk mit Vergnügen erwartet.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 2. May 1805.

## P H I L O S O P H I E.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie und einer kritischen Literatur derselben*, von Joh. Gottlieb Buhle. — Achter Theil. 1804. 920 S. aufser Vorrede, Inhaltsanzeige aller acht Bände und den Registern. (2 Rthlr. 12 gr.)

Mit diesem Bande ist die ausführlichste Bearbeitung der Geschichte der Philosophie seit Brucker beendet. — Eine vollständige Beurtheilung des Werks, wie es jetzt vor uns liegt, worin die Vorzüge und Mängel unparteyisch erwogen werden, ist nun möglich geworden, und sie wird auch der Hauptzweck dieser Anzeige seyn, wenn wir vorher erst noch den Inhalt des letzten Bandes angegeben haben.

Der achte Band enthält nur zwey Abschnitte. In dem fünf und zwanzigsten giebt der Vf. eine *Geschichte der Philosophie in Frankreich* während des achtzehnten Jahrhunderts, und in dem sechs und zwanzigsten eine *Uebersicht der Geschichte der Philosophie in Deutschland* von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zum Ende desselben. Beide werden nicht als wesentliche Theile seines Werks, sondern nur als Anhang betrachtet. Der Vf. wollte nämlich, wie er in der Vorrede zur zweyten Hälfte des sechsten Bandes sagt, die Geschichte nicht weiter als bis auf Wolf fortführen, ließ sich aber durch seinen Verleger bewegen, die Geschichte von diesem Zeitpunkt an bis auf die neueren Zeiten als Anhang dem Werke beyzufügen. Daher ist es gekommen, daß der Anhang, welcher den siebenten und achten Band enthält, mehr als ein Viertel des Ganzen ausmacht. Der erste Abschnitt dieses Bandes von der französischen Philosophie ist sehr ungleich gearbeitet. Von *Helvetius*, *Voltaire*, *Rousseau* und einigen andern ist das Leben mehr oder weniger ausführlich erzählt; von den Lebensumständen der übrigen in diesem Abschnitte vorkommenden Männer, als *Condillac*, *Robinet*, *Bonnet* u. s. w., ist wenig oder gar nichts gesagt. Aus *Helvetius*, *Robinet* und *Bonnet's* Schriften, vorzüglich aber aus dem *Systeme de la nature*, werden sehr ausführliche Auszüge gegeben, die den größten Raum des Abschnitts einnehmen. Der Vf. hat sich nicht etwa darauf beschränkt, den Ideen- gang dieser Männer anzugeben; ihre Grundsätze und die daraus abgeleiteten Resultate, ihren Zweck und die dazu gewählten Mittel historisch darzulegen; er giebt uns ihr vollständiges Raisonement über gewisse interessante Materien, nicht ihr System im Grundriss, sondern einzelne Theile desselben mit der Aus-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

führung im Detail. Da diese Ausführlichkeit nicht durchgängig beobachtet werden kann, so entstehen daraus nothwendig Ungleichheiten, und es kann nicht fehlen, daß bald zu große Weitläufigkeit, bald zu große Kürze Anstoß findet. *Bonnet's* Hypothese von einem feinen Seelenorgan und seine damit zusammenhängende Palingenesie ist als Hypothese viel zu ausführlich abgehandelt. Es wäre für den Zweck einer Geschichte hinreichend gewesen, wenn sie im Allgemeinen mit ihren Gründen und Folgen wäre angeführt worden. Dagegen ist von *Rousseau's* paradoxen, aber folgereichen Sätzen viel zu wenig gesagt. In der Literatur dieses Abschnitts ist das Leben des *Bonnet* von *Trembley*, wovon auch eine deutsche Uebersetzung vorhanden ist; so wie bey *Maupertuis* die Sammlung der Streitschriften in Beziehung auf seinen cosmologischen Beweis für das Daseyn Gottes vergessen worden. Der sechs und zwanzigste Abschnitt begreift einen Zeitabschnitt, in welchem sich der philosophische Geist in Deutschland mit großer Regsamkeit, aber nach sehr verschiedenen Richtungen äußerte, und bietet daher von selbst gewisse natürliche Ruhepunkte dar, welche der Vf. auch in so fern bemerklich gemacht hat, daß er erst von den Philosophen vor *Kant*, dann von diesem und seinen merkwürdigsten Nachfolgern handelt. In der voranstehenden Literatur werden nicht, wie bisher, die philosophischen Schriften selbst, sondern nur die literarischen Hülfsmittel zu ihrer Kenntniß angeführt. Die außerordentliche Fruchtbarkeit dieses Zeitraums an philosophischen Producten machte diese Abänderung nothwendig. (Warum ist aber das erste allgemeine Repertorium der Literatur; und nicht auch das zweyte, und unter den philosophischen Journalen nicht auch das von *Schmid* herausgegebene, welches doch auch Bücheranzeigen enthält, angeführt worden?) Die Geschichte selbst beginnt mit einer Untersuchung der Ursachen, aus welchen sich die Verbesserung des Geschmacks, die größere Cultur der deutschen Sprache, die Geringschätzung der Metaphysik und die Vorziehung der empirischen Philosophie um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erklären läßt. Die größere Bekanntschaft mit den classischen Schriften der Franzosen und Engländer, und der Einfluß der an dem Hofe Friedrichs des Zweyten sich befindenden und sehr geschätzten französischen Gelehrten hat unstreitig viel gewirkt. Indessen ist das Phänomen dadurch noch nicht vollkommen erklärt, und das Resultat der gesammten Geschichte, daß auf eine Periode der herrschenden Speculation immer eine andere ihr entgegengesetzte folgte, fodert zu tiefern Forschungen auf.

Philosophen, welche Psychologie in Verbindung mit Logik, Metaphysik und Moral cultivirten. *Moses Mendelssohn*, sein Beweis für die Unsterblichkeit der Seele und das Daseyn Gottes kurz dargestellt und geprüft. Sein Streit mit *Jacobi* wird nur berührt, und von seinen vermischten Schriften nur der Inhalt angegeben. *Sulzer*. Sein Verdienst um die Aesthetik; Inhalt einiger seiner vermischten Abhandlungen. *Eberhard*. Seine Theorie des Denkens und Empfindens; Streit mit *Steinbarth* über die absolute Wahrheit. *Plattner*. Seine Manier zu philosophiren. *Teitens*. Nur einige Resultate seiner Untersuchungen, die Grundkraft, Freyheit, Immaterialität der Seele und die Association der Vorstellungen betreffend. *Feder*, *Reimarus* und *Lambert*, von allen dreyen sehr kurz, vorzüglich von dem letzten. Sein Organon und seine Architectonik werden bloß im Allgemeinen charakterisirt; aber Eigentümlichkeiten von diesen originalen Werken darzustellen, muß dem Vf. weniger der Mühe werth geschienen haben, als bey *Feder's* Metaphysik. *Lambert* widmete er drey Seiten, und *Basedow's* Philosophie und Grundsätze der Erziehung nehmen dagegen 26 Seiten ein. Warum ist *Rousseau's* und *Feder's* *Emil* so kurz abgefertiget? Etwa darum, weil diese keine solche Umwandlung in dem Erziehungswesen stifteten, als *Basedow's* *Loffius* Gründe gegen die absolute Wahrheit aus dessen physischen Ursachen des Wahren. Nachdem der Vf. nur eine kurze Uebersicht von dem Zustande der Philosophie gegeben hat, woraus erhellet, daß sie von der einen Seite zwar sich Freyheit von der drückenden Herrschaft der Theologie errungen, auf der andern aber in sich selbst gar keinen festen Grund und Boden gewonnen hatte, gehet er zu *Kant* über, mit welchem eine der merkwürdigsten Perioden der Philosophie beginnt. Von den kritischen Untersuchungen dieses Philosophen folgt nun eine sehr weitläufige Darstellung von S. 464 — 701. Der Vf. begnügt sich nicht damit, die Veranlassung, den Zweck der Kantischen Kritik des Erkenntnißvermögens, nebst dem dabey beobachteten Verfahren und den daraus entspringenden wichtigen Resultaten anzugeben, sondern er läßt sich auch auf den Inhalt der dahin gehörigen Hauptschriften ein, und stellt die Hauptsätze in ihrer Verbindung bald in freyer Manier, bald auszugsweise dar. So findet man aus den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft die Erklärungen und Lehrsätze mit einigen Erläuterungen wörtlich aufgenommen. Eine gewisse Ausführlichkeit war hier wegen des Interesse des Gegenstandes gewiß an seinem Orte; ob sie hier aber nicht die Gränzen überschreite, und ob nicht eine andere Methode der Darstellung, wodurch *Kant's* kritisches Verfahren und Verdienst eine leichtere Uebersicht hätte gewinnen können, möglich und selbst für den Zweck einer Geschichte erforderlich gewesen, dies sind andere Fragen. Falschheit kann man indessen diesem Grundriß der kritischen Philosophie nicht absprechen, wie sich auch von den Talenten des Vfs. erwarten ließ, ungeachtet man bald inne wird, daß er durch mehr Anstrengung etwas

Vollendetes hätte leisten können. Dies beweisen schon manche Spuren der Eilfertigkeit, z. B. S. 558. der Satz, die Freyheit sey die *ratio cognoscendi* von dem formalen praktischen Gesetz, und dieses die *ratio essendi* von der Freyheit, und S. 655., wo die Sätze: Alle Erzeugung materieller Dinge ist nach bloß mechanischen Gesetzen möglich, und einige Erzeugung derselben ist nach bloß mechanischen Gesetzen möglich, als Antinomie der teleologischen Urtheilskraft aufgestellt werden. Doch vielleicht kommen beide Irrthümer auf die Rechnung der Druckfehler. Dagegen bemerkt man auch Fehler der Nachlässigkeit, der Unbestimmtheit und Unverständlichkeit, wie S. 561. von der Vollkommenheit als materialem Gesetz des Willens, und S. 574. die Erklärung von Interesse, wo keine solche Entschuldigung statt findet. Urtheile über die kritischen Untersuchungen und deren Resultate finden sich nur sparsam eingemischt. Ueber den kritischen Idealismus fällt er S. 480. folgendes Urtheil: „Wenn die Dinge, um von uns wahrgenommen werden zu können, im Raume erscheinen müssen, der Raum aber eine bloß subjective Vorstellung ist: so ist auch die Erscheinung der Dinge nur etwas Subjectives, und dieses ist es, was sich mit dem vermeynten Realismus des Kantischen Systems nicht verträgt.“ Wir sehen diese Folge nicht ein. Erscheinung (nicht Schein) ist der Gegenstand, in wie fern er nach den nothwendigen Gesetzen des Erkenntnißvermögens, welche daher freylich nur subjectiv seyn können, erkannt wird; trennen wir davon, was subjectiv ist: so bleibt doch noch etwas, was den Inhalt der Empfindung ausmacht, von dem Gemüthe nicht hervorgebracht, sondern demselben gegeben wird, und sich daher auf etwas Reales außer dem Subjecte bezieht. S. 699. glaubt der Vf. in dem von *Kant* behaupteten Mißlingen aller Theodicee eine Schwäche der Kantischen Philosophie selbst zu finden; dieses würde aber nur dann der Fall seyn, wenn die Vernunft das Vermögen über sinnlicher Erkenntniß wäre. Jenes Mißlingen beweist also keine Schwäche, sondern die Stärke der Kritik. — Ueber die Geschichte der kritischen Philosophie, die Art, wie sie aufgenommen, den Gesichtspunkt, aus welchem sie betrachtet und beurtheilt worden, über die ihr entgegengesetzten Einwürfe und die daraus entsponnenen Streitigkeiten, so wie auch über die Anregung und Belegung des Forschungsgaistes, welcher von ihr ausging, und sich über alle Zweige des menschlichen Willens verbreitete, eilt der Vf. viel zu schnell hinweg. Er sagt nur mit ein paar Worten, daß sie anfänglich keine Sensation machte, und dann häufig mißverstanden worden; ihre Anhänger aber auch durch die mehrmals entdeckten Mißverständnisse gebildet auch gegründete Einwürfe und Zweifel nicht achteten. *Reinhold's* Theorie des Vorstellungsvermögens sollte nach des Vfs. Darstellung der kritischen Philosophie bey dem gegen sie erhobenen Zweifel wegen der objectiven Realität der Erfahrungserkenntniß, den sie nicht heben konnte, zu Hülf kommen, und sie von der Seite, wo sie mangelhaft

schien, ergänzen; sie schaffte ihr aber keinen Gewinn, denn der angeschuldigte Idealismus wurde nur noch auffallender, wie *Aenesidemus* gezeigt hat." Bey dieser einseitigen Darstellung sind mehrere Seiten ganz übersehen worden, von welchen *Reinhold's* Philosophie für die Geschichte gerade am wichtigsten ist, daß sie nämlich durch die vermeynte Aufstellung eines höchsten Grundsatzes der Philosophie wieder den Dogmatismus herbey führte, aus welchem die neuesten philosophischen Systeme hervorgingen und selbst schon auf eine intellectuelle Anschauung gerieth, worauf sich die letzten stützen. Jetzt bringt der Vf. erst alle der Kritik vorgeworfenen Mängel auf zwey Hauptmomente zurück; erstlich, sie hat den Zweifel nicht gehoben, wie der Zusammenhang unserer Erkenntnis mit Dingen an sich zu erklären sey, zweytens man vermißt in ihr absolute systematische Einheit und Vollendung; sie stellt die höchsten Grundsätze für das Denken und Wissen, die Principien der theoretischen und praktischen Vernunft nur neben einander auf, ohne den Grund ihrer Verbindung zu zeigen, ohne sie aus einem gemeinschaftlichen Princip zu deduciren. Die Rechtfertigung *Kant's* in Ansehung beider Punkte liegt so nahe, daß wir uns wundern, daß sie dem Vf. entgehen konnte. Sie beweisen gerade die höchste Einsicht, daß seine Speculation sich immer in dem Kreise des menschlichen Wissens erhielt, und den Gränzpunkt scharf bestimmte, wo sich die Sphäre des letzten nothwendig begränzen muß. Wenn hingegen der Vf. eine Deduction der Kategorien als ursprünglicher Gesetze des Verstandes, eine Ableitung der verschiedenen Vermögen des Gemüths aus einem Grundvermögen verlangt, wenn er darüber klagt, daß *Kant* die Möglichkeit der absoluten Einheit der Vernunft nicht aufgewiesen, nicht gezeigt habe, warum das höchste Interesse der Vernunft praktisch sey; so mag er selbst zusehen, wie er sein Urtheil rechtfertigen kann, oder besser, er mag das Wagstück selbst beginnen. Von *Beck's* Darstellung der kritischen Philosophie, wodurch diese als völlig idealistisch erscheinen soll, urtheilt der Vf., sie stimme zwar nicht mit dem Buchstaben, aber doch mit dem Geiste desselben zusammen. Darauf, daß *Beck* mit *Kant* den dogmatischen oder materialen Idealismus verwirft, ist bey diesem Urtheile keine Rücksicht genommen, daher auch der Punkt, worin sich jener Denker, indem er den Criticismus verändlicher machen wollte, verirrt, nicht in das Licht gesetzt. Von *Fichte's* *Wissenschaftslehre*, *Bouterwek's* *Apodiktik*, *Bardili's* *ersten Logik*, *Schelling's* *Naturphilosophie*, folgen nun ausführliche Darstellungen, welche indessen doch nicht hinreichen, um das Eigenthümliche ihres Philosophirens zu charakterisiren, weil es ihm mehr um das Product ihres Philosophirens, als die Art und Weise, wie es zur Wirklichkeit kam, zu thun war. Daher findet man nichts von der intellectuellen Anschauung, noch von der Construction der Begriffe, welche den Geist der Naturphilosophie constituiren. Am meisten befriedigt noch die Darstellung der Wissenschaftslehre und der

Apodiktik, wo auch zum Theil eine gründliche Kritik der Principien beygefügt ist. Aber *Schelling's* Naturphilosophie ist, wie sie hier dargestellt ist, nur ein fragmentarisches Ganze. Den Beschluß macht *Jacob's* Philosophie, die auf ein paar Seiten viel zu kurz abgefertigt ist. Aus dieser Inhaltsanzeige erhellt, daß der Vf. nur auf die Hauptarteyen der Geschichte unserer Zeit sich eingeschränkt hat. Von dem Conflict des Geistes, welcher durch *Kant's* Kritik veranlaßt worden, von dem Widerstreit und Kampf entgegengesetzter Principien und Ansichten erblicken wir in seiner Geschichte nur einige auffallende Erscheinungen, aber nicht den ganzen Proceß. Die Streitigkeiten über die kritische Philosophie und die neuern Systeme, der Einfluß der neuern Philosophie auf einzelne philosophische Wissenschaften hätten nothwendig eine Stelle finden müssen. Ob diese Materialien außer dem Plan des Vfs. gelegen oder nicht, läßt sich nicht bestimmen, weil ein fester Plan in dem Ganzen wenig durchblickt; daher auch von vielen Männern, welche sich durch philosophischen Geist, Schriften und bedeutenden Einfluß ausgezeichnet haben, gar keine Notiz gegeben wird, z. B. von *Hemsterhuis*, *Garve*, *Herder*, *Engel*, ohne daß man einen Grund der Auslassung entdecken kann, der nicht durch die Stelle, welche andern eingeräumt worden, entkräftet würde. Indessen versprach doch der Vf. oben bey *Eberhard*, ihn noch einmal als Gegner *Kant's* aufzuführen; es mußte daher auch in seinem Plane seyn, die Streitigkeiten über die kritische Philosophie zu erzählen. — Den bequemen Gebrauch des Buchs befördern die Register über die enthaltenen Sachen und die angeführten Schriftsteller. Das Sachregister hat die Einrichtung, daß unter den Namen der Philosophen das, was über sie gesagt oder aus ihren Schriften ausgezogen ist, angegeben wird, ist also nominal und real zugleich. Ein abgefondertes Realregister würde als Repertorium der Philosopheme nicht überflüssig gewesen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

### ERDBESCHREIBUNG.

KÖLN, b. Keil: *Taschenbuch zur Bereisung des Siebengebirges und der benachbarten, zum Theil vulkanischen Gegenden.* Von *Ferdinand Wurzer*, D. d. Med., Prof. d. Chemie u. l. w. zu Bonn, und Mitgliede des med. Jury's für das Rhein- und Mosel-Depart., auch vieler gelehrten Gesellsch. Mitgliede. Jahr XIII. oder 1805. (eigntl. Michael 1804.) XXIV u. 192 S. 12.

Dieses Taschenbuch soll denen, welche die in geologischer Hinsicht so merkwürdigen Gegenden zu beiden Seiten des Rheins, ungefähr vom weißen Thurme bis Bonn, bereisen wollen, zum „mineralogischen Wegweiser“ dienen; „man kann es, wie der Vf. sagt, gewissermaßen als einen Auszug aus *Nose's* *Orographischen Briefen über das Sieben-Gebirge*, mit mancherley Zulätzen und Weglassungen, so wie sie mir meine

meine theilweise öfter gemachten Reisen in diese Gegenden zu erheischen schienen, ansehen." Ausser dieser Erklärung in der Vorrede legt der Vf. in derselben noch sein Glaubensbekenntniß in Ansehung des Ursprungs des *Basalts* an, den er für *neptunisch* hält, wobey er versichert, ~~er habe~~, wegen der noch herrschenden Verschiedenheit der Meinungen in diesem Stücke, in dem Taschenbuche selbst bloß den Referenten gemacht. Ferner äußert er seine Verwunderung darüber, daß man einigen, von *Nose* in seinen niederrheinischen Schriften, in Betreff des Vulkanismus, vorgetragenen Lehren bisher so wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe, nämlich seinem Canon über die Laven-Diagnostik, seiner Behauptung, der Bimsstein sey aus Pechstein und Obsidian entstanden, und seiner, von ihm zuerst vorgebrachten Meinung, in den Steinbrüchen von Niedermennich habe das Feuer, ungefähr wie bey einer Destillation *per descensum*, von oben nach unten, und nicht von unten nach oben, gewirkt.

Das Werkchen zerfällt in *zwey* Abschnitte. I. *Oestliche Rheinseite* (oder rechtes Rheinufer, deutsche Seite). II. *Westliche Rheinseite* (linkes Rheinufer, französische Seite), S. 117. bis zu Ende. Eine, wie uns dünkt, ganz bequeme Eintheilung. Da eine Schrift, wie diese, ihrer Natur nach, keines Auszuges fähig ist: so bemerken wir nur noch, besonders zum Besten derer, die sich derselben als eines Wegweisers bedienen wollen (und sie werden gewiß einen guten Führer an ihm haben), was sie, ausser dem Mineralogischen, noch darin finden. Hie und da ist, bey den Bergen und Gegenden, die beschrieben werden, etwas Historisches über Schlösser, Klöster u. s. w. eingewebt; oder es sind Bemerkungen über Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Bodens und dessen Anbau beygebracht. Bey den historischen Erläuterungen ist zwar die Wahrheit nicht verschwiegen; aber die Thatfachen, wie Zerstörungen, die der letzte Krieg verursachte, sind mit Vorsicht und in gemäßigtem Tone erzählt. Unter diesen Nachrichten sind die über einige in dem Gebirge am Rhein befindlichen Bergwerke am ausführlichsten. Dieses gilt besonders von den auf der deutschen Seite liegenden Kupferbergwerken von Rheinbreitbach, und von den beiden Bleygruben an der Löwenburg (einem der sieben Berge). Die Höhe der Berge ist, wo sie bekanntwar, fleißig angegeben. Zuweilen findet man interessante Folgerungen aus Datis, welche durch Fossilien sich begründen. Dahin gehört das, was aus den in den mächtigen Braunkohlenlagern von Liblar und Bruel, im Kölnischen oder dem Roerdepartemente gefundenen Palmenfrüchten, und aus den im Rhein gefundenen Elefantenzähnen in Ansehung des ehemaligen heißen Klima's der Rheingegenden gefolgert wird. Man kann leicht denken, daß Artikel, wie *Traß* (Tuffstein, Dukstein) und *Basalt*, besonders der letztere, vorzüglich reichhaltig sind. Auch auf solche Produkte macht der Vf. aufmerksam, die einer chemischen Untersuchung werth wären. Dergleichen

ist das *Haarsalz*, welches anderthalb Stunden hinter Linz gefunden wird, und aus viertel- bis halb-Liniengroßen, dünnen, weißen, glänzenden, durchsichtigen Kry stallen, in länglich verschoben vierseitiger Tafelform, bestehet. Es liegt im Schiefer (S. 99). Reizende Gegenden, wie die vom Kloster Lach und vom Lacher See, sind ebenfalls nicht unberührt geblieben.

Daß Hr. *W.* auf die *Botanik* gar keine Rücksicht nahm, findet zwar seine Entschuldigung in dem Plane, den er sich vorzeichnete; allein wir glauben, die Liebhaber würden es ihm sehr Dank wissen, wenn es ihm gefallen hätte, die Gegenden, welche den Gegenstand dieses Taschenbuchs ausmachen, auch in botanischer Hinsicht zu beschreiben. Das Werkchen würde dadurch nicht übermäßig vergrößert worden seyn. Wir glauben auch, daß, bey einer *zweyten* Auflage, den Lesern, besonders den Reisenden, eine geographische und orographische Karte über die beschriebenen Gegenden angenehm seyn würde.

PARIS, b. Marchand: *Paris et ses curiosités; ou nouveau guide du voyageur à Paris etc.* 1803. 182, 72 u. 72 S. 12. (12 gr.)

Wer von Hn. *Reichards* *Guide des Voyageurs en Europe* die Abtheilung Frankreich durchblättert hat, wird in der *ersten* Abtheilung dieses Werkchens nichts neues, aber wohl manche Lücken und Unrichtigkeiten finden. So wird gesagt, der dritte Consul le Brun wohne in den Tuilleriesen. Von den Theatern ist kaum die Hälfte angegeben, und unter den vergessenen sind doch manche, die man einmal sehen muß, z. B. *Théâtre de la porte St. Martin*, *Th. Molière*. Dagegen ist die *Phantasmagorie de Robertson* aufgeführt, die aber, so lange Hr. *Robertson* in Deutschland und Rußland herum reißt, nicht statt hat. So fehlt unter den Sehenswürdigkeiten auch das Pantheon von London. — Auch die *Liste der Cafe's und Restaurateur's*, die einem Fremden doch, besonders zu Anfang seines Aufenthalts in Paris; sehr wichtig werden, weil er sich da am leichtesten *Rendez-Voix* geben kann, ist sehr dürftig. So fehlt z. B. *Naudet*, *Grignon*, wo man, besonders bey dem letztern, immer sehr große Gesellschaften von Fremden trifft u. s. w. Wichtiger ist die *zweyte* Abtheilung des Büchleins: *Liste des diverses autorités du Gouvernement contenant leurs noms et leurs demeures à Paris*, ein kurzer, sehr nützlicher Auszug aus dem *almanac national*. Schlimm nur, daß die Wohnungen so oft sich ändern! — Die *dritte* Abtheilung enthält sehr kurze, bloß Namen und Gegenstand enthaltende Notizen über die Gemäldegallerie und die Statuen im Louvre, die aus den, einigen kleinen *Catalogue raisonné* abgebenden Büchelchen gezogen sind, welche am Eingange in das *musée central des arts* verkauft werden. Uebrigens stehn die Materien in diesem *nouveau Guide du Voyageurs* sehr verworren unter einander; das angehängte Register, so kurz es auch ist, war daher sehr nöthig.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 3. May 1805.

## PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie und einer kritischen Literatur derselben*, von Joh. Gottlieb Buhle u. s. w.

(Beschluss der in Num. 115. abgebrochenen Recension.)

Wir schreiten nun zu unsern allgemeinen Bemerkungen über dieses Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Die Beurtheilung desselben lässt sich aus einem doppelten Gesichtspunkte anstellen, indem wir es entweder bloß mit ältern Werken dieser Art vergleichen, oder die Forderungen, welche sich aus dem Begriff dieser Geschichte ergeben, zum Maßstabe nehmen. In der ersten Rücksicht fällt die Vergleichung offenbar zum Vortheile des Hn. B. aus. Reichhaltigkeit der Materialien, deutliche Darstellung derselben, Vielseitigkeit der Betrachtung, Gründlichkeit und Schärfe der Beurtheilung sind die Vorzüge, durch welche es sich auszeichnet. Es umfasst die Resultate der Forschungen der vorzüglichsten Denker in größrer Vollständigkeit, die Ansichten von Philosophie, ihre Grundsätze und Methoden zu denken, ihre Speculationen über die letzten Gründe und Gesetze des menschlichen Geistes und die Anwendungen derselben auf einzelne Wissenschaften des theoretischen und praktischen Vernunftgebrauchs. Selbst angewandte Wissenschaften, als Psychologie und Pädagogik, sind nicht vergessen. Diese Materialien sind aus den Quellen geschöpft; wo der Vf. diese nicht selbst benützte, da standen ihm andere Vorarbeiten, welche aus eigner Ansicht der Quellen geflossen waren, zu Gebote. Wo der Vf. selbst aus den Quellen schöpfte, da gab er die Ideen der Philosophen meistens mit ihren eignen Worten, wodurch alle Bedenklichkeit wegen eines falschen Zusatzes aus seinem eignen Ideenvorrathe entfernt wird. Die Beurtheilung ist meistens nur da angebracht, wo sie nothwendig war, bey den Principien und Hauptsätzen, und verfährt kritisch, indem sie bloß die Frage beleuchtet, ob sie in sich selbst begründet und ihre Folgesätze richtig aus ihnen abgeleitet sind. Noch zwey Eigenthümlichkeiten verdienen hierbey eine rühmliche Erwähnung, die eine, daß die Beurtheilungen das richtige Verhältniß zu der geschichtlichen Darstellung der Philosopheme halten, und durch unzeitige Einmischung nicht den Zusammenhang und die Uebersicht der zusammengehörigen Ideenreihen unterbrechen; die andere, daß der Vf. sowohl in dem historischen und kritischen Theile das Interesse der Leser zu beleben und zu erhalten versteht.

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

Nach dem zweyten Gesichtspunkte wird das Urtheil etwas strenger seyn müssen. Wir fordern von einem Geschichtschreiber der Philosophie, daß er uns den Gang der Bildung dieser Wissenschaft, ihre Entwicklung aus den Gesetzen der Vernunftthätigkeit unter dem Einfluß äußerer befördernder oder beschränkender Umstände, das Steigen und Fallen, den Zuwachs an äußerem Umfange und innerer Vollkommenheit, die Verirrungen und Einlenkungen auf dem Wege, der zur Wissenschaft führt, kurz alle ihre veränderlichen Schicksale historisch darstelle; daß er zu diesem Zwecke sich einen festen Plan vorzeichne, in welchem eine genaue Gränzbestimmung des Umfangs, bestimmte Wahl des Inhalts, gehörige Vertheilung des Ganzen nach natürlichen Zeitabschnitten, und überhaupt eine zweckmäßige Anlage und Ausführung des Ganzen sichtbar werde. Von allen diesen Forderungen ist in diesem Lehrbuche nur ein kleiner Theil befriediget worden. Es herrscht in dem ganzen Werke zu wenig Plan in der Auswahl, Anordnung, Verbindung und Vertheilung der Bestandtheile der Geschichte. Wir wollen dahin nicht rechnen, daß das Werk eine größere Ausdehnung erhalten hat, als der Titel und die erste Anlage erwarten ließ; denn dies könnte allenfalls nur eine Erweiterung, nicht den Mangel eines Plans beweisen, und der Vf. hat sich darüber in der Vorrede zu diesem Theile, wiewohl nicht ganz befriedigend, zu rechtfertigen gesucht. Wir haben andere unzweydeutigere Beweise. Erstlich, der Vf. hat keine bestimmte Gränzen für den Umfang der Geschichte der Philosophie gezogen. Ob bloß reine Philosophie, oder auch angewandte, und in welchem Umfange die letzte der Gegenstand der Geschichte sey, darüber läßt er uns in Zweifel, wenn er uns eine Darstellung von *Basildow's* Grundsätzen der Erziehung nebst ihrer Prüfung giebt, hingegen denselben Gegenstand bey *Rousseau* und den neuern nur kurz berührt. Eben so unbestimmt ist das Verhältniß des Philosophirens zu der Gestaltung der einzelnen daraus hervorgehenden Wissenschaften. In Ansehung des Inhalts, welcher den Stoff der Geschichte ausmacht, findet dieselbe Unbestimmtheit Statt, bald zu große Weitläufigkeit, bald zu große Kürze, bald Ueberfluß, bald Mangel und Lücken, beides in Beziehung auf das Leben, als auf die Lehrsätze der Philosophen. So ist, um nur einen Punkt zu berühren, viel zu wenig Rücksicht auf die Streitigkeiten unter den Philosophen genommen worden. Bey der Cartesianischen und Leibnitz-Wolffischen Schule werden zwar die Gegner und einige ihrer Einwürfe angeführt, aber nicht mit der erforderlichen

Kk



foderlichen Vollständigkeit, und nicht immer so, daß sich der Zustand des philosophischen Wissens mit Klarheit daraus hervorhebe, und daß sich der Conflict der Ansichten und Behauptungen mit dem Erfolg deutlich darstelle. Bey der Kantischen Philosophie ist diese Seite noch mehr vernachlässiget, Der Vorwand, daß dieser Theil der Geschichte nur als Anhang des ganzen Werks zu betrachten sey, würde eine leere Ausflucht seyn. Bey einem Anhang muß der Gegenstand in einer gewissen doch nicht wesentlichen Verbindung mit dem Ganzen stehen; hier aber macht er einen integrirenden Theil des Ganzen aus. Es ist also Fortsetzung der Geschichte, nicht Anhang derselben, und auf dieselbe Art bearbeitet, wie das Uebrige. Mit einem Worte, das Ganze verräth keinen festen vorher reiflich durchdachten Plan, in welchem das Ganze mit seinen Theilen im bestimmten Zusammenhange und ein fester Gang der Geschichte in Gemäßheit des Gegenstandes nach einer Idee verzeichnet worden. Dieses Resultat bietet sich auch dar, wenn man die Art und Weise, wie der Vf. den Inhalt der Geschichte darlegt, näher in Betrachtung zieht. Weder die Geschichtsforschung noch die Geschichtsdarstellung ist ganz sein eignes Werk. Wo er Vorgänger hatte, da nahm er aus ihnen bald größere, bald kleinere Theile auf, ohne sie nach seinem eignen Plane zu überarbeiten. So haben ihm *Tiedemann*, *Tennemann*, *von Eberstein*, *Jacobi* und andere in die Hände gearbeitet. Fehlte es an solchen Vorarbeiten, so giebt der Vf. meistentheils mit einigem Raisonement untermischte Auszüge aus den Schriften der Philosophen, die zwar auch nicht ohne Werth sind, aber doch nicht die Forderungen erfüllen, welche man mit Recht an eine Geschichte der Philosophie macht. Wenn die Geschichte der Philosophie, wie in einer gewissen Zeitschrift kürzlich behauptet wurde, nichts anders ist, als die Philosophie selbst, dann würde freylich folgen, daß zu einer Geschichte der Philosophie nichts weiter gehörte, als ein *Corpus scriptorum philosophorum* zu veranstalten, oder wenigstens die *Quintessenz* derselben in einem vollständigen Auszuge zusammen zu pressen. Allein es ist einleuchtend, daß dadurch noch keine Geschichte der Philosophie entstehen würde, welche den Gang der Vernunft in Erforschung der letzten Principien des Erkennens und Handelns entwickeln, und dazu wohl auch die Hauptmomente eines Systems enthalten muß, um an denselben jenen Gang zur klaren Ansicht zu bringen, aber nicht durch bloße Analyse philosophischer Werke ihr Geschäft als vollendet betrachten kann. Endlich ist auch noch die fehlerhafte Einrichtung des Werks zur Beförderung der Uebersicht, der Mangel an zweckmäßiger Vertheilung der Begebenheiten und an Periodenabtheilung eine Folge der Planlosigkeit. Dieser Tadel soll nicht so viel sagen, als wären die merkwürdigen Begebenheiten, die wichtigen Veränderungen in der Ansicht, Denkart und Methode, welche einen wesentlichen Einfluß auf das Philosophiren hatten, übergangen worden; sondern daß sie nicht benutzt worden, um den mannichfaltigen Stoff in be-

stimmte Abschnitte zu zertheilen und feste Punkte für die Reflexion zu bestimmen. Die Abschnitte, die der Vf. gemacht hat, begreifen die Philosophie einzelner Denker oder ganzer Schulen, meistens nach der Zeitfolge, und in den neueren Zeiten sind Jahrhunderte und Nationen der Theilungsgrund. Aber dadurch ist keine Epoche der Philosophie bestimmt. Und wenn schon in der kirchlichen und politischen Geschichte die Abtheilung nach Jahrhunderten oder Jahrzehenden tadelnswerth ist: so ist sie in der Geschichte einer Wissenschaft noch weit mehr verwerflich. Richten sich die Epoche machenden Fortschritte einer Wissenschaft nach der Jahresrechnung? Oder will man aus der Geschichte derselben lernen, was jede Nation in derselben geleistet hat, oder wie der Charakter derselben auf die Wissenschaft gewirkt habe? Wenn auch diese Betrachtung nicht ohne Interesse ist, und daher auch in der Geschichte ihre Stelle finden muß: so ist es doch nur ein untergeordneter, kein Haupt Gesichtspunkt, nach welchem die Facta der Geschichte dargestellt werden können. Denn Wissenschaften sind ein Gemeingut für die Menschheit. Es giebt keine deutsche, englische oder französische Philosophie in diesem Gesichtspunkt, und wenn auch ein Denker einer dieser Nationen von besonderen Ansichten ausgehet, einen besonderen Geistescharakter, der von dem Nationalcharakter mit abhängt, zu seinen Forschungen mitbringt: so strebt er doch durch seine Vernunft auf eine Wissenschaft, welche jeder Denker dafür anerkennen muß. Statt dieser Abtheilung nach den Nationen und gewissen Jahrreihen muß man vielmehr in dem gemeinschaftlichen Streben der Denker solche ausgezeichnete Punkte als Epochen aufsuchen, welche in der Methode zu philosophiren, oder in der ganzen wissenschaftlichen Behandlung ein eignes Geistesgepräge an sich tragen, und einen bestimmenden Einfluß zeigen. Sollten wir mit ein paar Zügen das Werk charakterisiren, so würden wir sagen: eine Menge philosophischen Stoffs findet, und ein freyer reflectirender Geist äußert sich in demselben; beide haben sich mit einander gepaaret, aber nicht vollkommen vereinigt. Indessen darf man, um dem Vf. Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nicht vergessen, daß er in der Vorrede selbst Mängel an seinem Werke anerkennet, und beklagt, daß er sie unter dem Druck von Umständen, unter denen er dies Werk schrieb, nicht zu verhüten vermochte. Wir freuen uns, daß ihm jetzt ein freundlicheres Loos und damit auch Muse zu vollendeter Geisteswerken zu Theil geworden ist.

#### O E K O N O M I E.

BERLIN, b. Maurer: *Magazin für die Thierarzneykunde*. Von *Rohröes*. — *Vierter* Jahrg. *Drittes* und *viertes* Quartal. 1802. S. 193—364. Nebst einem Inhaltsverzeichnis der vier Jahrgänge. (Der Jahrgang 1 Rthlr. 4 gr.)

In der *ersten* Abh.: *Von dem Koller der Pferde*, behandelt Hr. R. vorzüglich den *Dummkoller* sehr umständlich

lich. Er giebt eine Menge Ursachen an, die diese Krankheit herbey führen sollen, und schlägt deswegen auch mehrere Kurarten vor. Rec. gesteht aber frey, daß es an keine radicale Heilung des Dummkollers, in so fern dieser aus natürlicher Disposition entstanden ist, glaubt, so sehr sich auch manche Thierärzte deren rühmen mögen. Wird z. B. ein solches dummkolleriges Pferd vom Reitdienst in den Zug gegeben, hat dort tägliche Bewegung, vielleicht grünes Futter u. l. w., so fühlt sich das Pferd erleichtert, zeigt sich munterer, und scheint sehr in der Besserung zu seyn. Setzt man es aber wieder in seine vorigen Verhältnisse, so ist und bleibt es immer das dumme Pferd. Bey dem symptomatischen Dummkoller liegen aber oft ganz andre Umstände zum Grunde. Werden diese gehoben, so ist oft die ganze Krankheit geheilt. Da muß man aber nicht glauben, daß man den wirklichen Dummkoller geheilt habe. Der rasende Koller ist eine der gefährlichsten, glücklicher Weise aber immer noch eine seltene Krankheit bey den Pferden. Ist dieser Koller bloß durch heftige Aufwallung des Blutes entstanden, so können solche Pferde, durch schnell angewendete Mittel, wieder hergestellt werden. *Zweyte* Abh.: *Beschreibung einer Dampfmaschine*, die sowohl bey Drüsenkrankheiten, als auch vorzüglich bey Krankheiten der Lunge anzuwenden ist. (Mit einer Kupfert.) Diese Maschine, deren praktischen Nutzen der Vf. versichert, ist empfehlungswerth. *Dritte* Abh.: *Von den über dem Halse gleich hinter den Ohren entstehenden Fiselgeschwüren*. Da dies kein regelmäßiges Geschwür ist, so bedient sich Hr. R. reizender Mittel; auch lehrt er die Operation bey diesem mehrentheils hartnäckigen Uebel. *Die vierte* Abh.: *Von dem Sehnenklapp*, enthält eine sehr deutliche Beschreibung und Heilung dieses Schadens. *Viertes* Quartal. *Die erste* Abh.: *Vom Englifiren* (mit einer Kupfert.), liefert alles zu dieser Operation Gehörige; und da diese Verstümmelung doch einmal bey uns eingeführt ist, so können manche Operateurs sich hier eines Besseren belehren, und vielleicht von ihrer ungeschickten qualvollen Metzeley abgeführt werden; auch ist auf der Kupfertafel eine verbesserte Scheere zum Abschlagen des Schweifs abgebildet. *Die zweyte* Abh.: *Von dem Wurm der Pferde*, enthält, neben dem schon Bekannten, verschiedene eigene Bemerkungen, die Aufmerksamkeit verdienen. *Dritte* Abh.: *Von der Maulsperrre, Maulklemme*, auch *Hirschkrankheit* genannt. Mancherley Heilmittel werden hier angegeben; am Ende gesteht aber der Vf. selbst, daß diese Krankheit eine der gefährlichsten ist, und daß

oft unter zehn Pferden nicht eins kurirt wird; eine Aeußerung, der wir mit Ueberzeugung beytreten. Hr. R. hat sich überhaupt als einen erfahrenen Thierarzt und bescheidenen Schriftsteller gezeigt, der verständlich schreibt, ohne durch erborgte Kunstwörter sich ein gelehrtes Ansehen geben zu wollen, und sich vortheilhaft von manchen neueren Thierärzten unterscheidet, die sich einen absprechenden Ton erlauben, der mit dem Gehalte ihrer Schriften in gar keinem Verhältnisse steht.

ULM, b. Stettin: *Neues Forst-Archiv* zur Erweiterung der Forst- und Jagdwissenschaft, und der Forst- und Jagdliteratur; von Dr. Christoph Wihl. Jacob Gatterer, Rheinpfälzischem Bergrathe u. ordentl. Prof. der Landwirthschaft zu Heidelberg. *Zehnter* Band. 1803. 291 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Unter den eingesickten Aufsätzen zeichnet sich in diesem Bande zuvörderst ein Nachtrag des Grafen von Sponeck, über die Behandlung der Harzwaldungen, aus, in welchem er zu seinen vortrefflichen, in dem Archiv bereits aufgenommenen, Bemerkungen über Harzwaldungen noch einige wichtige praktische Erfahrungsmaximen nachträgt. — Hr. v. Drajs führt ferner einige wichtige Erfahrungen über den Lerchenbaum an, und vertheidigt sich wegen einiger Aeußerungen, die unächte Acacie betreffend. Hr. v. Zybnhard macht einige Bemerkungen über die Harbische wilde Baumzucht; Hr. Skell zeigt, wie Alleem mit Bäumen, besonders aber mit Winterobstbäumen, bepflanzt werden sollen; und der Vf. des Archivs selbst liefert einen Aufsatz über die Verminderung der Feldmäuse, in welchem er die bisher bekannt gemachten Vertilgungs-Maximen der Feldmäuse prüft, und seine eigene, auf die Natur der Sache gegründete Vorschläge beyfügt, die sich zunächst darauf beziehen, daß die vierfüßigen Thiere und Vögel, welche den Mäusen nachgehen, um jene Zeit gehegt werden sollen, um welche sich die Mäuse zahlreich einstellen.

Unter der zweyten Rubrik kommen verschiedene landesherrliche Forstordnungen und Verordnungen in Waldsachen vor; und die dritte enthält neben dem Plan und den Gesetzen der Lehranstalt zu Dreißig-Acker, und andern kleinen Aufsätzen über Eichen-Pflanzungen, Eichelmast u. l. w., insbesondere einiges über die Versteuerung der Waldungen, und über die traurige Forstverfassung in den neu acquirirten französischen Provinzen am Rheine.

### KLEINE SCHRIFTEN.

KIRCHENGESCHICHTE. 1) London, gedr. b. Auld: *Report of the Directors of the Missionary-Society*. 1803. 32 S. 8.

2) *Ebendaf.*, gedr. b. Cundee: *Report of the Directors to the tenth General-Meeting of the Missionary-Society*, May 9. 10. 11. 1804. 28 S. 8.

3) *Ebendaf.*, b. Williams: *Transactions of the Missionary-Society*. Containing the Rev. Mr. Kicherer's Narra-

tive of his Mission to the Hottentots and Boschemen; with a general Account of the South African Missions. Vol. II. Number I. 1804. 56 S. 8. (1 Schilling.)

Die im J. 1795. in London errichtete methodistische Missions-Gesellschaft läßt alle Jahre ihre Berichte drucken, worin Nachricht von dem Fortgange des Missionsgeschäfts in Europa, Asien, Afrika, Nordamerika und den Inseln des südlichen Oceans

Oceans gegeben wird. Was ist es von solchen Berichten schon gewohnt, daß sie bloß das Evangelium (frohe Botſchaft) verkündigen, und dagegen die unangenehmen und widrigen Ereignisse in den Hintergrund der Vergessenheit zu stellen wissen. Doch muß man den Eifer loben, mit welchem die Directoren ihre Geschäfte betreiben, und wenn sie nur immer in der Wahl ihrer Apostel der Heiden glücklich sind, so läßt sich von ihnen Arbeiten ein großer Gewinn selbst für Länder- und Völkerkunde, Menschenkenntnis, Naturgeschichte u. s. w. erwarten. Ob es nicht besser gethan seyn würde, die europäischen Missionen (d. h. in den katholischen Ländern, die sich, nach Nr. 1. S. 2., „under the controul of the Papacy“ befinden) ganz einzustellen, scheint uns kaum noch einer Frage unterworfen zu seyn. Nr. 1. erregt noch große Erwartungen von Frankreich und Italien; allein in Nr. 2. (S. 16—17.) werden sie, des wieder ausgebrochenen Kriegs wegen, schon weiter hinausgesetzt. Die Societät sollte sich bloß auf heidnische Länder beschränken, wo das Christenthum für Geistescultur und Lebensglück noch wirksam werden kann.

Die Lieblings-Länder der Gesellschaft bleiben Süd-Afrika (besonders die gutmüthigen Hottentoten) und Otaheite. Von letzterm heist es Nr. 1. (S. 6.): „daß es zuerst die Aufmerksamkeit der Societät auf sich gezogen habe und seitdem ein vorzüglichster Gegenstand ihrer Liebe und zärtlichen Sorgfalt geblieben sey.“ Die Aussichten schienen sich zwar zu trüben, weil ein Bürgerkrieg diese sonst so glückliche Insel zerrüttete; allein es eröffnet sich jetzt, nach wieder hergestellter Ruhe, eine frohe Zukunft. In Afrika sind Bruder Kiecherer, D. Vanderkemp u. a. in voller Activität. In Stellenbosch hat sich eine besondere Missionary-Society formirt, die sich den Namen: Stellenbosch's Cooperating Society beylegt (Nr. 1. S. 21. 22.). Desgleichen westwärts von Algoa Bay eine neue Colonie: Bethel-Village genannt (Nr. 2. S. 14.). Die Directoren der South-African Society lassen den Missionaren alle Unterstützung angedeihen (1. 26.). Auf Ceylon machen zwey deutsche Missionare, Ehrhardt und Palm, gute Fortschritte (11. 12.), und der Preusse Ringeltaube arbeitet in Verbindung mit der Society of the United Brethren auf dem festen Lande von Ostindien unter den günstigsten Adspecten. Der Versicherung (11. 26.): „daß die Societät in Erfüllung ihrer Pflichten frey von allen politischen Rücksichten sey, geben wir vollen Glauben. Doch sind wir auch überzeugt, daß kein Verständiger es ihr zum Vorwurf machen würde, wenn sie, bey ihrem reinen Eifer für die gute Sache des Christenthums, auch auf das Bedürfnis und Interesse der Zeit Rücksicht nehmen sollte.“

Mit diesen Jahr-Berichten stehen die von der Societät von Zeit zu Zeit in einzelnen Lieferungen herausgegebenen Transactions in Verbindung. Der erste Theil derselben enthält in acht Numern die Missions-Berichte von Otaheite, Tongataboo, Port Jackson, Neu-Südwaales, nebst dem Reisejournal des D. Vanderkemp im Lande der Caffern u. s. w. vom J. 1795—1802. Den zweyten Theil eröffnet die vor uns liegende Nachricht des Missionärs Kiecherer von seiner Sendung zu den Hottentoten und Buschmännern. Von letztern haben wir noch wenig befriedigende Nachrichten. Man kennt sie nur aus Le Vaillant u. a. als die fürchterlichsten Barbaren und das Schrecken von Süd-Afrika. Die holländische Regierung hat vielleicht durch ihre strengen, zuweilen sogar grausamen Maßregeln die meiste Schuld, daß diese unglücklichen Söhne der Wüste so lange in dem Zustande barbarischer Rohheit blieben und in physischer und moralischer Hinsicht immer mehr ausarteten. Das englische Gouvernement hat ihnen Frieden und Amnestie bewilligt, sie unter den Schutz der Gesetze, dessen sie vorher entbehrten, genommen und Anstalten zu ihrer Civilisation getroffen. Unter V. benutzte die günstige Gelegenheit des Friedens, welchen mehrere Kraals angenommen hatten, in Gesellschaft zweyer Freunde einen Bekehrungs-Versuch bey diesen Wilden zu machen, worin er auch, nach seiner Aussage, nicht ganz unglücklich war.

Die Beschreibung, welche Hr. K. S. 6 ff. von dem religiösen, sitzlichen und gesellschaftlichen Zustande der Buschmänner macht, erregt allgemeines Interesse und den Wunsch, daß sie noch mehr detaillirt und individualisirend seyn müßte. Von einem höchsten Wesen und Cultus haben diese Menschen keinen Begriff. Ein kleines Insect, bekannt unter dem Namen: das kriechende Blatt (the Creeping-leaf), wird von ihnen auf eine abergläubige Weise verehrt. Wer es sieht, hält dies für ein sehr glückliches Zeichen, wer es aber tödtet, bringt Fluch und Unglück über sich. Auch glauben sie an einen bösen Geist, der Urheber des Uebels und der Krankheiten ist, dem man aber durch Zaubermittel entgegenwirken kann. Dahin gehört, daß Leute, die es verstehen, oft mehrere Stunden lang über den Kranken blasen und einen sumfenden Ton, wie die Bienen, von sich geben (make a humming noise over the sick).

Ihre Lebensart ist äußerst dürftig und geschmacklos. Ihr größtes Vergnügen besteht darin, ihren Körper mit Thierfett und einem gewissen Glanzpulver zu bestreichen. Ihre Wohnungen sind die elendesten, die sich nur denken lassen; eben so ihre Nahrungsmittel. So träge sie sonst sind, so geschickte zeigen sie sich doch, sobald sie der Hunger zur Jagd zwingt. Sie bedienen sich dabey giftiger Pfeile und einer besondern Art von Wurfspießen (harping-iron). Das von ihnen bewohnte Land bringt vorzüglich große Zwiebeln hervor, worunter sich eine Art, Cameron, von der Größe eines Kinderkopfs, und Baroo, so groß wie ein Apfel, auszeichnet. Von häuslicher Glückseligkeit haben sie keinen Begriff. Die Männer haben mehrere Weiber, aber eheliche Zärtlichkeit ist ihnen ganz fremd. Für ihre Kinder tragen sie nicht die mindeste Sorgfalt und sie züchtigen sie nur in einem Paroxysmus von Wuth, worin sie ihnen beynahe das Leben nehmen. Werden Mann und Weib oder die Weiber unter einander uneinig, so läßt der unterliegende Theil gewöhnlich seine Wuth an den Kindern des Siegers aus, die dann meistens das Leben einbüßen.

Unter solche Menschen wagten sich unsere Missionare, und man muß in der That ihren Muth bewundern, so wie den glücklichen Erfolg, den, nach ihrer wiederholten Versicherung, ihre Bemühungen hatten. Die Coronnas und Namaquas am Orange- und Zak-River fand Hr. K. nicht nur von Natur weit gutmüthiger, sondern auch cultivirter als jene wilden Hottentoten. Auch hier wird Le Vaillant's Nachricht, der für die Namaquas so sehr eingenommen ist, bestätigt. Aber das hier Erzählte giebt weder für Menschenkenntnis noch Naturgeschichte viel Auskunft, und verdient daher weiter keine Rücksicht.

Von der Gutmüthigkeit und Ergebenheit der Hottentoten findet man überall das längst Bekannte wiederholt. Ob ihnen die große Bereitwilligkeit zur Annahme des Christenthums, wie hier fast auf jeder Seite geschieht, zum besondern Verdienste anzurechnen sey, will Rec. dahin gestellt seyn lassen. Indes stimmt gewis jeder Unbefangene dem Herausgebern (Vorr. S. VI.) darin bey, daß das Christenthum sey: „the most powerful instrument of Civilization;“ und wenn sie hoffen: „daß die Bemühungen der Societät aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, auf den Beyfall des Philosophen und Philanthropisten rechnen könne.“ Dieselbe Vorrede berichtet auch, daß man in England vor Kurzem das seltsame Schauspiel hatte, drey bekehrte Hottentoten in den christlichen Versammlungen zu sehen. „Selten hat man in Europa Hottentoten gesehen; christliche Hottentoten niemals.“ Dadurch werden, wie die Herausg. hoffen, die Verläumdungen einiger Uebelgenannten, welche unter den Hottentoten ausgesprengt hatten, daß ihnen die Missionare eine falsche und ganz andere christliche Religion, als die in Europa sibleiche, bekannt gemacht hätten, am besten widerlegt werden. Das Kupfer, welches Kiecherer's Wohnung am Zak-River vorstellt, ist von keiner Erheblichkeit.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 4. May 1805.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, b. Courcier: *Analyse raisonnée des Principes fondamentaux de l'Economie politique.* Par J. Dutens, Ingenieur des Ponts - et Chaussées et Membre de plusieurs Sociétés savantes. An XII (1804) X u. 208 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Die Leser der A. L. Z. haben in einem der vorhergehenden Stücke dieses Jahrganges (Nr. 25.) gelesen, wie ein französischer Schriftsteller die Principien des phisocraticischen Systems mit *Adam Smith* zu vereinigen wußte. Hier tritt ein anderer auf, welcher das Wesentliche des Merkantil- Systems auf *Smith's* Grundlehren von den Elementen und von der Entstehung des National- Reichthums baut, der Direction des Handels von Seiten des Staats, die Handels-Balanz, Commerz- Verträge, Zünfte und Innungen in Schutz nimmt, und in dem *Smith'schen* Folgerungen Fehler entdeckt zu haben glaubt, durch deren Verbesserung er die genannten Verhältnisse mit der Lehre von der Entstehung des National- Reichthums in Uebereinstimmung zu bringen versucht.

Der Vf. verräth durch sein ganzes Werk Spuren einer originellen Denkkraft, und seine Ansicht der Dinge verdient schon um deswillen auch deutschen Lesern bekannt zu werden, da noch Niemand neuerlich versucht hat, das Mercantil- System durch systematisches Raisonnement zu retten und sich dasselbe bisher nur immer, trotz aller Widersprüche der Theoretiker in der Praxis, erhalten hat; daher es diese als eigen eingewurzelt und verjährten Mißbrauch anzusehen anfangen, von welchem alte durch die Routine verwöhnte Staatsleute sich nicht los machen können, ob sie gleich keine haltbaren Gründe zur Vertheidigung desselben hervorzubringen im Stande sind.

Hr. D. fängt mit der Lehre von den ursprünglichen Quellen des National- Reichthums an S. 1 — 32. Abschnitt I—VI., und findet sie, wie *Smith*, *Say*, und andere, die er jedoch nie nennt, ob er ihnen gleich oft wörtlich folgt, in der Arbeit und in dem Capitale. Er zeigt, wie überall, in einem aphoristischen und concisen Stil, wie Ackerarbeit, Manufacturfließ, Handlung und freye Beschäftigungen (*Professions libérales ou l'industrie immatérielle*) die Elemente des Reichthums oder eines realen Werthes bewirken, und wie das Capital zur Erhaltung und Beförderung dieser Arbeiten nothwendig ist. Hier sind nun schon mehrere Begriffe und Sätze eingemischt, die theils willkürlich, theils in ihrer Allgemeinheit

unerweislich sind, welche um so mehr einer nähern Prüfung werth sind, da sie in einer sehr entscheidenden und verführerischen Sprache als evidente Grundsätze aufgestellt werden. Die willkürlichen Definitionen z. E. das er den Begriff des Capitals (S. 9.) auf alles einschränkt und ausdehnt; was zur Erhaltung anderer Producte dient, und deshalb die todten im Kasten liegenden Schätze nicht Capitale genannt wissen will, so wie er Grund und Boden um des gegebenen Begriffs willen dazu rechnet, solche willkürliche Bestimmungen wollen wir hier nicht rügen, da sie auf die Folgen keinen sonderlichen Einfluß haben. Aber folgenreicher ist schon die Behauptung S. 13. das die Ackerarbeit weniger productiv sey, als die Manufactur- Arbeit, das sie kein so großes Capital erfordere, als Industriearbeit, das daher eine bloß Ackerbau treibende Nation nothwendig in einem bloß mittelmäßigen Zustande der Macht bleiben müsse. Allein alle diese Sätze sind vom Vf. nicht hinreichend bewiesen. Ackerarbeit bringt in vielen Ländern und unter vielen Umständen einen größern Werth hervor, als Manufacturarbeit. Zwar sagt der Vf., das bey den Ackerfrüchten die Natur viel thue, bey Kunstproducten aber alles die Arbeit. Allein bey letztern hilft die Natur oft eben so viel, oft noch mehr. Es ist ferner, allgemein genonnen, falsch, das Ackerbau kein so großes Capital erfordere als Industrie- Arbeit. Die Maschine des Ackerbaues (Grund und Boden) kostet fast immer mehr als was ein Handwerker oder Künstler zur Hervorbringung eines gleichen Werthes nöthig hat. Wäre es richtig, das mit einem gleich großen Capitale auf den Landbau verwandt, ein größeres Product hervor gebracht werden könne, als wenn dasselbe auf Manufactur- Arbeit verwandt wird: so wäre ja des Vfs. Behauptung, das Landarbeit weniger productiv sey, von ihm selbst widerlegt. Wollte man aber den Satz des Vfs. so verstehen, das der Ackerbau im Ganzen eines Landes ein kleineres Capital erfordere als die Manufacturen: so würde eine solche allgemeine Behauptung noch irriger seyn. Das eine bloß Ackerbau treibende Nation an Macht zurück bleiben müsse, ist nur dann wahr, wenn die Nation durch äußere oder innere Verhältnisse gezwungen würde, sich bloß auf Ackerbau einzuschränken, und wenn die Familien keinen größern Werth erbauten, als sie zu ihrer eignen Conlumtion bedürften. Es kann aber viele Fälle und Lagen geben, wo eine Nation sehr für ihren Vortheil sorgt, wenn sie sich hauptsächlich mit Ackerbau beschäftigt, und wo sie gerade dadurch immer reicher und mächtiger wird, das sie fremden Nationen die

dadurch seiner Bevölkerung schade, daß es rohe Producte aus dem Lande schickt und Manufacturwaaren dafür einkauft. Denn die rohen Producte, welche ins Ausland gehen, werden bloß deshalb erzeugt, weil Ausländer einen Werth dafür bezahlen. Sollte dieser Werth im Lande selbst erzeugt werden: so müßten Capitale und geschickte Hände dazu vorhanden seyn. Wären beide da: so würde es auch an jenen Producten nicht fehlen. Bringt man es nun durch Verbote dahin, daß diese Waaren erzeugt werden; so wird die Erzeugung anderer dagegen unterbleiben, und das Land wird dabey gar nichts gewinnen, sondern immer verlieren. Sind freylich die rohen Producte in den Händen einiger wenigen großen Gutsbesitzer, und diese verschwenden den dafür empfangenen Werth; die Ausländer aber legen den ihrigen zur Erzeugung eines neuen Werthes an: so wird allerdings die eine Nation dadurch reicher als die andere. Aber dieses ist wieder Folge der verschiedenen Anwendung und der schlechten Vertheilung des Nationalvermögens, und diese wieder eine Folge einer schlechten Staatsverfassung, des Feudalwesens u. s. w.

Die Lehre vom Geld S. 49 etc. meint der Vf. habe selbst hentes Tages noch keine volle Aufklärung erhalten. Aber er beweiset durch das, was er darüber sagt, daß nur er die neuern Aufklärungen darüber nicht gehörig gefaßt hat. Denn er kehrt zu den längst und oft widerlegten Montesquieuschen Irrthum zurück, daß der Preis der in einem Lande befindlichen Waarenmasse durch die in demselben befindliche Quantität des baaren Geldes bestimmt werde; daß also der Preis der Dinge mit der Vermehrung oder Verminderung des baaren Geldes steigen oder fallen müsse. Hierauf stützt sich denn auch ein anderer Irrthum, den man noch in deutschen politischen Schriften oft als große Weisheit vorgetragen findet: daß nämlich der Preis der edlen Metalle immer fort

sinken müsse, weil von Jahr zu Jahr theils mehr aus den Bergwerken gefördert, theils mehr bey der Anwendung zu Meubeln u. s. w. erpart würde. Wenn man keine wohlfeilern Mittel kennt, den Markt mit Gold und Silber zu versehen, d. h. wenn die Kosten sich nicht mindern, wodurch Gold und Silber herbeygeschafft wird: so wird die bloße Vermehrung der Masse nimmermehr eine Ursache der Verminderung ihres Preises werden; sondern diese Vermehrung wird bloß ein Zeichen seyn, daß die Nachfrage und das Vermögen gestiegen ist, wodurch immer mehr Gold und Silber bezahlt werden kann. Die bloße Vermehrung der Masse ist also gar kein Grund, daß der Preis einer solchen Materie fallen muß; denn sonst müßte auch der Getreidepreis seit den letzten dreyhundert Jahren sehr gefallen seyn, da sich unstreitig die jährliche Getreidequantität seit jener Zeit zunehmends vermehrt hat. Es würde überflüssig seyn, noch etwas über mehrere falsche Folgen zu sagen, die mit jenen Sätzen von selbst wegfallen müssen. Ueberhaupt genommen zeigt der Vf. aus einzelnen Fällen viel zu rasch allgemeine Sätze, welches in der Staats- und Volkspolitik die nachtheiligsten Folgen hat. Diese Bemerkung gilt von dem ganzen Buche, besonders aber von dem Abschnitt, welcher die Lehre von den Preisen der Dinge vorträgt. So heist es z. E. S. 41: *la richesse nationale augmente en raison inverse des prix naturels* oder *la richesse nationale augmente en raison du bon marché des produits*. Allein in Nordamerika z. B. steigt der natürliche Preis des Getreides immer fort, und doch wird das Land jährlich reicher: in einigen Gegenden Ostindiens aber fällt der natürliche Preis der Waaren von Jahr zu Jahr, und doch wird das Land arm und unglücklich. Soll der Satz des Vfs. Wahrheit enthalten, so bedarf er noch vieler andern Bestimmungen.

(Der Beschlufs folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELARTHEIT. *Manheim*, b. Schwan und Götz: *Regeln zur Verlängerung des Lebens aus dem siebzehnten Jahrhundert*. Mit Erläuterungen herausgegeben von J. J. Loos, D. der Medicin. 1804. 93 S. kl. 8. (8 gr.) — Von jeher sind Aerzte und Nichtärzte mit der Idee umgegangen, das menschliche Leben zu verlängern, und nicht selten hat man den vorgeschickten Zweck durch abenteuerliche Mittel zu erreichen getrachtet. Zu den bessern frühern Vorschriften zur Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens gehört gewiß der 1661. zu Stettin erschienene, von Janus Abraham a Geherma herausgegebene richtige und sichere Wegweiser zur beständigen Gesundheit und einem langen Leben. Es sind dies dreißig größtentheils sehr gute specielle diätetische Regeln, welche wirklich mit den Sätzen der Erregungstheorie oft sehr übereinstimmen, weswegen wir es auch sehr billigen, daß Hr. Loos nach diesen Ansichten darüber commentirt und manches zu allgemeine eingeschränkt hat. Daß manche Sätze Einwendungen zulassen, versteht sich von selbst, wenn man bedenkt, daß

die medicinischen Theorien nie mehr von einander abwichen. Wir lassen einige jener Regeln folgen: „Bemühet euch allewege in einer gesunden Luft zu leben.“ „Esset und trinket mehr warmes als kaltes.“ „Lasset alles Fleisch, so ihr bratet und kochet allezeit saftig seyn.“ „Speiset lieber drey- vier- und mehrermal des Tages ein Weniges, als daß ihr nur ein- oder zweymal eine starke Mahlzeit haltet.“ „Lasset euch von keiner Gemüthsbewegung und Affecten einnehmen, sondern seit allezeit fröhlich und guten Muths.“ (*probatum est!*) — „Lasset euch niemals eine Ader öffnen oder durch Schröpfen dieselben verletzen, sondern menagirt euer Blut als eine notwendige Feuchtigkeit die Räder eurer Lebensmühle umzutreiben.“ „Lasset euch eure besten Lebenskräfte und Säfte durch Clystiere und Purgiermittel niemals ausführen.“ „Wenn euer Medicus euch nach dem gewöhnlichen Schlendrian, durch Aderlassen, Purgieren, Clystieren u. s. w. kurieren wollte, so befehlet euch lieber in die Hände des Herrn als der Menschen.“ u. s. w.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. May 1805.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, b. Courcier: *Analyse raisonnée des Principes fondamentaux de l'Economie politique.* Par J. Dutens, etc.

(Beschluss der in Num. 117. abgebrochenen Recension.)

Die Abschnitte IX—XI. S. 57—86. handeln von dem Arbeitslohn, dem Capitalgewinne und der Landrente. Auch hier kommen mehrere Sätze vor, die in ihrer Allgemeinheit falsch sind. Der Arbeitslohn soll in umgekehrten Verhältnissen des Preises der Lebensmittel steigen oder fallen. Allein es giebt Fälle, wo der Arbeitslohn mit den Lebensmitteln steigt, wie immer, wenn das Steigen der Lebensmittel nicht von der Noth und dem Mangel, sondern von der vermehrten Nachfrage herrührt. Eben so ist es allgemein genommen falsch, dass nach S. 70. die Capitalgewinne nothwendig abnehmen, wenn der Nationalreichthum wächst; dagegen sollen die Capitalgewinne steigen, wenn der Nationalreichthum fällt. *Les profits des capitaux croissent toujours en raison inverse de la richesse nationale.* Allein die Capitale können in einem Lande sehr zunehmen, und doch lange nicht zu allen Beschäftigungen hinreichen, welche das Land nöthig hat. Dann werden die Capitalgewinne nicht sinken; und es können bey einem Volke gerade deshalb die Capitalgewinne sinken, weil sein Reichthum abnimmt und also viele Capitale aus den Geschäften zurückkehren, die dann mit einem geringern Gewinne vorlieb nehmen müssen. Dafs die kleine Cultur einen größern Pacht aufbringt, als die grofse Cultur, davon wird die Ursache S. 76. f. darin gesetzt, weil kleine Leute sich leicht einander überbieten und mit einem kleinern Profit sich begnügen, als grofse Pächter. Sehr leicht! Wenn kleine Pächter mehr Pacht geben können als grofse: so rührt dieses daher, dafs sie das Grundstück besser benutzen und mehr produciren. Der Profit von hundert kleinen Pächtern, deren jeder sechs Morgen bearbeitet, zusammen genommen, ist in der Regel gröfser, als der Profit eines grofsen Pächters, der die 600 Morgen allein bearbeiten läfst; und da diese vielleicht noch viermal so viel Pacht geben werden, als der grofse Pächter: so ist es einleuchtend genug, dafs folgende Sätze des Vf. ganz grundlos sind, nämlich: *la production augmente en raison de la grandeur des fermes; la richesse nationale augmente en raison de l'extension des fermes.* Dafs die Städte bey grofsen Landgütern besser mit Lebensmitteln versehen würden als bey kleinern, ist ein altes hier wieder aufgewärmtes Vorur-

A. L. Z. 1805. Zwöyter Band.

theil. Wenn die kleinen Pächter 1) einen größern Pacht geben, und 2) zusammengenommen auch mehr gewinnen als der einzelne grofse Pächter; so müssen sie auch nothwendig den Städten einen größern Werth, folglich mehr Producte zuführen, als die grofsen Wirtschaften.

Was über das Steigen und Fallen der Zinsen S. 80 etc. gesagt wird, ist zum Theil eben so irrig, als das vorhergehende. *L'interêt*, heifst es S. 80. *varie suivant le genre d'emploi, auquel sont destinés ces fonds.* Ganz falsch. Denn wozu der, welcher das Geld borgt, das Capital anlegt, ist dem Capitalisten ganz gleichgültig, wenn er nur sonst Sicherheit hat. Blofs der verschiedene Grad der letztern bringt einen Unterschied unter die Zinsen, weil sich, so bald das Capital ohne gehörige Sicherheit verliehen wird, mit dem Zinspreiße eine Asscuranzprämie verbindet.

Im XI—XIV. Abschnitte S. 87—108. werden die National-Einkünfte, die Bestandtheile des National-Reichthums, bestimmt. Der XIV. Titel enthält insbesondere eine allgemeine Uebersicht, wie sich alle Arten der Arbeiten zur Erzeugung des Reichthums vereinigen, wo man allenthalben viel Gutes und Wahres mit halbahren und irrigen Sätzen vermischt findet.

Die Principien, wornach die Vertheilung der Reichthümer geschieht, werden im XV. Abschnitte aufgestellt; wie die arbeitende Classe, die Capitalisten und Grundherrn ihren Antheil erhalten. Die grundlose Meinung, welche der Vf. hat, dafs wenn der eine Gewinne, der andere verlieren müsse, bringt auch S. 113. folgende seltsame Behauptung zum Vorschein: *si la population s'étend continuellement en raison de la demande du travail et de l'accroissement des capitaux, il est clair que les nouvelles fortunes, qui s'élèvent du sein de la classe ouvrière, ne peuvent se former qu'aux dépens de celles de la classe des capitalistes.* Also meynt der Vf. nicht, dafs die Arbeiter durch die Capitale in den Stand gesetzt werden, so viel zu erzeugen, dafs beide, sowohl Arbeiter als Capitalisten, wohlhabend werden können? — Natürlich mus er eine solche wechselseitige Bereicherung auch unter Nationen für unmöglich halten. Daher denn seine Anhänglichkeit an das alte System, das allerley politische Anordnungen treffen zu müssen glaubt, um einen größern Theil der in der Welt vorhandenen Reichthümer in ein Land hinzuziehen, welchen nach diesen Principien ein anderes Land immer verlieren mus. Wäre dieses System wahr, so wäre freylich der Grund zu einigen Feindseligkeiten der Staaten gegen einander auf immer gelegt. Desto nothwendiger

Mm

ist

ist es, die Grundlosigkeit eines solchen Systems aufzudecken, und zu zeigen, daß an dem Verluste, welchen die Nationen erleiden, niemals der Grund in dem Handel liegt, den sie mit andern Nationen treiben, sondern in Fehlern, welche in ihrem Innern anzutreffen sind, und daß sie die Aufhebung des Umganges und Commerzes mit andern Nationen von ihrem Verluste nie befreyen wird.

Die Abschnitte über den Handel können wir hier übergehen, da ihr Inhalt schon oben beleuchtet ist. Den Einfluß der Regierung auf den National-Reichthum theilt der Vf. in den moralischen und politischen, und setzt den letztern (Abschnitt XX. S. 158.) in folgende vier Punkte: 1) in die innern Anstalten und Gesetze in Beziehung auf die Industrie, Münzen, Gewichte, Mäse u. s. w.; 2) in die Handelstractate mit fremden Nationen; 3) in die Anwendung und Richtung des öffentlichen Aufwandes; 4) in die Art des Auflagen-Systems. Bey Nr. 1. nimmt er die Zünfte und Innungen in Schutz, ohne daß er das entkräftete, was längst gegen sie gesagt ist. Das Gute, was sie stiften und was ihnen auch in Deutschland noch immer Apologeten erhält, kömmt mit den vielen Uebeln, welche sie stiften, gar nicht in Vergleich, und kann auf andern Wegen, ohne die Uebel, erreicht werden. Was Nr. 2. betrifft: so ist die Handelspolitik des Vfs. in Abticht der Handelsverträge schon oben erklärt und beurtheilt worden. Unter Nr. 3. wird gezeigt, wie die Regierung ihren Aufwand am vortheilhaftesten einrichten könne. Nr. 4. ist ein eigner Abschnitt XXI. gewidmet, welcher die Lehre von den Auflagen abhandelt, und die directen und indirecten Auflagen nach richtigen Principien mit einander vergleicht, wobey sich der Vf. für ein gemischtes Auflage-System erklärt. Die Lehre von den Staatsschulden (Abschnitt XXII.) wird aus dem richtigen Gesichtspunkte vorgestellt, indem bewiesen wird, daß sie eine Last für das Volk sind, die man aufzulegen, so viel als möglich vermeiden muß. Den Beschluß macht ein Kapitel über den Verfall des National-Reichthums und die Armuth. Von der Verarmung einer Nation giebt der Vf. folgende Ursachen an: 1) Kriege und Verwüstungen des Landes; 2) Verlust der vortheilhaften Balanz, wenn eine Nation seine Obermacht in der Manufactur-Arbeit verliert und andere Nationen ihr die Künste ablernen; 3) ein drückendes Auflage-System; 4) der übermäßige Gewinn einiger wenigen Manufactur- und Handelsherrn, in deren Händen sich die Gewinne und Capitale in einem übertriebenen Grade anhäufen, während die arbeitenden Volksklassen im Elende schmachten müssen.

## G E S C H I C H T E.

GENÈ, b. Paschoud: *Voyage sur la scene des six derniers livres de l'Énéide. suivi de quelques observations sur le Latium moderne*, par Charles Victor

de Bonfetten, anc. baillif de Nioa etc. An. XIII. 372 S. 8.; nebst einer Karte.

Männer, die aus sehr natürlicher Liebe für Rom die Darstellung des herabgewürdigten, unausdrückbar elenden Zustandes, worunter Latium erliegt, wie ein verrathenes Familiengeheimniß betrachten, haben die Reise des Hn. von Bonfetten mit äußerstem Unwillen gelesen; auch gemäßigtere vermutheten Uebertreibung. Allein, wenn auch hin und wieder die Farben des Gemähltes etwas grell aufgetragen seyn möchten, so ist sein Grund nicht weniger wahr. Man kennt den Vf. aus andern Schriften als einen sorgfamen, genauen Beobachter, dessen Berichte freylich oft etwas auffallendes, aber nur darum haben, weil er, mit Vorbeygehung des allgemein bemerkten, das Wesentliche heraushebt, und was er mit Scharffinn sah, mit der Wärme vorträgt, welche seiner Denkungsart würdig ist. Sein Sinn gieng von jeher auf bürgerliches Wohl, auf die gute Sache des Lichts und wahrer Freyheit; er suchte immer das Anwendbare; französisch war die Einkleidung, aber deutscher Verstand lag zum Grunde. Die Thatfachen pflegt er mit Wahrheit anzugeben; wenn das Feuer ihn etwa zu Uebertreibung fortreißt, so mag es seyn, wo er die Folgen zeigt. So ist überhaupt dieses Buch, dessen mannichfaltige Ansichten wir mit einigen Bemerkungen darzustellen gedenken.

Es zerfällt in zwey Theile, deren der erste, bis S. 223., die kleine Reise von Rom nach Ostia, dem alten Laurentum und Lavinium, der zweyte ihre Frucht, nämlich die Schilderung des heutigen Latiums, enthält. Ueberhaupt sind zwey gute Eigenschaften sichtbar: eine lebhaftere Erinnerung der alten Zeit, und eine sehr anschauliche Darstellung der ursprünglichen, physischen, sowohl als der gegenwärtigen durchaus traurigen Beschaffenheit dieses Landes. Die erste Bemerkung, wie bewunderungswürdig genau die Localbeschreibungen der alten Dichter zu seyn pflegen, wie historisch, wie wahr sie sind, ist nicht so neu als reichhaltig an Ansichten und Lehren. Welcher Commentar wird durch die Waffen bereitet, welche den klassischen Boden in aller Welt für Beobachter zugänglich machen! Zugleich erkennt man den Unterschied buchgelehrter Dichterey von der durch die Natur geweckten. Der Hr. von Bonfetten bringt über den historischen Gebrauch der von Virgil gefungenen Sagen viel Gutes bey; dessen Resultat scheint, daß er nichts vortrug was nicht in denselben lag, die unsichere Chronologie aber und die Widersprüche nach dem Bedürfnis der poetischen Wirkung ordnete. Die Localität kömmt zur Bestätigung. Noch ist des alten Picus, noch der Laurentinische Name, noch die albunische Grotte (*acqua Solforata d' Altieri*) worin Latinus das Orakel nahm, noch sind die *Stabula alta* und viele ländliche Sittenzüge dem nur einigermaßen gutwilligen Forscher wohl aufzuweisen. Und wie Virgil dieselbe Anfangsstufe der Cultur, von welcher Latiums vier glücklichste, die albanischen, Jahrhunderte ausgiengen, schildert, ist nach dem

natür-

natürlichen Gang der Dinge wahrscheinlich genug; die Nachrichten aus der Odysee, wo diese Käfte noch in der Fabelwelt liegt, gehören in etwas ältere Zeit. In genauere Prüfung der Frage, was für ein Aeneas von der Sage gemeint war, läßt der Verfasser sich nicht ein. Es wäre immer möglich, daß um mehr als ein Jahrhundert später, nach der dorischen Ansiedlung in Aeolien, ein Aeneas, wirklich Dardanide, wirklich aus dem Königshause, die Colonie geführt hätte, deren Sprache und Sitten schon von ändern, alten und neuen, im ersten Rom bemerkt worden sind. Nun, wie er 500 Schritte vom Meer gelagert; wie geschickt er durch die Tiber und den Sumpf seine Fronte, seinen Rücken durch einen kleinen See gedeckt; wo Nifus und Euryalus den Morast umgehen mußten; die Selva Laurentina, wo des alten Königs Meyerhof, Jahrhunderte nach diesem, immer der albanische (Erbdomäne des Hauses) hieß; des Turnus Lager; in Laviniums Lage die unverkennbare Aehnlichkeit mit der ehemaligen Vaterstadt, die mit Lanzen ziehenden Hirten; Alecto vom Conus des Daches trompetend, dieses und mehreres, wodurch diese Quadratmeile Land (größer ist der Schauplatz nicht) so ein inniges Interesse erhält, wird von dem Verfasser gut beschrieben. Was Lieblingsträumen unserer Einbildung Realität sichert, ist jedem fühlenden Menschen werth; es ist unbillig, über so alte Geschichten mehr als Auffpürung der Merkmale ihrer Echtheit zu begehren, und Hr. v. Bonstetten hat die Schranken nicht übertreten. Mag immer Anna Perennia nicht Didons Schwester gewesen seyn, was hinderts, daß in Anna Petronilla's Capelle der Ort noch kenntlich sey, wo Rom ihr frohes Fest gefeyert!

Der Vf. steigt aber auch weiter hinauf, in die chaotische Nacht, wo in der Bucht, welche die Jahrtausende zur lateinischen Erde gefestet, unter den Wassern Vulcane getobt, die zahlreichen Hügel hervorgestossen, und den Kern des Kalkgebirges überall mit ihrem Auswurf bedeckt. Es wäre zu wünschen, daß er seine Beobachtungen weiter in die dunkelblaue Kette der sabiniſchen Berge, fortgesetzt; und wenigstens von dem Albanerberge und Soracte genauere eigene Ansicht genommen hätte. Die zahllosen wunderbaren Höhlen, die fauren Quellen, die mit Wasser gefüllten Kratere. Bis Magliano strömt die Tiber durch vulcanische Gegend; diese hört auf gegen Otricoli hin. Wie viele tausend Jahre zu Befestigung der Alluvionen von Ostia bis Antium erfordert wurden, ist eine etwas unsichere Berechnung, weil mit der fortwährenden Arbeit des Stroms die Wirkung der Vulcane zu verbinden ist, welche wir unmöglich beurtheilen können: Wissen wir doch nicht, wie hoch die Wasser den Grund bedeckten!

Höchst merkwürdig ist, wie das fruchtbare, volkreiche Land in das gegenwärtige Elend versank. Nachdem die Länderen lange durch Hirten benutzt, nach und nach Landbau in Uebung gebracht, und von Männern, die noch als Landgötter oder Stammhäupter da des Ruhms ihrer Erfindungen genossen, vervollkommenet worden, und nach den Heldenzeiten,

wo consularische Hände zugleich das väterliche Feld und Roms Gemeinwesen auf die höchste Stufe des Flors erhoben, fieng mit der Weltmonarchie sogleich der Verfall der Sitten, des Feldbaues und des Vaterlands an. Von dem an bauten Sklaven das Land; bis unter den Kaisern, welche das Volk umsonst von sicilischen und ägyptischen Aernten nährten, es gar nicht mehr gebaut wurde. Von dem an, *latifundia*, wie noch, da Ein vornehmer Römer einige hiebzige Herrschaften besitzt, nie sieht, nie beachtet, und kein Verwalter, kein Pächter auf die Zukunft, jeder nur darauf sieht, für seinen Eigennutz das Land, wenn es auch auf ewig zu erschöpfen wäre, möglichst auszulaugen. „*Seize Siècles n'ont pu suffire*“ (hört es, Zeitgenossen!) „*à expier le crime de ces Romains; d'avoir usurpé la monarchie universelle sur des nations indépendantes, et leur lâcheté, d'avoir abandonné une liberté qui leur avoit coûté si cher, pour attenter à celle d'autrui à faire à leurs propres dépens le malheur de la terre!*“ (S. 191.) Daher die fruchtbare lateinische Erde in eine graue Wüste verwandelt, unergiebig, wie vom Tod berührt (S. 47.); und wo der latialische und der capitolinische Jupiter die Macht der Herren der Erde verkündigten, Bettelklöster als Wahrzeichen der allgemeinen Bettelhaftigkeit (S. 192.); daher ein Zustand der Gesellschaft, dessen erste Opfer die Urheber seiner falschen Richtung sind, und worin diejenige Macht, welche den Menschen über sich selbst erheben sollte, ihn unter die Creaturen herabsetzt, welche nicht wie der Mensch ihre eigenen Gesetzgeber zu seyn bestimmt sind (S. 225.). Der Vf. zwar, nichts weniger als überlästiger Tadler oder trübsinniger Prophet, wagt noch, eine Zeit zu hoffen, wo man einst lernen werde, die Freyheit mit den Gesetzen, Kraft mit Gehorsam, und den Schwung der Thätigkeit ohne den kein Glück ist, mit der öffentlichen Ordnung zu verbinden, ohne die keine Tugend ist (S. 119.). Aber so lange das gleiche Ungeheuer, welches in alten Zeiten alles Edle, Schöne und Gute derselben jugendlichen blühenden Civilisation in seinen unerfättlichen Rachen verschlungen, um über den Trümmern einer herrlichen Welt scheußlich zu verwesen, die Freyheit auch des europäischen Gemeinwesens und die Selbstständigkeit seiner Theile bedrohet, und (gemäß der neuern unseligen Verdrehung und Verwirrung aller Begriffe und Ansichten) selbst unter uns Lobredner findet, so mag eine gute Zeit (weil Hoffnung uns nie verlassen darf) zu erwarten seyn, aber nicht in Europa.

Ueber dem vielen Vergnügen, das dieses Buch uns gewährte, haben wir einige Kleinigkeiten zu bemerken beynahe vergessen. Hin und wieder ist wider die Rechtschreibung gesündigt: Wenn Ostia *le pyrte* von Rom genannt wird, so kostet es dem Leser eine Beminnung, ob vielleicht in den Kaiserzeiten daselbst ein Hauptstiz des Feuerdienstes war? Nein; es wird dem attischen Hafen, dem *Piræus*, verglichen. So unrichtig wird auch für Mithras *Myritha* geschrieben. Was S. 369. vom alten Sabinus, dem *vitifator*, angeführt wird, will zu S. 333 ff. „Dafs der



der Weinbau nicht alt war," kaum recht passen. S. 355. wird eine Grotte bey der Villa Medicis als der Ort angegeben, wo der Plan *der pariser Bluthochzeit* gemacht worden wäre; ist hier nicht etwas ver-  
schrieben?

Allein wir übergehen ungern die zahlreichen Bemerkungen, wodurch das Buch so anziehend als nützlich wird. So, über den vortrefflichen Gebrauch den die Römer von dem Wasser gemacht, besonders über die unter der Erde erstaunenswürdig weit gehenden Kanäle (S. 41—45). Ein wahres Wort über *Livius: cet historien si eloquent, si plein de gout et d'elegance, qui comme Voltaire avoit l'horreur des livres ennuyeux, n'a pas assez de genie pour entrevoir, même dans les ouvrages mal écrits, la liaison sublime des principes* (S. 148. Virgil ist wirklich als Geschichtsforscher weit gelehrter); die sonderbare Manier des römischen Volks, in bekannten Wörtern Buchstaben zu versetzen: *Capra* ist *crapa*, statt *febbre* sagt man *frebbe*, *paduli* für *paludi*; *Contestabile* für *Connetable* aber wird mit Unrecht angeführt, jenes ist richtiger; über die *mal'aria*, das sie nicht sowohl von den Morästen kömmt, als von der üblen Bestellung des Latiums: der Abnahme der Wälder; der Entvölkerung (es wird im ganzen Lande kein Feuer mehr gemacht; wo Völkerschäften wohnten, ist etwa noch ein Haus; Sommers zu Ostia, der Stadt von einst achtzigtausend Menschen, etliche Weiber; zu Ardea sind 1802. funfzehn Personen Hungers gestorben); der äußersten Unreinlichkeit, und anderen zusammenhängenden Ursachen. Die Widerlegung des mißverstandenen Gemeinatzes, die Armut mache erfinderisch. Wo sie die Frucht der Unterdrückung ist, nimmt sie den Muth, und macht für alles, auch das genusslose Leben, gleichgültig; die römischen Bauern sind das Gegenheil der englischen Pächter. Ueber die verschiedenen Ochsenarten. Ueber die höchst empfehlungswerthe Cultur des Cytisus S. 335. Lob des rührend guten Gemüthscharakters, und (wo immer möglich) der Gastfreyheit, wenigstens der Gefälligkeit und Uneigennützigkeit dieser verwahrloseten, dahingeopferten Landleute im Latium. Zur Zeit der neuesten Revolution hörten die Mordthaten auf, so bald einige bestraft worden: Sie fiengen wieder an mit den Freystätten: Wo bey einem reizbaren Volk das Gefandtschaftsrecht, die Kirche, das bürgerliche Recht und herrschende Meinungen den Mord begünstigten, ist wohl kein Wunder, das entflammte Leidenschaft sich denselben erlaubt.

Wie viel wäre noch zu sagen von der Stadt, wo Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch, auf Muschelbänken und Laven, die Trümmern des alten republikanischen, auf dem Schutte des kaiserlichen Zeitalters, siebenzehnen Palmi höher, die Gassen Roms im Mittelalter und

auf diesen die sinkende Pracht neuer Zeit ruhet! von der Circe noch schreckender Grotte; dem verlorenen Numicus; der Unermelslichkeit noch zu machender Entdeckungen; dem Laurentinum des Plinius und Hortensius, und der Bauart jener Villen, die jeder für sich, nicht zum Prunk vor anderen einrichtete. Hr. von Bonstetten hat in so vielen Ländern so vieles und auf seine eigenthümliche Art gesehen, das zu wünschen ist, er möge noch sehr viel uns mittheilen. Hiebey wird was er sah, was er dabey dachte, allgemein gefallen; Floskeln französischer Beredsamkeit bedarf es nicht.

### JUGENDSCHRIFTEN.

BREMEN, b. Seyffert: *Der Weg zur Weisheit. Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend.* Aus dem Englischen, von S. 1803. *Erster Theil.* IV u. 252 S. *Zweyter Theil.* 242 S. 8. (i Rthlr. 6 gr.)

Dieses für die Bildung der erwachsenen Jugend bestimmte Buch ist ein Auszug aus der Berliner Uebersetzung des Spectators. Der Herausgeber hob aus diesem trefflichen an praktischer Lebensweisheit so reichhaltigem Werke nur diejenigen Aufsätze aus, welche für die erwachsene deutsche Jugend verständlich und nützlich seyn konnten, und liefs alles weg, was blofs für Engländer interessant ist. Diese Auswahl und Abkürzung ist sein Eigenthum an dieser Arbeit; denn an der Uebersetzung scheint er nichts geändert zu haben, wiewohl sie an vielen Stellen einer bessernden Nachhülfe bedurfte, z. B. S. 9. „Der Blumenliebhaber, der Gärtner, der Landwirth, als Prädicate und Vollkommenheiten eines Mannes von Vermögen betrachtet, geben dem Landleben die angenehmste Unterhaltung, und sind ihrem Besitzer auf mancherley Art nützlich.“ Ebendasselbst: „Vor allen Zeitvertreibern des Lebens aber ist keiner so deutlich, die leeren Räume desselben auszufüllen, als das Lesen nützlicher und unterhaltender Schriftsteller.“ S. 10. „welches meine gewöhnliche Methode ist, — nach der Glocke zu fragen, anstatt, nach der Uhr zu sehen.“ Was nun die Auswahl betrifft, so ist nicht zu leugnen, das die aufgenommenen Aufsätze durchgängig eine unterhaltende, Geist und Herz nährende Lectüre gewähren; dagegen wird man nicht leicht auf einen treffen, von dem man mit Wahrheit behaupten könnte, er sey den Bedürfnissen der erwachsenen Jugend eigentlich angepaßt. Und dieses ist auch sehr natürlich, da die Verfasser des englischen Originals keine solche beschränkte Hinsicht auf einen besondern Lesezirkel hatten, sondern für ein größeres Publicum gebildeter Menschen schrieben. Wir können daher diese Arbeit für nichts anders als für ein Product der Buchmacherey halten.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 6. May 1805.

## TECHNOLOGIE.

PARIS, b. Levraut, Schoell u. C.: *Traité du Fer et de l'Acier*, contenant un système raisonné sur leur nature, la construction des fourneaux, les procédés suivis dans les différens travaux des forges, et l'emploi de ces métaux. Avec 15 planches en taille-douce. An XII (1804). 302 S. gr. 4 (8 Rthlr.)

Rec. nahm dieses Werk, welches mit großer typographischer Schönheit gedruckt und mit sehr gut gearbeiteten Kupfern versehen ist, mit nicht geringer Erwartung zur Hand, weil er hoffte, daß doch wenigstens das *Système raisonné*, welches auf dem Titel angekündigt wird, auf Grundsätze gebaut seyn würde, die aus der richtigen chemischen Analyse der hier abzuhandelnden Metalle und ihrer Erze hergeleitet sind. Allein diese Erwartung wird, so wie die mächtigsten Forderungen der Kritik überhaupt, durchaus hier nicht befriedigt. Diese Schrift folgte schon, wie der ungenannte Vf. (wir möchten ihn fast lieber Herausgeber nennen, weil das ganze Werk selbst schon seit geraumer Zeit sein Daseyn erhalten zu haben scheint) in dem Vorberichte bemerkt, vorher erscheinen, ehe die bekannte Abhandlung der Hn. *Vandermonde*, *Berthollet* und *Monge* über die Natur des Eisens und Stahls herauskam (worin die neue Theorie der Chemie mit so glücklichem Erfolge angewandt ist); indess hatte diese Schrift das Studium unsers Vfs. nicht im Geringsten geändert, weil seine Grundsätze nicht auf der Existenz hypothetischer Grundstoffe, sondern auf Versuchen beruhen (!). Er nimmt also die jetzt allgemeine und durch die Erfahrungen der ersten Chemiker richtig befundene Erklärung und Entwicklung der Natur und Eigenschaften des Eisens, und Stahls durch Kohlenstoff und Säurestoff, nicht an, sondern erklärt sich über sein System folgender Weise: „*Je m'attends à voir pour destructeurs tous les partisans de la nouvelle chimie* (und das von Rechts wegen, wenn es sich nur der Mühe verlohnte!), *et j'abandonne à leur critique tout ce qui est conjectural dans ce traité*. Chacun est maître de son opinion (das wird dem Vf. wohl Niemand streitig machen, nur kommt er mit der seinigen etwa um ein halbes oder ganzes Jahrhundert zu spät), *je ne répliquerai jamais rien à celles qui sont contraires à la mienne* (daran wird er freylich sehr wohl thun). *C'est au lecteur à juger*“ etc. etc. Und welches ist denn nun das fruchtbare System, welches der Vf. an die Stelle des allgemein angenommenen adoptirt, und von dessen

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

Richtigkeit er so sehr überzeugt ist, daß er auch nicht den geringsten Zweifel über seine Versuche zugeben will? Dies wird sich am besten aus einer gedrängten Darstellung der Hauptgrundsätze, worauf der Vf. gebaut hat, ergeben. Das Werk hat zwey Abtheilungen; die erste handelt vom Eisen, die zweyte vom Stahl. Kap. I. Allgemeine Bemerkungen über das Eisen. Das Eisen sey, selbst in seinem vollkommensten Zustande, mit verklärten ordigen Theilen seines Erzes, d. i. mit Schlacke, verbunden; werde ihm von dieser zu viel entzogen, so verliere es dadurch seine Schweißbarkeit; und wenn man es deren ganz beraube, so höre seine Consistenz ganz auf. *Überhaupt hänge die Qualität des Eisens von der Natur und Quantität der damit verbundenen Schlacke ab.* (Diese Meinung stimmt mit den Erfahrungen der Chemiker, wornach wenigstens geschmiedetes Eisen und Stahl keine erdigten Theile enthalten, nicht überein.) Im zweyten Kap. wird die Verbindung der Eisentheile und der Schlacke mit der des Kupfers und Zinns verglichen. So wie vieles Zinn das Kupfer, mache auch ein Ueberfluß von Schlacke das Eisen spröde. Weisses Roheisen enthalte deren viel; graues hingegen weniger. Die Gegenwart der Schlacke im Eisen sucht der Vf. dadurch zu beweisen, daß im Frischfeuer bey der Verwandlung des Roheisens in Schmiedeeisen sich deren viel absondere, und daß das nämliche nur in geringem Mafse auch bey wiederholtem Wärmen des letztern der Fall sey. Der sehr fein gereckte Stahl gebe deren bey dem Glühen noch von sich, obgleich das Eisen, ehe es Stahl geworden sey, sehr oft habe geglühet werden müssen. Eine Bemerkung, woraus man die Folge ziehen darf, daß, nach des Vfs. Meinung, das Schmiedeeisen durch wiederholtes Glühen endlich zu Stahl werde, welches doch gar nicht mit der Erfahrung übereinstimmt. Durch verschiedene Versuche sucht der Vf. mit Mehrern zu beweisen, daß geschmiedetes Eisen überhaupt wirklich Schlacke enthalte. Wir finden indess diese Versuche der Sache wenig angemessen, und noch weniger gegründet; scheint eine daraus gezogene Folgerung (zu seym) Kap. 3. Von den dem Eisen nachtheiligen Substanzen. Schwefel und Arsenik kommen hier am weitesten in Betracht; sie verursachen den Rothbruch im Eisen, und zwar, indem sie die darin enthaltenen Schlackentheile verderben, sie zu schmelzbar machen. Dies sucht der Vf. durch einige Versuche, wo er reines Schlacke mit Schwefel und dann mit Arsenik zusammengeschmolzen hat (mit sehr schwachen Gründen) zu beweisen. Des Einflusses der Phosphorsäure wird nur im Vorbeygehenden gedacht.

N n

Kap.

Kap. 4. Von den Erzen. Was die Formation derselben betrifft, so sey das Eisen, nach seiner ersten Entfaltung, in unendlich kleinen Theilchen im Wasser zerstreut gewesen, durch dasselbe höchst dem verkalkt und darauf mit Erde vermischt worden. Uebrigens stellt der Vf. über die Form und Farbe der verschiedenen Eisenerze, über ihre Entstehung u. s. w. mehrere Hypothesen auf, erklärt sich aber für keine bestimmt. Vom Glaskopf und mehreren andern Erzen von rother, brauner oder schwarzer Farbe, glaubt er, daß sie, nachdem die erste Bildung und Verfeinerung geschehen sey, durch Feuer diesen Zustand erhalten haben; er schließt das meistentheils aus der Farbe und dem Zustande, wosie die gewöhnlichen Eisensteine durch das Glühen und Schmelzen im Kleinen verletzt werden, worüber er einige Versuche angiebt. Die ursprüngliche Farbe der Eisenerze sey vielleicht dem ursprünglichen Auflösungs mittel des Eisens zuzuschreiben, weil dem Eisen durch das Wasser und die Säuren, worin man es auflöse und niederschlage, verschiedene Farben mitgetheilt würden. Die hier angegebene Classification der Eisenerze ist zwar sehr einfach, sie dürfte aber in Betracht des Eisenhüttenwesens doch wohl zweckmäßiger seyn, als manche ausführlichere, die man in den mineralogischen Lehrbüchern findet. Zerlegung der Erze in Rücksicht ihrer ertigen Hauptbestandtheile. Die Anleitung zum Probiren der Eisenerze auf den Metallgehalt ist hier höchst mager, unzuverlässig und unzuverlässig. — Kap. 5. Von der Gewinnung und Aufbereitung der Eisenerze. Ueber die Gewinnung kommt hier nur sehr wenig vor, und dieses ist größtentheils ein Auszug aus *Cancrins* Schriften. Etwas arbeitsreicher ist die Anleitung zum Pochen, Klamben, Waschen und Rosten; von letzterm werden mehrere Methoden aufgezählt; vom Wasserpoehhammer erwähnt der Vf. nichts. — Kap. 6. Von der Construction des Hohofens. Enthält zuvörderst eine Beschreibung der Theile desselben überhaupt mit ihrer Terminologie; dann die Größe und Abmessungen eines Hohofens, deren zwey zur Abgießung achtzehn- und vier und zwanzigpfündiger Kanonen bey einander seyn müssen; und endlich eine Anleitung zum Bau selbst. Die geringe Anzahl der Seiten, worauf diese Gegenstände zusammengefaßt sind, mag es entschuldigen, daß man darin manches Wesentliche vermisst. — Kap. 7. Von der Wartung des Hohofens. Die Zahl der Arbeiter und ihre Verrichtungen; ihre Geräthschaften; Eisensteins- und Kohlenmaße. Verschiedenheit der Kohlen von mehreren Holzarten in Hinsicht ihrer Nutzbarkeit in den Hohöfen und Frischfeuern; so auch Etwas über Steinkohlen. Von der Füllung des Hohofens und dem Anblasen desselben; der Vf. setzt den Wallstein (*le dawe*) nicht eher vor, als bis sich flüssige Schlacke im Heerde zeigt; bis dahin bleibt der Vorheerd offen, um den Bodenstein bequemer von den angesotarten Schlacken befreyen zu können. Von der Beschickung u. s. w. — Kap. 8. Vom Unterschiede des Roh- und geschmiedeten Eisens und von der Einrichtung der Frischfeuer. In

dem, was S. 67. gesagt ist, läßt sich auf einmal erkennen, worin der Vf. den Unterschied des Roh- und geschmiedeten Eisens sucht, und von welchem Gesichtspunkt er also bey der Erklärung der meisten Prozeduren bey dem Schmelz- und Frischproceß ausgeht: „On peut considérer le fer de fonte comme composé de parties métalliques dispersés dans une mer de laitier, et trop écartés les uns des autres pour former entre elles une adhérence inséparable, par la raison que le laitier qui en forme la liaison, étant de la nature du verre et plus fusible que le fer, se casse lorsqu'il est froid; et s'écoule si on le chauffe à son degré de fusion. — La différence du fer de fonte au fer affiné ne consiste donc que dans la dose de laitier qu'il y a de plus dans l'un que dans l'autre.“ — Was lagen unsere Leser zu diesem Schlackensystem? Der hinreiche Vf. glaubt, die Abscheidung der Schlacke sey der einzige Zweck des Frischproceßes (!). Da nun seiner Meinung nach, das Roheisen sehr viel davon enthält, so wird jeder Leser, der sich mit der Auflösung des Eisens in Säuren beschäftigt hat, die Unrichtigkeit dieses Hauptgrundsatzes des Vfs., worauf die übrigen größtentheils gebauet sind, leicht erkennen. In diesem Kapitel wird zweyer Frischmethoden gedacht, der deutschen und französischen (wallonischen); ersterer giebt der Vf. den Vorzug, beschreibt aber hier hauptsächlich die zweyte mit ihren Wärmefeuern u. s. w. — Kap. 9. Von der Production des geschmiedeten Eisens: 1) Beschreibung der wallonischen Frischarbeit. Man bemerkt hier auf jeder Seite, wie wenig der Vf. bey seinen Forschungen über den Frischproceß auf den Grund gekommen ist. 2) Von den Wärmefeuern und der Schmiedearbeit. In einer Note wird S. 85. auch des sogenannten *Anlaufens* gedacht, eine Frischarbeit, die gar nicht des Vfs. Beyfall hat; weil da das Eisen, ohne zuvor von der Schlacke gehörig gereinigt zu seyn, sich an die eingelegten geschmiedeten Kolben festsetze und also nicht gut seyn könne. Jeder Sachkundige wird finden, daß dies ein Irrthum ist; daß das durch das Anlaufen an und für sich gewonnenes Eisen immer vortrefflich ist, und daß nicht darin der Grund liegt, warum man diese Methode nicht überall vorthieft findet. 3) Von Walz- und Schneidewerken: Da dergleichen bey den Eiseuhütten nicht allgemein gebräuchlich und also weniger bekannt sind, als manche andere in diesem Buche beschriebene Werke, so wird Mancher eine Zeichnung davon, woran es übrigens in Hinsicht der andern Gegenstände hier nicht fehlt, ungern vermissen. 4) So genannte *Rouardiere* und deren Betrieb; es sind Frischfeuer, die von den gewöhnlichen nicht sehr wesentlich verschieden sind, und worin man in Frankreich altes geschmiedetes Eisen einschmelzt und zu Stabeisen verarbeitet. — Kap. 10. Fernere Betrachtungen über das geschmiedete Eisen und dessen Erzeugung aus dem Roheisen, wobey der Vf. alles auf die Qualität und Quantität der eingemengten Schlacke bezieht. Dieses Vorurtheil macht alle seine Erklärungen und Schlüsse einseitig, wankend und oft ungereimt. Oberflächliche Ansicht verschiedener Schmelz- und Frischmetho-

methoden in Steyermark, Kärnthen, Savoyen und Dauphiné, worin sich wenigstens nichts findet, was nicht anderswo schon besser gesagt ist. — Kap. 11. Ueber die Verschiedenheit des Roheisens; wo hauptsächlich von der verschiedenen Farbe desselben, in so fern sie von der Menge der eingemischten Schlacken abhängt, die Rede ist. — Kap. 12. Fernere Betrachtungen über eben den Gegenstand. Wie sich durch Umschmelzung im Kleinen und durch Verzögerung oder Beschleunigung der Abkühlung nach dem Guss die Farbe und Natur verändern, darüber sind hier die Resultate mancher Versuche aufgestellt. — Kap. 13. Von der Vermischung des Eisens mit Kupfer, Zinn und Zink. Wie das Eisen durch Umschmelzung in den englischen Flammenöfen sich verändere. — Alles sehr oberflächlich und daher zwecklos. — Kap. 14. Von der Bearbeitung des geschmiedeten Eisens. Anwendung der verschiedenen Hitzgrade beym Schweißen und Schmieden verschiedener Eisenarten. Von der Veränderung der Textur, Zähigkeit und Härte durch das Wärmen und Schmieden. Dafs das faferigte, zäheste Eisen durch öfteres Wärmen und Schmieden nach und nach in den Zustand kommt, wo es zum Schweißen eine stärkere Hitze erfordert als vorhin, scheint der Vf. nicht bemerkt zu haben; dagegen behauptet er, dafs es durch diese Bearbeitung endlich ganz spröde, zerbrechlich werde, was Rec. weder selbst gefunden, noch von andern behaupten gehört hat. Vom Einflufs des Hämmerns auf die Textur und Haltbarkeit des Eisens. Vom Anlaufenlassen (*recuit*) des Eisens, wenn es zuvor kalt gehämmert worden, und von der dabey nöthigen Vorsicht. Es scheint Rec. ungegründet zu seyn, dafs das Eisen, welches beym Schweißen oder Schmieden zu starke Hitze erhalten hatte, oder, wie man sagt, verbrannt war, durch ein nachheriges Anlaufen seine vorige feinkörnige Textur und Zähigkeit wieder erhalte. Ueber den faferigen Bruch, als ein Zeichen der Vorzüglichkeit des Eisens. Es ist sehr wahr, was der Vf. hier sagt, dafs man, wenn es darauf abgesehen sey, Jemanden von der Güte einer schlechten Eisenforté fälschlich zu überreden, durch langsames Einhauen mit einem stumpfen Meißel und durch sanftes Zusammenbiegen (am besten, wenn man etwas Wärme dabey anwendet) an der körnigen spröden Eisenstange einen fafericht scheinenden Bruch hervorbringen könne. Vom Schweißen des Eisens insbesondere, worüber man hier neben den Grundsätzen, die dem Vf. eigenthümlich sind, und worauf wohl wenige Leser mit ihm bauen möchten, einige dem Arbeiter zwar nicht neue, aber für manche Leser wohl interessante Bemerkungen findet. Von der Frischschlacke; sie ist der Ueberichufs der Schlacken-theile, die sich bey der Production des schmiedbaren Eisens aus dem Roheisen absondern, mit Eisentheilen verbunden. Vom Rost. Von der im Eisen enthaltenen Luft. Dafs es deren wirklich enthalte, sucht der Vf. durch die Ausdehnung des Eisens in der Wärme und durch die kleinen Blasen, die sich auf der Oberfläche desselben bey der Erhitzung oftmals zei-

gen, zu beweisen. — Kap. 15. Von den Kennzeichen eines guten Stabeisens. Dafs der Bruch nicht zuverlässig sey. Von den Mitteln, sich auf jeden Fall von der Güte des Eisens zu überzeugen, und von der Anwendung dieser Mittel bey grofsen Etablissements, besonders bey Arsenälen. Man stöfst hier auf einige gute Bemerkungen. — Kap. 16. Beschreibung des Eisenschmelzens in Katalonien und Korsika, auch der sogenannten Rennfeuer in der Pfalz. Alles das findet man in *Tronson du Coudray's*, *Peirouze's*, *Jars's* und andern Werken bey weitem vollständiger. — Kap. 17. Von der Wirkung und Brauchbarkeit verschiedener Holz-, Stein- und Torfkohlen bey den Eisenhütten. Ebenfalls sehr kurz und unvollständig. — *Zweyte Abtheilung. Vom Stahl.* Kap. 1. Vom Stahl überhaupt. Nach der Meinung uners Vfs. unterscheidet sich der Stahl vom Eisen dadurch, dafs er in gleichem Volumen mehr metallische Theile enthalte. Er vergleicht das Eisen mit einem in Pech eingetränkten Hauffeile; und, nachdem aus diesem das Pech durch Feuer meistens herausgeschmolzen und dann die Fäden mehr zusammengepreßt sind, findet er darin eine Aehnlichkeit mit dem Stahl. Das Pech ist dabey als Symbol der Schlacke und die Fäden des Seils sind mit den Eisentheilen verglichen!! Die Kunst, Stahl zu machen, bestehe also darin, die Schlacke durch Schmelzung so aus dem Eisen abzusondern, dafs deren nur so viel darin zurückbleibt, als zur Verbindung der metallischen Theile unter sich erforderlich ist, und die alsdann entstandenen Zwischenräume durch den Hammer zu vernichten und die metallischen Theile in einen engeren Raum zu vereinigen. Diefs, meynt der Vf., sey wirklich die Procedur beym sogenannten Schmelz- oder natürlichen Stahl. Wenn man geschmiedetes Eisen dermassen wärme, dafs die Schlacke flüßig werde und größtentheils herausfintere, und die alsdann erweichten metallischen Theile durch ihre Schwere oder gegenseitige Anziehungskraft sich, ohne Zuthun des Hammers, vereinigen, so erhalte man Cementir- oder Brennstahl. — Die Sinnlosigkeit dieser und ähnlicher Behauptungen, worauf der Vf. seine ganze Theorie vom Stahl gebauet hat, bedarf keines Beweises und verdient keine Widerlegung. Er sucht indess im Folgenden viele, beym Stahlproceß vorkommende Erscheinungen diesem System anzupassen, wiewohl oft unnatürlich und ungereimt. Vorfälle, die ihn dabey ganz in Verlegenheit setzen würden, berührt er wohlweislich gar nicht. Rec. glaubt durch das Vorhergehende schon hinlänglich dargethan zu haben, von welcher Art der Inhalt dieses viel versprechenden Buchs ist, und er begnügt sich daher, hier noch die Uberschriften der übrigen Kapitel dieser Abtheilung bloß anzuzeigen, um nicht zu weitläufig zu werden. — Kap. 2. Vom natürlichen oder Schmelzstahl. — Kap. 3. Von dem Roheisen zum Stahlmachen. Das zu Stahl bestimmte Roheisen müsse S. 179. weißer seyn, d. i. mehr Schlacke enthalten, als dasjenige, woraus man Schmiedeeisen bereiten will, und diese eingemengte Schlacke müsse die wesentliche Eigenschaft haben, dafs sie schwer

schwer zu schmelzen sey. Man sieht, der Vf. nimmt die Schlacke jedesmal von solcher Qualität an, wie er sie braucht, und wie er es seinem System angemessen findet, ohne sich darum zu bekümmern, daß ihn dergleichen willkürliche und schwankende Voraussetzungen in große Widersprüche verwickeln können, wie es hier offenbar der Fall ist. — Kap. 4. Von der Schmelzung. — Kap. 5. Fabrication des Kärnthner Stahls. — Kap. 6. Stahlwerk zu Rives in Dauphiné. Die dortige Methode beym Stahlmachen, wovon hier das Wesentlichste gelehrt wird, ist überhaupt den Schmieden in Dauphiné und Savoyen eigen; man erhält dadurch einen sehr mittelmäßigen Stahl, welcher nur zu groben Ackerwerkzeugen brauchbar ist. — Kap. 7. Vom Stahl aus Nassau-Siegen. Diese sey unter den Stahlorten, die aus Deutschland nach Frankreich zur Verfertigung der Klingen eingeführt werden, der beste. Die Nachrichten von der Procedur selbst sind sehr kurz. — Kap. 8. Vom Raffiniren des Stahls. Beschreibung und Abbildung eines Stahlraffinirfeuers. Auch dieses ganze Verfahren hat der Vf. seiner Schlackentheorie anzupassen gesucht. — Kap. 9. Schätzung der Kosten bey der Production des raffinirten Stahls. — Kap. 10. enthält Tafeln über die Verwandlung von sechs Roheisengänzen in Rohstahl und über das Raffiniren dieses Stahls. — Kap. 11. Vom Härten des Stahls. — Kap. 12. Vom Anlaufenlassen des Stahls. — Kap. 13.

Von der Federkraft des Stahls. — Kap. 14. Von der besondern Härtung verschiedener Werkzeuge. Mehrere recht gute praktische Bemerkungen; auch ist hier *Perret* benutzt. — Kap. 15. Von der Oberflächen- oder Infatzhärtung, welche der Vf. *Trempen en paquet* nennt. *Rinman* (Geschichte des Eisens, Th. II. S. 279.) handelt hiervon weit vollständiger und besser. — Kap. 16. Von der Ausdehnung des Stahls im Vergleich mit der des Eisens. Der Vf. fand das von *Muschenbrock* angegebene Ausdehnungsverhältniß des Stahls zum Eisen, wie 191 zu 156, durch mehrere von ihm angestellte Versuche bestätigt. — Kap. 17. Von der Anwendung des Stahls. Beschäftigt sich hauptsächlich mit der Construction einiger Werkzeuge. — Kap. 18. Vom Cementir- oder Brennstahl. Außer den, dem Vf. eignen, theoretischen Bemerkungen nichts Neues. — Kap. 19. Beobachtungen über Degenklingen und andere Waffen. — Kap. 20. Ueber die Kennzeichen des Stahls. — Heutiges Tages dürfte dieses Buch sein Glück nicht mehr machen, weil die Chemie zu große Fortschritte gethan hat, als daß man nicht die Hauptgrundsätze eines solchen Werks, dessen mancherley Abtheilungen und Ueberschriften so viel verheissen, aus chemischen Analysen herleiten sollte, statt sie, wie unser Vf., auf seine Sinne zu bauen, die bey ihm nicht die feinsten zu seyn scheinen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Königsberg*, b. Degen: *Ueber die Aufhebung der Erbunterthänigkeit in Preussen*. 1803. 65 S. 8. (5 gr.) — Die Debatten bey der Entwerfung des neuen Gesetzbuchs für das Königreich Preussen, über die Lage der unterthänigen Landbewohner in der Provinz und ihr Verhältnis zu den Gutsbesitzern brachte wahrscheinlich diese kleine Schrift hervor, deren Vf. ebenfalls ein Gutsbesitzer zu seyn scheint. Er hat in zwey Abschnitten a) die Gründe zu widerlegen gesucht, welche man der Aufhebung der Erbunterthänigkeit entgegengesetzt hat, und b) diese Operation als eine für den Staat wohlthätige Unternehmung darzustellen gesucht. Seine Grundsätze zeugen deutlich von gutem Willen für die armelige und gedrückte Menschenclasse, obgleich seine Gründe mit mehr Klarheit und Bestimmtheit hätten ausgeführt werden können. Die verschiedene Cultur der Provinzen des preussischen Staats zeigt deutlich genug den Einfluß, welchen die Freyheit der Landleute auf die Bearbeitung des Bodens hat, und Preussen wird, wenn diese drückenden Verhältnisse nicht mit gutem Willen der Grundherrschaften nach und nach, oder endlich einmal durch ein Gesetz von oben herab gemildert werden, immer in der Cultur des Bodens, in Wohlstand und Reichthum, und in dem Antheil, den diese schöne Provinz zu den Staatskräften beynimmt, zurückbleiben. — Der auffallende Unterschied in den Preisen der adlichen Güter dieser Provinz, gegen die Preise der adlichen Güter in solchen Provinzen, wo die Grundherrschaften mit freyen Diensthöfen wirthschaften, ist die kräftigste Widerlegung gegen die Meinung einiger (die aber wohl schwerlich noch von ihnen

selbst geglaubt wird): daß die Aufhebung der Unterthänigkeitsverhältnisse dem Grundwerth ihrer Güter Schaden würden; aber freylich ist es so manchem Mitgliede der eminenten Classe (wie sie neulich ein Schriftsteller dieser Classe selbst nannte) ein gar zu angenehmes Gefühl, nach Willkür über die Neigungen anderer Menschen gebieten zu können. Wenn der Vf. S. 47. den Handel mit adlichen Gütern ein Uebel nennt, dem der Staat durch Gesetze entgegen arbeitet, so wird hierdurch die Erfahrung bestätigt: daß ein Uebel immer das andre herbeyführe, und daß Befehle, welche gegen das abgeleitete Uebel gerichtet sind, nie ihren Zweck erreichen werden, so lange sie das ursprüngliche stehen lassen. Wenn das Schickfal der Gutseingekessenen von der Willkür der Herren abhängt; wenn jene bey jedem Gutsverkauf Laudemiangelder und Abgaben aller Art bezahlen müssen: so werden sie sicher durch häufige Verkäufe zu Grunde gerichtet werden; in den Gegenden aber, wo ein neuer Gutsbesitzer nicht das Recht hat, über die Gutseingekessenen und ihr Vermögen zu disponiren, wird der öftere Verkauf der Güter kein Uebel seyn, dem die Regierung durch Gesetze entgegen zu wirken nöthig hat. Die S. 52 ff. angegebenen Mittel, wie die Unterthänigkeitsverhältnisse ohne Verletzung des Rechts und der Billigkeit aufgehoben werden können, sind lesenswerth, und jeder Menschenfreund, der die Folgen dieser Verfassung kennt, wird wünschen, daß die Gelegenheit, die vor einigen Jahren die Aufmerksamkeit des Regenten angelegentlich beschäftigte, nicht wieder in Vergessenheit gerathen möge.

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. May 1805.

## M A T H E M A T I K.

GOTHA, b. Becker: *Tabulae motuum Solis novae et iterum correctae ex theoria gravitatis clarissimi de la Place, et ex observationibus recentissimis, in specula astronomica Ernestina habitis, auctore Francisco Lib. Bar. de Zuch. Supplementum ad tabulas motuum Solis, anno 1792. editas. 1804. 48 S. gr. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)*

Diese Tafeln dienen nicht nur als Supplement für diejenigen, welche die erste Ausgabe von 1792 besitzen, sondern können auch eben so gut als eigenes für sich bestehendes Werk angesehen und gebraucht werden, da sie, ob gleich auf wenige Bogen zusammen gedrängt, im Wesentlichen doch alles mit zureichender Vollständigkeit enthalten, was in der vorhergehenden Ausgabe stand, und der letztern nur einige nicht unmittelbar auf Bestimmung der Länge der Sonne sich beziehenden Hälftafeln, die man aber auch anderer Orten haben kann, eigen sind, wie die Tafeln zur Reduction der Ecliptik auf den Aequator, und zur leichtern Berechnung der Declination der Sonne, der Zeitgleichung und der Mittagsverbesserung. So große und entschiedene Vorzüge auch die frühere Ausgabe dieser Sonnentafeln schon hatte, die bekanntlich, neben den gleichzeitigen von *Delambre*, das beste und brauchbarste Werk in diesem Fache ausmachten, so wichtig sind doch die Zusätze und Verbesserungen, welche der für das Gedeihen der Wissenschaft unermüdet thätige Eifer des verdienten Vfs. durch Benutzung sowohl der neuesten theoretischen Hilfsmittel, als eigener zahlreicher auf der Seeburger Sternwarte angestellter Beobachtungen dieser neuen Ausgabe zu geben gewußt hat. — Die Abweichung der neuesten Beobachtungen der Sonne von den Tafeln der frühern Ausgabe konnte, da sie an kein bestimmtes Gesetz gebunden schien, nicht wohl einem Fehler in den Elementen des elliptischen Sonnenlaufs, sondern mußte andern mehr zusammengesetzten und verwickelten Ursachen zugeschrieben werden. Glücklicher Weise hatte *de la Place* um eben die Zeit, als der Oberhofmeister *von Zuch* auf Verbesserung seiner Tafeln bedacht war, durch tiefere Analyse der *Newton'schen* Theorie der Schwere auch für die Bewegung der Erde mehrere neue Störungsgleichungen entdeckt, die von der Excentricität und Neigung der Planetenbahnen abhängen, und bey den Untersuchungen über die Perturbation des Sonnenlaufs bisher vernachlässigt worden waren. Zwar beträgt jede dieser neuen Gleichungen für sich nur we-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

nige Secunden, oder gar nur Theile von Secunden; allein da derselben mehrere an der Zahl sind, so kann doch öfters ihre Summe zu einer beträchtlichen Größe anwachsen. Bald zeigte auch eine nähere Vergleichung mit den Beobachtungen, daß letztere durch Anwendung der eben genannten Gleichungen, welche ein Hauptverdienst dieser verbesserten Ausgabe ausmachen, mit dem Himmel aufs genaueste stimmen, und daß der geringe noch zurück bleibende Unterschied wohl größtentheils in den unvermeidlichen Fehlern der Beobachtungen selbst liegen dürfte. — Das Ganze der neuen Ausgabe besteht, außer der von S. 1—24. gehenden Einleitung und Anweisung zum Gebrauche in vollständig ausgeführten Beyspielen, aus 58 besondern Tafeln: was verbessert worden, und wie viel neues hinzugekommen, wird sich am leichtesten bey näherer Darstellung des Inhalts einzelner Tafeln, wie sie der Reihe nach auf einander folgen; übersehen lassen. — Den Anfang macht ein vermehrtes und zum Theil verbessertes *Verzeichniß der geographischen Länge und Breite* von 75 verschiedenen Orten nach den neuesten astronomischen Bestimmungen, sammt der Reduction der beträchtlichsten Argumente der Tafeln für jede besondere geographische Länge. Der Meridianunterschied zwischen Seeburg und Leipzig ist hier 6' 24" östlich in Zeit gesetzt, ohne Zweifel durch einen Schreib- oder Rechnungsfehler statt 6' 34" welches die gewöhnlich angenommene Länge von Leipzig = 40' 9" östlich in Zeit von Paris giebt: hiernach müssen auch die Reductionen der Argumente für Leipzig geändert werden. — Die zweyte bis fünfte Tafel begreifen die *mittlern Bewegungen der Sonne* in Jahren, Monaten, Tagen und kleineren Zeittheilen, sammt den Bewegungen der verschiedenen Argumente, wovon das erste (statt dem Orte der Sonnenferne) der mittlern Anomalie der Sonne, die neun folgenden ihrer Perturbation durch den Mond und mehrere Planeten, das zehnte dem mittlern Orte des Mondsknoten, und das eilfte der mittlern in Decimaltheilen des Kreises ausgedrückten Sonnenlänge bestimmt ist. Nicht nur das letzte Argument, so wie die sämtlichen Störungsargumente, sondern auch die mittlere Anomalie der Sonne ist hier in solchen Decimaltheilen des Kreises zu großer Erleichterung der Rechnung aufgeführt, jedoch so, daß für die Störungen der ganze Umkreis nur in 1000, für die Anomalie in 10000 Theile getheilt, und dies letztere Argument zur Erreichung größerer Genauigkeit außerdem noch mit einem Anhang von zwey neuen Decimalstellen versehen ist. Große Veränderungen haben die Epochen und Hauptelemente,

O o

wel-

welche in diesen ersten Tafeln zum Grunde liegen, nicht erlitten. Den Ort des Apogäums gaben neuere Untersuchungen nur um eine Kleinigkeit anders, als in den ältern Tafeln; er erscheint hier für die Epoche 1804. um 43 Secunden vermehrt. Die Epoche der mittlern Länge der Sonne ist um 4 Secunden kleiner als vorhin, für eben diesen Zeitpunkt angenommen worden. Zwar setzte der Vf. diese Verminderung der mittlern Längen schon vor einigen Jahren auf 7,2 Secunden, legte aber bey Vergleichung seiner Sonnenbeobachtungen mit geraden Aufsteigungen der Fixsterne noch den ältern Maskelyneschen Sternecatalog zum Grunde; neuerdings nahm er bey jener Reduction auch die bekannte Verbesserung mit in Rechnung, nach welcher *Maskelyne* alle seine Rectascensionen um 3,8 Secunden vermehrt wissen will, und so wurde beynahe um eben diesen positiven Zusatz der negative Fehler der Epochen der mittlern Länge vermindert. So wenig sich auch die von *Maskelyne* vorgeschlagene Verbesserung völlig verbürgen läßt, so schien es dem Vf. doch am sichersten, von derselben bey seinen Sonnentafeln Gebrauch zu machen, bis durch fortgesetzte schärfere die Vergleichung mit einem Maskelyneschen Catalog aufhaltende Untersuchungen die Sache mehr ins Klare gesetzt wird; jede Berichtigung, sie sey positiv oder negativ, wird alsdenn in gleichem Maise auch die Epochen der mittlern Sonnenlänge treffen, und leicht nachgeholt werden können. Die sechste Tafel enthält die *Gleichung des Mittelpunkts* (mit unverändert gelassener Excentricität der Sonnenbahn) für das Jahr 1800., nebst beygefügter Secularänderung, deren Größtes 18'', 82 beträgt; dem Raume nach ist zwar diese Tafel viel beschränkter, als die gleichnamige der frühern Ausgabe, doch ohne Nachtheil für den genaueren Calcul, da auch bey Gebrauche dieser kürzeren Tafel der größte Irrthum, den man bey Vernachlässigung der zweyten (übrigens leicht mitzunehmenden) Differenzen begehen kann, nicht über 0'', 2 steigt. Die Gleichung selbst ist indess von 25 zu 25 Theilen des Arguments angesetzt, aber, um eine unbequeme Division zu ersparen, ist die Differenz nicht für alle 25 Theile, sondern nur für  $\frac{2}{3}$  Unterschied des Arguments jedesmal beygefügt. — Die vornehmsten *Elemente des elliptischen Sonnenlaufs*, ohne Inbegriff der Störungen, sind in den neuen Tafeln nun folgende: Epoche der mittlern Länge der Sonne für den Meridian der Ernestischen Sternwarte, oder für 33' 35'' östlich in Zeit von Paris, und für das Jahr 1804 = 9<sup>h</sup> 9' 54" 26'', 51. Mittlere Anomalie der Sonne für eben diese Zeit 509, 84, für den Umkreis 10000; oder Ort der Sonnenferne = 3<sup>h</sup> 9' 33" 11''. Mittlere tropische Bewegung der Länge in 100 Julianischen Jahren 45' 48'', 0 der Anomalie 9973, 35 oder des Apogäums 1' 43' 20''. Größte Mittelpunktsgleichung 1' 55' 28'' und Excentricität der Bahn 1,0167923 ebenfalls für den Zeitraum 1800. Die Secularbewegung der mittlern Länge in der vorigen Ausgabe war 12 Secunden stärker; an der vorgenommenen Verminderung hat hauptsächlich die jetzt etwas kleiner vorausgesetzte *Precession* der Nachtgleichen Theil. —

Für die *Störungen in der Länge der Sonne* folgen nun 20 besondere Tafeln, statt daß die erste Ausgabe deren nur sechs enthielt; für die neun ersten sind in der zweyten Tafel auch die Bewegungen ihrer Argumente angegeben; die übrigen Argumente lassen sich aus den neun ersten durch bloßes Addiren und Subtrahiren leicht herleiten. Die Formeln, welche bey diesen Störungen zum Grunde liegen, sind meist eben diejenigen, welche *de la Place* in seiner *Mécanique céleste* aus der Theorie der Schweré abgeleitet hat; zur bequemern Berechnung der Tafeln findet man sie indess hier in eine etwas veränderte Form gebracht, nach welcher die Constanten bey *de la Place* weggelassen, dagegen aber Sinus mit Cosinus vermischt erscheinen. Einige kleine Aenderungen, die der Vf. mit den Laplaceschen Störungsformeln vorgenommen hat, bestehen bloß darin, daß sie mit Voraussetzung der neuesten Bestimmungen der Massen einiger Planeten berechnet worden, oder daß dabey, nach *de la Place's* jüngsten Untersuchungen, die vorhin von diesen angegebene Masse des Monds mit 0,8555, die der Venus mit 1,0743, die des Mars mit 0,725 multiplicirt, und Saturns Masse nach *Bouvard* verbessert worden ist. Unter diesen Störungen der Länge gehört übrigens eine Tafel der Wirkung des Monds, fünf der Wirkung der Venus, sechs dem Mars, fünf dem Jupiter, und zwey dem Saturn zu. — Den *wahren elliptischen Abstand der Erde von der Sonne*, den mittlern = 1 gesetzt, giebt die 29 Tafeln in Zahlen, nicht in Logarithmen, an, weil sich doch die Logarithmen der Abstände nicht genau in demselben Verhältnisse, wie die Zahlen der letztern, ändern; indess ist der Abstand überall auf 7 Decimalstellen berechnet. Auch für den *Radius Vector* sind 10 verschiedene Störungstafeln beygefügt, so daß er sich für jeden Fall mit der möglichsten Schärfe berechnen läßt. — Die Tafeln 40—45 enthalten die Bewegungen der Sonne in Zeit, und sind ein kurzer aber vollständiger Auszug aus der neuern Ausgabe der Gotha'schen *Zeitenwandlungstafeln*, welche zu gleicher Zeit mit diesen Sonnentafeln im J. 1804 erschienen sind. — Der *Schiefe der Ekliptik* sind die 46—48 Tafel gewidmet, welche einige wesentliche Veränderungen erhalten haben. Die Epoche der mittlern Schiefe auf 1800. ist zufolge genauer meist mit ganzen Kreisen angestellter Beobachtungen zu 23° 27' 56'', 65 die Secularabnahme nach *de la Place's* neuesten Untersuchungen zu 52'', 1 angenommen: die vorige Ausgabe hatte die Abnahme noch auf 34'', 4 und die mittlere Schiefe 1800. um 6'', 65 größer gesetzt. Die mittlere Schiefe wird, neben dem daß man den Proportionaltheil der Secularabnahme in Rechnung bringt, durch die zwey folgenden hier in Tafeln gebrachten Formeln nach *de la Place* verbessert, oder in scheinbare Schiefe verwandelt: + 9'', 55 multiplicirt mit dem Cosin. des Mondsknoten + 0'', 434 multiplicirt mit dem Cosin. der zweyfachen Sonnenlänge. — Etwas ganz neues, das gegenwärtige Sonnentafeln das erste mal enthalten, sind auch die *Gleichungen der Breite der Sonne* von Taf. 49—52. Die Theorie führte den französische

schen Geometer, dem die neuere Sternkunde so vielfache und so wichtige Erweiterungen ihres Gebiets verdankt, auch auf Berechnungen für die Breite der Sonne, welche in den Einwirkungen benachbarter Planeten auf die Erde ihren Grund hat. Wenn nämlich  $V. T. \mathcal{J}$ . die mittlern Längen der Venus, der Erde und des Jupiters,  $D$  den Abstand des Mondes von seinem aufsteigenden Knoten bedeutet, so ist, nach *de la Place*, die Breite der Sonne (die nördliche positiv gesetzt)

$$= +0'',03 \sin(V-2T) + 0'',10 \operatorname{Cofin}(V-2T) \\ + 0'',07 \sin(3V-4T) + 0'',24 \operatorname{Cofin}(3V-4T) \\ - 0'',02 \sin(T-2\mathcal{J}) + 0'',16 \operatorname{Cofin}(T-2\mathcal{J}) \\ + 0'',67 \sin D.$$

Diese Gleichungen sind in drey Tafeln dargestellt; nach denselben kann die größte mögliche Breite der Sonne, wodurch diese aus der mittlern Ebene der Ekliptik verrückt wird,  $1'',17$  nördlich oder südlich betragen. Es können Fälle vorkommen, wo man, wie z. B. bey genauerer Bestimmung der Polhöhe, vorzüglich zum Behufe von Erdgradmessungen, die Abweichung der Sonne aufs schärfste zu kennen nöthig hat, wo man also auch selbst die kleine Aenderung, welche die Breite der Sonne in derselben hervorbringt, nicht gerne vernachlässigen wird. Da überhaupt durch die Breite der Sonne auch jedesmal ihre Declination und Rectascension in etwas geändert wird, so sind, um hierüber mit Bequemlichkeit Rechnung tragen zu können, einige kleine Hülftafeln beygefügt worden; mittelst dieser ist es leicht, die beobachteten Abweichungen und geraden Aufsteigungen der Sonne auf solche zu reduciren, wie sie ohne einige Breite der Sonne statt gefunden haben würden, und auf diese Art macht es keine weitere Mühe, bey Berechnung der Länge der Sonne aus den Beobachtungen den Einfluß der Breite zu eliminiren, da man sonst die von der Breite afficirten Längen durch eine besondere Rechnung noch auf die mittlere Ebene der Eclyptik zu bringen genöthigt gewesen seyn würde. Mit Recht erinnert auch der Vf., daß in Zukunft, wenn nach *Flamsteed's* Methode (die aber nur von wenigen neuern Astronomen indess versucht worden) unmittelbar und absolute Rectascensionen der Sonne und eines Fixsterns bestimmt werden sollen, auch auf die Breite der Sonne werde Rücksicht genommen werden müssen. — Noch folgen die Tafeln für die Nutation in der Länge (das Maximum =  $18'',0$  gesetzt) und in gerader Aufsteigung, für die stündliche Bewegung und den Halbmesser der Sonne, den kleinsten zu  $15'45''$ , 5 vorausgesetzt, für die Sonnenparallaxe auf jeden ersten Tag des Monats und in verschiedenen Höhen, wenn die mittlere =  $8'',7$  für die mittlere astronomische Strahlenbrechung, und für deren Aenderung nach dem verschiedenen Stande des Barometers und Thermometers. In der letztern Tafel ist nach *Delambri's* Vorgange (so wie auch in einer ähnlichen, nur weniger ausgedehnten Tafel in den Wiener Ephemeriden) der Factor angegeben, mit welchem die mittlere Strahlenbrechung multiplicirt werden muß, um sie nach jeder besondern Lufttemperatur

auf die wahre zu bringen; auch sind diese Factoren für die Barometerhöhe sowohl in Pariser, als in Englischen Zollen und Linien, und für Reaumurische sowohl als Fahrenheitische Grade des Thermometers besonders angesetzt. Die mittlere Strahlenbrechung hat der Vf. genau nach *Bradley's* ursprünglicher und unveränderter Angabe beybehalten, da nach seinen Beobachtungen die *Bradley'sche* Refraction immer vorzüglich gut harmonirte; jene mittlere Refraction ist nämlich nach der Formel  $1980'' \cdot \operatorname{Tang.} \frac{1}{2} x$ , wobey  $\operatorname{Tang.} x = \sin. 3^{\circ} 17' 48''$ , 94 multiplicirt mit der *Tang.* des scheinbaren Scheitelabstandes, berechnet worden. — Vielleicht wäre es manchen Lesern erwünscht, wenn es dem Vf. gefällig gewesen wäre, diesen vortrefflichen Tafeln einen ähnlichen Anhang, wie der ersten Ausgabe, zu geben, nämlich eine detaillirte Vergleichung der neuen Tafeln mit seinen eigenen oder mit fremden Beobachtungen der Sonne. Vergleichungen dieser Art, wenn sie auch um der Tafeln selbst willen, wie z. B. in gegenwärtigem Falle, eben nicht nothwendig sind, haben sonst noch anderwärtige Brauchbarkeit, da sie zugleich eine kleine Sammlung neuer und schätzbarer Beobachtungen enthalten. — Die frühere Ausgabe dieser Tafeln vom J. 1792. widmete der Vf. dem letztregierenden Herzog von Sachsen-Gotha als Erstlingsproduct der Seeberger Sternwarte, welcher der Verewigte den Namen der Ernestinischen nach seinem Tode nun nicht mehr verweigern kann. In der That hatte auch *Ernst der Zweyte* an der ersten Ausgabe durch ausführliche Berechnung mehrerer Tafeln einen größern Antheil genommen, als man bey denjenigen, denen Schriften dedicirt werden, sonst voraussetzen gewohnt ist. Die neuere kurz nach seinem Tode erschienene Ausgabe ist „den Manen“ des edeln Entschlafenen geweiht.

### SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Denkwürdigkeiten des Grafen v. Semonville*, aus dem Französischen v. *Arnim*, Verfasser der Schrift *über den Adel*. 1803. 228 S. 8. (20 gr.)
- 2) *Ebenda selbst*: *Joseph der Zweyte, oder der gestürzte Minister*, von v. *Arnim*, Verfasser der Schrift *über den Adel*. 1803. 88 S. 8. (8 gr.)

Nr. 1. hat das Verdienst, in der leichten, geistreichen französischen Manier, nicht ohne psychologischen Sinn, geschrieben zu seyn: aber tiefe Rührung des Herzens, edlen Schwung der Gefinnungen, und reine Ansicht des bessern Lebens muß man darin nicht suchen. Alle Charakter-Gemälde und Situationen des Vfs. erheben sich nirgends über eine *interessante Wirklichkeit*: und der Hauptgegenstand dieser Wirklichkeit ist? ein Graf von Semonville, aus der Periode der berüchtigten Regentschaft des Herzogs v. Orleans, wo jedes Laster kühn sein Haupt empor heben konnte, wenn es nur unter einer gewissen eleganten Lar-



Larve erschien. Diesen Grafen v. Semonville sieht man also in dem Roman, „durch alle Grade der liederlichsten Schwelgerey entnervt, ohne Schaam und ohne Reue, in die Arme einer tugendhaften Gemahlin flüchten, nicht um sich der Tugend zu weihen, sondern dem ihn verfolgenden Ueberdrufs zu entziehen, und man erröthet, daß die Menschheit so tief sinken kann.“ Wen glühende Gemälde der Unsitlichkeit, aber nicht ohne einen gewissen Anstand und nirgend bis zur Schamlosigkeit gezeichnet, anziehen, findet hier Befriedigung: denn die moralische Behutsamkeit hat der Vf. des Romans (der Abt Dello), wenigstens gehabt, seinen Helden nirgends unter den Wunsch des Bessern sinken zu lassen. Die Darstellungsart des Vfs. und die Gesinnungen der handelnden Charaktere beurtheile der Leser aus folgenden Proben: „Zwey Dinge (sagt die Dame) sind mir sehr werth, die ich vereinigen muß, so wenig dieß auch möglich scheint: Vergnügen und Achtung: durch die Lebensart, die ich gewählt, hab' ich mir schon im voraus den Rückzug geliebert, wenn mich Jugend und Schönheit verläßt; in diesem Fall bleibt einer Frau nur die Schöngesteirerey oder die Frömmigkeit übrig. Letztere widerspricht zu sehr meinem Geschmack; ich würde mich darin nicht erhalten können; bey der Schöngesteirerey kann ich sogleich Achtung erwerben; wobey ich dem Vergnügen nicht entlagen darf, das ich so sitzlich als möglich zu genießen denke.“ Die Uebersetzung ist rein und fließend, doch nicht ohne Einmischung gemeiner Ausdrücke, z. B. ich hatte Appetit zu der Frau.

Nr. 2. Der Vf. dieses deutschen Romans, welcher zugleich der Uebersetzer von Nr. 1. ist, hat dem Franzosen nicht die interessante Darstellungsart abgelernt; und eben so hat er auch sein Werkchen mit einem sehr geringen Grade von psychologischem Sinn ausgearbeitet: es ist eine sehr gewöhnliche biographische Geschichte, in welcher von Zeit zu Zeit auch ein lusternes Gemälde einschlüpft. Der großklingende Titel „Joseph der Zweyte oder der gestürzte Minister“ will nichts weiter sagen, als daß der Held des Romans Träume hatte und von Weibern verlacht ward, wie Joseph, Jacobs Sohn, dessen Geschichte auch der Verfasser den unwillkürlichen Leser ausdrücklich nachschlagen heißt. Am Schluß des Ganzen lautet es also: „Joseph verließ nach einigen Jahren die Festung, und ist jetzt, unter einem andern Namen der berühmte Landwirth in B., dessen Erscheinung zu so viel sonderbaren Gerüchten Anlaß gegeben hat. Sigismund ist der bekannte Minister Kandaui —; der wahrscheinlich der Nachfolger des Grafen in N. werden wird.“ So soll dann der biographische Roman sogar Geschichte seyn! Rec. hält sich an das Werk selbst, und muß es für sehr alltäglich erklären. Von demselben Vf. erschienen in demselben Jahre noch folgende zwey Romane:

*Ebendaf., b. Ebendemf.: Die tugendhafte Kokette, oder Geschichte der Gräfin Caroline Bussa. 1803. 334 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)*

„Die tugendhafte Kokette!“ Der Mann von edlerem Moralsinn stopft sich das Ohr zu, bey dem bloßen Titel des Machwerks; und selbst berühmte Koketten hüteten sich immer, das Wort Tugend in den Mund zu nehmen, weil man, bey ihrem Anblick, zu leicht an das Gegentheil denken möchte. Aber es gehört mit zu den vielen unverzeihlichen Kunstgriffen deutscher Romanschreiber, gewisse allgemein beliebte Laster in einer Art von veredelter Form zu schildern, und dadurch jene Gattung von Lesern anzulocken, die in den Büchern so gern beschönigende Grundsätze für ein lastervolles Leben suchen, und die Schriftsteller zu Kupplern sträflicher Begierden erniedrigen; wozu dann auch schon so mancher Autor sich durch die Aufschrift seiner erbärmlichen Composition darbietet. Der Autor nennt sich auf dem Titel; Verfasser der Schrift über den Adel: aber wahrlich! den Adel wird er durch diese Geschichte einer tugendhaften Kokette nicht veredeln: im Gegentheil manchen Adlichen und manchen Bürgerlichen, wenn sie anders durch gemeine Charaktere, gemeine Situationen und gemeine Erzählungsart verführt werden können, entadeln. Hier ist kein Gemälde der Gräfin v. Bussa. „Ihr Vater hatte den mäßigen Ueberschuss seines Auskommens dazu verwenden müssen, seine Söhne im Militair anzubringen. Sie war mit ihrem Manne ziemlich in gleichen Jahren, das heißt, sie hatte sich in einem Alter verhehlicht, in welchem die Mädchen über die Wahl nicht so gar schwierig sind: sie war eine gute Wirthin, das heißt: sie besorgte die Küche nothdürftig, kochte Mufs und Seife, stopfte Würste, die sie für die besten im Lande hielt, und ward den ganzen Tag nicht müde, mit einem großen Bunde Schlüssel, Trepp auf Trepp ab, vom Boden in den Keller zu steigen.“ Gewiß wäre dem Vf. etwas mehr schriftstellerische Koketterie oder Gefallsucht für die Geschichte seiner tugendhaften Kokette zu wünschen gewesen: aber mit diesen eklen Gemälden und gemeinen Alltäglichkeiten widert er und seine Heldin jedes feinere Gefühl an. Er kann nichts besseres thun, als seine „Sünderin“ in's Besserungs-Haus, und seine „Sünder“ (das Buch) in einen Apothekerladen zu schicken.

BRESLAU, b. Meyer: *Geschichte Hermann Wacks, genannt von Risdorff, von Philipp v. Arnim. 1803. 158 S. 8.*

Von Adel ist auch hier die Rede; aber oft sehr pöbelhaft! Moral und Charakteristik des Vfs. und seines Werks erhellen aus folgender kurzen Stelle: „So unbefangen indess Albertine bey diesem Umgange war, und an nichts weiter dachte, als sich mit einem schönen Jünglinge die Zeit zu verkürzen; so nahm Hermann dieß doch alles mit seinem romanhaften Gefühl auf.“

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 8. May 1805.

## NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Stein: *Fauna Boica. Durchgedachte Geschichte der in Baiern einheimischen und zahmen Thiere* von Franz von Paula Schrank, d. Theol. u. Philof. Doctor, kurpfalzbaierischem wirkl. geistl. Rathe. Erster Band (in zwey Abtheilungen.) m. Titelkupfer. 1798. XII u. 720 S. gr. 8.

INGOLSTADT, b. Krüll: *Fauna Boica* u. s. w. Zweyter Band. Erste Abtheilung. 1801. VIII u. 374 S. Zweyte Abtheilung. 1802. 412 S.

LANDSHUT, b. Krüll: *Fauna Boica* u. s. w. Dritter Band. 1803. Erste Abtheilung. VIII u. 272 S. Zweyte Abth. 372 S. und XIX S. Register. (Preis des ganzen Werks 7 Rthlr. 4 gr.)

Eine *Fauna* von einem so reichen und in Hinsicht auf seine Naturproducte so wenig bekannten Lande, wie Baiern, von einem Manne, der als denkender und fleißiger Naturforscher schon lange bekannt ist, muß eine Menge neuer und interessanter Bemerkungen und viele noch unbeschriebne Arten enthalten. Die Vorrede erklärt den Plan, den der Vf. bey diesem Werke befolgt hat. Er hat zwar ein möglichst vollständiges Verzeichniß der in Baiern von ihm und Andern angetroffenen Thierarten mit ihren Kennzeichen, den vorzüglichsten Synonymen, der Angabe des Wohnorts und nicht selten mit ausführlicher Beschreibung des Thiers in seinen verschiedenen Lebensperioden, geliefert; allein hauptsächlich ist sein Bestreben dahin gerichtet, für den Theil der Freunde der Naturkunde, die sich nicht bloß begnügen, die Arten nach ihren Merkmalen zu kennen, sondern denen auch die Lebensäußerungen dieser Thiere, die Bedingungen und der Zweck ihrer Thätigkeit, der Zusammenhang der Arten unter einander, und ihre Beziehungen auf einander und auf die menschliche Gesellschaft, wichtig sind — ein an Bemerkungen und Winken reichhaltiges Buch in die Hände zu geben. Dazu ist das Verzeichniß alenthalben mit Anmerkungen durchwebt, theils bey einzelnen Arten, theils bey den Gattungen, Ordnungen und Classen überhaupt. Hin und wieder findet man größere Abhandlungen, die einen allgemeinen Satz der Naturgeschichte betreffen, oder, wie am Anfange des letzten Bands, eine Abhandlung über die Beobachtungskunst in der Naturgeschichte: Abhandlungen, die freylich mit einem Thierverzeichnisse von Baiern in keinem nothwendigen Zusammenhange stehn, die aber als schätzbare Zugaben betrachtet werden können.

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

Das Werk ist durchgängig deutsch abgefaßt. Bey jeder Thierklasse sind die Kennzeichen der Ordnungen und bey jeder Ordnung die Kennzeichen der Gattungen vorangeschickt. Bey den Arten folgt auf den deutschen Systemnamen das Kennzeichen der Art, die Synonymie der hauptsächlichsten Schriftsteller, wovon derjenige voran gesetzt ist, dessen lateinischen Systemnamen der Vf. den Vorzug giebt; die Anführung einer oder einiger Abbildungen, der deutsche Provinzialname, die Angabe des Wohnorts und oft eine Anmerkung. Bey den neuen Arten giebt der Vf. allemal einen lateinischen systematischen Namen an, ohne aber immer eine ausführliche Beschreibung zu liefern, wodurch es oft unmöglich wird, seine Art sicher zu erkennen. Nicht wenige dieser Arten, z. B. der Insecten, sind schon von andern Schriftstellern unter andern Namen beschrieben; allein man darf nicht vergessen, daß das Werk schon 1797. fertig ausgearbeitet war, ob man gleich von dem Vf. verlangen konnte, daß er z. B. *Fabricii Entomologia systematica*, die schon 1792. erschienen war, benutzt haben sollte, worüber er sich aber in der Vorrede zum zweyten Bande durch eine Anklage des Fabricischen Werks zu rechtfertigen sucht.

Auch an neuen Gattungen fehlt es nicht. Doch glauben wir, mehreren derselben die Einseitigkeit vorwerfen zu müssen, die fast immer solchen Gattungen anklebt, welche aus der Beobachtung der Arten eines einzigen Bezirks hervorgehn, und bey deren Gründung die auswärtigen Arten nicht zugezogen sind, die oft die ganze Gattung über den Haufen stoßen, weil sie die Verbindung der abgesonderten Arten zeigen. Dieser Vorwurf trifft unter andern des Vfs. Gattungen der Schmetterlinge.

Die Kennzeichen der Ordnungen sind nur für die in Baiern einheimischen Gattungen berechnet; es fehlt ihnen daher oft an allgemeiner Anwendbarkeit, und die Aenderungen, welche der Vf. darin vorgenommen hat, sind deswegen nicht immer für das System brauchbare Verbesserungen. Rec. tadelt dieses Verfahren nicht; die Kennzeichen des Thierverzeichnisses einer bestimmten Gegend können sehr an Bestimmtheit und Kürze gewinnen, wenn dabey nur auf die darin vorkommenden Arten Rücksicht genommen ist. Für die Compiler eines neuen Linnéischen Systems aber ist der Umstand sehr schlimm. Bey der Beurtheilung der systematischen Anordnung in diesem Werke, würde man daher dem Vf. Unrecht thun, wenn man den von dem ganzen Systeme genommenen Maßstab daran halten wollte. Wenn wir aber auch z. B. die Anordnung und Kennzeichen der Gattungen

der Säugthiere und Vögel blofs in Bezug auf die Baierrische Fauna betrachten, so sind sie nichts weniger als tadellos. Die Säugthiere vertheilt Hr. Schrank, mit Ausschluß des Menschen, den er, sonderbar genug, in ein eignes Naturreich geordnet wissen will, in sechs Ordnungen: *Raubthiere* (*Ferae* Linn.), *Nachträuber*, *Nager* (*Glires* Linn.), *Wiederkäuer* (*Pecora* Linn.), *Hauer* (*Sus*), *Lastthiere* (*Equus*). Die Ordnung der *Nachträuber*, die aus den Gattungen *Erinaceus*, *Talpa*, *Sorex* und *Vespertilio* besteht, ist in so fern neu, daß die Gattung der Fledermäuse hinzugekommen ist; denn Link hatte schon diese Ordnung unter dem Namen *Rofores* vorgeschlagen. Aber die Zuordnung der Fledermäuse ist sehr unnatürlich, weil diese schon für sich eine durch viele Eigenschaften verbundene und ausgezeichnete Ordnung bilden. Das Kennzeichen der Ordnung der *Nachträuber*, wodurch sie der Vf. von den *Raubthieren* unterscheidet, besteht allein darin, daß diese nur Einen, die *Nachträuber* aber mehr als Einen Eckzahn an jeder Seite jeder Kinnlade haben. Dieses Merkmal ist nach unserm Dafürhalten ganz unstatthaft. Denn es ist noch gar nicht ausgemacht, ob man das, was der Vf. für die andern Eckzähne hält, wirklich dafür ansehen darf. Rec. ist im Gegentheil der Meinung, daß die hinter den vordersten Eckzähnen stehenden Zähne, welche der Vf. und Andre für hintere Eckzähne ausgeben, zu den Backenzähnen gerechnet werden müssen, weil dies ganz der Analogie z. B. mit dem Gebisse der unter *Ursus* Linn. begriffenen Thiere gemäfs ist. Die vordern Backenzähne werden einfach und nähern sich mehr oder weniger der Bildung der Eckzähne. Die eigentlichen Eckzähne haben gewöhnlich eine anders laufende Wurzel. Um auf etwas Gewisses zu kommen, was Vorderzähne, Eckzähne und Backenzähne sind, braucht man nur auf Folgendes zu achten. In der Oberkinnlade sind Vorderzähne diejenigen, welche den Zwischenkieferknochen eingefügt sind. Die zunächst daran stehenden einzelnen sind Eckzähne. Die Vorderzähne der Unterkinnlade kann man dagegen durch die Eckzähne bestimmen; denn der untere Eckzahn ist daran zu erkennen, daß er beym Zusammenschlagen der Kinnladen in die Lücke paßt, welche die obere Vorderzähne an jeder Seite zwischen sich und dem Eckzahne lassen. Die zwischen den beiden untern Eckzähnen vorn liegenden Zähne sind also die untern Vorderzähne. Die Zähne, welche dicht hinter den Eckzähnen liegen und die sich in der Gestalt von den hintersten Backenzähnen unterscheiden, kann man entweder als einfache Backenzähne ansehen, oder ihnen auch einen besondern Namen geben. Mit diesen Hülfsmitteln wird man in den meisten Fällen ausreichen. Wendet man sie auf die vorliegende Ordnung an, so findet man mehrere Aenderungen nothwendig. Der Vf. giebt dem Maulwurfs acht untre Vorderzähne, und hat darin alle Systematiker auf seiner Seite. Und doch ist es falsch; der Maulwurf hat in der Unterkinnlade nur sechs Vorderzähne, der siebente und achte zu jeder Seite sind seine untern Eck-

zähne, nicht blofs nach dem von uns angegebenen Erkennungsmerkmale, sondern auch nach der Bildung und Einfügung, worin diese Zähne von den Vorderzähnen abweichen und ganz mit Eckzähnen eines Raubthiers übereinstimmen. Das, was man für den untern Eckzahn des Maulwurfs hält, ist der vorderste von den einfachen Backenzähnen. Falsch ist ferner, daß der Igel oben und unten nur zwey Vorderzähne habe; er hat deren sechs, wie die Zwischenkieferknochen beweisen. Von *Sorex* muß man gestehn, daß die Vorderzähne von den Eckzähnen nicht zu unterscheiden sind. Rec. glaubt bey seiner Meinung von der Unterscheidung der Zähne die Stimmen aller derjenigen für sich zu haben, welche eine Menge von verschiednen Gebissen mit einander verglichen haben. Die Erkennung der obern Vorderzähne an ihrer Einfügung in den Intermaxillarknochen haben bewährte Naturforscher, z. B. *Blumenbach*, schon länger behauptet. Aber gesetzt auch, man wollte sie nicht gelten lassen, so bleibt die Erkennung der Ordnung doch immer zweifelhaft, weil sie auf ein zweydeutiges Merkmal gegründet ist.

Die Ordnungen der Vögel sind die *Linneischen*, die wir aber nicht so gut finden können, wie der Vf. So ist die Ordnung der *Atzeln* (*Picae*) zwar durch Worte, aber nicht in der Wirklichkeit von der Ordnung der *Singvögel* (*Passeres*) getrennt, und selbst die von dem Vf. angegebenen Kennzeichen beider Ordnungen schliessen einander nicht aus. Den Winkel hinter der Spitze der Oberkinnlade, der als Hauptmerkmal der *Raubvögel* (*Accipitres*) angegeben ist, findet man bey den Eulen und den meisten Falken gar nicht. Die Füße sind bey dem Sperber (*Falco Nixus*) nicht kurz zu nennen; und die Zehen sind bey einigen Falken an der Wurzel durch eine kurze Haut verbunden. Ein brauchbares System der Vögel ist eine sehr schwere Aufgabe, weil es nur auf wenige Theile gebaut werden kann und weil diese Thiere zum Theil einander außerordentlich nahe verwandt sind. Man erwäge nur die Gattungen *Lanius* und *Muscicapa*, die ganz allmählig in einander übergehn, so wie *Tanagra*, *Loxia* und *Fringilla* gar nicht von einander getrennt werden können, wenn nicht die Gattungsmerkmale ein bloßer unnützer Prunk des Systems seyn sollen.

Der erste Band enthält nach vorangeschickten *Betrachtungen über das gesammte Thierreich* (diese Ueberschrift geht durch ein Versehen durch den ganzen Band) die Classen der Säugthiere, Vögel, Amphibien, Fische und von den Insecten die Käfer. Die Reihe der Vögel schließt eine *Betrachtung über die Ausartung der Thiere*. Bey den Amphibien sucht der Vf. zu erweisen, daß die *Knorpelfische* von den *Grätenfischen* als besondere Classe getrennt werden müssen. Zu den Knorpelfischen rechnet er den Aal, dessen Haut aber nicht schuppenlos ist, wie der Vf. nach den für diese Ordnung angegebenen Kennzeichen glaubt. In der Classe der Insecten, die mit vielem Fleiße ausgearbeitet ist, sind die *Linneischen* Ordnungen mit Trennung der *Hemiptera* in zwey besondere Abtheilungen und mit

verbesserten Kennzeichen beybehalten, die *Fabricischen* Gattungen aber mehrentheils angenommen, selbst einige neue hinzugefügt, und die Kennzeichen aller Gattungen bald von diesen, bald von jenen Theilen genommen.

Im zweyten Bande folgen, nach *Betrachtungen über die Verwandlungen der Insecten, die Lehre der Einschachtelung und die Erzeugung organischer Körper*, die Ordnungen der *Halbkäfer* (*Ulonata Fabr.* mit Auschluss von *Forficula* und *Blatta*, die den Käfern beygefellet sind), der *Wanzen* (*Rhyngota Fabr.* mit Ausnahme von *Thrips*, den der Vf. zu den *Ulonaten*, obwohl mit Unrecht, zieht), der *Schmetterlinge* (*Glossata Fabr.*), der *Netzflügler* (*Synflata* und *Odonata Fabr.*), der *Wespen* (*Piezata Fabr.*) — Im dritten Bande werden nach *Beyträgen zur Beobachtungskunst in der Naturgeschichte* die Ordnungen: *Fliegen* (*Anliata Fabr.*) und *flügellose Insecten* (*Aptera Linn.*) abgehandelt. Die letzte Abtheilung dieses Bandes enthält die Classe der *Wärmer*, die mit besondrer Vorliebe und Umständigkeit bearbeitet, und in sechs Ordnungen zerlegt sind: *Aufgussthierchen, Gemeinwürmer, Eingeweidewürmer, Gliederwürmer, Schaalthiere, Röhrenthiere*. Ein *Anhang über die Mißbildungen* schließt das an vortrefflichen Beobachtungen und scharfsinnigen Bemerkungen reiche Werk, dessen Brauchbarkeit durch ein Register erhöht wird.

Rec. empfiehlt die auf das Einzelne sich erstreckende Prüfung dieses Werks den naturhistorischen Journalen, weil sie für eine Recension in einem allgemeinen literarischen Journale zu weitläufig seyn würde. Mit mancher Meinung und Behauptung des Vfs. werden andere Naturforscher, die ebenfalls Anspruch auf vorurtheilsfreyes Selbstdenken machen, nicht übereinstimmen. Eine nicht geringe Zahl der hier als neu oder unter weniger bekannten Namen beschriebenen Arten wird auf die jetzt üblichen Namen zurückgeführt werden müssen, z. B. bey den Insecten, wo der Vf. in der Systemkunde fast um ein Decennium zurückgeblieben ist; wie es scheint, zum Theil wohl aus der irrigen Meinung, daß das Geschäft einer genauen Nomenclatur für den Sammler, aber nicht für den eigentlichen Naturforscher von Werth sey. Schon in der Hinsicht ist diese Meinung falsch, daß ohne eine aus sorgfältiger Prüfung hervorgegangne Gewisheit, ob eine Art neu oder schon unter andern Namen bekannt ist, sich über das Eigenthümliche in den thierischen Producten eines Landes, und über das Uebereinstimmende derselben mit denen andrer Länder gar kein sicherer Schluss machen läßt. Für den Naturforscher ist diese Betrachtung eine der für ihn interessantesten Seiten einer *Fauna*. Gerade für ihn ist eine sichere Nomenclatur besonders wichtig, weil sie ihm oft erst die über eine Art gemachten Beobachtungen brauchbar macht. Eben so unrichtig scheint uns des Vfs., in der Vorrede zum zweyten Bande geäußerter, Gedanke, „daß die ausländischen Naturkörper für den Sammler vielen, für den gründlichen Naturforscher kaum einigen Werth haben.“ Die ausschließende Beobachtung der Naturkörper

Einer Gegend erzeugt nothwendig Einseitigkeit der Ansicht des Ganzen der Natur, weil sie nur ein kleines Bruchstück dieses in genauem Zusammenhange stehenden Ganzen betrifft. Wie oft ist nicht ein Theil an einer einheimischen Art so klein, und unendlich — unentwickelt möchte man sagen, daß man erst durch ausländische Arten, an denen er deutlich dargelegt ist, und an denen seine Verrichtung leicht beobachtet werden konnte, Aufschluss über ihn erhält. Warum soll der Freund von Naturbeobachtungen wie eine Blattlaus auf dem Flecke verharren, auf den Zufall ihn hingeführt hat, warum nicht seinen Blick weiterhin senden, da dieser durch die Betrachtung des Ausländischen, durch Vergleichung dessen, was Beobachter von einem fremden Geschöpfe angemerkt haben, oft erst geschärft wird, das ihn Umgebende aus dem richtigen Gesichtspunkte zu betrachten, den er ohne jenen Fingerzeig vielleicht nie gefunden haben würde. Schon die Erfahrung, daß ähnliche Arten nicht immer neben einander, sondern in verschiedenen Welttheilen wohnen, spricht dafür. Wir machen diese Bemerkungen deswegen, weil eines so berühmten Naturforschers Ansehen leicht Andre verleiten könnte, ihm unbedingt Glauben beyzumessen; und wir sind weit entfernt, jemand, der Lust, Gelegenheit und Talent hat, die ihn umgebende Natur zu beobachten, davon abziehen und ihn auf die ausländische Natur richten zu wollen, die ihm seine Lage vielleicht auf immer verschließt. Jede gründliche und neue Beobachtung in der Natur hat ihren Werth, den sie aber vorzüglich nur durch die Beziehung auf das Ganze erhält.

PARIS, b. Bossange u. C.: *Zoologie universelle et portative, ou histoire naturelle des Quadrupèdes, Cétacés, Oiseaux, Poissons, Insectes, Mollusques, Vers tant indigènes qu'exotiques* etc.; par l'Abbé P. A. F. Ray, avec un nouveau supplement, destiné aux plus recentes connoissances zoologiques d'après nos meilleurs Professeurs d'Histoire naturelle, redigé par L. F. Jauffret. 1804. XXIV, 710 u. 66 S. 4 (4 Rthlr. 16 gr.)

Dieses Werk erschien eigentlich 1788; da aber der Verkauf desselben stockte: so fand der Verleger für gut, es durch ein Supplement von Hn. Jauffret, der Vf. von mehreren beliebten Kinderschriften, wieder aufzututzen und so mit einem neuen Titelblatt dem Publicum als ein neues Werk anzubieten. Es ist jedoch kaum zu glauben, daß das die Naturgeschichte liebende Publicum an dieser zwar nicht unbrauchbaren, aber doch auch nach Hn. Jauffrets Zusätzen trocknen Compilation Geschmack finden sollte, da ja ganz neuerdings ein sehr brauchbares *dictionnaire d'histoire naturelle* erschien und ein vortreffliches *dictionnaire des sciences naturelles* angefangen ist, das besonders darauf auszugehen scheint, durch populären Vortrag der Naturgeschichte der eigentlichen Naturforschung Freunde zu gewinnen. Mit diesem Werke kann das vorliegende sich keineswegs messen. Die Anordnung die-

dieser *Zoologie portative* (letzteres erklärt der Vf. f, daß man sie auf seinem Bureau liegen oder im Wagen mit sich führen könne) ist kürzlich folgende. Vofan eine magre Einleitung, mit einer *intelligence des expressions usitées en Zoologie*. Dann folgen einige Betrachtungen über das Thierreich und eine ziemlich gute Eintheilung desselben; darauf S. 29 f. die specielle Zoologie in alphabetischer Ordnung, wobey

die damals besten Schriften gut benutzt sind. Den Beschluß des eigentlichen Werks machen Classificationstabellen, die die alphabetische Unordnung wieder gut machen sollen. Das Supplement von *Ha. Jauffret* enthält, auch in alphabetischer Ordnung, eine große Menge kleiner zoologischer Notizen, zu welchen er auch die neuesten Arbeiten seiner Landsleute benutzt hat.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**ARZNEYGELAHRTHEIT.** *Jena, b. Göpferdt: Matth. Ludov. Leithoff*, Lubecenf., Diff. inaugural. *sistens meletemata quaedam obstetricia.* 20 S. 4. — Der Vf., ein Schüler der *Hn. Froriep* (damals) zu Jena, und *Boer* zu Wien, welcher, während der Abwesenheit des ersten, ein halbes Jahr lang dem Entbindungs-Institute zu Jena vorgefetzt war und darüber ein ehrenvolles Zeugniß von der Regierung erhielt, stellt in dieser Schrift mehrentheils nur kurze Sätze auf, welche aber von Erfahrung und reifem Nachdenken über die Kunst zeugen. Einige davon zur Probe! Die Fälle, in welchen man die Geburt der Natur allein mit Sicherheit überlassen könne, und in denen man ihr mit der Kunst zu Hülfe kommen müsse, sind noch lange nicht genau genug bestimmt worden; daher rühre der Widerspruch in den Schriften der berühmtesten neuern Geburtshelfer, von welchen einige in einer langen und großen Praxis nur höchst selten künstliche Geburten beobachtet zu haben, andere hingegen fast täglich zu Hand-Manövern und Instrumenten ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt gewesen zu seyn versichern, und sich beiderseits auf vielfältige Erfahrung dabey berufen. (Wem fällt nicht hier das Beyspiel von *Will. Hunter* und von einem noch jetzt lebenden bekannten Lehrer ein? *Jener* versprach seinen Zuhörern, ihnen seine Lieblingszange, deren allein er sich zu bedienen pflege, zu zeigen; als sie zum Vorschein kam, war sie ganz verrostet, und *H.* machte die Bemerkung, er habe sie freylich seit vielen Jahren seiner großen Praxis in London (!) ungeschätzt, nicht zu brauchen Veranlassung gehabt. *Dieser*, welcher an einem kleinen Orte lebt, führt in der Reihe seiner Beobachtungen allein so viel Zangen-Operationen auf, daß seine Zange nicht durch Rost, wohl aber durch den beständigen Gebrauch, gelitten haben muß.) Der Vf. thut Vorschläge zur richtigern Bestimmung der hierher gehörigen Fälle, und zeigt dabey keine Vorliebe zur mechanischen Hülfe, weshalb er auch die Geburtsbülfe nicht als einen Theil der im engern Sinne sogenannten *Chirurgie* angesehen wissen will, und den höchsten Grad ihrer noch zu erreichenden Vollkommenheit darin setzt, daß alsdann die Anwendung der mehresten, noch jetzt gebräuchlichen, Instrumente ganz oder größtentheils wegfallen wird. Dies ist sehr zu loben, und macht der Schule, in welcher er sich gebildet hat, Ehre. — Der Satz des *Hn. Oslander*, daß Risse und Narben am linken Winkel des Muttermundes den sichersten Beweis einer vorhergegangenen Geburt abgeben, wird eingeschränkt, und zwar so, daß diese Einrisse und Narben nicht nach einer jeden Geburt notwendig da seyn müssen, daß sie auch, ohne eine Geburt und selbst am jungfräulichen Muttermunde, aus mancherley Ursachen vorkommen können und daher in gerichtlichen Fällen für sich allein keinen Glauben verdienen; auch daß sie am rechten Winkel mehrmals, wenn gleich nicht so oft, als am linken, beobachtet worden sind. — Gegen *Stein* wird, nach Präparaten aus dem *Loder'schen* Cabinet erwiesen, daß die Ründung des Muttermundes nicht als ein unbedingtes und sicheres Kennzeichen der Schwangerschaft angesehen werden müsse, weil diese Ründung auch bey dem ungeschwängerten

und selbst bey dem jungfräulichen Uterus vorkommen kann. (Auch dieser Satz ist für die gerichtliche Arzneigelahrtheit wichtig.) — Die Rülhe des neugeborenen Kindes, deren verschiedene Ursachen hier angezeigt werden, beweise keineswegs den, selbst noch von neuern Geburtshelfern vertheidigten und sogar in gemeinen Hebammen-Büchern aufgestellten allgemeinen Satz, daß man tod scheinenden, roth aussehenden, neugeborenen Kindern Blut aus der Nabelschnur lassen müsse. Das Schädliche dieses Verfahrens wird aus Gründen dargethan, und die bessere Art, aplyktischen Kindern Blut zu leihen, wird beschrieben.

Das beygefügte Programm des *Hn. Geh. R. Loder* hat die Ueberschrift: *Prima Myologiae elementa.* Sect. V.

*Ebenda f.*, b. *Frommann u. Wesselhöft*: Diff. inaug. *de sanguinis transfusione*, Praefide *Just. Christ. Loder*, auctore *Christ. Joach. Carstens*, Lubecenf. c. tab. aen. 22 S. 4. — Zuerst berührt Hr. C. kürzlich die Geschichte der Transfusion, und führt ein Paar ältere Beyspiele vom glücklichen Erfolge derselben bey Menschen an; Dann zeigt er die Ursachen, warum diese, vormals so berühmte, Heilungsart oft unglücklich ausfiel und endlich ganz außer Gewohnheit kam, zu welchen vornehmlich die unschickliche Anwendung derselben und der Gebrauch unzweckmäßiger Instrumente gehörte. Um die an sich nützliche und wohl anwendbare Erfindung wieder in Erinnerung zu bringen, giebt er nicht allein die dabey zu beobachtenden Cautelen und die Indicationen dazu (nämlich, 1) wo das Nutricions- oder vielmehr das Sanguifications-Geschäft leidet, z. B. bey gewissen Arten der Atrophie und der Abzehrung, auch bey der Bley-Colik, 2) wo ein großer Blutverlust statt gefunden hat, z. B. bey Verwundungen, nach der Entbindung u. s. w.), sondern auch ein von ihm erfundenes und von dem geschickten Mechaniker, *Hn. Otteny* zu Jena, verfertigtes, auch auf einer beygefügten Kupfertafel abgebildetes, Instrument (das sich jetzt in dem *Loder'schen* Cabinet befindet) an. Dieses Instrument besteht aus einer kleinern Glasröhre, durch welche das Blut laufen muß, welche in einer größern von eben derselben Art, so mit warmem Wasser gefüllt wird, enthalten ist. An beiden Enden sind messingne, mit einem schwachen Knöpfchen versehene, mit Schrauben zu befestigende Röhren, von welchen die eine einen Schließhahn hat. Ein Trichter dient zum Einfüllen des Wassers und ein mit Kork verklopftes Loch zum Auslassen desselben, so wie eine feine Bürste zum Reinigen der Röhren anzuwenden ist. Das Instrument ist hinreichend ausgedacht, und scheint den Erfordernissen, welche von einem zweckmäßigen Werkzeuge dieser Art in der Schrift aufgestellt sind, Genüge zu leisten, worüber die Erfahrung, wie es auch nur an Thieren, das Weitere ergeben muß.

Zum Schluß hat der Präles ausdrücklich erklärt, daß er weder an der Schrift selbst, noch an der Erfindung des Instruments, den geringsten Antheil habe, obgleich sein Name, wie gewöhnlich, auf dem Titel vorankommt.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 8. May 1805.

## S T A T I S T I K.

LEIPZIG, b. Fritsch: *Lehrbuch der Statistik*, gearbeitet von Joh. Georg Meusel. — Dritte, größtentheils umgearbeitete, vermehrte und mit Literatur bereicherte Ausgabe. 1804. 758 S. gr. 8.

Die Hoffnung der Geographen und Statistiker, durch die Friedensschlüsse von Luneville und Amiens endlich einmal für ihre Arbeiten wenigstens auf eine geraume Zeit gesichert zu werden, wurde freylich sehr bald vereitelt; eben diese Täufchung ist aber auch bey unsern schickfälschwangern Zeiten ein Grund mehr, nicht immer und ewig auf die Entscheidung noch dieser und jener Krise zu warten, um endlich wieder ein neues statistisches oder geographisches Lehrbuch, oder eine neue Auflage eines ältern herauszugeben, da ja doch dergleichen Veränderungen die akademischen Lehrer nicht abhalten können, über diese Wissenschaften zu lesen, und ein Lehrbuch von 1804 ihnen doch immer willkommener seyn muß, als eines von 1794. Lange genug hatte der Vf. mit dieser neuen Ausgabe auf diese und jene Veränderung in und außer Deutschland gewartet, als er sich endlich zum Abdrucke entschloß, und doch sah er schon während desselben Veränderungen, wie die der Erhebung des österreichischen Staats zu einem Kaiserthume; und ehe noch Rec. zur Anzeige dieses Werks kommen konnte, ist Napoleon, der hier bereits als französischer Kaiser aufgeführt wird, auch zum Könige von Italien erklärt, Holland hat wieder eine andere Verfassung erhalten u. s. w. Freylich möchte der Lehrer gern immer auch die neuesten Veränderungen in seinem Lehrbuche finden und lieber alle Jahre eine neue Ausgabe haben, wie dieß bey dem genealogischen Reichs- und Staatshandbuch geschieht; da dieß aber nicht möglich ist: so will der Vf., bis eine neue Auflage nöthig wird, von Jahr zu Jahr Supplemente auf einem oder zwey Bogen liefern; ein Versprechen, das wir mit Vergnügen erfüllt sehen werden. Auch bemerken wir diesen Umstand hier sogleich zu Anfange, um darauf aufmerksam zu machen, daß nun auf diese Art der Klage über schnelles Veralten möglichst vorgebeugt wird.

Und nun zur genauern Anzeige dieser neuen Ausgabe, die wir wohl mit Recht als ein neues Werk betrachten dürfen. Die erste wurde in der A. L. Z. 1792. Nr. 302. angezeigt, und dort wurde auch der durch die starke Verbreitung des Buchs selbst hinlänglich bekannte, nach dem Gattererischen modificirte, Plan auseinandergesetzt, der zwar manche individuelle Ein-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

wendungen zuläßt, im Ganzen aber vielen Beyfall gefunden hat. Jene erste Auflage behandelte 1) Europa überhaupt, 2) das deutsche Reich, 3) Oesterreich, 4) Preußen, 5) Großbritannien und Irland, 6) die vereinigten Niederlande, 7) Frankreich, 8) die Schweiz, 9) Venedig, 10) Polen mit Kurland, 11) Dänemark, 12) Schweden, 13) das russische, 14) das osmanische Reich, 15) Spanien, 16) Neapel und Sicilien, 17) Kirchenstaat, 18) Sardinien, 19) Portugal. In der zweyten Ausgabe (1794.) blieb *Polen* weg; in der neuesten, die wir hier anzeigen, sind die Hauptstücke nach einem vielleicht etwas zu willkürlichen Maßstabe theils des Interesse, theils der Kräfte der Staaten so geordnet, daß nach Europa überhaupt 2 — 4) das deutsche Reich, Oesterreich und Preußen (wie in der ersten Auflage), die übrigen aber in nachstehender Ordnung folgen: 5) Frankreich, 6) Großbritannien und Irland, 7) das russische Reich, 8) 9) Dänemark und Schweden, 10) 11) die batavische und helvetische Republik, 12) das osmanische Reich, 13) 14) Spanien und Portugal, 15 — 17) Neapel und Sicilien, der Kirchenstaat und die italiänische Republik, 18) die nordamerikanische Republik. In dieser Ausgabe fehlen also — außer Toscana, das auch in den frühern Ausgaben ungern vermisst wurde — Sardinien und Venedig, wie sich erwarten ließ; neu hinzugekommen sind aber die italiänische und nordamerikanische Republik. Es ist und bleibt demnach, ungeachtet man noch einige Staaten darin behandelt zu sehen wünschen möchte, wie außer Etrurien noch die ligurische Republik, das vollständigste Lehrbuch der Statistik, das wir bis jetzt haben, das, nach dem einmal angenommenen Plane, die Staatsmerkwürdigkeiten aller Art möglichst genau aufführt, und in dieser Auflage durch eine ausgewählte *Literatur* einen Vorzug gewonnen hat, für den jeder Lehrer dem Vf. sich verpflichtet achten muß. Um so mehr hält sich aber auch Rec. verbunden, zum Behuf einer neuern Auflage den Vf. noch auf dieß und jenes, was ihm bey dem Durchblättern auffiel, aufmerksam zu machen.

In dem ersten Hauptabschnitte von *Europa* dachte der Vf. S. 24. in dem Abschnitte vom *Adel* nicht an die große Ausnahme von *Frankreich*, wo jetzt zwar wieder eine Art von *Adel* (S. 267.), aber doch kein erblicher Adel existirt, und eben so wenig an die übrigen revolutionirten Staaten, die auch S. 25. in Rücksicht der Grundgesetze oder Grundverträge in Erinnerung gebracht zu werden verdienten. Das im Hauptstücke von *Deutschland* S. 39. zum bairischen Kreise gerechnete Salzburg gehört nach dem R. Deput. Recesß zum österr. Kreise. S. 46. würden wir, nach dem Vorgange mehrerer

Qq

rerer Geographen, den *Mayn* aus der Reihe der deutschen Hauptflüsse streichen, da er sich nicht, wie die übrigen, ins Meer mündet. In einer folgenden Auflage wird die Zahl der 32 Universitäten um mehrere geringer erscheinen; aber auch in dieser möchten einige zu viel seyn, da die zu Grätz und Olmütz nur als Lyceen gelten; wogegen jedoch Inspruck als (seit 1792.) wiederhergestellt Erwähnung verdiente; auch sind S. 132. diese Oesterreich betreffenden Angaben richtig beygebracht. S. 73. wird der Vf. künftig wohl die Zahl der Virilstimmen im R. Fürstenrathe beyfügen können, den eingeschränktern Einfluß der Reichsstädte aber genauer angeben. Zu der Darstellung des *österreichischen Staats* hat der Vf. vorzüglich auch die *Liechtensteinschen* Angaben benutzt. Bey der Angabe der Bevölkerung der einzelnen österreich. Länder bemerkt Hr. M., daß die meisten Angaben vor und während der Revolutionskriege bekannt worden, und folglich von der Summe der Menschzahl viel abzuziehen sey; wir lassen diese Bemerkung auf ihrem Werthe beruhen, müssen doch aber anführen, daß Hr. B. v. L. in seinen neuern Tabellen oft noch höhere Angaben aufführt, so daß er auch eine Totalsumme von mehr als 25 Mill. Einwohner herausbringt. Auch sind die Angaben der Städte-, Flecken- und Dörferzahl hier und dort verchieden; und wahrscheinlich würden sich auch über andere Gegenstände Abweichungen von *Liecht.* und von andern österreichischen Schriftstellern finden, wenn diese sich über alle so erklärten, wie über jenen. — In dem Hauptstücke von *Preussen* scheint der Vf. mehr Hn. *Küster* als Hn. *Krug* gefolgt zu seyn; dieser liefert wenigstens in seinem Abrisse (wovon jetzt eben eine neue Auflage erscheint) verschiedene Angaben, die wir hier nicht finden, und darunter mehrere, die wir befolgt zu sehen gewünscht hätten, hier aber nur andeuten können. (Im Vorbeygehen bemerken wir, daß S. 186. *Mörs* weggelassen werden muß.) Länger als bey diesen deutschen Staaten werden wir uns bey *Frankreich* verweilen. In der Literatur ist zufällig der so brauchbare *Almanach national* (jetzt *impérial*) nicht aufgeführt, wohl aber der vom J. 1804. genutzte. Der neueste konnte freylich nicht erwartet werden; doch ist hier schon das Ganze nach der kaiserlichen Constitution behandelt, so weit sie hier Einfluß hat. — Gegen die Schilderung der französischen Nation ließen sich, so wie, aus ganz natürlichen Gründen, auch bey andern Schilderungen von Nationen, manche Einwendungen machen. So sprechen wohl hier ihre auch von deutschen Mathematikern verehrten Analytiker laut gegen den Vorwurf des Mangels an Anlage zum tief sinnigen Studium der höhern Kenntnisse; ihre Umformung der Chemie und manche andere neue Thatfachen setzen sie unter die Erfinder u. s. w. — In der Aufzählung der Producte wird Frankreich, aufser Gold und Zinn, auch Silber abgesprochen; einige Bleyminen sollen jedoch, besonders im Isère Departement, dergleichen enthalten; ein anderes Metall, das dem Lande bisher fehlte, das Quecksilber, erhielt es durch die Acquisition von Zweybrücken. — Da übrigens bey den

Producten des Mineralreichs mehrere numerische Angaben sich finden: so hätten wir auch bey den Producten der übrigen Naturreiche einige der Hauptkummen aus *Herbin* beygebracht zu sehn gewünscht, und eben so bey den Fabriken und Manufacturen, und bey dem Handel. — Dem Gehalte der Erzbischöfe (15000 Fr.) und der Bischöfe (10,000 Fr.) hätte noch der geringe Gehalt der niedern Geistlichen beygefügt werden können, deren erste Classe 1500, die zweyte nur 1000 Fr. erhält. Auch verdienten wohl die protestantischen Confitorien, so wie der Minister des Cultus, erwähnt zu werden. Bey den Lyceen hätte bemerkt werden können, daß darin 6400 Zöglinge (2400 aus den Söhnen des Militärs und der Civilbeamten) auf Kosten des Staats unterhalten werden, so wie dies auch der Fall mit 700 Zöglingen in dem *Prytanée* ist, von welchem der Vf. S. 262. drey Collegien besonders nennt, ohne sie mit dem allgemeinen Namen zu bezeichnen, der erst S. 266. die vier bis dahin bestandenen Collegien aufführt, von denen jetzt, nach der Verwandlung des Pariser in ein *Lyceum impérial* und des Compiegner in eine Kunstschule, nur noch das zu St. Cyr besteht. (Das zu St. Germain en Laye kam nie in Thätigkeit.) Nicht ganz richtig ist es, wenn der Vf. die höhern Specialschulen in Parenthese *Universitäten* nennt, da jede derselben zur Vollkommnung eines einzelnen Zweigs von Wissenschaften bestimmt ist, von der sie auch den Namen hat. Was übrigens in diesem Abschnitte zu ändern ist, giebt der neueste Almanach hinlänglich an. — Dem National-Institut für Taubstumme hätte das Blindeninstitut beygefügt werden können. — Bey den vier Classen des National-Instituts (jetzt *Institut des Sciences, Lettres et Arts* genannt) würde Rec. auch die bestimmte Zahl der 40 Mitglieder bey der zweyten und dritten angegeben haben. — Neben den Bibliotheken zu Paris verdiente der wichtige *Jardin des Plantes* oder das *Muséum d'Histoire naturelle* (das jedoch S. 262. als Lehranstalt bemerkt ist) aufgeführt zu werden; auch hätte der in neuern Jahren fast in allen Hauptorten des Departements angelegten botanischen Gärten und Naturaliensammlungen, und, neben den Kunstsammlungen in Paris, der in mehreren großen Städten errichteten Kunstmuseen mit einigen Worten gedacht werden können. — Ungern vermißt man (S. 271.) den kaiserlichen Hofstaat, der aber freylich wohl zur Zeit der Abfassung dieses Werks noch nicht hinlänglich bekannt war; auch hätte schon hier die später bey der Landmacht aufgeführte Ehrenlegion ihre Stelle erhalten sollen, da sie einerseits zum Glanz des Throns beyträgt, andererseits aber, wie der Vf. selbst bemerkt, nicht bloß für Militärpersonen (und auch nicht bloß der Landmacht) gestiftet ist. S. 272. werden die Minister bloß in Verbindung mit dem Staatsrathe aufgeführt; allein die nach der Wiederherstellung des Polizeyministeriums und der definitiven Organisation des kirchlichen Ministeriums jetzt bis auf zehn vermehrten Minister machen auch zehn besondere Departements aus, die mehr Gegenstände umfassen, als die sechs Sectionen des Staatsraths; und

und dieß war schon 1804. der Fall, da es nur 8 Mi-  
nister und 5 Sectionen des Staatsraths gab. Ueber-  
dies hätten, so wie es bey den Gerichten geschah,  
auch bey dem Finanz- und bey dem Kriegswesen die  
Functionen der verschiedenen Minister angemerkt  
werden sollen. Neben dem Finanzministerium beste-  
ten zwar noch mehrere Finanzbehörden, aber keine  
obenannte Finanz-Commission; es scheint darunter  
bloß die unmittelbar darauf erwähnte *Comptabilité*  
*nationale* verstanden zu seyn. Bey den Finanzen äus-  
sert übrigens der Vf. ein fast übertriebenes Mis-  
trauen gegen die Staatsrechnungen; außerdem würde  
die Darstellung der Finanzen etwas anders ausgefal-  
len seyn. In dem Abschnitte vom Kriegswesen wäre  
wohl das Kriegsdepot einer Stelle werth gewesen.  
Bey der franz. Seemacht hat der Vf. — welches bey  
der Landmacht nicht geschieht — die Zahl der Ad-  
mirale, Capitaine u. s. w. angegeben, wahrscheinlich  
in der Abicht, um dadurch die außerdem nicht  
bestimmbare Anzahl jetziger und künftiger Kriegs-  
schiffe anzudeuten; der neueste Almanach zählt aber  
statt 8 jetzt 9 Viceadmirale, und statt 6 Contreadmi-  
rale 12; aber weniger Schiffs- und Fregattencapi-  
tains. — Ueber das Hauptstück von *Großbritannien*  
haben wir weniger zu bemerken. Zu den Angaben  
vom Handel ließen sich einige Varianten und andere  
Bemerkungen beyfügen, die aber der Natur der Sa-  
che nach nicht sicherer seyn können, als die vom Vf.  
angeführten. — Dafs es in Großbritannien keine  
Leibeigene giebt, ist freylich wahr, wenn von Ge-  
setzlichkeit die Rede ist; sonst findet man, nach an-  
dern Nachrichten, noch Reste von Leibeigenschaft un-  
ter den Schottischen Kohlengräbern, und überhaupt  
sind in Schottland die Landleute noch zu manchen  
harten Diensten verpflichtet. — Die grüne Flagge,  
die in den neuern *Navy Lists* nicht erwähnt wird, bliebe  
vielleicht besser weg. Die Kosten des Baus und der  
Ausrüstung eines Linienschiffs von 100 Kanonen wer-  
den jetzt bis 80,000 Pfd. St., die der Unterhaltung  
monatlich auf 3400 Pf. St. geschätzt. — Ein Nachtrag  
wird auch das neue Linienschiff von 130 Kanonen,  
das einzige in seiner Art, und manches andere unter-  
dessen bekannt gewordene zusetzen, und anderes be-  
richtigen. — Zu Abänderungen des Hauptst. von  
*Rußland* werden in Zukunft die Fortsetzung von  
*Storch's* zum Theil schon hier, selbst noch in den Zu-  
sätzen, gebrauchten Journals und andere unterdessen  
erschienene und noch zu erwartende Schriften aus  
*Rußland* unter der jetzigen Regierung hinlänglich  
sorgen; und der Vf. wird sie mit Behutsamkeit be-  
nutzen, wie es hier mit *Storch's* ihm hier und da zu  
hoch scheinenden Angaben geschehen ist. Auch lei-  
sten in Hinsicht auf gelehrte Anstalten mehrere deut-  
sche Literatur-Zeitungen gute Dienste, wie wir selbst  
zu S. 401. in Ansehung der militärischen Erziehungs-  
anstalten erinnern. — Ueber das Hauptst. von *Dä-  
nemark* nur einige kleine Bemerkungen. Holstein soll  
nach einer neuen und genaueren Berechnung nur  
144 Q. Meilen, aber 320,000 Einw. enthalten; in Is-  
land wurden deren 1804. über 47,000 gezählt. Zur

Beförderung der Landwirthschaft giebt es, aufser  
der 1768. errichteten Landhaushaltungs-Gesellschaft,  
auch eine Ackerbauschule seit 1792.; und aufser der-  
selben hätte auch die Thierarzneyhschule erwähnt zu  
werden verdient. — S. 438. hätten wir dem Satze:  
„Im J. 1795. wurden in D. und N. zur Verminderung  
der Proceffe Vergleichscommissionen angeordnet,  
zum Besten anderer Länder das bekannte Resultat hin-  
zugefügt zu sehen gewünscht: „die ihren Zweck sehr  
gut erreichen.“ (Im Durchschnitte wurden 1798—  
1801. jährlich über 2000 Proceffe verglichen.) — In  
der Folge der *schwedischen* Bischöfe S. 459. würde es  
wohl richtiger heißen: zu *Wisby auf Gothland*, und  
1 Superintendent der *Flotte* zu Carlskrona. Die Er-  
ziehungsgesellschaft zu Stockholm (S. 461.) ist leider  
schon seit mehreren Jahren eingegangen; dagegen las-  
sen sich noch eine patriotische Gesellschaft zu Stock-  
holm, und die finnländische anführen; so wie der  
*Krigsmanna Sällskapet* eine *Orlogsmanna Sällskapet* an  
die Seite zu setzen ist. Unter den Bibliotheken soll  
die Upsalische Universitäts-Bibliothek den Vorzug  
vor der königlichen zu Stockholm haben. — In  
dem Hauptstücke von der *batavischen Republik* hät-  
ten wohl noch einige gelehrte Gesellschaften mehr  
und einige poetische genannt werden können; vor  
allen aber hätte die so wirkfame *Genootschap tot nut*  
*van't Algemeen* erwähnt zu werden verdient. In Rück-  
sicht der Universitäten bemerken wir, dafs auch noch  
jetzt Gröningen, Franeker und Harderwyck so ge-  
nannt seyn wollen, wie Leyden und Utrecht, wie-  
wohl es einst im Werke war, Leyden als die einzige  
Landes-Universität bestehen zu lassen. Dafs die hier  
dargestellte Constitution von 1801. schon im März  
1805. eine Antiquität seyn würde, war im October  
1804. nur zu vermuthen. — Bey der Darstellung der  
Regierungsform der *helvetischen Republik* hat der Vf.  
die sonst bemerkbaren Gränzen dadurch überschrit-  
ten, dafs er *d'Affry* als ersten Landammann (bekannt-  
lich hat er jetzt schon den zweyten Nachfolger) und  
Bonaparte als seinen Beförderer nannte; da hingegen  
in demselben Abschnitte bey der *italianischen Republik*  
weder Bonaparte als Präsident, noch Melzi d'Erile  
als Vicepräsident genannt wird. Die Regierung der  
einzelnen Cantone hätte wohl, wenigstens nach der  
mehrern gemeinschaftlichen Form, etwas genauer dar-  
gestellt zu werden verdient, als es unter dieser Ru-  
brick und bey der in der Bundesacte beliebten, hier  
(S. 508 f.) wiederholten, alphabetischen Aufzählung  
gesehen ist. Woher die Angabe der helvetischen  
Nationalschuld von 14 Mill. Fl. im J. 1804. sey; wis-  
sen wir nicht; nach dem Endbeschlufs der schweizeri-  
schen Liquidations-Commission vom 1. Nov. 1804.  
betrug die gesammte noch zu tilgende Nationalschuld  
nur 3,757,031 Fr. 3 Btz. 7 Rp. Dafs in Hinsicht der  
Truppenstellung der helvetischen Republik eben so  
ein Verhältnifs festgesetzt worden, wie in Hinsicht  
der Beyträge zu den Staatsausgaben, hat der Vf. über-  
schlagen das mehr als halb asiatische Reich der *Osma-  
nen*, um bey den übrigen europäischen Staaten zu blei-



bleiben. — In *Spanien* soll man im J. 1801. nur eben so viel Einwohner gezählt haben, als 1768. (nur 9,300,000); und da in den letztern Jahren das gelbe Fieber so viele Menschen hingerafft hat, so muß diese Zahl jetzt noch weit niedriger angesetzt werden. — Die Charakteristik der *Portugiesen* hätten wir nach *Link* modificirt zu sehen gewünscht. — In Hinsicht auf *Neapel* und *Sicilien* würden wir dem Vf. für die Supplemente die *Fragmente über Italien* (1798.) in Vergleichung mit *Gerning's* Reise, für den *Kirchenstaat* aber das Gemälde von Rom und *Bonfletten* empfehlen; für die *italiänische Republik* oder das künftige Königreich *Italien* (nicht *Lombardey*, wie man vermuthete) liefert *Napoleon I.* die wichtigsten Materialien; sie hier genauer anzugeben, würde eine überflüssige Arbeit seyn. — Das neue Hauptstück von der mit Europa in so vielfachen Verhältnissen stehenden *nordamerikanischen Republik*, für welches es wohl der in der Vorrede beygebrachten Entschuldigung kaum bedurfte, zeichnet sich vorzüglich durch Zusammenstellung mehrerer Angaben zur Uebersicht des schnellen Wachstums dieser neuen Republik von 1774 bis zum Theil 1802. aus, wie bey den Einwohnern; zu andern Rubriken haben neue Nachrichten weitere Data geliefert, wie z. B. über die Ausfuhr, die 1774. überhaupt 6,100,000 Dollars eigener Producte, 1799. überhaupt 78,665,522, an eigenen Producten 33,142,187, vom 1. Oct. 1802. aber bis 30. Dec. 1803. überhaupt 55,800,031, an eigenen Producten 42,205,961 D. betrug; ferner über die Banken, deren man jetzt an 40 zählt, von denen 1784. noch keine existirte; über den Schuldentilgungsfond, der von 1774 bis 1803. von 2 bis auf 12 Millionen stieg u. s. w.

Um dieser Anzeige einiges Interesse mehr für die gegenwärtigen Zeitumstände zu geben, war Rec. Anfangs Willens, die vom Vf. gesammelten Data über die Seemacht der jetzt kriegführenden Mächte mit einigen andern zu vergleichen; seit dem ersten Vorfatze und dessen Ausführung fand er jedoch diese Angaben zum Theil schon so sehr verändert, zum Theil aber so schwankend, daß er diese Vergleichung nicht wagt; und überdies dürfte diese Anzeige manchem schon zu lang scheinen, so wenig sie auch erschöpft, was sich noch, selbst durch Einwürfe gegen die Materialien, zur Empfehlung dieses reichhaltigen, größtentheils die neuesten Angaben benutzenden, Lehrbuchs sagen ließe.

### ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Steinacker: *Reise von Thüringen durch Sachsen, die sächsische Schweiz und die Oberlausitz,*

*über den Oybin und Meffersdorf in das schlesische Riesengebirge.* — Zweyter Theil 1804. 215 S. 8. m. 1 Kpfr. (mit d. ersten Theile zu 1 Rthlr. 18 gr.)

Zufälliger Weise wurde dieser zweyte Theil, der mit dem ersten zugleich für den oben angezeigten Preis erschien, von dem unterdessen verstorbenen Rec. jenes Theils nicht mit angezeigt. Wäre dies geschehen: so würde sein Urtheil vielleicht etwas anders ausgefallen seyn. Der Vf. schweift in diesem Theile weit weniger aus, die Stellen etwa abgerechnet, wo leicht verzeihliche Ausbrüche seines Gefühls vorkommen; und wenn man gleich eben nicht viel Neues in seinen Bemerkungen findet, wie sich auch von so oft bereiseten und so vielfältig und zum Theil erst neuerlich so genau beschriebenen Gegenden kaum erwarten läßt: so zeugen doch diese, wie schon an dem ersten Theile gerühmt wurde, von einem hellen Blicke und lassen sich angenehm lesen. In diesem Theile geht die Reise von *Bauzen* über *Löbau* und *Herrnhut* nach *Zittau* auf den *Oybin*, dessen Ansicht das Titelkupfer ausmacht, von da über *Friedland* u. a. O. nach dem durch seinen Besitzer (*H. v. Gersdorff*)- und seine Sammlungen eben sowohl als wegen der nahen Tafelfichte merkwürdigen *Meffersdorf*, in das schlesische Riesengebirge und von da zurück nach *Görlitz*. Bey dieser Stadt bemerkt der Vf., daß man dort das Grab *Jak. Böhme's* sehr gut kenne, und daß zuweilen andächtige Seelen, vorzüglich aus *Holland*, hinkommen, die voll dankbarer Gefühle Erde von dem Hügel des kräftigen genialischen Schusters mit sich nehmen. Das Ganze schließt mit einigen Anmerkungen über die *Oberlausitz* überhaupt und über die *Wenden* (*wendischen Bauern*) insbesondere, von denen er das durch Gründe unterstützte Urtheil fällt, daß sie eine zwar kraftvolle, aber sehr unwissende und in moralischer Rücksicht sehr rohe Nation sind. Nicht allgemein bemerkt ist vielleicht der häufige gesetzwidrige Umgang beider Geschlechter, der durch die Gewohnheit in *Sachsen*, *Wendinnen* als die gesundesten *Bauerdirnen* zu *Ammen* zu wählen, sehr befördert wird. Uebrigens ist der Vf. billig genug, auch die gewöhnlichen Entschuldigungsgründe ihres gegenwärtigen Zustandes anzuführen, die denn auch für die übrigen von *Deutschen* zurückgedrängten *Slaven* in andern Ländern gelten. — Zum Schluß noch die Anzeige, daß hier und da einige Bemerkungen gegen *Waissens Wälderungen* durch *Sachsen* und *Schlesien*, und *Engelhard's* Beschreibung der *Oberlausitz* vorkommen.

### Druckfehler.

Num. 88. S. 36. Z. 27. 1. Roole st. Rvole.

Z. 28. 1. Guyenne st. Gugena.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 9. May 1805.

## G E S C H I C H T E.

**KÖNIGSBERG**, b. Göbbels u. Unzer: *Cosmopolitische Briefe über die Geschichte des russischen Reichs*. Ein Beytrag zur Kunde alter und neuer Zeiten. Vom Verfasser der cosmopolitischen Wanderungen. B. I. Geographie und Statistik. 1803. 566 S. B. II. Schluss der Statistik und Anfang der Geschichte bis auf die Vertreibung des Großfürsten Iwaslaw des Zweyten. 1804. 456 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Der erste Band dieses Werks ist ein wüthiger Pendant zu dem vor nicht gar langer Zeit in diesen Blättern angezeigten *Tableau de l'empire russe au commencement du XIX. siecl.* Man wundert sich eben nicht, daß ein Franzose so etwas schreiben konnte; wie aber ein Deutscher, dem so manche treffliche geographisch - statistische Ländergemälde als Muster vor Augen lagen, und der die besten und reichhaltigsten Quellen in der Nähe hatte, wie ein Deutscher dazu kommt, etwas ähnliches zu liefern, das ist in der That unbegreiflich. Zwar scheint es im ersten Briefe, als hätte der Vf. nur den wiederholten Anforderungen eines Freundes, an den die Briefe gerichtet sind, nachgegeben, als er die Feder ergriff, um ihm „die Geschichte (denn Geographie und Statistik sind ihm nur Nebensache, wie schon der Titel zeigt, ob sie gleich den ganzen ersten Band von 566 Seiten und einen Theil des zweyten einnehmen) eines Reichs systematisch mitzutheilen, das ihn besonders schon (eigene Worte des Vfs. S. 1.) in mehrerer Rücksicht interessiert, da er mehrere Provinzen dieses Staats selbst durchwandert ist und vieles an der Quelle gesehen hat.“ Allein wenn ihn dies auch vor seinem leicht zu befriedigenden Freunde entschuldigt, so rechtfertigt es ihn doch nicht vor dem Publikum darüber, daß er etwas unternahm, dem er durchaus nicht gewachsen war. Doch hat er nicht vielleicht auch Entschuldigungsgründe für das Publikum? Das wird sich bald zeigen. Ueber die russische Geschichte äußert er sich S. 1. folgendermaßen: „Natürlich kann ich Ihnen nichts Neues sagen, als was schon vor mir L'Evêque (L'Evesque) Müller und andre Geschichtsforscher, die sich als einzige Quellen bey meiner Arbeit benutzen mußte, gesagt haben. Es kam also bloß darauf an, einige auffallende Irrungen zu verbessern, das Ganze in mehr systematische Ordnung zu bringen und ihm allenfalls eine neue Form zu ertheilen.“ Und über die Geographie und Statistik Rußlands lesen wir S. 16. folgendes: „Es ist so viel über Rußland geschrieben und  
A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

gelogen (etwa ein cosmopolitischer Ausdruck?) worden, daß man bey dem ersten Anblick Wunder glauben sollte, wie sicher die statistischen Nachrichten wären; und doch würde man sehr irren, wenn man alles für authentische Wahrheit annehmen wollte, was *sinkende* (vielleicht ein Druckfehler für *stinkende*; doch kommt es weiter unten noch einmal vor) Lobredner erdacht, oder dumme Tadelfucht erdacht hat. Ein gewisser Pastor in Liefland, Namens *Hupel*, der *elendeste Schmeicheltredner der russischen Herrlichkeiten* (kaum vermochte es Rec. über sich, diese Lästerung eines würdigen Gelehrten nachzuschreiben) hat unter dem Titel: *Nordische Miscellaneen* ein Werk geliefert, das ganz den übertriebenen Posaunenton führt, der unter hundertmalen kaum einmal Wahrheit sagt. Weniger *schmeichelt*, aber immer noch übertrieben genug, erscheint *Herrmann* in seinen statistischen Schilderungen, ein Werk, das, bey aller seiner Parteilichkeit, doch auch sehr schätzbare Aufschlüsse liefert. Das *Petersburger Journal* kommt gar nicht in *Anschlag*; denn es enthält nichts als *sinkende Lobredner*. *Storch* ist auch nicht sehr glaubwürdig, da er ebenfalls den *Mantel nach dem Winde* hängt u. s. w.“ In Rücksicht der ältern Statistik Rußlands läßt er nur *Büschingen* Gerechtigkeit wiederfahren. „Für die Statistik der neuern Zeiten, fährt er dann fort, verweise ich auf die Menge von Reisebeschreibungen, die in unsern Tagen alle *Messen überschwommen*, und worin man bald Gallfucht, bald unbedingtes Lob — antrifft. Den größten Theil dieser für und wider nun habe ich zu Rathe gezogen, sie mit meinen eignen Beobachtungen zusammen gehalten, und daraus das Wenige (ja wohl wenig, obgleich über 600 Seiten) genommen, was ich Ihnen, lieber Freund, hier mittheilen werde.“ — Also Berichtigungen, neue Ansichten, Widerlegung und Zurechtweisung *Hupels*, *Herrmanns* und *Storchs*; in Betreff der Geschichte zwar nur *L'Evesquiana*, *Mülleriana* u. s. w., aber doch auch Verbesserungen auffallender Irrthümer, systematische Ordnung und eine neue Form — dies verspricht der bescheidene Vf. Und was leistet er? — Wir wollen sehen. Nach einigen cosmopolitischen Expectorationen und Klagen über den Geist der Zeit im ersten Briefe fängt er sogleich im zweyten mit „einigen vorläufigen Berichtigungen in Betreff der physischen und politischen Lage Rußlands“ an, die „er der eigentlichen Landesgeschichte voranzuschicken für nöthig hält.“ Diese „vorläufigen Berichtigungen“ (die aber nichts weniger als Berichtigungen sind, wie wir bald zeigen werden) bestehen nun in einer ziemlich weitläufigen, trivialen, und dabey höchst

höchst fehlerhaften geographisch - statistischen Beschreibung des russischen Reichs. Gleich im Anfange dieser Schilderung verräth der Vf. große Unkunde der Geographie Rußlands. Er meynt nämlich, die Gränzen Rußlands *ließen sich nicht genau angeben*. Seine Angabe ist allerdings nicht *genau*; denn die ganze Strecke von Ländern zwischen China und Persien begreift er unter dem Namen der *Tartarey* und das schwarze Meer erwähnt er gar nicht. Ueberdies ist sie auch *unrichtig*, indem er die Ostsee zur nördlichen Gränze Rußlands rechnet. Wir rechnen nicht mit dem Vf. über die *Strecken von tausend und mehr (!) Meilen*, die in Rußland unangebaut liegen sollen, noch darüber, daß *Rußland*, seiner Meinung nach, *noch immer auf der Ostsee die Oberherrschaft der Schweden und Dänen anerkennen muß*, da diese Behauptungen zu auffallend ungereimt sind, als daß sie einer Widerlegung bedürften; auch wollten wir es gerne auf Rechnung des Setzers oder Correctors schreiben, daß anstatt *Nowaja Semlja*, wie die unter dem Namen Novazembla bekannten Inseln des Eismeres eigentlich heißen, in seinem Buche immer *Nowaja Semblaja* oder *Nowaja Sembla* steht, und daß der *Dnjepr* und *Dnjeßtr* in *Dnepper (!)* und *Dniester* verstümmelt worden sind; endlich möchten wir ihm auch wohl die *grata negligentia* zu gute halten, daß er unter den Flüssen des europäischen Rußlands den allerwichtigsten, die *Wolga*, aufzuführen vergißt, und S. 30 und folg. erst „nachholt, was darüber zu sagen ist;“ allein folgende Fehler verdienen um so mehr eine Rüge, da der Vf. die trefflichen Männer, die über Rußland geschrieben haben, so unwürdig behandelt. S. 31. sagt der Vf.; „die Wolga durchströmt das ganze Gouvernement von Moskau, so wie die Gegenden von Kasan und Astrachan.“ Dies ist nun zum Theil *falsch*, indem die Wolga *nicht durch* das moskowische Gouvernement, sondern längs demselben, fließt, und zum Theil oberflächlich, da der Lauf dieses Flusses durch das Twerische, Jaroslawische, Kostromische, Nischnenowgorodische, Kasanische, Simbirskische, Saratowsche und Astrachanische Gouvernement geht, wie der Vf. von *Pleschtschjew*, *Storch*, *Haym* u. s. w. lernen konnte. S. 52. heißt es: „Wir haben also jetzt wieder für das gesammte russische Reich sechs und vierzig Statthalterschaften.“ Also nicht einmal das weiß der Vf., in wie viele Gouvernements Rußland eingetheilt ist? Welche grobe Unwissenheit an einem geographisch - statistischen Schriftsteller nicht *sechs und vierzig*, sondern *funfzig* Gouvernements (außer Georgien, welches der Vf. auch nicht rechnet,) zählt man jetzt in Rußland. Aber er erwähnt die Gouvernements (so muß es jetzt heißen, der Name Statthalterschaft, russisch *Namestnischestwa*, ist abgeschafft) *Wilna* und *Curland* nicht, die er beide zum Gouvernement *Grodno* schlägt; ferner macht er aus den beiden Gouvernements *Vollhynien* und *Podolien* nur eins unter dem Namen *Kaminiex*, und die Gouvernements *Nikolaew*, *Tomsk* und das *Kaukasische* übergeht er ganz; dafür aber zählt er *Ufa* und *Kolywan* mit, die eingegangen sind. — Aus der Menge von

Unrichtigkeiten, die sich in der Beschreibung der Städte und Oerter finden, wollen wir nur die ausheben, die in der Beschreibung Moskau's, wo der Vf. gewelen zu seyn andeutet, vorkommen. Diese Stadt, die der cosmopolitische Geschichtschreiber die *Wage des gesammten Staates* nennt, liegt nach S. 86. „an der *Moskau* (den Namen des Flusses *Moskwa* hat, so viel wir wissen, noch niemand so verstümmelt, ob es gleich hergebracht ist, den Namen der Stadt, die bekanntlich auch *Moskwa* heißt, auf diese Weise im Deutschen zu verunstalten), die sich in *einiger* Entfernung (es sind *hundert* Werste, also *vierzehn* deutsche Meilen) mit der *Okka* vereinigt.“ Hier wohnen die großen Matadore Rußlands, die *Kneesen* (*Knjasen*) und *andre Bojaren* (man sieht, wie gut der Vf. die verschiedenen Klassen des russischen Adels kennt: *Bojaren* giebt es seit Peter I. nicht mehr), die *ihre Residenz der neuen weit vorziehen (!)* u. s. w.“ S. 87. „Es giebt hier Fürsten, welche jährlich Millionen angehen lassen und einen Hofstaat halten, gegen den der *königlich preussische gar nicht in Anschlag kommt*. — Da werden oft in einem Tage *Millionen* (wahrscheinlich *Kopeken*) vergeudet, ohne daß es dem *Verschwender sehr wehe thut*.“ — Diese lächerlichen Aufschneidereien übertreffen doch alles, was der Vf. in der oben angeführten Stelle von dem übertriebenen Pöfannetöne anderer Schriftsteller sagt. S. 90. „Der *Kreml* (*Kreml*) ist mit einer dreyfachen Mauer umgeben.“ Dies ist falsch, der *Kreml* ist mit einer einfachen Mauer und einem Graben umgeben. Eben so unrichtig ist es, daß *Kitaigorod* mit dem *Kreml* durch eine steinerne Brücke zusammenhängt, *die über die Moskwa führt*; die *Moskwa* fließt gar nicht zwischen dem *Kreml* und *Kitaigorod*, sondern von *Kitaigorod* aus betrachtet, hinter dem *Kreml*, von welchem sie den, jenseit der *Moskwa* liegenden, Theil der Stadt (*simoskwarezkaja Tschast*) trennt. Mit *Kitaigorod* hängt der *Kreml* durch zwey Brücken zusammen; die von dem *Spaskischen* und *Nikolskischen* Thore des *Kremls* über den trocknen Graben führen, der ihn umgiebt. — In *Kitaigorod* liegt nicht die kaiserliche Apotheke, die zuvor in *Belgorod* war, seit einigen Jahren aber in die Vorstadt, auf die *Kudrina*, verlegt ist; nicht die hohe Schule, die man in *Belgorod* findet u. s. w. *Belgorod* ist nicht mehr mit einer weissen Mauer umgeben (zu *Olearius* Zeiten war dies allerdings der Fall), sondern mit trefflichen Alleen und englischen Anlagen; Nicht in diesem Stadttheile, sondern in *Kitaigorod*, treiben die Kaufleute ihr Wesen. In *Semlänöigorod* sind nicht *lauter* hölzerne, sondern auch viele steinerne Häuser, und zum Theil prächtige Palläste; auch wohnen gerade die meisten Edelleute in diesem Stadttheile, besonders auf der *Pawarskaja* und *Arbatskaja*, und nicht, wie der Vf. behauptet, größtentheils Tagelöhner, Handwerker und andre kleine Bürger. Die *deutsche Sloboda* wird nicht ganz von Deutschen bewohnt, sondern es wohnen auch mehrere Russen da, so wie auch viele Deutsche in andern Stadttheilen wohnen. Doch wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle die Unrichtigkeiten

ten berichtigen wollten, die sich der Vf. hier, so wie an andern Stellen zu Schulden kommen läßt. Und doch giebt er vor, selbst in Moskau gewesen zu seyn. Wenn wir diess glauben sollen, so müssen wir annehmen, daß er sich etwa im Gefolge des Olearius befunden hat, denn auf das damalige Moskau möchte seine Beschreibung eher passen, als auf das jetzige, obgleich auch damals die Moskwa eben so wenig zwischen dem Kreml und Kitaigorod geflossen ist, als jetzt. — Wir wenden uns nun zum zweyten Bande, der die russische Geschichte bis auf die Vertreibung des Großfürsten Isjaslaw des Zweyten enthält. Was hier zu erwarten ist, zeigt schon die oben angeführte Stelle: „Natürlich kann ich Ihnen nichts neues sagen. u. s. w.“ Der Vf. wußte also nicht, wie es um die russische Geschichte stand? Kannte die Forderungen der Kenner nicht? Wußte nicht, daß jeder der russische Geschichte schreiben will, auf die Reinigung der Quellen warten muß, und daß es nicht einmal erlaubt seyn soll, mit dem kritischen Senkbley in der Hand den Ocean der Chroniken zu befahren, um Resultate zu holen und sie den Lesern verarbeitet vorzulegen? Doch an den Vf., nach dem was wir von ihm wissen, solche Forderungen machen, wäre unbillig. Beurtheilen wir ihn nach dem, was er zu leisten verspricht. Er will Müller und L' Evesque ausschreiben, dabey einige auffallende Irrungen (Irrthümer) verbessern, das Ganze in eine systematische Ordnung bringen und ihm *allenfalls* eine neue Form ertheilen. Wo nun die auffallenden Irrthümer verbessert worden sind, können wir nirgends finden. Der Theil der russischen Geschichte, den der Vf. hier giebt, ist größtentheils nach L' Evesque erzählt, nur weiterschweifiger und in einem schlechtern Stile. Hier und da hat er ihn mit cosmopolitisch seynfollenden Tiraden und Rückblicken auf die Geschichte der neuesten Zeiten durchwebt, die sich größtentheils durch Schiefheit und Unschicklichkeit auszeichnen, wie S. 163. das Geschwätz über das Feudalsystem, daß Rurik in Rußland eingeführt haben soll, u. s. w. Auch vermiffen wir die systematische Ordnung, denn die Geschichtserzählung ist nicht einmal chronologisch geordnet, und nur selten stößt man auf Jahrzahlen, die doch bey L' Evesque nie fehlen. Was endlich die neue Form betrifft, so ist der Vf. wohl der erste, der die russische Geschichte in Briefform zu Tage fördert, wobey aber nichts gewonnen ist, indem diese Form nur unnötige Weitläufigkeit und eine Geschwätzigkeit veranlaßt, in welcher sich freylich der Vf. gar sehr zu gefallen scheint. Auf jeden Fall hätte er seine Zeit und Mühe besser verwendet, wenn er dem Publikum eine gute, lesbare Uebersetzung von L' Evesque's russischer Geschichte geliefert hätte, die zur Zeit noch fehlt: denn so viel auch dieser Geschichte noch mangelt, so übertrifft sie doch dieses sein eignes Machwerk bey weitem.

*witzige Einfälle, und letzte Worte berühmter Menschen der ältern und neuern Zeit, von L. F. Schulz. Erster Band. 1804. 232 S. Zweyter Band. 269 S. 8. (zuf. 1 Rthlr. 20 gr.)*

Merkwürdige und interessante Handlungen von Menschen verschiedner Klassen werden in dieser Gallerie dargestellt, um den Geschmack an den abenteuerlichen, unsittlichen und faden Ritter- und Geisterromanen zu verdrängen, und die Liebe für das Reine, Gute, Wahre und Schöne zu wecken. An keinem Orte der österreichischen Monarchie, ja vielleicht Deutschlands, ist dieses, wie Rec. aus Erfahrung weiß, zweckmäßiger, als gerade in Wien, wo fast alles, selbst sogar die Theater dazu beytragen, diesen Geschmack zu unterhalten. Sollten daher auch die vom Vf. ausgehobenen Handlungen nicht immer zu den bedeutenden gehören, und manche bedeutende Thatfachen übergangen seyn, so wird man doch, wenn man an den Vf. keine strenge Forderung der Kritik, der Auswahl und Ordnung macht, mit diesen Bändchen nicht ganz unzufrieden seyn. Im ersten Bändchen kommen unter andern aus der neuern politischen und gelehrten Geschichte folgende Personen vor: Alexander I., Kaiser von Rußland; Friedrich Wilhelm III., König von Preussen; Kant, Pichegru, Moreau, Hoche, Sieyes, Carnot, Custine, La Fayette, Ludwig XVI., Marie Antoinette, Ludwigs XVI. Sohn, Gustav III., König von Schweden, A. Fr. Roland, Ludwig XIV., Gräfin Chateaubriand, Ludwig XI., Ludwig XIII., de Crillon, Lamoignon de Malesherbes, Anna Boleyn, Garrik, Shakespeare, Graf Chatham und sein Sohn Pitt, Volney, David Klaus, Swift, Helvetius, Lorenz Sterne, Georg II., König von Großbritannien, u. s. w. Im zweyten Bonaparte, Mark Aurel, Ziethen, Goubert, Friedrich der Große, Milton, Menzikoff, Pope, Young, Leopold von Braunschweig, Las Casas, Marivaux und Fontenelle, Marq. v. Pombal, Moses Mendelssohn, Bernstorff, Metastafius, Voltaire, Clemens XIV., Karschin, Karl V., Peter der Große, Franz II., Erzherz. Karl, Maria Theresia, Joseph II., mehrere Regenten und Helden der ältern und neuern Zeiten u. a. m. ungerechnet. Freylich liegt hier alles bunt unter einander, und Einseitigkeit des Urtheils über den Charakter der Personen ist unvermeidlich, da der Vf. nur das Glänzende auszuheben bemüht war; allein die Vorliebe, die der Vf. ohne Rücksicht auf das Land, das Geschlecht, den Charakter, die Religion u. s. w. leitete, verdient unsere Achtung um so mehr, da aus allem ein reiner Sinn spricht. Doch hätte er überall die Jahre in seinen Darstellungen nicht unberührt lassen, und sich in den Biographien mehr umsehen sollen, um nicht gerade hier und da das Beste zu vergessen, z. B. bey dem Leben der Marie Antoinette, Swifts, Pichegrus u. m. a. Der Erzählungston ist natürlich; dann und wann kommen unverständliche Perioden vor, z. B. S. 211.: „hier saß Lorenz Sterne, als eben ein junger Herr, der sich zu viel Freyheit herausnahm, zwischen durch seynsollende Satyren auf die Geist-

WIEN, b. Doll: *Edle Charakterzüge, schöne und große Handlungen, wichtige Anekdoten, Scenen,*

Geistlichkeit sagte, und sich ein wichtigeres Ansehen geben wollte, als sich für sein Alter schickte, die Gesellschaft beleidigte; Yorik wußte das Gespräch unvermerkt auf seinen Hund zu leiten u. s. w."

### LITERATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Beygang: *Blicke auf Karl Wilhelm Müllers Leben, Charakter und Verdienste um Leipzig.* 1801. 121 S. 8. (14 gr.)

Leipzig's Jahrbücher werden den im J. 1801. verstorbenen Bürgermeister Müller nie anders, als mit Achtung und Dankbarkeit nennen. Seine rastlose Wirksamkeit zum Besten der Stadt erstreckte sich nicht etwa nur auf solche Gegenstände, wobey viel Ruhm einzuwärnten war, oder bey welchen gewisse Lieblingsneigungen vorzüglich ihre Rechnung fanden, sondern er suchte, fern von dieser Einseitigkeit, das Wahre, Gute, Schöne und Nützliche, so weit es nur in den Kreis seines Wirkens gezogen werden konnte, zu befördern. Mit eben dem Eifer, mit welchem er für Gesundheit und Vergnügen der Einwohner Leipzig's, für zweckmäßige Bildung der Jugend, besonders in den untern Ständen, so wie für eine, mit dem

Geiste des Zeitalters fortschreitende moralisch-religiöse und ästhetische Cultur der Erwachsenen sorgte, ließ er sich auch die Pflege der Wissenschaften und Künste empfohlen seyn. Die vor uns liegende Schrift, hat, wie ihr Titel zeigt, den Zweck, an diese Verdienste Müller's zu erinnern und die vorzüglichsten Lebensumstände und Charakterzüge dieses Mannes anzugeben. Sie war zunächst nur für das Leipziger Publikum bestimmt, wie man aus den beygefügten Anreden an den Magistrat und die Bürgerchaft ersieht; aber auch für auswärtige Freunde und Verehrer des seligen Müller's kann sie nicht ohne alles Interesse seyn. Da der Vf. von verschiedenen Freunden mit Beyträgen zu dieser Arbeit unterstützt wurde: so konnten selbst mehrere, nur diesem oder jenem bekannte, interessante Kleinigkeiten aus dem öffentlichen und Privatleben Müller's hier einen Platz finden. Da übrigens schon in den Intelligenzblättern der A. L. Z. die wichtigsten Notizen aus Müller's Leben mitgetheilt worden sind, auch der *Schlichtegrol'sche* Nekrolog bereits Müller's Biographie geliefert hat, so mußten wir fürchten, bekannte Dinge zu wiederholen, wenn wir einiges aus dieser Schrift ausheben wollten.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**GESCHICHTE.** Nürnberg u. Sulzbach, in d. Seidel. Kunst- und Buchh.: *Christian der Erste, Erzbischof zu Mainz, einer der größten Fürsten seines Zeitalters.* 1803. 96 S. 8. m. 1 K. (12 gr.) — Es ist nicht zu läugnen, daß sich aus *Serarius de rebus moguntinis* noch manche Ausbeute für die Geschichte gewinnen ließe, und daß der Erzbischof Christian ein merkwürdiger Mann seines Zeitalters war; allein da der Erste kein ganz zuverlässiger, und kein im Detail genau bekannter Führer ist, und der Letzte zu sehr in die verwickelte und interessante Geschichte seiner Zeit, als Zeitgenosse und Kanzler Friedrichs I., eingriff: so gehört zur Darstellung eines solchen Mannes von jener Seite eine innige Vertrautheit mit den Quellen und Hilfsmitteln der Geschichte jener Zeit, und von dieser Seite ein richtiger Takt, und ein feines Gefühl verbunden mit der großen Kunst, den Einfluß des Zeitalters von der Individualität richtig zu unterscheiden, und beide nicht über die Grenzen der Darstellung zu erweitern. Der Vf. dieser Biographie, der sich am Ende der an den vortrefflichen Kurfürst-Erzkanzler, Karl Theodor, gerichteten Zufchrift *Joh. Gottlob Heynig* zu Plauen in Churfachsen nennt, bringt vielen guten Willen mit, den Gegenstand derselben richtig und würdig darzustellen; allein das ist auch alles, was Rec. zum Lobe seiner Arbeit sagen kann. Nach einer äußerst leichtnen Einleitung, worin die Reihe der Erzbischöfe mit kurzen biographischen Notizen (die in *Scheppers Codex diplomaticus moguntinus* richtiger mitgetheilt sind) angegeben ist, kommt er S. 25. auf Christian I., erzählt dessen schwierige Wahl und geistlichen Verdienste kurz, ausführlicher aber die Geschichte seiner Kriege in Italien und seinen Einfluß auf den Frieden von Venedig. Die zwey Hauptverdienste die er ihm beylegt, sind die, daß er die (doch erst nach seinem Tode gesicherte) Uebermacht der Hohenstaufen in Italien gründete, und die verderb-

liche Wirkung der Hierarchie, wie sie Gregor VII. angelegt hatte, hinderte. — Von seinen großen Verdiensten um das Metropolitan-System, von dem eigentlichen Charakter seiner Gegenwirkung wider die hierarchischen Usurpationen und von den Folgen derselben, von seinem Antheil an dem Glanze des medicaischen (hohenstaufischen) Hauses in Deutschland, und der seltenen Harmonie seiner Kenntnisse mit den Aeusserungen seiner Thätigkeit und dergl. mehr, erfährt man gar nichts; dagegen aber finden sich Urtheile, wie folgende: „S. XII. Denn zu Christians Zeiten herrschte fast durch ganz Italien ein schrecklicher Geist der Empörung und Anarchie; Italien hätte froh seyn sollen, solche tapfere und mächtige Beschützer an den Deutschen bekommen zu haben; aber zum Dank, daß die Deutschen Italien gegen die Araber, Nordmänner, Geierchen, Franzosen und andere Völker mit Gut und Blut verteidigt hatten, empörte es sich.“ — „S. 2. Bonifaz war es, der dem Vater Karls des Großen die rechten Mittel und Wege zur Erlangung der Königswürde zeigte, und sich nie aus der Folge klavisch leiten ließ.“ — „S. 25. Seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts bildete sich das Collegium der Kurfürsten.“ — „Beispiel des Vortrags mag noch folgende Stelle S. 31. „Während der großen Unruhen in Deutschlands vornehmsten Stadt (Maynz) bildete sich fern vom Rhein an der Unkele Ufern ein Mann voll Kraft und Geist, und erschien wie ein Gestirn an Deutschlands weitem Horizont. Gleich der Sonne am neblichten Morgen, wenn sie nach ihrem Anfang eine Zeit lang noch verdunkelt wird, bis sie endlich nach durchbrochenem Gewölk, desto glänzender und majestätischer am Himmel prangt. So etwa erhob sich ein Graf von Busch.“ — u. f. v. Man vergleiche diese Stelle mit einer andern, die so lautet: „wie ein Löwe mußte er sich vor den Risse stellen.“

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 10. May 1805.

## ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im L. Industrie-Compt.: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde u. s. w.; herausgegeben von M. C. Sprengel, fortgesetzt von T. F. Ehrenmann. — Zehnter bis dreyzehnter Band. Mit Karten u. Kupfern. 1804. 8.

Der zehnte Band enthält: I. *Schilderung von Louisiana*. Aus dem Französischen des von Duwallon herausgegebenen Werkes zweckmäÙig abgekürzt. (XXVIII u. 344 S.) In der Einleitung hat Hr. E. die Geschichte dieser Kolonie mehr berührt als beschrieben, und die von Louisiana handelnden Bücher angezeigt, die insgesammt von der Art sind, daß eine gute Beschreibung dieses Landes ein zur Zeit noch nicht befriedigter Wunsch der Freunde der Geographie ist. In den Zusätzen giebt er Auszüge aus *Baudry des Lozières Voyage à la Louisiane 1794—1798.*, welche Reise einige Jahre vor jenem Ungenannten (denn Duwallon ist nicht der Verfasser der Schilderung) unternommen ist. Die Auszüge aus der Reise füllen wenige Seiten, obgleich nach der Versicherung des Hn. E. das Lob, das der Reisende dem schönen Klima, dem fruchtbaren Boden und dem guten Charakter der Einwohner ertheilt, mehr Glauben verdient, als der Tadel, womit Land und Leute in der hier verkürzten Schilderung belegt werden. Würde es aber unter diesen Umständen nicht rätlicher gewesen seyn, von der Schilderung mehr abzuschneiden, und die Auszüge aus der Reise auszudehnen? In jener spricht ein grämlicher Flüchtling aus Domingo, der in Louisiana nicht die Aufnahme fand, die er erwartet hatte, sich zwar 2½ Jahr, bis 1802., daselbst aufhielt, aber doch nicht alles mit eigenen Augen sah, sondern sich oft auf andere verließ. Der Mississippi-Fluß, an welchem die Kolonie von dem Illinöser Posten im Norden bis Neu-Orleans im Süden in einer Länge von 500 franzöf. Meilen liegt, hat wegen seiner vielen Krümmungen keinen reisenden Lauf, und die Fahrt auf demselben geht langsam, besonders Strom aufwärts, weil er der Vortheile der Ebbe und Flut beraubt ist. Da der Boden an den Ufern des Stroms höher ist, als im Innern der Länderen: so können seine Ueberschwemmungen im May und Junius keinen sehr großen Schaden anrichten. Die Insel, worauf Neu-Orleans erbaut ist, hat, wie ganz Nieder-Louisiana, einen Boden, der wegen der vielen Sümpfe und stehenden Gewässer nicht angebaut und bewohnt werden kann. Die Stadt selbst hat gut  
A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

angelegte Straßen, aber die Häuser sind von Holz, das leicht Feuer fängt, nur ein Stockwerk hoch. Ausser dem Rathhause und der Pfarrkirche sind keine öffentliche Gebäude. An eine Börse, ein Postamt, Gymnasium und öffentliche Bibliothek ist gar nicht zu gedenken. Die Kreolen sind überhaupt so wenig Liebhaber vom Lesen, daß sie ein Buch für das sicherste Mittel zum Einschlafen halten. Bücher findet man nur bey einigen Franzosen, die in der Kolonie anfällig sind. Daß, wo Franzosen sind, auch Schauspiele zu finden sind und getanzt wird, versteht sich von selbst. Der Luxus hat seit acht bis zehn Jahren, trotz des Krieges oder sogar wegen des Krieges, zugenommen. Die Nothwendigkeiten des menschlichen Lebens sind fast noch einmal so theuer, als vorher, weil viele Einwohner statt des Reisbaues und der Erzeugung anderer Nahrungsmittel, sich auf den Baumwollenbau gelegt haben. So unvortheilhaft aber auch die Schilderung ist, die der Vf. von Neu-Orleans macht, so läugnet er doch nicht, daß sie in künftigen Zeiten eine der vornehmsten Städte in Nordamerika und wohl gar der wichtigste Handelsplatz der neuen Welt werden könne. Hat er hierin Recht, so müssen die physischen Uebel, die er dem Lande vorwirft, nicht von der Art seyn, daß sie nicht hinweggeräumt werden könnten; oder die Ursache, daß die Kolonie hinter andern so sehr zurückgeblieben ist, liegt in der schlechten Verwaltung unter der spanischen Oberherrschaft. Daß dieser die Schuld von dem elenden Zustande der Kolonie bezuzumessen sey, zeigt auch der gegenwärtige Zustand von Pensacola, welcher Ort, als er noch den Engländern gehörte, einem Städtchen gleich, jetzt aber gänzlich in Verfall gekommen ist. Dem Deutschen, dem die durch die neuesten Ereignisse herbeygeführte Erniedrigung seiner Nation wehe thut, muß es erfreulich seyn, daß das Kirchspiel der Deutschen, die am besten gebaute und blühendste Gegend in der ganzen Kolonie, am meisten bevölkert ist, und daß die hauptsächlichsten Zuckerpflanzungen und Siedereyen daselbst zu finden sind. Das Lob, das er den Deutschen als ehrlichen Leuten, arbeitsamen Landwirthen und gewandten Handwerkern ertheilt, wird durch den Tadel geschwächt, daß sie einen Hang zur Völlerey, Abneigung gegen Gastfreyheit, hartherzige Denkungsart, wilde Unbarmherzigkeit, die dem gemeinen Volke eigen zu seyn scheint, besitzen. Sollte nicht aber der Vf. in dieser Schilderung unsern dasigen Landsleuten Unrecht gethan haben? In Nieder-Louisiana und West-Florida, oder dem Striche Landes zwischen dem 30 und 31sten Grade Norder Breite, ist die große Feuch-

tigkeit, wodurch in gewissen Jahreszeiten alles verdirbt und schimmlich wird, sehr lästig, und es findet keine angenehme Abwechslung des trockenen und Regenwetters Statt. Dessen ungeachtet ist das Klima für gesund zu halten, jedoch mit Ausnahme von Neu-Orleans, wo das gelbe Fieber in den Monaten Julius bis October seit einigen Jahren viele Menschen weggerafft hat. Das Verzeichniß der natürlichen Producte ist bey dem Ungenannten lange nicht so ausführlich als bey *Baudry des Lozières*, bey keinem aber erschöpfend oder für den Naturforscher befriedigend. Von Mineralien führt jener an, das in dem Illinefer oder nördlichsten Canton eine Bleygrube entdeckt sey, die einigermassen gebaut werde, und dieser gedenkt der Mineralien gar nicht. Woher mögen wohl auf dem der Schilderung beygefügtten Kärtchen von Louisiana bey dieser Stelle *viele Bergwerke* verzeichnet seyn? Die Zuckerplantagen erstrecken sich nicht weiter als 10 Meilen unterhalb, und 20 Meilen oberhalb Neu-Orleans; 75 solcher Plantagen produciren 5 Millionen Pfund rohen Zuckers nebst einer verhältnißmäßig großen Quantität Syrups. Die Baumwolle geräth in dem oberen Theile der Kolonie viel besser, und ist nach dem Zucker das vornehmste Product. Der Indigobau ist fast ganz aufgegeben, und der Tabacksbau sehr in Verfall gerathen. Der Ertrag des Pelzwerkes hat sehr abgenommen. Bauholz, Planken u. dgl. m. sind, da die Cypressenwaldungen anfangen dünner zu werden, zu sehr unbedeutenden Ausfuhr-Artikeln herunter gesunken. Durch den 9 Jahre geführten Krieg kam der Handel in die Hände der Amerikaner, die sich mit den Engländern, deren Factore oder Agenten sie sind, in den Vortheil theilen. (Vielleicht hat die Unwahrscheinlichkeit, diesen Handel wegen Mangels an einem dazu nöthigen Capital bald in einen andern Kanal zu leiten, mit dazu beygetragen, das Frankreich, nicht lange nachdem Spanien Louisiana an dasselbe überlassen hatte, es an die vereinigten Staaten abgetreten hat.) Die ganze Ausfuhr im J. 1801. bestand in ungefähr 4 Millionen Pfund rohen Zuckers, sehr wenig Syrup, 2 Mill. Pfd. Baumwolle, und einer mässigen Quantität Indigo, Taback, Holz und Pelzwerk. Der gesammte Werth betrug etwa 1 Mill. Piafter, wovon 30000 auf den Zucker, und 50000 auf die Baumwolle zu rechnen waren. Der Handel wird mit 20 Schiffen, wovon jedes 100 bis 250 Tonnen ladet, getrieben, und ist, da der Werth der Einfuhr den der Ausfuhr weit übertrifft, für die Kolonie sehr nachtheilig. Die Bevölkerung ist nicht über 60000 Seelen, von denen gegen 27000 Weisse, 5 bis 6000 freygelassene Schwarze, oder Mulatten, und 28000 Sklaven sind. An den Stromufern wohnen davon 30000, und von diesen allein in dem Hauptorte 10000. Von der spanischen Regierung, der Justizpflege und Polizey wollen wir nichts ausziehen, da sie durch die neue Staatsveränderung eine ganz andere und hoffentlich viel verbesserte Gestalt gewinnen werden. Die Sitten der Einwohner werden sich aber so bald nicht ändern, und die Kreolen oder die von Europäern abstammenden

Menschen werden noch lange seyn, wenn anders in der Schilderung des Vfs. Wahrheit ist, ungeschliffen, neidisch, geizig, anmaßlich, höhnisch, unempfindlich, verstellt, tadelüchtig, prahlerisch, und grobe Ignoranten. Zu den verworfensten Menschen würden sie gehören, wenn nicht einige gute Züge in ihrem Charakter zu finden wären. Sie sind getreu in Erfüllung ihrer Versprechungen, gute Ehemänner, liebevolle Väter, gehorsame Söhne, arbeitfam, zu mechanischen Künsten geschickt, nicht ausschweifend, und, so unwissend sie auch sind, von Natur scharfsinnig und begierig, das wenige, was man sie lehret, zu lernen. Die Franzosen sind, einige wenige ausgenommen, entweder von ganz gemeiner Herkunft, oder Abenteurer, die aus den Antillen oder dem Mutterlande hieher geflüchtet sind. Die Neger-Kreolen sind gewandt und geschickt, aber faul, böseartig und wollüstig. Die aus Guinea neu angekommenen Neger sind zwar ungeliebt, aber arbeitfamer, und weniger bübisch und liederlich als jene. Während der zwey- oder drey Monate, das Zucker in den Siedereyen fabricirt wird, werden sie mit Arbeiten überladen, aber alsdann auch besser genährt als sonst. Man kann auch nicht sagen, das sie in vielen Fällen (also doch in einigen!) grausam oder zu strenge behandelt würden. Indessen war doch das Schickial der Negern in St. Domingo vor der Revolution viel leidlicher. Die Kolonie kostete dem Könige von Spanien jährlich 4 bis 500000 Piafter, und 1802. war er ihr eine Million Piafter schuldig. Der Vf. meynt, das, wenn sie sich nicht aus den Sümpfen zu erheben weifs und durch eine Reihe von glücklichen Zufällen begünstigt wird, der armeneliche Zustand, worin sie sich jetzt befindet, noch lange dauern werde. — In dem Auszuge aus *Lozières* Reise sind die Nachrichten von den Eingebornen oder sogenannten Wilden anziehend.

II. *A. Rochon's*, französischen Marine-Astronom zu Brest und Mitglieds des National-Instituts zu Paris, *Reisen nach Maroko und Indien in den Jahren 1767 bis 1773*. Aus dem Französischen auszugsweise übersetzt. (VIII u. 168 S.) *Rochon*, bekannt durch seine Beschreibung von Madagaskar, die *Forsker* seinem Magazin von Reisebeschreibungen einverleibte, reiste als Astronom am Bord des Schiffs, das den Consul *Chenier* 1767. nach Marocco (für diese Beschreibung sind sehr gute Gründe) bringen sollte, erst nach Cadix und von da nach Saffi. Die auf der Reise gesammelten Bemerkungen hat er verloren, und er geteilt selbst, das er bey den wenigen, die er durch den Druck bekannt gemacht, *Chenier's* auch unter uns bekanntes Buch über Marocco benutzt habe. Nach Indien reiste der Vf. zweymal. Er kam aber nur auf der ersten Reise nach Pondichery, und hielt sich daselbst eine sehr kurze Zeit auf. Von dem eigentlichen Ostindien lesen wir hier nichts. Die Bemerkungen gehen auf die französischen Besitzungen *Isle de France* und *de la Réunion*, und die auf der Fahrt von dort nach Ostindien gelegenen Inseln. Von dem Vulkan auf Réunion findet man einige merkwürdige Nachrichten, denen der Herausg. einen wenig be-

kannten Bericht von der Ersteigung des Berges aus einem Journale, worin er sich versteckt hatte, angehängt hat. Die Sitten der Einwohner haben sich hier noch in ihrer alten Reinigkeit und Einfalt erhalten. Auf was für einem Wege man am kürzesten von *Isle de France* nach Ostindien gelangen könne, war die Aufgabe, die der Vf. durch seine Seereise auflösen sollte. Auf einer der Sechellen verweilte er einen ganzen Monat. Die Aduinseln sollen unter dem 5° 6' S. B. und 72° L. (von dem Meridian von Paris) liegen, und der Vf. setzt hinzu, daß ihre Lage auf den meisten Karten unrichtig angegeben wird. Hier war für den deutschen Herausgeber Gelegenheit zur Bestätigung oder Berichtigung aus englischen Seekarten. Wenn S. 75. Z. 6. bald nach der vorher angeführten Bestimmung der Lage der Aduinseln, und der Bemerkung, daß er sie nicht ansichtig wurde, gesagt wird: *Als wir den sechs und zwanzigsten Grad erreichten*, so wird wohl 66 statt 26 zu lesen seyn. Auf der Rückreise nach Europa besuchte der Vf. die Ascensionsinsel. Die zweite Reise hatte Entdeckungen in dem südlichen Weltmeere zum Zwecke, die er in Gesellschaft des Capit. Kerguelen machen sollte. Allein er war mit dem Betragen des Capit. auf der Fahrt nach *Isle de France* so unzufrieden, daß er sich von ihm trennte. Gern hätte er mit dem Capit. Marion eine Entdeckungsreise gemacht. Allein der Gouverneur willigte nicht darein; und zwar zum Glücke des Hn. Rochon. Denn Marion wurde mit 34 seiner Reisegefährten in Neuseeland umgebracht. Von dem fürchterlichen Orkan, der 1771. die Insel Frankreich verwüstete, und den Rochon aus dem Fallen des Quecksilbers im Barometer vorher sagte, worauf aber der Hafen-Capitän nicht achten wollte. Auf der Rückreise nach Breft in Gesellschaft des um *Isle de France* hoch verdienten Intendanten Poivre verweilte er 40 Tage auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und stellte auf der See Versuche an, um die Tiefe des Meeres zu erforschen.

Der erste Band enthält: I: *Robert Percival's Beschreibung der Insel Ceylon* (XX u. 440 S.). Kaum hatten die Britten (diese Benennung scheint uns schicklicher als *Engländer*, weil es nicht immer eigentliche Engländer sind, die die Großthaten der Nation im Auslande verrichten) im vorigen Kriege das Vorgebirge der guten Hoffnung in Besitz genommen, als sie eine gute Beschreibung davon lieferten, und kaum sind sie Herren der holländischen Besitzungen in Ceylon geworden, als sie auch hier, ihre Vorgänger an liberaler Denkungsart übertreffend, den mit kaufmännischer Verschllossenheit über diese Insel gezogenen Schleyer lüften. Hr. P., der als Officier mit brittischen Truppen 1797. zuerst nach Ceylon kam, sich daselbst 3 Jahre aufhielt, und Gelegenheit hatte, die Insel nicht bloß in dem Umfange, wie sie die Holländer ehemals und jetzt die Britten besitzen, d. i. die Küste rings um die Insel und das Land in einer geringen Entfernung von der Küste, sondern auch das Innere auf einer Gesandtschaftsreise an den König von Candy kennen zu lernen, faßte den Entschluß,

eine von ihm bald bemerkte Lücke in der Geographie auszufüllen und eine Beschreibung von dieser für jede Nation interessanten, und für die Britten als Herren des festen Landes von Indien unbefehrblich wichtigen, Insel aufzusetzen. (*An Account of the Island of Ceylon etc. — to which is added the Journal of an Embassy to the court of Candy etc.* London, b. Baldwin. 1803. 420 S. gr. 4. m. Karten.) In diese hat er nicht bloß seine eigenen Beobachtungen, sondern auch die Bemerkungen anderer, die vor ihm die Insel besuchten, aufgenommen. Die Nachricht von der Gewinnung und Zubereitung des Zimmts ist nach seinem eigenen Geständnisse zum Theil aus *Thunberg* geschöpft, obgleich sein langer Aufenthalt zu Colombo ihn in den Stand setzte, mit eigenen Augen zu sehen, und er die Gelegenheit nicht unbenutzt liefs. Da man von ihm als Officier keine gelehrten Kenntnisse erwarten darf, und er auch zu bescheiden ist, sich dieselben zuzueignen: so sind freylich die Kap. 13. 14. 16. von den Thieren, Vegetabilien und Mineralien für einen Naturforscher nicht erschöpfend; sie enthalten aber doch Merkwürdigkeiten aus eigener Erfahrung, z. B. von der Elephantenjagd, dem Stiche der Blutigel u. s. f., die der Naturforscher mit Vergnügen lesen wird. Die Ereigniffe bey der Perlenfischerey in der Nähe von Colombo, die charakteristische Verschiedenheit der mancherley Nationen, die Ceylon bewohnen, das Benehmen des Königs von Candy und seiner Unterthanen gegen die neuen Besitzer der Küste, die Vortheile, welche die Lage der Insel den Britten verschafft, die Verbesserungen, welche sie auf der Insel gemacht, oder ins künftige machen können, die Begebenheiten, die sich bey der Eroberung der Insel 1796. und bald nachher zugetragen haben, der gegenwärtige Zustand der merkwürdigsten Oerter und der an sie gränzenden Gegenden, werden so ausführlich, und, so viel wir nach Vergleichung mit andern Nachrichten urtheilen können, so getreu und wahr beschrieben, daß wir dieses Buch unter die vorzüglichsten Erweiterungen der Erdkunde in den letzten Jahren rechnen dürfen. Das Original fand daher unser Hn. *Weyland*, der seine Uebersetzung für die *Ehrmannsche* Bibliothek fertigte, noch einen andern Uebersetzer:

LEIPZIG, b. Rein: *Robert Percival's, Esq., Beschreibung von der Insel Ceylon*, enthaltend Nachrichten von ihrer Geschichte, Geographie, Naturbeschreibung und von den Sitten und Gebräuchen ihrer verschiedenen Einwohner. Nebst dem Tagebuche einer Gesandtschaftsreise an den Hof des Königs von Candy. Aus dem Englischen mit Anmerkungen und mit einem Zusatze über die Perlenfischerey übersetzt, von *J. A. Bergh*. 1803. 510 S. 8. m. 1 Karte.

Beide Uebersetzer haben mit hinlänglicher Sach- und Sprachkenntniß ihr Original übertragen. Hn. *W.* gebührt das Lob, daß seine Uebersetzung sich leichter lesen läßt; die des Hn. *B.* ist etwas rauher und schwerfälliger. [Alle Seiten liefern Beweise dazu. Hier ist nur



nur ein Beyspiel aus vielen. S. 397. „Man hat mir (mich) versichert, daß der König der maldivischen Inseln seine Gesandten an den holländischen Statthalter in einem kleinen Schiffe hergeschickt habe, das ganz aus dem Cocosbaume erbaut und damit ausgerüstet war, während diejenigen, die man zu seiner Ausrüstung brauchte, von den Nüssen lebten.“ Hr. W. S. 346. „Die Gesandten, die der König der maldivischen Inseln einmal an den holländischen Gouverneur zu Kolumbo schickte, sollen, wie man mich versichert hat, in einem Schiffe angekommen seyn, das ganz von Kokosbäumen sowohl erbaut als aufgetakelt war, und bey dessen Bau die Nüsse der Bäume den sämmtlichen Arbeitern zur Nahrung gedient hatten.“] Hr. B. hat das Werk vollständig und ohne die mindeste Auslassung geliefert. Hr. W. hat es zuweilen abgekürzt, nicht bloß wo Thatfachen erzählt werden, die ihm zu einer Beschreibung nicht zu gehören schienen, (z. B. auf S. 106 — 108. bringt er, was Hr. B. S. 126 — 134. bey genauer Befolgung seines Originals übersetzt hat), sondern wo eigentliche Beschreibungen gegeben werden, die ihm aber nicht interessant oder nicht unterhaltend genug schienen. Daher mußten verschiedene Vögel, die Hr. B. S. 366. 367. anführt, Schlangen, Eidechsen bey eben demselben, S. 374. 376. Pflanzen, die er S. 407. 408. 409. namhaft macht, auch Mineralien S. 434. u. f. f. aus der *Weylandischen* Uebersetzung weichen. Die Bemerkungen über die Quellen liest man nur bloß bey Hn. B. S. 438 — 441., der uns auch die Vorschläge des Hn. *Percival's*, wie die Sicherheit der Insel zu erhalten und ihre Verwaltung einzurichten sey S. 449 — 456. nicht vorenthalten hat. Das Verzeichniß der Wege auf Ceylon bey *Bergk* S. 497 — 510. hat Hr. W. nicht der Mühe werth gehalten, mitzuthemen. Von der Freyheit, die sich Hr. W. mit seinem Originale erlaubt hat, ob sie gleich in Vergleichung mit andern Uebersetzungen für gering und von der Urschrift wenig abweichend zu halten ist, hätten wir in der Vorrede eine Anzeige erwartet, die wir aber nicht vorgefunden haben. Hr. *Bergk* hat auch darin unsern Beyfall, daß er die Eigennamen nach der englischen Orthographie beybehalten hat; Hr. W. oder sein Setzer (denn diese pflegen sich nicht immer nach dem Mspt. zu richten) lezt oft ein *K* statt *C*, z. B. *Kolumbo* statt *Colombo*, *Kandi* statt *Candi*, und doch schreibt er mit dem Original *Sittivacca*, *Moodeliars*, *Hondreos* u. f. f. Einige Fehler in der *Bergk'schen* Uebers. können aus *Weyland* verbessert werden. S. 10. Z. 3. die 250,000 *Schiffs-*

*pfund*, die der König von Candy an die Portugiesen bezahlen mußte, waren nur Centner. — S. 41. Z. 17. statt *Coromandel* ist zu lesen *Malabar*. — S. 209. 210. ist die Redensart *einen Muck laufen* mit *W. Amok laufen* zu übersetzen. — Als wir S. 339. lasen, daß die Bedahs, eine sehr wilde Menschenrasse, den Waaren, die sie für die Cingalese zum Kaufe hinlegen, ein Talepotblatt hinzufügen, auf welches sie das, was sie zu haben wünschen, *schreiben*, schien es uns sehr unwahrscheinlich, daß eine so wilde Nation einige Begriffe vom Schreiben haben sollte. Hr. W. (S. 299.) hat auch nichts vom Schreiben, sondern sagt, daß sie eine gewisse Quantität von ihren Waaren zugleich mit einem Talipotblatt hinlegen, wodurch sie zu erkennen geben, was sie dagegen zu bekommen wünschen. Dies kann durch gewisse Zeichen an dem Blatt geschehen, die noch keine Schrift zu nennen sind. Hr. B. beruft sich auf afrikanische Völker, die auf ähnliche Weise handeln; diese pflegen aber auch nichts geschriebenes hinzulegen. Hr. B. hat in noch vielen andern Stellen durch Anmerkungen seinen Text erläutert, die aus *Knox*, *Wolf* und andern, die von Ceylon gehandelt haben, genommen, Vergleichungen zwischen Ceylon und andern Ländern anstellen, auch zum Theil naturhistorischen Inhalts sind. Dieser Vorzug entgeht der *Weyland'schen* Uebersetzung ganz; die Bemerkungen des Herausg. sind der Zahl und dem Gehalte nach unbedeutend. Dafür hat er sie mit einer Einleitung, worin die vorhandenen Beschreibungen von Ceylon kurz angeführt werden, und einer Zugabe aus *Wolf* über die Bedahs oder Wedahs versehen. Hr. B. wollte auch mehr liefern, als seine Urschrift. Er hat daher *Le Beck's* Nachricht von der Perlenfischerey aus dem fünften Bde. der *Asiatic Researches* eingerückt (S. 97 — 118.) *Arrowsmith's* Karte von Ceylon nach einer in den Händen der Commissarien für die indischen Angelegenheiten befindlichen Zeichnung, die Hr. B. in der Größe bey dem englischen Original hat nachstechen lassen, ist der andern Uebersetzung nach einem verjüngten Maßstabe, ohne indessen irgend einige Namen auszulassen, beygefügt. Die Gränzen der britischen Besitzungen sind auf dieser Karte mit kleinen Strichen bezeichnet, welche Linie auf jener noch überdem roth illuminirt ist, wodurch der geringe Umfang des von den Briten occupirten Landes gegen das, was den Eingebornen übrig geblieben ist, noch mehr in die Augen fällt.

(Der Beschluss folgt.)

### KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. Jena. Bey dem letzten Prorectors-Wechsel d. 10. Febr. schrieb Hr. Hofr. *Eichstädt* als Professor der Beredsamkeit das Programm *de imaginibus Romanorum* Commentatio I. Jena b. Göpferdt. 1 Bog. fol. Er macht sich darin die Erklärung *Schweighäufers* zum *Polybius* 6, 53. zu eigen, der aus *Polybius*, *Diodor* und *Herodian* zeigt, daß die Ahnenbilder gemalte Wachsmasken waren, welche bey Lei-

chenbegängnissen lebendigen Menschen aufgesetzt wurden, die den Verstorbenen in ihrer Gestalt ähnlich waren. *Schweighäufers* satzjam unterstützter Vorstellung trat *Hugo* in seinem Lehrbuch der Gesch. des R. Rechts S. 123 f. zweyte Ausg. und *Ruhkopf* zu *Seneca's* Briefen 44. 4. bey, und der Vf. dieses Programms verspricht eben dieselbe im nächsten Programm weiter auszubilden und zu erläutern.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 11. May 1805.

## ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im L. Industrie-Compt.: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* — —; herausgegeben von M. C. Sprengel, fortgesetzt von T. F. Ehrmann u. s. w.

(Beschluss der in Num. 124. abgebrochenen Recension.)

Der erste Band der *Bibliothek der Reisebeschreibungen* enthält ferner: II. *Karl Raultre's*, franz. Officiers bey der leichten Artillerie, vormal. Adjutanten des Ober-Generals Kleber in Aegypten, *kurze geographische Nachrichten von Syrien*. Als Commentar zu dessen neuer Karte von Syrien. Nebst einer Einleitung über die Veranlassung zur Entwerfung dieser Karte. 1804. (48 S.) Der Vf., der ein besonderes Werk über Syrien schreiben will, hat vorläufig eine Karte von diesem durch Bonaparte's Feldzüge aufs neue merkwürdig gewordenen Lande herausgegeben, die zum Theil auf eigene, während des Marches der Armee vorgenommene, Messungen, und auf die Ansicht des Landes von den Gebirgen in Ober-Galiläa, zum Theil auf die Nachrichten von *d'Anville* und *Volney*, die der Vf. selbst seine Führer nennt, gegründet ist. Sie verdiente vor vielen andern, durch einen saubern Nachsich, den das um die Geographie hoch verdiente Industrie-Comptor in Weimar besorgen liefs, unter uns bekannter zu werden. Der Lauf der Gebirge von dem Taurus oder 37ten Grade der Breite an bis zum 30sten in das peträische Arabien wird auf der Karte anschaulich gemacht, und in dem Commentar erläutert. Die Strafsen, welche in alten und neuen Zeiten durch die Wüste von Arabien gingen, sind auf der Karte, die sich vom 32° der Länge bis zum 37ten erstreckt, gezeichnet, und zwar größtentheils nach Nachrichten, die an Ort und Stelle eingezogen wurden. Der Nachtrag des Herausg. liefert eine Uebersicht der Producte, Einwohnerzahl, Einkünfte und Kriegsmacht Syriens, ohne Anführung der Gewährsmänner, die man einem so sorgfältigen Geographen, als Hr. Ehrmann ist, auch wohl erlassen kann.

III. *H. M. Elmore's*, brittischen Schiffscapitains, *vermischte Nachrichten von verschiedenen Gegenden, Inseln und Handelsplätzen in Asien und vorzüglich in Ostindien*. Aus dem Englischen (106 S.) Sie betreffen hauptsächlich Inseln auf dem indischen Meere, die daran gränzenden Länder von Süd-Asien und China, und sind in 29 Artikel abgetheilt, in deren Reihe keine gewisse Ordnung beobachtet wird, (z. B. die erste Bemerkung handelt von der Insel Banca und die letzte von den maldivischen Inseln). In Sumatra scheint der

A. L. Z. 1895. Zweyter Band.

Capitain mehrmals gewesen zu seyn. Er besuchte auch den arabischen und persischen Meerbusen. Die Bemerkungen sind von der Art, wie man sie von einem Schiffscapitain, dem die Beschreibung der Producte und die Würdigung der Einwohner außer seiner Sphäre liegt, erwarten kann. Den amerikanischen und chinesischen Ginseng hält er für gleich gut, und die China- oder Fiebrinde soll sowohl in China und Ostindien, als in Westindien wachsen, und in den beiden ersten von weit vortüchtlicherer Güte seyn. Die Bemerkungen hätten von einem Naturforscher geprüft und berichtigt werden sollen; wir finden aber nicht die mindeste Bemerkung der Art, ungeachtet, der Vf. mag von Producten oder Charakter und Sitten der Einwohner sprechen, Veranlassung zu sehr vielen war.

Der zwölfte Band enthält: I. *Bory de St. Vincent's Geschichte und Beschreibung der Kanarien-Inseln* (456 S.). Der Vf., der den Capit. *Baudin* auf seiner Entdeckungs-Reise begleitete, war selbst auf Teneriffa, und hatte Gelegenheit, an Ort und Stelle von dem Zustande der Inseln Nachrichten einzuziehen. Der größte Theil des Werks ist historischen Inhalts, oder eine aus *Glas*, *Clavijo* und andern genommene Nachricht von den alten Bewohnern, den Guanchen, die, wie der Vf. versichert, jetzt ganz vertilgt sind, und doch ihres leutseligen und guten Charakters wegen erhalten zu werden sehr verdient hätten, und von den Kriegen, die die Spanier mit ihnen geführt haben, und wodurch letztere in den Besitz der Inseln gekommen sind (S. 52 — 220.). Von den Mumien, die man noch jetzt finden soll, wird viel erzählt; wir finden aber keine Nachweisung, dass sie von Gelehrten in Europa untersucht sind. Da *Clavijo's* Geschichte, das Hauptbuch, welches *Bory* am meisten benutzt hat, nicht ins Deutsche überletzt ist, obgleich eine Uebersetzung versprochen wurde, so ist nunmehr durch die Uebersetzung von *Bory* die Lücke ausgefüllt. Unter den Missionarien, die das Christenthum hier zuerst gepredigt haben sollen, wird des Heiligen *Brandon* oder *Brondon* gedacht (S. 107. 128.) und auch die Legende von der Insel Saint-Brandon angeführt (S. 295 — 299.). Dieser *Brandon* ist unstreitig der heil. *Brandamus*, dessen fabelhafte See-reisen, in plattdeutsche Verse gebracht, Hr. Hofr. *Bruns* aus einem Helmstädter Manuscript in den *romantischen Götlichen* (Berlin 1798.) bekannt gemacht hat. Von allen Karten, welche von den Inseln erschienen sind, hält der Vf. die von *Borda* 1776. für die beste, und er bestimmt die Lage der Inseln größtent

T t

ten

tentheils nach derselben (S. 21—40). In der Beschreibung selbst, welche auf die Geschichte folgt, wundert sich der Vf., daß die Europäer nicht mehr Vortheile von den Azoren, Madera, den Canarien (diese Schreibart mit C halten wir für richtiger, als die mit K, welche letztere im Buche, aber nicht auf der dem Buche angehängten Karte angenommen ist) und den Cap Verdischen Inseln ziehen. Die gesammte Volksmenge auf den Canarien-Inseln beläuft sich auf 157,759 Einwohner, und hat sich in 22 Jahren um 52127 vermehrt; darunter sind Personen geistlichen Standes 3136, die wenigstens unnütz sind, setzt der Vf. hinzu, welches wir doch nur von den Mönchen und Nonnen behaupten möchten. Schon aus der vermehrten Bevölkerung läßt sich vermuthen, was der Vf. auch ausdrücklich behauptet, daß die Regierung mit den Einwohnern gelinde verfährt. Es mag dieses aber in den letzten Jahren nicht der Fall gewesen seyn, da die Bevölkerung nur wenig zugenommen hat, und die Colonie durch die schlechte Verwaltung in Verfall gerathen ist. Indessen kann man doch nicht über Druck der Inquisition klagen, die ihre Gewalt nur über Bücher, freylich mitunter gute, aber doch mehr über elende erstreckt. Von den Zuckerriedereyen besteht nur noch eine auf Teneriffa, die aber immer mehr in Aufnahme kömmt; der Weinbau, der einen Ertrag von 22000 Pipen jährlich liefert, scheint den Verfall der Zuckerriedereyen nach sich gezogen zu haben. Die Nachrichten der englischen Seefahrer, die oft in St. Cruz anlegen, werden bitter getadelt, vorzüglich die in Lord *Macartney's* Reise (S. 12. 232.), der auf die Auslage eines Eingebornen alle Glaubwürdigkeit abgesprochen wird. Daß die Insel ganz durch die Wirkung des unterirdischen Feuers entstanden sey, wird geläugnet, obgleich zugegeben wird, daß sie als ein Product der wiederholten Auswürfe des Pik in die Augen falle. Den Messungen, die *Pingré* und *Borda* von der Höhe dieses Berges genommen haben, sey vor allen übrigen der Vorzug zu geben. Jetzt sey er ruhig, und die Insel habe keine Verheerung von ihm zu befürchten; allein es brenne doch ein unterirdisches Feuer auf der Insel, und 1798 habe der Berg bey Cahorra Feuer ausgeworfen, welcher Ausbruch nach der Erzählung eines Augenzeugen beschrieben wird. Die Vermuthung des Vfs., daß der viele ausgeworfene Sand von dem Boden des Meeres herkomme, wird durch die von dem Vfs. neulich ausgeworfenen Fische bestätigt. Der Pflanzen, die nach dem System des Hn. *von Sussen* geordnet sind, zählt Hr. B. 467, unter denen folgende gepflanzt werden: das Zuckerrohr, Mays, Dattelpalme, Lauch, Agave, Avogatsbaum, Oelbaum, Gartensalbei, Kartoffeln, Salat, Johannisbeeren, Vitsbohnen, Kürbisse, Kohl, Weinstock, Baumwolle, allerhand Obstbäume, Kastanien, Platanus. Das Verzeichniß von Thieren giebt er selbst für unvollständiger aus, als das der Pflanzen. Von Mineralien sagt er gar nichts, — Hr. *Ehrmann* hat einige Zusätze angehängt, die zu lang waren, um unter den Text geletzt zu werden; 1) über die Guan-

chen. Daß sie ganz ausgerottet seyen, bezweifelt er. Sönderbar wäre es doch, wenn die Muthmaßung des Deutschen gegründet wäre, als die positive Behauptung der Einwohner. Aus der Uebereinstimmung der Ueberreste der canarischen Sprache mit der Schilhusprache der Brebern in Nord-Afrika wird es sehr wahrscheinlich, daß die Inseln von Afrika aus bevölkert sind. Und sollten die Guanchen in ihrem Charakter von den Brebern sehr verschieden gewesen seyn? Das müßten sie aber doch wohl, wenn des Vfs. Schilderung getreu wäre. Hier kommt man ins Gedränge, und muß mit Hn. E. bedauern, daß die vorhandenen Nachrichten dürftig und schwach sind. 2) Neueste Reise auf den Pik von Teneriffa, von Hn. *Cordier* 1803., der die Höhe zu 1901½ Toisen über der mittlern Meeresfläche fand. 3) Entdeckung der Canarien-Inseln durch die Araber, eine sich darauf beziehende Stelle in *Edrifs* Geographie, die Hr. E. im asiatischen Magazin übersetzt vorant. Die beiden Karten nach *Bory's* Zeichnung stellen alle sieben Inseln, und Teneriffa insbesondere vor. Sie sind unstreitig die besten, die man davon hat. Kupfertafeln von Pflanzen, obgleich sie im Werke angeführt werden, z. B. S. 379., fehlen.

II. *Michael Devezin's* Nachrichten über Aleppo und Cypern. Aus dem Englischen. (86 S.) Hr. D., der zu Larnica in Cypern 1793. starb, ehemals britischer Consul in Aleppo und Cypern, schrieb diesen Aufsatz auf Verlangen des britischen Ministeriums; durch seine Witwe kam er an Hn. Prof. *Harles* in Erlangen, der sich mit ihr verheirathete, und Hr. E. überließ ihm dem Industrie-Comptoir, das für Uebersetzung und Druck sorgte. In der Bestimmung der Volksmenge von Aleppo weicht Hr. D. sehr von andern ab, und erhebt sie von 1 oder 200,000, die ihr *Volney* und *Ruffel* geben, zu 600,000 Seelen. Von den Regierungs- und Justiz-Beamten, und den Abgaben der Christen und Juden finden sich hier lesenswürdige Nachrichten, die in solchem Detail selbst bey *Ruffel* nicht vorkommen. Die ganze Summe, welche Christen und Juden unter mancherley Vorwand zu bezahlen haben, beträgt 69,834 Piafter. Auf der Insel Cypern sind nicht mehr als 80,000 Einwohner. Unter den vielen Consuls, die zu Larnica residiren, und 1785 mit einem russischen, 1788 mit einem spanischen vermehrt wurden, hat der britische die meisten Geschäfte und auch den meisten Einfluß; er hat zu Limasol einen Viceconsul. Damit können wir die Unbedeutendigkeit des englischen Handels nicht rümen, welcher in Ausfuhr bloß von Koloquinten und Störax bestehen soll, nachdem der Preis der Seide und Baumwolle für den englischen Markt zu hoch gestiegen ist, wovon der eingeführten Artikel gar nicht gedacht wird. Hr. D. scheint es wie Hr. *Ruffel* zu machen, der von dem gegenwärtigen Handel der Britten in Aleppo wenig befriedigende Nachrichten giebt. Mohr sagt er von dem französischen und venetianischen Handel. Würde die Insel nicht so sehr von den Heuschrecken verwüthet, so würde sie eise unge-

ungeheure Menge von Baumwolle produciren; der Vf. meynt, dais, wenn die Insel in andere Hände käme, die Heuschrecken in drey Jahren vertilgt werden könnten.

Der dreyzehnte Band enthält: *Reise nach Aegypten und Bemerkungen über verschiedene Gegenstände während des dreyjährigen Aufenthalts der französischen Armee in diesem Lande* (1798 bis 1801.), gesammelt von A. G...d, vormal. Mitgliede der Commission der Künste und Wissenschaften zu Kahira. Aus dem Französischen. Mit einer Einleitung, Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Th. Fr. Ehrmann. (LXII u. 604 S. 8.) In der Einleitung hat Hr. E. nach Gewohnheit literarische Notizen von den Reisen nach und von den Büchern über Aegypten, auch eine kurze Uebersicht der Geographie, Topographie und Statistik des Landes (wobey Hartmanns Beschreibung zum Grunde gelegt ist), mitgetheilt. Jene Notizen sind aber theils unvollständig, theils nicht genau. Unter den Büchern über das alte Aegypten (S. XIX.) wird *Sablonski de Memnon* angeführt, aber sein größeres und wichtigeres Werk, *Pantheon Aegyptiorum*, ingleichen *Caylus Recueil des Antiquites*, ein Hauptbuch, ausgelassen. — S. XXIII. heist es: *Hasselquist's* Reisen. *Teutsche Uebersetzung*, von C. Linnäus besorgt. Nach dieser Anzeige hätte *Linne* Antheil an der deutschen Uebersetzung gehabt; *Linne* aber gab die Reisen in schwedischer Sprache heraus, und sie wurden aus dem Schwedischen von *Gadobusch* übersetzt. — S. XXIX. *Denon's* Reise ist auch in dem 25ten Bande des Magazins von Reisebeschr. (Berlin, bey Vofs) von *Fiedemann* übersetzt. — Wenn Hr. E. S. XXXIX. es geradezu für ein Märchen erklärt, dais es in Aegypten gar nicht regne, und behauptet, im Sommer sey freylich der Regen sehr selten, aber nicht im Winter, so hatte er nicht an die Einschränkung gedacht, unter welcher der von ihm überetzte Autor S. 105. vom Regen spricht: „im Winter regnet es bisweilen an den Küsten des mittelländischen Meeres, aber fast gar nicht im Innern des Landes;“ auch war ihm wieder entfallen, was S. 383. gesagt wird: „die Küsten des Meers ausgenommen, findet man in Aegypten nichts seltener als den Regen u. f.“ Der ganze Band ist übrigens ein reichhaltiger Schatz von Beobachtungen und Entdeckungen, welche gelehrte Franzosen in Aegypten gemacht haben, und wer diesen und *Denon's* Reise besitzt, wird vielleicht in dem großen Prachtwerke über Aegypten, woran die Regierung drucken läst, mehr Augenweide als neue Nahrung für den Geist finden. Wenigstens wird in Ansehung der Pyramiden S. 589. ausdrücklich gesagt, dais es an Zeit gefehlt habe, Untersuchungen anzustellen, wodurch man ihren innern Bau kennen lernen konnte, und dais jenes Werk keine neue Aufschlüsse darüber geben werde. Vorliegender Band enthält 1) Reise nach Aegypten, die der Vf. — wie man jetzt weis, Hr. *Galland*, nicht, wie hier noch vermuthet wird, *Girard*, — *Tableau de l'Egypte* genannt hatte, eine Reihe von Bemerkungen, die er während der in der Geschichte

ewig merkwürdigen Jahre 1798 — 1801. gemacht hat (S. 1 — 202.), die aber der Uebersetzer, weil sie in der Form eines Tagebuchs niedergeschrieben sind, lieber *Reise* betitelte. Der Vf., der mit seiner Abreise von Paris anfängt, hielt sich sieben Tage in Malta auf, wo die *Matrosen und Soldaten plünderten und raubten, wo sie etwas fanden*, und landete 17 Tage später, nämlich am 8. Jul., zu Alexandrien. Erst um die Mitte des Septembers floß süßes Wasser in den Kanal, das in die Cisternen der Stadt, deren jetzt nur 308 Wasser fassen können, abgeleitet wurde. Am 15. Oct. reiste der Vf. zu Wasser nach Kahira. Die Nachrichten von den wichtigsten Begebenheiten, die sich in Aegypten zutrugen, wechseln mit Bemerkungen über die Sitten, Krankheiten, Religion, Alterthümer, Verfassung, Klima u. f. des Landes ab, die, da sie unter viel günstigeren Umständen, als den vorigen Reisenden zu Theil wurden, gemacht sind, an Wichtigkeit, Umfang und Zuverlässigkeit die vorigen Beobachtungen übertreffen. — Die Schilderung des Aegypters nach seinem Aeußern und Innern (S. 84 f.) würden wir ganz abschreiben, wenn wir nicht des Raums schonten, und die der Aegyptierinnen (S. 86 — 90.) konnte nur von Männern entworfen werden, die als Sieger in den Harem gingen; und den Damen befehlen konnten, ihre Schleyer zu lüften. — Der Brief, den der arabische General Amru an den Chaliphen Omar (ums J. C. 640.) geschrieben haben soll (S. 104.), scheint uns unächt zu seyn. Wir erinnern uns wenigstens nicht, ihn bey dem Euty chius, Abulfeda und andern gelesen zu haben. Wir wünschten, der Vf. hätte die Quelle, woher er ihn genommen, angezeigt, oder der Uebers. hätte diese Lücke ergänzt. — Von der Verträglichkeit, worin die Menschen mit den Thieren in Aegypten leben, kommen (S. 126.) auffallende Beyspiele vor; Knaben verzehren Skorpionen lebendig, und die Schlangenbeschwörer Schlangen. Nach andern Reisenden zerreißen sie sie erst mit den Zähnen, ehe sie sie in den Mund stecken. Was mag das für ein Liqueur gewesen seyn, dessen Geruch die Schlangen vertrieb? Der Vf. beschreibt ihn nicht, und erwähnt auch nicht, dais er von den französischen Gelehrten untersucht sey. — Eine Karawane nach dem Berge Sinai bringt nur Nachricht von den dafigen Arabern mit (S. 160). — S. 172. Die zweyte Pyramide bey Dschize ist zuerst von Franzosen erstiegen. — Da die Franzosen schon Häuser für Kaffee- und Limonadeschenken, für Gastwirthe und Schauspiele erbaut hatten (S. 164.): so ist es nicht zu verwundern, dais die meisten Aegypten sehr ungeru verließen (S. 194.). Vielleicht hatte aber auch der traurige Zustand, worin ihr Vaterland seit mehreren Jahren gewesen war, und damals noch war, ihnen einen Widerwillen gegen die Rückkehr eingefloßt 2) Vermischte Bemerkungen, die G...d seiner Reisebeschreibung angehängt hatte, theils gedruckte, theils ungedruckte, von ihm und andern (S. 203 — 236.). Unter diesen ist der Aufsatz über die arabische Horde der *Ababdes* der merkwürdigste, und muß mit dem, was S. 330 — 341. von ihnen gesagt wird, zusammen-

genommen werden. 3) Ein Anhang des Herausgebers, bestehend aus 16 Abhandlungen von *Reynier, Nouet, Girard, Roziere* u. a., aus den *Mémoires sur l'Égypte* und andern Journalen, die sich sämmtlich auf Aegypten beziehen (S. 236—604). Wir heben nur einiges aus. S. 274. In Damiatte scheinen physische und moralische Uebel sich mehr gehäuft zu haben, als in irgend einer andern Stadt. — S. 288. Ein Verzeichniß mehrerer Oerter in Ober-Aegypten, deren Lage nach astronomischen Observationen bestimmt ist, und von denen die Insel Phyleh der südlichste ist. — S. 289. Mineralogische Beschreibung des Thales von Koffeir, dessen Berge aus Granit, Breccien und einer andern Art von schieflichem Gewebe bestehen, und über die Strassen, die dahin führen, den Karawanenzug und ihre Begleiter die Ababdes-Araber. — S. 369. *Reynier's* und *Girard's* Bemerkungen über den Ackerbau, und die den Ackerbau treibenden Einwohner, die Ausfuhr der Producte, die Industrie u. dgl. m. gehören zu den ausführlichsten und vorzüglichsten. — S. 496. Bey der Industrie, die großentheils bey den Kopten zu finden ist, wird die Bemerkung gemacht, daß hier, wie in Europa, die Industrie in den Händen derer ist, welche wegen der Religion im Drucke leben. Der Vf. mag wohl nicht Unrecht haben. Wenigstens sind uns hiebey die Exempel der Protestanten in den katholischen Ländern, der Presbyterianer in England, der Herrnhüter in Deutschland, der Juden in ganz Europa eingefallen. — S. 546. Die Nachricht von Sennaar dient zur Ergänzung der Brucefchen, mit der sie auch von dem Uebers., aber nur in einigen unbedeutenden Punkten, verglichen wird.

Von der Uebers. selbst können wir, in Ermangelung des Originals, kein vollkommenes Urtheil fällen. Dafs sie abgekürzt sey, sagt Hr. E. selbst. Vielleicht hätte von dem, was sich auf die alte Geographie bezieht, noch manches mit gutem Fuge weggelassen werden können. An andern Stellen möchte man das Original vollständig lesen, z. B. S. 538. ist verschiedenes von der Verschneidung der männlichen Sklaven, die zu Abutisch vorgenommen wird, weggelassen, weil, wie Hr. E. sagt, es nicht zu dem ihm vorgesetzten Zweck gehört, welches uns nicht recht einleuchten will. Spuren der Eilfertigkeit, die nothwendig Fehler nach sich ziehen mußte, wenn gleich zur Entschuldigung der Eile vieles von dem Uebers. angeführt werden kann, sind hin und wieder stehen geblieben. Dahin rechnen wir offenbare Unrichtigkeiten, wenn es z. B. S. 385. vom Nil gesagt wird, daß er im Brumaire (November) zu steigen anfange. Sollte der Vf. es auch behauptet haben, so war es doch von dem Uebers. in einer Anmerkung nach S. 459. zu berichtigen. — S. 277. soll der Nil an der Stadt Alt-Kahira gegen Morgen vorbeifließen, gegen Abend aber die Stadt mit Bergen von Staube um-

geben seyn. Die Lage ist unrichtig bestimmt, und Morgen und Abend sind verwechselt. Auf der Seite wird auch der Stadt ihre wahre Lage an dem östlichen Ufer des Nils angewiesen. Einige undeutliche Ausdrücke sind uns aufgestoßen, als S. 273. *sehr wenig gebräuchliche Pflanzen st. selten nutzbare Pfl.* — S. 516. *Dörfer werden ausgeraubt st. geplündert.* Auch ist zuweilen nicht das rechte Wort gebraucht, als S. 485. *Lehnsman, wo Lehnserr* stehen sollte. — S. 269. Z. 5. v. u. fehlt ein Verbum *bekleidet* oder dergleichen. — S. 268. 270. *Phanitiquischer Nilarm.* Der Uebers. hat sich durch Phatnitique zu diesem unbequemen Worte verleiten lassen, da er doch selbst S. 62. *Phatnitisch* gebraucht. Zu den Unvollkommenheiten der Uebers. gehört, daß die arabischen und andere ausländische Wörter, vorzüglich die Eigennamen, nicht immer auf dieselbe oder die in Deutschland gewöhnliche und allgemein angenommene Art geschrieben werden, auch sich mehrere Druckfehler eingeschlichen haben. S. 118. Kralidi scheint für Khalidi geschrieben zu seyn. So kommt es auch S. 265. vor. Es ist *حاله حانيش* Kanal. — Wer wird in Krahradschieh S. 123. 124. sogleich *Hedschre* finden? — S. 71. letzte Z. *Abra* ist leicht in Akra zu ändern. Aber was ist Z. 4 v. u. Batavia, das in Verbindung mit syriscen Handelsörtern vorkommt. Vielleicht Bairut? — S. 110. *Copayen* sind die aus den englischen Autoren wohl bekannten *Seapoyes* oder *Sipoyes*. — Die Fahrzeuge auf dem Nil heißen bald Dschermen, bald Djermea, der Nilmesser Mekyas, auch Mequyas, auch Megyas. — Gize wird manchmal Dschife, Geddah auch Dschiddah geschrieben. Durch solche schwankende Orthographie wird der in der Geographie wenig bewanderte Leser, der doch von dem Gebrauch der Bibliothek nicht auszuschließen ist, irre geführt. — S. 222. *St. Macgin* ist der h. Macarius. Im Franzöf. *Stand Macair*. — S. 247. Z. 8. *Taurische Nation* l. *Maurische*. — S. 251. Note \*. Nicht *Roberts*, sondern *Robertson* heißt der Britte, der Untersuchungen über Indien geschrieben hat; und der S. 500. citirte Verfasser der *histoire du commerce* ist nicht *Abuet*, sondern *Huet*. Auf der hinzugefügten Special-Karte von Nieder-Aegypten nach den astronomischen Ortsbestimmungen des *H. Nouet* entworfen, sind die von den Franzosen besetzten Posten mit Fahnen bezeichnet.

MANHEIM, b. Löffler: *Betrachtungen über die Grundsätze des durchlauchtigsten Hauses Pfalzbayern.* — Von *Joh. Heinr. Bachmann*, herzogl. Pfalzweybrückischem wirklichem geheimen Rath und erstem Archivarius, der kurpfälz. Akademie der Wissenschaften Mitglied. 1802. 87 S. 4. (9 gr.)

Ein schon 1780. erschienenenes Buch eines schon 1766. verstorbenen Schriftstellers mit neuer Jahrszahl.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 11. May 1805.

## LITERATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Treuttel u. Würz: *Dictionnaire historique, littéraire et bibliographique des Françaises et des Etrangères naturalisées en France connues par leurs écrits ou par la protection qu'elles ont accordée aux gens de lettres* depuis l'établissement de la Monarchie jusqu'à nos jours; dédié au premier Consul, par Mme *Fortuné B. (Bernier) Briquet*, de la Soc. des b. l. et de l'Athénée des arts de Paris. 1804. XXXIV u. 346 S. 8.

*Ebendaf.*, b. Vf.: *Supplément aux Siècles littéraires de la France*, ou nouveau Dictionnaire historique critique et bibliographique de tous les Ecrivains français morts et vivans jusqu'à la fin du 18 siècle etc. par *N. L. M. Desfossés* et pluf. Biographes. 1803. XL u. 416 S. gr. 8.

Durch das neue Werk der Mme *Briquet* an die schuldige Anzeige des Suppléments zu *Desfossés* schon früher (1801. Nr. 99. u. 215.) recensirten *S. L. de la Fr.* erinnert, vereinigen wir die Anzeige beider. Das Werk der Mme *Br.* beschränkt sich, wie schon der Titel zeigt, auf die französischen und in Frankreich naturalisirten Schriftstellerinnen und die Gönnerinnen von Gelehrten; selbst aber bey dieser Beschränkung, und auch angenommen, daß der Enthusiasmus für das Unternehmen eines Denkmals ihrer in der Geschichte der Literatur denkwürdigen Landsmänninnen und fremde Unterstützung die Kräfte der Verfasserin stärkten, muß ein literarisches Werk dieser Art von einer zwey und zwanzigjährigen Französin schon bey dem ersten Anblick einige Bewunderung erregen. Wenn man aber bey genauerer Untersuchung findet, daß sie ihr Werk nicht bloß aus einigen wenigen andern zusammengeschrieben, sondern viel bibliographische Werke und Journale, oder auch wohl die Arbeiten der von ihr angeführten Schriftstellerinnen selbst gelesen hat, um darüber zu urtheilen; wenn man bemerkt, daß sie sich durch sorgsame Lectüre eine allgemeinere Bekanntschaft mit der Geschichte ihrer vaterländischen und zum Theil der ausländischen Literatur erworben hat: so nimmt diese Bewunderung noch zu. Zwar ist auch unsre Vf. in der Bearbeitung der einzelnen Artikel nicht gleich; manche sind sowohl in Hinsicht auf Lebensumstände als auf Schriften unvollständig; nur zu oft findet man bloß im Allgemeinen das Jahrhundert einer Schriftstellerin, ja zuweilen auch dieses nicht einmal bemerkt; und bald sieht man die Schriften beurtheilt, bald nicht; alle diese Mängel hat sie aber mit ihren Vorgängern

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

gemein, und die Schuld lag dann wohl größtentheils an den Quellen, die sie in diesem Falle benutzte. Wo diese reichhaltiger waren, gab sie mehr, und besonders ertheilt sie von den Arbeiten vieler Zeitgenossinnen so vollständige Nachrichten, daß man wohl sieht, daß sie von vielen derselben bey ihrem Werke durch Zufendung ihrer Artikel unterstützt wurde. Ueberhaupt aber sammelte sie sorgfältig alle Schriftstellerinnen, selbst Verfasserinnen von einzelnen Gedichten in Journalen, und verfuhr in der Bearbeitung der vorgefundenen Materialien mit nicht gewöhnlicher Genauigkeit. Mit Vergnügen bemerkt man auch, daß sie in ihren Urtheilen, größtentheils mit ziemlichem Glücke, die bey ihren Vorgängern oft merkbaren Klippen religiöser und politischer Parteylichkeit, vermeidet; im Ganzen sind ihre Aussprüche eher zu milde, als zu streng, oder sie urtheilt lieber gar nicht, wo sie Widerspruch zu erregen befürchtet. — So zeigt sie sich überall auf einer liebenswürdigen Seite als eine bescheidene Schriftstellerin, die durch ihre Kenntnisse weder stolz noch pedantisch wurde, und von den Grundfätzen durchdrungen ist, die sie in den ihrer Vorrede angehängten Briefen über die Vortheile und Annehmlichkeiten der geistigen Bildung der Frauenzimmer äußert, durch die allein der Einfluß der Weiber in Frankreich so bedeutend werden konnte, als die Vf. ihn, der Zeitfolge nach, in einer andern Briefe darstellt, der eine nicht unzweckmäßige Einleitung zu ihrem Werke giebt, in welchem man über die hier in der Kürze erwähnten Damen mehr nachlesen kann.

Um den Werth dieser Arbeit etwas genauer darzustellen, wollen wir der hier gegebenen allgemeinen Charakteristik derselben einige Belege, größtentheils in Vergleichung mit *Desfossés*'s Werke, beifügen.

Wie vollständig Mme *Briquet* in Hinsicht auf die gesammelten Artikel sey, zeigt die Vergleichung mit *Desfossés* auf den ersten Blick. Mit Uebergehung einiger nicht bestimmt genug abgefaßter und anderer Artikel, in welchen Mme *Br.* von der aufgeführten Schriftstellerin nur in Sammlungen oder Journalen aufbewahrte Briefe, Gedichte oder kurze Aufsätze bemerkt, machen wir bloß auf einige Artikel aufmerksam, die sie allein in dem nicht reichhaltigen Buchstaben *A.*, der in ihrem Werke nur 23 Seiten füllt, vor ihm voraus hat. Dabin gehören eine *Baronne d'Aigremont*, aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, von der man einige Uebersetzungen aus dem Italiänischen hat; eine *Duchesse d'Aiguillon*, eine Freundin *Montesquien's*, die 1772. in einem hohen

U. u. Alter

Alter starb, von der es indeffen als Schriftstellerin nur heisst, das man ihr einige gute Uebersetzungen englischer eben so schwieriger als interessanter Werke verdanke; eine Mlle *Alès du Corbet*, Biographin des im Geruche der Heiligkeit verstorbenen Pelletier (1760), *M. G. Allart*, Uebersetzerin einiger Romane aus dem Englischen (1797—1799.), *Mme d'Antraignes*, Vf. eines 1799. gedruckten und eines andern bald zu druckenden Romans. Eben so leicht würden sich aus den übrigen Buchstaben dergleichen Artikel ausheben lassen, auch abgerechnet Artikel von französischschreibenden Ausländerinnen, wie *Mme Reclam Stofsch*, *M. Williams* u. a., die man in *Desfarts's* Werke nicht fodern darf. Eben so vortheilhaft fällt für sie die Vergleichung aus, wenn man auf die Vollständigkeit und Genauigkeit der Bearbeitung der Artikel sieht, die *Mme Br.* mit *D.* gemein hat, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man bloß in demselben Buchstaben *A.* weiter blättern, die Artikel der *Mme d'Arconville*, der beiden Schwestern *Arnould* im Portroyal des Champs, und der berühmten Gräfin *d'Aulnoy* vergleicht. Vorzüglich ist dieser letzte Artikel weit vollständiger und genauer; doch hätte die Vf. wohl gut gethan, ihre nur zu günstigen Urtheile über deren Schriften nach dem übrigens nur allzuflüchtigen Artikel bey *D.* etwas zu modificiren. Dagegen würden wir an vielen andern Orten lieber ihr Urtheil als das *Desfarts'sche* unterschreiben. Auch vermiffen wir häufig bey *D.* gerade das Interessanteste über die Lebensumstände oder Schriften der genannten Frauenzimmer, für das *Mme Br.* einen feinen Tact zeigt, oder man findet auch bey *D.* gar nichts, wie über die durch *Göthe's* Eugenia noch interessanter gewordene unglückliche Prinzessin *Bourbon-Conti*, deren Memoiren hier in einen kurzen Auszug gebracht und mit einem interessanten Zusatz über das ihrem Vater von ihr errichtete Monument versehen sind. Doch scheint sie sich zuweilen, wie wir oben schon andeuteten, durch Rücksichten bestimmen zu lassen, über dies und jenes gerade so und nicht anders zu urtheilen, oder lieber zu schweigen. So waren wir begierig, wie die Vf. eines dem damaligen Oberconsul gewidmeten Werks sich über die *Delphine* der *Mme Stael-Holstein* erklären würde, über die *Desfarts's* mehrere Urtheile zusammenstellt; fanden aber bloß den Titel angeführt, und nur vorzüglich den Anspruch des auch anderwärts zu Rathe gezogenen *Palissots* über ihr bekanntes Werk *de la Littérature* etc. das *D.* bloß erwähnt, und voranstehend folgendes allgemeine Urtheil: *Le mérite de Mme de Stael n'est point un mérite vulgaire; ses connoissances étendent par leur variété, et par leur étendue; et son talent pour écrire est d'une grande supériorité.* Aber auch nur ein so allgemeines Urtheil sucht man vergebens über die berühmte, ihren Pariser Mitschwester nur allzu fürchtbare, *Mme Genlis*, deren Artikel bey *D.* ebenfalls bloß in einem Schriftenverzeichnisse besteht. Dagegen liefert *Mme Br.* unter dem Namen der *Mme Cottin*, der bekanntesten Vf. dreier ins Deutsche übersetzten Romane, *Claire d'Albe*, *Malvina* und *Amélie de Mans-*

*field*, die man bey *D.* gar nicht findet; kurze günstige Urtheile über diese Producte, ohne jedoch einige Lebensumstände anzugeben. Von einer vierten berühmten Schriftstellerin im Romanfache, der bekannten *Mme de Flahaut*, der Vf. der *Addis de Senangu* u. a. m., die hier alle mit Beyfall erwähnt werden, erfährt man hier, das sie jetzt an einen Herrn von *Souza* verheirathet ist; doch ausser dem Umstande, das sie zu Paris geboren wurde, nichts weiter von ihrem Leben; nichts davon, das sie während der Revolution lange in Niedersachsen lebte u. s. w. Dafür sind andere Artikel reicher oder wenigstens nothdürftig mit dergleichen Notizen ausgestattet, die man bey *D.* vergebens suchen würde, wie die Artikel der als Mitarbeiterinnen an der *Bibliothèque française* und vorzüglich durch verschiedene ins Deutsche übersetzte Romane bekannten Schriftstellerinnen Mlle *Brayot & Lion* und Mlle *Legroing La Maisonneuve*, deren Leben am 1. November 1765. zu Chandernagor in Bengalen, letztere zu Bruyères im Wasgau am 11. Jun. 1764. geboren wurde. Ausser diesen auch im Auslande bekannten Schriftstellerinnen Frankreichs lernt man hier, wie man leicht vermuthen wird, mehrere andere weniger bekannte, aber nicht uninteressante, Schriftstellerinnen in diesem Fache näher kennen, die zum Theil nur anonyme Producte lieferten, welche *D.* entweder gar nicht, oder nicht so genau verzeichnete. — Neben ihnen findet man aber auch einige jetzlebende Damen, die sich den ernstern Wissenschaften widmen, wie *Mme Dupiery*, der *La Lande* seine *Astronomie des Dames* widmete, eine Gelehrte, die diesen Altronomen mehrere Berechnungen lieferte, und das Register zu *Fourcroy's* großer Chemie verfertigte; die Gattin des Neffen von *La Lande*, die, wie die Vf. bemerkt, mit *Maria Cunitz*, der Frau eines schlesischen Arztes im 17ten Jahrhundert, und mit *Miss Herschel* im Studium der Astronomie weit eiferte, und eine *Mme Grandchamp*, die mit großem Beyfalle Unterricht in derselben Wissenschaft, so wie in der allgemeinen Sprachlehre und sogenannten Literatur ertheilt; Artikel, die bey *D.* nicht vorkommen.

Aus Bescheidenheit hat die Vf. ihren eigenen Artikel übergangen; und nur unter ihrem voranstehenden Bildnisse findet man die Angabe: *née à Niort le 16. Juin 1782.* Rec. will daher hier bemerken, das *Mme Marguer. Ursule Fortune Bernier - Briquet* die Gattin des Professor der schönen Wissenschaften an der bisherigen Centralschule zu Niort ist, und das er ausser ihren Recensionen in der *Bibliothèque française* und dem angezeigten Werke, noch folgende Producte von ihr kennt: *Ode sur les vertus civiles, suivie de la traduction en Ital. par Dom. Forges Davanzati 1801. 8.* *Ode sur la mort de Dolomieu, préc. d'une notice sur ce naturaliste et suivi d'une lettre du Secrétaire de la classe de Lit. et b. a. de l'Institut nat. de Fr. à l'auteur 1802. 8.* *Ode à Lebrun 1803. 8.* und verschiedene Gedichte im Mufen-Almanach der Centralschule des Departements der beiden Severn. — Ausser diesem Artikel, den auch *D.* in seinem Supplemente giebt, hat Rec. nach keinem vergeblich gesucht, wie dies so oft bey *D.* der

der Fall ist; dagegen war es ihm unangenehm, oft auf so unbefriedigende Artikel zu stoßen, wie folgender: „*Chateaugiran* (Mme), *est auteur de la Bibliothèque des Femmes*“ oder *Dugogé de Commerceul* (Mme) *est auteur d'un ouvrage sur la Botanique*, die fast eben so gut weggeblieben wären wie bey D. Bey-vielen Artikeln würde es leicht seyn, einige Lebensumstände, Jahrzahlen zu den Schriften u. s. w. beyzufügen, wenn es bey einem in Deutschland nicht sehr verbreiteten Werke schicklich wäre, und wir nicht überdies hier noch ewige Worte insonderheit von Hn. *Desferts's* Supplemente zu seinen *Sid. des lit. de la Fr.* zu sagen hätten.

Vergleicht man dies Supplement mit den obgedachten Anzeigen des Hauptwerks in unsern Blättern: so findet man sehr bald, das, — trotz der vielen Nachträge zum Theil von Artikeln, die von der sorglosen Bearbeitung des Hauptwerks nur allzu laut zeugen, — viele der dort als fehlend angegebenen Autoren entweder gar nicht nachgetragen sind, oder das wenigstens gegen eine unbedeutende Anzahl zweckwidrig aufgenommener Schriften über das Jahr 1800. hinaus, noch viele in den vom Vf. bearbeiteten Zeitraum gehörige Schriften fehlen; eine Unvollständigkeit, die um so mehr Tadel verdient, da, so wie der Vf. bey dem Hauptwerke das neueste gelehrte Frankreich benutzen konnte, ihm der Nachtrag dazu bey seinem Supplemente zu Diensten stand. Vergebens sucht man in diesem Supplemente so wie im Hauptwerke — um bloß bey dem ersten Buchstaben (S. 18.) stehen zu bleiben — *André, Médecin* — *Mlle d'Antraignes* — *Arbois, frères*; mehrere die den Namen *Aubert* führen; *Audainet*, u. a. Unvollständig und unberichtigt sind geblieben die Artikel von *P. A. Adet, d'Aignan, Ailhaud, Albisson, Alyon, Amiot, J. Fr. André, Andrieux, d'Arnoe, Aubert*, u. a. m. — Ueberdies sind Ungenauigkeiten oder Druckfehler, wie die, das *Audebert*, der Rechtsgelehrte, im J. 1618. geboren worden, und schon 1603. Gedichte herausgab, auch in diesem Supplemente nicht selten. — Doch so eben erinnern wir uns, das ähnliche Bemerkungen in der *Décade philosophique* und im *Magazin encyclopédique* (letztere von einem auswärtigen Literator) dem Vf. ein ihn empörender Greuel sind, und das unsern Lesern wohl auch nicht mit mehrern dieser Art gedient seyn möchte; wir bemerken daher nur noch, das, bey allen Mängeln dieses Werks, doch mehrere von den Schriftstellern selbst eingelendete und andere Artikel wegen der darin mitgetheilten (wenn gleich oft flüchtigen,) Auszüge aus Elogen in vorkommenden Fällen nachgesehen zu werden verdienen.

Auch müssen wir zum Schluß noch der vorangehenden (flüchtigen) Notiz über Bücher (vorzüglich in Hinsicht auf Seltenheit) und Bibliotheken, besonders die französische National-Bibliothek, erwähnen, die ein Auszug aus *Prignol's* Bibliologie zu seyn scheint.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNSTER, b. Waldeck: *Beschreibung und Geschichte der vormaligen Grafschaft, nun des Amtes Vechte im Niederstift Münster*. Von *Friedr. Matth. Driver*, der Rechte Doctor. 1803. 13 Bg. 8. (16 gr.)

Dieser *Versuch*, wie ihn der Vf. nennt, ist, die Anordnung der Materialien abgerechnet, sehr beyfallswürdig; er liefert äußerst brauchbare Materialien und Winke, die der künftige Geschichtschreiber des ehemaligen Münsterlandes, das seit dem dritten August 1802., eine völlige politische Veränderung erlitten hat, dankbar benutzen wird. Wir wollen dieses durch die Darstellung des Ganzen, das in acht Abschnitte zerfällt, in der Kürze anschaulich machen. *Erster Abschnitt: Geschichte der Grafschaft Vechte und des Amtes der Grafen in ältern Zeiten*. Es wird gezeigt, das anfänglich das Grafen - Amt nie erblich gewesen, es aber in der Folge nach Kaiser Karl des Großen Verfassung, als eine Reichsbedienung, theils durch Empfehlung; theils durch Gewalt geworden sey. Die Landeshoheit dieser Grafschaft in ältern Zeiten, habe auf Burgmännern und auf Gauen beruht; und da Vechte im Gau Beergau liegt, so wird der Reihe nach die Geschichte der Grafen erzählt, welche das Amt Vechte und die Grafschaft desselben endlich unter die Herrschaft des Bischofs von Münster brachten, dessen Eigenthum es bis auf den Lüneviller Frieden blieb, der bekanntlich das ganze, vormalige, weitstehende Bisthum Münster zerstörte, und die Grafschaft nebst dem Amte Vechte, dem jetzigen Landesherrn, Herzog von Oldenburg, zuwies. Welche politische Ereignisse nicht allein mit Vechte, sondern mit dem ehemaligen Münsterlande überhaupt sich zugetragen, wird §. 12 — 16. in gedrungenen Kürze gezeigt, und im zweyten Abschnitt S. 25 — 73. die geographisch-statistisch-ökonomische Lage von einer bisher unbekanntem Seite anschaulich gemacht. Dem Vf. zufolge ist die (selten gewordene) Special-Karte vom Amte Vechte, welche der Münstersche Mathematiker *Johan Gigas* im J. 1687 — 1720. herausgegeben, sehr fehlerhaft; auch hat die von den hannoverschen Lieutenant *Carl Wilkens* im J. 1796. vom Niederstifte Münster gelieferte wenige Vorzüge vor jener, indem sie durch manchen Stichfehler und durch manche Auslassungen entstellt sey; *Ottens* Special-Karte vom Niederstifte Münster behaupte vor allen bekannt gewordenen Karten, noch immer die meisten Vorzüge; die richtigste sey aber die des Oesterreichischen Hülars-Lieutenants *Marcellus Driver* (wahrscheinlich eines Verwandtes unsers Vfs.), die bis jetzt aber nur im Manuscript vorhanden sey. — Beschaffenheit des Bodens und dessen erster Anbau. Viehzucht, Bienenzucht und Holz-Cultur. Der Vf. behauptet: die ältesten Bewohner dieser Gegend wären die Angrivarier, zum Theil die Chauken gewesen. Die Gründe, die er dafür beybringt, und die er dem *Tacitus* entgegenstellt, setzen seine Behauptung außer Zweifel. Das Amt Vechte, das er auf vier Quadrat-Meilen rechnet, wird in vierzehn Kirchspiele getheilt; die Bewo-



ner sind Heuerleute; Hofhörige, Eigenbehörige nach Hausgenossenrecht, Eigenbehörige nach Heide- oder Schuttagerechtigkeit, Biefterfreye, Paulsfreye, oder Wachs- Zinsige und mehr andre Klassen. Ferner Geschichte des Amtes Vechte bis auf die päpstliche Bestätigung des, durch den Bischof *Bernd von Galen* geschehenen Ankaufs und Unterwerfung des Amtes unter die Gerichtsbarkeit des General-Vikariats in Münster. — Im *dritten* Abschnitt S. 74 — 106. erzählt der Vf. den Ursprung und den nach und nach geschehenen Wachsthum der Stadt *Vechte*; ihrer vormaligen Grafen und Burgmänner; — ihren Anbau etc. (der Name soll schon nach einer Urkunde vom J. 1269. Vechta gewesen seyn); ihr Amts- Thurm, der sehr hoch gewesen, und eine 16 Fufs dicke Mauer gehabt haben soll, wurde im J. 1689. abgebrochen, und sein Fundament mit 3000 Pfund Pulver gesprengt. Alle ferneren Begebenheiten der Stadt werden mit historischer Treue bis auf das J. 1802. erzählt. *Vierter* Abschnitt. S. 107 bis 128. Lage der Stadt Vechte; Festungswerke; Magistrat, gewerbtreibende Klassen und Aemter; die Vechtsche Mark und ihr Markengericht. Der Vf. schildert mit vieler Einsicht die Schwierigkeiten, welche die Theilung der Marken, so wohl hier als an andern Orten bisweilen bekämpfen müssen. Die Note S. 114., welche die Gerechtfame der Markenbetheiligten, nach *Müser's* Grundsätzen vertheidigt,

macht der Einsicht des Vfs. Ehre. — Der *fünfte* Abschnitt S. 129 — 144. enthält bloß die geschichtlichen Umstände, die sich in der Stadt und dem Amte Vechte, seit *Wittekind* bis jetzt zugetragen haben, Im *sechsten* Abschnitt S. 145 — 151. wird von dem religiösen Zustande der Bewohner dieser Gegend gehandelt. In der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts wurde der Protestantismus stark in derselben verbreitet, aber durch das Streben der Bischöfe von Münster nach und nach wieder unterdrückt. — *Siebenter* Abschnitt S. 152 — 162. Beschreibung des Burgmanns-Collegiums zu Vechte, dessen Privilegien, Gerechtfame, Verfassung, u. d. gl. — Der *achte* Abschnitt S. 163 — 182. enthält Bemerkungen über die Bewohner des Amtes Vechte, und ertheilt eine ziemlich genaue topographische Beschreibung der Kirchspiele und Ortlichkeiten dieser Gegend, die in vieler Hinsicht einen wichtigen Beytrag zur Geschichte, Geographie und Statistik vom nördlichen Theile des ehemaligen Münsterlandes abgeben. Die Bevölkerung der Stadt und des Amtes Vechte betrug Ostern 1800. 22,364 Seelen, und die sämtlichen Gebäude in der Stadt und des vierzehn Kirchspielen, waren am Neujahr 1800. in dem Brand-Societäts-Catastro zu einem Werthe von 1,312,745 Rthlr. Conventions Geld (20 Fl. Fufs) eingetragen, welches die Summe vom J. 1790. um  $\frac{1}{2}$  überstieg.

## KLEINE SCHRIFTEN.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN. *Stuttgart*, in d. Metzler'schen Buchh.: *Versuch über das kaufmännische Speditionswesen* in seinem Verhältnisse gegen den Staat. 1804. 3 $\frac{1}{2}$  B. kl. 8. (6 gr.) — Der Vf. dieser kleinen Schrift entwickelt hier die Begriffe über das Speditionswesen und zeigt, wie sich der Gesetzgeber in Ansehung dieses Erwerbszweiges verhalten sollte. Nachdem das Recht des Staats, das Speditionsgeschäft unter seine Direction und Leitung zu nehmen S. 16. etc. mehr historisch als philosophisch entwickelt ist, werden die Grundsätze aufgeführt, wornach der Staat das Speditionswesen theils zur Beförderung des gemeinen Wohls, theils zur Controlle der Staatsabgaben und Handelsverbote, theils zur Vermehrung seiner Einnahmen durch Gesetze ordnen soll. Hier findet man nichts neues, sondern die Grundsätze sind von der alten Ordnung bloß abgezogen, welche in vielen Handelsorten in Ansehung der Spedition wirklich besteht. Der Vf. führt nicht bloß die Gesetze und Einrichtung als notwendig auf, welche in jedem Speditions-Orte getroffen werden müssen, um das Eigenthum, welches Speditionen anvertraut wird, zu sichern, und auf den Fall einer Klage Beweis und Gegenbeweis zu erleichtern, sondern billigt auch mehrere *positive* Mafsregeln, welche der Staat trifft, um das Speditionswesen selbst zu leiten und zu regieren: selbst die Fortsetzung der Reisesfahrten scheint ihm zu gefallen (S. 36.). Frachttaxen, gesetzliche Bestimmung der Speditionskosten und Spesen, und Bestrafung der Uebertreter, selbst dorer welche *weniger* nehmen, kurz fast das ganze oft lästige Herkommen wird als Muster aufgestellt.

Nach des Rec. Urtheil ist die bisherige Einmischung des Staats in das Speditionsgeschäft, welche der Vf. für gut hält,

viel zu groß, die Verordnungen über das Speditionswesen sind viel zu zahlreich: viele sind überflüssig, weil gar nicht darauf gehalten wird und weil kaum eine Controlle darüber möglich ist, wie die Einschränkung der Spedition auf gewisse Waaren; das Verbot, niedrigere Speditionskosten anzusetzen; viele sind schädlich, wie alle die das Speditionswesen auf bestimmte Oerter und Personen einschränken, und den Kaufmann in dem freyen Wahl der Personen hindern, welchen er seine Güter anvertrauen will, so wie alle überhaupt, welche dieses Geschäft der Zunftverfassung nahe bringen. Wie der Staat für seine Finanz-Operationen und Controllen das Speditionswesen benützen wolle, muß ihm freylich überlassen bleiben; aber so viel ist klar, daß er den Kaufleuten und dem Geschäft selbst um so mehr schadet, je mehr Hindernisse er der Freyheit des Handels dadurch in den Weg legt. Der Kaufmann weiß durch Erkundigung den Credit, die Treue und Geschicklichkeit der Spedition weit besser zu erforschen; als es je eine Obrigkeit erfahren kann; er bekümmert sich daher wenig darum, ob auch der von ihm gewählte Spediteur vereidet werden, welches dem Vf. ein so wichtiges Erforderniß zu seyn scheint. Denn vereidete Diebe sind gerade die schlimmsten; und die mehresten Formalitäten, womit die Obrigkeit das Speditionswesen in Ordnung zu bringen vermeint, sind ohne allen Nutzen fürs Publikum und wertheuern nur die Waaren. Alle aufmerksame Regierungen sind jetzt mit der allmählichen Abschaffung der lästigen Schranken mehr oder weniger beschäftigt, welche dieser Vf. noch zu dem *plus ultra* einer guten Staats-Oeconomie rechnet.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 13. May 1805.

## BIBLISCHE LITERATUR

LEIPZIG, b. Weidmann: *J. G. Eichhorn's kritische Schriften. Fünfter Band. von J. G. Eichhorn's*Auch unter dem Titel: *arabische Schrift**Einführung in das Neue Testament, von J. G. Eichhorn. Erster Band. 1804. XVI u. 680 S. 8.*

Ohne Zweifel ist es allen, welche das N. T. kritisch studieren, erwünscht, endlich die Hypothese von Entstehung der drey ersten canonischen Evangelien aus einem Urevangelium, welche seit zehn Jahren die Aufmerksamkeit aus einer gewissen Entfernung auf sich zog, in der neuesten Zeit aber bey jeder Gelegenheit sich selbst als vollendet anzeigte, nunmehr so vollständig, wie möglich, entwickelt zu sehen. Hr. E. hat ihr den ganzen ersten Band seiner kritischen Schriften über das N. T. gewidmet. Da hier alles, was irgend zu ihrer Bestätigung und Empfehlung anwendbar schien, zur Hülfe aufgeboten ist: so können die Acten von dieser Seite her mit Grund als geschlossen angesehen werden. Eine genaue und detaillirte Prüfung der Sachkundigen, deren aber bey einer solchen kritischen verwickelten Frage nicht allzu viele seyn möchten, hat nunmehr reife Beurtheilungen dieser in Hinsicht auf die specielle Ausführung neuen, nach den Hauptgedanken aber durch Lessing und vornehmlich durch Corrodi (S. 397.) vorbereiteten Hypothese zu veranlassen.

Das Räthsel, welches gelöst werden soll, ist im Allgemeinen bekannt genug. Die drey ersten der canonischen Evangelien haben so, wie sie griechisch vor uns sind, in vielen Stellen die auffallendste Verwandtschaft mit einander, theils im Wörtlichen, nicht bloß einzelner Ausdrücke sondern ganzer, oft mehrerer Verse, theils aber auch in der Gedankenfolge, selbst wo diese nicht durch den Gang einer Begebenheit selbst bestimmt ist. Dagegen fehlt es denn aber auch, oft mitten zwischen den verwandtesten Stellen, nicht an eben so eigenthümlichen, von der Verwandtschaft abweichenden Ausdrücken, Sätzen und sogar Reihem von Versen. Es fehlt zum Theil an Uebereinstimmung der Folge der Begebenheiten. Oft sind wesentliche Umstände verschieden; hie und da treten Verschiedenheiten ein, die man nicht bloß für Differenzen, sondern für wirklich unvereinbar anerkennen muß, obgleich sie nur Nebenumstände betreffen. Endlich sind, wie man bald bemerken muß, manche Abschnitte allen dreyen, manche nur dem Matthäus und Marcus, manche nur dem Lucas und Marcus, gemeinschaftlich; andere hingegen hat jeder Einzelne

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

bloß für sich. Und selbst mitten in gemeinschaftlichen Erzählungen fügt der eine für sich allein dieses, der andere jenes bey. Die Frage ist also, was wohl, weil die Geschichte uns verläßt, als faktisch vorausgesetzt werden müsse, um die Entstehung dieses vielseitigen und contrastirenden Phänomens dem Geschichtsforscher erklärbar zu machen?

Nichts ist leichter als die zwey zu Lösung des Räthfels möglichen Hauptwege zu errathen. Die vielfache Verwandtschaft sowohl als die daneben beobachtete Nichtübereinstimmung wird sie sich etwa aus gemeinschaftlichen Quellen für alle drey? oder wird sie sich daraus ableiten lassen, daß unter den dreyen sich Einer gegen Zwey? oder Zwey gegen Einen als gemeinschaftliche Quellen verhielten, die Verschiedenheiten aber durch irgend einen Dritten, theils mündlichen, theils schriftlichen Einfluß bewirkt wurden? Nimmt man gemeinschaftliche Quellen an, entweder für alle drey oder wenigstens für zwey jener Evangelien, so kann entweder schon ursprünglich ein Ganzes, oder es können kleinere einzelne Erzählungen von verschiedenem Umfang, noch ohne Zusammenfügung in ein vielfaches Ganzes, existirt haben, wie hievon im Lukas Kap. 9, 51. — 14. ein auch von Hn. E. S. 599. anerkanntes größeres Beyspiel sich zeigt.

Hr. E. setzt unter dem Namen *Urevangelium*, ein bereits durch einen Schüler der ersten Apostel zusammengetragenes Ganzes als Urschrift für Matthäus, Marcus und Lucas voraus, und sucht daraus die unter diesen Namen auf uns gekommenen drey Aufsätze, als Producte der vierten, fünften Hand zu deduciren und vor unsern Augen zusammen zu fügen. Die große Mühe, mit welcher sich der Vf. an diesen Verarbeitungen, Uebearbeitungen und Umarbeitungen abarbeitet, aus denen am Ende eine so kleine Arbeit, wie die drey ersten Evangelien sind, entstanden seyn solle, verdient und fordert, daß zum wenigsten der Beurtheiler ihr Schritt für Schritt nachzufolgen und jedes Moment, woraus allmählich das Resultat zusammen gefügt wird, einzeln und im Zusammenhang zu erwägen sich bemühe. Nichts ist wahrer, als (S. 597.) daß die alte Literatur mit leeren Vermuthungen ohnehin nur allzu sehr überladen sey. Tritt also eine neue Reihe von Hypothesen in diesem Felde auf, so kann eben deswegen die öffentliche Kritik ihre Unentbehrlichkeit nicht besser, als dadurch beweisen, daß sie dieselbe, noch ehe sie durch Scheingründe, Autorität und Betriebsamkeit sich des Nachsprechens der Menge bemächtigt hat, bey dem Eintritt sogleich einer genauen Untersuchung ihrer Beurkundungen unterwerfe.

X x

Hr. E. hat seine Hypothese durch kirchenhistorische Vorbereitungen einzuleiten gesucht, in der Hauptabhandlung alsdann sie selbst in ihrer Vollständigkeit aufgeführt, zuletzt aber die Wichtigkeit ihrer Erläuterung durch die aus ihr entstehenden Folgerungen empfohlen. Nach diesen drey Abtheilungen kann seine Schrift am besten, doch in diesen Blättern natürlich nur das Wesentliche, beleuchtet werden.

Die Vorbereitung (bis S. 147.) hat eine gedoppelte Absicht; einmal: darzuthun, daß vor den drey ersten canonischen Evangelien mehrere andere im Gebrauch gewesen seyn, und alsdann, daß erst am Ende des zweyten und im Anfang des dritten Jahrhunderts die Kirche aus den vielen Evangelien vier zum allgemeinen Gebrauch ausgehoben habe, welche dazu die nöthige Ausarbeitung und die meisten Kennzeichen der Wahrheit gehabt haben sollen. Beide Behauptungen aber bleiben, nach unserer Einsicht, nicht nur am Ende völlig unerwiesen, sondern es haben sich auch in die vermeintlichen Erweise ganz eigne Fehler eingeschlichen, welche sich meist nur durch die aus der Vorliebe für eine Hypothese entstehende Gebundenheit des Geistes erklären lassen.

Sogleich die erste Abhandlung von dem hohen Alter des Evangeliums secundum Hebraeos zeigt bald, welcher ein wichtiger Unterschied es sey, ob ein Geschichtsforscher zuerst die bloßen Data des Alterthums nach ihrem schlichten Sinn, ohne sie mehr oder weniger, als sie enthalten, sagen lassen zu wollen, sich und seinen Lesern vorhalten will, und alsdann mit der sorgfältigsten, aber auch lenksamsten Aufmerksamkeit sich dem, wohin sie vereint ihn leiten können, überläßt; oder ob ihm eine zum voraus gefasste Hypothese Führerin und Auslegerin aller andern Spuren geworden ist. Bekanntlich, weiß man von dem Inhalte des Evangeliums secundum Hebraeos nichts bestimmtes, als die wenigen Stellen, welche Clemens Alex., Origenes und Hieronymus, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß sie daher genommen seyn, uns überliefert haben, und die man bey Fabricius im Cod. Apocr. N. T. p. 355 ff. leicht überschauen kann. Dagegen behauptet nun S. 18. von dem Evangelium nach den Hebräern: „Je weiter wir zurückgehen, desto allgemeiner ist der Gebrauch davon.“ Ist etwa Hr. E. so glücklich gewesen, ganz neue Stellen entdeckt zu haben? Die Data müssen es zeigen. 1) „Justin der Märtyrer kennt bloß Denkwürdigkeiten der Apostel, die, wofern sie auch nicht ganz einseitig mit den Evangelium der Hebräer sind, doch mit ihm verwandt waren und ihm näher kamen, als einem unsrer noch vorhandenen Evangelien.“ Hierdurch wäre also mit einem mal ein großer Theil dieses „uralten“ Evangeliums wieder aufgefunden! Aber wie? Wenn es auch nur möglich seyn soll, zu erweisen, daß die apostolischen Denkwürdigkeiten bey Justin mit dem Evangelium der Hebräer nahe und sogar näher als mit den canonischen verwandt seyn, so muß man doch zuerst dieses Evangelium der Hebräer selbst anders woher, nach mehreren, seiner Bestandtheile

digkeiten mehr mit diesen als mit Matthäus, Lucas etc. übereinkommen. Andere Bestandtheile des Evang. sec. Hebr. aber, als die von Clemens, Origenes, Hieronymus und Epiphanius angegebenen kennt nun einmal niemand mehr. Diese betragen, wenn man auch alles zusammen nehmen dürfte (ohne erst das, was Epiphanius giebt, wegen innerer Spuren vielmehr von einer ganz andern Quelle als dem von den drey andern Kirchenvätern benutzten Evang. sec. Hebraeos abzuleiten), immer doch äußerst wenig. Selbst Stroth, welcher das Verdienst hat, die kritische Aufmerksamkeit auf das Eigenthümliche jener Apomnemoneumen bey Justin, schon 1777 geweckt zu haben, war (Eichhorn's Reporter f. bibl. Lit. 1. Th. S. 22.) sehr vergnügt, „zeigen zu können, daß Justin Eine Stelle so angeführt habe, wie sie im Evang. nach den Hebräern gestanden, den Zusatz zu der Stimme bey der Taufe: *υιος μου ει ου ενω σήμερον γεγεννηκα σε!*“ daß er Ein Begebenheit mit solchen Umständen erzählt habe, mit denen sie nicht in unsern Evangelien, wohl aber in dem oft genannten palästinsischen erzählt wird.“ Wir wollen erst in der Folge berühren, wie wenig sich diese Uebereinstimmung Einer Stelle entschieden ist, und wie wenig sie beweist, daß die Apomnemoneumen Justins diese Eigenthümlichkeit gerade aus dem Evang. welches Epiphanius als das Ebionitische exerpirt, geschöpft hatten. Auf jeden Fall aber wäre es Eine Stelle! Mit unserm griechischen Matthäus und selbst mit Lukas hingegen stimmen die apostolischen Denkwürdigkeiten an hundert Stellen wörtlich überein. Wie vermag also Hr. E. irgend zu wissen, daß sie viel näher dem meist unbekanntem Evang. sec. Hebraeos, als unserm Matthäus etc. verwandt sey? So entscheiden also die Behauptung klingt, eben so grundlos muß sie bleiben. Noch sonderbarer ist die nächste folgende. 2) „Die Väter vor Justin sprechen nie von dem Evang. der Hebräer mit Geringschätzung, als von einem apokryphischen Buche.“ Sie sprechen nämlich gar nicht von diesem Evang. Sie nennen es nie; daher sprechen sie freylich auch nicht davon als von einem apokryphischen Aufsatz. Eine eigene Art von Argumentum a silentio! Davon, daß man überhaupt von Vätern vor Justin als Schriftstellern fast gar nicht sprechen kann, später hin noch einige Worte. 3) „Die wenn gleich nicht ächte, aber doch sehr (?) alte Schrift des Ignatius, epa ad Smyrn. c. 3. citirt eine Stelle, die Hieronymus nur, so wie sie lautet, im Ev. der Hebräer wieder fand.“ Allerdings fand Hieronymus in der lateinischen Uebersetzung des genannten Ignatius'schen Briefs, die er (vermöge des bekannten *vidi ita ut videri* etc.) gebrauchte, Eine Stelle, welche er auch in dem von ihm kurz zuvor übersetzten hebräischen Evangelium der Nazoräer antraf. Aber eben diese Stelle hatte Origenes f. *proem. l. I. περι αρχων*, in einem *libellus*, qui appellatur *doctrina Petri*, gefunden. Dies weiß Hr. E. natürlich so gut, wie wir. Vergl. Fabric. l. c. p. 359. in der Note. Aber eben deswegen sollte er nach den Gesetzen der unparteyischen Geschichtsforschung auch an die gleiche Möglichkeit erinnern, daß der Brief an die Smyrner jene Stelle

Stelle eben so wohl aus der *doctrina Petri*, als aus dem Evang. *sec. Hebr.* der Nazoräer, daß er sie wohl gar aus keinem von beiden, sondern noch aus einer mündlichen (mit Lukus 24. 39. parallelen) Fortpflanzung haben könnte; ~~welches erst später in jene Apokrypha~~ Übergang. — Erfährt (vbt.: 4.) Hegesippus brauchte das Evang. der Hebräer (nach Eusebius Kirchengeschichte 4. 22.) in seinen Schriften. In seinen Schriften? Dies klingt sehr voll von dem wenigen, was der gute Hegesippus zusammen geschrieben hat. Brauchte Hegesippus das Evang. der Hebräer in seinen „Schriften“, so muß wohl die Menge der Leser denken, Eusebius habe es oft genug von ihm gebrücht finden können. Gewauer betrachtet, sagt Eusebius bloß: „Hegesippus setzt einiges (τιςτοι τινα) aus dem Evang. κατ' ἑβραίων, und aus dem Syrischen, und besonders aus dem hebräischen Dialecte, und zeigt, daß er aus den Hebräern zum christlichen Glauben übergegangen ist; auch erwähnt er andere Dinge, gleich als aus einer *angeschriebenen* jüdischen Ueberlieferung.“ Vertheilt man jene „einige“ Spuren von dem Ursprung des Hegesippus aus den Hebräern auf das Syrische und auf den hebräischen Dialect und auf das Evang. *sec. Hebr.*, so möchte wohl nur wenig auf das letztere fallen. Die Hauptfrage aber ist: hatte Hegesippus dies wirklich aus dem Evang. *sec. Hebr.*? Eusebius fand einiges, was Hegesippus angeführt hatte, im Evang. der Hebräer seiner Zeit, etwa so, wie Hieronymus die obige Stelle auch dort gefunden hat, welche aber Origenes auch in einem andern alten *Apocryphum* fand. Kurz: der sorgfältige, nicht bloß für seine Hypothese arbeitende Geschichtsforscher mußte, wenn er Subreptionen für andre und für sich selbst vermeiden wollte, hier anmerken: daß Eusebius beym Hegesipp einiges fand, was jenem aus dem Evang. *sec. Hebr.* zu seyn schien, daß aber Eusebius nicht angebe, Hegesippus selbst habe das Evang. *sec. Hebr.* als seine Quelle genannt. Dieser für das Resultat bedeutende Unterschied muß hier um so mehr angemerkt werden, weil das nächste Datum bey Hn. E. den ungewarnten Leser vollends unlängbar irre führen würde. 3.) Papias, sagt Hr. E., erklärt aus dem Evang. der Hebräer die Geschichte von der Ehebrecherin.“ Diese Geschichte wäre demnach entschieden einer der ältesten Bestandtheile des vielgenannten Evang. nach den Hebräern? Wie konnten andere Exegeten noch zweifelhaft bleiben? Hr. E. hat die griechischen Worte des Eusebius selbst in die Note gesetzt. ἐκτέθειται δὲ (Papias) καὶ ἄλλην ἱστορίαν περὶ γυναικὸς ἐπὶ πολλαῖς ἁμαρτίαις διαβληθείσης ἐπὶ τοῦ κυρίου, ἣν τὸ κατ' ἑβραίων εὐαγγέλιον περιέχει. Wer kann muthmaßen, daß er sie oben ganz etwas anders sagen läßt, als sie unten enthält! Und doch steht in ihr von allem, was Papias, nach Hn. E. gethan haben soll, nicht Ein zutreffendes Datum. a) Nicht die (bekannte) Geschichte der Ehebrecherin wird angedeutet. Eusebius spricht von etwas unbekanntem („eine andere Geschichte von einer Frau,“ nicht τὴν ἰσ. περὶ τῆς γυν.) auch b) nicht von einer bestimmten Sünde, wo alsdann das generelle, ἁμαρτία, oft dem speciellen, μοιχεία, πορνεία, gleich

seyn kann, sondern „von falscher Anklage wegen vieler Sünden“ ist die Rede. Ferner wird c) nicht gesagt, daß Papias diese Geschichte erkläre; ἐκτέθειται bedeutet bloß: er hat erzählt, oder angeführt. So setzt Eusebius kurz vorher προεστειλαίς, ὧραίς von zuvor angeführten Stellen aus Papias. Endlich, und was die Hauptsache ist, wird d) gar nicht gesagt, daß Papias jene Geschichte anführte aus dem Evang. der Hebräer. Eusebius unterscheidet diesmal recht bestimmt: „Papias führt an auch eine andere Geschichte . . . welche das εὐαγγ. κατ' ἑβρ. enthält.“ Eusebius also fand sie, zu seiner Zeit, in diesem Evangelium; aber er sagt nicht, daß Papias sie dahin genommen, noch weniger, daß Papias das Evang. *sec. Hebr.* irgend schon genannt habe. Und wie wäre dies auch nur wahrscheinlich, da Eusebius im Eingang des Kapitels, aus dem Papias anführt, daß dieser Anekdotensammler nur von der mündlichen Ueberlieferung der Aeltern gerne profitirt habe. Die von Papias nach seiner Weise mündlich erlernte Historie von der sündigen Frau war dann bis herab auf Origenes, Eusebius und Hieronymus Zeit auch in Schriften übergegangen; wie man überhaupt eine und eben dieselbe von jenen Anekdoten, der bis auf Papias hin noch bloß mündlichen Fortpflanzung, etwas später, bald in einer *doctrina Petri*, bald in einem hebräischen Evang. der Nazoräer (des zweyten, dritten oder vierten Jahrhunderts) als nunmehr niedergeschrieben, antraf. Aber daß Papias sie aus einem solchen Evang. genommen, daß man überhaupt ein solches zu seiner Zeit schon gekannt habe, dies kann schlechterdings nicht historisch dargethan, sondern bloß willkürlich behauptet oder bittweise zugestanden werden.

Diese Belege, wie sicher Hr. E. das Alter des Evang. *sec. Hebr.* von Justin an bis auf Papias hinaufführe, folgen (S. 18.) alle in geschlossener Reihe hinter einander. Wo die Beweise so in Masse auftreten, da sollte doch Einer treffend seyn, oder sie sollten zum wenigsten unter einander sich so unterstützen und an einander schließen, daß sie zusammen genommen einen Phalanx machen könnten. Nun aber, wenn wir alles zusammen fassen, ist nichts sichtbar, als daß Papias, Hegesipp, Ignaz, und Justin einiges wenige hatten, was spätere Kirchenväter auch im Evang. der Hebräer lasen. Daß aber jene Alten diese kleinen und wenigen Data aus einem solchen Evang. hatten, daß überhaupt ein solches Evang. damals schon war, dies bleibt durchaus so unerwiesen, wie es gründlichen Forschern vorher war. Und so muß es auch bleiben. Denn betrachtet man, bey diesem Mangel an äußerer Geschichte, den Inhalt der Fragmente selbst, welche von den spätern Kirchenvätern aus dem ihnen gleichzeitigen Evangelium nach den Hebräern angeführt werden, so ist dieser an sich so beschaffen, daß er nicht etwa bloß durch abenteuerliche Meinungen, sondern durch allerley in der Nähe des Orts und der Zeit unmögliche Fehler (wie Parachronismen und andere leere Fictionen) sich als ein unlängbar späteres Product nothwendig selbst verräth. Sollte aber der Inhalt der noch vorhandenen Fragmente nicht entschei-

scheiden, sollten gerade diese nur zu den später hinzugekommenen Vermehrungen gehören (wie Hr. E. sich immer diesen Ausweg gerne offen halten möchte) je nun! so weiß man von dem, was als früheres Evangel. *sec. Hebr.* existirt haben soll, gar nichts, und das gepriesene uralte Product bleibt wenigstens für uns ein Unding. So gewiß aber dieses Unding durch alles, was man darüber nach Hn. E. von Papias bis Justin erfahren sollte, in der That aber nicht erfahren kann, eine frühere Existenz nicht erhält, so gewiß vor Clemens Alex. nicht einmal der Name *Ευαγγ. καὶ Ἐβρ.* vorkommt, so wahrscheinlich wird es vielmehr nach dem innern Gehalt, das das Wenige, was das Evangel. *sec. Hebr.* des dritten Jahrhunderts mit einigen Citationen jener Alten gemein hatte, erst theils aus diesen selbst, theils aus der gemeinschaftlichen Quelle mündlicher Tradition in das, was in jener weit späteren Zeit die Nazoräer als ein (erst aus unsern griechischen Evangelien ins Hebräisch-chaldäische überetztes) sogenanntes hebräisches Evangelium besaßen, übergegangen war. Abgesehen von andern Gründen, die wir hier nicht ausführen können, stimmt auch nur mit dieser Vorstellung von dem *Ευαγγ. καὶ Ἐβρ.* die Art von Schätzung überein, in welcher es bey den besten Kirchen-Schriftstellern des dritten Jahrhunderts stand, welche aber Hr. E. abermals, seiner Hypothese zu gefallen, ganz geschichtwidrig und sogar durch Unrichtigkeiten, welche der oben angegebenen Uebersetzung, den Papias betreffend, zum wenigsten gleich sind, weit höher stimmen will. Wir bleiben immer noch auf der vorher beurtheilten S. 18., und müssen uns weiter sagen lassen: 1) „Hieronymus erwies dem Evang. der Hebräer die Ehre, die er sonst nur *canonischen* Schriften des A. und N. Testaments anthat, daß er es in die griechische und lateinische Sprache übersetzte.“ Erwinnerte sich denn der Vf. einer Einleitung in die Apokrypha nicht, daß Hieronymus auch das Buch Judith und den Tobias aus dem Chaldäischen überetzte? Der Uebersetzung des *Chronicon Eusebii* etc. nicht zu gedenken. Wir müssen uns sagen lassen: 2) „Hieronymus will den Inhalt des Evang. der Hebräer wo nicht zur Entscheidung, doch zum Beweis des *Alterthums* der in ihm enthaltenen *Lehrsätze* gebraucht wissen.“ Und doch erklärt Hieronymus nirgends seine eigene Meinung, wie alt jener sein bey den Nazoräern entdeckter Fund seyn möchte. Hätte er, hätte Origenes, das Evangelium, welches ihnen durch *Nachkommen* der ältesten Kirche bekannt wurde, für die „Stimme der ältesten Kirche“ selbst gehalten, so hätten sie ihm wenigstens bey exegetischen, wo nicht auch bey dogmatischen Fragen, durchaus mehr Gewicht zuschreiben müssen. Hieronymus aber führt es immer nur als Notiz, Origenes ausdrücklich *nōn ad auctoritatem, sed ad manifestationem propositae quaestionis*, an; nicht einmal

*ad manifestationem vetustatis propositae quaestionis*. Viel zu volltönend wird 3) gesagt, daß dem Evang. der Hebräer Origenes die *Auszeichnung* erwies, vom ihm in seinen Schriften *Gebrauch* zu machen. Der Gebrauch, den Origenes davon machte, besteht bloß in einigen Citationen, und zwar mit der *Auszeichnung*, daß er immer an die Zweifelhaftigkeit im Gebrauch dieser Quelle durch die Formeln: „*Wom* einer das Evang. der Hebräer anführt, geltend läßt“ und dergleichen erinnert. Endlich wird 4) von Eusebius behauptet: „*Er selbst* setzt es unter die Schriften von der zweyten Klasse, und mit Hermas, Barnabas und der Apokalypse zusammen.“ Abermals völlig falsch. Eusebius Kirchengeschichte 3, 24. sagt nicht sein eigenes, auch nicht der Mehreren oder Gelehrteren Urtheil, sondern bloß, daß unter die *βόθ*α (die Kirchenschriften, welche von einem andern Ursprung, als ihnen zugeschrieben wurde, seyn mußten) *einige* auch das *Ευαγγ. καὶ Ἐβρ.* gerechnet haben; dessen besonders die Christen aus den Hebräern (palästinensischen Juden) sich bedienen. Auch machen, um dies im Vorbeygehen zu sagen, diese *βόθ*α bey Eusebius nicht die zweyte Klasse, sondern die dritte aus, da in der ersten die *ὁμολογούμενα*, in der zweyten die *εὐαγγελιστικὰ, γνηθμα δ' ὁμῶς τοῖς πολλοῖς* aufgeführt sind. Erst unter der dritten, von den widersprochenen und zugleich pseudonymen Schriften, steht zuletzt das schon angeführte Urtheil, nicht des Eusebius selbst, sondern „*Einiger*“ über das Evang. der Hebräer. Doch; wollten wir in diesen Aufsätzen des Vfs., welche eine genaue Bekanntschaft mit der ältesten Kirchengeschichte und bedachtamen Fleiß erforderten, Urstoffe von dieser Art, welche nicht gerade die Hauptsache betreffen, verbessern, so würden wir ein ziemliches Eratenregister einschalten müssen. Dahin gehört z. B. daß nach S. 13. erst der späte Epiphanius die Nazoräer und Ebioniten zu Ketzern gestempelt habe — da doch schon Irenäus 1, 26, 3, 11. die Ebioniten, neben dem Cerinthus, und als Ketzler setzt: —; daß „die Ebioniten überhaupt außer dem Evang. der Hebräer *keine heilige Schriften annahmen*.“ — da doch Eusebius bloß sagt: „aus den übrigen *machen sie sich nicht viel*“ (*τῶν λοιπῶν σμικροῦ ἐποιουντο λογον*) — daß nach S. 23. „*Tatians Harmonie bey den Alten* geradezu das Evang. der Hebräer genannt worden sey,“ da doch nach Epiphanius abermals nur *Einige* es waren, die damals folglich nicht eben im Alterthum, das Diatessaron des Tatians *κατὰ ἑβραίου*s nannten, daß S. 584. in der Note *Ignatius ad Ephes.* für etwas, daß es schon *frühe eine alte Sage* gewesen sey, citirt wird, da doch diese allzu oberflächlich citirte Stelle nur in der *interpolata Epist. Ignatii* steht (§. 15. p. 188. *ed. Ittig.*), deren Zufätze niemand vor das Ende des dritten Jahrhunderts setzen wird — u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 13. May 1805.

## BIBLISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weidmann: *J. G. Eichhorn's kritische Schriften* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

*Einleitung in das Neue Testament*, von *J. G. Eichhorn* u. s. w.

(Fortsetzung der in Num. 127. abgebrochenen Recension.)

Auch diese beyläufigen Fehler sind zwar bey einer vielseitigen und verwickelten Untersuchung, deren Gewährsmann sich durch vorzügliche Punctlichkeit legitimiren sollte, mehr als unangenehm, doch bey weitem nicht so sehr, als das unlängbare Resultat unserer bisherigen Prüfungen, vermöge dessen auch nicht Eine der angeführten historischen Angaben aus dem Alterthum, von dem Vf. so wie sie an sich ist, betrachtet, sondern alle nur so, wie sie der Hypothese, welche er durchsetzen will, einen Schein geben könnten, gewendet und dargestellt sind, die meisten aber sogar nach offenbar falschen Uebersetzungen oder mit geschichtswidrigen Behauptungen dem theologischen Publikum mit der Miene der größten Zuverlässigkeit vorgehalten werden. Wie handgreiflich unrichtig ist endlich auch noch S. 19. das Raisonement, das man nur so lange als das Christenthum in die Gränzen von Palästina eingeschlossen war, für ein Evangelium die chaldäisch-syrische Sprache habe wählen können. „War bis dorthin, da die Provinzen des römischen Reichs außer den Gränzen von Palästina der Schauplatz des Christenthums wurden, kein Evang. in chaldäisch-syrischer Sprache geschrieben, so ward, ruft S. 20. aus, in dieser Sprache gar keines mehr abgefaßt.“ Als ob nicht außer den Gränzen von Palästina, in Syrien (wo Hieronymus bey Nazoräern das von ihm überetzte Evangelium in Mesopotamien, Babylonien etc. wo auch nach der Zerstörung ihres palästinenfischen Staats so viele Juden, und frühe schon auch Judenchristen lebten, das aramäische eine Landesprache gewesen und noch lange geblieben wäre. So „unlängbar“ demnach das Resultat der ersten vorbereitenden Untersuchung nach S. 39. uns belehrt haben soll, das das älteste Evangelium, welches die Geschichte kennt, von unsern katholischen Evangelien sehr verschieden war, so gewiß sind zwar auf der einen Seite die großen Verschiedenheiten zwischen Wort sowohl als Geist der seit Clemens Alex. namentlich bekannt werdenden Fragmente des *Evang. sec. Hebr.* und dem Charakter unserer drey ersten Evangelien. Eben so gewiß aber ist es zugleich, das kein einziger für die Meinung,

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

das jenes Evangelium das älteste sey, angeführter Grund bey einiger Genauigkeit in der Untersuchung als haltbar erscheint. Gewiß ist es vielmehr, das selbst der Name *εὐαγγ. καὶ ἑβρ.* nicht früher als bey Clemens Alex. folglich unlängbar später, als Benennung und Gebrauch unserer drey Evangelien, mit Sicherheit nachzuweisen ist.

Die nächste wichtige Abhandlung über das *Evangelium Marcions*, als das zunächst älteste, behauptet, das Marcions Evangelientext eine frühe, unvollständige Bearbeitung des Urevangeliums in der Art, welche späterhin im Lucas Evangelium mehr vollendet worden sey, gewesen seyn müsse. Unsere erste Frage würde hiebey diese seyn: Wenn Marcions Text aus dem Urevangelium kam, wie hätte in ihm der Abschnitt von *Jesu Taufe* (S. 63.) fehlen können, den das Urevangelium auch nach Hn. E. hatte und nothwendiger, als viele andere Geschichten, haben mußte? Allein die ganze Darstellung, welche Hr. E. von Marcions Evangelium macht, ruht auf einem einzigen, ins Ganze gehenden Mißgriff. Der Vf. hat auf eine fast unbegreifliche Weise den deutlich ausgesprochenen Zweck der Anführungen, welche Epiphanius aus seinem Evangelium der Marcioniten uns hinterließ, mißverstanden oder gemißdeutet. Epiphanius erklärt in einer auch wieder von Hn. E. S. 55. in der Note angegebenen Stelle, eben so wie in mehreren Paragraphen seiner *haeres. 42.*, das er „aus dem Evang. des betrügerischen Marcions die zum Widerspruch gegen den Böfewicht dienlichen Leichtfertigkeiten desselben mit Fleiß dargelegt habe, damit die, welche sich mit dieser Arbeit beschäftigt wollen, eine *Übungsschule ihres Scharfsinns* fänden zur Rüge der von ihm (dem Marcion) ausgedachten sonderbaren Schrifttexte.“ Epiphanius versichert hier allerdings, das er Marcions Evang. genau verglichen habe (*ἐκ γὰρ τοῦ παρ αὐτοῦ εὐαγγελίου τὰ πρὸς ἀντιρῆσιν τοῦ πανουργοῦ, αὐτοῦ βλασφημίας σπουδάζοντες παρεδεδεμεθα ἵνα οἱ τὸ πονηματι ἐντυχῶν ἐδελοντες ἐχωσι τοῦτο τὸ γυμνασιὸν οὐκ ἄνητος, πρὸς ἐλεγχὸν τῶν ὑπ' αὐτοῦ ἐπινοημένων ἕνολεξίων.*) Aber das er den Zweck gehabt habe, es *vollständig* und zwar nach *allen* seinen Abweichungen vom damaligen Texte des Lucas zu vergleichen, dieß ist nicht nur nicht gesagt; es ist vielmehr bestimmt, das Epiphanius nur gewisse *zum Widerspruch* gegen Marcion taugliche Stellen excerpierten wollte. Und mit diesem auch schon von *Bolte*, in der Vorrede zum Lucas S. XXIX. gründlich beobachteten Voratz harmonirt zugleich die Ausführung völlig, in welcher Epiphanius von dem Excerptirten, auch da, wo es aus unbedeutend abweichenden Lesarten bestand, und da, wo er gar keine Abweichung (*kein παρεκοψε, kein αντι*),

vom Texte des Lucas zu bemerken hatte, doch den Vortheil zu ziehen sucht, irgend eine *Antithese* gegen Marc. auszufinden oder zu erzwingen. Man darf also nach allen, was Epiphanius hier als seinen Zweck erklärt und durch die That zeigt, keineswegs mit S. 55. „voraussetzen,“ das in den Stellen, über welche Epiphanius aus der langen Reihe von Kapiteln von Luc. 4, 14 bis 24, 49. nichts anführt, *vollkommene wörtliche Uebereinstimmung zwischen Marcions und Lucas Evang. statt gehabt habe.* Diese durchaus ungegründete Voraussetzung macht vielmehr, das Hr. Eichh. über das Evang. Marcions eine im Ganzen und Einzelnen äußerst unrichtige Ansicht S. 40 — 71. und 605 — 629. hervorbringt. Hatte er auch die Erklärung des Epiphanius mißverstanden, so hätte sich ihm doch ein warnender Verdacht gegen seine Voraussetzung durch die aus ihr nun folgenden Willkürlichkeiten entstehen sollen, da er hie und da (S. 60. 66.) dem Epiphanius Widersprüche mit sich selbst Schuld zu geben, noch mehr aber, da er die (freylich mühsame) Vergleichung des ältern, sehr ins Detail eingehenden Tertullians über Marcions Evang. nunmehr, unter allerley Scheingründen, von der Hand zu weisen genöthigt war (S. 42. 56.). Durch diese Vergleichung wäre handgreiflich geworden, wie wenig die *Vollständigkeit* in Aufzählung der marcionitischen Abweichungen von dem canonischen Lucas als Absicht des Epiphanius auch nur zu präsumiren sey. Allein, gerade ein so kürzer Text aber, als der Marcionitische nach Hn. Es. Mißdeutung des Epiphanius hie und da gewesen seyn mußte, war für das Hypothesenspiel: das, wie dem Matthäus; so auch dem Lucas, eine Reihe von unvollständigen, alsdann erst (der Himmel weiß, wie oft) theils vermehrten theils verminderten Vorarbeiten vorausgegangen sey, eine allzu erwünschte Erscheinung. Wie nun der Vf. sogar Data, die nach seiner eigenen Voraussetzung das Gegentheil dessen, was er sucht, erweisen müßten, damit in Verbindung zu setzen strebe, davon nur Ein Beyspiel; vielleicht eines der sonderbarsten, welche je durch die sogenannte „höhere Kritik“ ans Licht gekommen sind. Epiphanius setzt jeder Stelle, welche er als eine *ἐξδιουργία* aus Marcions Evangeliumstext um des polemischen Gebrauchs willen, vor Jahren, notirt zu haben versichert, einen Buchstaben als Numer vor, und unterscheidet sie dadurch genau von einander. Nach dieser Regel schreibt er drey mit Luc. 6, 16. 19. 20. parallele Sätze auf folgende Art: δ'. Ιουδαν Ισκαριωτῆ, ὃς ἐγενετο προδοτῆς. ἀντι τοῦτα· κατεβη μετ' αὐτῶν, ἔχει· κατεβη ἐν αὐτοῖς. ε. και πας ὁ οὐλος ἐζητει ἀππεσθαι αὐτου. ζ. και αυτοσ επαρας τους οφθαλμουσ αὐτου. Κατα τα αὐτα ἐποιουν τοισ προφηταισ οἱ πατερεσ ἡμῶν. (p. 312. ed. Colon. 1682.) Wäre Hr. E. hier wenigstens seiner Voraussetzung, das überall, wo Epiphanius nichts anführt, wörtliche Uebereinstimmung zwischen Marcions und Lucas Evangelientext statt gehabt habe, getreu geblieben, so hätte er folgern müssen, das in dem allem, was Epiphanius zwischen jeder der drey Numern nicht berührt, auch keine Abweichung des Marcionitischen Textes vom canonischen Lucas anzuzeigen war. Für diesmal aber

überrasschte den Untersucher die scheinbare Gelegenheit, von einem recht kurzen, bey Lucas erst vervollständigten Texte eine Probe entdecken zu können, durch einen allzugroßen Reiz. Hr. E. nimmt daher S. 61. einen von seiner Voraussetzung abführenden Gang. „Da die Worte im Lucas (6, 17.) mit dem aus Marcions Evang. beygebrachten *völlig übereinstimmen*, so kann Marcions Abweichung nicht in den angeführten, sie muß *in den zwischen ihnen ausgelassenen Worten* bestanden haben.“ Und so soll denn (vergl. S. 242.) Marcions Evangeliumstext an dieser Stelle fortlaufend bloß aus jenen drey Sätzen bestanden haben: και κατεβη ἐν αὐτοῖς. και πας ὁ οὐλος ἐζητει ἀππεσθαι αὐτου. και αυτοσ επαρας τους οφθαλμουσ αὐτου· κατα τα αὐτα ἐποιουν τοισ προφηταισ οἱ πατερεσ ἡμῶν etc. Dies wäre denn allerdings, da sogar nach οφθ. αὐτου das ελεγε fehlen sollte, eine recht sonderbare Kürze, welche eine Ueberarbeitung wohl nöthig gemacht hätte. Sie soll noch überdiß ein Beyspiel einer Ueberarbeitung enthalten, durch welche der Sinn des kürzeren Textes geändert worden sey. In Marcions Text soll ἀππεσθαι, nach zu ein gefährliches Berühren, ein Greifen wollen, bedeuten; Lucas aber habe dies von einem *freundlichen Berühren* wollen verstanden u. dgl. Viel Ingeniosität! Schade, das das bloß Glänzende des Resultats den Vf. zur Nachgiebigkeit über die auffallendsten Unrichtigkeiten in den Prämissen veranlaßt hat. Einmal mußte, wie schon gesagt, Epiphanius dem Zwecke, welchen Hr. E. selbst ihm für sein Excerptieren unterlegte, ungetreu geworden seyn, und da, wo er doch keine Abweichung angiebt, nichts desto weniger eine Nichtübereinstimmung zwischen Marcions und Lucas's Evangeliumstext statt gefunden haben. Fürs Zweyte aber ist selbst das Datum, weswegen man annehmen solle, das diesmal Marcions Abweichung nicht in den angeführten, sondern in den zwischen ihnen ausgelassenen Worten bestanden habe, augenscheinlich erdichtet. Die Worte in Lucas 6, 17. seyen, sagt Hr. E., mit dem (von Epiphanius) aus Marcions Evang. beygebrachten *völlig übereinstimmend.* Luc. 6, 16. hat ὃς και ἐγεν. Marcus nach Epiphanius ohne και. Luc. 6, 17. μετ' αὐτων. Marc. ἐν αὐτοῖς. Luc. 6, 20. κατα ταυτα. Marc. κατα τα αὐτα. Wirklich ist demnach so wenig eine völlige Uebereinstimmung in mehreren der angeführten Textworte, das vielmehr die Abweichungen in diesen selbst sichtbar genug liegen und gar nicht zu der Vermuthung berechtigen, Epiphanius deute hier, ohne alle Ansehung und gegen seine Gewohnheit, bloß auf eine Abweichung in den dazwischen ausgelassenen Worten. Auch in den Worten aus dem 20. Vers και αυτοσ επαρας τους οφθαλμουσ αὐτου liegt eine Abweichung, wenn nämlich das nicht angeführte ελεγε von Epiphanius im Texte des Marcion nicht gefunden worden ist. Hätte doch der Vf. durch das Bewusstseyn, das er durch die Behauptung: die Worte im Lucas seyen in der angeführten Stelle mit den aus Marcion angeführten *völlig übereinstimmend*, dem Augenschein und den genaueren Variantenansammlungen widerspreche, sich vielmehr bey seinem Epiphanius zum Nachlesen der weiteren Anwendung, welche der Häresiologe selbst von seiner

Excerptenarbeit macht, bestimmen lassen. Durch dieses leichte Mittel wäre das Räthsel, warum Epiphanius nicht bloß Abweichungen zwischen Marcions und Lucas Texte, sondern absichtlich sogar auch Uebereinstimmungen excerptirte, mit einem mal gelöst und zugleich die ganze unrichtige Ansicht des Vfs. vom Marcionitischen Evangeliumstext bey Epiphanius obendrein vermieden und berichtigt worden. Alle Excerpte waren von Epiphanius *προς αντιρρησιν*, nicht nach einem kritischen, sondern nach dem polemischen Zweck ausgewählt. Nach dem Verzeichniß der bloßen Excerpte folgt bey Epiphanius (S. 322 ff.) eine Wiederholung derselben *nebst dem Gebrauch*. Fiel dem Epiphanius in dem von Marcion anerkanntem Evangelium etwas auf, das gegen dessen eigene Dogmen brauchbar schien, so excerptirte es der Kirchenvater eben sowohl, als wenn er etwas von Lucas abweichendes antraf, wovon er gerne der Marcionitischen Dogmatik den Vortheil entziehen wollte, oder wodurch er ihr einen Nachtheil zuzufügen hoffte. So hat Epiphanius nach S. 323. die Worte *Ιουδας ὁς ἐγενετο προδοτης* nicht etwa wegen des mangelnden *καί* zum kritischen Gebrauch in seinen Excerpten aufbewahrt, sondern um dem Marcion die Consequenz zu kosten zu geben, daß, wenn nach dem eigenen Evang. desselben ein Verräther gegen Jesus aufgestanden sey, Jesus selbst greiflich und körperlich gewesen seyn müsse. (*Nihil enim praeter in a n e m specie m tribuis, o Marcio! Sed haec tua opinio facile convincitur, ex eo, quod scriptum est: Judam proditor em.*) *ἐν αυτοῖς* statt *μετ' αὐτῶν* war eine Abweichung; aber nicht wegen dieser kritischen Beziehung hatte Epiphanius darauf Jagd gemacht, sondern wegen der dogmatischen Beforgniß, daß Marcioniten daraus für ihre *doctische* Meinung etwas zu gewinnen suchen könnten. Daher erinnert er sogleich an das folgende *ἀπρεσθαι*. *Nihil tibi prodest, dixisse: descendit in illis, pro: descendit μετ' αὐτῶν. Non enim potes eum ut phantasma definire, qui posthaec apud te ipsum (d. i. in textu tuo) malo omine ostenditur tamquam sub tactum cadens.* Daher folgt also auch das Excerpt ohne Variante: *καὶ παρ' ὁ οὐλ. ἐζητεῖ ἀπρεσθαι αὐτοῦ*, um nämlich im polemischen Triumphton fragen zu können: *„qui tangere illum turba potuit, si tactui obnoxius non esset?“* Daher folgt, ohne Rücksicht auf eine Variante: *καὶ αὐτὸς ἐπαρκεῖ τοὺς ὀφθαλμοὺς αὐτοῦ*, um antimarcionitisch fragen zu können: *„quales vero oculos ele- vavit . . . si ex carne compositus non erat?“* Warum endlich das nächstfolgende *κατὰ τὰ αὐτὰ ἐποιουν τοῖς προφηταῖς* excerptirt wurde, wenn gleich *τὰ αὐτὰ* (wie wahrscheinlich ist) der ächte Text auch des Lucas war, ist eben daher deutlich. Nicht um kleinlich das *κατὰ τὰ αὐτὰ* als eine kritische Sünde Marcions darzustellen. So sehr lag den Kirchenvätern die Genuinität des Textes nie am Herzen. Aber wie herrlich taugte es *προς αντιρρησιν*: *„Prophetarum mentionem facit (Jesus in textu ipso Marcionis) prophetas itaque non repudiat u. l. w.* So viel mußte sich Rec. auszuführen erlauben, um augenscheinlich zu machen, daß der *kritische* Gebrauch jener Excerpte aus Marcions Evang. bey Epiphanius bloß ein zufälliger ist. Man darf also, wenn

Epiphanius eine Stelle dorthin excerptirt, weder mit Hn. E. folgern, daß Marcions Text im nichtexcerptirten mit dem Lucas vollständig übereingestimmt habe, noch umgekehrt. Des Kirchenvaters Versicherung seines Fleißes geht gar nicht auf Kritik; sie sagt nichts anders, als daß er gewissen Antithesen gegen Marcions dogmatische Frevel, in dem von ihm zugegebenen Evang. fleißig nachgespürt habe, daß also diese Stellen, wie er sie giebt, nicht erdichtet seyen, sondern in Marcions Evangeliumstexte liegen. Selbst daß er *alle* in dieser Art mögliche Antithesen excerptirt habe, folgt nicht. Hn. E. ganze Darstellung des Marcionitischen Evangelientextes ist demnach verfehlt und unbrauchbar, weil sie auf der von Epiphanius gar nicht veranlaßten Prämisse ruht: daß, was von Epiphanius in jenen Excerpten nicht berührt wird, von diesem gerade so wie es bey seinem Lucas stand, auch in seinem Exemplar des Marcionitischen Evangelienbuchs gefunden worden sey. (Vergl. S. 619 u. f.)

Ob dergleichen ins Ganze gehende Mißgriffe des Vfs. auch dem gelehrtern Lesern zum Warnungszeichen werden müssen, da ungeachtet des entscheidendsten Tons von Zuverlässigkeit, selbst die Nebenpartien, bey welchen man am gewissensten eine vollendete Untersuchung, (wenigstens zu Ersparung der Mühe für andere) hoffen möchte, ganz von vorn her aufs neue untersucht und bearbeitet werden müssen, darüber dürfen wir kein Wort verlieren. Wer über Marcions Text ins Klare kommen will, muß Tertullians Bücher gegen Marcion wahrhaftig nicht, wie S. 42. angerathen wird, nach dem Index der Semlerischen Ausgabe, er muß sie mit ungemeiner Aufmerksamkeit im ganzen Zusammenhang lesen und erwägen. Und ist dann, was sich aus Tertullian ergibt, mit den Excerpten des Epiphanius nicht immer übereinstimmend, so muß theils die bisher beleuchtete Absicht dieser Excerpte, theils der Unterschied vor mehr als 150 Jahren zwischen beiden (woran unser Vf. gar nicht erinnert) wohlbedächtlich in Rechnung genommen werden. Denn von wem ist es zum voraus wahrscheinlicher, daß er, von Marcions Evangeliumstext nahe Notizen hatte, von dem, welcher ums J. 207. zweymal ganze Bücher gegen Marcion schrieb, oder von dem, welcher ums J. 374. unter 80. Häresen auch die von Marcion mit nimmt? Welchen Text Marcion selbst gehabt habe, konnte wohl Epiphanius gar nicht mehr erfahren.

Nach S. 68. „gab es im zweyten Jahrhundert *eine ganze Reihe von Evangelien*, welche mit den vier, die wir noch besitzen, eben so verwandt als von ihnen verschieden waren.“ Nach den bisherigen Prüfungen verschwinden sogleich die zwey ersten und wichtigsten aus dieser vorgebliebenen ganzen Reihe, *in so fern* sie älter als diese vier, und gleichsam Vorbereitungen auf dieselbe gewesen seyn sollen, als bloße Geschöpfe der Ungenauigkeit des Geschichtsforschers. Der Raum erlaubt nicht, die nächste wirklich eigenthümliche Erscheinung in der Geschichte der Evangelien, daß nämlich (nach unsrer Einsicht) Justin der Märtyrer, wel-



welcher zwischen 89. und 163. lebte, einen, vornehmlich aus dem griechischen Lucas vervollständigten, griechischen Matthäus mit der Freyheit eines rhetorischen Philosophen gebraucht hat, hinreichend zu beleuchten. Hr. E. will auch in diesem ein den canonicischen vorangegangenes hebraisches Evang. nachgewiesen haben. Wir machen nur darauf vorzüglich aufmerksam, dafs, so oft und so weit sich Justin auf die απομνημονευματα beruft, (als solche, ε φημι ύπο των αποστολων αυτου και των εκεινοις παρηκολουθησαντων [vergl. Luc. 1, 3. παρηκολουθηκως] συντεταχθαι) er selbst das hinzugesetzte apokryphische, was in unserm Evang. nicht ist, von dem Text der Apomnemoneumenen wohl zu unterscheiden pflegt. Man nehme die mit Matth. 3, 16. parallele Stelle von der Taufe: Κατελθοντος του Ιησου επι το υδωρ και πνε ανηφθη εν τω Ιορδάνη. Και αναδυντος αυτου απο του υδατος ως περιστεραν το αγ. πν. επιπησαι επ αυτον εγραψαν οι Αποστολοι αυτου. Die auffallende Unterscheidung durch den Infinitiv επιπησαι von dem Indicativ ανηφθη zeigt, dafs Justin nur das letztere als *geschrieben* in seinen apostolischen Denkwürdigkeiten angeben wollte. Das εγραψαν οι Αποστολοι auch auf jenes im Hineinsteigen schon entflammte Feuer auszudehnen und daher, mit *Eichhorn* S. 101. die Verwandtschaft der Apomnemoneumenen mit dem Evang. *sec. Hebr.* zu folgern, ist also nichts als einer von jenen gewagten Versuchen; das erste Datum willkürlich zu einer Wirklichkeit zu machen, und nun auf diese blofs precäre Prämisse weiter eine ganze Hypothese zu bauen. Dafs aber Justins πνε ανηφθη eine Verwandtschaft mit dem Evang. *sec. Hebr.* auch nur anzeige, kann um so weniger zugegeben werden, weil im *Evangel. sec. Hebr.* des Epiphanius selbst jenes (von der Tradition angegebene) Feuer nicht in eigentlicher Uebereinstimmung mit Justins Stelle erscheint. Bey diesem ist ein im Jordan *beym Hineinsteigen Jesu* entflammtes Feuer, bey Epiphanius ein *nach den himmlischen Stimmen* erst den Platz umstrahlendes Licht. *Fabric.* p. 347. Unterschiede, welche gewifs von Hn. E. sehr herausgehoben worden wären, wenn sich daraus (nach der in seiner Abhandlung von den Evangelien der apostolischen Väter angenommenen Argumentationsart) ein Datum, dafs nicht ein canonicisches, sondern ein früheres apokryphisches Evangelium der Citation zum Grunde liege, zu ergeben geschienen hätte. Noch mehr! Auch den zu jenem: Du bist mein Sohn! angefügten Zusatz bey Justin: εγω σημερον γεγεννηκα σε, von welchem Hr. E. S. 101. behauptet, dafs er einmal *ausdrücklich* als *geschrieben* in den απομνημονευμασι τ. Αποσ. von Justin citirt werde, hat ebenfalls, sobald man nur genau seyn will, auf jenes γεγραπται keinen Anspruch. Justin erzählt: ουτος ε διαβολος, εμα τω αναβηκαι αυτον απο του ποταμου του Ιορδανου, της Φωνης αυτω λεχθεισης: υιος μου ει συ, εγω ση-

μερον γεγεννηκα σε! εν τοις απομνημονευμασι τ. Αποστολων γεγραπται προσελθων αυτω κ. πειραζων etc. Nur ο διαβολος προσελθων etc. steht mit diesem γεγραπται in sicherer Verbindung der Rede; folglich wird auch hier wieder blofs das, was gerade so in unserm Matthäus steht, als *geschrieben in den Apomnemoneumenen* angegeben. Dafs εγω σημερον γεγεννηκα σε auch dort *geschrieben* war, ist nicht gefagt. Wer darf ohne den gerechten Einwurf, dafs er sich zuerst seine Data mache, um alsdann Folgerungen daraus zu ziehen, geradezu behaupten, dafs es *ausdrücklich gefagt* sey? Ist es nicht blofs Zeitverlust auf dergleichen Behauptungen neue Combinationen zu gründen, und denn doch weiterhin dieselbe *erwiesen* zu nennen? Uebrigens ist auch die S. 101. kräftig genug ausgesprochene Behauptung: „Dem Palästiner Justin *musste* so gut, wie dem Ebioniten die syriscch-chaldäische Sprache *geläufig* gewesen seyn,“ dem, welcher den Justin im Ganzen studiert hat, etwas bey weitem nicht so leicht entscheidenes. Wer, wie Justin im Worte ουτως das νεκρ für das hebräische נחש *die Schlange* hält (p. 268.), *muß* vielmehr nicht gewußt haben, wie man im chaldäischen Satan schreibe. Wer bey Ισραηλ mit vielem Prunk versichert: το γαρ Ισραηλ ανδρωπος (νικων) εστι (f. *Dialog. c. Tryph.* p. 324. ed. *Wurceh.*); wer Ιησους durch και ην και εσται übersetzt, folglich ην und ηνωρ verwechselt, ib. p. 286. u. dgl. m. dessen Geläufigkeit im chaldäischen-syriscchen hat es nöthig, durch ein: *musste*, postulirt zu werden. War gleich Justin in Samarien geboren, so scheint er doch seine meiste Lebenszeit nicht unter Aramäern zugebracht zu haben. Auch waren die Samariter ohnehin im gemeinen Leben mehr gräcificirend als Anhänger des national eigenthümlichen. Wir bemerken noch, dafs die Identität des Vfs. der zwey Apologien und dann des Dialogs, als neuerlich bezweifelt, von Hn. E. nicht ohne neue Gründe, blofs vorauszusetzen war, noch mehr aber, dafs manche von Stroth ehemals übersehene Stellen des evangelischen Textes für die S. 515—543. eingetragene apostolische απομνημονευματα des Justins durch eigenes Nachlesen der Justinischen Schriften zu suppliren gewesen wären. Die Frage S. 94. aber: „Wenn Justins Anführungen aus unsern noch vorhandenen Evangelien geflossen wären, wie käme es doch, dafs er keines derselben je *mit Namen* nennt?“ ist, ungeachtet sie hier als unbeantwortlich dargestellt wird, eine der leichtesten in dieser Reihe von Untersuchungen. Justin nennt natürlich keines unserer Evang., weil er aus keinem derselben unmittelbar schöpfte, sondern ein bereits aus ihnen, vorzüglich aus Matthäus und Lucas, zusammengefügtes Ganzes gebrauchte, durch welches übrigens sie selbst, und zwar als griechisch, schon vorausgesetzt werden

(Die Fortsetzung folgt.)

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 14. May 1805.

## BIBLISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weidmann: *J. G. Eichhorn's kritische Schriften* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

*Einleitung in das Neue Testament*, von *J. G. Eichhorn* u. s. w.

(Fortsetzung der in Num. 128. abgebrochenen Recension.)

Der letzte Abschnitt der Vorbereitung soll zeigen, daß keiner der apostolischen Väter die jetzt canonischen drey ersten Evangelien gebraucht, noch weniger genannt habe, daß also diese damals nicht existirten. Allein fürs erste würde eben dieses Argument beweisen, daß auch ein *Εὐαγγ. κατ' Εβρ.* u. dgl. m. damals nicht existirte. Denn genannt ist auch dieses in den sogenannten apostolischen Vätern nie; und ob die wenigen gebrauchten Stellen, welche mit unsern Evangelien nicht ganz harmoniren und aus einem Apokryphum seyn können, gerade aus einem *Evang. sec. Hebr.* genommen waren, diess ist eine unerwiesene und nie erweisliche Voraussetzung. Ein anderes Hauptmoment ist die Sonderbarkeit, daß in diesem ganzen Abschnitt des Vfs. aus dem Ungewissen das weit gewissere erörtert werden soll. Unter all jenen Schriften sogenannter „apostolischer“ Väter ist bekanntlich nicht Eine, für deren Urheber und Zeitalter nur  $\frac{1}{5}$  der Gründe anzuführen wäre; welche für das hohe Alter und die Aechtheit der drey canonischen Evangelien, im Ganzen betrachtet, geltend gemacht werden können. Ist diese Methode nicht noch schlimmer, als das von jeder Logik unterlagte „*obscurum per aequum obscurum explicare?*“ Ferner ist durch diesen ganzen Abschnitt Hn. E's Argumentation folgende: Weil einige Ausprüche Jesu in einigen dem Zeitalter der apostolischen Väter — zugeschriebenen oder angedichteten? — Aufsätzen so angeführt werden, wie sie nicht in unsern Evangelien stehen, und weil also diese aus einem andern Evangelium sind [seyen könnten, sagt der behutsamere Forscher!]: so müssen auch andere mit den canonischen Evangelien näher zusammentreffende Citate nicht aus diesen, sondern aus jenem andern seyn. Jeder sieht, daß, wenn auch ganz gewiß die (bloß sogenannten) apostolischen Väter einige Anekdoten aus einem für uns apokryphischen Evangelium genommen hätten, dennoch andere bey ihnen mit unsern Evangelien zusammentreffende Stellen (z. B. in der *Epa Polycarpi*) aus diesen selbst genommen seyn können. Geht man aber tiefer in die Sache hinein: so findet sich, daß nicht die ächtern, wie *epist. I. Clementis rom.* und *ep. A. L. Z.* 1805. Zweyter Band.

*Polycarpi*, sondern gerade nur die im vielfachsten Sinne unächten Schriften jener Art, nämlich *Clementis rom. ep. 2.* und die *Ignatianae*, auch jene sichtbar apokryphischen Anekdoten haben (S. 124. 128. 132.). Und wie denn, wenn diese wenige so beliebt gewordene anekdotische Hiftörchen und Sprüchelchen doch auf keinen Fall ein besonderes Evangelium Apokryphum aus dem ersten Jahrhundert, wenn sie vielmehr bloß eine solche in der zweyten und dritten christlichen Generation entstandene Anekdotensammlung, wie (s. *Euseb. KG. 3, 39.*) die des *Papias* gewesen ist, voraussetzen? wenn alsdann späterhin erst aus den jetzt canonischen, nach ihrem ganzen ächten Inhalt ursprünglichen Evangelien einige andere, bald nach dem Geschmack der Gnostisirenden (wie das *sec. Aegyptios* und das *sec. Hebraeos Ebionitas* bey *Epiphan.*), bald für judaisirende Christen (wie das *sec. Hebraeos* bey *Hieron.*) adoptirte Aggregate sogenannter Evangelien entstanden sind, und diese sich auch noch aus dergleichen Schatzkammern traditioneller Anekdoten hie und da bereichert und ausgeschmückt haben? Dergleichen Spuren wenigstens, wie in *Paulus* Commentar I Th. S. 108. der neuen Ausg. Eine nachgewiesen ist, daß die apokryph. Evangelien selbst, und zwar sogar durch ihre Fehler, die Präexistenz der jetzt canonischen anzeigen, finden sich mehrere. Auch scheint es, daß nur deswegen gewisse interessantere Anekdoten sich in mehreren apokryph. Evangelien verschiedener Parteyen zugleich finden können, weil eine ältere, allen gefällige, eine gemeinschaftliche Quelle, welche aus der Tradition die Anekdoten von Jesus aufgefaßt hatte, voraus da war.

Haben nach der bisherigen Prüfung die Vorbereitungen des Hn. E. theils wegen ihrer subjectiven, unläugbaren Fehlerhaftigkeit, theils wegen einer in der Sache selbst liegenden Unmöglichkeit, den selbstprüfenden Leser für die Hypothese einer Ableitung der drey canonischen Evangelien aus einem zuvor bekannten palästinensisch - aramäischen Urevangelium allerdings nicht gewinnen können: so empfiehlt sich vielleicht diese Ansicht in der Hauptabhandlung nach ihrer mühsam durchgeführten Darstellung, durch sich selbst desto mehr. Eine solche eigenthümliche Empfehlung wäre ohnehin die entscheidendste. Ueber Aufsätze unkünstlicher Schriftsteller des Alterthums läßt sich gewöhnlich aus innern Spuren weit mehr Licht gewinnen, als je aus den trüben, willkürlichen Angaben einer unkritischen Folgezeit, wie die patristische des dritten, vierten Jahrhunderts war, welche, was sie vermuthungsweise sich zusammengedacht hatte, nur allzu

allzu gerne (wie Hr. E. selbst an mehreren Orten richtig bemerkt) als historische Data aussprach. Sollte aber die so leicht nachgesprochene Urevangeliumshypothese sich bey näherer Betrachtung auch durch sich selbst, durch Erwägung dessen, was unter den ersten Christen zu erwarten ist, durch genauere Vergleichung mit der Beschaffenheit seiner Evangelien, welche auf diese Art abzuleiten seyn sollen, und durch die Anwendungen, welche der Vf. noch sonst davon machen will, eben so wenig begründen: so bleibt Hr. E. doch unstreitig Dänk dafür, daß er eine in ihrem unentwickelten Zustande weit mehr versprechende und blendende Muthmaßung durch die vollständigste Entwicklung, welche er ihr gewährte, bis zur vollständigen Beurtheilung ihrer Nichtigkeit reif gemacht hat. Zwar hat, soviel Rec. bemerken konnte, manchen andern gerade die Vollständigkeit und Bestimmtheit dieser Entwicklung das Tadelswürdige in dieser Schrift geschienen, wahrscheinlich deswegen, weil das Urevangelium mit seinen unzähligen Variationen, Corruptionen und Ueberarbeitungen, so lange man davon „nur so im Allgemeinen“ sprach, für so viele einzelne spielende und schimmernde Einfälle einer vorgeblich höhern Kritik und Exegete zum Zauberwort gedient, und die beliebte Kunst, alles aus allem zu machen, dem an der tiefen Genauigkeit gerne vorbeyleidenden größern Theil unserer theologischen Zeitgenossen auf die willkommenste Weise erleichtert hätte. Um so mehr aber muß Rec. dieses Vollständige und Bestimmte in der Ausführung des Vfs. schätzen, da in allen Untersuchungen dieser Art nur das unverdroßene Eingehen in das Detail des zu erklärenden Phänomens entweder zur Entdeckung und Befestigung der Wahrheit oder zur Enthüllung des Irrthums führen kann.

Was von den Versuchen, ein *aramäisches* Urevangelium durch Spuren eines Evangeliums der Hebräer von so hohem Alter zum voraus glaublich zu machen, historisch zu halten sey, ist bereits dargethan. Hr. E. schückt aber auch einen allgemeinem Beweis dafür voraus. „Sollte das Christenthum nicht in dem engen Raume seines Ursitzes, Jerusalem und Palästina, bleiben, so mußten apostolische Gehülfen seine Verkündiger werden, die nur durch Berufung auf das Zeugniß der Apostel [und anderer *αποστόλων* s. Luc. I.] ihre Erzählungen von dem Leben Jesu beglaubigen konnten. Daher mußte den Aposteln und ihren Gehülfen etwas Schriftliches über die Hauptmomente des Lebens Jesu am Herzen liegen; den letztern, um auf ihren Missionsreisen ihrem Unterricht desto mehr Glauben zu verschaffen. Wahrscheinlich lag hierin die erste Veranlassung zu einer kurzen schriftlichen Darstellung der wichtigsten Punkte des Lebens Jesu.“ So schon S. 3. Konnte es denn aber dem scharfsinnigen Vf. entgehen, daß, so bald ihm dieser Entstehungsgrund des ersten Evangeliums zugegeben würde, eben dadurch auch alles Conjecturiren über eine *aramäische* Ursprache desselben ausgeschlossen werden muß? Ein *aramäischer* Text, wie hätte dieser den apostolischen Gehülfen auf ihren meisten Missionsreisen, außer Pa-

lästina, Glauben verschaffen können, wo ein Hinweisen auf das mitgebrachte *aramäische* MS. nichts als ein Beweis für das Unbekannte durch das noch Unbekanntere hätte werden können. Gerade *griechisch* mußte die Ursprache seyn, wie in den Ländern, wohin selbst die ersten Missionsreisen (Apostelg. II, 19. 25. 13, 4. 13. u. f. w.) vornehmlich sich erstreckten, in Cypern, Vorderasien u. f. w., oder zu Korinth, bey den Galatern u. f. w., wohin dem Apostel Paulus judaisirende Ceremonieenfreunde aus Palästina nachschlichen, oder in Aegypten u. f. w. den Einwohnern eine Beglaubigung der Missionare daraus ersichtlich werden sollte. Selbst zu Antiochien hätte wohl ein *aramäisches* Urevangelium damals weniger Leser finden können, als ein *griechisch* verfaßtes. Deswegen nicht zu gedenken, daß die Voraussetzung eines *griechischen* gemeinschaftlichen Urtextes (wenn je ein solches Ur eingemischt werden mußte) die Ableitung der drey canonischen und der andern sogenannten Evangelien, von denen alle frühen Citate schon bey Clemens Alex. Origenes u. f. w. *griechisch* sind, äußerst vereinfacht und daher glaublicher gemacht haben würde. Jetzt im Gegentheil muß Rec. bekennen, daß, wenn man auch dem Vf. sein *aramäisches* Urevangelium freygebzig zugesteht, seine Ableitung unserer kirchlichen drey ersten Evangelien aus demselben wegen ihrer äußerst künstlichen Zusammensetzung wo nicht allen Glauben übersteigt (denn in unserer eocentrischen Zeitperiode findet leicht das Unglaubliche seine Liebhaber!), doch gewiß der ganzen historischen Wahrscheinlichkeit, wie unter den unliterarischen ersten Christenlehrern und Christengemeinden dergleichen kleine Schriften entstehen konnten, völlig entgegen ist. Um z. B. den jetzigen Matthäus zu Stande zu bringen, findet sich Hr. E. genöthigt, folgende Reihe literarischer Productivität anzunehmen. I. Das reine *aramäische* Urevangelium = *α*. Alsdann zwey durch verschiedene größere Bereicherungen vermehrte Abschriften desselben, nämlich II. Eine mit einigen der größeren Bereicherungen im Matthäus ausgestattete = *A hebraicum*, und III. Eine mit einigen andern größeren Bereicherungen im Lucas begabte = *D hebraicum*. Von diesen beiden vermehrten Urevangeliumsabschriften mußte es „auch frühe“ gegeben haben eigene *griechische* Uebersetzungen, nämlich IV. ein *A graec.* und V. ein *D graecum*; woraus zugleich erhellt, daß jene sogenannte Abschriften nicht bloß als etwas unedirtes und einzeln existirendes betrachtet werden können, da alsdann besonders *griechische* Uebersetzungen davon nicht leicht verfertigt worden wären. Nun habe Matthäus aus *A hebr.* und *D hebr.* VI. sein *aramäisches* Evangelium *E hebr.* zusammengesetzt, in welchem er theils „Umstellungen“ der Abschnitte, welche er in anderer Ordnung hat; als Lucas und Marcus, theils eigene Zusätze und pragmatische Uebergänge gemacht habe. Dieses *E hebr.* habe denn endlich VII. einen *griechischen* Uebersetzer gefunden, welcher unsern canonischen *Matthaeus graecus* (noch spätere Interpolationen abgerechnet) dadurch hervorzubringen das Glück gehabt habe, daß

er neben dem *E hebr.* das *A graecum* und *D graecum*, diese schon vorhandene griechische Uebersetzungen, als *Hülfsschriften* gebraucht und so sein *E hebr.* in ein *E graecum* verwandelt habe. Wahr ist's, daß Hr. E. mit wenigerem Aufwand auf seinem Wege nicht zu dem Ziele kommen kann, alle die vorhandenen Phänomene von Uebereinstimmungen und Nichtübereinstimmungen der drey oft genannten griechischen Evangelien unter Voraussetzung eines *aramäischen* Urevangeliums und mit Verwerfung des (durch den Anblick selbst sich aufdrängenden und einen großen Theil von dem Problem über die Entstehungsart der Evangelien auflösenden) Datums der Abhängigkeit des Marcus von Matthäus und Lucas dennoch begreiflich zu machen. Aber gerade diese Unmöglichkeit, die Urevangeliumshypothese in ihrer vollständigen Gestalt und Ausbildung nicht, ohne Annahme einer den ersten, zumal palästinensischen Christen so gut wie unmöglichen schriftstellerischen Betriebsamkeit in die Wirklichkeit einzuführen, ist nicht eben sie unstreitig ein warnendes und entscheidendes Zeichen von der Unrichtigkeit dieses allzu künstlichen Gewebes? Eine Hypothese ist zum voraus unzulässig, wenn sie nicht bestehen kann, ohne von den Personen und Zeitumständen etwas ihnen durchaus Fremdes vorauszusetzen. So etwas völlig Fremdes ist schriftstellerische Thätigkeit bey den ersten Christen. Man denke nur, wie sauer sie selbst dem Apostel Paulus wurde! Sehr wahr wird §. 52. erinnert, daß von den Chroniken des Mittelalters (man kann hinzusetzen: von den späteren syrischen und arabischen Uebersetzungen des A. Test.) gewöhnlich Eine aus drey, vier andern compilirt ist. Aber war denn der unliterarische, durch persönliches Lehren und Wirken sich bildende, nur am Praktischen hangende Geist und Zustand der ersten Christen in Palästina dem thatenlosen, isolirten Zustande der Klöster und Coenobien ähnlich, in denen sich freylich mancher Mönch, welcher sich schon viel darauf einbildete, nur schreiben zu können, die Längeweile mit dergleichen Zusammensetzungen verkürzte. Morgenländische Abschreiber verfahren allerdings mit dem, was sie copiren, sehr willkürlich, und überarbeiten bloß nach ihrem subjectiven Zweck und Verstand ihre Autoren durch Zusätze, Auslassungen und Abkürzungen so, daß das bekannte: *quot Codices, tot Versiones*, oft anwendbar wird. Allein diese sind alsdann, wie die S. 637. Galenischen *ὑπομνήματα*, welche als MSS. für Freunde gegeben wurden, bloße Privatarbeiten, die, so lange man dabey nicht gewisse gelehrte Schulen zu ihrer Fortpflanzung annehmen kann (wie bey den Recensionen oder Manuscriptenfamilien des Neuen Testaments), einzeln entstehen, und, wenigstens ohne eine lange Folge ähnlicher Ausgeburten, wieder vergehen. Dagegen müßte, nach der Hypothese des Vfs selbst, das aramäische Urevangelium als eine apostolische Beglaubigungsschrift, nicht als eine der Willkür ausgesetzte Privatschrift, vorausgesetzt werden. Wie hätte noch im apostolischen Zeitalter eine solche Urkunde des Zeugnisses der Apostel (S. 3.) immer neuen Bereicherungen, Auslassungen,

Umstellungen u. s. w. überlassen seyn können? Hätte alsdann *D hebr.* so gut zur Beglaubigung der christlichen Missionare, als *A hebr.*, *B hebr.*, *C hebr.* und so fort, gelten können, bis endlich im sechsten Gliede — gleich als ob zu Jerusalem in den ersten 30 oder 40 Jahren nach Jesu Tode eigene Personen da gesessen und gleichsam in systematischer Folge die Urevangelien überarbeitet hätten — das *E hebr.* (der sogenannte hebr. Matthäus) herausgekommen wäre, bey welchem, nachdem auch er übersetzt war, alsdann mit einem Mal die unglückliche Geschäftigkeit still gestanden haben sollte? Wollte man aber auch all dieses Sonderbare, eine solche bis ins siebente Glied steigende und sodann abgestorbene Generationenfolge bey dem *E hebr.* und *E graecum* etwa einmal zugeben, wer kann es wahrscheinlich finden, daß die nämliche Operation in gleicher Stufenleiter noch zweymal vorgegangen sey, um uns am Ende das — Wenig hervorzubringen, was wir als Evangelium des Matthäus, Marcus, Lucas haben? Und wie kömmt endlich unsern Lesern der Uebersetzer vor, welcher aus dem *E hebr.* ein *E graecum* (unser jetziges Matthäusevangelium) dadurch hervorgebracht haben soll, daß er seinen aramäischen Text *E*, mit den Zusätzen und Umstellungen des Apost. Matthäus vor sich legend, nun auch noch zwey früher entstandene griechische Uebersetzungen des *A hebr.* und *D hebr.* auf beiden Seiten gehabt haben soll, um aus ihnen sorgfältig die griechische Dolmetschung der Stellen, welche sein *E hebr.* mit ihnen gemeinschaftlich hatte, auszuheben und für sich zu benutzen, damit er dieselbe nicht für sich selbst, sondern bloß noch das, was im *E hebr.* besonderer Zusatz war, ins Griechische übertragen müßte? Hatte der gute Mann Kenntniß genug, um die dem *E hebr.* eigene Stellen aus dem Aramäischen nothdürftig griechisch zu machen, so hätte er leichter als durch jenes schülermäßige Zusammenlesen zu seiner Translation kommen können. Und doch soll abermals noch ein anderer, und noch ein dritter, die nämliche langweilige Operation gemacht haben, um aus einem aramäischen Marcus und Lucas zwey griechische dieser Art hervorzubringen; bloß weil Hr. E., nachdem er in Voraussetzung *aramäischer* Urschriften so freygebig gewesen ist, anders die im griechischen Ausdruck gleichlautenden Stellen in allen Dreyen nicht erklärbar findet. Der Uebersetzer des aram. Marcus ins Griechische habe sogar noch eine Sonderbarkeit weiter, als die übrigen. Seinem aram. Texte liege nämlich *A hebr.* (ein mit manchen der größeren in den Matthäus nachher übergegangenen Zusätzen versehenes Urevangeliumsexemplar) und *B hebr.* (ein ähnliches mit Bereicherungen, die nachher Lucas sich zugeeignet habe) zum Grunde. Letzteres habe der griechische Uebersetzer noch nicht übersetzt vorgefunden, wohl aber das erstere. Dennoch habe er, aber mit Zuziehung der griech. Uebersetzung des *A hebr.*, auch dessen eigene Stücke *aufs neue* übersetzt. Wenn andere Gelehrte nicht bloß annehmen, sondern nachweisen, daß die Grundlage fast aller Abschnitte des jetzigen Marcus aus Matthäus und Lucas

Lucas zusammengelassen sey, daß aber der Sammler aus beiden bald ihre Worte buchstäblich beybehalten, bald mit einer gewissen paraphrastischen, oft mit einer verbessernden Freyheit ihren Text herübergenommen habe, so hat sich Hr. E. angewöhnt, dies eine „elende Schulübung“ zu nennen (S. 169 u. f.). Wäre es denn aber nicht wahrhaft schülermälsig, wenn der judaisirende Grieche, welcher den jetzt griechischen Marcus uns verschafft haben soll, zwar für die allen drey Evangg. gemeinschaftliche Abschnitte die griechische Uebersetzung aus *A graecum* ganz geborgt, für die dem Matthäus eigene Zusätze aber eine neue Uebersetzung versucht, und doch dabey die im nämlichen *A graecum* vorhandene noch *zugezogen* hätte?

Wir erinnern uns, oft in *Eichhorn'schen* Schriften gelesen zu haben, daß Einfachheit und Natürlichkeit allein eine Hypothese zulässig machen und ihr das Kriterium der Wahrscheinlichkeit aufprägen. Schwerlich hat die höhere Kritik, welche, nach der Vorrede, mit ihrer niederen (?) Schwester, die sich mit der Aechtheit einzelner Theile der Rede beschäftigt, sich zu messen in dieser Schrift den Anfang machen soll, je eine den Umständen der Zeit und Personen minder gemäße, also eine minder natürliche, und zugleich eine mehr verwickelte Hypothese erzeugt, als die gegenwärtige, welche ihrem Urheber dennoch in ihrer ganzen Künstlichkeit so sehr gefällt, daß sie nicht etwa problematisch und als Versuch zur Auflösung der entdeckten Knoten, sondern durchaus im historisch-factischen Tone, als die einzig mögliche Lösung und als die Basis vieler anderer Entdeckungen über das N. T. sich darstellen soll. Beym A. T., wo alles Gleichzeitige fast ganz fehlt, auch die meisten irgend noch lösbaren Probleme nicht sehr verwickelt sind, mochte man wohl auch der höhern Kritik, wie der niedern (zumal vor 20 Jahren) manchen gewagten Versuch nachsehen, wenn er sich wenigstens durch eine gute Untersuchungsmethode empfahl. Schwerlich aber werden beym N. T., das man nach seinen Zeitumgebungen weit mehr, und nach der nahen Folgezeit ohnehin genauer kennt, bedachtsame Forscher zugeben können, daß das exegetische Fach durch eine in ihrer wahren Gestalt äußerst unwahrscheinliche Hypothese in einen Spielraum unzähliger Fiktionen und Willkürlichkeiten verwandelt werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

### SCHÖNE KÜNSTE.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Spätlinge*. 1803. XVI u. 400 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

„Conversationspoesien — sagt der Vf. in der Vorrede — wollt' ich anfänglich diese kleine Versammlung

betiteln, aber der Antiacheron läßt sich nicht füglich in diese Classe stellen. Spätlinge kann ich sie aber gewiß nennen, weil sie, bis auf wenige, nach meinem 50sten Jahre geschrieben sind.“ — In der That verhält ein gewisser Gleichschritt, aber auch eine nur zu oft wiederkehrende Mattigkeit des Ausdrucks, daß der Vf. zwar mit der Ueberlegung und Besonnenheit des Alters, aber nicht mit dem Feuer und der Begeisterung der Jugend schrieb. Auch kann es einem Manne, der halb im Scherze — in einer Epistel an Isaak Maus — versichert:

Daß des Landmanns Arbeitsjoch  
Zehnmal leichter (!) ist als alle  
Art (?) und Kunst und Wissenschaft,  
Die uns Güttingen und Halle  
Ausheckt und zusammenrafft —  
Und daß röthen, graben, röthen u. s. w.  
Mehr und bess're Freude bringt,  
Als wenn es dem Geist gelingt,  
In dem Reih'n der Wieland', Göthen,  
Bürger, Schiller, aufzutreten, u. s. w.

unmöglich mit der Dichtkunst Ernst seyn. Die meisten dieser Spätlinge gehören zu der Gattung der poetischen Episteln (poetischen Werth haben indess die wenigsten) und sind größtentheils an Geburtstagen, am Neujahr und bey andern Gelegenheiten der Art entstanden. Der Antiacheron ist ein Gegenstück zu dem bekannten schwülstigen Acheron, und soll hier verändert, und — setzt der Vf. S. V. in der Vorrede hinzu — Gott gebe auch! verbessert — erscheinen. Den ersten Abdruck kennt Rec. nicht, kann also über die Verbesserung nicht urtheilen. Dieses Gedicht hat wirklich manche vorzügliche Stellen, und söhnt wieder mit der trockenen Geschwätzigkeit aus, die dem Vf. hie und da eigen ist. — Den Beschlus macht eine Uebersetzung von *Delille's Dithyrambe sur l'immortalité de l'ame*. Sie ist ziemlich treu, aber nicht wohlklingend, welches zum Theil schon darin liegt, daß sie in *ungerimten* Jamben geschrieben ist. Dem Vf. werden seit dem Druck seines Werks mehrere und bessere Uebersetzungen von diesem Gedicht bekannt geworden seyn.

BRESLAU u. LEIPZIG, b. Gehr: *Melpomene und Erato*. 1804. 144 S. 8. (16 gr.)

Abgerechnet, daß der Vf. zu sichtbar *Matthias* nachahmt, gehören diese Dichtungen zu den besten ihrer Art. Die Ideen über Naturschönheiten, über Leben und Hoffnung, über das Diesseits und Jenseits — von einem warmen lebendigen Gemüthe oft recht innig ausgesprochen, werden gewiß manchem Leser gefallen, und manchem lieb werden, wenn auch Originalität und wahrer Dichterschwung in diesen Versuchen oft vermisst werden sollten.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 14 May 1805.

## BIBLISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weidmann: *J. G. Eichhorn's kritische Schriften* u. f. w.

Auch unter dem Titel:

*Einleitung in das Neue Testament*, von *J. G. Eichhorn* u. f. w.

(Fortsetzung der in Num. 129. abgebrochenen Recension.)

Vielleicht aber macht sich diese zwar an sich sehr unwahrscheinliche Hypothese durch zerstreute Data ihrer vieles aufklärenden Anwendbarkeit und durch die erwiesene Unmöglichkeit aller andern Versuche, das Räthsel zu lösen, doch so unentbehrlich, daß man einmal bey ihr mit *Bayle: la verité n'est pas toujours vraisemblable*, ausrufen und sie sich geradezu aufnöthigen lassen mußte?

Anwendungen macht Hr. E. allerdings viele, und weiß sie auch zu preisen. Wir dürfen hier, um des Raumes willen, sie nur nach einigen Hauptpunkten prüfen. 1) Er giebt uns ein *Urevangelium*, nach welchem die christl. Missionäre die *Hauptmomente des Lebens Jesu Auswärtigen*, besonders Juden, *verkündigt haben sollen* (S. 3.). Davon soll der kürzere und minder ausgebildete Theil des Textes aller den drey *Evangelien* gemeinschaftlichen Abschnitte der Ueberrest seyn (§. 37.). Darunter kommt nun z. B. die Berufung des *Matthäus* zum Apostel, und keine andere, mit Umständlichkeit vor! Wenn *Matthäus* selbst ein *Evangelium* sammelte, alsdann ist es begreiflich, warum er seine Berufung umständlicher, die der übrigen nur überhaupt angab. Allein, war denn diese dem *Matthäus* selbst sehr wichtige Sache auch für den Urheber des viel früher angelegten *Urevangeliums* ein solcher *Hauptmoment* des Lebens Jesu, daß er nicht den Ruf an den viel bekanntern *Petrus*, *Johannes*, *Jacobus* u. f. w. für eine allgemeine Verkündigungsschrift geeigneter hätte finden müssen? In eine solche Schrift soll ferner ihr Urheber zwar die Vorbereitung zur Bergpredigt, von dieser selbst aber, von dem wichtigsten Ueberreste der Lehrweise Jesu, welchen deswegen *Matthäus* und *Lucas* nicht übergehen, nichts aufgenommen haben? Und sollte denn für eine Schrift von diesem Zwecke, *Jesus* von der Taufe an als lehrenden *Messias* bekannter zu machen, aus der langen Zeit zwischen *Jesu* Taufe und seinem Uebergang aus *Judäa* nach *Galiläa* (vgl. *Joh. 2. 3. 4.*) kein den Missionären brauchbarer *Hauptmoment* aufzunehmen gewesen seyn. Wir sehen nichts, als das Dilemma vor uns: Entweder hatte das erste *Evangelium* nicht den von Hr. E. vorausgesetzten öffentl.  
A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

chen Zweck und Entstehungsgrund, oder mußte der Urheber, nach Hr. E. ein Gehülfe der Apostel, es müßten die Apostel, welche es nach dem Vf. als ihr Zeugniß gebrauchen ließen, für ihren Zweck auszuwählen nicht gut verstanden haben.

2) Hr. E. giebt uns ein *aramäisches Urevangelium*, überdiß auch einen *aramäischen Matthäus*, *Marcus* und sogar *Lucas*. Dadurch will er vornehmlich die wörtlichen *Verschiedenheiten* der drey *Evangelien* bey Stellen, wo Sinn und Gedankengang ziemlich identisch ist, erklären; was aber alles auch alsdann wohl begreiflich ist, wenn man nur zweyerley erwägt: nämlich, daß *Marcus*, welchem Hr. E. selbst S. 327. einen *paraphrastischen Geist* zuschreiben muß (vgl. S. 335. 337.), in seinem Excerptiren aus *Matthäus* und *Lucas* aus mancherley Ursachen das Recht einer freyern, umschreibenden, abkürzenden verdeutlichenden Nacherzählung so gut ausgeübt haben könne, als hundert andere aus Quellen sammelnde Autoren, und daß ferner noch vielmehr *Lucas*, wenn er die Materialien seines *Evangeliums* zuerst in *Palästina* sammelt und den *Matthäus* dazu verglichen hatte, späterhin aber, ohne von dem letztern eine ganze Abschrift vor sich zu haben, das Ganze edirte, sich dieser Freyheit bedienen konnte und mußte. Wer hingegen kann so leicht glauben, daß auch der *Nichtpalästiner*, *Lucas*, sich in einen *aramäischen Schriftsteller* verwandelt habe?

Allein, sagt Hr. E., gewisse Schwierigkeiten lassen sich nur alsdann leicht heben, wenn man den Text wieder ins *Hebräische*, d. h. in den *palästinesisch-aramäischen Dialect* jener Zeit, zurück übersetzt, folglich muß dieser der *Dialect* der *Urschriften* (des *Urevangeliums*, des *A., B., C., D., E., F.* u. f. w.) gewesen seyn, ehe es zu einem *griechischen Matthäus*, *Marcus*, *Lucas* kam. Unstreitig muß, wie die *Hermeneutik* dies über die *Hebraïsmen*, *Aramäismen* u. f. w. des *N. T.* längst als Regel gezeigt hat, bey *Schriftstellern*, welche *aramäisch denken* mußten, auch wenn sie *griechisch* schrieben, vieles durch Rücksicht auf den *aramäischen Ausdruck* erläutert werden, ohne daß daraus eine *aramäische Abfassung* der Erzählungen folgen kann. So muß auch *Paulus*, indem er *Röm. 2. 29.* bey *ἰουδαίος* an *επαινος* denkt, zuerst, wie *Genes. 49. 8.* *hebraïfrend* *יְהוָה* und *יְהוָה* sich zusammengedacht haben. Wer aber kann daraus und aus ähnlichen Stellen einen *hebräischen Urtext* des Briefs an die *Römer* folgern? Noch mehreres muß allerdings aus einem Zurückführen auf das *aramäische* sich erklären lassen, wenn *Reden*, welche ursprünglich *aramäisch* gesprochen,  
Aaa Bege-

Begebenheiten, welche zuerst aramäisch erzählt wurden, zum Theil den Inhalt einer Schrift ausmachen. Die Stimme bey der Taufe ist bey Matthäus *οὗτος ἐστὶν ὁ υἱός* etc., bey Lucas und Marcus *οὗ εἰ* etc. Hr. E. nimmt diefs zu seinem ersten Beyspiel von Spuren aramäischer *Urschriften*. Im aramäischen konnte blofs *ܡܬܝܢ ܚܝܝܢ* stehen und sodann mochte der eine *ܚܝܢ*, der andere *ܡܬܝܢ* suppliren. Allerdings. Aber war die Stimme zuerst und vor allem Schreiben von den Erzählenden (Jesus und Johannes) so unbestimmt angegeben, wieder Aramäismus es mit sich bringt: so dachte sich alsdann der Eine zur Ergänzung ein: Dieser ist u. f. w., der Andere ein: Du bist u. f. w. lange zuvor, ehe irgend einer es aramäisch oder griechisch niederschrieb. (So ward *οὗτος ἐστὶν* nach Matth. 27, 37. Luc. 23, 38. zu der *Uberschrift* des Kreuzes Jesu hinzu *gedacht* von den Erzählenden, wenn gleich s. Joh. 19, 19. dort nichts davon gestanden hatte!) Viele andere Beyspiele aber, welche E. einführt, sind nicht einmal so passend, das der wirklich aramäisch *denkende* sie als Veranlassungen eines verschiedenen Sinnes ansehen könnte. Von Jairus Tochter sagte der Vater nach Matthäus *ετελευτησε*, nach Lucas *απεθνηκε*. Sie war aber noch nicht todt, und daher paraphrasirt Marcus bedachtsamer *εσχρατως εχει*. Diese Differenz soll nur (S. 168. 257.) aus einem Doppelsinn im Urevangelium, aus *ܡܬܝܢ ܚܝܝܢ* hervorgegangen seyn, weil diese Worte beides bedeuten können: sie ist todt, und: sie ist dem Tode nahe! Diefs können sie aber keineswegs bedeuten. Das Particip, besonders mit *jetzt* verbunden, bedeutet nie ein Praeteritum. Jene Worte, gesprochen oder geschrieben, hätten also von Aramäern immer nur: sie ist jetzt sterbend, sie stirbt u. f. w.; nie: sie ist gestorben, überetzt werden können! Wo Matth. 13, 13. *ὅτι βλέποντες*, Lucas und Marcus *ὡς βλέπ.* setzen, da soll *ܘܢܝܢ* zum Grunde liegen und als doppelstimmig an dem unrichtigen *ܝܢ* Ursache seyn. Keineswegs. Auch *ܘܢܝܢ* ist *propterea, quod*, oder *ὅτι*, niemals *ina damit*. Bey Matth. 21., sagt S. 284.: „ist das Eine Thier, worauf Jesus ritt, in zwey verwandelt, in eine *ονον* και *πῶλον*. Im syrisch-chald. Urtext stand wohl *ܡܠܝܢ ܡܠܝܢ ܐܝܢܐ ܦܝܠܘܣ*, in einer Apposition, ohne *copula*.“ Eine sonderbare Entdeckung. Zugegeben, das die Verdopplung des Thiers auf eine solche Weise entstanden sey, was bedarf es dazu eines aramäischen Textes? Auch im Griechischen hätte ursprünglich *ονον πῶλον* stehen und alsdann *και* dazwischen gerückt werden können, wenn ein Uebersarbeiter das Factum erst der Citation aus Zacharias gemässer machen wollte. Noch willkürlicher verfährt der Vf. S. 314 315. 350. auch 327 — 329., wenn er Verschiedenheiten des Matthäus und Marcus aus Voraussetzung eines Urtextes, den er zum Theil aus hebräischen (nicht-aramäischen) Worten zusammensetzt, erklärbar machen und uns dadurch doch die chaldäisch-syrische Ursprache der Quellen beweisen will.

3) Mit mühsamer Anhäufung solcher ursprünglichen Aramäismen sucht Hr. E. vornehmlich die *Präexistenz eines aramäischen Evangeliums des Matthäus vor dem Griechischen* darzuthun. — Wir können nicht hinzu-

setzen: mit mehr Glück, oder mit größerer Genauigkeit. Gleich als erstes eigenes Beyspiel (manche andere sind von dem gelehrten *Bolte* geborgt, den wir dafür nur bey Einem citirt finden) wird S. 477 — 482. mit vieler Zuversichtlichkeit ausgeführt, das in dem Geschlechtsregister, wo die *zweyte* Periode (v. 6 — 12.) nur 13 Glieder habe, die entstandene Lücke nur dadurch leicht begreiflich werde, das die Namen *ܝܫܘܥ* und *ܝܫܝܝܐ* in hebräischer und aramäischer Schrift einander so ähnlich, jener daher vor diesem ausgefallen sey. Wo aber sollte Jojakim ausgefallen seyn? Ohne Zweifel in v. 11., so das *ἰωσίας δε εγενν. τον ἰωακειμ. ἰωακειμ δε εγενν. τον ιεχονιαν κ. τους αδελφ. αυτου* als ächter Text nach Hn. E. herzustellen wäre. Allein, diefs angenommen, entstünde in diesem *zweyten* Abschnitt der Genealogie eine Uebersähligkeit. Der zuletzt genannte in der Periode nämlich wird, Hr. E. leicht hätte bemerken können, von Matthäus zu dieser Periode selbst, und nicht zur folgenden Reihe gezählt. Nur weil David zur ersten Periode gezählt ist, hat diese 14 Glieder; ohne ihn hätte es nur 13. So muß also auch gedacht werden, das Matthäus den Jechonias zur *zweyten* Periode gezählt habe. Diese also (von Salomo bis Jechonias incl.) ist voll und bedarf Hn. E.'s Ergänzung gar nicht. Die dritte Periode erst ist die, welcher ein Glied fehlt. Hier aber hilft die Aehnlichkeit zwischen *ܝܫܘܥ* und *ܝܫܝܝܐ* gar nichts. Denn man darf v. 11. 12. nicht etwa so umändern: *ἰωσίας δε εγενν. ἰωακειμ κ. τους αδελφ. αυτου, επι τ. μετοικεσ. Βαβυλ. Μετα δε τ. μετοικεσιν Βαβυλωνος ἰωακειμ εγενν. τ. ιεχονιαν, ιεχονιας δ. εγενν. τ. Σαβαδιηλ* etc., weil das letztere unhistorisch wäre. Allerdings würde durch ein solches Beyspiel nicht bloß etwas aramäisch *gedachtes*, sondern etwas so neu *gemachtes* im Urtext nachgewiesen seyn; was bey allen andern von E. angeführten vermeintlich aramäischen Spuren nicht, wie man erwarten sollte, der Fall ist. Aber der Mißgriff, das der Vf. nur da etwas einschieben könnte, wo, wie auch *Bolte* bemerkt hatte, nichts fehlt (in der *zweyten* Reihe von 14), dort aber, wo die Lücke ist, aller Rückblick auf das aramäische keine Hilfe gewährt, ist augenfällig. — Gleich darauf folgt S. 482. die Behauptung: „Matth. 2, 1. *μαγοι ἀπο ανατολων* würde richtiger *απο Αραβιας* ausgedrückt worden seyn.“ Warum? weil Justin (umschreibend) *απο Αραβιας* setzt. Diese Paraphrase aber ist gerade unrichtig, weil sie etwas bestimmteres als *απο ανατολων* selbst, festsetzt. Denn bey weitem nicht bloß Arabien war *απο ανατολων*. *Συρια* *απο ανατολων* ist im Hebräischen *ܐܘܪܝܝܢ ܐܘܪܝܝܢ*. Und überhaupt setzen die Alex. für *απο ανατολων* immer so wie *απο ανατολων* der griechische Matthäus *ἀνατολαι*. s. Genes. 25, 6. 29, 1. Num. 3, 38. 23, 7. Auch B. Richt. 6, 3. 33. für *απο ανατολων* und steht zu *Βηθλεεμ* in Apposition. Die auf das Aramäische zurückweisende Bemerkung des Vfs., das *απο ανατολων* stehe, und aus dem Aramäischen herzuleiten sey, weil dort die Casus nicht durch die Endigung sichtbar werden, verschwindet. Matth. 5, 32. soll (vgl. die schon von *Bolte* gemachte, aber richtiger dargestellte, Bemerkung)

merkung zu dieser Stelle) *ποιει αυτην μοιχασθαι* unrichtig überletzt seyn. Im aramäischen Urtext habe *הקצ* gestanden, welches durch *מויחשתי* hätte überletzt werden sollen. Der Uebersetzer aber habe *אמא* zu dem *הקצ* hinzugedacht und daher hiphelisch *ποιει αυτην μοιχασθαι* angenommen." In diesem Fall müßte der alte Uebersetzer das Hebräische sehr wenig verstanden haben. Das Pibelicum *הקצ* bedeutet immer *adulterium committens*, und wird nie hiphelisch: *adulterium committi faciens*. Und auf diese Weise könnten wir leicht fortfahren, zu zeigen, das die Beyspiele, welche der Vf. als Spuren von seinen aramäischen Urtexten angiebt, entweder an sich unrichtig sind, oder das sie als bloße Hebraismen, Aramäismen im Ausdruck auch in allen ursprünglich *hebräisch-griechischen* Texten vorkommen können. Der ingenioseste Gedanke scheint bey Matth. 17, 27. vorzukommen, und ist, so viel wir wissen, Hn. E. eigen. Man werde nämlich jenem *ανοικας το στομα αυτου ευρησεις σταγηα* schwerlich einen befriedigenden Sinn geben, ohne Rücküberletzung ins Hebräische (Aramäische). Vielleicht habe im Texte gestanden *אמאן וּבַיּוֹמָהּ סוֹנְרָא סוֹנְרָא לְמַגְנֵי מַגְנֵי סוֹנְרָא סוֹנְרָא* *contra calumniandi occasionem invenies oder tibi parare poteris* etc. *וּבַיּוֹמָהּ* (nicht *וּבַיּוֹמָהּ*) ist allerdings *calumniatio* und *calumniandi occasio*. Statt *וּבַיּוֹמָהּ* hätte dann der Ueberl. *וּבַיּוֹמָהּ* *os ejus* zu lesen glauben können. Doch müßte in diesem Fall der Text mehr hebräisch als chaldäisch gewesen seyn, da im Chaldäischen *וּבַיּוֹמָהּ* selten gebraucht ist, auch nicht leicht mit *אמאן*, welches im Chaldäischen für *os ejus* stehen müßte, zu wechseln wäre. Ein anderer (aus *Bolte* aufgenommener) Gedanke, das 14, 25. *περιπατειν επι της θαλασσης* eine undeutliche Uebersetzung von *אמאן וּבַיּוֹמָהּ* *היה* sey, in so fern diese Phrasis von Schiffen das Fahren auf dem Wasser, von Menschen das Schwimmen bedente, welches letztere doch nur in einem gewissen sich selbst erklärenden Context der Fall seyn möchte] würde sich auf eine andere Weise noch annehmlicher und einfacher darstellen lassen. Das chaldäische *אמאן* bedeutet *umhergehen*, aber auch *schwimmen*. Denkt man also im Text: die Jünger sahen ihn *אמאן וּבַיּוֹמָהּ* *היה* u. s. w.: so hätte ein Uebersetzer dafür *περιπατουσθα επι* etc. annehmen können, statt das er nach der andern Wortbedeutung: *schwimmend* u. s. w. hätte setzen sollen. Allein dergleichen Muthmäsungen von Uebersetzungsfehlern würden nur als *Anwendungen* der Hypothese von einem aramäischen Urevangelium gelten können, wenn diese erst sonsther als wahrscheinlich begründet wäre. Nur der Wunsch, die Hypothese auf jede Weise gangbar zu machen, kann sie als Beweise, und wohl gar, nach S. 477., als *entscheidende* Beweise auftreten lassen.

4) Auch die *Art, wie im griechischen Matthäus das alte Testament citirt ist*, will Hr. E. durch seine Ansicht sehr bestimmt enträthelt haben (S. 469.). In denen Theilen des Matthäus, welche nach ihm aus dem ursprünglich aramäischen Texte schon früher ins Griechische überletzt worden waren; citire der griechische Matthäus durchaus nach den LXX, in den pragmatischen und andern Zusätzen des spätern Ordners

aber, nämlich 2, 6. 15. 18. 4, 15. 8, 17. 9, 13. 12, 18 — 21. 13, 35. 21, 4. 27, 9. 10. sey, sagt S. 472. mit dem Tone der entschiedensten Zuverlässigkeit: „*keine Spur vom Gebrauch der LXX, und alle diese aus dem alten Testament beygebrachten Stellen unabhängig von der Septuaginta* aufs neue überletzt.“ Wäre diels Datum factisch richtig, so würde es zwar die Eichhornische Hypothese nur wenig unterstützen, weil es leicht auch auf andere Weise [E. selbst S. 483. vermuthet in einem parallelen Fall eine besondere griechisch und hebräisch vorhanden gewesene Sammlung der messianischen Stellen aus dem A. T.] entstanden seyn könnte. Allein das Datum selbst ist abermals nicht historisch richtig! Auf der Einen Seite ist, wenn man genau und unparteyisch sprechen will, wie die Sache da liegt, auch in denen Stellen, welche nicht von Hn. E.'s Ordner seyn sollen, neben dem Gebrauch der LXX oft *Abweichung von dieser Uebersetzung*. 4, 10. Matthäus (nebst Luc.) *προσκυνησεις*, Deut. 6, 13. *κρη LXX φοβηθησθαι*. 11, 10. Matth. (nebst Luc. und Marc. τ. *αγγελον μου προ προσωπου σου, ος κατασκευασει* etc. LXX τ. *αγγ. μου, και επιβλεφεται* etc. Malach. 3, 1. bloß *αγγ. κρη*. Ferner ebendaf. Matth. (nebst Luc. und Marc.) *accommodatio εμπροσθεν σου*, das hebr. *וּבַיּוֹמָהּ* nach dem ganzen Contexte ganz gewiß richtig, und LXX *προ προσωπου μου*. 21, 13. Matth. (nebst Luc.) *οικος προσευχης κληθησεται ονομα πασι τοις εθνεσιν*, welches Marc. Jesaias 56, 7. und die LXX haben; 22, 31. müßte nach LXX und Exod. 3, 6. zwischen *εγω ειμι* und *ο θεος* *Αβρ.* noch stehen *ο θεος του πατρος σου*. 26, 31. Matth. (nebst Marc.) *παταξω* und *διασκορπισθησεται*. LXX nebst dem Hebr. *παταξω*, auch *διασκορπισθησονται*. — Auf der andern Seite sind auch in manchen Stellen, welche Hr. E. dem Ordner des aramäischen Matthäusevangelium (*E. hebr.*) zuschreibt, *Spuren vom Gebrauch der LXX* sehr sichtbar. Von Einer Stelle, Matth. 1, 23., muß es Hr. E. selbst zugeben. Den Unterschied zwischen *καλεσουσι* [wodurch der alte Vf. die Weissagungen seinem Zweck näher anpaßt, wie aus gleichem Grunde in mehreren Citationen des A. T. bey Matthäus offenbar solche beabsichtigte Aenderungen zur Annäherung an den neuen Erfolg gemacht sind] und *καλεσιν* ausgenommen, ist jedes Wort den LXX gleich. Gäbe man denn aber auch zu, das 21, 16. und 13, 14 15., wo wieder Hr. E. selbst die Abhängigkeit von den LXX nicht wegräumt, noch zu den früheren Theilen oder Bereicherungen des Urevangeliums gehört haben mögen, so sind doch auch noch andere, welche Hr. E. unbedingt dem Ordner angehören läßt, *vom Gebrauch der LXX nicht frey*. Matth. 2, 18. sind die drey Worte *θρηνος κ.*, *κλαυθμος κ.*, *οδυρμος πολος*, besonders das ausgesuchte letztere, welches für *σθηνη* steht, gewiß nicht ohne das *θρηνου, κ. κλαυθμου, κ. οδυρμου* der LXX entstanden. So auch das im Hebr. nicht stehende *ουκ ηδελε*; es mag nun nach *Cod. Vatic. πανοκσθαι* (vermuthlich *αναπανασθαι*) oder nach *Cod. Alex. παρακληθησθαι* darauf folgen. Für den Ausdruck 9, 13. (vgl. 12, 7.) *ελεον θελω και ου θυσιαν* war wieder die Septuaginta leitend. *θηνη* wäre, unabhängig von der LXX,



LXX, wahrscheinlich durch εδελγησα übersetzt worden. Matth. 12, 18—21. ist eine Parallele aus Jesaias, weder nach den LXX, noch genauer nach dem hebr. Text angeführt. Aber am Schluss entdeckt sich Abhängigkeit von einem griechischen Text unläugbar. Matthäus und die LXX haben και (επι) τω ονοματι αυτου εδγη ελπισουσιν. Der hebr. Text dagegen hat וְיִרְיָהּ. Wer sieht hier nicht, das die Alex. zuerst νομω gehabt haben müssen, welches aber zu Matthäus Zeit schon in ονοματι sich verwandelt hatte (ungefähr wie ωτια Hebr. 10, 5. in σωμα) und doch von dem sogenannten Ordner nach der bloß im Griechischen möglichen Variante aufgenommen wurde? 21, 4. wäre צְרִיף צַר durch sehr verschiedene Worte übersetzbar gewesen: Die Ausdrücke πραυς κ. επιβεβηκως wären unstreitig nicht ohne die LXX im Matthäus, auch nicht υποζυγιου für οτιονη. Ferner hat der hebr. Text וּבְרֵי מַתְתִּיָּהוּ und die LXX ερχεται. Freyer aber ist das A. T. gerade in diesen, ungefähr zehn Stellen, die Hr. E. dem Ordner zuschreibt, natürlich deswegen angewendet, weil in ihnen der Evangelist meistens in seiner eigenen Person pragmatifirt, folglich das, was mit seiner Absicht am besten zusammentrifft, zu wählen sucht (wie besonders 2, 15. 8, 17. 27, 9. 10.). Offenbar schreibt er auch zum Theil aus dem Gedächtnis, wie 13, 35., wo sein ερευζομαι κεκερυμμενα απο καταβολης κοσμου gar nicht eine eigene Uebersetzung des hebr. Textes ist, dem vielmehr das φρευζομαι προβληματα απ αρχης der LXX wörtlich entprochen hätte. In einer Recension würden wir übrigens diesen Punkt, das in allen Theilen des Matthäus sich bey den alttestamentlichen Citationen *Abhängigkeit von den LXX* entdecke, nicht mit dieser Vollständigkeit entwickelt haben, wenn nicht voraussehen wäre, das vielen Lesern gerade bey diesem Moment die Versicherung des Vfs. S. 469. sehr bedeutend scheinen müsse; „selbst die Art und Weise, wie sich der griech. Matthäus zu den LXX verhält, werde ein Beweis, daß er aus dem Hebräischen ins Griechische übersetzt worden und so entstanden ist, wie die Eichhornische Untersuchung es festsetzte.“ Auch diesem „Beweis“ fehlt nach dem bisherigen nichts, als — die historische Basis seiner Prämissen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### ERBAUUNGSSCHRIFTEN,

HAMBURG, b. Schniesbes u. Meyn: *Predigt-Entwürfe über die Sonn- und Festtagsvangelien*, von Joh. Jac. Schöffler, Pastor an der Hauptkirche St. Nicolai und Scholarchen allda. *Erster Jahrgang*. 1802. 244 S. *Zweyter Jahrg.* 1803. 252 S. 8. (2 Rthlr.)

Diese Entwürfe schliessen sich mit gleicher Ehre an die übrigen Hamburger Predigtentwürfe an. Sie

sind meistens richtig gedacht, gut geordnet, inhaltsreich und mit zweckmäßigen Materien, die größtentheils auf Sittlichkeit hinweisen, ausgestattet. Die Hauptätze mehrerer vorzüglich gut gelungenen Dispositionen mögen dieses zeigen. Z. B. im ersten Jahrg. II. Epiph. *Der hohe Werth kleiner Gefälligkeiten und Dienstleistungen der Menschen gegen einander.* III. Epiph. *Wie wichtig nützliche Thätigkeit, Arbeit und Mühe für die Beförderung unserer Freude sey.* Septuag. *Ueber die so höchst nöthige Vorsicht, daß die Wahrnehmung dessen, was andere sind und haben, uns nicht mit unserm Zustande unzufrieden mache.* Miseric. *Wie wichtig es sey, bey unserm Berufe die Vorstellung vor Augen zu behalten: daß wir in demselben nicht bloß für uns, sondern auch für die Welt Gutes schaffen.* Exaudi. *Zwey wichtige Grundsätze für unser Verhalten bey Verschiedenheit der Meinungen und Urtheile zwischen uns und andern.* XXI. Trinit. *Ueber den Werth des Bemühens, seine guten Handlungen der Bemerkung anderer zu entziehen.* XVII. Trinit. *Wie nöthig es sey, daß jeder Mensch sich bey seinem Verhalten nicht von den Urtheilen und Beyspielen anderer, sondern von eigener Prüfung und Einsicht leiten lasse.* Der zweyte Jahrgang hat gleich interessante Abhandlungen. Z. B. *Reminisc. Wie heilsam und nöthig es für die Veredlung unsers Herzens sey, in den Tagen des eigenen Glücks oft und ernstlich auf die Leiden unserer Mitmenschen zu achten.* I. Trinit. *Grundsätze, die uns bey der Wahl und dem Gewisse der Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens leiten sollen.* Am 23. Trinit. *Gelassene Ertragung des Unrechts um größeres Guten willen u. s. w.* Besonders zeichnen sich die Passions-Predigten vor vielen andern recht gut aus. Z. B. im ersten Jahrg. wird nach Anleitung des Texts Ebr. 12, 1—3. vorzüglich auf das große Ziel hingewiesen, durch die Betrachtung der Schicksale und des Verhaltens Jesu unser Herz für alles Gute zu erwärmen, unsern Eifer für die gewissenhafte Ausübung der Pflichten zu befestigen, unsern Muth zur Erduldung und Besiegung aller dagegen sich erhebenden Hindernisse zu beleben.

AALBORG, b. Wandall: *Om Ungdommens religiøse Bestemmelse; i nogle Praedikener*, af Karl Christian von Gehren, evangelist reformeert Praest. i Kiøbenhavn. Overfat af Tydfk ved Andreas Peter Meden, residierende Kapellan til Frue Kirke i Aalborg etc. 1804. 8.

Diese Predigten, deren Original in den Erg. Bl. 3. Jahrg. Nr. 116. angezeigt worden, verdienen eine Uebersetzung für das dänische Publicum, und Hr. Kapellan Meden verdient Dank dafür, das er dadurch die von Gehrenschen Ideen, die für dänische Aeltern und Erzieher vielleicht weniger oft und laut gelagt sind, mehr in Umlauf gebracht hat. Die Uebersetzung ist treu und fließend.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 15. May 1805.

## BIBLISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weidmann: *J. G. Eichhorn's kritische Schriften* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

*Einleitung in das Neue Testament*, von *J. G. Eichhorn* u. s. w.

(Fortsetzung der in Num. 130. abgebrochenen Recension.)

§) Wir berühren, die Hauptabhandlung betreffend, nur noch die Frage: ob denn Hr. E. das Hauptmoment seiner Urevangeliumshypothese, das nämlich eine gemeinschaftliche Quelle bey den drey Evangelien als ein schon gebildetes aramäisches Ganzes vorausgesetzt werden müsse, etwa dadurch nothwendig gemacht habe, das er die *Unmöglichkeit anderer Erklärungsversuche des Problems* nachwies? Reo. muß bemerken, das der Vf. gerade den wahrscheinlichsten Anfang zur völligen Lösung des Räthfels, die von *Griesbach* und andern ausgeführte *demonstratio ad oculum*, wie *Marcus* aus *Matthäus* und *Lucas* neben einander geschöpft habe, zwar mit unanständigem Bespötteln (s. seine Noten S. 379. 380. 381.), aber gerade nur mit den nichtigsten Gründen zurückzuweisen gesucht hat. Wenn es wahr bleibt (S. 376.), das *Marcus*, ungefähr 24 Verse ausgenommen, keinen Abschnitt hat, der nicht, und zwar gerade in der nämlichen Ordnung, in den beiden übrigen oder in Einem derselben steht, was hilft S. 382 — 84. gegen diesen anschaulichen Beweis das Blendwerk von Fragen: *Warum Marcus* denn nicht auch noch dieses, nicht auch noch jenes aufgenommen habe? Mag die Absicht des *Marcus* uns völlig unerkennbar, mag über seinen Zweck manche Vermuthung bloß Vermuthung seyn, möchte er sogar selbst ohne einen bestimmten, sich überall gleichbleibenden Plan excerpt haben; nicht auf diesen Punkt, sondern auf die augenscheinliche Nachweisung, daß, und sogar wie im Einzelnen, *Marcus* aus den Texten der zwey andern alle Haupttheile des Seinigen zusammen gefaßt habe, gründeten die Exegeten, welche diese Ansicht durchführten, ihre Behauptung. Mag *Marcus* einigemal unbestimmter seyn, als seine Quellen. Ist ein solches Versehen denn unmöglich oder unverzeihlich? Hr. E. macht ihm 6, 10. zum Vorwurf. Gerade diese Stelle aber ist nach *Lucas*, und wenn ein Tadel Statt findet, so trifft er diesen zuerst. Dagegen ist *Marcus*, wenn gleich das Ganze jedesmal geborgt ist, in vielen Details deutlicher, bestimmter, circumspecter, vollständiger, als die Vorarbeiten; eben deswegen aber offenbar später. Scharf wird der gute *Marcus*

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

S. 385. angelassen: „wie er sich *herausnehmen* könnte, von *Matthäus* Ordnung (K. 8 — 13.) abzuweichen?“ Es scheint nun wohl, das *Marcus* den *chronologischen Zweck*, welchen Hr. E. bey jener sogenannten *Umstellung*, die *Matthäus* mit dem Urevangelium vorgenommen haben soll, nicht gewußt, nicht gefunden habe. Sonst würde er 2, 1. nicht sogar ausdrücklich hinzugefügt haben, das J. nach seiner Rückfahrt von den Gergesenern, erst *nach einigen Tagen*, δι' ἡμερῶν, wieder in die Stadt *Kapernaum* hineingekommen sey, da, wenn dieses δι' ἡμερῶν richtig ist, alsdann freylich Hn. E's Hauptbeweis für den *chronologischen Zweck* jener „Umstellung“ im ersten Theil des *Matthäus* wegfallen müßte, da dieser Beweis vornehmlich darauf ruht, das die Frage der *Pharisäer* und *Johannisjünger* über das Nichtfasten der Jünger Jesu gerade an einem *Wochenfasttag* der *Rabbinen*, dem *Montag*, gemacht worden sey (S. 455. 493.). Allein auch dieser Hauptbeweis ist wieder an sich unbewiesen. *Matthäus* sagt keineswegs, das seine Berufung zum *Apostel* und das *Mittagessen* bey ihm (oder *Levi*) auf eben den Tag fiel, an welchem J. nach der Zurückkunft von den *Gergesenern* den *Paralytischen* geheilt hatte. Die *Johannisjünger* konnten *Jesus* über das Nichtfasten seiner Jünger eben so gut fragen, wenn diese das Fasten am Tage vorher nicht beobachtet hatten, als wenn der nämliche Tag ein *pharisäischer Fasttag* war. Wäre der Tag, an welchem J. mit *Levi* speiste, ein solcher *Wochenfasttag* gewesen, so hätten die *Johannisjünger* nicht bloß fragen müssen: warum fasten deine Jünger nicht? sondern noch mehr: warum hältst du selbst das Fasten nicht und lässest dich an einem solchen Tage zu Gaste bitten? — In dem Abschnitt *Matth. 19, 1 — 8. Marc. 10, 1 — 9.* hat übrigens sich *Marcus* auch herausgenommen, durch eine „Umstellung“ von *Matthäus* abzuweichen; und offenbar ist dort die Gedanken-Ordnung nach *Marcus* die richtigere. In einer andern „Umstellung“ des *Marcus* hingegen (11, 12 — 14.) ist dieser, gegen *Matthäus* gehalten, *unchronologischer*. S. 491. giebt Hr. E. selbst ein Beyspiel an, das *Matthäus* das Ordnen nach der *Chronologie* unterlassen habe. — Einige unwillkürliche Mißverständnisse zwischen *Marcus* und seinen Quellen [denn mit dem furchtbaren Wort *Widersprüche* S. 385. ist es nicht so böse gemeint, s. S. 159.] sind auch von andern Exegeten gezeigt worden. Dadurch aber wird Hn. E's Argumentation nicht stärker. Oder haben wir denn noch für eine *Infallibilität* des *Marcus* zu sorgen? Konnte dem *Marcus* nicht einigemal eben das begegnen, was wohl fast allen, die aus Quellen, bloß der Hauptfache wegen, schöpfen,

pfen, in Nebensachen Menschliches begegnet? Die übrigen, wahrscheinlich von Marcus selbst gewählt, Differenzen (nur von Einem Blinden bey Jericho u. f. w. zu reden) sind ohnehin leicht erklärbar. Bey dem Einen dämonischen Gergesener möchte wohl Marcus mit Lucas gar das richtigere haben und im Texte des Matthäus eine erst spätere Aenderung (*δαίμονες* in mehrere *δαίμονιζόμενοι*) auf uns gekommen seyn. Dagegen bestätigt Hr. E. die Entstehung des Marcusevangelium aus Matthäus und Lucas: (bey deren Beurtheilung man nur sich hüten muß, nicht gerade den Begriff eines frey excerpierenden Sammlers mit dem eines Epitomators willkürlich zu verwechseln, da vielmehr Marcus bald abkürzend, bald aber verdeutlichend und berichtend, folglich auch erweiternd arbeitete!) durch seine eigene Ableitung so viel wie möglich. Der ursprünglich auch hebräische (?) Marcus nämlich soll nach S. 353. vgl. 342. seyn „zusammengeschrieben aus *A hebr.*, das heißt, dem Urevangelium, mit eintheil der grösseren Bereicherungen im Matthäus, und aus *B hebr.*, das heißt, dem Urevangelium, mit einigen der grösseren Bereicherungen des Lucas.“ Nun aber machen die 42 allen dreyn gemeinschaftliche Abschnitte, in denen Hr. E. noch das Urevangelium zu entdecken glaubt, und jene Bereicherungen, welche hier *Lukas*, dort *Matthäus* aufnahm, gerade das aus, was, nach Andern, Marcus ohne Umwege und unmittelbar aus dem griechischen Matthäus und Lucas zusammengeordnet hat. Der Umweg aber, daß von dem griechischen Uebersetzer des Marcusevangeliums diese sogenannten Bereicherungen des Urevangeliums, oder richtiger: diejenigen Abschnitte, welche Marcus allein mit Matthäus, und besonders die, welche er allein mit Lucas gemein hat, erst aufs neue aus dem aramäischen ins griechische übergetragen worden seyen, ist eine ganz überflüssige Weitläufigkeit. Zwischen dem Griechischen des Marcus und dem des Lucas, wie des Matthäus, läßt sich gerade so viele Uebereinstimmung nachweisen, als sich, wenn man dem letzten Bearbeiter des Marcus „einen paraphrastischen Geist“ dennoch zugestehen muß (S. 328. 335. 337.) ohnehin erwarten läßt. Sogar aber zeigen sich viele solche wörtliche Uebereinstimmungen der Gracität, wovon Hr. E. nur Ein Beyspiel (f. Marc. 1, 24. 25. mit Luc. 4, 34. 35.), wie wenn es das einzige wäre, anführt und sich selbst (S. 340.) nicht erklären zu können zugiebt, weil er voraussetzt, daß der griechische Marcus von dem, was er aus Lucas allein hatte, keine griechische vorhandene Version zur Hülfe gehabt habe. Es finden sich dergleichen griechische Uebereinstimmungen zwischen Marcus und Lucas allein noch viel mehrere. Vgl. Luc. 6, 9 mit Marc. 3, 4. Luc. 8, 18. mit Marc. 4, 35. Luc. 8, 28. 33. 35. mit Marc. 5, 7. 13. 15. Luc. 8, 49. 50. mit Marc. 5, 36. 36. Luc. 9, 26. mit Marc. 8, 38. Luc. 9, 45. mit Marc. 9, 32. Luc. 9, 48. 49. 50. mit Marc. 9, 37. 38. 40. Luc. 18, 18. 19. 20. 21. 24. mit Marc. 10, 19—23. Luc. 20, 46. 47. mit Marc. 12, 38—40. Luc. 21, 2. 4 mit Marc. 12, 42. 44. Auch kann die Eichhornische Hypothese, welche voraus-

setzt, daß der griechische Marcus nur von *A hebr.*, der Quelle des Matthäus, nicht aber von *B hebr.*, der Quelle seiner Verwandtschaft, mit Lucas eine griechische Version zur Hülfe gehabt, daß er vielmehr das mit Lucas besonders Zusammentreffende erst aus dem aramäischen frey überetzt habe, diejenigen Fälle in Wahrheit nicht erklären, wo bey Marcus solche gleichbedeutende Redensarten aus Matthäus und Lucas zusammenflossen, die gerade im Griechischen harmoniren. Marc. 1, 32. setzt *οψιας δε γενομενης, οτε εδου ο ηλιος*, wo Matthäus bloß *οψιας δε γενομενης*, Lucas bloß *δυνοντος δε του ηλιου* hat. Wenn der griechische Uebersetzer des aramäischen Marcus bloß vom *A hebr.* (dem Urevangelium mit den grössern Bereicherungen des Matthäus) eine griechische Uebersetzung als Hülfschrift zuziehen konnte, von *B hebr.* aber, d. h. dem Urevangelium mit den Bereicherungen des *Lukas* keine griechische Uebersetzung vorfand, sondern frey überetzen mußte, wie würde er gerade auf den seltenen, mit dem *δυνοντος* des griechischen Lucas harmonirenden Ausdruck *εδου* verfallen seyn? Es ist nämlich, um dergleichen aus Matthäus und Lucas im griechischen Marcus zusammengefloßene Stellen greiflich zu machen, nicht genug (so wie S. 361. dies versucht ist) zu erklären, daß sie aus zwey aramäischen Quellen; *A hebr.* und *B hebr.* in dem (*ex hypothesi*) aramäischen Marcus zusammengekommen seyen. Daß sie gerade nach dem griechischen Ausdruck zusammengefloßen, dies ist das Phänomen, welches als Räthsel gelöst werden soll, und das offenbar nur dann leicht gelöst ist, wenn der griechische Marcus unmittelbar aus dem griechischen Matthäus und Lucas geschöpft ist. Von gleicher Art sind nicht nur die von Hr. E. selbst S. 361. noch angeführten Sätze Matth. 9, 3. Marc. 1, 42. Luc. 5, 13. und Matth. 8, 4. Marc. 1, 44. Luc. 5, 14., welche er dadurch: daß bey dem Zusammenschreiben aus *A hebr.* und *B hebr.* der Zusammenschreiber des *C hebr.* (*Marcus aramaeus*) einzelne Lesarten, in denen diese Texte des Urevangeliums variirten, mit einander verbunden habe, leichter, als irgend einer, erklärt zu haben behauptet, während er dadurch doch nur ein Zusammenfließen der aramäischen Ausdrücke, nicht aber die Harmonie der griechischen Ausdrücke, als möglich zeigen kann. Noch mehrere Stellen wiederholen die nämliche Aufgabe. Z. B. Matth. 9, 14. hat: *οι δε μαθηται σου* — Luc. 5, 33. *οι δε σοι* — Marc. 2, 18. den seltenen griechischen Ausdruck des Lucas mit dem Matthäus combinirend: *οι δε σοι μαθηται*. Marc. 4, 15: *ιστ' οι παρα την οδου αυρει τον λογον* aus der Parallele bey Luc., *εσπαρμενου εν καρδ.* aus Matthäus. — Marc. 4, 41. *ιστ' τα εργα ουτος εστιν* nach Lucas, das nächstfolgende nach Matthäus. (Auch in den seltenen Ausdrücken v. 37. *λαιλαιψ ανεμου*, v. 38. *διεγειρουσιν* harmonirt Marcus gerade mit der Gracität des Lucas im nämlichen Abschnitt) Marc. 12, 14. *ιστ' ετι αληθης ει και την οδου του θεου εν αληθεια διδασκεις και ου μελει σοι περι ουδενος ου γαρ βλέπεις εις προσωπου ανθρωπων*, wörtlich aus Matthäus, und dann fogleich: *αλλ' επ' αληθειας την οδου του θεου διδασκεις* eben so wörtlich aus dem griechischen

sehen Lucas dazugekommen. Marc. 15, 42. ist *οπισθεν γενομενης* aus Matth. *ην παρασκευην* aus Lucas zusammengezogen. Marc. 15, 43. *προσδεχομ. τ. βασιλ. του θεου* aus Lucas *ηρατα το σωμα του ιησου* aus Matthäus. Ein ähnliches von E. nicht berührtes Zusammenfließen aus Lucas neben Matthäus, und zwar nach dem griechischen Ausdruck, findet sich auch in längern Abätzen. Marc. 6, 7. folgt nach dem Matth. 10, 1., alsdann aber geht Marc. 6, 8. 10. 11. im griechischen Ausdruck weit mehr mit Luc. 9, 3. 4. 5. gleich. So vgl. Marc. 6, 14. mit Matth. 14, 2., aber fogleich Marc. 6, 15. 16. mit Luc. 9, 8. 9. — Marc. 8, 27. 28. 29. mit Matth. 16, 13. 14. 15., und dann fogleich (mit Vorbeygehung der für Petrus so wichtigen Anekdote Matth. 16, 17—19.) Marc. 8, 30. 31. mit Luc. 9, 21. 22. — Marc. 9, 2. 8. mit Matth. 17, 1. 8. 9. und dann doch Marc. 9, 6. 7. mit Luc. 9, 33. 34. 35. — Marc. 10, 47. 48. mit Luc. 18, 37—39. — Marc. 11, 2. mit Luc. 19, 30., worauf fogleich Marc. 11, 3. mit Matth. 21, 3. wörtlich eins ist. — Marc. 11, 18. ist nach Matthäus, v. 9. nach Lucas, dann v. 10. 11. nach Matthäus, wieder aber v. 12. mehr nach Lucas. — Marc. 14, 12. ist geleitet durch Matth. 26, 17., alsdann aber Marc. 14, 13. 14. 15. durch Luc. 22, 10. 11. 12. nach der ganzen griechischen Wortfolge; darauf ist fogleich Marc. 14, 17. 18. 19. 21—25. griechisch übereinstimmend mit Matth. 26, 20. 21. 22. 24—29. So häufig sind die Beyspiele der Harmonie des Marcus und Lucas im Griechischen des Ausdrucks, für welche sich Hr. E. selbst seine sonstige Erklärungsweise, daß nämlich die gebrauchte *Hülfsübersetzung* durchblicke, selbst abgeschnitten hat, so, daß alle diese Eigenheiten nur durch die Nachweisung, wie der griechische Marcus unmittelbar aus dem Griechischen des Matthäus und Lucas zusammengefloßen sey, erklärbar werden, während gerade das Unzureichende in der Eichhornischen Hypothese um so mehr

zu jener zurück führt. Hat dadurch der Forscher zuerst sich über das Räthsel der Entstehung des Marcusevangeliums befriedigt, so wird es ihm leichter, auch die Verhältnisse zwischen Matthäus und Lucas zu enträtheln; wovon aber hier nicht mehr ausgeführt werden kann. Wir müssen nur noch an die Bemerkung erinnern, daß im philosophischen Wissen, weil dieses systematisch zusammenhängt, diejenige Hypothese die wahrscheinlichste ist, welche alle vereinbaren Phänomene erklärt. Dagegen entstehen die Gegenstände der Geschichte auf so mannichfache Art, daß ein Versuch, mancherley Ereignisse bloß durch eine einzige Entstehungsart erklären zu wollen, gerade die historische Wahrscheinlichkeit und Analogie gegen sich hat. So wenig ist, die Sache auch nach allgemeinen Grundsätzen betrachtet, ein acht bis zehnfach wiederkommendes Ueberarbeiten und Umarbeiten und Zusammenschreiben als die einzige Entstehungsursache dreyer Evangelien historisch wahrscheinlich, wenn gleich dieses Zusammenschreiben, aber mit mancher Freyheit des immer noch selbstthätigen Schriftstellers, einmal, nämlich bey Marcus, die augenscheinlich wahre Lösung giebt. Marcus scheint dabey durch sein *Δικδουιν* das Beyspiel gegeben zu haben, welches späterhin Tatian durch ein *Διμεροσαστων* noch vollständiger ausführen wollte, indem dieler aus den vier vorhandenen Evangelien auch nicht gerade wörtlich alles, was sie enthielten, zusammenschrieb, also nicht eben das, was die Neuere eine Harmonie der Evangelien nannten, hervorbringen wollte, sondern aufnahm und nach seinem Zweck, auch wohl in seinen eigenen Worten, zusammenfügte, was er selbst weiter zu verbreiten für gut fand, so, daß aus Matthäus das meiste, aus Lucas wenigeres, aus Marcus einige Ergänzungen, aus Johannes noch wenigeres von Tatian in einen fortlaufenden, eignen Zusammenhang gestellt war.

(Der Beschlufs folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Geschichte.** Berlin, b. Sander: *Ueber die Geschichte Friedrichs des Zweyten.* Eine Vorlesung in der öffentlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 24. Jan. 1805., von Johann v. Müller; königl. preuss. geheimen Kriegerath u. Historiographen. 1805. 24 S. gr. 8. — Eine überaus wichtige Schrift des berühmten Verfassers der Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. So wenig bogenreich sie ist, so wiegt sie doch durch ihre ideenreiche Behandlung, in der fast jedes Wort Gedanke wird, die stärksten Bände vieler Werke auf. Nach so Vielem, was über Friedrich den Zweyten geschrieben ist, zeigt hier der Vf. zuerst auf eine dem großen Gegenstande völlig angemessene Weise, wie von einem künftigen Geschichtschreiber Friedrichs dessen Geschichte geschrieben werden müsse. Man weiß hierbey nicht, was man mehr bewundern soll: den das Ganze belebenden philosophischen Geist, den umfassenden politischen Blick auf die ältere und neuere Zeit, die große

und die Menschheit ehrende Ansicht menschlicher Dinge, die Richtigkeit des Raisonnements, sowohl im Betreff des Hauptgegenstandes, als in Abticht besonderer Vorwürfe, die historische, in fruchtbaren Relukaten dargelegte Gelehrsamkeit, oder den so einzigen, echt klassischen Stil. In der That kann man die gehaltreiche Schrift nicht ohne die lebendigste Ueberzeugung aus der Hand legen, Friedrichs würdiger Geschichtschreiber könne nur ein Geist seyn, gleich dem, der aus dem hier so musterhaft verzeichneten Forderungen an Friedrichs Geschichtschreiber so wahr spricht.

Zuvörderst werden nach einer kurzen, aber anziehenden Rechtfertigung der Wahl des Gegenstandes die beiden vorläufigen Sätze ausgeführt: daß die einzige Art, einen großen Mann zu loben, in der Aufzählung dessen bestehe, was er that; und zweytens, daß in der Geschichte nichts seltener sey, als Darstellung eines erhabenen Geistes in voller Wahr-  
heit

heit seiner Natur und seines Wirkens (wobey über ältere und neuere Geschichte in dieser Hinsicht die treffendsten Bemerkungen gemacht werden). Als einen Hauptgrund dieser Seltenheit nennt der Vf. mit Recht den der menschlichen Schwachheit eignen Fehler, große Männer weniger an sich und nach ihrer Zeit, als in Vergleichung mit andern zu beurtheilen, und setzt in Absicht auf Friedrich S. 8. hinzu: Nicht Cäsar war Er, nicht Alexander, nicht Marc. Aurelius; *Er ist der Preussen Friedrich*, an dem die Natur zeigen wollte, daß solche Männer hervorzubringen, die jetzt nicht minder gewaltig ist, als je im hohen Alterthum. Nach diesen vorbereitenden Bemerkungen stellt der Vf. die sich auf Friedrich besonders beziehenden Gesichtspunkte für dessen künftigen Biographen auf. Er geht hier von der allgemeinen, im ächt philosophischen Geiste gedachten Idee S. 8. aus: Bey aller scheinbaren Divergenz der äußerlichen Handlungen liegt in der Seele eines jeden an Kraft und Weisheit großen Mannes ein Hauptlebensplan, eine vorherrschende Idee, welche als Commentar und Schlüssel alles seines Thuns aufgefaßt werden muß, um in die Darstellung seines Lebens die Einheit zu bringen, ohne die zwar eine Chronik, aber nicht eine Geschichte sich denken läßt. Diefes wird auf eine sehr interessante Weise durch Xenophons, Leibnitz's, Karls des Großen, des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelms und seines unsterblichen Urenkels Beyspiel erst im Allgemeinen gezeigt, dann von Friedrich II. ins besondere; nach allen den öffentlichen Verhältnissen, unter welchen er auftrat und handelte. Mit wahrhaft pragmatischem Geiste schildert hier der Vf. die Lage der europäischen Staaten gegen einander, von frühern Gefahren, womit Europa's und Deutschlands Unabhängigkeit bedroht war, bis dahin, wo Friedrich auf dem politischen Schauplatz auftrat.

Friedrich und der preussische Staat, wie Er ihn fand und wie Er ihn zurückließ, sind nun von S. 11, auf dem echt historischen, genetisch-pragmatischen Gange des Vfs. die beiden gegebenen Größen, woraus sich das gesuchte Resultat mit Nothwendigkeit ergibt. „Der damalige preussische Staat, heißt es S. 13; wie ihn Friedrich beim Antritt seiner Regierung überkam, so viele Aufmerksamkeit seine Verwaltung billigt erregte, war noch fern, andern ihr Daseyn zu sichern. Fast überall Grünland, stand er mit weit größern Mächten in bedenklicher Berührung, und ein Zeitraum nachlässiger Verwaltung oder beträchtliches Unglück konnte ihn so zurückstürzen, daß er nicht ohne viele Zeit und große Gefahr sich hätte erholen können.“ Und nun der preussische Staat, den Friedrich zurückließ? Dieser charakterisirt den König nicht als einen erobersüchtigen Alexander: „denn Er hat, außer der ersten Unternehmung, die ihm ein für allemal nothwendig schien, und wozu die Zeit ihn einlud, alle übrigen Kriege ungern, weil er *mußte*, und nie länger, als er *mußte*, geführt.“ S. 21. Er charakterisirt ihn als einen politischen Schöpfer: „wie nämlich seine ganze Regierung dahin zweckte, einen Staat zu bilden, der, so lange sein Geist in ihm bliebe, eine außerordentliche Vaterlandsliebe und auch unter fremden Völkern den besten Menschen vertrauensvolle Theilnahme einflößte.“ S. 11. Friedrich ward der Preussen König, mit Interesse für Europa und Deutschland, S. 12. und trug durch seine politische Schöpfung wesentlich bey, daß die Kraft des germanischen Namens augenblicklich und scheinbar gefährdet, nicht für immer, nicht wesentlich und unheilbar gelchwächt werden mochte. S. 14. „Sein mächtiges Genie erhob den Staat zu solcher Kraft, daß am Ende einer Regierung, wovon ein Viertel in höchst schweren Kriegen verfloß, Volkmenge, Wohlstand, Lebendigkeit aller Arten von Kultur in nie gesehenem Flor blüheten, und Er, der König, von den größten Mächten als ihres Gleichen gesucht oder gefürchtet, von kleinern als Erhalter autrauensvoll verehrt

wurde.“ S. 14. „Friedrich war dies von dem Augenblicke an, wo er unter zweifelnder Erwartung zuerst als König auftrat, und sofort von Tage zu Tage durch Ordnung, Fleiß, Unerschlichkeit, Festigkeit und alle Zierden der Geisteskultur, die Aufmerksamkeit höher und höher spannte, den langen Zeitraum und die tausend Arten seiner Wirksamkeit hindurch, bis auf den Tag, wo er, nach allgemeinem Geständnis der Größte seiner Zeit, nach abgelegter Heldenrolle ganz Vater seiner Preussen und anderer Fürsten Vorbild und Vormund, hindübergang zu den Großen des Alterthums und seines Hauses.“ S. 4. Das Größte an ihm ist, durch sein Beyspiel so viel in den Geist gelegt zu haben: denn alles Mechanische ist der Verästerung unterworfen, alles Physische muß der Uebermacht weichen; aber Männer von reger Lebendigkeit und unerschöpflicher Fassung sind einer Exaltation fähig, die sich eines unerschöpflichen Reichthum von Hilfsmitteln gegenwärtig macht.“ S. 19. An seinen Preussen fand Friedrich ein seines Geistes empfindliches Volk: „sie verstanden die Nothwendigkeit seiner Maximen, und sein freyer, geistvoller Sinn bildete Menschen, die im Bau der vaterländischen Grösse und Kraft ihm und sich selbst zu helfen wußten.“ S. 18. Preussen als Land schildert der Vf.: „wie der Mensch an der Mark Brandenburg habe erproben sollen, wie viel Fleiß und Mut über die Natur vermögen;“ S. 17. als Staat: „zur Selbsterhaltung — nicht ohne Weisheit, nicht ohne Sorgfalt — stark genug; durch Treue und Wahrheit so weit hin herrschend, da gemeinschaftliches Interesse verstanden wird; weniger zählend auf erschöpfbare Schätze, auf sterbliche Heere, als auf die allgemeine Ueberzeugung seines Volks und seiner Freunde, daß die Sache seiner Erhaltung die Sache eines jeden ist, der etwas fühlt für Freyheit und Licht.“ S. 15. „Die Mark Brandenburg war schon oft der Zufluchtsort der Denckreyheit.“ S. 17. „Friedrich fürchtete nichts von einem Wege, auf dem er voranging.“ S. 17.

Wir übergehen, um nicht zu weitläufig zu werden, was der Vf. noch über Nachahmungen und Eigenheiten Friedrichs sagt; geben aber noch einige Beyspiele trefflicher allgemeiner Bemerkungen, die jedoch in der Vorlesung selbst mit dem Hauptgegenstände in der genauesten Beziehung stehen. So heißt es S. 13. in Absicht der periodischen Gefahren von Staaten: Periodische Gefahren *müssen seyn*; in ruhiger Weichlichkeit verlernt der Mensch, Mann zu seyn. S. 20.: In dem regen Leben des immer neuen Weltchauspiels ist Stillstehn und Zurückbleiben einerley. S. 21.: Glücklich der Staat, der vom Anfang ein Kunstwerk, fortgesetzter Kunst bedarf. Denn das Leben eines Staats ist wie ein Strom, in fortgehender Bewegung herrlich; wenn der Strom steht, so wird er Eiu und Sumpf. Wo Licht und Wärme, da ist Leben. Endlich S. 10.: Das ist Sache des Ersten im Staat, — daß er die tausendfachen Banden, welche die mancherley Stände der bürgerlichen Gesellschaft zusammenfassen, mit fester Hand hält, und mit gutem großem Geiste so elektrisirt, daß jeder die größte Freydeigkeit fühle, in seinem Stande sich hervorzuthun.

• So viel als Beleg unsers oben gefüllten Urtheils. Das lebenvolle Ganze, das sich in keinem Auszuge wiedergeben läßt, muß man selbst lesen. Wir bemerken nur noch, daß, wie man in Absicht auf Denkart in dieser Vorlesung einen Abten zu lesen glaubt, auch der Stil des Vfs. dieses Gefühl erweckt; so einfach ist er in energievoller Kürze. Schon der Ton einer Vorlesung würde die Ruhe des forschenden Geistes und Entfernung von allem rhetorischen Pomp des Andruks erfordern, und es würde wenig Ueberlegung veranlassen, wenn jemandem einfiel, in Absicht auf Stil oder sogenannte Schwung diese *Vorlesung* mit *Engels Rede* auf Friedrich zu vergleichen.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 15. May 1805.

## BIBLISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weidmann: *J. G. Eichhorn's kritische Schriften u. s. w.*

Auch unter dem Titel:

*Einleitung in das Neue Testament, von J. G. Eichhorn u. s. w.*

(Beschluss der in Num. 131. abgebrochenen Recension.)

Von dem dritten Theil dieser *Eichhorn'schen* Schrift, von den *Anwendungen seiner Hypothese*, wäre, wenn einmal die Hypothese selbst so wenig begründet, oder vielmehr so völlig ungegründet ist, nicht viel zu reden, wenn nicht auch dort wieder eigenthümliche Unrichtigkeiten, auf welche die öffentliche Kritik den Leser aufmerksam zu machen hat, eingewebt wären. Der Vf. legt einen großen Werth darauf, daß man nunmehr wisse, für welche Theile der drey Evangelien die Autorität eines Apostels, des Matthäus, spreche, nämlich für das von diesem durch „Umstellung“ der ersten Abschnitte berichtigte Urevangelium; wogegen die den drey Evangelien nicht gemeinschaftlichen Abschnitte *nicht die sichere Autorität des Apostels* für sich haben (S. 454 ff.) „Durch diese Trennung des Apostolischen vom Nichtapostolischen, welche die höhere Kritik, wenn man ihre Gabe nur nicht verschmähen wolle, mit den wichtigsten Gründen empfehle, sey das Mittel gefunden, die innere Glaubwürdigkeit und Wahrheit der evangelischen Geschichte unerfütterlich zu befestigen.“ Allein nach den Anwendungen, welche Hr. E. selbst macht, ist auch diese unerfütterlich feste Basis für die Kenntniß des apostolisch beglaubigten in den Evangelien bloßer Schein. Das Urevangelium zum Beyspiel spreche zwar, sagt S. 412. 457. von dämonisch besessenen, aber bloß weil es nicht von einem Apostel sondern in der Sprache des gemeinen, ungebildeten Haufens geschrieben war. Doch habe der Apostel Matthäus „gleichfalls ein aufgeklärter Apostel“ (S. 412.) diesen Ausdruck nicht abgeändert, weil die Verständigen ohnehin dabey das richtige gedacht haben, für die Unverständigen aber Winke genug zum Umsetzen der rohen Ausdrücke vorkommen. Nach dieser Regel würde fast jedes Vorurtheil stehen bleiben können. Was folgt aber, wenn die Apostel überhaupt das Urevangelium unter ihrer Autorität den Missionären unter den Juden zur Legitimation zuliefen, und wenn Matthäus nach diesen Grundsätzen wirklich verfuhr, auf alle Fälle daraus? Unstreitig so viel, daß man denn doch nicht eine *sichere* Autorität dafür habe, ob wenigstens das alles, was den drey Evangelien ge-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

meinschaftlich ist, von den Aposteln überhaupt und besonders vom Apostel Matthäus bestätigt und gebilligt war. Wer weiß, was „der aufgeklärte Apostel“ sonst noch von dem Urevangelium aus gleichen oder andern Gründen stehen ließe, das mit seiner Aufklärung übrigens nicht harmonirte. Ohnehin läßt Matthäus nicht bloß den Ausdruck dämonisch, etwa wie den Ausdruck mondflüchtig, nach dem Sprachgebrauch stehen. Der Wahrheitsforscher darf dergleichen Data nicht mildern! Matthäus giebt ohne warnende Winke das ganze *Factum* 8, 28 ff. so, wie wenn die Dämonen in den Besessenen gesprochen hätten (*οι δε δαιμονες παρεκαλουσιν αυτον*) und alsdann ausgefahren wären. Entweder war also hier seine Ansicht mit dem Inhalt der Erzählung, welche er fortpflanzen half, einstimmig, und alsdann hilft dem Theologen nicht das (vorgebliche) Urevangelium, sondern immer bloß die Religionsphilosophie zu Sonderung der reinen Begriffe von den unreinen; oder es ließe hier Matthäus eine Ansicht von einem ganzen übernatürlichen Erfolg so stehen, wie sie ihm doch nicht apostolisch war, und alsdann ist, auch nach der *Eichhorn'schen* Hypothese, das apostolisch gebilligte von dem nichtapostolischen nicht besser geschieden, als nach andern Meinungen über die Entstehungsart der drey Evangelien. Für die Erklärungen der Wunder soll nach S. 408 ff. sich aus der *Eichhorn'schen* Ansicht von Entstehung der Evangelien ebenfalls etwas wichtiges ergeben. Und was denn? Weil in der Hauptschrift, welche die drey Evangelien enthalten, im Grunde nur ein Biograph von Jesus spreche, so — solle man sich nicht herausnehmen, über die Facta, welche einen wunderbaren Anstrich haben und auf eine überfönnliche Ursache zurückgeführt werden, *ein absprechendes Urtheil zu fällen, die natürlichen Ursachen durch willkürliche Combinationen herauszuküßeln* u. dgl. Wir sind überzeugt, daß Absprechen und Willkürlichkeit man sich weder mit, noch ohne die *Eichhorn'sche* Hypothese herausnehmen sollte. Die Folgerungen des ganzen §. S. 409. 410. sind an sich nothwendig, ob wir ein oder zehn Evangelisten vor uns hätten; sie fließen aber nicht aus der *Eichhorn'schen* Prämisse. Unrichtig hingegen ist es (S. 408.) daß, wenn man nur Eine Urerzählung hat, in welcher die Volksdeutung mit der Begebenheit schon zusammengelassen ist, sich nicht auch noch öfters, mit gehöriger Vorsicht, das *reine Factum von der Deutung* trennen lasse. Freylich aber soll überhaupt der Schrifterklärer und der Kritiker, wohl eingedenk dessen, was die Natur seines Faches erlaubt, sich den vornehmen Ausdruck: *erweisen*, nicht angewöhnen, welchen Hr. E., wenn etliche Blätter

C c c

ter zuvor etwas als möglich oder höchstens wahrscheinlich gezeigt ist, in der Folge wie ein Lieblingswort anwendet.

Auch für die *Spezialkritik* soll die *Eichhornische* Entdeckung von Wichtigkeit seyn. Dies wäre, ihre Begründung vorausgesetzt, unstreitig zu hoffen, wenn gleich kein Kenner des Bibelfachs die Ungerechtigkeit mißkennen kann, welche in dem Seitenblick S. 652. verglichen mit der Vorr. S. VII. liegt: daß uns doch endlich das neunzehnte Jahrhundert der biblischen Literatur eine kritische Ausgabe der N. Ts. beschicken werde. Wer denn aber das was man noch wünschen muß, nämlich einen vollständigen Commentar über die schon vorhandene kritische Ausgabe des N. Ts., nach dem Muster des Griesbachischen *Commentarius criticus*, liefern wollte, um die Urtheilsgründe überall zu entwickeln, der müßte ohne Zweifel vor allen Dingen die Stellen der Alten, welche er zu benutzen hätte, richtiger übersetzen und besser in ihrer Vollständigkeit betrachten, als sogleich auf der folgenden S. 653. der Vf. davon ein Paar Proben giebt. Clemens Alex., heißt es dort, spreche von *Verderbern* der Evangelien. Er spricht aber bloß von einigen, welche *Versetzungen* machten, (*τινες των μετατιθεντων τα ευαγγελια*). Auch passen keine Beyspiele nur auf solche, welche verschiedene parallele Sätze und Ausdrücke zusammen stellten, und dabey, weil sie bloß um den praktischen Sinn sich bekümmerten, diese Sünde gegen die Kritik für sehr verzeihlich achten mochten. Gerne und auch hier wieder führt Hr. E. ferner an: Celsus habe den Christen den Vorwurf gemacht, daß sie, wie Unkluge (wie betrunkene Selbstmörder, sagt der Text) drey, vier und mehrmal ihr Evangelium geändert hätten. Warum aber giebt Hr. E. den Vorwurf des Celsus nicht genau, nicht wenigstens vollständig? Celsus spricht nicht im Präteritum, sondern von seiner Zeit, daß einige Christen das Evangelium von seiner ersten Abfassung drey, vier und mehrmal umarbeiten und umbilden, *μεταχαρταειν εκ της πρωτης γραφης και μεταπλαττειν*. Er giebt dabey noch den von E. übergangenen Zusatz: *να εχουεν προς τους ελεγχους αρειοδαι*. Und doch zeigt gerade dieser auf polemische Zwecke der Abänderungen hindeutende Zusatz, daß Celsus nicht von ehemaligen Umarbeitungen etwa eines Urevangeliums, sondern von solchen aus polemischer Absicht unternommenen Antithesen rede, wie die Gnostiker, Marcion etc. (auf welche sogleich auch Origenes hinweist) machten, wenn sie, gegen alle Kritik, Jesus z. B. sagen ließen: *ουκ ηλθον πληρωσαι τον νομον η τους προφητας, αλλα καταλυσαι* u. dgl. m. — Auch müßte ein solcher Schöpfer einer neuen neutestamentlichen Kritik unstreitig von sicherern historischen Daten ausgehen, als der Vf., wenn dieser S. 654. die Doxologie des Vater Unsers für ein Fragment aus einem Apokryphum der zweyten christlichen Generation gehalten wissen will, weil in ihr die drey Worte des Lobs nach den drey obern Sefhiroth gestellt seyn. Wie wäre denn irgend darzuthun, daß zur Zeit des frühesten Christenthums unter den Juden schon an jene Sefhiroth, und an

dieser Ordnung derselben gedacht worden wäre? Der Commentarius in *Apocalypsin ad Apoc. 5, 12.* worauf sich die Note beruft, hat von diesem hohen Alter jener kabbalistischen Fiction auch nichts dazgethan, und diese Citation ist also wieder bloßer Schein. Auch ist es ja ganz historisch unrichtig, daß die Doxologie nach den drey obern Sefhiroth gestellt sey. In den Sefhiroth ist βασιλευς gerade die letzte, das Product aller Sphären δυναμις ηρωη ist weder die zweyte noch die neunte, sondern immer eine der mittleren. δεξια ην wird nie zu den drey obern Sefhiroth gerechnet. f. etwa *Buddens Introd. ad Philosophiam Hebraeorum* §. 39. 40. u. dgl. Und doch wird von allen den vortönenden Belehrungen, welche Hr. E., gegründet auf diese schlechterdings ungegründete Prämissen, S. 654. gegen Bengel und Griesbach verschwendet, die Selbstkritik vorausgeschickt: daß sie *zu aller möglichen kritischen Gewisheit gebracht seyen!* Unter hundert Lesern glauben vielleicht neunzig eine so zuversichtliche Behauptung aufs Wort eines berühmten Mannes. Aber „eine ziemlich vollendete kritische Ausgabe des N. T. Textes“ (Vorrede S. VII.) wird durch dergleichen Künste nicht vorbereitet, sondern nur gehindert werden. Nicht besser führt der Vf. S. 510 ff. seinen Beweis, daß der aramäische, oder wenigstens der griechische, Matthäus nicht älter seyn könne als a. C. 70. daraus, daß in diesem, statt des Zacharias, *Sofada Sohn*, der als ermordet zwischen dem Tempel und Altar im Urevangelium und daher (?) im Evang. der Nazoräer gestanden habe, von dem späten Bearbeiter der Zacharias, Barachias oder Baruchs Sohn, eingeschoben worden sey, welchen die Zeloten im Tempel vor der letzten Zerstörung mordeten. Wäre die Anspielung in einer Stelle, wo der Evangelist oder der sogenannte Ordner spricht, so würde zwar dennoch ein bedachtfamer Freund der höheren Kritik nicht mit S. 512. ausrufen: *diese einzige Stelle reicht hin, um unwiderleglich zu beweisen*, daß der katholische Matthäus in seinem Alter nicht über das J. 70. hinaufreiche! Wenigstens aber würde das Datum, vereint mit andern, zu erwägen seyn. Nun aber find die Worte: *ον εφονεύσατε* etc. *Jesus* in den Mund gelegt. Welch ein pragmatischer Ueberarbeiter oder Ordner, oder Uebersetzer müßte der gewesen seyn, dem es nicht als absurd aufgefallen wäre, Jesus von einer erst ungefähr vierzig Jahre nach seinem Tode geschehenen Gewaltthat zu den Juden seiner Zeit im Präteritum reden zu lassen? Ueber eine merkwürdigere Stelle, die Taufformel bey Matthäus, giebt S. 509. eine gleiche Ausrufung: *„Diese einzige Stelle reicht hin, den späten Ursprung des vollständigen katholischen Matthäus zu beurkunden?“* Gesetzt, es wäre „erwiesen“, daß die Taufe nicht (auch) auf Vater, Sohn und heil. Geist im apostolischen Zeitalter geschehen seyn könnte; folgert denn der ächte Criticus aus einer solchen, leicht auch durch Interpolation möglichen einzelnen Stelle den späten Ursprung einer ganzen Schrift mit so abprechender Zuversichtlichkeit? Ueberdies enthält die Taufformel Matth. 28, 19. an sich nichts, was im apostolischen Zeitalter nicht hätte

statt gefunden, vergl. Ephes. 4, 4 5. 6. da sie natürlich nicht nach dem *Concilium Nicaenum* zu erklären ist. Noch weniger wird ein behutamer Schriffterklärer behaupten, daß das Taufen auf Jesus als Messias Röm. 6, 3. 1 Kor. 1, 13. Apostelg. 19, 4 5. den Gebrauch der zwey bedeutamen Hauptworte des christlichen Mysterions, Vater und heiliger Geist, ausgeschlossen habe. Nicht weniger eifertig ist die höhere Kritik des Vf. S. 423. in der Behauptung: *der Augenschein lehre*, daß ein Mißgriff geschehen sey, zwey sich widersprechende Genealogieen von Jesus in die Uebersetzungen der Evangelien nach der Zerstörung Jerusalem, aufzunehmen. Eine der beiden Genealogieen müsse unrichtig seyn. In diesem Ton postulirt man Beweise. Aber die postulirten Beweise begründen eben so wenig etwas, als die postulirten Widersprüche etwas zernichten. Wären die Evangelien des Matthäus und Lucas später als die Zerstörung Jerusalem, so würden sich, wenn irgendwo, in jenen Kapiteln über die Zukunft der feindlichen Juden (Matth. 24. 25.) Spuren von Modificationen der Reden Jesu nach den eingetroffenen Erfolgen nachweisen lassen. Die Zerstörung würde Matth. 24. 2. 15. nicht bloß auf das Tempelgebäude bezogen, von der Stadt würde Luc. 21, 24. nicht bloß ein auf eine gewisse Zeit beschränktes *παρεισθαι ὑπο εθνῶν* (wie Kap. 11, 2. in der Apokalypse, welche, vergl. Vers 13. auch noch nicht eine völlige Zerstörung der heiligen Stadt glauben konnte) behauptet seyn. Und was soll man zu noch viel mehrern, längst berichtigten, vom Vf. aber weiter für unauflöslich erklärten Schwierigkeiten sagen? So soll die Flucht nach Aegypten mit der Darstellung im Tempel unvereinbar seyn (S. 431.), wie das Schöpfen des Einen Evangelisten aus dem andern S. 603. für *undenkbar* erklärt ist. So soll S. 429. der frühere Glaube der Apostel, Jesus für einen Nazarethaner gehalten haben, weil man dem Sprichwort: Was kann aus Nazareth gutes kommen, nicht die Notiz entgegen setzte: Jesus aber ist zu Bethlehem geboren! gleich als ob alsdann jenes Sprichwort auf den zu Nazareth seit 30 Jahren aufgewachsenen nicht immer noch anwendbar gewesen wäre. So soll selbst die Vorstellung, daß Jesus zu Bethlehem geboren sey, neuer (d. h. eine bloße Sage) gewesen seyn, weil Joh. 1, 47. 7, 5. sie nicht voraussetze. Ist jene Erzählung von dem zufälligen Geburtsort Jesu denn mit irgend einer Stelle des übrigen N. Ts. unverträglich? Wohl aber weis keine Stelle des N. Ts. etwas von *den Familiengütern der Aeltern Jesu zu Bethlehem*, welche ihnen S. 429. anweist, oder davon, daß nicht nur die Mager, sondern auch die Hirten die Geburt des Messias in einer besondern *Constellation* (S. 431.) bemerkt haben. Jesus soll sich (S. 490.) nach Nazareth und Kapernaum begeben haben, um dem Herodes, welcher den Täufer gefangen gesetzt hatte, zu entweichen. Und doch hatte Herodes Antipas gerade zu Nazareth und zu Kapernaum (nicht aber in Judäa, wo Jesus bis dahin gewesen war Joh. 3, 22. 24.) zu befehlen, und Jesus müßte also bey dieser Wahl des Aufenthalts der Zeitumstände sehr unkundig gewesen

seyn. Joh. 4, 5. hingegen sagt mit bestimmten Worten, daß Jesus, um der Phariläer willen Judäa verließ. Nach S. 489. 497. wären zwey Haupttheile von Matthäus nichts als die Geschichte ängstlicher Entweichungen Jesu. Einen so angstvollen Zustand sollte man zum Inhalt von Missionsevangelien gewählt haben? Nach S. 495. habe sich Jesus in lauter Districte begeben, wo Herodes Antipas nichts zu befehlen hatte. Und doch ist er in derselben Periode häufig im südlichen Galiläa, Matth. 14, 34. 15, 29. 17, 22. 24. oder gar in Peräa, der Provinz, wo Antipas sich aufhielt 15, 39. 19, 1. Nach S. 432. habe das apostolische Zeitalter keinen Werth auf alle Nachrichten von Jesus vor dem Antritt seines Lehramts gelegt. Daher seyen Matth. 1. 2. Luc. 1. 2. bloße den Evangelisten spät beygefügte Sagen. Nach der Note S. 500. aber war jene Denkart der Judenchristen, Nachrichten von einer der spätern Würde Jesu angemessenen Abstammung, Geburt und Jugend zu verlangen, *schon wenige Jahre nach Jesu Tode* im Schwung, wie die Briefe des Paulus zeigen! So ist dem Vf. bald dieß, bald jenes die Denkart der Zeit, je nachdem es der Hypothese frommen will. So ist ihm S. 641. selbst der Ausdruck *επι αυτου λαλουντος* kein Bindewort, welches unmittelbaren Zeitzusammenhang bezeichne, und die drey ersten Evangelisten sollen S. 646. ihre Erzählungen ohne *alle* Zeitbestimmungen darstellen, weil nun einmal keine Anordnung der evangelischen Hauptabschnitte nach der Zeit möglich seyn soll.

Unsere Recension eilt ohne Epilog zum Schluss. Sie enthält weniger des Rec. Urtheil, als gehäufte Belege und Prämissen zur Entscheidung über eine Hypothese, welche als eine Hauptveränderung der Exegese und Kritik der Evangelien so laut und vielversprechend sich ankündigt, daß sie baldige genaue Beurtheilungen zur Pflicht macht, und zur Schätzung einer Schrift, aus welcher Rec. viel lieber vieles gelernt, und vieles des Lernens würdige angezeigt hätte. Nur noch ein Problem: Das Urevangelium soll (S. 507.) etwa drey bis vier Jahre nach Jesu Tode für die Missionarien, die sich nach des Stephanus Hinrichtung über Palästina hinaus wagten, entstanden seyn. Den Matthäus unter das J. 70. herabzurücken, hat der Vf. nach S. 512. keinen Grund. Sind also die drey ersten Evangelien doch schwerlich über die zweyte christliche Generation hinaus zu setzen, wo in der christlichen Welt sollten sie, während alles an andern, nachher apokryphisch gewordenen, Evangelien hieng, so ungebraucht bis zum Schluss des zweyten Jahrhunderts, bis zur Zeit, da mit einem mal die Kirche sie kanonisiert haben soll, sich doch gerettet und erhalten haben?

JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Versuch einer Uebersetzung des Briefs Pauli an die Römer*, nebst Bemerkungen darüber, von Carl Friedr. Wilh. Müb. bins. 1804. 16 u. 198 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. (der uns weder sagt, wer er sey? noch wo er lebe?) erklärt gleich anfangs, daß das Ziel seiner Be-



Bemühungen gewesen sey, diese Uebersetzung in einem reinen Deutsch zu liefern, und da zum Paraphrasiren seine Zuflucht zu nehmen, wo die deutsche Sprache keine sinnerschöpfende Worte ihm liehe oder die Deutlichkeit litte; sein Buch, besonders die Bemerkungen, seyen für diejenigen bestimmt, welche sich der Theologie widmen oder das Versäumte nachholen wollen. Auch giebt er zum voraus eine kurze Uebersicht des Inhalts dieses Briefs; wobey man aber wohl sieht, daß er in den Zusammenhang dieses Briefs, der vielleicht bey diesem größer ist als bey irgend einem andern im N. Testament, nicht tief eingedrungen sey; er wird auch hier so zerstückelt angegeben, und offenbar zusammengehörige Abschnitte werden so von einander getrennt, daß wir denen, die sich dieser Arbeit bedienen wolle, rathen müssen, lieber sich an die jedem Kapitel vorgeetzten Summarien zu halten.

Die Uebersetzung selbst läßt sich recht sehr gut lesen, und der Sinn ist, so wie ihn der Uebersetzer aufgefaßt hat, sehr verständlich und fließend vorgestellt. Diels gilt auch von den hinten angehängten Bemerkungen, bey welchen wohl am meisten auf bloße Anfänger oder sehr versäumte Studierende Rücksicht genommen ist, weil selbst den allerbekanntesten Wörtern eine Uebersetzung beygefügt ist. Besser hätte Hr. M. gethan, wenn er bey dunklern Stellen, statt dessen und statt der Aufzählung verschiedener Erklärungen, ganz kurz immer den oder die Gründe angegeben hätte, warum er gerade den gewählten Sinn andern Erklärungen vorgezogen habe; denn Anfänger frühzeitig zum Prüfen zu gewöhnen, ist doch noch nöthiger als die allerbekanntesten Wörter erklären, die sie aus jedem kleinen Wörterbuch lernen und ohnehin auf bloße Autorität annehmen müssen. Auch machen des Vfs. Noten das nicht immer deutlicher was im Text undeutlich überfetzt ist. Weg wird z. B. die Uebersetzung von Kap. 6, 14. richtig verstehen: „Denn die Sünde kann euch jetzt nicht mehr beherrschen, weil ihr nicht unter der mosaischen Gesetzgebung, sondern unter der evangelischen Verfassung lebt,“ wenn er in der Note S. 115. weiter nichts findet als: sie kann ihre Tyranney unmöglich an euch üben? Ueberhaupt ist diese Uebersetzung bey weitem zu frey, und daher oft falsch, oft inconfe-

quent, oft wenigstens matt. Um recht verständlich zu seyn, läßt unser Uebersetzer bisweilen die schönsten Bilder ganz weg; nicht nur in der bekannten Allegorie Kap. 11, 17. wo die Allegorie ganz vernichtet ist, sondern auch Kap. 12, 20., wo statt des schönen Bildes vom *Anhäufen feuriger Kohlen*, (d. i. wie der Uebersetzer ganz richtig erinnert, der Blitze) *auf des Feindes Haupt*, die matte und ganz gegen Worte und Absicht Pauli laufende Uebersetzung steht: „Du wirst dir Gottes Strafe nicht *zuziehen*.“ Welchen Text wird man hingegen hinter den Worten Kap. 6, 6. sachen: „Laßt es uns nur recht beherzigen, daß die *Quelle sittlicher Verdorbenheit vertrocknet* sey, damit die Sünde vernichtet werde?“ im Griechischen *ἡ πηγή ἡμῶν ἀνθρώπου συνεσταυρωθή, ἵνα καταργηθῆ το σῆμα τῆς ἁμαρτίας*: Wir müssen, so wie Christus ehemals (im eigentlichen Verstande) gekreuzigt worden, auch unsern alten Menschen kreuzigen, d. i. unfre alten Sittenarten ausrotten, so daß wir gleichsam dem Gewebe der Sünde, den sündlichen Neigungen, Gewalt thun. Oder wird man v. 10. den Text: *ἡ ἀποθνήσκου, τῆ ἁμαρτίας ἀπεθανε ἰφθαλμῶν* in der Uebersetzung finden: „Den Tod, dem er nun ferner nicht unterworfen ist, *litte er um der Menschen Sünden willen*,“ wie hart und wie willkürlich ist Kap. 5, 12. übersetzt: „Durch *N*en Menschen kam Leben und Glückseligkeit in die Welt,“ (davon steht kein Wort im Texte, Hr. M. will aber, man solle als Vorderatz suppliren: *ὅτι ἔσται ἀνθρώπου, Ἰησοῦ χριστοῦ ζῶντος εἰς τὸν κόσμον εἰσηλθε*, und hinten nach wieder *εἰς τὸν κόσμον εἰσηλθε*, welches mit den wirklich im Text stehenden Worten den Nachatz ausmache) „so wie die Sünde durch den andern, und durch diese der Tod u. s. f.“ Fühlte denn Hr. M. nicht, daß, was er als Vorderatz, also als Nebenidee, einschob, gerade der Nachatz seyn mußte, den Paulus erst v. 15. berührt? wie die ganze Verbindung dieser von Paulus eingeschobenen Vergleichung Adams und Christi, mit den Hauptgedanken vor v. 12. und nach v. 21. zu erkennen giebt. An Gewandtheit im Ausdruck fehlt unserm Uebersetzer eben nicht, aber fleißigeres Studium des Sprachgebrauchs und des Zusammenhangs in den zu übersetzenden Büchern; wäre ihm wohl zu empfehlen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Bayreuth*, b. Lübecks E.: *Zwey Predigten bey dem Abschiede* von der St. Johannis Pfarrgemeinde und zum Antritte seines neuen Lehramts, von M. Theod. Christian Ellrodt, Subdiac. an der Hauptkirche in Bayreuth etc. 1803. 44 S. 8. — Diese zwey Casual-Reden zeichnen sich zwar, wie der seit dem verstorbenen Vf. selbst rühmlich gesagt, durch keine besondere Vorzüge aus; doch sind sie in Hinsicht auf den Ideengang gut geordnet, enthalten für den Gegenstand

zweckmäßige Materialien, und sind in einer gefälligen, meistens rein-populären Sprache (mit Ausnahme einiger Wörter z. B. *vergegenwärtigen*, *Empfänglichkeit*, u. a.) abgefaßt. Eine gewisse Herzlichkeit, welche auf die Wahrheit seiner Empfindungen und Vorsätze schließen läßt, ergießt sich durch beide Reden; und besonders anziehend ist die Antrittsrede von den *Gründen des freudigen Vertrauens*, womit der *Lehrer des Christenthums noch immer seinem Berufe lebt*.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 16. May 1805.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Fleischer: *Pharmacopoeia Medici practici universalis, sistens Medicamenta praeparata et composita cum eorum usu et dosibus*, Auctore F. Swediaur, M. D. 1803. 539 S. 12. (2 Rthlr.)

Die Arzneimittellehre, welche Hr. S. vor einigen Jahren in Paris herausgab (A. L. Z. 1801. Nr. 285.), steht zwar manchen neuen Schriften dieser Art nach, hat aber, wie man daraus abnehmen kann, das sie noch einmal in Hamburg mit der Jahrszahl 1800 abgedruckt, und auch, in die deutsche Sprache übersetzt und mit einem ziemlich weitläufigen Commentare versehen, in Wien herausgegeben wurde (A. L. Z. 1804. Nr. 204.), ziemlich viel Beyfall bey den Aerzten erhalten. Dieser Umstand scheint nun dem Vf. zu diesem neuen Werk veranlaßt zu haben, das er selbst als eine Fortsetzung jener Schrift angesehen wissen will. Es ist daher in eben der Sprache abgefaßt, und giebt eben so kurz, wie jenes die Natur, die Kräfte und den Gebrauch der einfachern Heilmittel abhandelt, die Bereitungsarten sowohl, als die Kräfte und die Dosen vieler zusammengesetzter, theils in den Apotheken vorräthiger, theils nicht officineller Arzneyen an. Hr. S. hat, wie er sagt, nur die Mittel aufführen wollen, die er von den glücklichsten Praktikern, einem *Pringle*, *Cullen*, *Warren*, *Rebenden* (deren abgeschiedenen Seelen er auch seine Schrift gewidmet hat), *Ward*, *Stoll*, *Fordyce* u. a., und in Krankenhäusern, vorzüglich in den Londonischen Hospitälern, mit gutem Erfolge hat anwenden sehen, oder deren er sich selbst bedient hat, und wir können nicht läugnen, das wir hier mehrere Zusammenstellungen angetroffen haben, die sich durch ihre Tugenden empfehlen, und von deren regelmäsigem Gebrauche man oft vortheilhafte Wirkungen erwarten kann. Indessen sind diese Mittel allen guten Aerzten längst bekannt, und wir zweifeln sehr, ob die Leser dem Vf. für die auf diese Compilation gewendete Mühe Dank wissen werden. Auch verdienen mehrere Stellen eine Rüge. S. 12. sagt Hr. S., der Todtenkopf von der Destillation des Scheidewassers mit calcinirtem Vitriole sey Eisenvitriol mit vitriolisirtem Weinstein vermischt; allein da sich bey dieser Destillation die Säure jenes Salzes mit dem Kali des Salpeters verbindet und damit den genannten Weinstein ausmacht, so kann der Rückstand keinen Eisenvitriol mehr in sich haben. S. 18. ist der Bereitungsart der Knochensäure aus Phosphor gedacht, aber dieses Verfahren ist viel zu kostspielig, als das es, zumal im Großen, Bey-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

fall finden könnte; und da es andere und wohlfeilere Methoden giebt, die man befolgen kann, wenn man diese Säure eben so gut und rein, als auf jenem Wege, erhalten will, so hätten sie noch eher, als jene, angeführt werden sollen. S. 22. ist wohl erwähnt, das das aus dem Weinsteinrahme geschiedene saure Salz etwas Vitriolsäure in sich haben könne, wenn man zu viel von dieser Säure zum Weinsteinfelenit gegossen hat, aber die Art und Weise, wie man sich von dem Daseyn dieser Säure in jenem Salze überzeugen kann, ist mit Stillschweigen übergangen. S. 83. hält der Vf. den aus Eisenvitriolauflösung durch luftvolles Kali niedergeschlagenen Kalk für ein so gutes Eisenoxyd, das er statt aller andern Eisenkalke zum innerlichen Gebrauche angewendet werden könne; wir sprechen ihm nicht alle Heilkraft ab, aber das ist ausgemacht und durch wiederholte Erfahrungen bestätigt, das der gut zubereitete Eisenmohr wirksamer ist, und eher statt anderer Eisenoxysde benutzt werden kann, als jener Kalk. S. 86. ist dem mit Aepfelsaure bereiteten Eisenextracte ein Name gegeben, auf den es keinen Anspruch machen kann; und an einem andern Orte ist des Pulvers des *Constantini* unter einer Rubrik gedacht, wohin diese Zusammensetzung nicht paßt; denn jenes Extract besteht nicht bloß aus Aepfelsäure und Eisen, und das Pulver des *Constantini* hat, außer Weinstensäure und Quecksilber, auch Salzsäure, Sedativsalz und Natron in sich. S. 119., wo von dem officinellen Metallenlafrane die Rede ist, heist es, dieses Product sey eine Art von Mineralkermes, der mehr Sauerstoff in sich habe, als der gewöhnliche Kermes; allein dieses Heilmittel weicht von jenem so sehr ab, das es kaum damit verglichen werden kann, und die Wirkungen, die beide hervorbringen, wenn sie innerlich gebraucht werden, sind ebenfalls verschieden; der Begriff, den sich der Vf. von jenem Safrane macht, ist also gewis nicht richtig. Auch von den Seifen giebt Hr. S. S. 141. eine Definition, die nicht ganz passend ist; denn man hat bekanntlich in der Heilkunst Seifen, zu welchen keine Kalien; sondern Säuren genommen werden, und diese Producte gehören doch mit der Mandelseife u. a. in eine Classe; übrigens können wir auch die Vorschriften, nach welchen der Vf. die medicinische Seife und die Seife des *Starkey* bereiten lehrt, nicht loben; die angegebenen Bestandtheile müssen in andern Verhältnissen, als hier bestimmt sind, mit einander bearbeitet werden, wenn man die Absicht, die man vor Augen hat, erreichen, und zum medicinischen Gebrauche taugliche Producte erhalten will. Eben der Vorwurf, den man diesen Be-

Ddd rei-

reitungsarten machen kann, trifft, leider! noch manche andere Recepte, die in diesem Buche vorkommen, und wir fürchten sehr, ein Apotheker, der z. B. den Kampferessig, den Zinnober, das schweifstreibende Spiessglas, die eisenhaltigen Salmiakblumen, den goldfarbenen Spiessglaschwefel, die scharfe Spiessglastinctur, den Spiessglasmohr und einige andere Heilmittel verfertigen will, werde bald überzeugt werden, daß er auf den hier vorgeschriebenen Wegen entweder gar nicht, oder nur sehr unvollkommen zu seinem Ziele gelangen könne. Wir haben noch mehrere Vorschriften, z. B. S. 131. 173. 264. 265. 352. 451. in diesem Buche, (worin es auch an ganz entbehrlichen, oder mit Recht aus der Mode gekommenen Dingen, z. B. S. 36. 41. 57. 63. 66. 93. 105. 238. 374. 385. 431 u. f. w. nicht mangelt,) gefunden, die wir nicht gut heissen können; wir halten uns aber nicht dabey auf, da, wie wir glauben, die Beyspiele, die wir ausgehoben haben, schon hinlänglich darthun, daß der Vf. zu einer solchen Arbeit, wie er liefern wollte, keinen Beruf hatte. Uebrigens bemerken wir noch, daß Hr. S. in diesem Buche nicht nur mehrere Metalle, Salze, Erden und andere Arzeneien, die schon in seiner Heilmittellehre vorkommen, wieder aufgeführt, sondern auch einige Zusammenetzungen oder andere Vorschriften fast mit denselben Worten mehr als einmal (man vgl. S. 24. mit S. 31., S. 20. mit S. 161., S. 157. mit S. 207., S. 236. mit S. 282., S. 211. mit S. 309., S. 195. mit S. 415. u. f. w.) in diesem Bande mitgetheilt und sich folglich des Fehlers der Wiederholung schuldig gemacht hat. Wir wünschen, daß die *Pharmacopoea chirurgica*, die der Vf. noch herauszugeben versprochen hat, mit mehr Fleiße, als das vor uns liegende Buch, ausgearbeitet werden möge.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Handbuch über die Krankheiten der Kinder und über die medicinisch - physische Erziehung derselben bis zu den Jahren der Mammbarkeit.* Zunächst für angehende Heilkünstler. Von Dr. Carl Bernh. Fleisch, Bergmedicus u. Landphysicus zu Nentershausen in Hessen u. f. w. *Erster Band.* 549 S. *Zweyter Band.* 487 S. 1803. u. 1804. 8. (4 Rthlr.)

Der Vf. liefert hier, wie er selbst sagt, eine so viel möglich vollständige Compilation über die Krankheiten der Kinder; er sammelte die zerstreuten Abhandlungen, Aufsätze und Winke, welche verschiedene Aerzte über diesen Gegenstand geschrieben haben, verglich sie mit seiner eignen oder mit der Erfahrung und den Beobachtungen der glaubwürdigsten und berühmtesten Aerzte. Stimmt sie, mit der Natur verglichen, nicht ein, so liefs er sie lieber weg, um dem angehenden Heilkünstler keine irrigen und falschen Beobachtungen zu liefern, die ihn am Krankenbette täuschen oder irre führen könnten. Eine solche kritische Sichtung verdient an jeder Hinsicht allen Dank; nur glaubt Rec., daß der Vf. zu rasch zu Werke geht, und das Ganze daher nicht sowohl eine gründliche

Kritik, als eine, jedoch nicht verdienstlose, Compilation sey.

Nachdem Hr. Fl. in der Einleitung von der Empfängniß, dem Wachsthum des Foetus im Mutterleibe, von der Geburt, Pflege, allmählichen Entwicklung des jungen Weltbürgers und dessen Anlagen zu Krankheiten, der großen Sterblichkeit gehandelt hat, spricht er von der Schwierigkeit, kranke Kinder zu behandeln, und von dem Mangel einer guten Pathologie und Semiotik über diesen Gegenstand: er schließt mit der *Literatur über die Krankheiten der Kinder im Allgemeinen und über die medicinisch - physische Erziehung derselben.* I. *Von der Behandlung der Kinder unmittelbar nach der Geburt:* Das Bekannte. Die Darreichung des Rhabarber- oder Manna - Säftchens sey eine üble Gewohnheit, besonders bey Kindern, welchen die Mutterbrust gereicht wird. Das Taufen mit kaltem Wasser, und besonders im Winter in den Kirchen, bringe mit einem Säugling, so wie die Kindtauffichmaule. manchmal Wöchnerin, nachtheilige Folgen. II. *Der Scheintod ungeborener Kinder (Asphyxia Neonatorum)* sey entweder Ohnmacht oder Schlagfluß: im ersten Fall ist die Nabelschnur nicht sogleich abzuschneiden, und die reizende Heilmethode, im zweyten sind aber etwas Blut lassen, warme Bäder u. dgl. anzuwenden. III. *Von dem Selbstfüllen* des der Vf. den Müttern sehr empfiehlt. IV. *Von den Ammen:* von den Kennzeichen einer guten Ammen - Milch: von dem besten Zeitpunkt des Entwöhnnens. V. *Von dem künstlichen Aufsittern der Säuglinge, ohne ihnen die Brust zu reichen.* Durch Eselin-, Ziegen- oder Kuh - Milch, falsche Molken, Kalbsbouillon, Salepwurzel in Fleischbrühe, kleingeriebene Möhren oder gelbe Rüben u. dgl. VI. *Von der medicinisch - physischen Erziehung der Kinder.* Man suche ihren schlaffen Fasern die möglichste Festigkeit und Kraft durch kaltes Waschen und schnelles Abtrocknen, durch laue Bäder, durch den freyen, reinen Luftgenuss, passenden Anzug, schickliche Bewegung u. dgl. zu geben. VII. *Von der Kopfgeschwulst.* Hier wird auch der von Michaelis im *Loderischen Journal* beschriebenen Blutgeschwulst erwähnt, welche immer mit Verderbnis des Knochens, auf den sich die Geschwulst verbindet, verbunden ist, und nur mit Heilung des Knochens beseitigt werden kann. VIII. *Von der angewachsenen Zunge, Ankyloglossum, le Filet genannt, und von der krankhaften Verlängerung derselben (Prolapsus linguae).* IX. *Fehler der äußern Sinnorgane,* als das Zusammenwachsen der Augenlieder, Fehler des Gehörgangs, der Nase, der Lippen. X. *Von dem Gehirnbruch, hernia cerebri, Encephalocoele.* XI. Von dem *äußerlichen Wasserhau* wird gesagt, daß *Acetum Scilliticum* als Fomentation vorzüglich helfe. XII. *Von der Froschgeschwulst.* XIII. *Von der Geschwulst des Hodensackes und der Hydrocele.* XIV. XV. *Von der verschlossenen Harnröhre und dem verschlossnen After.* XVI. *Von den Verrenkungen und Brüchen der Knochen,* und XVII. *von dem Nabelbruche* das Bekannte wiederholt. XVIII. Jeden neugebornen Jungen untersuche man, ob die Hoden aus dem Bauchringe in den Sack heruntergestiegen sind, weil das Zurückbleiben derselben nicht nur Krankheit, sondern selbst den Tod zuweilen verursache. XIX.

XIX. Der *angeborne Leistenbruch* könne auch noch nach der Geburt und im spätern Alter sogar entstehen (?)  
 XX. Vom *Trismus*, XXI. von der *Spina bifida*, XXII. der *Gelbfucht*, und XXIII. der *Augenentzündung der Neugeborenen* wird nichts Neues gesagt. XXIV. Die *Rose* leitet der Vf. theils von der schlechten Diät und Leidenschaft der Mutter, theils von feuchter, unreiner Stubenluft, auch vom verdorbenen *Meconio* her. XXV. Die *Muttermähter* können behutsam durch Aezmittel, auch Unterbinden weggeschafft werden. XXVI — XXVIII. Von der *Kolik*, von dem *Schlucksen* und *Erbrechen*, von dem *Wundwerden* oder *Frottsen* gar nichts Neues. XXIX. In den *Durchfällen* der Kinder sey der Aufguß des *Ruhr- oder Katzenpfötchen-Krauts* (*Gnaphalium montanum*) oft von gutem Erfolg. XXX. Die *Hafenscharte* opereire man gleich in den ersten Monaten: die Vortheile hiervon werden angegeben. XXXI. Gegen die *Klumpfüße* (*Vari* und *Valgi*) wird der *Venelsche* oder *Brücknersche* Heilapparat empfohlen. XXXII. Von den *Convulsionen* sehr weitläufig, und XXXIII. von dem *rothen Ausfahren* oder den *Häuteln*; auch *Schal-Blätterchen*; das Bekannte. XXXIV. Die *Mitesser* bilden sich aus einer schleimichten Substanz, welche im Seifenwasser größtentheils auflösbar ist: vernachlässigte Hautcultur sey die gelegentliche Ursache; und Bäder aus Kleyen reinigen und schützen davor. XXXV. Bey Gelegenheit des *Milchschorfs* wird auch die von *Wichmann* so treffend geschilderte *Crusta serpigenosa* erwähnt, welche durch *Mercurial-* und *Antimonial-* Mittel gehoben werden muß. XXXVI. Die *venerischen Neugeborenen* von *venerischen Müttern* werden schon im Mutterleibe (so wird hier behauptet) und nicht erst in der Geburt während des Durchganges durch die von *venerischem Gift* afficirte Mutter Scheide angesteckt. Der eiterartige Ausfluß aus den Augenlidern und den Ohren, und endlich auch aus den Nasenlöchern, sey das zuverlässigste Zeichen dieser Krankheit: so wie die flachen und bleifarbenen Pusteln auf der Oberfläche der Haut oder an den Geschlechtstheilen und am After. XXXVII. Von der *Art des Hinkens*, welche von dem Austreten des Schenkelbeinkopfes aus der Pfanne herrührt. XXXVIII. Die *Schwämmchen* seyen allerdings von den weissen Blasen im Munde zu unterscheiden, die schneller als jene wieder vergehen. XXXIX. Die *Verhärtung des Zellgewebes* entstehe von Kälte, Schwäche des Organismus überhaupt und von Krämpfen im Zellgewebe, besonders von einer krampfhaften Ausdehnung und Spannung desselben. (Daher komme sie auch in Fingelhäusern am häufigsten und in der Privatpraxis so selten vor.) XL. Beym *Zahnausschlag* sehe man die kleinen Blätterchen dichter, als bey den Häuteln oder Schal-Blätterchen stehen. XLI. Das *schwere Zahnex*istire allerdings, und die Erfahrung aller Zeiten, ungeachtet eines *Wichmann's*, eines *Sternberg's*; spreche mit Thatsachen und andern bewährten Schriftstellern dafür. XLII. Die *Wechselfieber* werden bey Kindern oft durch Brechmittel allein, wie bey Erwachsenen, und im Fall sie nicht hierauf weichen wollten, mit China-Klystieren gehoben. XLIII. Gegen das *Schielen* wird *Levri's* Mittel, das Auge, welches der

Kranke nicht braucht, offen zu lassen, und das gesunde; nicht schielende, zu verbinden, empfohlen. XLIV. Die *Cholera infantum* komme bey uns selten, in Nordamerika häufig vor: Beschreibung und Heilplan nach *Rusk* und *Miller*. XLV. Gegen die *Mundfäule* oder im *Wasserkrebs* wirke äußerlich die Salzsäure nach *van Swieten* specifisch und zuverlässig. XLVI. In der *Auszehrung*, *Dörrsucht* der Kinder sey auf diätetische und medicinische Behandlung zugleich Rücksicht zu nehmen, weil die Ursache davon in einer fehlerhaften Digestion, gehinderten Chylification und Assimilation bestehe. Ein sicheres Zeichen dieser Krankheit sey Heißhunger nach Brod. Passende Kost; reine Luft, Bewegung, Baden, bittere Extracte, Antimonial- und Mercurial-Mittel, Eisen, Eichelkaffe, Visceralklystiere u. dgl. heilen sie.

Zweyter Band. In der Vorrede spricht der Vf. dem mäßigen Gebrauch abführender Mittel, vorzüglich nach Hautauschlägen, bey Kindern das Wort, und beruft sich hiebey auf Erfahrung, der einzigen Lehrerin der glücklich ausübenden Kunst. I. Von den *Blattern* wird ziemlich weitläufig und vollständig, II. von den *falschen* nur auf drey Seiten gehandelt. III. Von den *Kuhpocken*. Zuerst eine umständliche Geschichte dieser wohlthätigen Erfindung und deren schnellen Verbreitung in Europa und andern Welttheilen; dann eine genaue Beschreibung der ächten Kuhpocken bey den Kühen und angeblicher Ursprung derselben. Von der Methode, sie zu impfen; (die gewöhnlichste sey am Oberarm mittelst drey Stichen mit frischer Lymphe von Arm zu Arm); sie frisch aufzubewahren und zu verschicken; Verlauf der geimpften Kuhpocken, vorzüglich nach *Ballhorn* und *Stromeyer*; Zusammentreffen derselben mit den Pocken, dem Scharlachfieber. Verschiedene Cautelen in Hinsicht der Auswahl der Subjecte, der Jahreszeit, der Diät und medicinischen Behandlung. Von den Vorzügen der Vaccination und ihren Gegnern, und endlich IV. von den *unächten Kuhpocken*. V. Von den *Masern*; Beschreibung und Gang derselben; das Studium der Ansteckung, des Ausbruchs und der Abschuppung; Eintheilung in *sthenische* und *asthenische*; Heilart; Folgen und Inoculation derselben. VI. Von den *Rötheln*. Sollten sie nicht dasjenige Exanthem seyn, welches man unter falschen Masern beschreibt? Noch sey es nicht ganz ins Reine gebracht, ob die Rötheln eine eigenthümliche Krankheit ausmachen und ihr eigenes Miasma haben; einige Schriftsteller behagen, andere verneinen es. VII. Von dem *Scharlachfieber*; nach *Kreyssig's*, *Struve's* und *Kappel's* Monographiien wird das *asthenische* oder böartige Scharlachfieber geschildert. Ein kreidenweißer Ring um die Nase sey ein sicherer Vorbote des Todes. Endlich von der *Wassersucht*, als Nachkrankheit, und von der *Bräune*; die diese Krankheit begleiten. Das Hahnemannsche Schutzmittel gegen den Scharlach habe eben so wenig sich bewährt, als das *Theerwasser* oder die *Mineralsäuren* u. s. w. Die Räucherungen mit letztern verdienen noch weitere Prüfungen. VIII. Von der *häutigen Bräune* (*The Croup, Angina ptyopfa*), vorzüglich nach *Michaelis* bearbeitet. Vollblütige

blütige Kinder und die, welche einen Hang zu rheumatischen Krankheiten haben, sind besonders dazu geeignet; der Kehlkopf und dessen Deckel sammt der Saströhre sind der Sitz derselben, und mit einer zähen, oft zwey Linien dicken Haut überzogen. Die Heilart nach *Lentin* mit Blutigeln, Brechmitteln, Blasenpflastern, *Elix. pector. reg. Dan.* Calomel und mit Einreibungen der Mercurialsalbe, Einathmen des Aethers. IX. Von der *brändigen Bräune (Angina putrida, s. maligna)*. Es sey noch unentschieden, ob sie eine selbstständige Krankheit, oder nicht vielmehr, wie *Frank*, *Schäffer*, *Dangers* glauben, ein Symptom des bösrartigen Scharlachs sey. Die Behandlung ist mit Rücksicht auf das örtliche Leiden, wie bey dem Typhus. Die englischen Aerzte loben große Gaben Calomel mit und ohne Opium, mit und ohne Butter, und als Gurgelwasser den Aufguss des Cayennepfeffers. X. Von der *Bräune der Ohren (?) und Speicheldrüsen, Bauerwetzeln, Tölpelkrankheit*. In Italien komme sie häufiger vor, als bey uns. Rec. sahe sie selten vor den Jahren der angehenden Mannbarkeit. XI. Von der *Entzündung der Mandeln* das Bekannte; nur soll das *Einspritzen* weniger reizen, als das *Gurgeln*, welches mehr schädlich als nützlich sey? XII. Von der *Entzündung der Luftröhre*. Nach Rec. Meinung ein ganz entbehrlicher Abschnitt bey Kinderkrankheiten, da schon von der häutigen Bräune (VIII.) die Rede war, und selbst bey Erwachsenen diese von der gewöhnlichen Halsentzündung keinen wesentlichen Unterschied macht. XIII. Von der *Entzündung des Magens bey Kindern*. Hier kann Rec. dem Vf. darin nicht beypflichten, das sie oft vorkomme, und wegen ihrer Aehnlichkeit mit Wurmbeschwerden nicht selten verwechselt werde, weil er an selbstständige eigentliche Wurmkrankheiten nicht ganz glaubt. XIV. Von der *Millarschen Engbrüstigkeit (the Hives)* nichts Neues. XV. Von dem *Koichusten*. Er theilt ihn bloß in das *Stadium catarrhale* und *convulsivum*; das Stadium des oft, so langwierigen Nachhustens übergeht er mit Stillschweigen. XVI. Von der *englischen Krankheit*. Sie sey lange vor *Glisson's* Beschreibung 1620. schon bekannt gewesen, und bestehe in einer widernatürlichen verstärkten Thätigkeit des Lymph-Systems, wodurch den Knochen die erdigten Theilchen in zu großer Menge entzogen, und Uebermaß von Phosphorsäure zurückgelassen werde. XVII. Von dem *Kopfgrind (Tinea)* werden verschiedene Heilmethoden vorgetragen; am bewährtesten fand jüngst noch Rec. im kleyenartigen Grind das Waschen eines Abfudes von Bitterlufs mit einem Theil Sublimat und zwey Theilen Calomel veretzt.

Wir wiederholen am Schluss der Anzeige dieser zwey Bände, das dieses Handbuch von angehenden

Aerzten als ein brauchbares Repertorium benutzt werden könne, weil nicht nur jeder Abschnitt im Auszug die besten Schriftsteller enthält, sondern auch am Ende desselben noch die vorzüglichsten Schriften genannt werden, die diesen Gegenstand früher oder später behandelten; nur wünscht Rec. noch einmal, das der dritte Band nicht so schnell, dafür aber an Erfahrung reichhaltiger und geprägter seyn möge.

HANNOVER, b. Hahn: *Erfahrungen über die Wirkung der Eisenmittel im Allgemeinen und des Driburger Wassers insbesondere, von Joachim Dietrich Brandis, M. D. Herzogl. Br. Lüneb. Hofrath, wirkl. Aeltestor des Ober-Sanitäts-Collegiums in Braunschweig, und Brunnenarzte in Driburg. 1803. 17 Bogen. gr. 8 (16 gr.)*

Der würdige Vf. dieser Schrift, der bekanntlich seitdem einem Rufe nach Kiel gefolgt ist, konnte seiner ehemaligen zwölfjährigen Laufbahn in Driburg kein zweckmäßigeres Denkmal setzen, als eben dieses, welches jedem Arzte ein willkommenes Nachtrag zu dessen vor elf Jahren herausgekommener Anleitung zum Gebrauche des Driburger Bades und Brunnen seyn muß. Wer hier bloß eine lobrednerische Empfehlung des Wassers, oder eine trockne überhäufte Sammlung von günstigen Krankengeschichten vermuthet, der irrt gänzlich. Der Vf. geht nicht nur, was das geringste Lob seyn würde, in einer edeln Schreibart mit völliger Kaltblütigkeit und Unparteylichkeit die auf dem Titel angegebenen Gegenstände durch, sondern man erkennt auch durchaus den selbstdenkenden, gründlichen, glücklichen Praktiker, der, was er sagt, selbst sah, in den mancherley neuen oder besseren Ansichten und genaueren Bestimmungen mehrerer Krankheiten und ihrer verschiedenen Modificationen und Abweichungen, die man fast auf jeder Blatte antrifft. Nach allgemeinen Bemerkungen über die Wirkungsart der Eisenmittel überhaupt, und namentlich der eisenhaltigen Mineralwasser, findet man sehr lehrreiche Schilderungen und Gedanken über Kachexien und kachektische Symptome, auch Arsenik- und Bley-Vergiftungen, Bleichsucht, weibliche Unfruchtbarkeit, zu frühe Geburten, weißen Fluß, Hypochondrie und Hysterie, Gicht, Podagra, Rheumatismus und Hämorrhoiden, Scorbut und Hautauschläge, Rhachitis und Atrophie der Kinder, welche dies Werk bey weitem nicht bloß dem Arzte, der nur die Kräfte des Driburger Wassers aus zuverlässigen Erfahrungen kennen lernen will, sondern auch ohne diese Rücksicht jedem denkenden Praktiker zur Belehrung oder weiteren Prüfung wichtig machen.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 17. May 1805.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

TÜBINGEN, in der Cottaischen Buchh.: *Kirchliche Geographie und Statistik*, von D. Carl Friedr. Stüdtlin, Prof. und Conslt. Rath zu Göttingen. Zweyter Theil. 1804. XXVI und 749 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Was wir von dem Zweck, der Einrichtung und dem Werthe dieses Werkes, bey der Anzeige des *ersten* Theils (A. L. Z. 1804 Nr. 251.) gesagt haben, erspart uns eine weitläufigere Beschreibung dieses Letztern. Der würdige Verfasser bleibt sich auch hier durchaus gleich; man könnte eher sagen, dieser *zweyte* Theil enthalte einen noch größern Reichthum von wissenswerthen Sachen in der gedrängtesten Kürze auf einer, und der genauern Aufführung mancher im *ersten* nur kurz berührten Sachen, auf der andern Seite, der Bewunderung verdient, wenn man zumal die überall angegebene Menge von Hilfsmitteln in Anschlag bringt, worin wir nichts auch nur von einigem Belange vermisst haben. Man kann mit vollem Rechte sagen, daß dieses Werk durchaus die Aufmerksamkeit und das Studium eines jeden verdient, der auf den Namen eines Gebildeten Anspruch machen will.

Selbst, was in dem *ersten* Theile übergangen war, ist hier theils an einem bequemern Ort nachgeholt, theils ausführlicher dargestellt. In Absicht auf jenes ist Hr. St. selbst unsern Wünschen zuvor gekommen, und hat, ehe er jene Recension zu Gesichte bekommen konnte, selbst das meiste gesagt oder verbessert, was wir vermissten. In Absicht der ausführlicheren Darstellung aber wird man hier, bey Erwähnung des Religionszustandes einzelner Länder und Provinzen, Nachrichten von merkwürdigen christlichen Parteyen eingeschaltet finden, die im *ersten* Theile bey der *allgemeinen* kirchlichen Geographie und Statistik fast nur angedeutet worden waren. Der Vf. hat sie bey demjenigen Lande angebracht, wo diese Parteyen eigentlich entstanden waren, wie z. B. die Mennoniten, bey Beschreibung des gegenwärtigen Religionszustandes der batavischen Republik, die evangelischen Brüder-Gemeinen oder Herrnhuther, bey der Lausitz u. s. f. Die Ausführlichkeit der Nachrichten richtet sich natürlich nach den mehrern oder wenigern oder bis jetzt ganz fehlenden Quellen, woraus sich zuverlässige Angaben schöpfen ließen; daher kann es auch diesem Werke nicht zum Vorwurfe gereichen, daß manche wichtigere Staaten, verhältnißmäßig gegen andere, so kurz abgekommen sind, weil

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

man noch erst weitem Veränderungen in Religions- und Kirchen-Sachen entgegen sieht und vieles noch nicht bestimmt ist, worüber man sonst so gern weiter unterrichtet seyn möchte, wie bey dem französischen Staat, dem ehemalig Venetianischen, wo nur von dessen jetzigen östreichischen Theile etwas bekannt ist, und andern. Bey dem Abgang solcher neuesten Nachrichten, hat daher der Vf. etwas mehreres, als sonst, aus der ältern Religionsgeschichte und Verfassung eines solchen Landes beygebracht. Weniger würde man die gelegentliche Beschreibung so gar mancher Kirchen (Tempel) z. B. im jetzigen Etrurischen Königreiche S. 92 f., des Klosters Mafre in Portugal S. 106 f. u. a., oder Beschreibungen besonderer festlichen Aufzüge, wie des Frohnleichnamsfestes in Spanien S. 133 u. dgl. vermissen; denn dieses alles gehört gar nicht in ein solches Buch; auch kann das, was etwa einem Orte eigen ist, nichts beytragen zur Kenntniß der allgemeinen Religionsverfassung des Landes, ob man es gleich ein mal *pour la rareté du fait* mit liebet, wie z. B. den poltherlichen sogenannten Gottesdienst in der Kirche zu Goldenstedt in der Grafschaft Diepholz, der durchaus in einem nur einigermassen aufgeklärten christlichen, zumal protestantischen, Lande nicht mehr geduldet werden sollte. Eher gehört hieher die Darstellung des religiösen Charakters einer Nation, wie hier der Portugiesischen und Spanischen S. 118. und 128.; denn sie zeigt doch den Einfluß, welchen Klima, Gewohnheit u. s. f. auf den Religionszustand einer Nation hat.

Schon im *ersten* Bande enthielt der größste Theil die *besondere* kirchliche Geographie und Statistik, nach den einzelnen Ländern und deren Provinzen. Hier folgen nun die im vorigen noch zurückgebliebenen Itälänischen Staaten: Malta, Sardinien, Venedig, die Ligurische Republik, das Königreich Etrurien, die Republiken Lucca und San Marino, nebst Parma, Piacenza und Guastalla. Portugal, Spanien, das französische Reich, die Batavische Republik, die Schweiz, die Republik Wallis, Neuenburg und Vallendis. Am ausführlichsten: das deutsche Reich überhaupt und nach seinen besondern Kreisen. Der Vf. bemerkt, außer den Schwierigkeiten, welche die Darstellung seines jetzigen kirchlichen Zeitalters mit sich führt, sehr richtig den Unterschied zwischen einer kirchlichen *Geographie* und *Statistik* und zwischen dem deutschen *Kirchenrechte*; aus letztern muß nämlich jene zwar manches aufnehmen, aber nicht beider Grenzen und den Zweck der *ersten* vergessen, sondern den kirchlichen Zustand, wie er *wirklich* ist, und das Willkürliche, Freywillige und

Ecc.

Zu-

Zufällige in kirchlichen Sachen einzelner deutscher Staaten beschreiben). Er legt daher zuerst den Zustand der Kirche über Religion in Deutschland überhaupt vor, redet alsdann von der deutsch - katholischen und von der deutsch - protestantischen Kirche insbesondere, und läßt hernach die besondere kirchliche Verfassung der einzelnen Reichsländer, nach den noch vorhandenen Kreisen, folgen: Böhmen, Mähren und östreichisch Schlesien, preussisch Schlesien und Glatz macht den Beschluß; die Lausitz war schon vorher bey dem oberächsischen Kreise mit eingeschaltet: Deutschlands jetzige kirchliche Verfassung und Religionszustand ist mit vorzüglichem Fleiße bearbeitet, vornehmlich, bey dem niederächsischen Kreise, Kur-Hannover, als ein Beyspiel einer detaillirten kirchlichen Darstellung, wonach man sich überhaupt einen Begriff von der protestantisch - deutschen Religionsverfassung machen kann, und wobey dem Vf. noch mehrere Nachrichten, als bey andern Staaten zu Gebote standen. Uebrigens ist hier von kleinern Herrschaften und Grafschaften in Deutschland keine Notiz genommen worden, wie sehr würde sonst das Werk aufgeschwollen seyn? es müßte denn seyn, daß eine Grafschaft, wie z. B. Neu - Wied wegen der Aufnahme mehrerer Secten etwas besonderes Denkwürdiges hätte, das dann ganz kurz berührt ist. Es folgen hiernächst zweckmäßige Nachrichten von Galizien, Lodomirien und von der Bukowina, der Siebeninseln - Republik und Ragusa; dem christlichen Kirchenzustande im osmanischen Reiche in Europa, Asien und Afrika, in Aegypten, Habessinien, Sadafrika, wenigstens dem südlichsten, Marokko und Fez, Algier, Tunis und Tripoli, Guinea und den afrikanischen Inseln; den Christenthum in Ostindien, im sinesischen Reiche, Arabien und Persien; zuletzt in Amerika, sowohl in dem nordamerikanischen Freystaate als den Besitzungen europäischer Nationen in jenem Welttheile.

Treffend sind die Urtheile und Bemerkungen, die Hr. St. hin und wieder einstreut. Wir setzen nur Eine hierher. „Der französische Revolutionskrieg hat die deutsch - katholische Kirche in neue Lagen und Verhältnisse gebracht, sie eines großen Theils ihrer Reichthümer und ihre (kirchlichen) Oberhäupter fast durchaus ihrer weltlichen Macht beraubt, das weltliche Interesse für den Katholicismus vermindert, und das für den Protestantismus erhöht, und davon würden für den Letztern nützlichere Folgen zu erwarten seyn, wenn er selbst sich mehr in seiner alten Bestimmtheit und Innigkeit hätte erhalten, und wenn er seinem Cultus eben das Anziehende hätte geben können, was noch jetzt die Katholiken so sehr an den ihrigen fesselt.“ Was gleich darauf von dem religiösen Charakter der deutschen Nation und der religiösen Bildung derselben beygefügt wird, kann zur Erläuterung und Bestätigung des Letztgesagten in jener Stelle des Vfs. dienen, und einem weiter Nachdenkenden manche Gelegenheit zu wichtigen Folgerungen, auch in Absicht auf ein christlich weises Betragen jedes rechtschaffenen Protestanten, geben, in

welchen Rec. seinen Lesern nicht vorgreifen will. Eben diese Regel schreibt er sich in Absicht des würdigen Verfassers vor. Es liessen sich ja wohl bey manchen Seiten kleine Erinnerungen machen; aber zum Theil würden sie unbedeutende Umstände betreffen, z. B. S. 396. bey Halberstadt, wo statt *Johanniskirche, Martinskirche* stehen sollte, S. 580. wo unter den hernhuthischen Colonien, *Gnadenfeld* im Fürstenthum Oppeln vorkommt, welches wenigstens dem Recensenten ganz unbekannt ist, vielleicht *Gnadenberg*, welches aber zum Fürstenthum Jauer gehört; zum Theil würden sie nur den Wunsch einer nähern Bestimmung und mehrerer Genauigkeit ausdrücken. Wir berufen uns bloß zum Beyspiel auf S. 229. ganz oben, und auf S. 266. vom Lutherischen Gottesdienst in der Schweiz, verglichen mit S. 473. Doch dergleichen etwanige Verbesserungen werden dem Vf. selbst genug auffossen, und bey einer neuen Auflage des Werks, die wir nicht weniger bald zu erhalten, hoffen als wir sie wünschen, gewiß von ihm berücksichtigt werden. Die Geringfügigkeit solcher und so kleiner Anzahl vorgekommenen und so wenig bedeutenden Flecken, verbürgt immer mehr den großen angewendeten Fleiß und Reichthum von Kenntnissen, der in dem ganzen Werke so sichtbar ist.

ERFURT, b. Rudolphi: *Geschichte des Christenthums, der Hierarchie und Ketzerey*, nach ihrer Entstehung, Ausbildung und Wirkung in den ersten eilf Jahrhunderten. Herausgegeben von Franz Jacob Kutschler, Prediger zu Äfferde bey Hameln 1803. 350 S. 8. (1 Rthlr.)

Hr. K. hätte immer mit zwey Worten erklären mögen, für wen er eigentlich dieses Buch zusammengeschrieben habe. Ummöglich doch für Gelehrte: denn diese müssen alles volltändiger und richtiger wissen, als was er hier flüchtig über einander gehäuft hat. Aber eben so wenig für bloße Liebhaber oder Ungelernte: denn für diese ist so viel unnützes, seichtes und falsches hier gesammelt, daß sie sich daraus gar keinen gemeinnützigen Begriff von der Kirchengeschichte der ältern Jahrhunderte machen können. Schon die ungeheure Menge von Druck - oder Schreibfehlern, womit das Buch besät ist, macht es unbrauchbar. Man sehe hier nur einige der größten: *Clunigi* statt *Clugny*; *Paschatius Rupertus* anstatt *Peschajus Radbertus*; *Full* statt *Fulda*; *Tromi* statt *Tromi*; *Grave* statt *Grabe*; *Corvey* statt *Corbie*; *Ruinac* statt *Ruinart*; *Hermionä* statt *Hermiane*; *Fagerius* statt *Dechery*, u. dgl. m. Einige derselben führen gar merklich auf die Vermuthung, daß es wirkliche Schreibfehler, und die ganze Rhapsodie ein nachgeschriebenes Collegium sey, in dem der Zuhörer viele Namen unrecht verstanden hat. Das Geschmaeklofeste und Fehlerhafteste mag indessen von Hn. K. selbst herrühren. Zur Probe davon wollen wir gleich den schönsten Eingang der ganzen Geschichte hersetzen. „In Absicht des Geburtsjahrs Christi sind sehr verschiedene Meinungen vorhanden: Unfre gegenwärtige Berechnung

nung desselben soll von einem gewissen Abt *Dionysius Exiguus* (sic) herkommen, und heist deswegen auch *Aera Dionysiana* (sic). Aber um ein Jahr differirt sie doch von der eigenen Berechnung des *Dionysius* (sic). Und selbst diese Berechnung ist nach dem Urtheil verschiedner Gelehrten nicht ganz richtig. Nur weis man nicht, wie viele Jahre man noch dazu addiren müsse, wenn man sie in Richtigkeit bringen wolle;" u. s. w. „Eine andre Frage betrifft, seine niedrige Geburt. Sie ist aber im Grunde sehr unnütz, und sehr viel Unanständiges und Unwürdiges ist dabey gesagt und behauptet worden. Die unanständigste und ärgerlichste Frage ist wohl die, ob Christus *clauso* oder *aperto matris utero* geboren worden sey? Die Beantwortung dieser Frage, so wie die Frage selbst, hängt sehr genau mit der Lehre *de virginitate Mariae incorrupta*, in der römisch-katholischen Kirche zusammen; und deswegen ist sie auch späterhin ventilirt worden. So auch hat man untersucht und gefragt, ob die Weisen des Morgenlandes aus Persien oder Arabien, und ob sie vor oder nach der Darstellung Christi im Tempel, gekommen wären. Eine dritte Frage war in den vorigen Zeiten gewöhnlich; nämlich diese: ob die Magi schon gewußt haben, das Christus als Kind Gottes Sohn, und mithin wahrhaftiger Gott sey? und ob die Verehrungen, die sie ihm erwiesen, wirklich göttliche Verehrung seyn sollte? Eine vierte Frage betrifft den Stern, den die Magi sahen. Doch ist diese eben so unnütz und überflüssig, als die vorigen." — Hat man wohl jemals eine Kirchengeschicht mit solchem Geschwätze anfangen gesehen? Doch das Beste dabey ist, dieses, das der Vf. alles selbst für *unnütz* und *überflüssig* erklärt.

Wie der Eingang, so ist auch das Gebäude beschaffen; hin und wieder Stellen ausgenommen, wo der Vf. Männern von bessern Kenntnissen nach- oder sie abgeschrieben haben mag. Von Christo wird zwar gesagt, das er theils als Lehrer, theils als Reformator der jüdischen Religion aufgetreten sey; aber was nun zur Erläuterung davon beygebracht wird, ist höchst oberflächlich und mangelhaft. *Den Aposteln* soll nach S. 11. vor der Hand nichts um die Aufrichtung der Moralität, um Abschaffung der Laster, und um gänzliche Reformation der jüdischen Religion; sondern bloß darum zu thun gewesen seyn, die beiden Punkte: „der gekreuzigte Jesus sey der wahre Messias, und er sey wahrhaftig auferstanden," in Gang zu bringen. Unter *Indien* wird nach S. 16. *Antiochien* und das glückliche *Arabien* verstanden. *Constantin* überwand vielleicht wirklich durch das Zeichen des Kreuzes den *Maxentius*, d. h. weil seine Armeo größtentheils aus Christen bestand. (S. 75.) Aus der bekannten asiatischen Stadt *Chalcedon* wird S. 106. eine Vorstadt von *Constantinopel* gemacht. Im J. 329. soll *Theodosius der Jüngere* Nachfolger des *Valens* geworden seyn (S. 136.). Wie wenig der Vf. die berühmtesten Schriften der Kirchenväter kenne, zeigt unter andern sein Urtheil von *Augustinus* Buche *de doctrina Christiana*: (S. 158.) „Hier gab er den für seine Zeit ganzen Umfang der theologischen Wissenschaften an." Und doch weis

jeder Anfänger in der Patristik, das darin nichts als eine Hermeneutik und Homiletik steht. Eine grobe Unwahrheit ist es, wenn S. 210. von dem heil. *Bonifacius* gesagt wird, er sey, wie gewöhnlich, auch unter die Friesen an der Spitze einiger Soldaten gegangen; und ein lächerlicher Mißgriff (S. 338.), das *Gregorius von Tours*, der — *mirabile dictum!* — zu einem der gelehrtesten Theologen seines Zeitalters gemacht wird, an den Unruhen der nestorianischen Streitigkeiten großen Antheil gehabt haben soll. — Doch an diesen Beyspielen werden unsere Leser genug haben.

## G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, b. Kummer: *Die Geschichte des Prinzenraubes*, kritisch bearbeitet von *Christoph Schreier*, Pfarrer zu Elterlein. 1804. 260 S. 8. (18 gr.)

Die Absicht des Vfs. war nicht, eine zusammenhängende Geschichte des bekannten Prinzenraubes zu liefern, sondern nur die Menge von Schriftstellern über diese Begebenheit die einander oft ohne Prüfung bloß nachschreiben, zu vergleichen und zu berichtigen, Widersprüche, wo es sich thun ließe, zu heben; und besonders manche Gegenstände zu berühren, welche von andern ganz mit Stillschweigen sind übergangen worden. Das er mit hinlänglichen Hülfsmitteln zu dieser Arbeit ausgerüstet war, zeigt das vorausgeschickte Verzeichniß der dabey gebrauchten Schriften, unter welchen wir bloß zur Erläuterung des Bruderkriegs die mit Urkunden belegten Nachrichten von den Händeln Herzog Wilhelms zu Sachsen, mit den in Thüringen begütert gewesenem Vitzthumischen Brüdern in *Schultes* historischen Schriften Abth. 2. S. 241. vermißten. Von den Resultaten der gründlichen, jedoch hin und wieder etwas zu weitläufigen Untersuchungen des Vfs. verdienen unter andern folgende ausgezeichnet zu werden. Der Tag der Entführung der Prinzen ist, auf den siebenten Julius, als den Montag vor Kiliani, zu setzen. Vor dieser Unternehmung hatte sich Kunz von Kaufungen auf dem Schlosse Kohren aufgehalten, welches einem Herrn von Meckau gehörte, der daher auch die Flucht ergriff, als die Sache für Kunzen und seine Anhänger einen widrigen Ausgang nahm. Der Fürstenberg, an welchem Albert befreit wurde, und der, wie S. 121. sehr umständlich erwiesen wird, zu der Graffschaft Hartenstein gehörte, hat seinen Namen dieser Begebenheit allerdings zu danken. Zwar ist das Gegentheil deswegen von einigen Gelehrten behauptet worden, weil schon in *Schmidts Chron. Cygnae* p. 270. in einer Urkunde Friedrich des Gebissenen von 1316. ein Fürstenberg in der Gegend von Zwickau erwähnt wird; es läßt sich aber aus sichern Zeugnissen erweisen, das sich diese Urkunde auf den Hohenforst bey Schneeberg bezieht, der damals den Namen Vuritenberg (von Forst oder Vurft) führte. Das Gnadenkorn, welches dem alten Köhler, der Alberten befreite, für sich und seine Nachkommen verwilligt wurde, beträgt vier Zwickauer Schefel, und noch im Jahre 1803. erhielt es Johann Samuel Tril-



Triller, Bürger und Tuchmacher in Saalfeld. Das dem Köhler geschenkte Freygut zu Eckersbach, ist wieder von der Trillerischen Familie abgekommen. Der Abt zu Grünhayn, der in der Geschichte des Prinzenraubes vorkommt, und dessen Namen die meisten sächsischen Geschichtschreiber mit Stillschweigen übergehen, hieß *Liborius*. Kunz von Kaufungen wurde von den geschwornen Vier und Zwanzigern zu Freyberg verurtheilt, die nach einem Privilegio

Friedrich des Gebissenen von 1294. (welches hier zuerst erst aus einer den Prinzenraub betreffenden Handschrift, von *Joh. Paul Meißner*, mitgetheilt wird) befügt waren in Vergehungen gegen den Markgrafen von Meissen zu richten. Auswärtige Rechtsgelehrte sind wegen des Urtheils nicht gefragt worden, auch wurde deswegen kein weitläufiges Verfahren getätigt, weil man Kunzen auf handhafter That angetroffen und gefangen genommen hatte.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**BIBLISCHE LITERATUR.** Leipzig, b. Crusius: *Paulus Brief an die Galater und der erste Brief von Petrus*, übersetzt von C. G. Hanfster, D. u. Prof. der Theologie in Kiel. 1805. 30 S. gr. 8. — Nur eine Uebersetzung, ohne alle Anmerkungen; weil Hr. H. in einem, schon größtentheils vollendeten, philologischen Commentar den hier ausgedruckten Sinn weiter entwickeln will, doch so, daß nicht nur das hier vorkommende Eigenthümliche des Herausgebers gerechtfertigt, sondern auch eine fortlaufende Erläuterung beider gedachten Briefe geliefert werde. Uebrigens versichert er, daß hier in ziemlich vielen Stellen der von andern Auslegern angegebene Sinn, mehr oder weniger, abgeändert, in einigen auch der Sinn auf eine neue Art dargestellt worden sey, welches Kenner bald einsehen würden, deren Urtheil er dann sehr zu erfahren wünscht, um danach dieser Uebersetzung und deren Erläuterung größere Vollkommenheit geben zu können.

Daß diese Uebersetzung, nach den von ihm hinter der Uebersetzung des Briefes Jacobi geänderten Grundsätzen, und vorausgesetzt, daß jedes mal der Sinn getroffen sey, sich durch Treue empfehle, kann man von dem würdigen Vf. ohnehin erwarten, dem man eher etwas weniger Aengstlichkeit und feiner Uebersetzung, ohne daß sie untreu würde, mehr Geschmeidigkeit wünschen möchte. Denn diese äußere Gefälligkeit zieht nicht nur die Leser mehr an, sie macht auch die Uebersetzung verständlicher, welches ja doch ihr Hauptzweck seyn muß. Schwerlich wird jemand Gal. 4. 3. verstehen, was *Anfangsvorschriften für's Erdenleben* sind, wenn er nicht das Griechische *στοιχεια του νόμου* vergleicht, und, da der Apostel darunter nichtreißig das Judentum versteht, wie sehr wird durch jene Uebersetzung der Sinn aus den Augen gerückt, ein ganz fremder Sinn schon in den Text hineingeschoben, und es dem Commentator unmöglich gemacht, den Begriff des Judenthums aus diesen Anfangsvorschriften des Erdenlebens einleuchtend herzuleiten. So auch Kap. 5, 25.: *wenn wir dem geistigen Sinne nach am Leben sind*, statt: wenn wir durch diese geistliche Gesinnung (oder auch: christliche Lehre) befeelt sind, so müssen wir auch danach handeln. — Manche hier neu gewagte Erklärung möchte schwerlich Beyfall finden. Statt der gewöhnlichen Erklärung Kap. 1, 1. *οὐκ ἐκ ἀνθρώπων, οὐδὲ δι' ἀνθρώπων*, weder von einem Menschen (im Gegensatz gegen einen göttlichen Gesandten, der Gottes Willen offenbaren soll), noch durch einen Menschen,“ nämlich: bestellt, also erst als ein mittelbarer Gesandter, für welchen Sinn Pauli eigene Erklärung v. 12. und Kap. 2, 6 f. so laut spricht, übersetzt Hr. H.: *nicht durch andere Menschen, nicht durch ihrer Einen*; wo der Unterschied zwischen *αὐτο* und *δια* ganz bey Seite gesetzt, bey *ἐκ ἀνθρ.* durch andere Menschen, und bey *δι' ἀνθρώπων* durch ihrer Einen, ganz willkürlich eingeschoben, und ein Sinn aufgestellt wird, der sich zu dem Gegensatz: *nicht durch ihrer Einen, sondern durch Jesum* gar nicht schicken, da Jesus, als der *Messias* und durch den Vater

vom Tode erweckt, offenbar als *Einer der Menschen* erscheint. Bey der dunkeln Stelle Kap. 3, 20. läßt sich wohl einsehen, was die neuverfuchte Uebersetzung sagen sollte: „Angeordnet ward das Gesetz durch einen Mittler (doch ist nicht für dieß ein Gesetz nur ein Mittler!) — Gott aber ist stets derselbe;“ aber schwerlich wird sich diese Uebersetzung gegen die Erinnerungen vertheiligen lassen: daß *ὁ πατρις* nicht unbestimmt ein Mittler, sondern der, vorher erwähnte, Mittler, Moses sey; daß *νόμος* im ganzen Zusammenhang das *mosaische* Gesetz und nicht Gesetz oder Lehre überhaupt bedeute, der Sinn also unmöglich seyn könne: auch ein anderer, von dem Mosaischen ganz unterschiedner, *νόμος*, das Christenthum, sey auch durch einen Mittler bekannt gemacht; daß endlich die Worte *ὁ θεος πατρις* und *ὁ θεος υἱος* unter einander entgegen gesetzt seyn, daß man jenen Satz, als einen bloß beyläufig angebrachten, nicht in eine Parenthese setzen, und den andern Satz *ὁ θεος υἱος* etc. als ganz isolirt hingestellt denken dürfe. — Auch muß man erst erwarten, wie Hr. H. manches in seiner Uebersetzung aus dem Sprachgebrauch rechtfertigen werde, woran wir sehr zweifeln, als Kap. 1, 4. *ὁ κόσμος οὐκ ἐκ της γης ἐγενήθη*, da doch *ὁ κόσμος* bey Paulus immer *instans, praesens*, bedeutet; Kap. 3, 15. *κατὰ ἀνθρώπων λέγω*, ich rede von Menschen; v. 17. die Verfügung von Gott, *den Messias betreffend*, *ὡς χριστος*, wo dieses Letztere ohnehin in den besten Quellen des Textes fehlt, und sicherlich aus v. 24. herübergetragen ist, wo es, so wenig wie in andern Stellen dieses Briefes von Bedeutung kann; Kap. 4, 21. *τοὺς νόμους οὐκ ἀδουλεύετε*, seht ihr nicht ein, was das Gesetz ist? statt: „wollt ihr auf die Offenbarung im A. T. nicht achten?“

Dadurch, daß wir nur solche Stellen vorliegender Uebersetzung ausgehoben haben, worin wir sie nicht billigen können, wollen wir keinesweges dem übrigen Werthe derselben etwas entziehen; wir wollten nur, Hr. H. Wünsche gemäß, dessen Aufmerksamkeit auf Einiges lenken, was in dem versprochenen Commentar wohl eine Berichtigung, oder, wenn's möglich ist, nähere Bestätigung verdient. Um nicht zu weitläufig zu werden über eine Uebersetzung, die für sich und ohne alle beygefügte Erklärung nothwendig dunkel oder unbestimmt bleiben muß, zumal bey einem oft so dunkeln Original und bey dem Bestreben recht wörtlich zu übersetzen, haben wir uns nur auf wenige uns auffallender geschienene Stellen einschränken müssen, und enthalten uns daher aller Anmerkungen über die neue Abtheilung des obigen Briefs in besondere Abschnitte, wie über die hier beygefügte Uebersetzung des ersten Briefs Petri; sind aber eben der vollen Uebersetzung von dem was Hr. H. am Ende seiner Vorrede zur richtigen Beurtheilung und Erklärung des N. T. sagt, und wünschen recht sehr, daß auch durch die gegenwärtige Uebersetzung diese Uebersetzung, wenigstens bey vielen, erweckt oder fester gegründet werden möge.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 18. May 1805.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALLE u. LEIPZIG, b. d. Herausg. u. in d. Ruffischen Verlagsh.: *Annalen der preussischen Staatswirthschaft und Statistik.* — *Ersten Bandes erstes bis viertes Heft.* 1804. 114, 120, 120 u. 94 S. 8. (2 Rthlr.)

Unstreitig haben die Herausg. darin Recht, daß eine fortchreitende Sammlung für die Staatswirthschaft und Statistik des in seiner Cultur immer wachsenden preussischen Staats ein zweckmäßiges Unternehmen sey, da verschiedene Zeitchriften, die dies Fach nebenbey betreiben, eingegangen sind, oder aus Mangel an Quellen und sichern Nachrichten in dieser Hinsicht sich immer mehr einschränken müssen. Es fragt sich daher nur, ob die Herausgeber diese Lücke auszufüllen im Stande sind, und diese Frage ist man schon im Voraus zu bejahen geneigt, da sich in der Vorrede Hr. Prof. Jakob zu Halle, der sich erst neuerlich durch seine *Grundsätze der National-Oekonomie* in diesem Fache rühmlich gezeigt hat, als Mitherausgeber nennt, und aus sehr vielen Aufsätzen erhellt, daß Hr. Krug zu Berlin, der sich im Besitze der sichersten Quellen für die Statistik der preussischen Staaten befindet, und durch mehrere Arbeiten gezeigt hat, daß er sie zu benutzen versteht, einer der fleißigsten Mitarbeiter ist. Auch erweckt die Verschiedenheit der Grundsätze dieser beiden Hauptmitarbeiter, deren letzterer rein physiokratische Grundsätze äußert, ersterer aber dem *Smithschen* Systeme folgt, das gute Vorurtheil, daß man nicht bloß eine Stimme in staatswirthschaftlichen Angelegenheiten hören werde; und die bisherigen Hefte haben nicht nur diese Vermuthung bestätigt, sondern auch für alle in der Vorrede angegebene Rubriken geforgt. Diese sind: I. Abhandlungen, die Staatswirthschaft und Statistik des preussischen Staats betreffend. II. Preussische Staatschronik (einzelne Notizen, die sich auf die preussische Statistik überhaupt, auf einzelne Provinzen, Städte u. s. w., auf einzelne Zweige der Staatsbaushaltung u. s. w. beziehen.) III. Literatur der preussischen Staatswirthschaft und Statistik; doch folgen die Aufsätze in den einzelnen Stücken in freyer Ordnung.

Das erste Heft enthält folgende Aufsätze: I. *Ueber das National-Einkommen des preussischen Staats*, von L. Krug. Diese im zweyten Hefte fortgesetzte Abhandlung ist eine weitere Ausführung dessen, was der Vf. darüber in seinem 1804. zuerst gedruckten und 1805. A. L. Z. 1805. *Zweyter Band.*

wieder aufgelegten *Abrisse der preussischen Statistik* S. 81f. nach physiokratischen Grundsätzen sagt; ein Mitherausgeber, allem Anscheine nach Hr. Prof. Jakob, machte dagegen Einwürfe, die im dritten Hefte mit einer Antwort des Vfs. abgedruckt sind. Beide Aufsätze sind lesenswerth, einen Auszug daraus versagen wir uns aber um so mehr, da Hr. Krug so eben nach denselben Grundsätzen ein größeres Werk über den Nationalreichtum des preussischen Staats herausgegeben hat, das nächstens in diesen Blättern angezeigt werden wird. II. *Armenanstalten, Hospitäler, Waisenhäuser und andere milde Stiftungen in den preussischen Staaten.* Dieser im vierten Hefte beendigte Aufsatz liefert sehr interessante Materialien zur weitem Ausführung eines andern Abschnitts des erwähnten Abrisses der preussischen Statistik (S. 127 f.) zum Theil mit staatswirthschaftlichen Bemerkungen, z. B. über das lutherische Waisenhaus zu Frankfurt, an welchem sich die schon oft gemachte Erfahrung bestätigt, daß mit dem zur Erhaltung eines eignen Hauses und einer großen ökonomischen Einrichtung bestimmten Fonds weit mehr wirklich Nützlichliches ausgerichtet werden kann, wenn die Waisenkinder in Familien untergebracht werden; mit dem zu hohen Aufwand von 2490 Rthlr. jährlich für 36 Waisenkinder liessen sich weit mehrere Waisenkinder zum Besten mancher armen Familien unterhalten; auch setzt der Vf. hinzu: „Die Einwendung, daß solche Kinder an schlechte Menschen kommen möchten, die nicht so für ihre Erziehung sorgten, als es im Waisenhause geschieht, erwarte ich nicht von denen, welche die gewöhnliche Erziehung in Waisenhäusern kennen.“ III. *Generalliste der Getrauten, Gebornen und Gestorbenen in den preussischen Staaten vom 1. Jan. 1802. bis letzten December,* mit Bemerkungen über das Verhältniß der Religionsparteyen, des Alters, der Krankheiten u. s. w. Hier nur die Totalsummen: der Getrauten waren 94,386 Paar, der Gebornen 436,616; der Gestorbenen 282,109. Nach der Liste vom J. 1803. im vierten Hefte, die dieser Bemerkungen entbehrt, waren der Getrauten 96,552 Paar, der Gebornen 443,144, der Gestorbenen 137,958. IV. *Die Stadt Halle im J. 1802.,* nach der Zahl ihrer Häuser (in der Stadt selbst 1583, in Neumarkt 290, in Glaucha 313), ihrer Einwohner (21,350), Consumtion, Ackerbau und Viehzucht, Fabriken (74 Stärke- und Puderfabrikanten lieferten für 197,205 Rthlr. Waaren, die Strumpffabrikanten mit 199 Meistern, 289 Gesellen und 63 Lehrlingen für 181,720 Rthlr. Waaren u. s. w.), Kämmerey (die Einnahmen der Kämmerey in der eigentlichen Stadt Halle betrugen mit den Reuten 34,510 Rthlr., die Ausgaben

ben 27,486 Rthlr., Schulden 1,636,871 Rthlr.) V. *Ein preussisches Adelsdiplom*. VI. *Bücheranzeigen*.

Das zweyte Heft enthält aufser der obgedachten Fortsetzung des *Krug'schen* Aufsatzes II. *Ostfriesland*. Diefem sichtbar aus authentischen Quellen geschöpften, im dritten Hefte fortgesetzten Aufsätze, der zuerst von den (4) Städten und (7) Flecken und dann von den (11) Aemtern und (9) Herrlichkeiten (zusammen mit 386 Dörfern und Communen, nebst 6 Inseln) sowohl allgemeine als specielle Angaben der Anzahl der Häuser und Einwohner, der Gewerbe derselben, des Viehbestands und Ackerertrags, nebst Einnahme und Ausgabe liefert, sind allgemeine Anmerkungen und Resultate beygefügt, aus denen wir hier nur einige ausheben. Der Häuser waren 21,673, der Einwohner (auf ungefähr 56 Q.M.) 116,643 (darunter 306 Mennoniten, 1232 Juden); an Vieh waren vorhanden: Pferde 26,937, Rindvieh 91,253 St., Schafe 35,384, Schweine 17,594; die Summe der Ausfaat betrug 12,356 Wispel; 2301 Fabrikanten lieferten für 741,268 Rthlr. Waaren, wozu 538,397 Rthlr. Materialien erfordert wurden (240,919 Rthlr. gingen aufser Landes). Zu den allgemeinen Landesabgaben gehören 40,000 Rthlr. Werbefreyheits-Gelder. Am Schlusse dieser allgemeinen Anmerkungen und Berechnungen verschiedener Verhältnisse, z. B. der Einwohner und des Viehes zum Flächen-Inhalte, der verschiedenen Arten des Viehs zu einander u. s. w. zieht der Vf. aus den Summen des Ertrags des Ackers, der Viehzucht u. s. w. allgemeine Schlüsse auf das National-Einkommen der Provinz (zusammen 6,500,000 Rthlr.) und dessen reinen Ertrag (2,082,000), die der Statistiker auch dann nicht überschlagen darf, wenn er mit dem Vf. in den bey diesem Calcul befolgten Grundfätzen nicht übereinstimmt, da hier noch verschiedene allgemeine Angaben vorkommen, die man weiter oben nur einzeln und zerstreut findet, z. B. der Capitalschätzung (1802 = 50,816 Rthlr.), der Personalschätzung (12,795 Rthlr.), des Consumtionsgeldes oder Accisesurrogats (72,842 Rthlr.) und der ganzen Summe der sämmtlichen Abgaben (255,645 Rthlr.). Ueberhaupt aber ist dieser Aufsatz, wie sich leicht ergibt, ein wichtiger Beytrag zur Kenntniß einer interessanten Provinz, um so mehr, da seit *Freese*, von dem man immer noch vergebens den zweyten Theil seines mit verdientem Beyfalle aufgenommenen Werks erwartet, nur ein einziger Landeseinwohner, Hr. Pred. *Gittermann* (in der Zeitschrift *Brennus*) sichere Nachrichten darüber mittheilte. III. *Schummels Briefe an Krug*. Der erste hier mitgetheilte Brief enthält mehrere sehr gegründete Einwürfe gegen die Anordnung der zur Statistik gehörigen Materien, die auf den eigenen Plan des Vfs. begierig machen, den man zwar in den folgenden Stücken vergebens sucht, vielleicht aber aus der so eben angekündigten kleinen Weltstatistik des Vfs. kennen lernen wird. IV. Ueber die *Briefe eines Spaniers über sein Vaterland und Preussen*. — V. *Topographisch-statistische Notizen von dem königl. preuss. neu erworbenen* (von Baiern im Jun. 1803. eingetauschten) *Län-*

*den in Franken*, sind hier keines Auszugs fähig. VI. *Nachricht von dem Plane zu gemeinschaftlicher Anbringung der Inquisitionskosten der Dominien des Schömer Kreises in Südpreussen*. Diefer dem Anscheine nach im Ganzen sehr zweckmäßige Plan zu gemeinschaftlichen jährlichen Beyträgen der Dominien (die königl. Dominien, geistlichen und städtischen Güter ausgenommen), bestehend in 2 polnischen Groschen von jedem Gulden jetziger Contribution, bis der Fonds zu 3000 Rthlr. gestiegen u. s. w., ist zugleich auf den Beytritt anderer Kreise berechnet, erwartete aber damals noch die Genehmigung der Stände und der Regierung.

Aufser den schon erwähnten Fortsetzungen im dritten Hefte findet man darin noch IV. *Ostpreussen im J. 1802.*, von *L. Krug*, fast auf dieselbe Art, wie in den vorigen Stücken *Ostfriesland* behandelt. A. Das ostpreussische Kammerdepartement hatte überhaupt 555,145 Einw., 216,000 Pferde, 337,217 St. Rindvieh, 304,034 Schafe, 234,202 Schweine; das Totalerkommen vom Ackerbau wird vom Vf. auf 8,890,000 Rthlr., das von den schlecht genutzten Forsten auf 1,310,500 Rthlr., das der Viehzucht auf 5,300,000 Rthlr., das der Gärten und der übrigen landwirthschaftlichen Producte zu 1,500,000, das Ganze zu 17,000,000, der reine Ertrag zu 5,178,000 Rthlr. geschätzt. 3938 Fabrikanten lieferten für 1,542,699 Rthlr. Waaren, wozu 1,110,800 Rthlr. Materialien erfordert wurden, und wovon 96,952 Rthlr. auswärts Absatz fanden. Die Abgaben betragen zusammen 1,363,000 Rthlr. B. Das lithauische Kammerdepartement hatte 397,889 Einw., Pferde 168,595, Rindvieh 265,798, Schafe 272,500, Schweine 189,138. Der Ackerbau brachte nach *Hn. Kr's* Schätzung 5,375,000 Rthlr. ein, die Forstbenutzung 810,000 Rthlr., die Viehzucht 4,238,000 Rthlr., Gärten u. s. w. 307,000 Rthlr., das Ganze 10,730,000 Rthlr., der reine Ertrag wird zu 3,145,000 Rthlr. angeschlagen. Die in der Fabrikentabelle aufgenommenen Fabrikanten (1927) lieferten 475,604 Rthlr. Waaren; wozu für 280,609 Rthlr. Materialien erfordert wurden, und wovon 78,036 Rthlr. ins Ausland gingen. Die Abgaben auf dem platten Lande betragen 398,996 Rthlr. V. Ueber die *Maulbeerbaumzucht* und den *Seidenbau* in den preussischen Staaten, Im J. 1800. führte das Marienwerderische Kammerdepartement auf den steuerfreyen Grundstücken statt der Maulbeerbaumzucht die Obstbaumzucht ein, und zwar wurde befohlen, 20 Stück für jede Hufe, 5 Aepfel-, 5 Birn-, 5 Pflaumen- und 5 Kirschbäume anzupflanzen (eine Anordnung, die der Vf. des Aufsatzes, überzeugt, daß jedem Gutbesitzer die beliebige Anpflanzung der für seinen Boden schicklichsten Obstarten überlassen werden müsse, in Hinsicht der Bestimmung des Verhältnisses jener vier Obstarten nicht für zweckmäßig hält). Eine im vierten Hefte nachgelieferte Tabelle für das J. 1803. zeigt, was von den in 10 Jahren anzupflanzenden Bäumen (auf 948 Hufen) schon angepflanzt oder noch anzupflanzen war. Zwey andere Tabellen dieses dritten Heftes stellen den im Ganzen sehr geringen Ertrag des

des Seiden-Gewerbes im Herz. Pommern und Fürst. Halberstadt im J. 1803. dar, der die baldige Befolgung des guten Beyspiels des erst genannten Departements in mehreren andern erwarten läßt. VI. *Neue staatswirthschaftliche Verordnungen in den preussischen Staaten.* (Aufhebung des innern Monopols der Lumpensammler vom 22. Nov. 1803. und neues Accisefystem in den neuen preuss. Provinzen vom 23. May 1804., letzteres mit dem Wunsche einer Vergleichung dieses neuen Abgabefystems mit dem bisher in diesen Ländern bestandenen durch einen Sachverständigen.)

Das vierte Heft liefert ausser den schon erwähnten Abhandlungen: II. Das Fürstenth. Paderborn im J. 1802., ein um so willkommener Aufsatz, da dies Land in Hinsicht auf Statistik bisher eine *terra incognita* war. Das in 3 Kreise getheilte Fürstenthum hatte in dem genannten Jahre (auf 54 Q. M.) in 23 Städten, 1 Flecken, 146 Dörfern, 25 Bauerschaften und 67 einzelnen Höfen 96,920 Einw. Die 23 Städte enthielten 5383 Häuser (darunter 4972 bewohnte) und 28,077 Einw. (darunter 1334 Juden); auf dem platten Lande waren 13,132 Häuser, 68,843 Einw. (darunter an 600 Juden); Viehstand, Gewerbe u. s. w. sind bey den Städten und Dörfern einzeln in bestimmten Summen angegeben; in runden Summen waren 21,000 Pferde, 30,000 St. Rindvieh (ohne das Jungvieh), über 100,000 Schafe, 27000 Schweine, an 12000 Ziegen, über 1700 Esel; ausser vielen Mühlenwerken zählt man 18 Ziegeleyen, 8 Kalkbrennereyen, 3 Glashütten, 652 Leineweber, 117 Branntweinbrenner u. s. w. Nach der allgemeinen Uebersicht werden die Kreise nach den verschiedenen in Kammer tabellen gewöhnlichen Rubriken durchgegangen; übrigens fehlen hier die in den oben erwähnten ähnlichen Aufsätzen beygebrachten allgemeinen Anmerkungen, die Angaben der Verhältnisse der einzelnen Vieharten zum Flächeninhalte und der Ausfaat der verschiedenen Getreidearten abgerechnet. Als ein Nachtrag zu diesem Aufsätze ist zu betrachten: IV. *Das adeliche freyweltliche Fräuleinstift zu Heerse im Paderbornschen*, das zwar kraft des Reichsdeputationshauptschlusses im J. 1803. aufgehoben, aber sogleich wieder kraft einer hier beygefüigten Urkunde vom 29. Nov. 1803. (für 1 Aebtissin, 1 Pröbstin, 1 Dechantin und 9 Stiftsfräulein) neu gestiftet wurde. Nach der Balance des vollständig abgedruckten Veranschlagungs-Etats dieses Stifts beträgt dessen Einnahme 10,399 Rthlr., die Ausgabe 9461 Rthlr. V. *Ideen zur Errichtung eines kameralistischen Instituts auf den preussischen Universitäten*, veranlaßt durch ein Progr. des Hn. Krieger. *Fischbach* zu Berlin, wahrscheinlich von Hn. Prof. *Jakob*, der seitdem durch ein Programm einen vollständigen Plan für Kameralisten bekannt gemacht hat (f. A. L. Z. 1805. Nr. 95.). Die unter Nr. VII. mitgetheilten *Nachrichten von den Veränderungen auf der königl. Friedrichs - Universität Halle* können, so weit sie sich hier ausziehen liessen, aus unserm Intell. Bl. als bekannt vorausgesetzt werden.

Dieser Uebersicht des reichhaltigen und wichtigen Inhalts des ersten Bandes fügen wir nur noch den

Wunsch einer baldigen Fortsetzung dieses Journals bey, das unter der pflegenden Hand der genannten Mitarbeiter dem Statistiker und Kameralisten immer wichtiger zu werden verspricht.

### JUGENDSCHRIFTEN.

LEYDEN, DEVENTER u. UTRECHT, b. du Mortier u. Sohn u. a.: *Natuurkundig Schoolboek.* Uitgegeven door de *Maatschappij Tot Nut van't Algemeen.* (Naturlehre für Schulen. Eine, von der Gesellschaft *Tot Nut van't Algemeen* gekrönte und herausgegebene Preisschrift). Von *Johannes Buijs* (in Amsterdam im physischen Fache arbeitendem Mitgliede der dasigen Gesellschaft *Felix Meritis*). *Tweede* Uitgave (zweyte Auflage). *Eerste* Stuckjen. 87 S. *Tweede* Stuckjen. 251 S. 1804. gr. 8. Mit XI in Holz geschnittenen Tafeln.

Die preiswürdige Gesellschaft *Tot Nut van't Algemeen* hatte, wie in der, der ersten Auflage dieses *Natuurkundig Schoolboek* vorgefetzten, und in dieser zweyten wieder abgedruckten Vorrede erinnert wird, im J. 1796. als Gegenstand einer Preisaufgabe aufgestellt: *Eine Naturlehre für Schulen, in vier Abtheilungen, worin die Jugend auf eine durchaus faßliche Art, ohne mathematische Demonstrationen, in dieser Wissenschaft so unterrichtet wird, daß man dadurch nicht nur Vorurtheilen begegnet, sondern auch die Kenntniß des Schöpfers aus seinen Geschöpfen befördert.* Es wurden zwey Beantwortungen dieser Aufgabe gekrönt, nämlich das vor uns liegende Lehrbuch des Hn. *Buijs*, dem die doppelte goldene Denkmünze zuerkannt wurde, und ein Büchlein des Hn. *Uilkens*, Predigers zu Fenrum, welches den Titel führt: *De Kennis van den Schepper uit zyne Schepselen, of korte Schets der Natuurkennis voor de Jeugd, tot een Grondslag van alle Godsdienslig Onderwoy.* Groningen, b. Oomkens, 1800. 8. 2te Aufl. 1803. Hr. U. erhielt die gewöhnliche goldene Denkmünze.

Wodurch die zweyte Auflage des *Natuurkundig Schoolboek* des Hn. *Buijs* (dessen erste Aufl. im J. 1800. erschien) von der letztern sich unterscheidet, können wir bloß aus des Vfs. Vorrede zu der zweyten Auflage beurtheilen. Dieser Vorrede zufolge suchte er bey der zweyten Auflage dem Vortrage hie und da mehr Deutlichkeit zu geben, und fügte Manches nützlich scheinende bey, der Benutzung neuerer, in dem physischen Fache gemachter Entdeckungen nicht zu erwähnen. Dieser Vorrede ist auch ein Verzeichniß von 218 physischen Werkzeugen einverleibt, die, wo möglich, zur Erläuterung des in diesem Lehrbuche enthaltenen Unterrichts in der Naturlehre, in den Schulen vorhanden seyn sollen, bey deren einigen erinnert ist, entweder, daß man sich an ihrer Stelle mit den dem Lehrbuche beygefüigten Abbildungen behelfen, oder daß man ihrer allenfalls entbehren könne. Mit der Anschaffung dieses Apparats, worunter sich auch eine Luftpumpe befindet, wird es aber freylich in Holland so gut wie in Deutschland, oft seine Schwierigkeiten haben, wenn auch viele der dazu

dazu gehörigen Dinge nicht kostbar sind. Und wird er angeschafft, wo sind, besonders in den Dorfschulen, die Lehrer, die den gehörigen Gebrauch davon zu machen wissen?

Der Vortrag ist in gefällige Gesprächsform eingeleidet. Die Personen, die sich mit einander unterreden; sind der Lehrer und zwey Knaben. Dem Verlangen der Gesellschaft zufolge, zerfällt das Ganze in vier Abtheilungen, deren zwey in dem ersten Theile und zwey im zweyten Theile abgehandelt sind. Die Materien der ersten Abtheilung und eben so viele Gespräche sind: Was man unter Naturlehre verstehe; von was für Gegenständen darin gehandelt werde; Erklärung und Darlegung der allgemeinen und wesentlichen Eigenschaften der Körper, und wie man dieselben kennen lerne; Gestalt und Festigkeit oder Undurchdringlichkeit der Körper; Theilbarkeit; Porosität; Beweglichkeit und Anziehungskraft; Anwendung der Anziehungskraft auf dasjenige, was man Schwere oder Schwerkraft nennt; zufällige Eigenschaften der Körper. Zweyte Abth.: Mineralien und Pflanzenkörper; thierische Körper; Körper des Luftkreises unsers Erdbodens; Körper des gestirnten Himmels. Dritte Abth.: Erklärung einiger, zur Kenntniß der Bewegung nöthigen Dinge, nebst einem kurzen Abrisse der Zeitrechnung; freye Bewegung der Körper, senkrechter Fall, und Herabfallen von einer schiefen Fläche; Herabfallen der Körper in rechten und krummen Linien, mit Anwendung auf die Bewegung des Pendels; zusammengesetzte Bewegung; Centrakräfte; Schwerpunkt der Körper; einfache Werkzeuge, besonders vom Hebel; die Wage, die Zugrolle, die Winde, die schiefe Fläche, der Keil und die Schraube; zusammengesetzte Werkzeuge; Reibung der Körper. Vierte Abth.: Verschiedenheit der Flüssigkeiten und ihr Druck; specifische Schwere der Flüssigkeiten und der in die Flüssigkeiten gesenkten Körper; Verwandtschaften der Körper und andere Grundsätze der Chemie; Eigenschaften der Luft; Anwendung des Vorhergehenden, um den Nutzen der Luft in Ansehung des Schalles u. a. zu erweisen; verschiedene Arten der Luft; der Wärmestoff; Verbrennung der Körper und Anfangsgründe der Electricität; Anwendung des Vorhergehenden auf die Luferscheinungen, zur Erläuterung dessen, was in der zweyten Abth. vom Luftkreise gesagt worden; der Magnet; Licht und Farben; Strahlenbrechung; Zurückfallen der Lichtstrahlen, und Anwendung des Vorhergehenden auf optische Werkzeuge; das Auge und der Mechanismus des Sehens.

Aus dieser Inhaltsanzeige ersieht man den Plan des gut ausgeführten Werks, durch das sich der Vf. unstreitig um sein Vaterland sehr verdient gemacht hat. Auch läßt sich aus der Nothwendigkeit der zweyten Auflage auf den Beyfall schließen, den es gefunden hat. Wir wünschen nur, daß es in den öffentlichen Schulen der batavischen Republik allgemein genug be-

nutzt werden möge. Noch können wir die wohlgerathenen, auf gutem Papier abgedruckten *Holzschmitten*, wodurch man in Stand gesetzt wurde, das Buch viel wohlfeiler zu liefern, als wenn man Kupferstiche gewählt hätte, nicht unerwähnt lassen. Die erste Aufl. kostete 1 Gl. 2 Stüb. holländisch.

LEIPZIG, b. Rabenhorst: *Nahrung für den aufkeimenden Verstand*. Ein brauchbares Hülfsmittel zum Lesen, Denken, Einsammeln nützlicher Kenntnisse, guter Gefinnungen, Lebens- und Gesundheitsregeln. Von Christian Heinr. Paustler, Rect. a. d. höh. Bürgerschule zu Neustadt. 1804. VIII u. 126 S. kl. 8. (6 gr.)

Der Vf. (jetzt Rector an der Kreuzschule in Dresden) entwarf diese Schrift, weil er bey dem Antritt seines Amts an der neuen Bürgerschule *Thiemes* erste Nahrung u. s. w. im Buchhandel nicht erhalten, eine neue Auflage aber nicht abwarten konnte. Das Bächelchen sollte also dem *Thiemeschen* ähnlich seyn. Und das ist es denn auch, sowohl in Ansehung des Plans, als der sehr brauchbaren Ausführung. Denn es enthält in lauter kurzen, deutlich ausgedrückten Sätzen eine Encyclopädie alles Wissenswürdigen für den aufkeimenden Verstand, die dem Lehrer Stoff genug giebt, die Denkkraft der Kinder zu üben. Bey einer neuen Auflage wird der Vf. gewiß selbst manche kleinen Flecke vertilgen, die er übersehen zu haben scheint; z. B. S. 7. lerne die Dinge kennen, die um (dich) und neben dir sind — S. 8. die Erde gleicht einer Kugel (wie bekannt nicht ganz) — der Steinbock, die Gemse u. s. w. (S. 16.) kann man wohl nicht zu den Hausthieren rechnen. S. 43. Essig und Oel sind nicht die einzigen Flüssigkeiten, Speisen schmackhaft zu machen. S. 44. gehört das Schnupftuch wohl richtiger zu den Artikeln der Reinlichkeit und Ordnung, als der Kleidung. S. 48. sollten Dörfer, Flecken und Städte mehr nach den Rechten, als nach der Bauart unterschieden seyn. S. 49. bey dem Fortbringen der Schiffe ist das Rudern vergessen. Daß die Christen (S. 65.) unbedeutender Meinungen wegen in Parteyen sich theilten, ist wohl etwas zu gleichgültig ausgedrückt. In den Augen des Philosophen sind sie es freylich; aber Kindern sollen z. B. so manche Lehren, welche die Lutheraner von den Katholiken unterscheiden, doch wohl nicht unbedeutend seyn; sonst könnte ihnen auch der Uebergang von einer Religion zur andern so vorkommen. S. 79. sollte es wohl heißen: Wer sich (ohne Noth) auf dem Athem läßt u. s. w. Das 9—12monatliche Stillen der Kinder (S. 92.) hätte ganz weggelassen werden können. Ebend. und S. 93. stehen Bemerkungen, die eher für Aeltern als für Kinder gehören. S. 113. Donner und Feuersbrunst sind nicht Ursache und Wirkung, sondern Blitz und Feuersbrunst. Die Erzählung S. 124. zur Wiederholung der erläuterten Begriffe ist sehr gut.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 20. May 1805.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Kummer: *Christliche Glaubenslehre hauptsächlich von ihrer praktischen Seite bearbeitet und für den Kanzelgebrauch und catechetischen Unterricht bestimmt, in alphabetischer Ordnung.* Vom Herausgeber der christlichen Moral für den Kanzelgebrauch in alphabetischer Ordnung. *Erster Theil.* 1802. XXX u. 373 S. *Zweyter Theil.* 1802. 404 S. *Dritter u. letzter Theil.* 1803. VIII u. 732 S. gr. 8. (Alle drey Theile 5 Rthlr. 8 gr.)

**E**in Wörterbuch über die christliche Glaubenslehre kann dem gründlichen und gelehrten Studium derselben — wie encyclopädische Wörterbücher überhaupt einem solchen Studium der Wissenschaften — sehr nachtheilig werden, wenn es von Ungelehrten oder Halbgelehrten gebraucht wird, um aus ihm die Dogmatik sich erst bekannt zu machen, oder wohl bloß, um über diese und jene Lehre mit sprechen zu können. Es kann besonders die Inconsequenz befördern, von der nicht einmal alle gelehrten Theologen frey sind, manche Lehren, als unerweislich, zu verwerfen, und doch andere nicht minder unerweisliche gläubig anzunehmen, richtige Folgerungen aus angenommenen Lehren nicht gelten zu lassen, und dagegen Sätze aufzustellen, die nur aus verworfenen Lehren gefolgert werden können, ja sogar Lehren unbedenklich zugleich anzunehmen, die nicht neben einander bestehen können. Aber *abusus non tollit usum*; und es ist doch nicht zu läugnen, daß ein solches Wörterbuch selbst für den Gelehrten, der über die einzelnen Lehren bey dem jedesmaligen Bedürfnisse ohne Zeitverlust Notizen sich erneuern oder verschaffen will, brauchbar seyn kann. Noch brauchbarer kann es, wenn es zweckmäfsig verfaßt ist, für den gewissenhaften Geistlichen werden, der von den Lehren, über welche er predigen oder catechisiren will, nicht nur völlig deutliche Begriffe zu haben und eine hinlängliche Kenntniß der verschiedenen Vorstellungen von ihnen zu bekommen, sondern auch die möglichen schicklichen Arten ihrer Behandlung, und ihre mannichfaltige Anwendbarkeit zu überschauen wünscht. Wir können daher das Unternehmen des Vfs., seiner *christlichen Moral in alphabetischer Ordnung* eine ähnliche Glaubenslehre für den Kanzelgebrauch und den catechetischen Unterricht folgen zu lassen, an sich betrachtet, keineswegs mißbilligen.

Ueber seine Absichten bey demselben erklärt er sich in der Vorrede. Er wollte hauptsächlich die praktische Benutzung der Dogmen bey den Geistlichen be-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

fördern. Bloße Speculationen und gelehrte Untersuchungen über Dogmen, und selbst Dogmen, die bloß auf solchen beruhen, und kein praktisches Interesse haben, sollten ausgeschlossen bleiben, weil sie weder auf die Kanzel, noch in die Schule gehören. Dafür sollte sein Werk das Beste liefern, was in den neueren und neuesten dogmatischen Schriften und in den vorzüglichsten Predigten über die praktische Anwendbarkeit der Dogmen gesagt ist, und selbst Winke benützen, die in Recensionen zerstreut sich finden, so daß es zu einem vollständigen Repertorium dienen könnte. Es sollte aber nur Materialien den denkenden Predigern und Katecheten liefern, durchaus aber nicht die Faulheit der trägen begünstigen. Da es die Glaubenslehre hauptsächlich von ihrer praktischen Seite darstellen sollte: so sollte es die Theorie, die es freylich nicht ganz übergehn dürfte, doch nicht vollständig vortragen, dabey aber die Stellen in den neueren vorzüglichsten dogmatischen Werken nachweisen, in denen sie ausführlicher abgehandelt ist. Auf die Grundsätze der kritischen Philosophie sollte Rücksicht genommen werden, ohne jedoch ihnen durchaus zu folgen. Der Kürze wegen (für welche sogar durch Abkürzungen bekannter Wörter und leicht zu ergänzender Sätze geforgt ward) wurden, da das Werk in drey Bänden vollendet seyn sollte, mehrere Artikel, die nicht zunächst hier gesucht werden können, übergangen, und einige, z. B. Geburt, Tod, Auferstehung, Himmelfahrt Jesu, für die von dem Vf. vielleicht herauszugebenden *Materialien für Religionslehrer an den jährlichen Festtagen* zurückbehalten werden.

Mit der Hauptabsicht des Vfs. ist Rec. vollkommen zufrieden, und billigt im Allgemeinen die zur Brauchbarkeit solcher Werke allerdings nothwendige Beschränkung des Plans auf dieselbe; aber die Unvollständigkeit der Theorie findet er dazu nicht nothwendig, und kann sie nicht billigen. Wozu soll eine unvollständige Theorie? Wozu z. B. das Wenige, was B. I. S. 249. über den kirchlichen Lehrbegriff von der Trinität gesagt ist? Nach Rec. Bedünken muß die Theorie entweder vollständig mitgetheilt, oder ganz weggelassen werden; unmöglich aber könnte er zu dem letzten rathen. Die wenigsten von den jüngern Pfarrern kennen den kirchlichen Lehrbegriff genau, nach seinem strengen Zusammenhang und seinen scharfsinnigen und subtilen Bestimmungen; darunter leidet aber nicht nur ihre theologische Gelehrsamkeit, sondern es kann sogar die von ihnen mit dem Amte übernommene Verpflichtung, durch directe Widersprüche aus Unwissenheit, verletzt werden. Auch würde das Werk durch die Vollständigkeit, die Rec. verlangt, nicht

Ggg

nicht ungebührlich vergrößert werden; er getraut sich, dafür zu stehen, daß die Einschaltung des Uebergangenen auf die drey Bände kaum drey Bogen kosten würde, selbst die ausgelassenen unfruchtbareren Dogmen mit eingerechnet, die, aus dem angegebenen Grunde, bey den fruchtbareren, mit denen sie in Verbindung stehen, mit angebracht werden sollten. Wer den Aufwand auf die drey Bände nicht scheut, würde gewiß über die drey Bogen mehr nicht klagen, zumal da durch andere Abkürzungen, von denen wir nachher reden wollen, noch mehrere Bogen erspart werden könnten. — So ist auch zu viel für die Kürze dadurch geschehen, daß manche Artikel auf ein *vielleicht* herauszugebendes anderes Werk verspart werden; es ist schon unrecht, die Käufer des gegenwärtigen Werkes durch seine Mangelhaftigkeit zum Ankauf des künftigen nöthigen zu wollen. Unrecht ist es auch, daß so wichtige Punkte, wie die Vorzüge des Christenthums vor der Naturreligion, S. 240., und das Wesentliche des Christenthums, S. 245., bloß durch die Anführungen von Schriften abgethan werden. Nicht einmal die häufigen Verweisungen auf die christliche Moral des Vfs. würden wir billigen können, wenn er nicht, nach der Versicherung im Anfang der Vorrede, gerade von Besitzern derselben zur Herausgabe der Glaubenslehre aufgefordert worden wäre. Ueber das Auslassen solcher Artikel, die *nicht zunächst hier gesucht werden können*, läßt sich nicht im Allgemeinen urtheilen. Die S. XXII. genannten Artikel: Abhängigkeit von Gott, Aufklärung in der Religion, Wer ist ein ächter Christ? sollen wohl nur nicht unter eigenen Rubriken abgehandelt werden; und dies finden wir zweckmäßig: aber die Herablassung Gottes (S. XXIII.) hätte allerdings eine eigene Rubrik (etwa: *Accommodation*) erhalten sollen. Wenn auch diese Lehre weder auf der Kanzel noch im Kinderunterricht vorgetragen werden kann, so muß doch der Lehrer mit den Grundsätzen über sie bekannt seyn. Die Einwebung derselben in irgend einen andern Artikel ist auch nicht rathsam, da man sich eben die Bequemlichkeit einzelner Belehrungen durch ein solches Werk verschaffen will. Eben desswegen sollten die Dämonischen einen eigenen Artikel bekommen haben, und bey dem: Eingebung der heil. Schrift, sollte nicht auf den Artikel: heil. Schrift, verwiesen seyn.

Doch genug von dem Plan. Was die Ausführung der einzelnen Artikel betrifft, so wollen wir es lieber gestehn, daß einer der Bände der Moral in alphabetischer Ordnung, den wir einmal durchblättern, so wie die Recension des *ersten* und *zweyten* Bandes derselben in der A. L. Z. v. J. 1798. Nr. 311. uns kein günstiges Vorurtheil für diese Ausführung gaben. Wir müssen aber auch erklären, daß wir durch sie im Durchschnitt weit über unsere Erwartung, und so befriedigt worden sind, daß wir nicht antehm, dieses Werk denen, für die es bestimmt ist, zu empfehlen. Aber verbergen dürfen wir auch nicht, daß der Vf., der selbst die Kürze für eine seinem Werke so nothwendige Eigenschaft erkennt, sehr oft viel zu aus-

föhrlich ist; oft so ausführlich, daß er wirklich „der Faulheit träger Lehrer“ in die Hände arbeitet. Ohne mühsam einen Beleg zu diesem Vorwurf aufzusuchen, schlagen wir das Buch auf, und es fällt uns S. 83 f. der erste Beweis der Wichtigkeit der Erkenntniß, daß Gott die Liebe selbst ist, auf. 21 Zeilen sind darauf verwandt, auszuführen, daß Gott uns dadurch liebenswürdig werde. Wir fragen den Vf., ob es nicht genug gewesen wäre, zu sagen: Ohne die Kenntniß von seiner Liebe würde Gott uns entweder gleichgültig oder furchtbar seyn; so müßte er uns erscheinen, wenn wir bloß wüßten, daß er allmächtig, allwissend, allgegenwärtig (hinzuzusetzen wäre auch: heilig und gerecht) sey. Was der Vf. zu diesen 21 Zeilen noch hinzusetzt: „Wie könnten wir auch unsere Mitmenschen achten, wenn selbst ihr Schöpfer sie hafte oder versäumte?“ gehört nicht zu diesem Beweise, sondern macht einen eigenen aus. — Diese Vermischung verräth einige Flüchtigkeit im Arbeiten, und diese ist in mehreren Stellen nicht zu verkennen. So wird z. B. S. 34 f. in dem übrigens sehr guten Artikel: Abendmahl, die *Privat-* und *Krankencommunion* verworfen; und in den Gründen für diese Verwerfung wird die *Privatcommunion* der Gesunden von der der Kranken nicht unterschieden; und doch heißt es Num. 4): „Die alte christl. Kirche kannte keine Privatcommunion. Nur *Kranken*, Gefangenen und Sterbenden wurde es außer der Kirche gereicht.“ S. 225. heißt es: „Die Vorlesung sagt ihm: entweder lebe diätetisch — —, oder folge ganz deinen Begierden. Im ersten Fall wirst du *nie* krank werden, sondern *immer* recht wohl und vergnügt leben u. s. w.“ In der Lehre von den Engeln ist der Begriff: Engel, unvollständig. Es müßten durch ihn die vernünftigen Bewohner anderer Weltkörper ausgeschlossen werden. Dadurch, daß dies nicht geschehen ist, werden die S. 284 f. beygebrachten Beweise der Vernunftwahrscheinlichkeit der Engel unzureichend.

Noch müssen wir mit Billigung bemerken, daß der Vf. zu den gemäßigten Theologen gehört, aber auch die Ansichten der Kühnern und der naturalistischen getreu mittheilt.

Ueber den *zweyten* und *dritten* (letzten) Band, die dem Rec. erst nach der Fertigung dieser Anzeige gekommen sind, hat er wohl nicht nöthig noch besonders zu sprechen, da er nichts in ihnen gefunden hat, was eine Aenderung seines Urtheils nöthig machte.

SCHWELM u. LEIPZIG, b. Scherz u. v. Kleefeld:  
*Warnung vor den jetzigen Feinden und Verdrehern des wahren Christenthums.* Für diejenigen Christen, denen die Wohlfahrt ihrer unsterblichen Seelen theuer und werth ist. 1802. 116 S. 8. (9 gr.)

Rec., der dem Titel zufolge ein einseitiges Seufzen über die Veränderung der alten christlichen Lehrform in eine neuere den Zeiten angemessenere erwartete, wobey gewöhnlich die neuern Theologen mit einer steifen

steifen Zelotypie als die Verdreher des wahren Christenthums dargestellt werden, wurde sehr angenehm durch die Lesung dieser Schrift überrascht, worin sich der Vf. auf der einen Seite als einen vernünftigen Vertheidiger des Christenthums überhaupt, so wie der Hauptlehren desselben nach Anleitung der Bibel zeigt, und auf der andern Seite als einen einsichtsvollen Tadler jener unverständigen Zeloten, die dem Christenthume mehr schaden als nützen. Wenn gleich in derselben dem Sachverständigen nichts Neues gesagt wird, und manches zu einseitig erwogen zu seyn scheint: so bleibt sie doch immer sehr empfehlungswürdig, besonders für die große Klasse von Lesern, die sich nicht *ex professo* mit der Theologie beschäftigen. Diese werden daraus lernen können, wie unverständig die Begriffe von der Entbehrlichkeit des Christenthums sind, und wie nothwendig dasselbe wegen seiner Wohlthätigkeit, Vortrefflichkeit und Göttlichkeit für die Menschheit bleibt, wenn man einen Augenblick von der kirchlichen Dogmatik absieht, und es in seinen Hauptpunkten der Uranlage gemäß auffasst, wie es die Zeitbedürfnisse erfordern. Aber auch die unweisen Schreier für die alte Dogmatik werden sich daraus überzeugen können, wie wenig praktische Klugheit sie verrathen, und wie anstößig sie für unsere Zeiten werden, wenn sie unerweisliche Behauptungen als das Wesen des wahren Christenthums aufstellen, und die Abweichung davon als Hochverrath an demselben verschreien. Z. B. wenn sie darauf bestehen: „Gott habe alle Worte der Bibel durch seinen Geist, also durch ein Wunder, den Verfassern derselben eingegeben, so daß sie ihren Verstand bey Abfassung der Schrift gar nicht nöthig gehabt und gar nicht gebraucht hätten; Gott habe erst Christum am Kreuze sterben und sein Blut fließen sehen müssen, ehe wir von seinem gewaltigen Zorn und von der ewigen Verdammnis hätten erlöset werden können; wer die Dreyeinigkeit nicht in dem Sinne glaube, wie sie der christliche Lehrer *Athanasius* 320 Jahre nach Christi Geburt vorgestellt habe, der könne nicht selig werden; man dürfe von dem, was *Luther* vor etwa 280, oder *Calvin* vor 230 Jahren behauptet hätte, nicht ein Haar breit abweichen, und müsse überhaupt seine Vernunft bey der Religion gefangen nehmen u. dgl. m. S. 50.“ Solche Sätze lassen sich so wenig aus der Bibel beweisen, als sie der Natur des menschlichen Geistes gemäß sind, der in seiner Ausbildung immer fortschreitet, und jetzt manches besser einsieht, als es *Luther* und *Calvin* vor Jahrhunderten einsahen. Und wie kann alle Neologie Hochverrath seyn, da ja selbst die jetzige Paläologie ehemals ebenfalls Neologie war? — Was nun ferner den Spott der Gegner des Christenthums über manche Erzählungen der Bibel betrifft, so zeigt der Vf. sehr gut, daß damit der Sieg über das Christenthum selbst noch gar nicht gewonnen sey; „denn, sagt er S. 19. sehr richtig, die Erzählungen der verschiedenen Begebenheiten in der Schrift sind ja nicht *die Religion selbst*. Mag man über dieselben, die aus so alten und ganz andern Zeiten als die unsrigen sind, hin und her re-

den und schreiben, sie bald vertheidigen, bald darüber spotten; die heilige Religion, die in so vielen Aussprüchen der Bibel und hauptsächlich in den Lehren Jesu enthalten ist, wird dennoch fest stehen, so lange es Menschen auf Erden geben wird, und Jesus Christus, der Stifter der heiligen Lehre des N. T. wird ewig ehrwürdig für seine wahren Verehrer bleiben, die empfinden können, was wahr und gut, groß und göttlich ist.“ In allem diesem, so wie im Ganzen überhaupt stimmt *Rec.* völlig mit dem würdigen Vf. überein, und es sind nur einige Punkte, worin er sich von ihm entfernt. Auch davon sollen ein paar Proben gegeben werden. Wenn der Vf. die Befehdung des Christenthums fast allein von der Lasterhaftigkeit der Menschen ableitet, so ist dies unfreitig zu einseitig. Es hat manche Gegner des Christenthums gegeben und giebt es noch, die man nicht gerade lasterhafte Menschen nennen kann. Der Eigendünkel, die Paradoxie, die Sucht, vor der Welt zu glänzen, und eine kleine Weisheitskrämerey hätten vor allen Dingen mit berechnet werden sollen: denn diese haben in den neuern Zeiten vorzüglich Anlaß zu den Befehdungen des Christenthums gegeben. Wenn ferner der Vf. S. 31. zu den Vortheilen, die das Christenthum gewährt, auch die Abschaffung der Sklaverey und des Menschenhandels rechnet: so hätte dies nicht so im Allgemeinen behauptet, sondern die Zeiten unterschieden werden sollen: denn es ist bekannt, daß beides in der neuern Zeit zum ewigen Schandfleck des Christenthums von Christen wieder eingeführt wurde. Endlich wird mehrmals die Periode des Athanasischen Trinitätssystems durch das Jahr 320 begränzt, wo der Streit darüber erst anging, der fast ein ganzes Jahrhundert dauerte, und erst mit der allgemeinen Synode zu Konstantinopel im J. 381. sein Ende erreichte. Indessen können diese und andere kleine Unvollkommenheiten den Werth des Ganzen nicht aufheben.

MARBURG, in d. Expedition der neuen theologischen Annalen: *Theologische Nachrichten*. 1803. 468 S. 8. (1 Rthlr.) 1804. 464 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieser gewöhnliche Anhang zu den neuen theologischen Annalen, ist nicht nach den etwa vorkommenden Antikritiken, die man gerne überschlägt, nach zuweilen eingeschalteten Lückenbüßern, oder nach einzelnen Unrichtigkeiten zu beurtheilen, von denen sich kein solches Institut ganz frey erhalten kann, und deren Berichtigung der Herausgeber jedesmal gern aufnimmt. Was die theol. Nachrichten unterhaltend macht, das sind die frühen Anzeigen von Veränderungen, die sich in der theol. Welt ereigneten, die oft trefflichen Skizzen des Charakters verstorbenen Theologen, die schätzbaren Actenstücke, die sich auf kirchliche Angelegenheiten beziehen, die treffenden Rügen unerträglicher Mißbräuche, die kleinen, ergötzenden Notizen für Literatoren. Auch diese Jahrgänge sind reich an solchen Beyträgen. Für den von 1803.



1803. hat die *Schweiz*, in der sich nach den Stürmen der Revolution eine nur zu starke Tendenz zum *Ehemaligen* auch in der Theologie zeigt, wogegen die bessern Köpfe nur mit persönlicher Gefahr ankämpfen, vieles geliefert; vorzüglich aber nimmt der Artikel: *Bremen*, diesmal viele Seiten ein, und einige von daher eingesandte Aufsätze machten so viel Aufsehen, daß mehrere Schriften *dagegen* und *dafür* geschrieben wurden, die allmählig zu einer kleinen Bibliothek anwachsen. Der Nekrolog von *Diedrich Tiedemann*, *Karl Gottfried Fürstenau* und *Wilhelm Köster* zeichnet sich aus. Unter den Actenstücken verdienen einige treffliche *Amts-Schreiben* des Regierungsrathhalters *Koller* zu Zürich, mehrere *Aufgaben* für *Synodalversammlungen*, gewisse *Anfragen* der Protestanten in Frankreich bey dem Staatsrath *Portalis*, und dessen Antworten, ein *kirchliches Gebet* der *Juden* in dem bremischen Stadtgebiete, und ein fürstl. braunschw. *Consistorialauschreiben*, die *Kritik der Predigersynoden* betreffend, eine besondere Erwähnung. Unter den Rügen bemerkt man unter andern einige, die sich auf die Duldung *unsittlicher Denksprüche* an Bier- und Brantweinschenken beziehen, und eben solcher *Lieder*, die an Jahrmärkten öffentlich feilgeboten werden. Aus den vielen Notizen hebt Rec. nur folgende aus, die dem nachschlagenden Leser Vergnügen machen wird. In dem fünften Theile der *Bode'schen* Uebersetzung des *Trifram Shandy* (Kap. 42. 43.) findet man schon die *Pestalozzische Lehrmethode*. — Dem geh. R. *Jakobi*, der wegen des Abdrucks seiner Briefe über des Grafen Fr. L. zu Stolberg Uebertritt zur katholischen Kirche seine *üble Laune* an dem Herausgeber (in dem n. d. Merkur St. II.) ausließ, würde Rec. etwas derber geantwortet, und dessen vornehmen Ton, den man in der gelehrten Welt an niemanden dulden muß, gerügt haben. — Auch in dem Jahrg. 1804. finden sich vorzüglich viele Nachrichten aus der *Schweiz*, von dem *linken Rheinufer*, aus *Kur-Baden*, *Bremen* und *Dänemark*. Unter den Personen, von denen mancherley anziehende Notizen gegeben werden, wollen wir nur den Ex-Landammann *d'Affry*, den Nuntius *Caprara*, den Kaiser *Napoleon*, den Pädagogen *Pestalozzi* nennen; auch nehmen sich die *Synodalfragen* des Gen. Sup. *Klügel* zu *Grene*, der Nekrolog des sel. v. *Cöln* mit dem vortrefflichen Zeugnisse der Fürstin zur *Lippe* von diesem Manne, und ein charakteristisches Huldigungsgebet für den Canton Zürich aus. Die meiste Unterhaltung gewähren aber sehr viele zerstreute klei-

ne Aufsätze und Bemerkungen, als: über *Rationalismus*, über *Arndts Reisen*, den *grauen Mann*, das *Starrsche Lehrbuch der Dogmatik*, über *Inschriften auf Leichensteinen*, und über einen von Hn. D. *Reinhard* aufgestellten Grundatz der christl. Sittenlehre, in *L. Syst. der christl. Moral*. Aus Kurfachsen und den preussischen Staaten scheint in diesem Jahre nicht viel eingelaufen zu seyn.

Um diese im Ganzen interessante Beylage zu den theol. Annalen noch mehr wie bisher von allen, was gelezten Lesern mit Recht noch daran misfällig seyn dürfte, zu reinigen, sollte der Herausg. *durchaus keine Vadamecum's-Geschichten*, wie S. 16. und S. 220. vorkommen, mehr aufnehmen, unbedeutende Nachrichten, die zuweilen gerade am umständlichsten erzählt werden, wenigstens abkürzen, wenn sie zuweilen aus besondern Rücksichten nicht ganz zurückgewiesen werden können, und die *Antikritiken* mit den Antworten auf dieselben, seine eignen *polemischen Erklärungen* gegen einzelne Gelehrte, die ihn angreifen, und die *Buchhändleranzeigen* in ein eignes Intelligenzblatt werfen, das von Zeit zu Zeit, so wie sich der Vorrath anhäufte, den theol. Nachrichten beygelegt würde.

ZERST, b. Fuchsel: *Theophrast*; oder *Beweis des Glaubens an Gott*, verbunden mit dem möglichst vollständigen und für uns zureichenden Begriffe desselben, Von M. K. H. *Sintenis*, Director emeritus des Zittauer Gymnasiums. *Zweyts* verbesserte und vermehrte Auflage. 1803. 259 S. & (16 gr.)

Das Lob, welches wir der *ersten* Auflage dieser Schrift (A. L. Z. 1801. Nr. 72.) beylegten, gebührt auch, und zwar in einem noch höhern Grade, dieser *zweyten* verbesserten Auflage. Manches ist jetzt allgemeiner - falscher gesagt, mancher Begriff ist genauer bestimmt, und manche Einwürfe sind berücksichtigt worden. Der wahrheitliebende Leser wird sich an einzelnen sonderbaren Ausdrücken, wie: *Hierseymsziel*, *Durchsetzbarkeit* u. f. w., nicht stoßen, sondern dem von seinem Gegenstande durchdrungenen, wohlwollenden Verfasser für manche gegebene Belehrung herzlich danken, und sich einige minder haltbare Behauptungen eine Veranlassung zu eigener weitem Prüfung seyn lassen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELEHRTHEIT. Halberstadt, b. Groß: *Haupttafel zur Beförderung der Kenntniß der Schutzpustel und ihrer Impfung*, nebst Abbildung des Schutzbläschens, von *Johann Friedrich Niemann*, Medicinalrath in Halberstadt. 1803. 1 Bog. (3 gr.) — Vorliegende Tafel soll, nach dem Ganzen zu urtheilen, für den gemeinen Mann seyn, und doch stößt man auf Stellen, die derselbe gar nicht verstehen kann, z. B. die

Entdeckung zeigt uns einen noch wenig betretenen Weg, den normwidrigen Zustand im Organismus zu verbessern. Da wir übrigens der Belehrungen für den Layen schon so viele haben, und diese nichts vorzügliches enthält: so sieht Rec. die Nützlichkeit dieser Tafel nicht ein. Die Abbildung ist schlecht gerathen.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 21. May 1805.

## PASTORALWISSENSCHAFTEN.

HALLE, b. Gebauer: *Liturgisches Journal*. Herausgegeben von Heinrich Balh. Wagnitz. Vierten Bandes erstes und zweytes Stück. 1804. 248 S. 8. (18 gr.)

Das erste Stück eröffnet ein Aufsatz des Hn. Prediger Veillodter, welcher einige Ideen über die Bequemung des Liturgen nach dem Geiste und Geschmacke des Zeitalters enthält. Die Frage ist: „Soll man sich in den Einrichtungen unsrer öffentlichen Gottesverehrungen — sey es nur eine temporäre Malsregel — nach den Ansprüchen des Zeitgeistes, oder eigentlicher — nach den Launen des verwöhnten Zeit- und Kunstgeschmacks richten?“ Dies wird, wie bekannt ist, seit einiger Zeit von manchen für sehr nöthig und nützlich gehalten. Alles soll nämlich ästhetisch eingerichtet seyn! Sinnenbefriedigung, Phantasienspiel, Abwechslung, Unterhaltung durch Neuheit, Herumtreiben in dunkeln Gefühlen wird gesucht. Ein äußerer, bald durch Pracht ergötzender, bald durch mystisches Dunkel anziehender Cultus scheint von manchen gewünscht zu werden. Hierdurch, glaubt man, würden die Verächter unsrer öffentlichen Gottesverehrungen wieder in die Kirchen gelockt werden. Der Vf. hält diese Malsregel mit Recht für unzulänglich, den Gottesverehrungen Achtung zu verschaffen. Er bemerkt ganz richtig, daß die Ursachen der verminderten Theilnahme an denselben überhaupt tiefer liegen, als daß hier so oberflächlich geholfen werden könnte, und daß der Menschenfreund hier hoffend auf ein andres Bildungsmittel hinsehe — auf Erziehung zur Religion und gereinigten Jugendunterricht. — Der Vf. hätte sich übrigens weit kürzer fassen können; der Vorschlag ist wenigstens etwas sonderbar. II. Soll Christus am Kreuze, gemahlt, gegossen, oder geschnitzt, noch ferner in den Kirchen aufgestellt werden oder bleiben? vom Hn. S. . . r. Der Vf. verneinet diese Frage, aus mehreren Gründen, welche anzuführen zu viel Raum in unsern Blättern einnehmen würde, unter andern aber auch um deswillen, weil die meisten Gemälde; geschnitzte, oder gegossene Bilder, wie man sie in den meisten Kirchen antrifft, elend sind und weiter nichts darstellen, als nackte, oft ekelhaft aussehende, ans Kreuz genagelte Gestalten, oft mit häßlich verzerrten Gesichtern, an denen wir weiter nichts, als einen Gekreuzigten, keinesweges aber den gekreuzigten oder vielmehr den mit Muth und Standhaftigkeit, mit Liebe und Sanftmuth, mit Glauben und Hoffnung sterbenden Jesus erblicken. Hier hat  
A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

der Vf. wohl recht, er meynt aber, selbst die meisterhafteste sinnliche Darstellung des gekreuzigten Christus könne durchaus nicht die beabsichtigten Wirkungen auf irgend eines Menschen Gemüth haben; sie verdiene zwar in irgend einem Kunstkabinette, als ein Werk der Kunst — keinesweges aber in einer Kirche aufgestellt zu werden. — Rec. wünschte selbst, daß in neu erbauten Kirchen keine Crucifixe mehr aufgestellt würden; aber die Wegschaffung derselben aus den Kirchen, wo sie nun einmal vorhanden sind, würde ganz gewiß zu Unruhen in den Gemeinden Anlaß geben. Auch dieser Vf. hätte sich weit kürzer fassen können. III. *Liturgische Correspondenz*. Diesmal ein einziger Aufsatz über die Ideen des Hn. Rochlitz, die Kirchenmusik betreffend von Hn. M. Nebe. In den katholischen Kirchen führt man bekanntlich Compositionen der Messe und anderer lateinischen Gefänge auf. Hr. Rochlitz fragt, warum diese in protestantischen Kirchen nicht auch, oder doch nicht allgemeiner geltehe? Er meynt, man könne die Textesworte zur Messe lateinisch lassen, ohne sie für unsre Kirchen zu übersetzen. Dagegen macht Hr. Nebe gegründete Erinnerungen. Nach seiner Meinung könnte man jene zum Theil unübertrefflichen Compositionen jener lateinischen Texte benutzen — aber mit zweckmäßig untergelegtem deutschen Text. Mit Recht dringt Hr. R. darauf, daß die Texte zu der Kirchenmusik den Kirchenbesuchern jedes mal in die Hände gegeben werden. — Nur nicht unentgeltlich, wie Hr. N. erinnert; denn wer sollte bey ärmern Kirchenärarien die Ausgabe für Papier und Druck tragen? Nicht oft genug kann übrigens wiederholt werden, was Hr. N. (S. 68 f.) sagt, daß, wo durch den Verstand allein Religion gewirkt werden soll, die rechtverstandene Religion schwerlich in ihrem wahren, kräftigen Wesen, das den ganzen innern Menschen erleuchtet und erwärmt, hervorgebracht wird; daß aber, wo die Religion bloß als Sache des Gefühls behandelt wird, eine Zeit des schwärmenden Hinbrütens oder dumpfer Bigotterie vorbereitet wird, wo Aberglaube und Unglaube näher liegt, als man denkt. IV. *Liturgische Nachrichten*. 1) Nekrolog. 2) Vermischte Nachrichten. Das Consistorium zu Magdeburg hat schon mancherley heilsame Verordnungen in Ansehung der Liturgie gemacht, viele nicht mehr passende kirchliche Gebräuche und Ritus aufgehoben, und an deren Stelle zweckmäßigere angeordnet. Zu Würzburg ist in der Kirche der vormaligen Benedictiner-Abtey zu St. Stephan, welche vermöge eines kurfürstlichen Rescripts für die protestantischen Einwohner der Stadt, Lutheraner und Reformirte, eingerichtet  
H h h  
tet

tet wurde, am Osterfeste 1804 die erste *gemeinschaftliche Communion* gehalten worden. V. *Recensionen liturgischer Schriften*. VI. *Reden und Formulare*. 1) *Taufrede bey einem außerordentlichen Fall*. — Bey der Taufe eines unehelich erzeugten Kindes, das in das Leben eingetreten war, ohne geboren zu seyn. Der *Kaiserschnitt* hatte es gerettet, aber der Mutter das Leben gekostet. Eine ansehnliche Gesellschaft von 50 — 60 Personen aus verschiedenen Ständen waren bey der Taufe als Zeugen zugegen. Herr Prediger *Wagnitz* verrichtete die Taufe, und hielt eine schöne zweckmäßige Rede, welche hier abgedruckt ist. 2) und 3) Ordnung des Gottesdienstes bey der Confirmationsfeierlichkeit in der St. Blasius-Kirche zu Quedlinburg, am grünen Donnesitag 1803. und 1804.

*Zweytes Stück*. I. *Ueber die Taufe, vom Herrn Feldprediger Janisch* etc. zu Potsdam. Wir zeichnen nur folgendes aus: Nach den geläuterten Begriffen, welche die verständigsten Lehrer der Protestanten jetzt von der Taufe haben, ist es gerade nothwendig, die Taufe der jungen Kinder bezubehalten. Was ist von den Vorschlägen zu halten, das man die Taufe des Sonntags an den nachmittäglichen Gottesdienst anschließen, oder wohl gar in jedem Monate einen Nachmittag bestimmen, und an diesem alle neugeborenen Kinder der Gemeinde öffentlich und gemeinschaftlich taufen möchte? Es wird von dem Vf. einleuchtend gezeigt, das diese Vorschläge wegen vieler damit verbundenen Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten nicht zu billigen seyn. Es ist am besten, wenn man die Taufe als einen für sich bestehenden Actus behandelt. Der Vf. ist sehr für die Haus-taufen, und glaubt, das die Taufhandlung gerade durch die Taufen in den Häusern gewonnen habe. Rec. ist ganz dieser Meinung. Wenn der Prediger die Verhältnisse der Familie kennt, und als Freund der Familie gilt; wenn in dem Kreise der Familie getauft wird — vielleicht in der Stube, in welcher die Mutter geboren oder getraut wurde: so sind dies lauter Umstände, welche der Taufe im Hause eine besondere Wirksamkeit geben. Auf diese und jene Verhältnisse kann man zwar noch Rücksicht nehmen, wenn die Taufe *einzel*n in der Kirche verrichtet wird; aber alle Möglichkeit, speciell zu seyn, fällt hinweg, wenn nur *gemeinschaftlich* getauft werden soll. II. *Fragmente über Einrichtung der Kirchengebete*. An den Herausgeber des *liturgischen Journals*, von dem Hn. D. *Wolfrath*. Einige Gedanken von dem Zweck der Kirchengebete nach der Predigt auf der Kanzel, und der *Form*, welche sie zur Erreichung dieses Zwecks haben müssen. Das Kirchengebet immer bis ans Ende der Predigt zu verschieben, scheint dem Vf. weder *nothwendig* noch *zweckmäßig* zu seyn; er hält es für besser, wenn es *vor* dem Anfange der Predigt gelesen wird, weil da der Geist durch den Gesang gerade am meisten zum Gebete gestimmt ist (wenn nämlich, wie der Vf. voraussetzt, nicht immer dasselbige Lied abgeleyert wird); da hingegen die Andacht durch das anhaltende kältere Nachdenken,

mit welchem man dem Vortrage des Predigers folgte, vermindert wird. Hiebey wird vorausgesetzt, das der Prediger sich einer schon eingeführten verbesserten Agenda, oder wenigstens einer unter den andern wo eingeführten bedienen dürfe, damit er dasjenige Gebet auswählen könne, welches auf seine abzuhandelnde Materie den nächsten Bezug hat. Aber alle Andacht würde wegfallen, und die Zuhörer würden nur lange Weile haben, wenn, wie in Kurfürstlichen Jahr aus Jahr ein, an Festtagen, wie an den gewöhnlichen Sonntagen, Vor- und Nachmittags das nämliche, noch außer dem viel zu lange und die Andacht ermüdende Gebet hergelesen werden müßte. — *Vor* der Form der Gebete einige gute Bemerkungen. III. *Liturgische Correspondenz*. 1) Eine ausführliche und vollständige Beschreibung der sogenannten *großen Bischofsweihe*, welche in der Kirche zu U. L. Fr. zu Kopenhagen auf Himmelfarth 1804. vor sich gieng. In den *neuen theologischen Annalen* ist sie nur im *Auszuge* mitgetheilt worden. Man nannte diese Feierlichkeit in den dänischen Blättern die *große Bischofsweihe*, weil kein früheres Beyspiel bekannt ist, das jemals *fünf Bischöfe zugleich* wären ordinirt worden: 2) Der Einsender dieses Aufsatzes wünscht zu erfahren, ob man an das Consistorium zu Magdeburg welches über die liturgischen Gebräuche und Einrichtungen in den verschiedenen Kirchen des Herzogthums Bericht forderte, auch über die *Bilder, Gemälde, Statuen*, in den Kirchen berichtet habe. Es werden mit unter fürchterliche Carricaturen in ihnen aufgestellt oder aufgehängt gefunden. Der Einsender sah in einer Kirche ein großes Crucifix aufgestellt, woran ein sehr verzerrter Christus hieng, dem man statt des Nabels und an dessen Stelle einen leuchtenden Stein eingesetzt hatte; in einer andern Kirche eines benachbarten Dorfes fand er den Altar mit weiblichen Figuren umgeben, deren große, herabhängende Brüste einen sehr ekelhaften Anblick gewährten. Solche Bilder und anstößige Abortus der Bildhauerkunst sollte man doch wohl, wo möglich, *ohne Geräusch* aus den Kirchen wegbringen lassen. IV. *Liturgische Nachrichten*. 1) Nekrolog 1804. 2) Vermischte Nachrichten. Wir zeichnen nur die einzige Merkwürdigkeit aus, das der St. Petersburgische Kaufmann, Alexis Drudinskoi, ein leidenschaftlicher Liebhaber der russischen Kirchenmusik, vor kurzem mit einem ansehnlichen Aufwand von Kosten und Zeit, ein *Sängerchor* zusammengebracht hat, welches nach dem Urtheil der Kenner jetzt eines der vollkommensten in Petersburg ist. V. *Recensionen liturgischer Schriften*. VI. *Reden und Formulare*. 1) *Versuche, die Populations- und Mortalitätslisten zum liturgischen Gebrauch einzurichten*. *Schatter* machte einmal am Neujahrstage das gewöhnliche Verzeichniß der Geborenen, Verheiratheten, Communicanten und Verstorbenen in seiner Gemeinde zum Text und paränerte darüber vortreflich. Hr. Präpositus *Mantzel* versichert, er habe schon von 1782. an, als dem Jahr, in welchem er zum erstenmal den Anfang eines Kirchenjahrs als Prediger feyerte, die Aufmerksamkeit seiner Ge-

neinde bey der Ablefung dieses Verzeichnisses auf fruchtbare Ideen zu leiten gesucht. Einige Versuche, wie er sie in den letzten Jahren seines Predigtamts vor seiner jetzigen Gemeinde gefasst hat, hat er dem Herausgeber dieses Journals zum Einrücken in dasselbe eingeschickt. Hier ist nur ein Versuch, welcher Beyfall verdient, abgedruckt. Die Fortsetzung soll folgen. 2) *Beschreibung des Gottesdienstes am Aernte-Dankfeste* 1804. in Altenburg, von Hn. Schuderoff. Die ganze Feyerlichkeit muß erbaulich und rührend gewesen seyn. 3) *Liturgie bey der Semifecularfeyer des würdigen Schullehrers Schauszils* zu Mönchpfeffel, von dem dasigen Prediger Wokenius. 4) Taufreden. Eine derselben ist von Hn. Wilmsen, bey der Taufe eines Kindes, dessen Mutter nach 14jährigem Ehestande zum erstenmal gebar, gehalten worden. 5) Kürzere Taufreden, von Hn. Kapcke. 6) Zwey Reden bey Haustrauungen. a) Bey der Trauung eines Paares, welches am sogenannten *silbernen Hochzeitstage* der Aeltern der Braut; b) eines Paares, welches am *Geburtstage des Vaters der Braut* kopulirt wurde. Von dem Hn. Prediger von Gehren. 7) Trauungsrede. Von Hn. Kirchenrath Lang. 8) Gebet an Communiontagen, von Hn. D. Wolfrath. Alle diese Aufsätze waren des Drucks würdig, und wir wünschen dem würdigen Herausgeber mehrere solche Beyträge.

LEIPZIG, b. Gräff: *Ueber die Krankencommunionen*, mit besonderer Hinsicht auf ihre Mißhandlung und Schädlichkeit. 1803. 126 S. 8. (8 gr.)

Was der Vf. hier auf 126 Seiten sagt, hätte er leicht auf 26 sagen können, wenn er nicht das allgemein bekannte wiederholt hatte, strenge bey seinem Thema geblieben, nicht hie und da zu geschwätzig worden und in den ascetischen Ton gefallen wäre. Doch wird das Büchelchen für manche recht nützlich werden, und dazu beytragen können, eine richtigere Ansicht vom Abendmahl und von Krankencommunionen insonderheit zu befördern. Nachdem der Vf. (S. 20 — 45.) von den Zwecken der Abendmahlsfeyer überhaupt geredet hatte, beantwortet er zuerst die Frage: Worauf gründet sich diese Art gottesdienstlicher Andachtsübung (der Krankencommunion) oder, wo findet man ihren Ursprung, und wie verhält sich mit ihrer Geschichte? Durch Wiederholung des gewöhnlichen aus den christlichen Alterthümern, welches man meistens in der (übrigens nicht sehr viel bedeutenden) kleinen Schrift von *Becher*: über die Privatcommunion der Gefunden und Kranken (Halle 1784.) und andern weit gedrängter und auch wohl pragmatischer gesagt findet. Die zweyte Frage: Was ist oder was soll eigentlich der wahre Zweck der Krankencommunion seyn? beantwortet der Vf. (S. 75 f.) dahin: sie soll ein Erinnerungs - Erweckungs - Aufmunterungs- und vorzüglich Beruhigungsmahl seyn. Bey der Beantwortung der dritten Frage: (S. 81.) Werden die Krankencommunionen so zweckmäfsig gehalten, wie sie sollten? findet man eine Menge längst

bekannter, aber auch gerechter Klagen über den Mißbrauch der Krankencommunionen, und über den Nachtheil, den diese mit sich führen können. Nur in dem, was über die *physische* Schädlichkeit derselben gesagt wird, scheint der Vf. den Punkt nicht ganz getroffen und die Sache wenigstens sehr übertrieben zu haben. Er sucht diese Schädlichkeit in dem Genuß des Weins, und meynt, daß auch nur ein paar Tropfen besonders des Weins, wie er gewöhnlich gegeben wird, den Tod beschleunigen, und daß *jährlich viele Tausende* durch diesen gemordet werden!! — daß heißt denn doch wohl die Sache übertreiben, wenns auch schon vor ihm der Vf. des Buchs *der Waldheime* oder ein anderer gesagt haben sollte. Sollen Krankencommunionen je physisch nachtheilig werden, so ist der Grund davon, so weit Rec. als Nicht- Arzt darüber urtheilen kann, gewiß mehr in den dabey gebrauchten Vorstellungen des Predigers und in den dadurch verursachten heftigen Gemüthsbewegungen des Kranken, als in dem wenigen Wein zu suchen, den man ihm giebt, gesetzt daß dieser auch wirklich schlecht seyn sollte. Auch scheint der Vf. die Aerzte für zu furchtsam zu halten, wenn er meynt, daß diese bis dahin nur deswegen nicht laut ihre Stimme gegen Krankencommunionen erhoben, weil sie die Zionswächter unter den Predigern zu sehr gescheut hätten; diese möchten sie wohl nicht sehr in unsern Tagen fürchten, wie denn dies auch die den Doctordisputationen angehängten Thesen mancher Universitäten bezeugen: denn gemeinlich ist eine dieser gegen den Krankenbesuch der Prediger gerichtet — ein Beweis, daß sie das physisch-schädliche mehr in dem geistlichen Drängen und Treiben der Prediger am Krankenbette, als in den Paar Tropfen Wein suchen, der den Patienten gereicht wird. — Ueberhaupt würde das Büchelchen zwanzig Jahr früher mehr zeitgemäfs gewesen seyn; denn wir haben doch jetzt in der That nicht mehr so sehr gegen Krankencommunionen zu eifern nöthig, da, so wie überall die Abendmahlsfeyer auch unter den Gefunden sehr abnimmt, sie auch bey Kranken, wenigstens in der Gegend, wo Rec. lebt, sehr selten wird. Doch wollen wir damit gar nicht leugnen, daß auch von den Wenigen, die noch etwa auf dem Siechbette das Abendmahl verlangen, Mißbrauch damit getrieben werden kann, und daher dem Prediger noch immer Winke zum zweckmäfsigen Benehmen bey dem Ansuchen des Kranken nöthig sind, die er denn hier besonders auf den letzten Seiten des Büchelchens findet.

### SCHÖNE KÜNSTE.

ALTENBURG, b. Seidler: *Scenen der Erhöhung, oder die Mannichfaltigkeiten der bekennenden Liebe*; mit pragmatischen Bemerkungen. 1801. 390 S. 8. (1 Rthlr.)

Wenn dieses Buch auch nur die Hälfte von demjenigen bewirkte, was es, laut der Vorrede, zu bewir-

wirken bestimmt ist, so würde es zweifelsfrey zu den nützlichsten Producten der deutschen Schriftstellerey gehören. Man höre nur des Vfs. eigne Worte: „Es gelte dieses Buch dem Interesse der reinern, höhern Liebe! Es werfe sich der Wollust, der Verführung und der schlechtern Lectüre mit Ernst und mit Satire (?) in den Weg; es werde in der Hand des am Scheidewege stehenden Jünglings, der wohlwollende Händedruck des vieljährigen Freundes, der ihn aufrecht hält auf der Bahn, wo Tugend und Liebe zum sanften Vereine sich erheben; es halte dem Mädchen, das eben an Eitelkeit, Schmeicheley und geheime Verführung die Glückseligkeit seiner ganzen Zukunft verrathen will, das Bild des unwürdigen Geliebten mit der Flammenschrift vor: *er ist dein Verführer* und der Räuber deines Friedens. Das unbeforgte Mädchen bebe zurück, und rette seine gefährdete Unschuld“ u. s. w. — Und womit will denn der Vf. dies alles bewirken? Dadurch, daß er aus einigen Werken der neuern Lectüre Scenen der erhörten, oder ihrer Erhöhung nahen Liebe heraushebt, sie mit Anmerkungen begleitet, und so zu zeigen sucht: was in ihnen gut, nicht gut, getroffen, verfehlt, moralisch, wollüstig, nützlich und schädlich sey.

Dieses Vorhaben mag, in gewisser Rücksicht betrachtet, löblich seyn. Aber warum der Vf. — angenommen sogar, wiewohl noch nicht zugegeben, daß es ihm ganz geratheu wäre! — grade einen so gewaltigen, allgemeinen Nutzen davon erwartet, will uns nicht einleuchten. Fürs Erste bleibt immerhin die Frage: Sind denn jenen Autoren, aus deren Romanen unser gegenwärtiger Schriftsteller die Bruchstücke aushebt, ihre Schilderungen so ganz, so fleckenlos gelungen, daß man sie für Gemälde der Natur selbst ausgeben kann? Und wahrlich, das sind einige gar nicht. Von dem Einen sagt der Vf. S. 84. selbst: „Wie wenig Natur herrscht in seinen Schilderungen: wie zusammen gebettelt sind die einzelnen Partieen seiner Gruppen!“ — Warum nimmt er denn aber solche Passerino's-Gemälde auf? Man sehe nur überhaupt die Wahl, die er trifft, und man wird von seinem Geschmack einen bedeutenden Wink erhalten. Seine Scenen sind aus *Iflands Mündern* und *Dienstpflicht*, aus den *schwarzen Brüdern*, aus den *zwey ungleichen Brüdern* (gedruckt zu Schilda 1798.), aus *Angelo*, *Marquis von Mazzini*, aus *Saladin*, aus *Sintenis Robert und Elisa*, aus den *Bildern der Liebe*, aus den *Erotischen Schwänken*, aus *Kozzebue's Kind der Liebe*, *Schillers Fiesko*, *Lafontainens Herrmann Lange*, und *Kofegartens Gedichten*. Welch ein drollichtes Gemisch! Welche elende Scribler in der Nachbarschaft von unsern besten Köpfen! Wenn der Vf. bloß Proben hätte geben wollen: auf wie verschiedne Art die Scenen der Erhöhung von Schriftstellern dargestellt, wie sie oft treffend gemahlt, oft gänzlich

verfehlt worden, so möchte ein solcher Mißgeschmack noch gelten; da es ihm aber hier (wenigstens seiner Versicherung nach) um die Abweichung im Stoffe selbst zu thun ist, wie kann er es auf diese Art bewirken wollen? Zweytens, wie lächerlich — oder vielmehr wie unbesonnen ist es, in ein Werk, das auf moralische Bildung, auf Warnung gegen Wollust abzweckt, Bruchstücke aus so schamlosen Werken, wie die *schwarzen Brüder*, *Angelo* und vorzüglich die *erotischen Schwänke* sind, hier aufzunehmen? War es sein Ernst: daß er vor Unflätereien dieser Art einen Abscheu erzeugen wollte, so gehört das Mittel, das er dazu wählte, unter die unglücklichsten, und alle die Beynamen von ekelhaft, grobfinnlich, empörend u. s. w. werden die Empfindung kaum verlöschen, die in den Herzen mancher Leserin bey der Geschichte der schönen Luise und des standhaften *Andreas* (S. 278 — 299.) entstanden seyn dürften. — Auch in den Bemerkungen selbst, die der Vf. hinzufügt, haben wir zwar viel poetische Prosa, viel tönendes Pathos, aber desto weniger feine, treffende Beobachtungsgabe, und am allerwenigsten etwas Neues, und dem Vf. ausschließend-eigenes gefunden. Er gesteht selbst an mehrern Orten seine Jugend, seine Unbekanntschaft mit der Verführung — wir wollen ihm gern dieselbe auf sein Wort glauben, wollen ihm Glück dazu wünschen; aber dann sollt' er doch auch nicht mit solcher gewaltigen Selbstzuversicht Vorschriften ertheilen und über Gegenstände sprechen wollen, die er aus der Erfahrung nicht kennt. Wegweiser, welche von Ländern und Gegenden, wodurch sie selbst nicht reisten, die kleinsten Fußsteige und Pfade uns vorzeichnen wollen, können nur Mitleid oder Unwillen erregen.

LEIPZIG, im Compt. für Literatur: *Meßgeschenk für die elegante Welt*, von A. Frhn. von Seckendorff. Erste Messe. 1802. 318 S. 8. (1 Rthlr.)

Geist- und farbenlose Bilder in abgenutzten Rahmen, mittelmäßige Verse mit gemeiner Prosa gemischt, langweilige Satiren, und stumpfe Einfälle — dieß ist im Ganzen der Inhalt dieses Taschenbuches. Das Beste darin möchte etwa die *Liebeserklärung eines Entomologen* seyn; das Schlechteste, das Schreiben über einen Vorfall an einer *table d'hôte*: wie wohl sich an dieses so viele ähnliche Auflätze drängen, daß wir mit niemanden streiten wollen, der etwa einem andern Stücke den Anspruch der höhern Schleichheit gönnen wollte. Wir wissen nicht, ob diesem ersten Meßgeschenke noch mehrere ähnliche gefolgt sind; aber wir hegen die gute Meinung von der eleganten Welt, daß sie dem Geber, wie *Cleante im Avare*, mit einem *je n'ai que faire de vos dons* — antworten werde.

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. May 1805.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Ohne Angabe des Druckorts: *Modestins Sechzig Gedanken über den Entwurf zu einer neuen Gerichtsordnung für die kursächsischen Lande*, herausgegeben für die nicht churfürstlichen Lande, welche auf den Nasciturus warten, um ihn zu adoptiren. 1804. 92 S. 8. ohne den Vorbericht. (9 gr.)

In sechzig Paragraphen trägt der Vf. seine Erinnerungen über folgende sieben Gegenstände vor: über das Ermessen des Richters, worauf der Entwurf der neuen kursächsischen Gerichtsordnung oft hinweist; über die Fatalien- Restitution; über die vielen dem Richter und den Advocaten angedrohten Strafen; über das schriftliche Einschicken der Sätze im Gericht; über die Eides- Delation bey der activen Legitimation zur Sache; über die Eides- Delation bey der Spolienklage; und über die *Exceptio non numeratae pecuniae*. Den Beschluss macht der Wunsch, daß nach dem Beyspiele des preussischen Staats in Kurachsen ein eigenes vaterländisches Gesetzbuch ausgearbeitet und an die Stelle der fremden Rechte gesetzt werden möge.

Die Erlassung einer neuen Gerichts- Ordnung hat nicht nur für dasjenige Land, für welches dieselbe bestimmt ist, sondern auch, in so fern die Verwaltung der Gerechtigkeit und die Einrichtung der Gerichte eine der wichtigsten Angelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft ist, für alle Freunde des Rechts und der Wahrheit das größte Interesse. Rec. hofft daher, durch eine ausführliche Erörterung der angezeigten Gegenstände den Lesern dieser Blätter keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, und legt zugleich mit der Prüfung und Beurtheilung der angezeigten Schrift der erleuchteten kursächsischen Gesetz- Commission seine eigene Ansicht der Sache bescheiden vor, indem ihm bekannt ist, was auch ganz Sachsen, was ganz Deutschland weiß, daß die preiswürdige kursächsische Regierung, von dem Geiste des gerechten, weisen und wohlwollenden Kurfürsten befeelt, allem, was zur Wohlfahrt des Landes und seiner Bewohner beytragen kann, unverwandt ihre Aufmerksamkeit widmet.

I. Der Vf. tadelt es, daß in dem Entwurf zu der neuen kurs. G. O. manches dem richterlichen Ermessen überlassen wird, indem er sich darunter nichts anders als bloße Willkür (*libido*) vorstellt. — Die kurs. n. G. O. beruht, wie Rec. an einem andern Orte in diesen Blättern gezeigt hat (Jahrg. 1803. Nr. 268.) auf einer Basis, welche zwischen dem gemeinen und

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

dem preussischen Process das Mittel hält; jedoch ist, um uns des Gönnerischen Ausdrucks zu bedienen, die Verhandlungs- *Maxime*, verbunden mit dem Grundsatz, daß dem Richter das *Directorium des Processus* im weitesten Sinne zustehe, das herrschende und vorwaltende Princip: *Es gibt aber mehrere Fälle, in welchen der Grundsatz des Untersuchungs- Processes: Alles von Amts wegen, eintritt; und das ist besonders in denjenigen Verhältnissen und gerichtlichen Handlungen der Fall, wo das Gesetz das richterliche Ermessen eintraten läßt.* Nicht daß durch den Ausdruck richterliches Ermessen die blinde Willkür sanctionirt worden wäre; nein, der Richter muß in solchen Fällen von Amts wegen procediren, ohne an das Vorbringen der Parteyen genau gebunden zu seyn; er muß von Amts wegen diejenigen Merkmale auffuchen und mit dem Gesetze vergleichen, die auf die Entscheidung Einfluß haben. Jedes richterliche Urtheil ist eine Folge der Ueberzeugung, daß die von dem Gesetze vorausgesetzten Merkmale wahr seyn, und mit dem Gesetze übereinstimmen. Die Mittel, wodurch jene Ueberzeugung hervorgebracht werden soll, brauchen in den dem richterlichen Ermessen anheim gestellten Fällen nicht nothwendig von den Parteyen an- und ausgeführt zu werden, sondern der Richter muß sie selbst herbeyschaffen, wobey er nur die Einschränkung zu beobachten hat, daß er Dinge, welche auf seiner bloßen Privatwissenschaft beruhen, und wozu die Acten keine Anleitung geben, nicht als Gegenstände der Instruction betrachte. Rec. will einige der vorzüglichsten Fälle, jedoch nur aus dem ordentlichen Process, zur Erläuterung seiner Bemerkungen anführen:

Im Tit. I. §. 12. n. 4. heist es: „In wie fern in Civil- Sachen Handlungen, bey welchen der nicht verpflichtete Officiant registirt oder sonst expedirt hat, oder als Beyfitzer gegenwärtig gewesen ist, als schlechterdings nichtig zu cassiren seyn, oder bey Ermangelung anderer Beweismittel, nach vorgängiger eidlicher Versicherung desselben — dennoch als gültig angesehen werden und bestehen mögen, oder in wie fern, wenn der Mangel der Verpflichtung erst nach dessen Tode sich veroffenbaret, oder dessen Aufenthalt unbekannt ist, derjenige, welcher sich auf eine Handlung gründet, bey welcher der unverpflichtete Officiant concurrirt hat, zum Erfüllungs- oder dessen Gegendheil zum Reinigungs- Eide zuzulassen sey; solches bleibt dem richterlichen Ermessen nach den bey der Sache vorkommenden Umständen heimgestellt. „Dieses Ermessens aber kann sich derjenige Richter, welcher auf irgend eine Art dabey interessirt ist, niemals selbst anmassen, sondern

dem er muß deshalb rechtliches Erkenntniß einholen.

Wenn Rec. eine solche Acte zum Referiren erhielte, so würde er in der Vorschrift des Gesetzes folgende Disposition erblicken. 1) Es ist zuvörderst Rücksicht darauf zu nehmen, ob die gerichtliche Handlung sonst mit der gehörigen Legalität vollzogen worden sey; oder nicht? im letztern Falle ist sie nichtig. — 2) Im erstern Falle ist wiederum zu unterscheiden, ob der nicht verpflichtete Officiant noch am Leben und sein Aufenthalt bekannt sey oder nicht? Ist jenes, so muß dessen eidliche Versicherung, daß er das in Frage befangene Geschäft gewissenhaft und eben so als wenn er dazu verpflichtet gewesen wäre, verrichtet habe, nachkommen; wobey jedoch zugleich darauf Rücksicht zu nehmen ist, wie viel außer dem noch in dieser Sache von dem einen oder dem andern Theile ausgeführt worden. Hätte derjenige, welcher sich auf jene Handlung gründet, für sich einige Momente mehr anzuführen, der Gegentheil aber auch einiges, das jedoch an sich keineswegs mehr Gewicht hat, als jene Momente, so muß annoch auf den Erfüllungseid erkannt werden. — 3) Wenn des Officianten eidliche Versicherung nicht nachgebracht werden kann, so ist lediglich darauf zu sehen, was für rechtliche Gründe und Vermuthungen für den einen oder den andern Theil streiten. Im zweifelhaften Falle bewirkt das von dem nicht verpflichteten Officianten Verrichtete so viel, daß wider den Gegentheil eine Vermuthung bis zum Reinigungs-Eide entsteht. Hat aber derjenige, welcher sich auf jene Handlung gründet, sonst noch mehr für sich anzuführen gewußt, so findet der Erfüllungseid statt.

Mit Unrecht würde man der oben gedachten Disposition der neuen kurf. G. O. den Vorwurf machen, daß dadurch die blinde Willkür functionirt sey, um so mehr mit Unrecht, da derjenige Richter, welcher auf irgend eine Art dabey interessirt ist, niemals selbst in der Sache sprechen darf.

„Nach der Verordnung des Ilten Tit. §. 9. n. 4. soll in dem Falle, wenn ein Advocat das empfangene Geld seinem Clienten länger, als das Gesetz erlaubt, vorenthalten hat, der Richter nach den Umständen *ermessen*, ob er strafbar sey oder nicht?“ Hier ist eben so wenig von blinder Willkür die Frage. Nach dem §. 10. desselben Titels und nach Tit. V. §. 8. n. 2. ist es dem obrigkeitlichen *Ermessen* überlassen, zu urtheilen, welche Ursachen erheblich genug seyen, um das Patrocinium seinem Clienten aufzufagen.

„In den Fällen, da es erlaubt ist, mehrere Klagpunkte in Einerley Klagschrift vorzubringen, bleibt es dem richterlichen *Ermessen* anheim gestellt, wenn die zu große Weitläufigkeit leicht Verwirrung verursachen könnte, diesen oder jenen Punkt zu trennen und besondere Acten anzulegen.“ (Tit. VI. §. 8. n. 4.)

Der Richter soll nach den Umständen *ermessen*, ob die Parthey oder ihr Advocat einer Gefährde sich verdächtig machen, und ihnen einen Eid vor Gefährde

leisten lassen; z. B. Tit. XV. §. 17. n. 3., wo die Umstände selbst angeführt werden, auf welche Rücksicht zu nehmen ist, wenn nämlich die Edition der Urkunden bey vielen, verschiedenen, insonderheit auch bey ausländischen Personen gesucht, und hinlänglicher Grund zur Vermuthung, daß sie bey ihnen angetroffen werden können, nicht angeführt würde, und daher Verdacht geheimer Verzögerung der Sache entstände. — Eine ähnliche Verordnung enthält der Tit. XVI. §. 7. für den Fall, da weit entfernt Zeugen angegeben worden sind. (Im allgemeinen verordnet Tit. XVII. §. 6. und der XXXVte Titel das Nöthige über den Eid vor Gefährde.) — In dem XV. Tit. §. 27. n. 11. kommt der Fall vor, da zu Abwendung der Diffession einer Urkunde Zeugen abgehört worden, und eine Parthey verlangt, daß der Rotul alsbald zu den Acten gebracht, ein Verfahren deshalb gestattet, und darüber, in wie fern die Diffession für zulässig zu achten sey, oder nicht, erkannt werden möchte: Dem richterlichen *Ermessen* ist es überlassen, dem Gesuche zu willfahren oder es abzuschlagen. *Zugleich* sind aber dem Richter die *Momente* angegeben, auf welche er Rücksicht zu nehmen hat. (Denn in der Regel bleibt dieser Punkt bis zu dem Hauptverfahren und der Definitiv-Sentenz ausgesetzt.) — Derjenige, welcher eine Urkunde zu ediren schuldig ist, und wünscht, daß dieselbe nicht nach ihrem ganzen Inhalte bekannt werde, kann den Richter bitten, daß dieser selbst *ermesse*, welche Stellen der Urkunde eigentlich nur wesentliche Umstände betreffen. (Tit. XV. §. 29. n. 1.) Im Tit. XVII. §. 8. n. 7. wird der Richter autorisirt, in der Eidesformel die auf die Entscheidung der Sache offenbar keinen Einfluß habenden Umstände zu übergehen. In diesem Falle könnte es den Anschein haben, als sey seinem *Ermessen* ein zu weiter Raum gelassen; allein es ist hier von dem *erkennenden* Richter die Rede, welcher in der Sentenz die Eidesformel vorschreibt, und also nach Anleitung des Vorbringens der Parthey in den Acten die Formel abfaßt. Dagegen sind durch den Tit. XXI. §. 6. dem Richter die bestimmtesten Vorschriften gegeben, damit keine Abänderung der Eidesformel willkürlich, und ohne die Parthey gehört zu haben, beliebt werde.

Rec. hat die Fälle, in welchen nach dem Entwurf der neuen kurf. G. O. das richterliche *Ermessen* eintritt, sorgfältig gesammelt, um die Leser selbst urtheilen zu lassen, ob das neue Gesetz die Unterthanen der Gefahr des richterlichen Despotismus aussetze oder nicht? Zwey Hauptfälle bleiben noch übrig zur besondern Erwähnung. Sie sind: der Fall, wenn die Compensation der Kosten eintritt, und der Fall, wo die Fatalien-Resitution ertheilt werden soll. So vortrefflich beide Punkte durch die neue Gerichtsordnung bestimmt worden sind: so dürften sie doch noch hin und wieder eine nähere Decision erwarten, obgleich nicht zu läugnen ist, daß besonders in der Lehre von der Compensation der Kosten das *Arbitrium judicis* nie ganz ausgeschlossen werden kann. Doch stellt das neue Gesetz in dem einen so wie in dem

dem andern Falle die *Principien* auf, wornach der Richter zu erkennen hat. Was insbesondere die Fatalien - Restitution anlangt, so kann der Unterthan um so mehr eine unparteyische und gründliche Resolution erwarten, da der Ober-Richter allein das Recht hat, über dieses Gesuch zu entscheiden. Und sollte auch dieser in der Bestimmung der Geldstrafe, die allerdings ganz dem Arbitrium überlassen ist, zuweilen eine übergroße Strenge ausüben: so trifft doch der Nachtheil nicht die Hauptsache selbst, und wird nicht leicht von so großer Erheblichkeit seyn, da das Maximum der Geldstrafe einhundert Reichsthaler ist.

II. So oberflächlich die Erinnerung des Vfs. über das richterliche Ermessen ist, eben so wenig gründlich drückt er sich über die in dem neuen Gesetz dem Richter und den Advocaten, wegen einer Uebertretung ihrer Pflicht angedrohten Strafen aus. Ohne in das Specielle einzugehen, in welchem Falle ihm die Strafe unzulässig oder zu hart zu seyn scheine, spricht er seinen Tadel nur durch ein allgemeines Urtheil aus (§. 6.).

III. Die von dem Vf. gegen die Fatalien - Restitution gemachten Erinnerungen bedürfen einer mehrfachen Berichtigung. Wie unpassend ist der Ausdruck: daß die Fatalien - Restitution verkauft werden solle, weil der Impetrant eine gewisse Geldstrafe zu entrichten hat. Eben so müßte man jede Geldstrafe — und Geldstrafen sind in sehr vielen Fällen sehr zweckmäßige Zwangsmittel in der bürgerlichen Gesellschaft — eine Verkaufung der Gerechtigkeit nennen! Der Vf. sagt ferner: „sobald der Kläger am Beweise sich veräuerte, ohne den Ungehorsam im Wege Rechts abblehnen zu können, habe ich ein *ius quaesitum* an der *absolutoria*; mit welchem Rechte mag nun der Oberrichter mit meinem *jure quaesito* umgehen, als wäre es das seinige? Mit welchem Rechte mag er meine *jura* an den Gegner um 20 — 100 Rthlr. ablassen?“ — Dies ist ein sehr falsches Argument. Denn durch die Fatalien - Restitution ist ja eben die vorige Strafe des Ungehorsams abgeschafft, es wären denn besonders erhebliche Umstände vorhanden, wegen deren der Implorant nicht gegen das abgelaufene fatale *resistit* werden darf. Da ich nun nach dem neuen Gesetz kein *ius* habe, sofort zu verlangen, daß ich wegen des Verfaumnisses meines Gegners sogleich absolvirt werde, so kann auch nicht von Ueberlassung meines Rechts an den Gegner für den Preis von 20 bis 100 Rthlr. die Rede seyn.

Ueberhaupt ist ja ein Proceß kein Wettkampf, in welchem es darauf ankommt, wer den andern überlisten und ihm das *praevinire* spielen könne, sondern das Recht und die Gerechtigkeit der Sache selbst sollen entscheiden. Der Verlust meines Rechts, oder die Condemnation in eine ungerechte, falsche und ungegründete Forderung bloß deswegen, weil ich nicht zu einer bestimmten Frist mit meinem Beweise einkam, ist an sich wider das Naturrecht; allein es war nöthig im Staate, eine Maßregel zu ergreifen, *ne lites fierent immortales*. Man erfand die Lehre von

der *Contumacia*. Ihre nicht zu verkennenden Härten zu vermeiden, die bürgerliche Rechtspflege dem Naturrechte näher zu bringen, jedoch aber die Mißbräuche zu verhüten, und auf eine billigere Weise denselben Zweck, welcher bey den Gesetzen von der *Contumacia* beabsichtigt wurde, zu erreichen, das ist der Grund, auf welchem die Verordnung von der Fatalien - Restitution beruht, der Gesichtspunkt, aus welchem sie zu betrachten ist.

Der Vf. sagt S. 11.: „Aus Gefährde veräuert sich niemand.“ Allein es giebt allerdings proceßsüchtige Parteyen sowohl als Anwälder, welche, besonders wenn sie wissen, daß sie nur eine Geldstrafe von 20 bis 100 Rthlr. zu befürchten haben, die Termine hinterziehen, um ihren Gegner so lange als möglich aufzuhalten und den Proceß, sey es auch auf ihre eigene Kosten, zu verschleifen.

Der Vf. sagt: Beym Lichte befehen, ist also die eigentliche sächliche *poena contumaciae* ganz aufgehoben. Dies ist wieder in der Art, wie sich der Vf. ausdrückt, eine ganz unrichtige Behauptung. Hat er denn die Verordnung des VIII. Tit. §. 4 n. 2. vergessen, nach welcher der Richter verpflichtet ist, vom Amte wegen auf die Strafe des Ungehorsams zu erkennen, wenn auch keine Ungehorsamsbeschuldigung vorhergegangen wäre. Nur unter der Voraussetzung, daß die Partey die mit so vielen beschwerenden Bedingungen verbundene Fatalien - Restitution wirklich sucht und erhält, wird die Strafe des Ungehorsams wieder aufgehoben. Endlich findet dieses Rechtsmittel nur einmal in Einerley Falle Statt.

Der Vf. will die Geldstrafen dem Gegentheil zusprechen; nach der Meinung des Rec. mit Unrecht. Die Rechtspflege durch niedergesetzte Gerichte ist ein Institut des Staats. Der Bürger hat das Recht zu verlangen, daß Anstalten vorhanden sind, um ihm zu seinen Gerechtsamen zu verhelfen, oder um ihn gegen ungegründete Ansprüche zu schützen, und zwar schaden- und kostenfrey, in so fern er wirklich Recht hat. Die Gesetze müssen diesem Zwecke gemäß eingerichtet seyn; sie können ihm aber nicht für den Erfolg einstehen, welcher von dem doppelten Umfange abhängt, ob der verletzte Theil sein Recht und die Größe seines erlittenen Schadens werde beweisen können, und ob sein Gegner werde *solvendo* seyn. Der Staat hat ein Interesse dabey, daß seinen zu Erreichung jenes Zwecks getroffenen Anstalten der nöthige Respect erwiesen und die gegebenen Vorschriften befolgt werden; dafür sind die processualischen Geldstrafen. Diese gehen den Unterthan nichts an. Er kann von seinem Gegner alle verursachten Schäden und Kosten im Wege Rechts fordern, allein auf jene Geldstrafen hat er kein Recht, und würde einen Vortheil verlangen, ohne dazu einen Titel zu besitzen. Die von dem Vf. zur Unterstützung seiner Meinung angeführte l. 39. D. *de receptis qui arbitrium*, gehört nicht hieher. Denn es ist daselbst die Rede von einer *conventionali* Strafe, welche die Parteyen unter einander ausgemacht haben. Wenn *poena ex compromisso committitur*, wie *Javolenus* sagt, so muß sie natürlich dem Gegen-



Gegentheile vermöge des Compromisses zu Theil werden. Noch weniger beziehen sich auf den gegenwärtigen Fall die l. l. 2. 6. 7. D. *quibus ex causis in possess.* und Nov. 53. c. 4. §. 1., wodurch gewisse Rechte zur Sicherheit des Gläubigers gegen böse Schuldner festgesetzt werden.

Wenn endlich der Vf. S. 13. voraussehen will, daß die Parteyen, besonders aber die Advocaten, sich lieber entschließen werden, „ihre Rechte für ein Billiges selbst zu verkaufen und den Gegner für die Hälfte des Preises *per compromissum in integrum* zu restituiren,“ so irrt er sich, und vergiftet, daß der Richter *ex officio* ohne vorhergängige Ungehorsamsbeschuldigung verfahren soll.

Rec. erinnert hierbey an den Zusatz, welchen er in Beziehung auf diese Verpflichtung in seiner Recension des Entwurfs der n. G. O. (im Jahrg. 1803. Nr. 268. S. 646.) gemacht hat, welcher die Beforgniß von Collusion der Advocaten noch mehr entfernt.

IV. Die *kurfürstliche neue G. O.* hat (Tit. IX. §. 1. n. 5.) erlaubt, daß die Sätze dem Richter oder einem Actuarus auch in ihre Privatwohnungen eingeschickt werden mögen. — Dies Verfahren greift unser Vf. mit vielen zum Theil sinnreichen, zum Theil spitzfindigen Gründen an, die vielleicht bey Lesern, welche die Sache nicht genau erwägen, Beyfall finden werden. Das Resultat seiner Bemerkungen ist: daß dadurch Betrügereyen sehr leicht ausgeübt werden können, und daß ohne große Mühe falsche Sätze unter erdichteten Namen untergeschoben werden würden. Allein Rec. glaubt, daß die von dem Vf. als gewiß vorausgesetzten Folgen entweder gar nicht vorkommen können, oder höchst selten vorkommen werden. Das untergeschobene Schreiben hat entweder die (nachgemachte) Unterschrift des Bevollmächtigten oder der Partey selbst, und entweder ist die Partey abwesend, oder am Orte des Gerichts gegenwärtig. Ist sie abwesend, so muß sie an dem Orte des Gerichts einen Bevollmächtigten zurücklassen. [l. Tit. VI. §. 12. n. 2. Tit. VII. §. 2. n. 3.] Von diesen, welche im Orte des Gerichts bekannt sind, wird keiner eine Betrügerey wagen, die so bald entdeckt werden müßte und hart bestraft werden würde. Kommt aber ein Schreiben mit der Post an, so muß es ja von dem Concipienten unterschrieben seyn. [l. Tit. II. §. 6. n. 1.] Welcher Advocat wird aber wagen, seinen Namen zu einer so leicht entdeckbaren Betrügerey zu leihen? Wäre indessen der Sache das Ansehen gegeben worden, als hätte die abwesende Partey selbst für nöthig erachtet, den Satz *directe* einzuschicken, so ist ja ihr Bevoll-

mächtiger noch vorhanden; dessen Mandat dadurch, daß der Client eine Handlung im Proceße selbst verrichtet hat, nicht erlischt [l. Tit. V. §. 9.], und der nur aus erheblichen Ursachen das Patrocinium auflegen darf [l. Tit. V. §. 8. n. 1 f.], dieser Bevollmächtigte, sagen wir, ist ja noch vorhanden, um den Betrug mit leichter Mühe und bald zu entdecken. Wenn also ja einmal dieser Betrug gespielet würde, so wird in der Sache selbst kein Präjudicium für denjenigen, dessen Name gemisbraucht worden ist, entstehen, und der einzige besorgliche Nachtheil der seyn, daß die Untersuchung des gespielten Betrugs den Fortgang der Sache selbst auf eine kurze Zeit hemmen wird.

Endlich scheint der Vf. vergessen zu haben, daß die persönliche Einreichung der Sätze im Gerichte durch die neue Verordnung nicht aufgehoben worden ist, daß dieses Verfahren vielmehr als die Regel nach wie vor besteht, und das Einschicken lediglich als Ausnahme erlaubt worden ist.

So wenig indessen Rec. die Ansicht des Vfs. zu der feinigen macht, so kann er doch aus andern Rücksichten den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Verordnung Tit. IX. §. 1. n. 5. so wie auch Tit. VI. §. 2. und Tit. IX. §. 1. n. 2. modificirt würde. Die Gerichtshöfe müssen billig dem Unterthan zu jeder Zeit offen stehen, und die Diener der Gerechtigkeit verpflichtet seyn, auch das mündliche Vorbringen anzuhören und zu registriren; wobey ihnen indessen nachgelassen bleiben kann, bey weitläufigen und verwickelten Sachen, ingleichen bey Personen, die eines deutlichen, mündlichen Vortrags ganz unfähig sind, sie zur schriftlichen Darstellung ihrer Gerechtfame und Beschwerden zu verweisen. — Auch ist die ordentliche Gerichtsstelle der eigentliche Ort, wo das Vorbringen angehört werden muß: und das Expediren in den Privatwohnungen hat manche Unbequemlichkeiten und Nachtheile. Nur Eine Ausnahme dürfte nöthwendig seyn, nämlich in Ansehung der nicht an dem Orte des Gerichts wohnenden Patrimonial-Gerichts-Verwalter, und bey Sachen, die keinen Verzug leiden. Durch diese Einrichtungen wird am besten das so nöthige Vertrauen der Unterthanen zu den gerichtlichen Behörden, und die eben so nöthige Ordnung, so wie ein gewisser Anstand, man könnte sagen, die Würde in dem Geschäftsgange erhalten, der Proceß aber selbst um ein Bedeutendes wohlfeiler werden, als wenn schlechterdings die Eingaben und Vorbringen schriftlich seyn müssen.

(Der Beschlufs folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. Jena, b. Göpferdt: *Statuten und Verzeichniß der Mitglieder der Herzoglichen Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena.* 1804. 8. (4 gr.) — Die bereits durch einen frühern Abdruck bekantnen Statuten nehmen 6, das Verzeichniß der Mitglieder 41 Seiten ein. Rec. wünscht, daß nur der zehnte Theil davon thätig seyn möge.

fürchtet aber, daß manche Granit von Kalkstein nicht unterscheiden können. Wenn man indess die Mitglieder nicht bloß als Kenner der Mineralogie wählt, sondern um sie durch das Diplom zu einer Beförderung der Zwecke der Gesellschaft zu vermögen, so läßt sich nichts dagegen sagen.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 22. May 1805.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Ohne Angabe des Druckorts: *Modestins Sechzig Gedanken über den Entwurf zu einer neuen Gerichtsordnung für die kursächsischen Lande u. s. w.*

(Befehlust der in Num. 138. abgebrochenen Recension.)

V. Unser Vf. erklärt sich aus wichtigen Gründen und mit Scharfſinn gegen das Verbot der *Eidesdelation über die active Legitimation zur Sache*, welches er in der neuen kursächſ. Gerichtsordnung Tit. XII. §. 4. findet. Wir wollen zuvörderſt einen Versuch machen, diese Verordnung nach dem wahren Geiſte und der eigentlichen Abſicht des Geſetzgebers zu erklären. Wir vergleichen nämlich den §. 3 und 4. des XII Titels mit einander, und finden hierin folgendes Resultat: der Kläger kann über seine Legitimation zur Sache sich der Eidesdelation nicht bedienen. Er muß eine ſummarische Beſcheinigung beybringen, und wenn diese einigermassen, aber nicht hinlänglich geführt worden iſt, ſo kann der Richter ihn einen Erfüllungseid ſchwören laſſen. Das was in §. 4. n. 1. bloß von der Beſcheinigung des Eigenthums verordnet wird, muß, nach des Rec. Meinung, auf die Beſcheinigung der activen Legitimation zur Sache überhaupt angewendet werden, indem aus der Verbindung beider Paragraphen 3 und 4. erſichtlich iſt, daß die andern Arten der Legitimation zur Sache nicht nach weſentlich verſchiedenen, ſondern nach denſelben Principien beurtheilt werden ſollen.

Die Frage, in wiefern ſich der Kläger, um ſeine Legitimation zur Sache darzuthun, der gewöhnlichen Beweismittel bedienen möge? ob die Eidesdelation zuläſſig ſey oder nicht? und wie überhaupt dieſer Punkt inſtruirt werden ſolle? iſt zu wichtig, als daß nicht Rec. dieſe Gelegenheit ergreifen ſollte, der preiswürdigen kursächſ. Geſetzcommiſſion ſeine Gedanken vorzulegen. Ueber den gegenwärtigen Gerichtsgebrauch in Kurfachſen führt Rec. den verehrungswürdigen Kind in ſeinen *quaestionibus forensibus* und ein *Responsum* der Leipziger Juristen-Facultät an, Jener ſagt im erſten Theil Cap. 24. von dem Appellations-Gericht: „*hodiernum in legitimations ad causam jurisjurandi et delationi et relationi locum concedit.*“ Ueber den Gerichtsgebrauch der Leipziger Facultäten heiſt es in dem 150ſten *Responsio*: *non concedendum esse actori, qui ut legitimations ad causam ex sua parte fidem faciat, adversario jurisjurandi conditionem offert: ut potius huic de ineptitudine excipiendi facultatem tribuamus. Simul tamen, quoniam haec, in quibus turpitudine nulla cernitur, ad jura partium pertinent omnino res non denegamus, oblatam (?)*

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

*sibi conditionem inveniendi adeoque vel accipiendi jusjurandum delatum vel ejus referendi, vel mediante probatione conscientiam liberandi.* Der Raum dieſer Blätter erlaubt dem Rec. nicht, ſeine Betrachtungen über dieſe Grundſätze hier mitzutheilen; er geht ſogleich zur Darſtellung ſeiner eigenen Anſicht der Sache über. Er würde die geſetzliche Vorſchrift ungefähr folgendergeſtalt abfaſſen: „1) Wegen der Legitimation zur Sache bedarf es keines förmlichen Beweiſes, ſondern nur einer ſummarischen Beſcheinigung, welche ſowohl directe durch Urkunden und durch Zeugen, und in dieſem Falle auch durch die eidliche Auslage eines vollgültigen Zeugen, als auch indirecte und künstlich mit Hilfe von rechtlichen Vermuthungen und richtigen Vernunftſchlüſſen und Folgerungen geführt werden kann. — 2) Der Richter hat die daraus entſtehende größere oder geringere Wahrſcheinlichkeit genau zu erwägen, und nach Befinden der Umſtände die Beſcheinigung für hinlänglich oder für nicht beygebracht zu erklären, oder einen nothwendigen Eid annoch aufzuerlegen. 3) Er ſoll übrigens den Legitimationspunkt als eine zu ſeiner Amtspflicht gehörige Handlung im Proceſſe betrachten, und ohne an das Vorbringen der Parteyen gerade gebunden zu ſeyn, das was zu Feſtſetzung dieſes Punktes erforderlich iſt, von Amts wegen anordnen. 4) Wäre aber der Fall ſo geeignet, daß diejenigen Punkte, wegen deren der Beklagte dem Kläger die Einrede der ermangelnden Legitimation zur Sache entgegengeſetzt hätte, eigentlich zur Hauptſache und zum Hauptbeweiſe gehörten, ſo iſt die Eidesdelation den Parteyen erlaubt, in ſo weit, als dieſes Beweismittel überhaupt dem Tit. XVII. zufolge zuläſſig iſt.“ — Hier des Rec. Gründe. Es iſt nicht zu läugnen, daß man in vielen Fällen, um über die Legitimation zur Sache ins Klare zu kommen, des Eides nicht entgehen ſeyn kann. Rec. würde ſofort vorſchlagen, daß die Eidesdelation unbedingt erlaubt würde, wenn er nicht für höchſt nothwendig hielte, die Fälle möglichſt zu vermindern, wo Eide angetragen und abgeſchworen werden dürfen, beſonders die, wo es gewöhnlich auf einen Glaubenseid ankommen wird, den der leiſchſinnige Menſch ohne Bedenken abſchwört, weil es nicht zum Beweiſe des Meineids kommen kann (dann wer kann ihm darthun, daß, als er den Eid ablegte, er wirklich geglaubt habe, dem Kläger ſey z. B. die Forderung cedirt worden, und daß er demungeachtet wider ſeinen beſſern Glauben das Gegentheil beſchworen habe?), der aber das Gewiſſen des rechtſchaffenen und religiöſen Mannes ſehr beſchwert, für welchen ein Glaubenseid weit ſchwerer iſt, als ein Wahrheitseid.

Kkk

und

und der daher immer in der unangenehmen Lage sich befinden wird, den Eid zu referiren. Ueberdies hält Rec. dafür, daß die Legitimation zur Sache eine von denjenigen prozeßualischen Handlungen sey, wo die Untersuchungs-Maxime Platz greift. Anmerk. zw. n. 4. Es ist oft eine schwere, selbst scharfsinnigen Juristen nicht jederzeit gegenwärtige Unterscheidung der Hauptsätze von der Legitimation zur Sache. Sobald die Punkte, welche als zur Legitimation *ad causam* gehörig betrachtet werden wollen, von der Art sind, daß, wenn das Gegentheil erwiesen wird, über das Recht selbst aller Streit und Zweifel wegfallen muß: so gehören sie nicht zur Legitimation *ad causam*, sondern zur Hauptsache. Das in dem Tit. XII. §. 4. n. 3. angeführte Beyspiel mag des Rec. Meinung erläutern. Der Kläger soll, in dem Falle der angestellten Negatorienklage, das Eigenthum des Grundstücks bescheinigen, aber der Beklagte legt es sich selbst bey, und wenn er dies (das Gegentheil der Behauptung des Klägers) erweist: so ist über das Befugniß (Freyheit und Dienstbarkeit des Grundstücks) weiter kein Streit; nicht mehr die Rede. Dies hält also Rec. für einen zur Hauptsache selbst gehörigen Punkt, mithin mußte darüber die Eidesdelation nachgelassen werden.

Erwägt man ferner, daß die selbst durch Zeugen und Documente geführte Legitimation zur Sache doch nicht immer volle Gewißheit und Sicherheit giebt, indem z. B. der Schuldner, welcher an den Testamentserbten das, was er von dem Erblasser erborgt hatte, bezahlte, nicht sicher ist, daß nicht ein näherer, aus einem spätern Testamente succedirender Erbe aufrete, und ihn in Anspruch nehme, welches in manchen Fällen für ihn nachtheilige Folgen haben kann; erwägt man dieses, so leuchtet es desto mehr ein, daß die Berichtigung des Legitimationspunktes zur Amtsfache des Richters gemacht werden müsse. In dieser Hinsicht würde Rec. noch folgendes Gesetz in Vorschlag bringen: „Wenn ein Erbe aus einem Testamente klagt, so hat der Beklagte das Recht, zu verlangen, daß wegen der etwa vorhandenen, aus einem spätern Testamente succedirenden Erben Edictalien erlassen werden, unter der Verwarnung, daß die Nichterscheinenden präcludirt und mit ihren Ansprüchen an ihn abgewiesen werden sollen. — Ein gleiches findet statt in dem Falle, da bey der Intestat-Erbfolge nicht hinlänglich nachgewiesen werden kann, daß außer den sich meldenden kein anderer näherer Erbe vorhanden sey.“

Auf diese Art würde der Dritte in den Stand gesetzt werden, sich gehörig zu prospectiren, und ihm besser gerathen seyn, als bey den dermalen ihm zustehenden Rechtsmitteln in einem und dem andern Falle zu erwarten ist. — Die durch die Erlässung der Edictalien und den Präclusiv-Bescheid entstehenden Kosten müßten aus der Erbschaft genommen werden.

VI. Eine ebenfalls sehr wichtige Frage ist es: ob die Eidesdelation im *Possessorio summario* und im *Spolien-Proceß* zulässig sey oder nicht? — Rec. ist geneigt, die kürzlich. neue Gerichtsordnung Tit. XLV. §. 2., wo es heisset: „die Eidesdelation ist bey dieser Klage

zwar über die Thatfache des verübten Spolii und in Ansehung der Schäden, nicht aber über den Punkt der Posses. zulässig,“ nach der Analogie des Tit. XVII. §. 1. n. 4. zu interpretiren, wo es heisset, daß die Eidesdelation über das Eigenthum überhaupt nicht gefoehen dürfe, wohl aber über die bestimmten Thatfachen, aus welchen sich ergibt, daß und wie das Eigenthum an der Sache erworben sey. Es würde also nicht erlaubt seyn, dem Beklagten über den Besitz im Allgemeinen — welches ein Rechtsbegriff ist — den Eid zu deferiren, wohl aber über die einzelnen Handlungen und Thatfachen, aus welchen die Erwerbung des Besitzes und das Daseyn des Besitzes folgt. Um Mißdeutungen zu vermeiden, wäre es allerdings besser, wenn in dem Gesetze dies deutlich ausgedrückt worden wäre. — Der verkappte *Modestinus*, welcher die angezogene Stelle scharf angreift, gefällt sich sehr in folgendem Argumente; „die pure Vernunft findet einen Widerspruch darin, wenn ich über den Umstand, daß mir Isaak heute um 12 Uhr eine goldene Uhr aus der Hofentasche gezogen, den Eidesantrag soll gebrauchen dürfen, falls ich zuvor durch Zeugen beweisen werde, daß ich diese Uhr um 12 Uhr darin gehabt habe.“ Für wen soll dieses Argument wohl berechnet seyn? für denkende Juristen gewiß nicht. Denn der Umstand, daß ich die Uhr um 12 Uhr besitzen mußte, ist eine natürliche Folgerung, ist eine Selbstfolge davon, daß sie mir um dieselbe Zeit gestohlen ward; Selbstfolgen bedürfen aber keines Beweises.

Rec. kann übrigens nichts anders, als wünschen (und dieses ist auch des Vfs. Meinung), daß es in Sachen Gesetz werden möchte, die Eidesdelation im *processu possessorio summario* zuzulassen. Was mag wohl der eigentliche Grund seyn, welcher den Gesetzgeber bewogen haben kann, den Eid im *possessorio summario* zu verbieten? Sollte es vielleicht folgender seyn? Man dachte sich sonst bey der Eidesdelation die Förmlichkeit der *oblatio ad iurandum*, die mehreren Fristen, die Gewissensvertretung, lauter Weitläufigkeiten, die freylich in einer so summarischen Proceßart, als das *Possessorium summarium* seyn soll, nicht zulässig sind. Ferner man mochte bedenken, daß der Begriff Besitz, jünger, ruhiger Besitz Rechtsbegriffe sind, und daß über Rechtsbegriffe kein Eid deferirt werden könne, und daß der Eid nur denkbar sey über Facta, aus welchen sich ergebe, daß und wie der Besitz erworben worden. Man sah, daß es hier auf Vernunftschlüsse ankam, und der Beweis künstlich geführt werde: und wollte die Führung eines künstlichen Beweises vermeiden in einer Proceßart, wo es so sehr auf schnelle Justizpflege ankommt. Aber man bedachte nicht, daß die Zeugen auch nicht directe den Besitz und den jüngsten und ruhigen Besitz (diese Punkte als Rechtsbegriffe gedacht) bezeugen können, daß auch durch Zeugen der Besitz immer nur indirecte und künstlich geführt wird, und daß jedes Urtheil des Richters ein Vernunftschluß ist, der in den meisten Fällen, durch Combination und Vergleichung mehrerer Merkmale und die Voraussetzung

zung mehrerer Prämissen entsteht. Aus diesen Ursachen, und weil jene Förmlichkeiten und Weitläufigkeiten bey der Eidesdelation theils bereits abgeschafft sind, theils in Beziehung auf das *Possessorium summarium* noch abgeschafft werden können, so dafs alles nur auf das Wesentliche beschränkt wird, hält der Rec. dafür, dafs die Eidesdelation auch im *possessorio summario* zugelassen werden sollte.

Der Eid ist auch wirklich eins der am meisten summarischen und kürzesten Beweismittel. Wo ist zum Beispiel der wesentliche Unterschied zwischen einem abgeschworenen Diffessions-Eide und einem abgeschworenen Delato? In beiden Fällen schwört ja die Parthey, dafs die Förderung des Gegners falsch sey, nur dafs im erstern Falle der Nebenumstand hinzukommt, dafs die Forderung, wie sie in der Urkunde, z. B. im Wechsel enthalten sey, und wie sie dieselbe unterschrieben haben solle, falsch sey. Auch ist die Analogie für die Behauptung des Rec. Das Verfahren in Spolienfachen ist, selbst nach dem neuen Entwurfe, eine Proceßart, in welcher auf Beschleunigung besonders Bedacht genommen werden mus. Nun ist in derselben die Eides-Delation über das Factum des *spolii* erlaubt; und nach dem preussischen Proceße, der gewifs nicht den Vorwurf der Langsamkeit verdient, ist sogar im Wechsel-Proceße der Gebrauch der Eides-Delation über die Einreden des Wechselbeklagten nicht ausgeschlossen (s. Allg. L. R. Th. II. Tit. VIII. §. 916—929. und Allg. G. O. Tit. XXVII. §. 28.).

VII. Ueber die *Exceptio non numeratae pecuniae* sagt unser Vf. manches, was der Aufmerksamkeit werth ist. Wir müssen aber auf die Abhandlung selbst verweisen, die sich in diesem Theile auch vor den übrigen in Absicht auf den Ton und Ausdruck des Vfs. vortheilhaft auszeichnet. Hier des Rec. Gedanken über diesen ebenfalls nicht unwichtigen Gegenstand.

Die römischen Gesetze hatten das eigene, dafs der bloße Schuldschein nicht die Vermuthung für die Richtigkeit seines Inhalts begründete, sondern der Inhaber eines solchen Documents mußte vielmehr die wirklich erfolgte Bezahlung sonst woher beweisen. Erst nach Verlauf zweyer Jahre entstand eine so starke Vermuthung, dafs alsdann der in Anspruch genommene Schuldner die *Exceptio non numeratae pecuniae* nicht weiter anstellen konnte. Politische Gründe waren die Motive eines Gesetzes, welches dem natürlichen Rechte fremd ist. In Sachsen hat die Decif. 23. v. J. 1746. indem sie den Inhaber des *documenti quarentigiani* von dem Beweise der Zahlung freyspricht, das römische Recht und die römischen Grundsätze vom *Literal-Contracte* ganz verlassen. Im preussischen Rechte ist dies auch geschehen. Jedoch steht eine gewissermaßen ähnliche Verordnung im §. 738. des XI. Tit. im ersten Theile des A. Land-R. Bey Schuldsinstrumenten, die zur Eintragung in das gerichtliche Hypothekenbuch bestimmt und darin wirklich eingetragen sind, tritt nämlich die Vermuthung, dafs *Valuta* nach dem Inhalt des Instruments wirklich gegeben worden, erst alsdann ein, wenn

der Schuldner innerhalb 38 Tagen nach erfolgter Eintragung keine Protestation wegen nicht empfangener *Valuta* im Hypothekenbuche hat vermerken lassen. Nachher kann sich der Schuldner gegen einen Dritten, dem dieses Instrument cedirt oder verpfändet worden wäre, des Einwands der nicht erhaltenen *Valuta* nicht bedienen. — Diese Verordnung ist für den Credit der Hypothekenbücher auch sehr nothwendig.

Ob nun gleich die Römer nach zwey Jahren die Einrede des nicht bezahlten Geldes nicht weiter zuließen, so wurde doch der Betrug um deswillen nicht begünstigt, vielmehr hatte der Schuldner in der *exceptione doli* oder der *actione doli* ein Rechtsmittel. — In Sachsen, wo man dasjenige, was das Wesentliche des römischen Darlehns-Contracts der *litterarum obligatio* ausmacht, schon seit langer Zeit nicht mehr angenommen hat, wo man sich zu dem Satze des natürlichen Rechts bekennt, dafs die Schuldverfichtung die Vermuthung für die Richtigkeit dessen begründet, was darin ausgedrückt ist, so lange bis nicht das Gegentheil davon nachgewiesen worden ist, in Sachsen dürfte es auch der Geist des Gesetzes verlangen, weder eine Zeit, binnen welcher die *Exceptio* und *querela non numeratae pecuniae* vorgeschützt und ange stellt werden kann, noch eine Einschränkung in Absicht der Beweismittel vorzuschreiben.

Rec. würde daher ungefähr folgende Verordnung in Vorschlag bringen. a) Der Inhaber des Schuldbriefs ist zum Beweis der erfolgten Zahlung nicht verpflichtet. b) Wer die Nichtbezahlung vorläßt, muß beweisen, dafs er das Instrument in voraus von sich gestellt und zur Zeit der Ausstellung das in dem Documente ausgedrückte nicht erhalten habe. c) Dawider ist der, jedoch nicht aus dem Schuldscheine, sondern anderswoher zu führende Gegenbeweis zulässig; welcher auch darauf gerichtet werden kann, dafs die Bezahlung nachher erfolgt sey. d) Im Executiv-Proceße muß der von dem Beklagten gemachte Einwand entweder durch Urkunden oder durch Eides-Zuschiebung, wogegen keine Gewissensvertretung statt findet, sofort dargethan werden. e) Es steht aber auch dem Kläger frey, seiner Seits über den Umstand, dafs die Zahlung wirklich erfolgt sey, dem Beklagten den Eid zu deferiren, wogegen keine Gewissensvertretung statt findet, und wird übrigens der Executiv-Proceß durch diesen Umstand allein nicht aufgehoben. f) Die vormalis bestandenen Einschränkungen in Absicht auf die Zeit und den Gebrauch der Beweismittel sowohl bey der *Exceptio*, als der *querela non numeratae pecuniae* sollen künftig wegfallen.

Der Grund, warum Rec. im Executiv-Proceße den Gebrauch der Eides-Delation über den Einwand der nicht erhaltenen *Valuta* zuläßt, ist aus dem obigen ersichtlich, worauf er sich hier der Kürze halber bezieht. — Wenn er aber dem Kläger seiner Seits die Erlaubniß giebt, über den gedachten Umstand der Eides-Delation sich selbst zu bedienen, so geschieht dieses, theils um beide Theile gleichmäfsig zu

zu behandeln, theils damit der Kläger Gelegenheit habe, auf die Person des Beklagten Rücksicht zu nehmen. Ist dieser leichtsinnig, so wird der Kläger sich enthalten, demselben den Eid über den gedachten Umstand anzutragen, und vielmehr abwarten, daß ihm selbst darüber der Eid deferirt werde. Ist jener aber ein gewissenhafter Mann, so wird der Kläger zur Beschleunigung der Sache sich sofort der Eides-Delation über den wirklichen Empfang der *Valuta* bedienen. Daß dadurch übrigens das Wesen des Executiv-Processus nicht aufgehoben werde, ist der Analogie des kurlächischen Executiv-Processus angemessen (vergl. Tit. XLVI §. 4 5.).

Endlich bedarf es wohl keiner ausdrücklichen Erinnerung, daß in dem Gegenbeweise (s. nr. C.), wenn derselbe vermittelt der Eides-Delation geführt wird, nicht über solche Artikel oder Punkte, welche den Beweis-Punkten direct entgegen stehen, die Eides-Delation gebraucht werden darf.

VIII. Durch die Verordnung des Tit. XLVI §. 11. n. 8. wird die Decision 23. v. J. 1746. ebenfalls in den Fall ausgedehnt, da der Aussteller einer Quittung einwendet, daß er das als bezahlt quittirte Geld nicht erhalten habe, oder deshalb Klage erhebt. Der Vf. fragt: wie es nun aber mit den öffentlichen Quittungen, mit den Depositen-Scheinen und mit dem Bekenntnisse empfangener Mitgift gehalten werden, und ob es dielsfalls bey den bekannten Vorschriften des gemeinen Rechts bleiben solle oder nicht? — Rec. hält nun zwar dafür, daß das Gesetz keineswegs auf die öffentlichen Quittungen und eben so wenig auf die Depositen-Scheine Anwendung leide; indessen wäre es doch gut, wenn hierüber eine authentische Erklärung ertheilt würde. — Zugleich kann Rec. bey dieser Gelegenheit die Bemerkung

nicht unterdrücken, daß es ihm wüßte den öffentlichen Credit zu laufen scheint, wenn die Zeit, wie lange der Aussteller einer Quittung *Exceptionem* oder *querelam non numeratae pecuniae* vorschützen und anstellen kann, auf die Art, wie es durch die Anwendung der Decif. 23. geschieht, auf der einen Seite eingeschränkt, auf der andern ausgedehnt wird. Wir halten die Verordnung des gemeinen Rechts, daß der Aussteller einer Privat-Quittung, wenn er das Quittirte nicht erhalten hat, binnen 30 Tagen die Quittung zurückfordern kann, unter Hinzufügung einer und der andern Modification für sehr zweckmäßig; und sollte übrigens diese Zeit verfloßen seyn, der Genthail aber betrüglich gehandelt haben, so müßte es bey dem Princip der Römer sein unabänderliches Bewenden haben: *conueniens est ut et in ipso, qui dolo commiserit, in id quod locupletior esset, perpetuo data sit in factum actio.*

Rec. schließt diese Beurtheilung, deren Ausführlichkeit durch die Wichtigkeit der abgehandelten Gegenstände hoffentlich gerechtfertigt werden wird, mit einem allgemeinen Urtheile über die angezeigte Schrift. Der Vf. ist ein Geschäftsmann, dem es nicht an Gelehrsamkeit und Scharfsinn fehlt, nur schade, daß die erstere oft in Disputirfucht, die letztere in Spitzfindigkeit ausartet. Wenn wir übrigens auf der einen Seite den Vorzügen dieser Abhandlung unparteyisch Gerechtigkeit widerfahren lassen: so können wir auf der andern Seite nicht stark genug den Ton tadeln, in welchem sie hin und wieder geschrieben ist, und wodurch sie — hierin ist Rec. gewiss mit allen sachkundigen und gutdenkenden Lesern übereinzustimmen — den Eindruck verfehlen muß, den sie sonst gemacht haben würde.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Hamburg u. Altona*, b. Vollmer: *Hamburg und die umliegende Gegend in historischer, geographischer und statistischer Hinsicht*. Ein vaterländisches Taschenbuch auf das Jahr 1805. Mit 3 großen und 4 kleinen ausgemalten Kupfern. 94 S. 12. — Ein äußerst unbedeutendes Product des in Hamburg auf alles, so auch auf das Bücherwesen, speculirenden Handelsgewerbes. Sehr schlecht wird der in der letzten Zeile dieser Duodez-Broschüre angegebene Zweck derselben, „Fremde insbesondere mit Hamburgs Annehmlichkeiten (doch wohl auch Merkwürdigkeiten?) bekannt zu machen,“ erfüllt. Es ist ein dürrer höchst oberflächlicher Auszug aus von Hefst Topographie, mit noch oberflächlicher, und unvollständiger, zum Theil unrichtigen Zusätzen des Compilators versehen. Nur einiges zur Probe des fehlervollen Machwerks. Nach dieser Skizze vom Hamburg besteht die Amtskleidung der Rathsherrn, in weiten (?) Hosen und einem Mantel, der Schlitzen hat — „gemeinschaftlich mit dem Rath regirt (?) die Bürgerschaft den Staat“ — es ist von einer „Rützebüttelschen Stock-Deputation“ (Ritzebüttler Stock-Deputation) die Rede — „die Domkirche wird der *Bausälligkeit* (?) wegen abgetragen“ — „es befinden sich in H. eine Menge ansehnlicher (?) Privatbibliotheken“ — „eine 1768. gestiftete *Handlungs-Akademie*“ (bekanntlich seit 15 Jahren ein-

gegangen) — „eine Navigations-Schule der patriotischen Gesellschaft“ (auch seit bereits 8 Jahren eingegangen) — „in Harvstedde steht auf dem Licentiaten-Berge die von *Hagedorn* besungene Linde“ (sie stand *einmal* in dem Gehölz). — In der Gegendbeschreibung ist von Schulte's, Voght's, Dümas, Lübberts Gärten die Rede, welche längst andere Eigenthümer haben u. s. w. Größer noch als diese und ähnliche Schnitzer, sind die vielen Auslassungen sehenswürdiger und für Fremde interessanter Gegenstände, z. B. des neuen Schul- und Arbeitshauses der Armen-Anstalt — des kaiserlichen Gesandtschaftshauses — der Ansicht des Hafens — der Admiralitäts-Jacht — des trefflichen Concert- und Ball-Saals, *Sallon d'Apollon* genannt — des *Busch*'schen Ehrendenkmal — der Kunst-, Naturalien- und physikalischen Sammlung u. s. w. — Das für Fremde wichtige und viel umfassende Institut der Büchsenhalle ist nur im Vorbeygehn erwähnt. Es verlohnt sich nicht, alle solche und ähnliche Mängel dieser Ephemere weiter aufzuzählen, die um so unverzeiblicher sind, da es der vollständigen Quellen solcher Notizen über Hamburgs ältere und neuere Merkwürdigkeiten so viele giebt, die bey diesem an sich selbst ganz überflüssigen und unnützen Fabrikate hätten benutzt werden können. — Die illumirten Kupfer sind ganz gut gerathene Verkleinerungen der Suhr'schen Hamburger Trachten.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 23. May 1805.

## ARZNETGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Demouville: *Relation historique et chirurgicale de l'expédition de l'armée d'Orient, en Egypte et en Syrie*, par D. J. Larrey, Chirurgien en chef de l'armée d'Orient. 1803. 480 S. 8. (2 Rthlr.)

**B**ey jenem ewig dankwürdigen Feldzuge der Franzosen in Aegypten und Syrien, der die Heldengröße des merkwürdigsten Mannes unserer Zeit in ihrem ganzen Umfange entwickelte, konnte die Sorge für die Gesundheit der Krieger gewiss keiner besseren Aufsicht anvertraut werden, als dem trefflichen *Larrey* in chirurgischer, und dem gelehrten *Desgenettes* in medicinischer Hinsicht. Vorliegende chirurgische Geschichte jenes Feldzuges enthält so viele rühmliche Beweise der tiefen Einsichten, des unermüdllichen Eifers, der seltenen Menschenliebe des Vfs., daß man dieses Werk mit eben so großem Vergnügen als reicher Belehrung liest. Der Vf. machte sich vorher sehr sorgfältig mit den Schriften bekannt, die den Einfluß des Klimas von Aegypten und Syrien geschildert haben, und ertheilte an die Wundärzte, die unter ihm standen, darnach seine Instruction. Schon in Alexandrien bemerkte er den wohlthätigen Einfluß des gesunden ägyptischen Klimas auf die Verwundeten: zum Erstaunen schnell erholten sie sich. Auch das Nilwasser fand der Vf. äußerst gesund. Im Anfange litten die Franzosen bloß an Ruhren, die sie sich durch den übermäßigen Genuß der Wassermelonen zugezogen hatten. Nach der Einnahme von Kahirah begleitete *Larrey* den großen Feldherrn auf einem Streifzuge gegen den Anführer der Mamlucken, Ibrahim Bey, der sich in die syrischen Wüsten zurückgezogen hatte. Hier sah man die fürchterlichen Wirkungen der Damascener Klingen und der Gewandheit und Körperstärke der Mamlucken; ganze Glieder waren auf einen Hieb abgetrennt; die Heilung des Brigade-Chefs *Desfré* sieht einem Wunder ähnlich. Zwey tiefe Säbelhiebe hatten die Schultern fast gespalten, ein dritter hatte die Rückenmuskeln zerschnitten und die Dornfortsätze einiger Rückenwirbel weggenommen, und zum Ueberflus war eine Flintenkugel in die Brust gedrungen, weswegen der Vf. die Operation des Empyems machen mußte. Nach Kahirah zurückgekehrt, legte der Vf. sogleich eine Schule für die jungen Wundärzte an, und sammelte interessante Bemerkungen über die in Aegypten eintretende Augen-Entzündung. Diese, eine wahre Chemosis, durch den Widerschein der brennenden Sonnenstrahlen vom blendend weißen Sande veranlaßt,

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

verursachte Ausgänge, die man in Europa selten sieht. Vorzüglich genau beschreibt der Vf. das Hohlgeschwür der Hornhaut, welches auf diese Entzündung folgt, und mit dem Auslaufen der wässerichten Feuchtigkeit, so wie mit dem Vorfalle der Regenbogenhaut verbunden ist. Sehr oft geräth auch die KrySTALLINSE in Eiterung, oder das ganze Auge wird zerstört. Als Folge der Gegenschläge bey Kopfwunden bemerkte der Vf. ein blutiges Eiterauge, welches durch Operation gehoben wurde. Blonde Leute litten überhaupt mehr an der Augenentzündung; auch wurde das rechte Auge öfter angegriffen, weil die meisten Menschen auf der rechten Seite liegen, und diese Lage, wenn sie auf einem feuchten Boden Statt findet, zu einer heftigern Entzündung Gelegenheit giebt. Die Behandlung dieser Augenentzündung muß durchaus antiphlogistisch seyn. Einschnitte in die weiße Haut sind im heftigsten Grade oft nützlich, so wie gegen Geschwüre der Hornhaut das Räuchern mit rothem Quecksilber-Niederschlag. Das Staphyloem operirt der Vf. mit der Schere. In einem Falle verwuchs das obere Augenlid mit der Hornhaut: der Vf. trennte beide Theile sehr geschickt. Oft kam auch das Blutauge (*haematoma*) vor, welches *Larrey* durch einen Einschnitt in die Hornhaut, vermittelt des *la Fage*-schen Kystitoms, heilte. Einem Feldjäger wurde das Auge mit einem Säbel gespalten: der Glaskörper lief zum Theil aus; aber er erzeugte sich glücklich wieder.

Ueber den *Starrkrampf nach Verwundungen* hatte *Larrey* Gelegenheit, bey dem Auftrande in Kahirah Bemerkungen zu machen. Dieser Starrkrampf ist entweder hitzig oder langwierig: jener tödtet, trotz allen angewandten Mitteln, in 3 — 7 Tagen. Nur frühzeitige Einschnitte in die verwundete Stelle, Aetzmittel auf dieselbe angewandt und laue Bäder können den Kranken bisweilen retten. Samenmilch geht den Kranken, die an der Wasserscheu leiden, noch am leichtesten ein. Quecksilber schien die Zufälle zu verschlimmern; überhaupt verträgt man die Quecksilbermittel in Aegypten weniger als in gemäßigten Klimaten. Das Abnehmen der Glieder muß sehr zeitig geschehen, weil es späterhin nichts mehr hilft. Diels Mittel wirkt wie ein Zauber zur augenblicklichen Hebung der sonst tödtlichen Zufälle.

In der Wüste um Suez erfuhr das Heer die übeln Folgen des unglaublich starken Wechsels der heißen Tage mit den äußerst kalten Nächten. Entblößt von allem Brennholze wurde man durch Noth ernöthigt: man machte von den Gebeinen; womit der Sand der Wüste bedeckt ist, Haufen, die man anzündete,

dete, und die freylich mit Mühe brannten, aber doch zur Erwärmung dienten. Von Suez aus ging Bonaparte durch das rothe Meer zur Zeit der Ebbe bis zum Mosesbrunnen; auf dem Rückzuge wären aber mehrere Franzosen beynahe umgekommen, wie Phiarao mit seinen Leuten. Nachdem sie wieder nach Kahirah zurück gekommen waren, erfuhr man, dafs in Alexandrien die Pest herrsche. Bey El-Arifch fehlte es den Verwundeten an Fleischbrühen: der Vf. liefs verwundete Kameele schlachten, nachher aber mußte er froh seyn, Pferdefleisch bekommen zu können. Seine Menschlichkeit überfah selbst das Elend der hinterlassenen Verwundeten von der feindlichen Besatzung nicht; sie lagen in Kellern auf verfaultem Stroh, mit Ungeziefer bedeckt, ohne Nahrung, ohne alle Hülfe von ihren unmenschlichen Landsleuten verlassen. Larrey sorgte mit unbeschreiblichem Eifer für ihre Rettung: er liefs sie in das Fort bringen und isoliren, weil mehrere von ihnen die Pest hatten, und verband sie selbst, oder liefs sie unter seinen Augen verbinden. Vor Acre fing bekanntlich das Unglück des Heeres an: die Pest schlich schon herum und ward durch die ungesunde Lage des Orts, durch das schlechte Wasser und vorzüglich durch das Mislingen aller wiederholten Stürme auf die Stadt, so wie durch die Verderbnisse der Luft wegen der zahllosen Leichname, die darin verweseten, unglaublich vermehrt. Der Vf. erliefs ein Circular an alle Wundärzte des Heeres, worin er ihnen Anleitung zur Behandlung der Krankheit gab. Von Acre aus machte Bonaparte eine Ausflucht nach Nazareth, und nirgends ward er mit solcher Verehrung aufgenommen, als hier. Der Vf. begleitete seinen Feldherrn, dessen Vertrauen er im hohen Grade verdiente. Denn selten hat der oberste Wundarzt eines Heers mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen, und selten wird so viel Diensteifer und Aufopferung bewiesen, als Larrey vor Acre zeigte. Während der ganzen achtwöchentlichen Belagerung genofs er keinen Augenblick Ruhe; vom Lager eilte er in die Laufgräben, von hier in das stiegende Lazareth, dann ins Hospital, oder in die Glieder, oder zum Feldherrn. Diese schreckliche Belagerung kostete 2000 Verwundete. Der Vf. machte 70 Amputationen; bey zweyen nahm er den Schenkelknochen aus dem Hüftgelenk; bey sechsen den Oberarm aus dem Schultergelenke, wovon vier Fälle glücklich abliefen. Von sieben Trepanirten wurden fünf gerettet; zwey trepanirte der Vf. auf den Stirnhöhlen. Ein rührendes Denkmal der Achtung und Freundschaft setzt der Vf. dem edlen General Caffarelli, dem der Arm zerschmettert war, und also abgenommen werden mußte. Er starb den 19ten Tag, und man fand eine Verschwärung der Leber bey ihm, die wahrscheinlich durch die Erschütterung veranlaßt worden war. Berthier's Adjutant Arrighi bekam auf der Batterie eine Kugel, die ihm die äussere Karotide durchschnitt. Der Kanonier, der den Sprung des Bluts aus der Oeffnung sah, hielt letztere mit den Fingern zu, bis Larrey ankam, der, mitten unter Kugeln und Kartätschen, einen Verband mit

dem Turniket anlegte, und der Verwundete ward gerettet. Ein höchst seltenes Beyspiel! Mit grosser Dankbarkeit gedenkt der Vf. der menschlichen Fürsorge Bonaparte's für die Verwundeten, die er nach Aegypten schaffen liefs; es kamen unterwegs sehr wenige um. Vor Acre wären sie Opfer der ungesunden Luft geworden. Der grosse Feldherr liefs, zum bequemern Transport der Verwundeten, alle Pferde im Heere aufbieten, gab selbst die seinigen dazu her, und führte eine geraume Zeit seine Völker zu Fusse an. (Rec. zweifelt, dafs die Geschichte viel ähnliche Beyspiele von Edelmuth grosser Feldherrn aufstellen könne.)

Nun kommt der Vf. auf die Pest selbst. Gleich Anfangs macht er die interessante Bemerkung, dafs die Europäer in Syrien sich vor der Ansteckung durch Fontanelle und beständige Blasenpflaster schützen. Auch sind solche Leute, die an Flechten leiden, von der Ansteckung frey. Die Schilderung der Krankheit selbst erinnert Rec. an die Pest, die Procopius, Agathias und Evagrins im sechsten Jahrhundert beschreiben. Mit dieser hatte sie die grösste Aehnlichkeit, und diefs mag wohl überhaupt die gewöhnliche Gestalt der morgenländischen Pest seyn, die seither blofs von Russel und zum Theil von Howard beobachtet worden ist. Selten ist die Bemerkung des Vfs., dafs das Pestgift im Körper eine geraume Zeit lang zu schlafen scheint, und dafs es sich hauptsächlich um die Zeit der Nachtgleichen entwickelt. Einige Soldaten, die die Krankheit überstanden hatten, bekamen in den folgenden Jahren um die Zeit der Nachtgleichen wieder Rückfälle, wobey die Narben der Pestbeulen wieder aufbrachen und oft brandig wurden. Aber dann war die Krankheit nicht mehr ansteckend. Der Vf. öffnete mehrere Leichname, in denen er brandige Entzündungen der Eingeweide fand. Die Ursache der Ausbreitung der Krankheit in Aegypten und Syrien sucht er mit Recht in der Unreinlichkeit der Morgenländer und in der schrecklichen Verpestung der Luft durch gefallene Thiere, die niemals weggeschafft werden. *Oehlichte Einreibungen nützten nichts.* Der Vf. liefs anfangs gelinde abführen, und dann bittere, stärkende Mittel reichen. Diefs Verfahren war besonders in der Folge so nützlich, dafs mehr als zwey Drittheile gerettet wurden. Um die Eiterung der Beulen zu befördern, liefs der Vf. Meerzwiebeln auflegen; waren aber die Beulen unempfindlich, so brannte er sie mit glühendem Eisen.

Auf dem Rückzuge aus Syrien empfand das ganze Heer die schrecklichen Einflüsse des *Samum* oder *Kamsim*; auch der Vf. fiel in Ohnmacht, und glaubte weder Aegypten noch Europa wieder zu sehn. Eine besondere Art Blutigel ward von den durstigen Soldaten mit dem Teichwasser häufig verschluckt; davon entstanden heftige Blutungen und Abmagerung. Einspritzungen von Salzwasser halfen sogleich.

Als man wieder nach Kahirah zurück kam, ward keine Quarantaine gehalten; den Soldaten wurde befohlen, ihre Kleidung zu waschen, und, was sie nicht reinigen konnten, zu verbrennen. Nach dem

Siege bey Abukir (26. Jul. 1799.) hatte das französische Heer 800 Verwundete; bey einigen vierzig mußte der Vf. die Amputation vornehmen. Er versichert, daß alle Anstalten schon so getroffen waren, daß Niemand von den Verwundeten auch nur eine Viertelstunde ohne Verband blieb.

Im J. 1800. bekamen die meisten schwer Verwundeten ein vom Vf. sogenanntes *gelbes Fieber*, eigentlich eine Gelbsucht, wie sie bey Kopfverletzungen und Schusswunden schon von *Bartholinus* und *Monteggia* beobachtet worden. Rec. findet wenigstens manche charakteristische Zeichen des gelben Fiebers bey dieser von L. beschriebenen Gelbsucht gar nicht. Auf fette Personen hatte das Klima den Einfluß, daß sie eine Leber-Entzündung bekamen, die mehrentheils Abscesse hervor brachte. Wenn solche Abscesse an der Oberfläche der Leber sich erzeugen, so tritt die Geschwulst dergestalt hervor, daß man sie für ein Aneurysma halten könnte, weil sie bey dem Druck ein Klopfen hervor bringt. Der Vf. zeigt sehr gut, warum bey fetten Personen so gewöhnlich die Leber leidet. Der Ueberfluß von Wasser- und Kohlenstoff aus dem thierischen Fett wird in der Leber eine Störung ihrer Absonderungen hervor bringen, wie es bey Gänsen geschieht, deren Leber man vergrößern will. Auch der Mißbrauch geistiger Getränke trägt nicht wenig zu der Leber-Entzündung bey. Der Vf. verordnete die gewöhnlichen auflösenden Mittel, Zugmittel aus Seidelbast und Euphorbien, und öffnete endlich den Abscess. Kanthariden-Pflaster bekamen die Kranken nicht, und *Dumas* habe bewiesen, daß sie in der Leber-Entzündung überhaupt nachtheilig seyn. Nach der Oeffnung des Abscesses wändte man den einfachsten Verband, aber keine Einspritzungen an, die der Vf. für schädlich erklärt. Wein mit Honig, womit der Verband getränkt wird, that die besten Dienste.

Hierauf folgen anziehende Nachrichten von der Abzehrung der Hoden, einem Zufall, den man bey den Soldaten in Aegypten sehr häufig bemerkte, und der in allgemeine Abmagerung überging. *Larrey* leitet ihn von dem Mißbrauche des mit einer Art Nachschatten angemachten Palmweins her. Den gründigen geschwürigen Ausatz, den der Vf. vom Elephanten-Ausatz sehr gut unterscheidet, beobachtete er häufig. Er fand, daß venerische Krankheiten und Flechten denselben vorzüglich veranlassten. Auch der Mißbrauch gefalzener Fische, des gepökelten Schweinefleisches und der Zwiebeln trägt dazu bey. Höchst merkwürdig ist, daß der Vf. diese Krankheit als eine Ausartung der venerischen ansieht, und dadurch die Meinung deutscher Geschichtsforscher bestätigt, die die Syphilis selbst aus dem Ausatze des Mittelalters entstehen lassen. Die Behandlung des Ausatzes fand der Vf. dennoch ganz anders als in syphilitischen Krankheiten; das Quecksilber half nicht allein nichts, sondern es verstärkte das Uebel. „Ich habe, sagt der Vf., eine beträchtliche Menge ausgearteter venerischer Uebel bloß mit bittern Mitteln, mit China, Opium, Kampfer und andern tonischen Arzneyen ge-

heilt.“ Die *Elephantiasis* kam nur in niedrigen Gegenden, in der Nähe der Reisfelder vor; sie scheint ihm nicht ansteckend und den warmen Ländern nicht allein eigenthümlich zu seyn: denn er sah sie auch in verschiedenen Gegenden von Europa. Zurücktreibende und Aetzmittel, selbst das Feuer und ein allmählig verstärkter Druck, schienen die besten Dienste zu leisten. Vom Tode des Generals Kleber und von der Hinrichtung seines Mörders kommen hier Nachrichten vor. Lob des Generals Menou, der nach Klebers Tode die Oberbefehlshaber-Stelle übernahm. Treffliche Bemerkungen über den Fleischbruch, wogegen der Vf. im Anfange Spiessglanzmittel, salzsaures Quecksilber, Kupferfalmaiak und abgestufte Compressen empfiehlt. Helfen diese Mittel nichts, so nimmt er die Operation vor. Diese glückte ihm auch in einem Falle, wo die Schaamlefzen eines Weibes von einer harten und großen Geschwulst verunstaltet waren. Dieser Fall, so wie ein ungeheurer Fleischbruch, sind hier abgebildet.

Knochenbrüche, die Folgen der Schusswunden waren, heilten gewöhnlich durch keine Schwiele zusammen; die Rauhigkeiten des Knochen-Endes glätteten sich ab, und es entstand eine zufällige Articulation, die der Vf. der beständigen Bewegung, den schlechten Nahrungsmitteln und dem Einflusse der Luft zuschreibt. Noch bemerkte er, daß die leichtesten Wunden der Schulter-Bedeckungen eine Lähmung der Gliedmaßen nach sich zogen, wahrscheinlich weil die Nacken-Venen, welche mit dem Arm-Geflechte zusammen hängen, verletzt wurden. Den Trepan setzte der Vf. in zwey Fällen auf die Stirnhölen, wenn eine Kugel hinein gedrungen war, hob die Kugel mit einem Hebel heraus, und es lief glücklich ab. Auch auf das Schläfenbein setzte er den Trepan mit glücklichem Erfolge an. Einem Soldaten fuhr eine Kugel in die Stirn, schob sich zwischen dem Schedel und der ersten Hirnhaut weiter fort und blieb endlich unter der Hinterhaupts-Naht sitzen. Der Vf. führte eine Sonde aus elastischem Gummi durch die äußere Stirnwunde bis zum Ort der Kugel, setzte alsdann einen großen Trepan auf und hob die Kugel glücklich heraus. Einem Soldaten war ein Stück von einem Bajonet in dem Schlunde sitzen geblieben und hatte Stimmlosigkeit veranlaßt. Der Vf. machte mit dem Pharyngotom einen Einschnitt, zog das Stück heraus und der Kranke bekam die Stimme wieder. War hier ein Ast des Stimmnerven verletzt? Einem andern fuhr eine Kugel zum Munde herein, streifte die Zunge und nahm den Kehldeckel weg. Der Kranke ward rauh und konnte die mühsam hervor gebrachten Töne nicht articuliren. Das Schlucken reizte den leidenden Theil außerordentlich, es entstand ein convulsivischer Husten mit Erstickungsgefahr. *Larrey* sorgte vor allen Dingen für die Ernährung des Kranken; durch eine elastische Röhre ließ er nahrhafte Brühen beybringen. Sonderbar war es, daß der Kranke die Röhre im Kehlkopfe leiden konnte, aber keinen Tropfen Flüssigkeit. Nach sechs Wochen fing die Wunde an zu heilen; der Kranke lernte schlucken, wel-



welches gleichwohl noch immer mit Mühe geschah; die Sprache stellte sich nur unvollständig und nach geraumer Zeit wieder her. Es ist möglich, daß die Schnepfenknorpel in der Folge zum Theil die Stelle des Kehldäckels vertreten haben. . . Eindringende Brustwunden müssen, nach *Pare's* Rath, allezeit gleich geschloffen werden, damit die Luft nicht herausfähre.

Der Vf. kommt auf das Absetzen der Gliedmaßen, welches er nach Schußwunden mit Zerschmetterung der Knochen und der Gelenke sehr in Schutz nimmt. Aber auf ganz eigenthümliche Weise nimmt er, wo die Kugel den Oberarmknochen unmittelbar unter dem Kopfe zerschmettert hat, den Oberarm ganz aus dem Gelenke und läßt sich nun den Kopf des Knochens ablättern. Wir wollen diese höchst merkwürdige Methode mit den Worten des Vfs. anführen: „Mitte im Delta-Muskel mache ich einen Schnitt, parallel mit seinen Fasern, und verlängere ihn so viel als möglich nach unten. Dann entblöse ich das Gelenk und durchschneide mit einem krummen Knopf-Bistouri die Sehnen und die lange Portion des zweyköpfigen Muskels, löse den Kopf des Knochens und führe ihn aus der frischen Wunde dieses Muskels heraus: dann nähere ich den Oberarm der Schulter und binde ihn dort fest. So verwächst der Oberarm mit der Schulter, oder es bildet sich ein zufälliges Gelenk, welches alle Bewegungen gestattet. Um die Ablätterung des Knochens zu befördern, muß sich die Wunde bis in den abhängigsten Theil des verletzten Knochens erstrecken, damit die Materien gehörig ausfließen können. Ist die Ablätterung gechehn, so verbindet man den Oberarm mit dem Schulterknochen, dessen Gelenkhöhle schon verwischt ist: durch das Anschwellen des Knorpels ist dieser Knochen alsdann sehr geneigt, mit dem Oberarm eine Ankylose zu bilden.“ . . . Auch die Ausschälung der untern Gliedmaßen aus dem Hüftgelenk nahm der Vf. drey Mal mit glücklichem Erfolge, und zwar sogleich nach erfolgter Schußwunde, vor. Er hielt diese Operation unter folgenden Umständen für nöthig: 1) wenn durch eine sehr große Kugel, durch eine Bombe, die ganze untere Gliedmaße so zerschmettert ist, daß man gar keine Hoffnung hat, den Zusammenhang wieder herzustellen; 2) wenn die Kugel nahe an dem Gelenke die Schenkel-Arterie oder den Hüftnerven zerrissen hat; 3) wenn zu den Folgen der Schußwunde sich der kalte Brand gesellt. Die gewöhnliche Art, diese Operation zu machen, wo man erst die Schenkel-Arterie unterbindet, dann aus den größten Muskeln einen Lappen bildet, die Kapfel öffnet und endlich auch den zweyten Lappen aus den innern Muskeln macht; diese Art verwirft der Vf. als höchst schmerzhaft und mißlich, indem man mit dem Messer, welches man von der Gelenkhöhle nach dem anziehenden dreyköpfigen Muskel hinführt, den Stamm der Schenkel-Arterie verletzen kann. Er läßt dagegen diese Arterie zuerst stark zusammendrücken, macht den Einschnitt von der Weiche her durch die Schenkel-Gefäße, isolirt den Nerven und bringt zwischen demselben und der Arterie

eine stumpfe krumme Nadel ein, womit er unmittelbar unter dem Schenkel-Bogen die Gefäße unterbindet. Dann stößt er sein gerades Messer zwischen den Sehnen der Muskeln ein, die sich an den kleinen Trochanter und an die Gelenkfläche des Schenkelhalses anlegen, und läßt die Spitze an der entgegen gesetzten Seite hervor kommen. Indem er nun das Messer schief nach innen und unten richtet, durchschneidet er auf einen Zug alle die Theile, die den innern Lappen bilden sollen, läßt diesen Lappen nach den Zeugungstheilen hin halten, und entdeckt nun das Gelenk: dies wird gelöst, und dann mit einem geraden Messer der äußere Lappen dergestalt gebildet, daß man zwischen dem großen Trochanter und der Gelenkhöhle durchfährt: alle, auch die kleinsten Arterien, werden unterbunden, die Lappen über einander gelegt, mit abgestuften Compressen befestigt, die in rothem Wein getränkt sind, und alles mit schicklichem Verbands bedeckt. Die Nothwendigkeit des Absetzens der Gliedmaßen unmittelbar nach geschehener großer Verletzung wird vom Vf. in einer eigenen umständlichen Abhandlung aus einander gesetzt. Zum Beweise aber, daß er hiebey nicht einseitig verfährt, führt er mehrere Fälle an, wo die stärksten Verletzungen dennoch heilten, ohne daß die Gliedmaßen hätten abgenommen werden dürfen. Selbst wo die Gelenke zerrissen oder erschüttert waren, thaten weinichte Umschläge so gute Dienste, daß man das Absetzen der Gliedmaßen nicht nöthig hatte.

Endlich giebt der Vf. sehr anziehende Nachrichten von dem physischen Zustande der verschiedenen Völkerschaften Aegyptens. Die Kopten, Abkömmlinge der alten Aegypter, sind wahrscheinlich von Habessinien hergekommen. Es giebt in Aegypten keine Hundswuth. Der Vf. leitet dies von der besondern Rasse und der Lebensart der Hunde her. Diese Thiere liegen in Aegypten den ganzen Tag im Schatten, und streifen nur des Nachts auf dem Felde umher, um Aas aufzuspüren: sie werden nur einmal im Jahre, und zwar auf sehr kurze Zeit, laufig: sie sind sehr friedlich und beißen sich selten unter einander. Dagegen sind die Kameele, während der Brunst, einer Art von Wuth unterworfen, die aber nicht ansteckend ist. Sie blasen eine Menge weissen Schaum von sich, scheuen das Wasser, verfolgen die Menschen und andere Thiere, um sie zu beißen, zehren sich ab und sterben unter heftigen Zuckungen. . . Ueber die Munien; über das Klima von Aegypten. . . Schilderung der mörderischen Landschlacht bey Abukir; nach derselben breitete sich, wie einst unter dem Heere des heil. Ludwig bey Damiate, der Scorbut aus, den der Vf. von den üblen Einflüssen der Nässe herleitet, die das Austreten des See's Madiel veranlafste. So lange diese Krankheit herrschte, äußerte sich keine Spur der Pest, wie dieselbe auch still steht, wenn die Pocken herrschen.

Dies sind nur einige der wichtigsten Resultate, die des Vfs. großes Talent und seine reiche Erfahrung in diesem Werke beweisen.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 24. May 1805.

## P H I L O S O P H I E.

LEIPZIG, b. Breitkopf u. Härtel: *System der Idealphilosophie*, von Joh. Jak. Wagner. 1804. LXIV u. 300 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die polemische Seite dieses Buchs in der Vorrede ist gegen Hn. Schelling gerichtet, mit welchem der Vf. bisher nur einig schien, in der That aber nicht einig bleiben konnte, da er schon früher zweifelte, ob Schelling's wissenschaftliches Streben jemals zum festen Ruhm auf sich und zu dem klaren Selbstgenusse gelangen würde, wodurch allein eine Seele gänzlich befriedigt wird. „Jetzt hat endlich Schelling, durch Eschenmayer erregt, seinen Idealismus streng ausgesprochen und platonisch geschlossen; so daß auch der Welt kein Zweifel mehr seyn kann, daß dieses System dem Geiste nach zwar öfters erhaben, im Innern aber seelenlos sey, und die bisherigen Relativitäten der Speculation als die letzte und extreme vollende. Schelling mußte als Werkzeug der Zeit die Wissenschaft bis zu dem Hochmuth bringen, sich als absolutes Erkennen zu betrachten, allein der Hochmuth geht dem Falle vorher. Die Zeit betrieb ein wichtiges Werk durch Schelling, indem er die Wissenschaft zum Wahne der Aboluthheit brachte, aber dies Beginnen ist an sich ohne Wahrheit, und der Beginnende wird nach der Vollendung von dem Schicksale selbst als ein verbrauchtes Geräthe weggeworfen.“ Hr. W. pflegte schon früher das bekannte Heft der Zeitschrift für speculative Physik; worin dem Absoluten so viel Gewalt angethan wird, die *Passionswocke* zu nennen, und findet durch die neueste Schellingische Schrift alle seine ehemaligen Hoffnungen vernichtet, so daß dieses System als ein unseliges Gespenst erscheint, dem weder die Erde noch der Himmel vergönnt ist (S. IX.).

Als Hauptgrund, warum die Schellingische Speculation das nicht leiste, was sie zu leisten vorgiebt, wird angeführt, was auch von andern Gegnern des Schellingischen Systems schon ausführlicher ins Licht gestellt ist: daß die Absonderung des Besondern und Allgemeinen aus der absoluten Identität nicht zu Stande komme, sondern mit mühsamen Worten verborgen werde. Es sey eine Kunst und ein Zauber der Worte, womit der Meister den Schein des Herausgehens aus dem Absoluten durch einen Schein von Erklärung erkläre; er arbeite sich mit wahrer Selbstepeinigung ab am Fasse der Danaiden; kreuzige seinen Gott, und glaube dann, er habe ihn erhöht. Gleich denen, welche selbst in das Himmelreich Mef-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

ser und Gabel brächten, werde für Schelling alles Reflexion; seine intellectuelle Anschauung und seine absolute Erkenntniß seyen Phrasen, mit denen er wohl das Volk eine Zeit lang zu täuschen vermöge, deren Leerheit aber doch endlich erkannt werde. Er habe als Zauberer todte Hunde und Bestien erschaffen, habe durch bloße Berührung den göttlichen Plato verfeinert, und suche doch, von der Nichtigkeit seiner Rede als von einem Gespenste verfolgt, seine Angst durch platonische Sprüche zu trösten. Was im Leben wahrhaft groß sey, imponire auch noch im Tode; hierauf rechne Schelling bey der Transplantation platonischer Lebendigkeit auf die Steppen seines Idealismus, und es möge wohl nie ein Autor einen andern mehr mißhandelt haben, als Schelling den Plato mißhandelte. — Rec. enthält sich, mehrere ähnliche Aeufserungen des Vfs. und die Belege dazu aus den Schellingischen Schriften anzuführen; da jenes zu ausführlich wäre, und dieses schon in unsern Blättern bey Gelegenheit der Beurtheilung der neuesten philosophischen Producte mit hinreichender Evidenz geschehen ist. Nur steht es zu verwundern, daß unser Vf. erst so spät zu dieser Einsicht gelangt, welche andern Männern schon viel früher geworden war; daß er von den Gegnern des Schellingischen Systemes nur den neuesten, Hn. Eschenmayer, zu kennen scheint, und der früheren, z. B. eines Fries, Reinhold, Köppen, Jacobi, Weiller, nicht gedenkt, mit deren mannichfaltigen Darstellungen und Erläuterungen doch die Acten über das absolute Identitätssystem geschlossen zu seyn scheinen. Oder kann die Schellingische Lehre erst dann unwahr werden, wenn sich die vormaligen Anhänger derselben dagegen erklären; soll ein System so lange für die ganze Welt gelten, bis die Gläubigen selber es verdammen?

Es fehlt, sagt der Vf., dem Schell. Systeme durchaus an einer Lebendigkeit des Absoluten, aus welcher nicht nur die Wissenschaft, sondern auch das wahrhaft Lebendige in der Welt, nämlich Religion, Freyheit und Sittlichkeit hervorginge. Eschenmayer ist zu bewundern, daß er die Relativität, welche er in dem Schellingischen Systeme anerkennt, dennoch bestehen lassen will, und anstatt sie durch jene herrlichen Ideen, deren er sich so lebendig bewußt ist, ganz zu vernichten, eine Art von aggregativer Verbindung zwischen dieser Speculation und jener Lebendigkeit unternimmt. (Hierin stimmen wir Hn. W. vollkommen bey, und es ist schon in unsern Blättern das Nöthige darüber erinnert. Wie es Hr. W. selbst macht, werden wir hernach sehen.) „Meine Ansicht (S. VII.) ruht darin, daß der Geist nicht als

M m m

gött-

göttliches Princip, sondern als das eine Element der Menschennatur dem physischen Princip gegenüber stehe, über beiden aber die Seele sey."

Unbegreiflich ist es nach diesen Aeußerungen, daß Hr. W. in der Hauptsache die ganze Methode des Schellingischen Systemes beybehält, und das Absolute nicht, als über den Kreis der Wissenschaft erhaben; durch die Wissenschaft bloß voraussetzt, sondern es in den Kreis der Constructionen hineinzieht. Nur ein Unterschied findet sich in den beiderseitigen Constructionen; Wagner construirt, nach eigenem Eingeständniß, *spielend*, Schelling *ernsthaft*. Durch das Wagnerische Spiel soll die Wissenschaft eine Lebendigkeit erhalten, welche dem Schellingischen Ernst mangelt. Gleich *Eichemayer*; nimmt Hr. W. eine Seele an, welche über Geist und Natur, als den Gegensatz des Idealen und Realen, hinausliegt, und keines von beiden ist; also eine Seele, die nicht Geist ist, eine Seele, die nicht Natur ist. Dessen ungeachtet ist die Welt (der Inbegriff von Geist und Natur) eine Gestalt dieser Seele oder des Absoluten, und sowohl die Menschen als die Dinge werden *beseelt* durch diese an sich geist- und naturlose Seele, die als absolut, zugleich die Gottheit ist.

Um unsern Lesern einen kurzen Ueberblick der Wagnerschen Lehre zu geben, wollen wir die in der Einleitung befindlichen Paragraphen einer nähern Prüfung unterwerfen. S. XLVII. heißt es: „Das Absolute ist nur dadurch absolut, daß weder Idealität noch Realität von ihm prädicirt werden mag.“ — Diese Erklärung soll sich von Hn. Schelling unterscheiden, der ein absolut Ideales als das Erste setzte. Hr. W. beginnt dagegen mit dem Absoluten, als seiner absoluten Negation. Schelling that aber dieses eigentlich auch, und nannte die Negation eine Indifferenz des Ideellen und Reellen. Nur weil eine absolute Negation ein absolutes Nichts ist, und man von Nichts zu Nichts kommt, bestimmte S. in seiner letzten Schrift zur Aushülfe seiner Verlegenheit das Absolute als ein Ideales. Hr. W., der im Grunde mit Schelling von demselben Princip ausgeht, muß auch S. II. die Thätigkeit als das *Ideelle*, sammt dem ihm gegenüberstehenden *Reellen*, aus dem Absoluten, von welchem doch weder Idealität noch Realität prädicirt werden kann, wieder herausfallen und sich sondern lassen. Das Absolute, wenn es *positiv* Merkmale tragen soll, ist vorauszusetzen als das höchste Erkennen und als das höchste Seyn. Es ist aber von ihm keine Wissenschaft möglich, weil jenes Erkennen hinausliegt über das menschliche Erkennen, und jenes Seyn über das wechselnde Seyn in der Ausdehnung. Es gilt also von ihm, was Hr. W. im zweyten und dritten Paragraphen sagt: „es sey keine Wissenschaft noch Erkenntniß möglich von dem Absoluten, es könne nur durch Anerkennung *vorausgesetzt*, auf keine Weise aber in die Wissenschaft hineingezogen, oder mit ihr vermittelt werden.“ Hr. W. setzt hinzu: „diese Anerkennung des Absoluten sey im Gegensatz mit der Speculation von Jacobi als ein Nichtwissen, von Eichemayer als Nichtphilosophie und

Glauben vorgestellt worden.“ Eine kleine Unbestimmtheit müssen wir in diesen Ausdrücken rügen. Jacobi hat dieses Nichtwissen zugleich als ein Glauben dargestellt, worin sich Hr. E. nicht von ihm unterscheidet; aber Hn. S. ist dieses Nichtwissen und Glauben zugleich der ursprüngliche Ort des Wahren und die höchste Philosophie, und wenn Hr. E. den Ausdruck *Nichtphilosophie* in strenger Bedeutung nimmt, so würden sich hierin die beiden Männer unterscheiden. — Der vierte §. scheint dem vorigen zu widersprechen: „Die lebendige Gestalt des Absoluten ist die Welt, und in dieser Beziehung gedacht ist das Absolute die reine Lebendigkeit oder Seele der Welt.“ — Eine absolute Negation (nach §. 4.) soll hierdurch Gestalt und Lebendigkeit gewinnen, mit diesen aber zugleich, wie der folgende §. andeutet, eben das, was für ihr Abolutseyn negirt wurde, nämlich: *Ideelles* und *Reelles*. Gerade so will es auch Schelling, er läßt die Welt hervorgehen aus dem Nichts und als Gestaltung, Polarifirung, Potenzirung u. s. w. des Nichts. In die Wissenschaft wird das Absolute hineingezogen, so bald die Welt eine lebendige Gestalt desselben ist, sie kann es aber nicht seyn, eben weil sie Welt ist, also nicht absolut. Nach Hn. W. ist das Absolute die inwohnende Seele der Welt, und der Menschengestalt sammt der ihm gegenüberstehenden Natur sind (nach S. 66.) Fragmente der Gottheit. — (§ 6. 7.) „Der Wechsel des Intensiven und des Extensiven, des geistigen und des natürlichen Principis, ist das Leben der Welt, und die Beseelung dieses Lebens durch die Gottheit drückt sich in demselben aus als Gleichgewicht der Elemente. Durch den Wechsel dieser Principien ist auch alles Einzelne lebendig, durch sein Stillestehen todt, und durch sein spielendes Gleichgewicht göttlich.“ — Also kurz: der Wechsel des geistigen und natürlichen Principis ist das Leben der Welt; dies Leben wird durch die Gottheit beseelt. Es giebt sonach ein Leben ohne Beseelung, und ein Leben mit Beseelung. Jenes Leben ohne Beseelung, was ist es? *Ungöttlich*, es wird aber göttlich durchs Spiel. Was ist aus dem Spielende? Die Gottheit. Womit spielt sie? Mit ihrer eignen Gestalt. Der Mensch, als Mikrokosmos, spielt ihr nach, und in dieser Rücksicht (als Nachspiel des göttlichen Vorspiels) heißt die Wissenschaft S. VI. ein freyes Spiel der Seele, und S. 7. ein vollkommener Kreis, den die Seele des Menschen um die Gottheit beschreibe. Die Methode der Wissenschaft besteht nach S. 10. darin, „daß sie das Göttliche abwechselnd begräbt und wieder aufweckt.“ Die Methode des göttlichen Spiels wäre dann wohl umgekehrt: das Menschliche abwechselnd begraben und wieder aufzuwecken. — „Sittlichkeit ist die Gesundheit der Seele selbst.“ (§ 9.) — Diese Worte enthalten einen sehr wahren Sinn. Aber nach den vorhergehenden Angaben und der Anmerkung zu dem §. müssen sie auf besondere Weise verstanden werden. Jene Gesundheit besteht nach Hn. W. in dem Spiele der Seele, in convergirender Weiterkenntniß, und divergirender Handlung auf die Welt. Auf einen

**Ernst** wird es dabey nicht ankommen, und darum ist *Hn. W.* die Sittlichkeit gleichbedeutend mit *Genialität*. Denn wo es bloß auf ein großes Spiel der Erkenntnis und der Handlung ankommt, wird die Genialität am meisten vermögen. Ruht aber ein hoher Ernst in der Sittlichkeit; ein Ernst, den selbst das freyeste Spiel der höchsten Genialität anerkennen muß, und ist diese Anerkennung die *Gesundheit der Seele*, jenes *bloße* Spielen ums Spiel aber eine Krankheit derselben: so werden alle Menschen, mehr oder minder genialisch, in der Anerkennung dieses Ernstes, und dem durch ihn geleiteten Willen, ihre Sittlichkeit ausdrücken. — Nach §. 11. heist *Hn. W.* *Seligkeit*, „das reinsten Leben der Seele, welches zum Bewusstseyn gelangt. Sie ist immer auch Glückseligkeit, wenn die mikrokosmische (menschlich-geistige) und expandirte Welt zur Harmonie gebracht sind.“ Sie kann nur Statt finden bey der Jugend eines Weltkörpers, oder in der letzten Zeit desselben und der vollkommen erlangten Uebermacht der Kunst über die Natur. In dem mittlern Zeitalter wird das natürliche oder das geistige Princip ausschliessend begünstigt, und die Sittlichkeit von der Glückseligkeit getrennt. — Wir können mit *Hn. W.* nicht richten über diese Blicke in Vergangenheit und Zukunft, da unser gegenwärtiges Zeitalter auf jeden Fall im Mittelstande ist; nur ließe sich zweifeln, ob in dieser irdischen Mischung der Glückseligkeit, es sey in der Jugend des Erdenkörpers, oder in seinem durch Kunst beherrschten Alter, sich überhaupt die *höchste Seligkeit* darstelle. — §. 12. „Die Sittlichkeit (jenes Spiel der Seele mit Erkenntnis und Handlung) in die Weltbetrachtung hineingelegt, heist Religion.“ *Hr. W.* setzt hinzu: „Die Natur werde dadurch geheiligt als ein Tempel Gottes.“ Tempel Gottes ist die Natur für ein menschliches Gemüth, das in Andacht den Heiligen verehrt und liebt. Welche Andacht,

Verehrung und Liebe aber soll werden jenen ewigen *Spielen*, welches nach *Hn. W.* das Erste, Absolute, Befehlende des Weltalls ist? Und was wird der vernünftige Mensch mit einer solchen Weltbetrachtung anders in der Welt erkennen, als die *Kartennischung* jenes ewigen Spiels? So lange die Philosophie nicht *im Ernste* einen Gott anerkennt, sondern immer nur zum Spiel und für das Spiel; so lange wird sie auch nur im Scherz von Religion sprechen, und aller Mysticismus und alle Poesie werden ihr nicht helfen; dem nichtigen Schein und Wortspiel Bedeutung und Gehalt zu leihen. Auch der Poesie muß ein Ernst zum Grunde liegen, wenn sie nicht ein bloßes Blasenwerfen ohne Macht und wahrhaftes Ergreifen des menschlichen Gemüths seyn soll.

Dieser Ernst mangelt dem Schellingischen Systeme *wider Willen*, weil es ernsthaft seine nichtigen Constructionen zusammenwebt. Er mangelt der Wagnerischen Lehre, weil sie nichts anders seyn *will*, als ein Spiel. Sonst ist, außer einigen Deductionen in Geiste der Fichteschen Wissenschaftslehre, die unsers Dafürhaltens dem Wagnerischen Systeme etwas fremd stehen (z. B. S. 13.), die nahe Verwandtschaft desselben mit dem Schellingischen unverkennbar, und ihre momentane Trennung muß eine vollkommene Vereinigung werden, so bald sich der Schellingische Ernst und das Wagnerische Spiel (vgl. S. 67.) mit einander indifferenziren wollen, Vollkommen dem Schellingischen Systeme gemäß nimmt *Hr. W.* einen *Grad des Wesens* an (S. 6.); setzt in Gott das Endliche dem Unendlichen adäquat; redet von dem ideellen und reellen Pole der Wissenschaft, der ewigen Ruhe des Absoluten, welches Indifferenz ist (S. 15.); diese Indifferenz aber ist die Gottheit; in der Natur wirkt dasselbe als Kraft, was sich im Geist als Einbildungskraft und Verstand regt (S. 45.), u. s. w.

(Der Beschlufs folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1) *Leipzig*, b. Tauchnitz: *Ueber die Verpachtung und Administration der Apotheken, die einer Gemeinde zugehören, und über das deshalb zu bestimmende Pachtgeld.* Eine von der königl. Societät der Wissensch. zu Göttingen gekrönte Preischrift, von Dr. *Friedr. Melch. Drechsler*, Amts- u. Stadtphysicus zu Naumburg. 1800. 79 S. gr. 8. (8 gr.)

2) *Kopenhagen u. Leipzig*, b. Schubothe: *Vorschläge zur Apotheken-Verpachtung* für Rechtsgelehrte, Apotheker und Vormünder, von Dr. *F. H. Schmidr.*, Apotheker in Sondersburg. 1803. VIII u. 80 S. 8. (6 gr.)

Das Apothekerwesen hat auf das Gesundheitswohl eines Staats einen so bedeutenden Einfluß, daß schon aus dieser Rücksicht die Aufrechterhaltung dieser oder jener Apotheke für die Regierungen kein geringes Interesse hat, welches sich noch verliert, wenn der Ertrag der Apotheke zu der Subsistenz einer obern oder untern Staatskaffe gehört, die Bestehen einer Gemeinde- oder Rathsapotheke ist also der Aufmerksamkeit und der Vorseeung der competenten Staatsgewalt sehr werth. Rec. ist sehr für die Aufrechterhaltung der Ge-

meinde-Apotheken; bey ihnen ist es dem Staat leichter, ihre Verwaltung den Bedingungen zu unterwerfen, unter welchen sie dem öffentlichen Gesundheitswohl nie schädlich werden können, da es bey Privatapotheken oft seiner Macht und seiner Weisheit nicht gelingt, sie dem Publicum unschädlich zu machen, wenn die Besitzer List und Unmoralität zugleich und beides in großem Maße in sich vereinigen. Bey Privatapotheken zweckt die Verwaltung auf den höchsten Ertrag ab. Zwar sucht man diesen Zweck durch medicinal-polizeyliche Gesetze in den erforderlichen Schranken zu halten, aber die Erfahrung lehrt, daß diese Bemühung nur da gelingt, wo der Apotheker ein rechtschaffener und gewissenhafter Mann ist, und offenbar ist das Ziel der Privatapotheken oder die höchste kaufmännische Benutzung derselben den Bedingungen gerade entgegen gesetzt, unter welchen sie dem Gesundheitswohl des Staats nützlich seyn sollen. Die Hoffnung, daß selbst sein Eigennutz den Apotheker zur Treue und Gewissenhaftigkeit nütze, weil er sonst das Vertrauen des Publicums nicht erhalten werde, ist sehr unsicher: denn es ist bekannt, daß die Scharlatanerie bey dem Publicum oft weit mehr vermag, als die größte Redlichkeit. Da der Staat auf die Verwaltung der Gemein-

Gemeinde-Apotheken einen unmittelbaren Einfluss hat, so ist es seiner Macht und Weisheit weit leichter, sie dem öffentlichen Gesundheitswohl gemäß zu leiten, und eine weise Regierung wird leicht einsehen, daß nicht der höchst mögliche Ertrag, sondern das Wohl der öffentlichen Gesundheit der Hauptzweck bey der Verwaltung seiner Apotheke sey. In Rücksicht dieses Vorzugs der Gemeindeapotheken hat auch die erste Schrift ein allgemeineres, und fast möchte Rec. sagen ein gegründeteres Interesse als die zweyte, und aus dieser Ursache wünscht Rec., daß die Staatsstellen, deren Obhut eine Gemeinde-Apotheke untergehen ist, sie in vorkommenden Fällen benutzen mögen. Es spricht in ihr ein geradsinniger und unparteyischer Sachkenner, und schon die Auszeichnung, die ihr eine so berühmte wissenschaftliche Gesellschaft zuerkannt hat, bürgt für die große Brauchbarkeit derselben. Eine umständliche Anzeige derselben findet hier nicht statt; doch will Rec. die wichtigsten Resultate von des Vfs. vollständigen Untersuchungen angeben. Ueberhaupt genommen sey die Verpachtung einer Gemeinde-Apotheke der Administration derselben vorzuziehen, besonders wenn sie sich in gutem Rufe und in vollkommenem Zustande befindet und es ihr nicht an hinlänglichen Geschäften und Abgang fehlt; hingegen sey eine Administration zweckdienlicher und zwar so lange bis sie durch einen geschickten Administrator wieder in einen bessern Zustand gesetzt worden, wenn die Apotheke in Verfall gerathen, wenn das Medicinalwesen in schlechter Verfassung und die Apotheke zu sehr mit Abgaben belastet ist, wenn Theuerung herrscht, in Kriegszeiten, und wenn auswärtige Kriege die Waaren vertheuern. So gern Rec. die oft auch in andern Hinsichten lehrreichen Beweise für diese Rathschläge des Vfs. hier anführt, so sehr verbietet es der Raum. Die Verpachtung auf eine gewisse Reihe von Jahren mißbilligt unser Vf., und empfiehlt sie auf Lebenszeit des Pächters; auch erklärt er sich für den Erbpacht sehr günstig. Rec. möchte lieber den gewis sicherern Vorschlag thun, die Apotheke vorerst nur in Zeitpacht zu geben, aber mit der Auflage, sie dem Pächter auf Lebenszeit zu überlassen, wenn man von seiner Treue und Redlichkeit hinlängliche Beweise habe; da der Erbpacht in seinen Folgen sich wenig vom Verkauf unterscheidet, so scheint er dem Rec. weder politisch noch mercantilisch empfehlungsworth. Als die beste Ausmittlungsart des Pachtgelds zieht unser Vf. die Art vor, wo man nach einer gewissen Reihe von Jahren die Einnahme und Ausgabe der Apotheke gegen einander berechnet, den Ueberschuss der Einnahme von verschiedenen Jahren zusammenhält, gegen einander vergleicht und die Mittelzahl als den richtigen Ertrag annimmt, von diesem die Summe, welche der Apotheker zu seinem jährlichen Auskommen und zur Erhaltung des Hauswesens bedarf, abzieht und den Rest als Pachtgeld bestimmt; man solle aber die Reihe oder die Zahl der Jahre nicht zu weit hinaus extendiren, sondern die letztern drey oder höchstens sechs Jahre dazu wählen. In Ansehung des Inventariums sey es billig, daß die gangbaren und dem Zeitgeist entsprechenden Artikel, mit gänzlicher Ausnahme aller übrigen unnützen und abergläubischen Dinge, nach dem bloßen Einkaufspreis und dem eigentlichen Verlage taxirt und angeschlagen würden; den Betrag hätte alsdann der Pächter entweder sogleich zu bezahlen oder als Capital zu übernehmen, wovon er die Zinsen noch besonders abtragen müsse. Auf das Privilegium dürfe bey dem Pachtanschlag keine Rücksicht genommen werden; denn der Genuß desselben liege schon mit in dem Pachtgeld, welches die Gemeine nicht fordern könnte, wenn sie nicht das Recht oder das Privilegium dazu hätte; eben dieses gelte auch in Rücksicht der vorhandenen Gefäße und Instrumente, welche als ein unveräußerliches Eigenthum der Apotheke bleiben, das seine Zinsen trägt, die im Pachtgeld mit begriffen sind, welches eigent-

lich bloß nur für die Benutzung des Privilegiums und der vorrätigen-Utenilien gefordert werden kann, da der Pächter das Waareninventarium bezahlt und sein und seiner Familie standesmäßiger Unterhalt ihm für seine erlernte Kunst und für seine mit der Ausübung derselben verbundenen Arbeiten gebührt.

Die zweyte Schrift ist ein treffliches Seitenstück zu der obigen, durch welche sie auch veranlaßt wurde, und mit der sie auch, nach den *Göttingischen gelehrten Anzeigen* Nr. 25. Jahrg. 1802., den Beyfall der dortigen Gesellschaft der Wissenschaften, welcher sie der Vf. zur Einsicht mittheilte, gemein hat. Der Vf. schränkt sich bloß auf Apotheken ein, die keiner ganzen Gemeinde, sondern Privat-Eigenthümern gehören, die noch unmündig oder durch irgend eine Ursache außer Stand gesetzt sind, die nöthige Selbstaufsicht über ihre Apotheke zu führen. Zwar ist also das Interesse derselben mehr persönlich, und der Vf. betrachtet die Apotheken nicht in so fern sie auch Einfluss auf das öffentliche Gesundheitswohl haben, sondern bloß von ihrer mercantilischen Seite; aber sie hat dessen ungeachtet großen Werth; denn auch die Aufrechterhaltung und das Glück der Familien seiner Bürger verdient vom Staat beachtet zu werden, und wer sich bemüht, seiner Vorsorge dafür mit sachkundigem Rath beyzustehn, hat gerechte Ansprüche auf Achtung und Dank. Da der scharfsichtige und erfahrene Vf. sich sehr ausführlich auf Local-Umstände und Familien-Verhältnisse bey seiner Untersuchung einlassen mußte: so eignet sich seine Schrift noch weniger zu einer umständlichen Anzeige als die obige, und Rec. kann nur folgende Resultate ausheben. Wenn der verstorbene oder in der Selbstaufsicht gehinderte Apotheker ein Mann von Vermögen oder auch nur schuldenfrey ist, und unmündige Kinder von 6—12 Jahren hat, wenn das Privilegium sich auch auf die nächsten Leibeserben ausdehnt und mit noch andern wichtigen Freyheiten und Rechten verbunden ist, und wenn die Beschaffenheit, der Ruf der Apotheke gut und ihre Geschäfte bedeutend sind: so empfiehlt der Vf. eine Verpachtung derselben. Eine Administration findet er nur in dem Falle zweckmäßig, wenn der Erbe schon 10—18 Jahre erreicht hat. Sind aber keine Kinder oder keine nahen Erben, ist auch sonst kein Unmündiger vorhanden, dem die Apotheke vermacht ist, oder ist sie mit vielen Schulden behaftet, oder in Verfall gerathen und macht wenige Geschäfte: so sollte sie nach des Vfs. Meinung verkauft werden. Auch beantwortet Hr. S. sieben gegen die Apotheken-Verpachtung aufgestellte Einwürfe sehr gut. Weil bey der öffentlichen Verpachtung nicht darauf gesehen wird, ob der Meistbietende auch ein rechtschaffener und geschickter Mann sey: so mißbilligt sie der Vf. mit Recht; auch dringt er auf die Annahme eines billigen Pachtgelds. Zur Ausmittlung desselben rath er dem in der *Drechslerischen* Schrift vorgeschlagenen Weg, und giebt noch eine andere Art von Pachtsetzung an, die aber zu sehr von Zeitumständen abhängt, und auf unsichern Prämissen beruht. Auch giebt er 13 Bedingungen an, die bey einer Verpachtung an die Meistbietenden zum Grunde gelegt werden müssen. Man solle nicht auf sechs zu sechs Jahren, sondern auf die ganze Dauer der Minderjährigkeit des künftigen Besitzers verpachten. Zum Schluss unterwirft er noch einige Punkte aus der *Drechslerischen* Schrift einer anständigen Prüfung. Er mißbilligt ea, daß Hr. Dr. dem Administrator gewisse Freystunden und Erholungstage nur bestimmet erlaubt; er ist nicht Hn. D's Meinung, daß die Apotheker jetzt weniger Nahrung hätten, als sonst; er verwirft auch den Erbpacht der Apotheken. Gewis verdient diese Schrift von den Vormündern unmündiger Apothekerkinder und von den Rechtsgelehrten, die über die Sicherung des Vermögens solcher Unmündigen die Oberaufsicht haben, mit großem Zutrauen um Rath gefragt zu werden.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 25. May 1805.

## PHILOSOPHIE

LEIPZIG, b. Breitkopf u. Härtel: *System der Idealphilosophie*, von Joh. Jak. Wagner u. s. w.

(Beschluss der in Num. 141. abgebrochenen Recension.)

Um noch eine bestimmtere Uebersicht des Werkes zu geben, wollen wir zum Beschluss aus den drey Hauptabschnitten verschiedene Aeußerungen zusammenstellen. Die Abschnitte sind: I. *Theoretische Philosophie*. II. *Praktische Philosophie*. III. *Aesthetische Philosophie*. In der *theoretischen Philosophie* wird die Vernunftkenntnis der Dinge bis zur reinen Anschauung des Ideell- Absoluten gesteigert; sie ist die successive Vollendung des Selbstbewusstseyns der Intelligenz, und gleichsam die *Convergenz* der Radien nach ihrem Centrum. Das unvollkommne Wissen und Seyn wird angeschaut als ein vollkommnes, und dies geschieht, wenn die einzelne Realität zur Idee gesteigert wird. Die Wissenschaft beginnt von den Begriffen der Gottheit, deren Wesen in den Dingen, obgleich unvollkommen, dargestellt ist (S. 6.). Die Anschauung ist negativ, die Empfindung positiv. Die Indifferenz der Anschauung und Empfindung heist *Subjectivität*, oder bewußtlose Vorstellung. Das Subject ist auch Indifferenz einer Succession, die einzelnen Subjects sind integrierende Theile des absoluten Subjects (ein *absolutes Subject* mit Theilen!) und succediren in ihm als Vorstellungen, obgleich sie für sich selbst wieder vorstellend sind (S. 16.). In der höhern Stufe der Subjectivität wird die Empfindung zum *Sinne*, und die *Zeit* ist das über Empfindung und Anschauung sich erhebende Subject selbst (S. 19.). Den Raum fassend als Ausdehnung bildet das Subject selbst das Substrat aller Dinge durch Einbildungskraft; aber *unbewußt*, und setzt es außer sich als Substanz. Der innere Sinn, oder die Seele, in die Zeit gesetzt, vermag über die wahre Substanz der Dinge, dem Scheine nach, nichts, wird auch von ihr nicht erreicht, sondern sie selbst steht nur durch die Zeit in Relation mit dem Raume, fühlt und erkennt also nur die Erscheinung, kann also auch nur auf diese zurückwirken. Daher der eingewurzelte Wahn von den Dingen an sich, und von unsrer Verdammnis, bloß in der Erscheinung zu leben (S. 26.). Ein Centrum des Lebens, welches die geschlossene Vielheit zur Einheit bildet, heist, ins Geistige gesetzt, *Bewußtseyn*, ins Objectiv. gesetzt, *Schwerpunkt*, und das Ganze, das in solchem Punkt sich findet, nennen wir *Organismus* (S. 31.). Das Bewußtseyn ist aber auch die Indifferenz des Subjects, als Vorstellung, und des Objects,

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

als Organismus (S. 43.), die Indifferenz des Bewußtseyns aber ist intellectuelle Anschauung (S. 46.). Die wahre Erkenntnis ist ein Werk der Vernunft und Phantasie, eine solche Erkenntnis hat *Ideen* ergriffen, und in den Ideen ist Licht und Finsternis, gleich (S. 49.). Die Vernunft thut sich kund durch *zweckloses*, aber in seinem Detail *zweckmäßiges* Weben (S. 65.)!!!

Die *praktische Philosophie* beschreibt eine *Divergenz* der Radien vom Mittelpunkte aus, das thätige Verhalten der Intelligenz, nachdem sie ihr reines Wesen aus der Endlichkeit ihrer Natur gefunden, herausgehoben und in sich gesammelt hat. Die Vernunft ist eine Indifferenz des Erkennens, die Mutter aller Ideen (S. 75.), das Gefühl ist Selbstgenuss einer Intelligenz, und die Vernunft afficirt es in vielen Menschen, welche ihre Erkenntnis noch nicht auf das höchste gebracht, durch die Anschauung des Guten und Schönen (S. 81.). Das Produciren der Natur und das freye Handeln der Intelligenz sind die zwey Seiten eines Gespräches der Gottheit mit sich selbst (S. 85.). Die Natur ist an sich ebenfalls freye Substanz, die sich nur für das äußere Auge in blinde Nothwendigkeit hält, von dem geistigen Auge aber als beseelt von der Gottheit erkannt wird (S. 87.). Die Gottheit kennt weder Gutes noch Böses, sondern diese Entgegensetzung stellt sich nur in der Endlichkeit in Polen dar, und da die Gottheit den Magnet aus Süd- und Nordpol erschaffen, so lerne man, ehe man sie tadelt, die Idee des Magnetismus erkennen (S. 91.). (Es bedarf keiner Anmerkung, daß auf diese Weise das höchste Ziel des Menschen wäre: weder gut noch böse zu seyn, — ein rechtes Nichts.) Was in Gott Vorsehung ist, das ist in der Wirklichkeit Schicksal. Die physische Macht des Ganzen ist gegen das physische Streben des Einzelnen gerichtet. Die Wissenschaft löst die Nothwendigkeit in Freyheit auf (S. 96.). Die Zeitalter der Geschichte sind: das goldene, das heroische, das Zeitalter der Cultur, und das vierte, welches bevorsteht, kann nur die Rückkehr ins goldene seyn. Der Vf. sagt: „wenn er von den Dichtern in der Bestimmung dieser Perioden abweiche, so rede auch er nicht ohne Götter“ (S. 104.). Nach einer Excurſion über den Staat, seine Einrichtung, und über das Recht, worin manches, seiner Sonderbarkeit wegen Interessante, aber nicht genug Motivirte, vorkommt, und unter andern das Recht des Stärkeren das *erste und heiligste Recht* (S. 166.) genannt wird; folgt einiges über die Sittlichkeit. Die Sittlichkeit einer Intelligenz ist in der Idee Eins mit der Achsenbewegung einer Sphäre des Himmels (S. 177.).

Nun

Das

Das politische Leben der Intelligenz ist hingegen der Umlauf um die Sonne; in beiden Bewegungen ist aber das Lebensprincip Eines und dasselbe (S. 182.). Der göttlichste Charakter ist die Indifferenz aller Tugenden, und diese selbst sind nur einzelne Seiten desselben, losgerissen vom Ganzen und seiner Prädestination (S. 185.). Das sittliche Leben beginnt, wie alles Leben, durch äussere Störung des innern Gleichgewichts, welche Erregung genannt wird. Da die Vernunft nichts anders ist, als *Durchsichtigkeit*, welche von *eignem Lichte* durchdrungen wird, so wird auch das Kind zu dieser nur dadurch gelangen, dass fremdes Wirken es aus seiner Indifferenz stört, und zwar so lange, bis endlich das Kind die störende Thätigkeit in sich selbst überträgt (S. 198.). Das Weib ist eine lebendige Poesie, die Wissenschaft aber, wenn sie der Mann besitzt, ist über dem Weibe, und der Weiblichkeit Wesen ist, *erkannt* zu werden vom Manne (S. 214.). Die Ehe ist ein Sakrament (S. 223.).

In dem Abschnitt: *Aesthetische Philosophie*, zeigt der Vf., wie die reine Idealität der höchsten Erkenntniß in äusserer Anschauung fixirt wird, und so Producte giebt, welche in vollendeter Aussenheit der Wiedersein einer Idee sind. Für diese Philosophie entsteht eine Trias von Ideen, deren inneres Leben entfaltet werden soll: das *Genie* und die *Schönheit*; die *Darstellung* und der *Geschmack*; die *Künste*. Die erste Differenz, in welcher die Schönheit ihren Reichtum entfaltet, ist der Geschlechtsunterschied des Männlichen und Weiblichen, in welchem die Differenz des Ideellen und Reellen verkörpert ist (S. 237.). Unter den einfachen Formen, in welchen die Wesen sich in sich selber zurücknehmen, sey uns also das Ey und der Kreis als Schönheit gepriesen; jenes für das Lebendige, in welchem die Zeit befehlend inwohnt, dieser für die Totalität, welche alles Leben der Endlichkeit unterworfen hat und mit eisernen Banden gefangen hält (S. 239.). In der Männlichkeit des Genie's ist die Schönheit unter die Herrschaft der Erkenntniß gegeben, sie ist auch Modernität des Genie's (S. 249.). Weiblich hingegen war die antike Kunst, und *Götze* blüht als weiblicher Künstler nur zum Trotze des Zeitalters, er giebt nur Gemälde einer Zeit, eines Charakters, einer Natur, er giebt eine Schilderung, und keine Welt. (Dieses Urtheil ist einseitig, da gerade in den Productionen dieses Künstlers sich eine ganze Welt mit Leben und Bewegung darzustellen pflegt.) Die Beurtheilung, welche das Antike weit über ein modernes ächtes Kunstwerk zu setzen gewohnt ist, beruht auf einer Täuschung der Zeit, nach welcher der Beurtheilende seinen Standpunkt mit dem eigenthümlichen Lichte desselben dem Objecte zum Verdienste anrechnet, und es ist gar kein Zweifel, dass Kunstkenner unter den Alten, durch eine ähnliche Täuschung bestochen, unsre ächt-poetischen Werke weit über die ihrigen setzen würden. (Wir glauben dies mit dem Vf. Hr. W. erklärt sich auch gegen die neuere poetische Schule, welche aus dem Glauben hervorgegangen sey, dass die Wissenschaft Poeten mache. Uns scheint

nur diese Erklärung nicht gut zu harmoniren mit dem System der Idealphilosophie.) — Der übrige Theil des Abschnitts besteht aus Bemerkungen über das Epos, die lyrische und dramatische Poesie, nebst der Malerey, Baukunst, Tonkunst, worin wir dem Vf. nicht ausführlicher folgen können.

Uns scheinen in dem ganzen Werke die Bestrebungen einer talentvollen Natur sich auszudrücken, die oft in ihrem Streben glücklich ist, und manches Eigenthümliche, oder schon von andern anerkannte Wahre findet; die aber auch oft durch das Trachten nach neuen Dingen allen Pfad und alle Spur verliert; die durch Anhänglichkeit an alte Dinge Schellingischer Schule sich ungetreu wird, und Sünden verdammte, welche sie selber begeht.

LANDSHUT, b. Attenkofer, u. AUGSBURG, b. Veith u. Rieger: *Allgemeine Rechtslehre nach Kant*. Zu Vorlesungen von G. L. Reiner, Prof. an der Kurfürstl. Baierschen Landesuniversität. 1801. 230 S. 8. (15 gr.)

Diese *allgemeine Rechtslehre* ist eigentlich *Kants metaphysische Rechtslehre* im Auszug, und zwar in 405 kurzen Sätzen, von denen 208 das *Privatrecht*, und 197, die wieder von vorn an zählen, das *öffentliche Recht* enthalten. Der Vf. hat zugleich *Kants* Krit. d. prakt. Vernunft benutzt, auch hin und wieder kleine Erläuterungen eingeschaltet. Wenn er z. B. im *ersten* Satz das *Begehrungsvermögen* erklärt, so setzt er das lateinische Kunstwort, *facultas appetitiva*, hinzu, und nimmt die Erklärung nicht aus *Kants* Rechtslehre, sondern aus dessen Krit. d. prakt. Vern. Vorr. S. 16. in der Anm. Eben daher nimmt er auch die Erklärung des *Lebens* und der *Luft*, und erklärt das *Subjective* durch: gegründet in der besondern Beschaffenheit des lebenden Subjects. Er fügt sodann die Erklärung der *Unlust* hinzu. Die Vorstellung des *Widerstreits* mit den Bedingungen seines Lebens heisst *Unlust*. Das *Verabscheuen* erklärt er ganz richtig durch *negatives Begehren*. Zuweilen hat aber der Vf. doch etwas in diesen *Auszug* mit aufgenommen, was nicht hinein gehört. *Kant* hatte z. B. bemerkt, dass es auch eine *Luft* gebe, welche mit gar keinem Begehren des Gegenstandes verbunden sey, diese *Luft am Schönen* dient im *Kantischen* Werke zur Erläuterung, Hr. R. nimmt sie aber in den Auszug mit auf. Ja er führt, wie *Kant*, sogar die Vorstellung von dieser *contemplativen Luft* weiter aus und giebt auch die Erklärung des *Geschmacks*. Eben so macht er es auch mit der *moralischen Luft* oder der *Luft am Sittlichguten*. Dagegen hat er *Begierde*, *Neigung*, *Concupiscenz* oder *Gelüsten* und *praktische Luft* nicht mit aufgenommen und erklärt. Neben der *Willkür* erklärt er auch den *Wunsch*, der wohl wieder zur Erläuterung nur in die Ausführung gehört. Man sieht auch nicht ein, warum der Vf. zu einigen *deutschen* Kunstwörtern das *lateinische* hinzusetzt, zu den meisten aber nicht; z. B. zu *Wille*; *voluntas*; *facultas appetitiva superior*; zu *Willkür* (*arbitrium*), *Wunsch* (*optatio*) u. s. w. nichts.

Zur Unterscheidung zwischen Willkür und Wille hat der Vf. einen ganz eigenen §., da doch beide schon vorher erklärt waren, und dies also wieder nur zur Erläuterung jener Erklärungen, folglich zur Ausführung, gehört. Was Kant von der Idee, Nothwendigkeit, Eintheilung und den Vorbegriffen einer Metaphysik der Sitten hat, ist ganz weggeblieben; unter den letztern ist aber doch manches in die Einleitung zur Rechtslehre Gehörig. Auch hat Hr. R. Kants Anhang zur Einleitung in die Rechtslehre nicht, ferner nicht den Lehratz desselben vom *stricten* Recht und die dazu gehörige Anmerk. von der Construction des Rechts; dagegen hat er einen §. über die Ableitung des Rechtsbegriffs vom moralischen Imperativ. Weggeblieben ist endlich auch Kants Eintheilung der Metaphysik der Sitten überhaupt, dann, nach dem subjectiven Verhältnisse der Verpflichtenden und Verpflichteten, und der Moral, als eines Systems der Pflichten überhaupt. — Uebrigens ist dieses Werk zu einer Grundlage für Vorlesungen über die metaphysische Rechtslehre passend, auch hat Rec. nichts Unrichtiges in demselben bemerkt.

### P Ä D A G O G I K.

LEIPZIG, in Comm. b. Kummer: *Aufsätze pädagogischen Inhalts*, von D. Th. A. Suabedissen. 1804. VIII u. 224 S. 8. (18 gr.)

Diese Aufsätze, wie es scheint von einem jungen aber denkenden Erzieher, der mit wahrem Interesse für seinen Beruf erfüllt ist, empfehlen sich eben so sehr von Seiten des Stoffes als der Bearbeitung. Ueber einige nicht gemeine Gegenstände der Erziehungskunst legt der Vf. hier seine Betrachtungen nieder, theils um seine eignen Ideen zu größerer Klarheit und Richtigkeit durch den Weg der öffentlichen Mittheilung zu erheben, theils die allgemeinere Aufmerksamkeit des denkenden Publicums auf die Wichtigkeit einer vernünftigen Erziehung überhaupt, und insbesondere auf die Prüfung mancher Regeln und Maximen derselben zu richten. Wir zweifeln im geringsten nicht, daß dieser Zweck erreicht werden wird, da überall sehr helle Ansichten von der Natur und Bestimmung des Menschen mit einer deutlichen, lebhaften und anziehenden Darstellung vereinigt sind. In dem *ersten* Aufsatze: *über den Geist der Erziehung*, rügt der Vf. die gewöhnlichen Fehler der Erziehung, daß man entweder ohne Plan aufs Gerathewohl dabey verfährt; oder einen falschen Plan zum Grunde legt, wodurch die Bildung des Menschen einseitig wird, und entwickelt vortrefflich die Ideen welche jeden Erzieher bey seinem Geschäft leiten, und demselben Einheit, Charakter und Leben ertheilen soll. Diese Idee ist nämlich das Ideal der vollkommenen Menschheit, von welcher ein geistvolles, herz erhebendes Gemälde gezeichnet wird. „Es mag seyn, daß jene Zeichnung ihr Urbild nicht auf der Erde findet. Aber der Erzieher soll auch nicht den einzelnen, mehr oder weniger vollkommenen, Menschen

im Auge haben, sondern die Idee des Menschen überhaupt soll ihm vor schweben und sein Werk beseelen. Er arbeite mit allem Eifer darauf hin, in seinem Zögling diese Idee in ihrer absoluten Vollkommenheit zu realisiren; dann nur kann es ihm gelingen, ihn zu einiger relativen Vollkommenheit zu erheben — ihn der Welt hinzugeben, mit einer Ruhe und Reinheit des Herzens, Klarheit des Verstandes, Erhabenheit des Geistes, Stärke des Willens, mit einer Harmonie und Zusammenwirkung aller Kräfte, daß die Einheit und Selbstständigkeit seines Wesens zwar noch erschüttert, aber nicht zerrüttet werden kann, daß er wenigstens, wenn er auch einmal betäubt und aus sich hingerissen werden sollte, doch bald wieder zu sich selbst zurückkehren wird.“ Zum Schluß einige treffliche Regeln für den Erzieher, wie er diese Idee nach Verschiedenheit der Anlagen des Zöglings benutzen soll, um sie zu bilden, nicht aber zu verbilden. 2) *Ueber den Hang zum Wunderbaren und die Behandlung desselben in der Erziehung.* Zuerst seine Bemerkungen über diesen mit der Natur des Menschen so tief verbundenen Hang. Das Wunderbare wird in das erhabene ästhetische und niedrige und das gemischte Wunderbare eingetheilt. Der Hang zum Wunderbaren ist nicht gerade Hang zum Glauben an Wunder oder Hang zum Aberglauben, sondern überhaupt die Geneigtheit, von dem Wunderbaren angezogen und eingenommen zu werden, daß es von selbst, auch wohl wider unsern Willen, unsere Aufmerksamkeit an sich zieht und fesselt, unsere Seele in Bewegung oder in Verwunderung und Staunen setzt, mag es uns als wirkliches Ereigniß oder als Dichtung vorkommen. Dieser Hang zum Wunderbaren ist allgemein, wenn er sich auch nach Verschiedenheit des Alters, des Geschlechts, der Geisteskraft und Bildung auf verschiedene Art äußert. Denn der Mensch wird durch seine Reflexion genöthigt, sich zu zwey Welten zu rechnen, zur sinnlichen und übersinnlichen, zur Körper- und zur Geisterwelt; nach dieser treibt ihn sein Sehnen, vielleicht liegt in ihr sein wahres Seyn und Wesen, in jene sind seine Sinne und seine Wirkksamkeit gebannt. Daher reißt das Wunderbare den Menschen hin, indem es, ungeachtet alles dessen, was sein Verstand einwenden mag, die Abndung, das Gefühl, die Idee eines andern Seyns, einer andern Kraft, einer andern Welt in ihm anregt. Ein anderer eben so allgemeiner Grund dieses Hanges, der mit dem ersten sich oft vereinigt, oft für sich allein wirkt, ist das Bedürfniß einer freyen Seelenthätigkeit, deren Vermögen man Phantasie nennt. Es ist gleichsam eine passive Thätigkeit, ein Gedankenpiel, ohne bestimmten Zweck und ohne vorgeschriebene Regel, wobey Vernunft, Urtheilskraft und Verstand zwar mitwirken können, aber nur so fern sie von selbst ganz ungezwungen thätig sind. Der Faule und Träge fühlt sich durch dies Spiel belebt und unterhalten ohne Mühe; der Thätige findet darin Genuß und Unterhaltung. Nichts kann aber die Phantasie in lebhaftere Bewegung setzen, als das Wunderbare. Zu diesen Gründen kommt noch die

Träg-



Trägheit der meisten Menschen in Erforschung der wahren Ursachen gewöhnlicher Erscheinungen und die besondere Stimmung des Begehrungsvermögens, welche den Aberglauben begünstigt. Nachdem der Vf. nun gezeigt hat, daß das Wunderbare nach Verschiedenheit der Gründe sich auf verschiedene Art äußert, und daß es daher auch in dem Alter der Kindheit und der Jünglingsjahre anders erscheine, weil es nicht aus einer Quelle entspringe, giebt er noch einige wenige aber wohl überdachte Regeln, wie der Erzieher verfahren müsse, um den Hang zum Wunderbaren eben so wenig zu begünstigen als auszurotten, sondern zu leiten, daß er nicht in Wunderglauben oder Aberglauben ausarte; daß weder die Einbildungskraft noch die Abndung des Ueberfinnlichen unterdrückt, und die Erweckung und Bildung moralischer, ästhetischer und religiöser Gefühle befördert werde. So vernünftig die angegebenen Regeln sind, so bleiben sie doch zu sehr bey dem Allgemeinen stehn, und erfordern wieder neue Regeln für ihre zweckmäßige Anwendung. Wenn z. B. der Vf. S. 83. sagt: „überhaupt suche man es dahin zu bringen, daß er auf der einen Seite seine Einbildungskraft der Vernunft unterwerfen lerne, und doch auf der andern, bey der Anerkennung der festen Regelmäßigkeit der Begebenheiten in der Sinnenwelt, eine höhere Welt glaube, und leicht zu ihr erhoben werde; daß er bey dem Gefühl und Bewußtseyn der Abhängigkeit des Menschen doch seine Größe und Würde nicht leugne; daß er die Gauklerey, die betrügen will, verachte, aber die erhabene Dichtung, die ihn in der gemeinen Wirklichkeit das Ueberfinnliche ahnden läßt, im Menschen und in der Natur das Göttliche offenbart, achte und verehere,“ so kann der Erzieher mit Recht fragen, auf welche Weise er das bewirken müsse. Doch auch die hier gegebenen Winke sind schon dankenswerth, und sie können einen denkenden Erzieher zum weiteren Nachdenken führen. Der dritte Aufsatz: *Plutarch über den Aberglauben*, ist ein Anhang zu dem vorhergehenden, eine freye, fließende Uebersetzung der treffenden Plutarchischen Schilderung des Aberglaubens. 4) *Soll man den Unterricht in Philosophie aus dem Jugendunterrichte verbannen?* Die gewöhnlichen Vorurtheile gegen Philosophie, als sey sie für die Menschen schädlich und für die Staaten gefährlich, werden zuerst aus dem Wege geräumt, und dann zeigt der Vf., welchen vortheilhaften Einfluß Philosophie bey dem Jugendunterrichte habe, indem sie den Enthusiasmus für alles Gute und Wahre entflamme, alles Denken, Fühlen und Begehren auf die wahre Bestimmung des Menschen hinrichte. Darum wird nicht gerade gefordert, daß der Unterricht in einer systematischen Philosophie ein wesentliches Stück der Erziehung ohne Unterschied des Alters, des Standes und der Fähigkeit sey, sondern nur daß in dem Unterrichte

überhaupt Philosophie sey, die Lehrbücher aber mit philosophischem Geiste abgefaßt seyn, die Vernunft angeregt, das Herz mit Liebe des Guten angefüllt werden u. s. w. Man sieht also, daß nicht von dem Unterricht in Philosophie sowohl, als eigentlich von dem philosophischen Unterricht die Rede, die Ueberschrift des Aufsatzes also nicht ganz bestimmt abgefaßt ist. 5) *Hindernisse und Mittel der allgemeinen Verbreitung und Nützlichkeit der Pestalozzischen Lehrart.* Die vorzüglichsten Hindernisse sind die Unfähigkeit der meisten Weiber, ihre Kinder zweckmäßig zu erziehen, und vorzüglich, was *Pestalozzi* fordert, zum vollständigen Auffassen und bestimmten Ausdrücke zu gewöhnen; die schlechte Beschaffenheit der meisten, besonders niedern Schulen und die mangelhafte Bildung der Schullehrer. Die gründlichen Bemerkungen des Vfs. über diese Hindernisse, und die Mittel, sie zu heben, verdienen alle Beherzigung. Da der *Pestalozzischen* Lehrart der Vorwurf gemacht worden, daß sie der Cultur des Gedächtnisses hinderlich sey: so theilt der Vf. in dem *sechsten* Aufsätze seine Gedanken über die *Cultur des Gedächtnisses* mit, worin er mit psychologischen Gründen beweist, daß die Güte oder Unvollkommenheit des Gedächtnisses, oder des Vermögens, gehabte Vorstellungen zu erneuern, auf dem stärkern oder schwächern Grade der Thätigkeit der Erkenntnißkraft beruht, und daher durch die gedachte Lehrart, welche hauptsächlich auf die Entwicklung, Uebung und Bildung der Geisteskräfte ausgeht, auch das Gedächtniß cultivirt werden müsse. Wir haben diesen Aufsatz, der gute psychologische Bemerkungen enthält, mit vorzüglichem Vergnügen gelesen, weil er einen wichtigen, in der jetzigen Erziehungsart zu sehr vernachlässigten Punkt zur Sprache bringt, und auch einige zweckmäßigere Uebungen des Gedächtnisses, als das bloße mechanische Memoriren, — wiewohl auch dieses, gehörig angewendet, von gutem Nutzen seyn kann — empfiehlt. 7) *Soll die Lust des Knaben die Bestimmung seines künftigen Berufes entscheiden?* Der Vf. bestreitet die Richtigkeit dieser bisher fast allgemein gegoltenen Maxime, aus dem Grunde, weil die Neigung gegen oder für eine Lebensart, Kunst und Wissenschaft sich weder auf die Kenntniß der Vorzüge des einen Berufs vor dem andern, noch auf die Einsicht der eigenen Anlagen und Fertigkeiten gründen kann, sondern meistens von gewissen äußern Nebendingen und eingepägten Vorurtheilen bestimmt wird. So richtig aber auch das Resultat ist, daß Aeltern und Erzieher am besten über die künftige Bestimmung eines Knaben urtheilen können: so hätte doch die bestrittene Maxime eine noch tiefere und umständlichere Prüfung verdient: denn es ist zu übereilt angenommen, daß sich die Neigung des Knaben auf keine, wenn gleich dunkle Kenntniß seiner Kräfte und Fähigkeiten gründen könne.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 27. May 1805.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Andrea: *System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit*, (von Nicol. Vogt, Prof. der Gesch.) *Erster Theil*. 1802. XXXXVI und 382 S. *Zweyter Theil*. 1802. VIII u. 501 S. gr. 8. m. Titelpupf. und zwey Karten über den zweyten Punischen Krieg und die letzten Feldzüge vor dem Luneviller Frieden. (4 Rthlr.)

Wir können den Geist dieses wahrhaft gründlichen und gehaltreichen, mit großer Kraft und zugleich mit vieler Einsicht und Beurtheilung geschriebenen Werks nicht angemessener und treuer darstellen, als wenn wir den Vf. selbst reden lassen, und unsere Bemühung mehr darauf richten, die Grundzüge seines Systems richtig zu fassen und zu überliefern, als die Punkte auszuheben, worin unsere Ansicht von der seinigen abweicht, oder wo wir glauben, daß ihn eben der Geist des Systems, eben vorgefasste Meinung, etwas zu weit geführt habe. Auch sind seine Grundsätze so liberal, seine Absichten so unverkennbar wohlthätig, seine Bemerkungen und Folgerungen größtentheils so richtig und treffend, daß wir fast nicht zweifeln, daß unbefangene Beobachter im Ganzen mit ihm übereinstimmen, und selbst dann kein Bedenken tragen werden, seine Resultate anzunehmen, wenn sie schon nicht alle von ihm angeführte Beweise als solche wollten gelten lassen. Dabey hat er nicht nur selbst die Sprache vollkommen in seiner Gewalt, welches sein edler, natürlich schöner Vortrag beweiset, sondern er weiß zugleich seine Sätze durch meisterhaft gewählte, und so glücklich übertragene Stellen aus den Alten, besonders dem Polybius und Tacitus zu beleben, daß wir nicht umhin können, den Leser auch auf diesen Vorzug aufmerksam zu machen, und den Vf. zu ähnlichen Arbeiten zu ermuntern.

Den Grund zu dem gegenwärtigen Werke legte er schon durch eine kleine Schrift, welche er im Jahr 1785. unter dem Titel: *System des Gleichgewichts als Resultat der Weltgeschichte* herausgab; und die in derselben aufgestellten Principien, denen er noch immer zugethan bleibt, da er sich durch die spätere Erfahrung stets darin bestärkt sah, hat er kurz nachher durch das Beyspiel der europäischen Staaten und Versammlungen in einem größern Werk *über die europäische Republik* bestätigt, von welchem er uns jetzt eine verbesserte Ausgabe verspricht. In dem letzteren Werke zeigt er, wie das große europäische Gemeinwesen aus Familien, Gemeinden, Ständen und Staaten besteht. A. L. Z. 1805. *Zweyter Band*.

stehe, durch deren wechselseitige Interessen und Verhältnisse die Grundsätze des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit behauptet wurden, indem ächte Weltweise und Staatsmänner, gemäß dem sowohl im Innersten unseres Gewissens, als durch das ganze Weltall herrschenden großen, heiligen Gesetz: *Einem jeden das Seinige zu lassen* oder zu geben, durch Bündnisse und eine respectable Nationalmacht die Völker bey ihrer Selbstständigkeit zu erhalten suchten, durch welche Umwendung des in der ganzen Natur verwebten Principis der Reaction, das von Gelehrten und Philosophen aufgestellte System der *Gerechtigkeit* unter Staatsmännern den Namen eines Systems des *Gleichgewichts* erhalte. Die deutschen Nationen, welche den römischen Koloss über den Haufen geworfen, und die neueren europäischen Staaten gegründet haben, befolgten diese Grundsätze nicht nur, sondern brachten einen eigenen Sinn dafür mit; sie gründeten in Europa einen Staatenverein, wogegen das Amphictionengericht der Griechen und der Senat der Römer nur Kartengebäude waren, wie denn überhaupt die schönen Ideen der alten Gesetzgeber und Philosophen von bürgerlicher Organisation mehr Regeln für kleine Völkchen und Städte, als Modelle für große Nationen und Reiche sind. Man findet in dem kleinen aber kraftvollen Büchelchen des Tacitus über die Sitten der Deutschen jene richtige Abtheilung des Landes und Volkes, wodurch jedem Theile des Volks ein hinlängliches Stück Landes zu seiner Nahrung und Verwaltung, und eine verhältnismäßige Volksmenge zu seiner Repräsentation und Vertheidigung zugemessen war; das Stellvertretungssystem, als den schicklichsten Damm gegen Despotismus und Anarchie; die gehörige Vertheilung der Gewalten, so daß zwischen Volk und Häuptern ein Rath der Alten und Gemeinen gesetzt war, welcher beide mäßigte und einschränkte, und wodurch jeder Bürger von seines gleichen und nach seinen Gesetzen gerichtet ward; ein über Religion, Gesetz und Gebräuche wachendes Sittengericht, was selbst die öffentlichen Gewalten und Freyheiten ordnete und richtete; endlich jene weise Vertheilung und nachherige Besitznehmung von Europa; wodurch jeder Nation die Gränzen und Schranken angewiesen wurden, welche ihr die Natur und das Völkerrecht vorschrieb. Diesen Geist einer *germanischen* oder *allgemeinen europäischen Republik*, dessen Stifter der heilige Bonifacius, der große Karl und der biedere Walpoden von Maynz waren, so wie die Wiederhersteller Heinrich IV., Gustav Adolph, Peter I. (doch wohl kaum abichtlich) und Friedrich II., wollte der Vf. in jenem Werke schildern, und er

behauptet, wie uns dünkt, mit Recht, daß die größten Regenten und Völker Europas zu der Zeit diese Grundlätze anzuerkennen schienen. Die alle europäischen Staaten so zu sagen einfassende Constitution des deutschen Reichs schien zu der Zeit von Oestreich, Preussen, Rußland, Frankreich und England zugleich geschützt, und seine sowohl geistlichen als weltlichen Stände schienen von einem gemeinschaftlichen Eifer befeelt, in guten und weisen Anstalten es einander vorzutun. Preussen gab sich als die Beschützerin und Erhalterin der deutschen, niederländischen und polnischen Verfassung aus, und die Oesterreichische Monarchie war nach dem Tode Kaiser Josephs II. nichts weniger als, wie ihre Feinde vorgaben, der Freyheit und dem Gleichgewicht von Europa gefährlich: sie würde vielmehr unter der klügern (oder schwächeren) Regierung Leopold II. das Gleichgewicht geschützt, und die wohlthätigen Reformen Joseph II. (gewiß nicht in seinem großen, humanen Sinn) fortgesetzt haben, ohne dieselbe, wie dieser unglückliche Regent, durch Eingriffe und Machtsprüche (die gleichwohl oft um den ersten Stofs zu geben, unvermeidlich sind), gefährlich zu machen. Frankreich sollte nach den Absichten seiner edelsten Patrioten und Staatsleute von Innen eine durch Conseils und unabhängige Justizverwaltung eingeschränkte Verfassung, von außen ein für die Freyheit der Nationen wohlthätiges Gewicht erhalten, wodurch Heinrichs IV. großer Plan realisirt, und dieses neuorganisirte Reich die schützende Macht der mindermächtigen und folglich gedrückten Staaten von Europa werden konnte. Spanien, und vielleicht auch Portugal würde seiner Nachbarin und Bundesgenossin, statt, wie jetzt, von allen guten Reformen abgeschreckt zu seyn, in Verbesserung seiner Regierung gefolgt haben. England wäre in den mäßigen Schranken seines Handels, seiner Seemacht und Verfassung geblieben, und hätte, von dem Continent balanzirt, nur für dessen Gleichgewicht wirken können. Die Niederlande würden, unter der Vermittlung Frankreichs, Englands und Preussens, sich als eine zweyte Seemacht behauptet haben, ohne weder die Vorrechte ihrer Statthalter, noch die Ausschweifungen ihrer Patrioten zu fürchten zu haben. Polen schien unter dem Schutz Englands und Preussens eine passende Verfassung und bereits ein solches Gewicht erhalten zu haben, wodurch es zwischen seinen mächtigen Nachbarn als eine Vormauer des westlichen Europa gestanden hätte. Schweden und Dänemark siengen an, von fremden Einflüssen befreyet, und durch mäßige Verfassungen gesichert, sich als selbstständige Nationen zu zeigen. Die italiänischen Fürsten und Republiken eiferten, wie die Deutschen, für das Wohl ihrer Länder, und waren durch die Eiferfucht von Frankreich und Oestreich geschützt. Unter dem nämlichen Schutz blühte in der Schweiz noch alte Sitte und Freyheit. Aus der europäischen Turkey würde durch ein kleines Opfer, was man den beiden Kaiserhöfen gebracht hätte, ein neuer griechischer Bundesstaat entstanden seyn, welcher seine Bürger an die Thaten des Miltia-

des und Themistocles erinnert, und für seine Allirten mächtiger gewirkt hätte, als die neu gestiftete Infelrepublik oder der Divan von Konstantinopel; und Rußland wäre, ohne für die Ruhe von Europa gefährlich zu seyn, ein mächtiger Garant der deutschen, polnischen, griechischen und italiänischen Staaten geworden.

Aber das Schicksal wollte die Lage der Dinge anders fügen, und das System des Gleichgewichts schien gleich nach den ersten fürchterlichen Ausbrüchen der französischen Revolution gefährliche Stöße zu erhalten. Auf der einen Seite bildete sich eine aus heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzte (theils planlose, theils sich selbst widerstrebende) Koalition, auf der andern eine alles zerstörende Sekte von Sophisten und Schwärmern, deren Kampf keinen guten Ausgang versprach. Der Vf. schrieb daher zur Warnung im J. 1792. zwey andere Werke unter dem Titel: *Unterhaltungen über die vorzüglichsten Epochen der alten Geschichte in Bezug auf neuere Begebenheiten und Geschichte der französischen Revolution vom J. 1355. zur Warnung für Aristokraten und Demokraten*, worin er durch Vergleichung der alten mit der neueren Geschichte die fürchterlichen Vorfälle der Revolution gleichsam vorher sagte. Aber nicht nur die Franzosen, sondern fast alle Völker und Höfe verleugneten jetzt die Grundlätze, welche sie vor kurzem so öffentlich und freywillig aufgestellt hatten; und während einer solchen Lage der Dinge und den schrecklichen Kämpfen der Parteyen, konnte ein kluger und rechtschaffener Mann, wenn er nicht mächtig war, nichts anders thun, als mäßigen, und die Richtungen dieser fürchterlichen Explosion abwarten.

Erst jetzt da jener schreckliche Krieg geendigt, und durch den Frieden ein neues Gleichgewicht (man muß bedenken, daß der Vf. das schrieb vor dem Wiederausbruch des Krieges, vor der völligen Einziehung von Piemont und Parma, vor dem erblichen Kaiserthum in Frankreich, der Präsidenschaft der Cisalpinischen, und der definitiven Einrichtung der helvetischen Republik) gegründet zu werden scheint, dürfe man den streitenden Parteyen jene Grundlätze wieder aufstellen, wozu sie sich vor dem Kriege beiderseits bekannten, aber wovon eine jede während demselben besondere Formen, Namen und Folgerungen angab. Auf diesen Zweck will der Vf. durch das gegenwärtige Werk arbeiten, dessen Inhalt indess, die Einleitung allenfalls ausgenommen, bloß historisch seyn soll, da er uns erst nachher zu einem andern Hoffnung macht, welches die *höhere Bestimmung des Menschen* für eine andere Welt andeuten, und aus den Gedanken eines Mannes bestehen wird, welchen mehrere einsichtsvolle Männer für einen der größten Theolog-Philosophen gehalten haben, und woraus sich ahnden läßt, wie weit der menschliche Geist sich zu erheben fähig ist, wenn er, von aller Welt und Weltgeschichte entfeilt, seinem unsterblichen Schwung folgt.

Hier ist seine Hauptabsicht die *Rechtfertigung der Gerechtigkeit Gottes und des gemeinen Menschenverstandes*

der gegen die Lästerungen der Sophistery und der Gewaltthaten des Macchiavellism. Der gemeine Menschenverstand nimmt diese Welt wie sie ihm sich darbietet, und regiert oder leitet ihre Angelegenheiten nach den sich aus der Natur ergebenden Gesetzen oder Bedürfnissen; unter welchen er auch den Glauben an eine andere, oder bessere Welt findet, dessen Gegenstände er zwar der Idealphilosophie, oder besser, der göttlichen Offenbarung überläßt, den er aber doch überhaupt für die kräftigste Stütze der Gerechtigkeit und Moralität hält, überzeugt, daß die Ordnung dieser Welt zu einer höheren führe, und die Schule oder Vorbereitung zur moralischen Bestimmung des Menschen sey. Es ist aber nothwendig und ein Bedürfnis unseres Zeitalters geworden, die Gegenstände dieser Welt oder der Naturwelt von jenen einer andern, oder der moralischen Welt zu unterscheiden, und ihr wechselseitiges Verhältniß genau anzugeben; und die Geschichte unserer Zeit hat nur zu deutlich gezeigt, in welchen Abgrund von Irrthümern und Abscheulichkeiten man gerathen sey, wenn man die Naturwelt zu einer Vernunftwelt erheben, oder die moralische Welt, *velgo* den Himmel, in einen eiteln Volkswahn verwandeln wollte, indem das erstere zu dem unmenschlichen Terrorismus führte, wo statt der Vernunft die Guillotine herrschte, das letztere aber zu dem schändlichen Macchiavellism, wo statt Recht, Gewalt gilt (und, möchten wir hinzufügen, am Ende beide zur Anarchie und Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft führen).

Die Gegenstände des Werks sind größtentheils historisch. Da jeder Bürger des großen in Europa constituirten Gemeinwesens dreyerley verschiedene Verhältnisse hat, als Glied einer Familie seinem Hause, als Bürger seinem Staat, als Mensch seinem ganzen Geschlecht verpflichtet ist, so werden in dem *ersten* Buche die Verhältnisse des *Hausgliedes*, im *zweyten* die des *Staatsbürgers*, im *dritten* die des *Weltbürgers* angegeben. Ueberhaupt ist das Ganze in zwey Theile abgetheilt. Der *erster* enthält alle Verhältnisse des Menschen zur Welt, der *letztere* alle Verhältnisse der Welt zum Menschen: jener soll zeigen, was der Mensch in der Welt, dieser, was die Welt in dem Menschen hervorbringen könne. In jenem ordnet der Mensch die Welt nach seinem beschränkten, in diesem regiert Gott die Welt und den Menschen nach seiner ewigen Vernunft und Gerechtigkeit; in jenem erscheint der Mensch groß als Herr und Regent der Welt, in diesem klein und schwach, als Diener und Werkzeug Gottes und seiner heiligen Gesetze. *Das Weltall begreift und verschlingt den Menschen wie einen Punkt, und der Mensch verschlingt das Weltall durch den Gedanken:* Dieser vielfagende Satz *des Pascal* ist der Inhalt der Untersuchungen des Vfs.

Nach einer bloß speculativen Einleitung gegen die Sophisten über das erste Princip des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit, die der Vf. zwar nöthig fand, weil das Bedürfnis unserer Zeit es erfordere, daß man es der Wahrheit ansehen müsse wie sie sich auch vor den feinsten Schlingen der Sophistery

nicht fürchte, die wir aber hier süglich übergehen können, hebt das erste Buch *von dem Menschen* oder *von der häuslichen Gerechtigkeit* an mit einer allgemeinen Betrachtung der *menschlichen Natur*. Der Mensch ist aus Körper und Geist zusammengesetzt, durch ersteren dem Thier, durch letzteren den Göttern gleich; aus beiden mischt sich in ihm ein drittes, die *Humanität* oder vernünftige Vernunft. Wir können ihn also aus drey Kräften bestehen lassen, aus thierischen, humanen und göttlichen, oder aus einem Körper, einer Seele und einem Geist; auf dem Gleichgewicht derselben beruhet die menschliche Gerechtigkeit, und folglich auch die häusliche Glückseligkeit, so wie die Krankheiten des Körpers, der Seele und des Geistes entstehen, wenn die Kräfte des Menschen vom Richtmaß des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit abweichen, oder entweder in ein *Zuwenig* oder in ein *Zuviel* ihrer Bestimmung ausschweifen. Nun aber besteht die *häusliche Regierung* oder Haushaltung darin, daß der Mensch zur Gerechtigkeit geführt wird durch Zurechtstellung und Erziehung, da sich der Körper größtentheils im Kindes-, die Seele im Jugend-, der Geist im mannbaren Alter entwickelt, oder durch Wiederherstellung und Heilung seiner ausschweifenden oder zerrütteten Kräfte, vermittelt einem entgegengesetzten *Zuwenig* oder *Zuviel*.

Das *zweyte* Buch handelt von *dem Staat* oder der *bürgerlichen Gerechtigkeit*. Der Staat besteht aus Menschen, und hat also die nämlichen Kräfte und Bedürfnisse, wie der einzelne Mensch, nämlich thierische, humane, göttliche, wovon die ersten dem öffentlichen Unterhalt oder der Nahrung dienen, die zweyten der öffentlichen Sicherheit oder der Vertheidigung, die dritten der öffentlichen Lehre oder Religion desselben; und auf ihrem Gleichgewicht beruhet die bürgerliche Gerechtigkeit, und folglich das öffentliche Wohl. Daher betrachtet der Vf. in dem *ersten* Kapitel die *Natur* und *Constitution des Staats*, in dem *zweyten* die *Staatsregierung*. So bald Menschen in einem Staat verbunden sind, vertheilen sie die allgemeinen Arbeiten, Lasten, Geschäfte und Gewalten unter sich. Ein Theil übernimmt die Unterhaltung, einer die Vertheidigung, einer die Belehrung und Leitung des Ganzen; daher die verschiedenen Klassen und Stände des Volks, der Nährstand, oder, wie Plato sagt, das gewinnliebende Geschlecht; der Wehrstand oder das ehr- und siegliebende Geschlecht, und der Lehrstand oder das weisheitliebende, geistige Geschlecht. Daher entstehen auch die verschiedenen Staatsgewalten oder Staatsämter, das *Zünfthum* (*Tribunatus*), das *Fürstenthum* (*Principatus*), und das *Grauen- oder Prießterthum* (*Senatus, πρεσβυτερειον*); das erstere der demokratische, das zweyte der monarchische, das dritte der aristokratische oder hierarchische Theil des Staats. Derjenige Staat, worin diese Theile am richtigsten zusammengesetzt und beschränkt sind, hat die beste Verfassung; und auf diese gehörige Vertheilung beruhet das richtige Ebenmaß der innern Verhältnisse des Staats oder dessen inneres Gleichgewicht, so wie das äußere Gleichgewicht, welches sich

sich auf die äusseren Verhältnisse bezieht, auf einer respectablen Nationalmacht oder auf klugen Verbindungen mit andern Staaten sich gründet. Dagegen entstehen die Staatsverbrechen durch Abweichung des Staats oder seiner Glieder von den Gesetzen des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit in ein Zuriel oder Zuwenig ihrer Bestimmung, und theilen sich, in Beziehung auf die verschiedenen Verhältnisse des Staats in innere und äussere. *Regiert* wird der Staat durch Zurechtstellung oder Wiederherstellung seiner Kräfte und Bürger. Die inneren Zurechtstellungsmittel eines Staats und seiner Bürger sind Schulen oder Stellen und Verwaltungen; die äusseren eine gehörige Land- und Seemacht und ein kleines *Corps diplomatique*; die Heilmittel aber innere, gegen die Gebrechen jedes Standes insbesondere, oder äussere Anstrengung der Armeen und Verbindungen mit andern Völkern gegen Ohnmacht, und Koalitionen und Last der eigenen Grösse und Kriegsgewalt gegen Uebermacht.

Bey der näheren Ausführung dieser systematisch an einander gereihten Gegenstände kommen mehrere treffliche Bemerkungen und originale Ideen vor, unter denen wir besonders auszeichnen, was der Vf. über die Bildung und Entwicklung des Geistes, auch durch die schönen Künste, sagt. Uebrigens aber war es nicht seine Absicht, alle Gegenstände mit gleicher Vollständigkeit abzuhandeln; man darf daher diese Forderung nicht an ihn machen, sondern muss mit dem zufrieden seyn, was er leisten wollte, Andeutung der wichtigsten und fruchtbarsten Begriffe, wobey denn zu Zeiten, wie man deutlich sieht, der besondere Reiz dieses oder jenes Gegenstandes ihn weiter fortgeführt, und zu ausführlicheren Entwicklungen veranlasst hat.

(Der Beschluss folgt.)

## O E K O N O M I E.

POSEN u. LEIPZIG, b. Kühn: *Das Ganze der Bienenzucht, oder auf Erfahrung gegründeter Unterricht für Oekonomen, Cameralisten und Bienenwäpfer*, die Bienenzucht auf einen höhern Ertrag, als zeither zu bringen, von J. W. Wäpfer, Königl. Preufs. Ober-Oekonomie-Inspector. 1803. 212 S. 8. (18 gr.)

Dals wir über Mangel an Bienenchriften keinesweges zu klagen haben, giebt auch der Vf. zu; glaubte aber, da die meisten derselben für angehende Oekonomen und den Landmann zu kostbar, undeutlich und grösstentheils für gelehrte Bienenwirthe geschrieben sind, durch gegenwärtige Schrift das Fehlende zu ersetzen. Indessen scheint es Rec., dals für das gemeine Landvolk, als worunter die meisten Bienenwirthe

von je her zu finden waren, und in der Zukunft auch seyn werden, oft ein noch mehr populärer Stil nöthig gewesen wäre. So liest man S. 20: „Alles, was in Ansehung der Wahl der Gegenstände und Erfahrungsfätze aufser dem Kreise meines Wissens lag, oder der Erfahrung und Wahrscheinlichkeit zuwider war, habe ich ausgeschlossen; hingegen, was innerhalb den Grenzen meiner Ueberzeugungen war, habe ich, so wie auch dasjenige angenommen, was ich auf Glaubwürdigkeit meiner Lehrer, deren berühmte Schriften ich als Hülfquellen benutzt, ohne Bedenken annehmen, und deren Richtigkeit, nach Autorität der Verfasser, (hätten diese nicht an Ort und Stelle sollen namestlich angeführt werden?) voraussetzen konnte.“ So lange Perioden und manche hier gebrauchte Ausdrücke muss ein populärer Schriftsteller billig vermeiden.

Das ganze Werk zerfällt in die beiden Haupttheile: 1) Die *Wald- oder wilde Bienenzucht*; 2) die *Gartenbienenzucht*. In dem *ersten* Theile findet sich Tit. X. folgende Ueberschrift: Von der Waldbienenzucht in Molkau (Muska), in der Oberlausitz, im Amte Hoyerswerda, von der Kurmärkischen und Nürnbergischen, als Beyspiele zur Prüfung und Nachahmung. In der Folge wird aber von der Kurmärkischen wilden Bienenzucht nicht eine einzige Sylbe erwähnt; doch muss es in der Kurmark wohl auch in alten Zeiten eine wilde Bienenzucht gegeben haben, da das Land weniger bewohnt und an keiner Ausrottung der Wälder zum Behn der Bevölkerung gedacht ward. So wird auch der in der Rubrik angezeigten wilden Bienenzucht im Nürnbergischen gleichfalls weiter nicht mit einer Sylbe gedacht. — Was der Vf. in dem *zweyten* Haupttheile unter der Rubrik von der künstlichen Vermehrung der Bienen durchs Ablegen u. s. w. sagt, dals nämlich die künstliche Vermehrung eigentlich mehr für einen wohlhabenden Liebhaber der Bienenwirthschaft, als für den gemeinen Bienenvater gehöre, der eine mittelmässige Benutzung mit geringern Kosten einem zwar reichern und grössern, doch aber auch mit viel grösserm Aufwande verbundenen Ertrage vorziehe, hat des Rec. völligen Beyfall. Gewinnt nicht der gemeine künftliche Landmann das meiste Honig und Wachs? — Da es übrigens bey der Gartenbienenzucht an den meisten Orten in Sachsen, Brandenburg u. s. w. sehr viel auf die Wanderung der Bienen, d. i. das Fortschaffen der Bienen in die Wälder, theils im Frühjahr, meistens aber zu Ausgange des Sommers kommt, wenn sie mehr Ausbeute abgeben sollen, so wird der Vf. einer bald zu hoffenden zweyten Auflage des Werks beyzufügen haben: wenn und wie mit der Bienenwanderung zu verfahren sey; *Spitzners* Lehrbuch über die Korbbienenzucht ist hierzu bestens zu empfehlen.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 28. May 1805.

## -STAATSWISSENSCHAFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Andrea: *System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit*, (von Nicol. Vogt) u. f. w.

(Beschluss der in Num. 143. abgebrochenen Recension.)

Das erste Kapitel des dritten Buchs (womit der zweyte Theil anfängt) von der Welt oder der göttlichen Gerechtigkeit ist wieder einer bloß spekulativen Betrachtung gewidmet über die göttliche Schöpfung der Welt und die Natur. Gott hat die Welt aus Materie und Geist zusammengesetzt, aus welchen beiden jedes organische Wesen, folglich auch das Thier und der Mensch geschaffen ist; die Welt besteht also, wie der Mensch, aus *Materie, Seele und Geist*, und auf dem Gleichgewicht derselben beruhet die göttliche Gerechtigkeit, und folglich das Heil der Welt. Wir finden in der Natur, welche aus einem Grundstoff oder Materie, aus einer Weltseele, und aus Vernunft, durch welche sie von Gott regiert wird, besteht, eine allgemeine Bewegungs- Seelen- und Vernunft- Kraft; aber weil zur Bewegung und zum Leben in der Welt eine beständige Wechselwirkung der Naturkräfte nothwendig ist, folglich auch eine beständige Abweichung derselben in ein Zuwenig oder Zuviel: so entspringt daher auch ein nothwendiges Uebel, was die Allmacht Gottes in einer beschränkten Sinnenwelt zu vernichten nicht im Stande ist, ohne die Welt zu einem Gott zu machen.

Das zweyte Kapitel handelt von der göttlichen Regierung der Welt. Th. II. S. 55. u. f., welche in einer beständigen Zurechtstellung und Wiederherstellung der Wesen zum Gleichgewicht besteht.

Die Körperwelt wird von Gott regiert oder zurecht gestellt durch die Formen und Bewegungen der einzelnen Theile, der Erde und Gestirne; nämlich durch *Gazonomie* die einzelnen Körper theils mit zu wenig, theils mit zu viel Lichtstoff zum Gleichgewicht, woher feste, flüssige und gemischte Körper; durch *Geonomie* die Klimate theils mit zu wenig, theils mit zu viel Sonne zum Gleichgewicht, woher kalte, warme und gemischte Klimate; durch *Astronomie* die Zeiten theils mit zu wenig theils mit zu viel des Tages zum Gleichgewicht, woher kalte, warme, gemässigte Tages- und Jahreszeiten.

Die Thier- und Menschenwelt bildet Gott durch einen animalischen Körper, eine Seele und Vernunft, oder durch *Plastik, Musik* (welches Wort der Vf. gemäss der ursprünglichen Bedeutung in einem ganz andern, als dem gewöhnlichen Sinn nimmt), und *Reli-*

A. L. Z. 1805. Zweytor Band.

*gion*. Von vernünftigen Wesen kennen wir auf unserer Erde nur den Menschen, über deren geheime Leitung also Natur- und Weltgeschichte uns allein Aufschluss geben kann. Wir finden daher auch sowohl bey einzelnen Völkern als dem ganzen Menschengeschlecht *barbarische, Helden- und vernünftige Zeiten oder Epochen*, die man das *Kindes-, Jugend- und Mannbare* Alter der Menschheit nennt. In der ersten werden die thierischen, in der zweyten die humanen, in der dritten die göttlichen Kräfte derselben gebildet. In dem *Naturstande* oder der Kindheit des Menschengeschlechts bildet Gott die thierischen Kräfte derselben unmittelbar durch die Natur, und zwar zuerst jene der Pflanzen, dann jene der Thiere, dann jene der Menschen; und diese wieder durch ein Zuwenig und ein Zuviel Sonne und Lebenswärme zum Gleichgewicht der Schönheit, woher das *Lappen-, das Negern-,* und das *schöne* Geschlecht. In den *Heldenzeiten* bildet Gott die humanen Kräfte des Menschengeschlechts, nämlich die Religion, den Edelmut, die Tapferkeit und Minne, welche auch den Hauptcharakter dieser Epoche, den Helden- und Rittergeist, ausmachen, welches die alte und neue Geschichte durch die vollkommenste Uebereinstimmung zeigen. In den *schönen* Zeiten der Weltgeschichte wird das Menschengeschlecht eben so, nach der alten und neuen Geschichte, zur Wahrheit durch Wissenschaften und Schulen gebildet; zur Gerechtigkeit im Innern durch Gesetze und Staatsverfassungen, im Aeußern durch Bündnisse und Kriege gegen die drohende Uebermacht einiger Staaten; zur Schönheit des Geistes durch Gerechtigkeitsliebe, Vaterlandsliebe, Ehr- und Adelliebe, und Tapferkeitsliebe, und des Körpers durch diätetische Uebungen zur Gesundheit, durch gymnastische Uebungen zur Stärke, durch Kunstübungen zur Geschicklichkeit, und durch Tanzübungen zur Zierde.

Die *Geisterwelt*, sitliche Welt oder das Reich Gottes, deren Daseyn über die Sinnenwelt erhaben, schon die vernünftige Natur des Menschen zeigt, wird von Gott regiert durch und nach den ewigen Principien und Regeln der Wahrheit, der Gerechtigkeit und Schönheit, deren Zweck die ewige Ordaung der Dinge ist.

In dem dritten Kapitel redet der Vf. von der göttlichen Wiederherstellung der Welt zu dem Gleichgewicht aller Verhältnisse.

Die *Körperwelt* heilt Gott von Erstarrungen durch Ungewitter (Oxydationen), und von Ungewittern durch Erstarrungen (Desoxydationen).

P p p

Das

Das *Menschengeschlecht* züchtigt Gott in den Zeiten des Verfalls durch Irrthümer und Sophistery, und zwar durch die Blasphemien der Pseudo-Epikurischen Sekte, durch die Sophismen der Pseudo-Skeptischen Sekte, durch die Phantafien der Pseudo-Platonischen Sekte, durch die Hypokrisie der Pseudo-Pythagorischen Sekte; durch Ufurpationen, Eroberer und Geißeln Gottes, der Babylonier und des Nebukadnezars, der Perfer und des Kyrus, der Griechen und des Alexanders, der Karthaginenser und des Hannibals, der Römer und der Cäsarn, der Barbaren und des Attila (die Vergleichen aus der neueren Geschichte hat der Vf. in dieser traurigen Geschichte absichtlich weggelassen, wahrscheinlich eingedenk des — *Imperatoribus longas esse manus*); und durch Lafter und Ausschweifungen durch die Meutereyen der Parteyen, durch die Ausgelassenheit der Soldaten, durch den Wucher und die Ueppigkeit der Reichen, und durch Irreligiosität des Volks. Dagegen heilt Gott das Menschengeschlecht in den Zeiten der Ausgelassenheit von seinen Irrthümern vermöge seiner Barmherzigkeit durch eine neue Religion, und von seinen Lastern vermöge seiner Gerechtigkeit durch ein neues Geschlecht.

Die *Geister- oder sittliche Welt* heilt Gott durch eine außerordentliche göttliche Offenbarung, und durch eine außerordentliche göttliche Gnade.

In der Entwicklung dieser Materie, vorzüglich der des *zweyten* Kapitels, trägt der Vf. ebenfalls so viele scharfsinnige Bemerkungen vor, und macht so viele treffliche, höchst lehrreiche und fruchtbare Anwendungen aus der Geschichte, das man ihm mit dem größten Interesse auch da folgt, wo man seinem System nicht beystimmen würde, oder wo man in Versuchung gerathen möchte, ihn unnöthiger Abschweifungen zu beschuldigen. Indessen muß man selbst in Rücksicht auf das System ihm eine vollkommene Konsequenz einräumen, und von dieser Seite hat die vollständig durchgeführte Gedankenreihe eines scharfsinnigen Kopfes immer einen entschiedenen Werth für jeden prüfungsfähigen Beobachter, unangesehen der Verschiedenheit oder der Abweichungen seines eigenen Glaubens. Und was die Bearbeitung der Züge und Bruchstücke aus der Geschichte betrifft, so zeugt sie an sich von so überwiegendem Talent, und führt fast durchgehends auf so wichtige und wohlthätige Resultate, das man dem Vf. Lob und Beyfall nicht versagen kann, wenn man gleich nicht alle die theoretischen Folgerungen anerkennen kann, welche er aus den Thatfachen herleitet.

Als Beyspiele, welche jeder aufmerksame Leser sich leicht angeben wird, nennen wir nur die treffliche Schilderung des punischen Krieges, und jene des Revolutionskrieges, da wir nicht wissen, irgend wo sonst in solcher Kürze, so kräftig und so wahrhaft die Ursachen geschildert gefunden zu haben, welche jenem Kriege einen Ausfall gaben, den man nach gewöhnlichen politischen Berechnungen freylich nicht erwarten konnte. Von gleichem Talent, so wie dabey von dem tiefsten Gefühl für Gerechtigkeit und

Menschenwürde, zeugen die Zusammenstellungen der Römer und der Deutschen zu des Tacitus Zeiten, nach den Nachrichten dieses in seiner Art *einzigsten* Geschichtschreibers: und uns wenigstens hat der Vf. ein ganz eigenes Vergnügen gewährt, durch die am Ende seines Werks, unter dem Titel: *Taciti documentum reipublicas ex moribus Romanorum et Germanorum*, in gespaltenen Columnen mitgetheilten Auszüge des Originals, welches auch uns jederzeit als eines der schönsten Denkmäler des Scharffsinns und der Menschenkenntniß erschien, und noch ein doppeltes Interesse durch die Trübsale der Zeit gewinnt, wo es geschrieben ward, da man dem Schriftsteller allenthalben die bittere Empfindung des traurenden Menschenfreundes anfieht, der seinen Unmuth kaum sich selbst gestehen darf, und mit dem eben daher jeder gut organisirte Geist desto inniger sympathisirt, wenn er sich näher oder entfernter in eine ähnliche Lage versetzt wähnt.

Von dem Ton und der Manier des Vf. mag folgende Stelle zur Probe dienen, worin er für die christliche Religion sein herzliches, wahrhaftes Zeugniß ablegt.

„Nun erschien der Messias, und alle meine sinnlichen Erwartungen waren, wie jene des Judenvolks, betrogen. Ich sah ihn nicht als einen mächtigen König, der durch seine Macht die Welt beglücken, noch als einen Weisen oder Gesetzgeber, welcher die verdorbenen Völker durch Gesetze verbessern, noch als einen Gott, welcher durch ein Wort der Allmacht das Paradies wieder herstellen könnte. Er kömmt als ein schwaches Kind, von einem armen, unschuldigen Weibe geboren, in einem Stall auf die Welt, und kündigt den Einfältigen, statt eines irdischen Paradieses ein Reich Gottes an, was gar nicht von der Welt ist, und dessen Gesetze und Verfassungen gerade alle Sinnlichkeit bändigen sollen. Sein Leben ist nicht das freudige Leben Adams in einem schönen Garten, sondern ein qualvolles Leben unter Beschwerlichkeiten und Todesangst. Nicht ein Baum des Lebens wird aufgepflanzt, sondern ein Kreuz, ein Baum des Todes.“

„Mit einem heiligen Schauer ward ich befallen, als ich über diese Erlösung nachdachte. Sie gieng so ganz gegen meine sinnlichen Begriffe und Gefühle, sie war so ganz das Entgegengesetzte eines Paradieses.“

„Ich verfolgte nun mit einer innern, aber zuweilen unterbrochenen Bangigkeit (wo mir nämlich der sittliche Zweck verständlicher ward, vorzüglich durch *Crugots* vortreffliche Predigten, welche, nur ein wenig popularisirt, eins der größten Sittenbücher werden könnten) das ganze Leben dieses zweyten Adams bis an seinen Tod. Von dem Stalle zu Bethlehem bis auf Golgatha stellte sich mir ein ganz neues Bild der menschlichen Natur dar, und je näher ich an das Ende kam, je merklicher verloren sich die Begriffe der Sinnlichkeit und eines irdischen Paradieses in meiner Seele, und jene der Sittlichkeit und des Reiches Gottes nahmen ihre Stelle ein. Mit dem Worte:

*mein Gott, warum hast du mich verlassen?* verließ auch mich der Glaube an die Möglichkeit einer so hohen Sittlichkeit im Menschengeschlechte. Mit den Worten: *Verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun*, erhob sich meine Seele von neuem, und mit dem Worte: *Es ist vollbracht*, versank ich in tiefe Anbetung. Mit der Sonne verlosch mir die ganze Sinnenwelt. Der Vorhang ward zerrissen; und mein unsterblicher Geist floh über Gräber und Erden hinweg, und ist auferstanden zu einem ewigen Paradiese und Reiche Gottes."

„So kündigte sich mir der Geist der christlichen Religion an. Nun wurden mir auch alle Anstalten und Gebräuche heilig und ehrwürdig, welche zwar sinnlich, doch Bilder und Stützen der innern Sittlichkeit seyn sollten. Wie schön und erbaulich schienen mir nun alle Feste, Gebete, Versammlungen, Kleidungen und Verzierungen des äußern Gottesdienstes! Ich erinnere mich niemals, daß ich dieselben für unbedingt nothwendige Erfordernisse der Sittlichkeit und Religion gehalten hätte; aber mit Freude und innigem Wohlgefallen sah ich sie oder machte ich sie mit, wenn sie durch die Lieder eines *Ambrosius* oder *Gregorius*, oder durch die Melodien eines *Pergolesi* und *Jomelli*, oder durch die Bilder eines *Raphael* und *Guido Reni*, oder durch die Liturgie eines *Urbanus* und *Pius*, oder in den Gebäuden eines *Michael Angelo* und *Steinbach* mit Pracht, Anstand und Schönheit vorgestellt wurden. Ich habe nach der Hand die erhabenen Systeme und Theologien eines *Pythagoras*, *Anaxagoras*, *Sokrates*, *Plato* und *Leibnitz* durchstudiert, und selbst darüber ernsthaft und gründlich nachgedacht; aber wenn ich aufrichtig und wahrhaft gestehen soll, was eigentlich mein sittliches Gefühl geweckt, und selbst für künftige Fälle befestigt habe, so muß ich immer noch mit Dank der christlichen Religion den Vorzug vor allen andern Systemen geben. Es wäre demnach eine wahre Gottesverleugnung und unverzeihliche Schwäche gegen den Geist unserer Zeiten, wenn ich in einer Schrift, wo ich von Erziehung und Sittlichkeit rede, nicht das Mittel nennte und anrühmte, dem ich doch selbst größtentheils meine Sittlichkeit zu danken habe."

Sollten auch nicht alle Leser über diesen Gegenstand mit uns gleichstimmig urtheilen, da wir offen bekennen, daß wir die Ansicht des Vfs. hierin ganz zu der unsern machen, und, nach unserm Begriffe von Theodicee, in dem nicht zu verkennenden Vorzug der christlichen Moral vor allen andern einen unantastlichen Beweis der Göttlichkeit dieser Religion bis auf unsere Zeiten finden: so sind wir doch überzeugt, daß kein unbefangener und verständiger Leser jener Darstellung an sich seinen Beyfall verlagen, und das Talent und die gute Absicht des Vfs. verkennen wird.

Eben das gilt, nach unserer vollen Ueberzeugung, von den Resultaten der historischen Betrachtungen in dem zweyten Theile, wie er sie in der Vorrede zusammenfaßt. Indem er nämlich aus der Weltgeschichte, als Beleg seiner aufgestellten Theorie des Gleichge-

wichts und der Gerechtigkeit, alle diejenigen Meinungen, Sitten, Maximen, Anstalten und Thaten merklich und auffallend ausgezeichnet hat, welche nicht nur ein Volk, sondern die ganze Menschheit zur wahren Cultur führen, und welche sie davon abführen, glaubt er zugleich mit Recht die Grenzen der ächten Philosophie, der bürgerlichen Freyheit und menschlichen Cultur angegeben zu haben. Was drüber ist, führt auf Unfinn, Anarchie, Despotism und Barbarey. Wir haben hier, wie *Tacitus* sagt, ein großes Beyspiel vor uns; und wie unsre Väter das höchste der Freyheit und Cultur gesehen haben, so sahen wir das äußerste der Sklaverey und Ausgelassenheit.

Sowohl der einzelne Mensch, als das ganze Geschlecht denkt, dichtet, trachtet und handelt auf dieser Erde allein durch und nach *humanen* Kräften, welche, je nach dem sie mehr oder weniger von der cultivirten Vernunft geleitet sind, zu Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, und folglich zu Glückseligkeit oder Unglückseligkeit führen.

Die ganze uns sich offenbarende Weltordnung, und besonders das Streben der Humanität, deutet auf eine *höchste Gerechtigkeit*, und macht eine *höhere Bestimmung* des Menschen wahrscheinlich. Daher wird die Geschichte, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, eine herrliche Theodicee.

Der Geschichtsforscher findet in der Menschengeschichte zwar Entdeckungen, Ahnungen und Offenbarungen einer reinmoralischen Weltordnung und eines Reiches Gottes, aber auf dieser Erde wenigstens keine wirklich in Fleisch und Blut übergegangene Herrschaft davon. Er muß also, wenn er consequent seyn will, dieselbe entweder als ein schönes Ideal betrachten, wornach die Menschen oder vernünftige Wesen streben sollten, oder im Glauben an eine reiner organisirte Humanität und eine Unsterblichkeit der Seele die gehörige Ausführung davon in einer bessern Welt erwarten. Der Vf. hat daher, um sein System ganz durchzuführen, auch in dieser Schrift von einer reinern Christenwelt oder einem Reiche Gottes geredet; aber als Historiker durfte er es nur entweder als von einigen Philosophen geahndet, oder besser als wirkliche Religionslehre geoffenbaret, nicht aber als schon wirklich einmal auf dieser Erde existirend angeben, weil sich dazu, selbst in den besten Verfassungen und schönsten Epochen der Weltgeschichte keine Data finden.

Wenn man betrachtet, daß gerade in unsern Zeiten, und unter den gebildetsten und aufgeklärtesten Völkern der Welt, wo das große Problem der *ächt bürgerlichen Freyheit* aufgelöst werden sollte, eine so abscheuliche und unrechtliche Verwirrung entstanden ist, daß ein einziger großer Geist, wie ein *Deus ex machina*, erscheinen mußte, um wieder Ordnung und Ruhe herzustellen (und zwar durch Einführung eines erblichen, so gut wie unumschränkten Kaiserthums); und auf der andern Seite, wo durch *Kants Kritik* der reinen Vernunft das noch wichtigere Problem der



moralischen Freyheit und Bestimmung gelöst werden sollte, daß ein einziges Genie nicht nur Studenten und Anfänger in der Philosophie, sondern große Gelehrte und berühmte Philosophen erschüttert hat: so scheint der Glaube an eine *Selbstständigkeit auf dieser humanen Welt* eben so abzunehmen, als der Glaube an eine *bessere andere Welt* wieder zunehmen muß. Dem schlichten Geschichtsforscher, der sich an nichts anders als an die Erfahrung halten kann, bleibt also nichts übrig, als eben diese Erfahrung. Er wird daher die göttliche Gerechtigkeit nur in den *Gesetzen der Reaction* und des *Gleichgewichts*, oder in einer *Offenbarung eines Reiches Gottes, welches sich jenseits des Grabes erstreckt*, zu finden suchen, und so beides als Facta angeben, welche aller Welt bekannt sind.

Nichts desto weniger ist und bleibt sowohl die Humanität als die Religion eine Schule zur höheren Bestimmung des Menschen. Als Geschichtsforscher konnte der Vf. aber nur dieses und nicht mehr behaupten. In dem von ihm versprochenen, vorhin erwähnten Werke, für dessen Herausgeber mehr als Verfasser er angesehen seyn will, wird erst von einem feinem Berührungspunkte beider Welten (der natürlichen und sittlichen, des Himmels und der Erde) geredet werden: und zu der baldigen Ausarbeitung dieses Werks ermuntern wir ihn desto kräftiger, je entschiedener uns sein Beruf dazu zu seyn scheint, und je heillamere Einflüsse wir uns davon zunächst für die bereits empfänglichen, mittelbar aber und entfernter auch für die noch minder gebildeten und vorbereiteten Menschen versprechen.

### KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, b. Magimel: *De l'Architecture des Fortereses, ou de l'art de fortifier les Places, et de disposer les Etablissements de tout genre, qui ont rapport à la guerre. Premiere partie. Essai sur la Fortification etc.* Par, C. F. Mandar etc. 1801. 698 S. gr. 8. m. 8. Kpft.

Das ganze Werk ist in *fünf* Bücher, und diese sind wieder in mehrere Kapitel eingetheilt. Das *erste* Buch enthält eine gedrängte Geschichte der Kriegsbaukunst; das *zweite* allgemeine Betrachtungen über die verschiedenen Zweige der Kriegskunst, in so fern sie Bezug auf die Kriegsbaukunst haben; das *dritte* entwickelt die Grundsätze, nach welchen Festungen angelegt; das *vierte* die, nach welchen einzelne Werke vertheilt werden müssen; und endlich das *fünfte* stellt eine Parallele und Analyse der vorzüglichsten Befestigungssysteme auf.

Ogleich die *drey* ersten Bücher manches gute enthalten, so scheinen Rec. doch die beiden letzten die interessantesten zu seyn. Im *vierten* Buche spricht

der Vf. von der Artillerie, geht hierauf, nach dem er das Wesentlichste über diese Waffe ausgehoben hat, zu dem Belagerungskriege neuerer Zeit über, sucht alsdann in einer Parallele, die er zwischen dem Angriffe und der Vertheidigung anstellt, darzuthun, wie sehr die Mittel zur Erhaltung der letztern, bey den meisten in Ausübung gebrachten Systemen, durch die Vernichtungsmittel des erstern überwogen würden; giebt ferner seine Ansicht über die zu beobachtende Grundsätze bey Anlegung der verschiedenen Festungswerke, und theilt nun erstere in *fünf* Abschnitte. Im *ersten* spricht er von den Mitteln, die Werke gegen jede Art von Angriff sicher zu stellen; und im *zweiten*, wie man den Gebrauch und die Anwendung der Trutz Waffen erleichtern soll. Im *dritten* Abschnitt will er die Hindernisse zur Vergrößerung der Defensiv vermehrt; im *vierten* die Operation der mobilen Kräfte begünstigt; und endlich im *fünften* bey einem jeden Locale, die zur Vertheidigung analogen Mittel angewandt wissen, damit man wo möglich, mit dem kleinsten Aufwand von Kosten, den größtmöglichen Widerstand zu erhalten vermöge. Noch sagt der Vf. in diesem Buch über den Nutzen der Kasematten manches belehrende; auch findet man S. 431. in einer Anmerkung das Protocoll der zu *Neubreisach* im Jahr 8. d. Fr. Rep. mit den Kasematten dieser Festung angestellten Versuche, deren Resultate genügend ausfielen.

Das *fünfte* Buch glaubt Rec. solchen Officieren, die nicht Ingenieure von Metier sind, besonders empfehlen zu müssen. Es enthält nämlich, wie bereits weiter oben angeführt worden, eine Parallele und Analyse der vorzüglichsten Befestigungssysteme. Der Vf. stellt in diesem Buche 77 benannte, nebst noch einigen anonymen Systeme auf; was aber diese Zusammenstellung noch interessanter und belehrender macht, sind die *drey* hierzu bestimmten Erläuterungskupfertafeln, auf deren jede sich 40; also auf allen dreyen 120 verschiedene Systeme oder Modificationen derselben neben einander befinden. Diese gedrängte Zusammenstellung mehrerer Fortificationssysteme ist eine vortreffliche Idee des Vfs., wofür man ihm um so eher danken muß, da sie die Ansicht des Uebergehens und Zusammenschmelzens eines Systems in und mit einander, wie auch das Charakteristische eines jeden derselben sehr erleichtert. Ueberdies ist ein alphabetisches Verzeichniß der vorzüglichsten Werke über die Kriegsbaukunst aus den ältern und neuern Zeiten mit der Jahrszahl ihrer Erscheinung beygefügt. Das Werk ist übrigens in einem falschen und fließenden Stile geschrieben, und das Papier wie auch der Druck und die beygefügt Kupfer machen dem Verleger Ehre. Es gehört in jeder Hinsicht zu den besten Producten seiner Art, und verdient in der Bibliothek eines jeden gebildeten Officiers und Lehrers in diesem Zweige der Kriegskunst zu stehen.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 29. May 1805.

## NATURGESCHICHTE.

- 1) LONDON: *Organic Remains of a former World. An examination of the mineralized remains of the vegetables and animals of the antediluvian world; generally termed extraneous fossils. By James Parkinson, Hoxton. The first volume, containing the vegetable kingdom. 1804. 479 S. mit 3 Kupfertafeln. 4 (15 Rthlr.)*
- 2) GOTHA, in d. Becker. Buchh.: *Beschreibung merkwürdiger Kräuter-Abdrücke und Pflanzen-Verfeinerungen. Ein Beytrag zur Flora der Vorwelt, von E. F. v. Schlottheim. Erste Abtheil. 1804. 68 S. 4 mit XIV Kupfert. (5 Rthlr.)*

Alles überzeugt uns, daß die frühere Natur der Erde sich mit edlern und höher gebildeten Formen vertrat, wie die Reste von Geschöpfen beweisen, deren Gegenbilder in der jetzigen Natur vergebens gesucht werden... Die allgemeine Verschlechterung der Erde ist nicht nur eine allgemeine Sage der Vorwelt, sondern eine eben so bestimmte physikalische Wahrheit, als es die später eingetretene Neigung ihrer Achse ist." Wir wollen diese Behauptung, die in Schellings Schrift: *Philosophie und Religion*, vorkommt, hier nicht prüfen; aber es ist doch in der That sehr merkwürdig, daß von äußerst wenigen Ueberresten der Vorwelt die Originale noch jetzt gefunden werden. Seitdem die französischen Naturforscher dies von den thierischen Gerippen und Ueberresten erwiesen, erregten auch die Reste der Pflanzenwelt mehr Aufmerksamkeit, und beide vor uns liegende Werke, die zugleich erschienen, enthalten vorzüglich Versuche, die Pflanzen-Abdrücke und versteinerten Vegetabilien zu erklären. Wie wenig aber diese Versuche, jene vegetabilischen Ueberreste auf jetzt bekannte Gattungen und Arten zurück zu bringen, gelungen sind, wird sich aus dem folgenden ergeben. Wenn Schuchzer (*herbar. diluvian.*) und Walch (*Naturgesch. der Verfeinerungen Th. 3.*) mit der Classification der Pflanzen-Abdrücke und versteinerten Vegetabilien leichter fertig wurden, als wir: so kann man daraus so wenig auf ihre tiefern botanischen Kenntnisse schließen, daß die Eingeschränktheit derselben vielmehr daraus erhellt. Seitdem Meinkes (*Naturforscher, St. 1. und 18.*) und Chemnitz (*Danske Selskab. nye Skrifter, D. 3.*) die Unmöglichkeit, die Prototypen dieser Petrefacten zu bestimmen, erwiesen haben, sieht man ein, daß auch in diesem Fache die tiefere Kenntniß zum Geständniß der Un-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

wissenheit führt... Doch wir wollen die vorliegenden Schriften näher betrachten.

Nr. 1. *Parkinson*, durch einige populäre Schriften bekannt, mit systematischen Naturkenntnissen nicht hinreichend ausgestattet, brachte es dennoch durch große Anstrengung, durch zahlreiche literarische Verbindungen mit den berühmtesten Naturforschern seines Landes, und durch Benutzung der wichtigsten Arbeiten der Ausländer, besonders der Deutschen, dahin, daß er wenigstens über den Vorgang der Mineralisation vegetabilischer und thierischer Körper in diesem Werke bedeutende Aufschlüsse geben konnte. Freylich ist die Briefform, in der er schrieb, sehr unbequem: freylich fehlt es ihm, wie mehreren seiner Landsleute, an geographischer Kenntniß des Auslandes. (So kommt hier der *Blogsberg, a high mountain in lowes Saxony and the Brocken, the highest mountain of the Hartz*, vor.) Indessen findet der Naturforscher überhaupt, und insbesondere der Geologe und Mineraloge gewiß viel lehrreiche Unterhaltung. Der Vf. giebt zu, daß viele vegetabilische Körper, die man in der Erde findet, durch späte und zum Theil örtliche Ueberschwemmungen und andere Erschütterungen verfenkt seyn. So erzählt er selbst, daß man in Lincolnshire tief in der Erde Blätter der Stechpalme (*Ilex aquifolium*) und des gewöhnlichen Schilfes (*Arundo phragmites*) fand, und daß eben dort ganze Kiefernwaldungen lagen, wo die einzelnen Bäume bis hundert Fuß lang waren. Aber die meisten in Gebirgen und angechwemmtem Lande gefundenen, mineralisirten Substanzen leitet er doch von der Mosaischen Sündfluth her. Zuerst vom unterirdischen Holze, dem Torf, den Stein- und Erdkohlen, dem Bergpech, Erdharz und Steinöhl. Alle diese Substanzen entstehen durch das, was der Vf. *erdharzige Gährung* nennt. Wenn nämlich Holz und Wurzeln, vor dem Zutritte der Luft geschützt, unter der Erde verborgen liegen, so wird der Wasserstoff nicht verflüchtigt: er verbindet sich auf eigenthümliche Weise mit dem Kohlenstoff des Holzes, und bildet dadurch eine öhlichte Substanz eigener Art, die wir *Erdharz* nennen, und wovon wir im Torfe die ersten Spuren bemerken. *Parkinson* wiederlegt *Plat's* Meinung, daß die Wurzeln im Torfe eigene unterirdische Pflanzen (*Rhizomorpha*) seyn: er beweiset, daß Wasser- und Kohlenstoff die Hauptbestandtheile des Torfs ausmachen. Der Mineraltalg möge aus Schwämmen entstanden seyn, wie *Humboldt* ihn aus dem *Phallus esculentus* bereitete: vielleicht auch aus thierischen Körpern, deren Gerippe man nicht selten in Torfmooren gefunden. Auf ähnliche

Art entstehe *Bernstein*, wobey *Girtanners* Meinung, daß er ein Product der Ameisen sey, widerlegt wird: man finde ihn in zu großen Lagern. Die *Honigsteine* bey Artern haben einen ähnlichen Ursprung. (??) Dann kommt er auf die *Steinkohlen*, deren Entziehung er von der Mosaïschen Erd-Überschwemmung herleitet, und auf folgende Art erklärt: Holz, durch erdharzige Gährung in flüssigen Zustand versetzt und in seiner Entzündbarkeit durch die Oxydation des Kohlenstoffs und durch die Beymischung erdiger und metallischer Theile verändert, giebt diese Substanz. Umständlich und belehrend sind die Nachrichten, die hier von den englischen Steinkohlen-Bergwerken gegeben werden. Dahn von der *Braunkohle*, oder *Bovey-coal*, wo sich schon mehr Schwefelkies und Erde dem Holze beygemischt hat. In Devonshire brennt man mit Braunkohle Töpferwaare und Kalk; aber in Wohnungen gebraucht man sie wegen des unleidlichen Schwefeldampfes nicht. Der Vf. giebt von dem fernern Proceß, wodurch unterirdisches Holz mit Schwefelkies getränkt wird, folgende Erklärung: Erdharziges Holz muß wegen seines Ueberflusses an Kohlenstoff das oxydirte Eisen mit den Schwefeln, die sich in seiner Nähe befinden, carbonisiren: der größte Theil der Holzkohle wird selbst oxydirt. Die letztere Veränderung schränkt sich hauptsächlich auf die Holzfasern, auf die Jahrringe des Holzes ein, dagegen das dazwischen liegende Zellgewebe, wegen seiner Lockerheit, die metallischen Theile eher aufnimmt, und deswegen viel glänzender ausieht, als die Faserschichten. Zuerst also wurde nach der Uberschwemmung das verfenkte Holz von Feuchtigkeit durchdrungen: es wurde weicher und dadurch dem Proceß der *Bituminisation* unterworfen. Dann traten metallische salzige Auflösungen hinzu, welche das Zellgewebe tränkten, und auf diese Art dem Ueberfluß an Kohlenstoff Sauerstoff zusetzten. So entsteht die *Pyritisation*. Der dritte Proceß ist nun die eigentliche *Versteinigung* des Holzes, welche auch hauptsächlich nur in dem Zellgewebe zwischen den Holzfasern statt findet. Kiesel und Kali giebt die Kieselweichigkeit, welche im Wasser auflöslich ist: Kalkerde und Alaun und Kieselweichigkeit sind es, die das Holz bey der Versteinigung durchdringen, und sich, nach der verschiedenen Verbindung, in verschiedenen KrySTALLISATIONEN zeigen, Chalcedonisches Holz ist die einfachste Form, wie das bituminisirte Holz, mit einer Auflösung der Kieselweichigkeit getränkt, erscheint: davon sind hier merkwürdige Exemplare abgebildet. Auf ähnliche Art entstehe agathisches und Jaspis-Holz. Der Vf. führt *Pepys* Untersuchung des letztern an, woraus erhellt, daß, außer einem bedeutenden Ueberreste von bituminösen Theilen, das Uebrige Kieselweichigkeit ist. Dahin gehört auch *Emmerling's* Halbopal oder *Hauy's* Quarz-resinite xyloide, worin wir immer noch die faserige Structur und die bituminisirten Jahrringe unterscheiden können. Diese innige Verbindung der Kieselweichigkeit mit dem Erdharze wird durch sehr anziehende Untersuchungen von *Pepys* bestätigt. Nach

*Klaproth's* Prüfung des edlen Opals wird hier sogar ein ähnlicher Ursprung desselben vermuthet; denn *Klaproth* fand *empyreumatisches Wasser* und eine Fetthaut in der Vorlage, welche auf Erdharz schliessen lassen. — Hierauf wendet sich der Vf. zu dem *verhalkten Holze*, wovon mehrere Beyspiele, unter andern der *lapis Sargisus* und der *Travertino*, angeführt werden. Sogar *Collins* Nachrichten von Neß-Südwallis werden benutzt, um zu zeigen, daß alles verkalktes Holz mehr oder weniger bituminös ist, daß es also vor der Versteinigung den Proceß der erdharzigen Gährung erlitten hat. Ueber das mit Eisen und Kupfer durchzogene Holz kommen hier ebenfalls alle bekannte Nachrichten vor. — Die *Nieren- oder Bernstein* von Hillersdorf bey Chemnitz werden dann einer nähern Prüfung unterworfen: sie rühren nicht von Pentakriten, sondern von einer uns unbekanntem Thierpflanze her. Der *Lapis siringoides* von der Küste von Essex ist versteinertes Holz, von einem Röhrenwurme durchbohrt. — Darauf kommt der Vf. auf die Pflanzen-Abdrücke in Schiefer u. s. f., wovon die reichste und schönste Sammlung im Leverian-Museum, welches jetzt im Besitz des *Parkinson Esqu.* ist, zu sehen seyn soll. Sie sind fast alle aus den Steinkohlengruben von Lancashire. Der Vf. legte mehrere derselben dem berühmten *J. E. Smith* vor, der aber dadurch gerade seine tiefen Naturkenntnisse bewies, daß er die Arten nicht zu bestimmen wagte. Höchst merkwürdig ist, daß man eine so außerordentliche Menge Farrenkräuter in Schiefer abgedruckt findet, daß ferner größtentheils ihre Früchte fehlen, daß man zwar aus dem äußern Ansehn auf diese oder jene Gattung schliessen kann, daß aber jede Vermuthung über die Art bey genauerer Untersuchung als irrig erscheint. Der Vf. folgt *Scheuchzern* in der Bestimmung mancher Farrenkräuter, aber, was *Scheuchzer* für *Polyp. rhaticum* anah, ist es so wenig, als *Polyp. vulgare*. Der Vf. beweiset auch hier, daß die Blätter in den Abdrücken durch erdharzige Gährung zerstört sind; auch findet man wirklich noch, wo Holzfasern oder Knoten sind, deutliche Spuren von Erdharz auf den Abdrücken. Merkwürdig ist ferner, daß man die versteinerten Früchte mit geringerer Mühe bestimmen kann! Rec. erinnert an die Nuss der *Phyllanthus Emblica* und der *Aroca Catecha* in *Gibberts* Annalen: unser Vf. führt Beyspiele von versteinerten Früchten der *Eura crepitans*, des *Sapindus Saponaria* u. a. an.

Dies sind die Gegenstände, womit sich der Vf. in diesem ersten Theile beschäftigt.

Nr. 2. Hr. von *Schlotheim* schickt in dieser ersten Abtheilung das Historische voraus, und will die Theorie folgen lassen. Zuvörderst werden die Lagerstätten der Kräuter-Abdrücke betrachtet. Der Schieferthon, der die Steinkohlen-Lager bedeckt, auch der Kohlenstein enthalten sie am häufigsten. Daß wir in den meisten Fällen die Abdrücke der untern Blattfläche finden, erklärt der Vf. daraus, daß der eine Steinkohlen-Ueberzug, der eigentlich das

das Blatt selbst und auch die Oberfläche desselben darstellt, bey der Trennung der Schieferplatten entweder zu leicht beschädigt, oder, wenn die Steinkohle fester und nicht so staubartig ist, von der untern Hälfte des Abdrucks gänzlich abgehoben wird und in der obern hängen bleibt, wodurch *Jussieu* wohl hauptsächlich zu seiner Behauptung verleitet worden. Unter den hierher gehörigen literarischen Nachrichten vermiffen wir *Bruguiere's* Abh. in dem *Journ. d'hist. natur.* tom. I. p. 109 f. und *Allion du Lac mémoires pour servir à l'histoire naturelle du Lyonois.* tom. 2. Der Vf. verfuhr bey den Vergleichen der Pflanzen-Abdrücke mit Kupfer-Werken und getrockneten Exemplaren zwar vorsichtig, und die Beyhülfe der Hrn. *Grimm* und *Bridel* in Gotha setzte ihn in den Stand, manche wahrscheinliche Vermuthung zu wagen. Indessen fehlt dieser noch gar viel an Gewisheit. Gleich auf der ersten Figur sieht man eine Pflanze mit wirbelförmigen Aesten oder Blättern, einem *Equisetum*, oder einer *Hippuris* oder gar einem *Gadium* gleich. Etwas Aehnliches hat auch *Parkinson* (Pl. V. f. 1. 3. 7.) abgebildet, wo die Wirbel zum Theil ohne Stängel abgefordert liegen. Hier sind sie fast immer zu elfen zusammen gedrängt. Auf der dritten Kupfertafel ist der Abdruck eines Farrenkrauts, welches der Vf. für ein *Adiantum* hält. Rec., der eine Sammlung von 400 getrockneten Farrenkräutern besitzt, findet kein einziges diesem ganz gleich; am ähnlichsten ist ihm *Polypodium coriaceum Swartz.*, aber doch noch verschieden. Auf der vierten und fünften Tafel sind Abdrücke, wie der Vf. glaubt, von der *Pteris aquilina*. Aber eben so gut kann es eine *Cyathea* oder *Dicksonia* seyn. Wenigstens weicht der Bau der Blätter von der *Pteris aquilina* noch sehr ab. Taf. VI. soll mit *Polyp. Cheopteris* die größte Aehnlichkeit haben; eben so mit *Polyp. patens* und *molle*. Aber es ist keins von allen diesen. Der Vf. sagt, es werde, jedoch undeutlich, mit Samen gefunden. Sollte das wirklich der Fall seyn? Taf. VII. hat die größte Aehnlichkeit mit den westindischen *Cyathern*, aber es ist keine uns bekannte Art. Eben so auch Taf. VIII. Taf. IX. f. 15. wird mit *Polyp. Filix foemina* verglichen, aber das kann es auf keine Weise seyn. Taf. IX. f. 16. hat einige Aehnlichkeit mit *Botrychium virginianum*, weicht aber doch auch sehr ab. Taf. X. f. 17. könnte wohl *Polyp. regium* seyn, wenn es nicht zu groß wäre. Taf. X. f. 19. kommt am meisten mit *Pteris trichomanoides* überein, ist aber durch Glätte und Zerstückelung unterschieden. Taf. XI. f. 22. würde *Pteris atropurpurea* seyn, wenn es nicht an den Spitzen abwicke. Der seltsamste Abdruck ist unstreitig der auf Taf. XIII. mit ganz runden Blättchen. Eine ähnliche Pflanze hat man bis jetzt noch nicht entdeckt. Wir stimmen also ganz in die vorsichtigen Aeußerungen des Vfs. ein, womit er diese Abtheilung schließt. Das Studium der Flora der Vorwelt führt uns nämlich auf keine sichern Resultate, bis mehrere *Humboldt's* die unbekanntten Gegenden des Erdbodens und bis die *Marfigli* der Nachwelt die Abgründe des Meers durchforscht haben.

DARMSTADT, im Verl. d. Herausg.: *Teutsche Ornithologie, oder Naturgeschichte aller Vögel Teutschlands* in naturgetreuen Abbildungen und Beschreibungen. Herausgegeben von *Borkhausen, Lichthammer, C. W. Bekker, Lembcke* und *Bekker* d. j. — Zehntes Heft. 1805. gr. fol.

Die erste Kupfertafel enthält den *Pernopterus geyer*. (Wir würden diesen Aristotelischen Namen lieber mit einem deutschen vertauscht haben, besonders da in den Naturbeschreibungen derselbe mehr als einem Vogel beygelegt wird.) Es wird dabey *Vultur pernopterus et leucocephalus, Gmelin. Linn. Syst. I. p. 249. u. 248. n. 7. u. 10.* angeführt. Nicht bloß für die Abbildung, sondern auch, und noch vielmehr, für die Beschreibung wird das ornithologische Publicum den Herausgebern viel Dank schuldig seyn. Dieser Vogel wurde, wie wir schon aus dem Reichsanzeiger 1803. Nr. 219. wissen, nicht weit von Wetzlar im Nassau-Weilburgischen gefangen, 1½ Jahr in Darmstadt lebendig erhalten und beobachtet, und diese Beobachtungen sind es denn vorzüglich, welche diese Beschreibung zieren. Wegen Unvollkommenheit der Angaben im System und der Verschiedenheit der Beschreibungen bey andern Schriftstellern kann man, nach unserer Meinung; nicht mit Gewisheit sagen, daß hier der *Vultur pernopterus* oder *leucocephalus* des *Gmelin-Linné'schen* Systems beschrieben und abgebildet sey. So viel ist nur richtig, daß wir hier *Buffon's Pernoptère* (*Planch. enl. Nr. 426.*) und *Cetti Avoltojo Griffone* (*Ucc. di Sard. 3. G. 3.*) wieder finden, daß auch wahrscheinlich *Falco fulvus Gmelin-Linn.* oder *Buffon's Griffon* und *La Pairoffe's Aasgeyer* (*Vultur pernopterus*) in den neuen schwedischen Abhandl. III. 99. hierher gehören, daß es aber der ägyptische *Aasgeyer*, den *Hasselquist* in seiner Reise nach Palästina S. 286. n. 14. und in den schwedischen Abhandl. XIV. 203. beschreibt, gar nicht seyn kann; denn dies ist kein anderer, als derjenige Geyer, welchen uns *Vaillant* unter dem Namen *Urigurap* (1 seine afrikanischen Vögel von *Bechstein* überletzt. I. S. 77. Taf. 14.) so deutlich beschrieben und so schön abgebildet hat, und dessen auch *Bruce* erwähnt. Auch *Brisson's Vultur leucocephalus* kann es nicht seyn; denn dessen Beschreibung lautet, wie wenn der *Steinadler* (*Falco fulvus Linn.*) bezeichnet werden sollte. Rec. hat vor sechs Jahren diesen Vogel, gerade wie ihn die Abbildung zeigt, in Leipzig bey einem Thierhändler gesehen, welcher ihn *Griffon* nannte, welchen Namen ihm die französischen Naturforscher nach *Buffon* beygelegt hatten. Die Beschreibung hat wegen seiner Seltenheit und Merkwürdigkeit einen ganzen Bogen Text erhalten, da den andern Vögeln gewöhnlich nur ein halber Bogen gewidmet wird. Die beiden folgenden Kupfertafeln enthalten das Männchen und Weibchen der *Nebelkrähe* (*Corvus Corax Linn.*). Auch hier wird behauptet, wie Rec. selbst aus Erfahrung weiß, der eine solche Bastardart ausgestopft vor sich stehn hat, daß sich *Nebelkrähen* und *Rabenkrähen* (*Corvus Corone Linn.*) zuweilen

weilen zusammen paaren und nicht nur fruchtbare Junge zeugen, sondern das auch diese gepaarten Jungen wieder in die rein großälterlichen Farben einschlagen. Uns scheint es, als wenn in der Abbildung, besonders am Männchen, die Füße gegen den Körper etwas zu groß gezeichnet wären. — Auf der vierten Kupfertafel finden wir das Männchen und Weibchen der *gemeinen Spechtmaise* (*Sitta europaea* Linn.) sehr gut abgebildet, und auf der fünften und sechsten ist das Männchen und Weibchen des *Hafelkühns* (*Tetrao Bonasia* Linn.) vortrefflich dargestellt. Aufmerksame Jäger versichern, wie hier angegeben wird, das dies Federvildpret, so wie die Auer- und Birkhühner nach der Falzzeit die Franzenhaut an den Zehen verlieren oder vielmehr mit dem Schnabel abriffen. Sollte sie etwa dem Männchen vorzüglich bey der Begattung zum Festhalten nöthig seyn?

RIGA, b: Hartmann: *Fastlich dargestellte Anleitung zur Pflanzenkenntniß*, von Dr. D. H. Grindel. 1804. 239 S. 8. m. 4 K. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wir wünschen dem Vf. Glück, wenn er der Zueignung dieser kleinen Schrift seine Anstellung bey der Universität zu Dorpat verdankt; aber nach strenger Rec. Pflicht können wir ihn des Beweises von der anderweitigen Nützlichkeit dieses Buchs, so überflüssig ihm derselbe auch, laut der Vorrede, scheinen mag, nicht überheben; vielmehr möchten wir, bey den schon vorhandenen vorzüglichern Handbüchern dieser Art, wohl mit einiger Dreistigkeit behaupten, das, da das Gute und Brauchbare in dem Werke unsers Vfs. nicht neu und das Neue nicht wichtig genug ist, er deshalb ein neues Buch zu schreiben noch keinen Beruf hatte. Rec., der sich, nach Durchlesung des Werkchens, auf eine sichere Art von seiner Brauchbarkeit zu dem angeregten Zwecke überzeugen wollte, gab dasselbe einem gebildeten jungen Manne, der seit einiger Zeit die Botanik ohne mündliche Anweisung studirte; erhielt es aber mit der Versicherung zurück, das andere Werke, und namentlich das *Willdenow'sche* Handbuch, ihm weit bessere Dienste geleistet hätten. Auch unser Vf. scheint nach der so häufigen, oft etwas zu auffallenden Benutzung dieses Werks bey seiner Arbeit vollkommen davon überzeugt gewesen zu seyn. Uebrigens halten wir es da, wo Belehrung des Unkundigen oder die Pflicht der Dankbarkeit es erfordert, für schicklich und anständig, zuweilen die Quellen anzugeben, aus denen man geschöpft, und die Hilfsmittel zu nennen, deren man sich bedient hat.

Mehrere seit *Linne's* Zeiten in der botanischen Physiologie und Terminologie gemachte Entdeckungen, Berichtigungen, Namenabänderungen oder bloße Neuerungen sind von dem Vf., obwohl nicht immer mit gehörig scharfer Kritik, aufgenommen worden. Was er *Hedwigen*, *Gärtnern*, *Medicus*, und bey der Terminologie *Willdenow* und *Haynen* nachsagt,

und worin er gelegentlich mit diesen großen Lehrern irren möchte, ist ihm als einem Kunstjünger eben nicht hoch anzurechnen; indess müßte er, wenn er auf Verdienstlichkeit bey seiner Arbeit Anspruch machte, vorsichtiger gewesen seyn, und sich nicht selbst, und diese Männer mit sich, in Widerspruch gebracht haben, wie einige Male geschehen ist.

Um uns nur kurz auf Einzelheiten einzulassen, so bemerken wir, als zu *allgemein* und *unbestimmt*, was der Vf. zur Physiologie der Pflanzen vorträgt oder nachsagt; als *unnatürlich* und *verwirrt*, was zu seiner Rubricirung der Pflanzentheile gehört; als *unrichtig*, wenn er *folium incisum* durch ein Blatt erklärt, dessen Spitze gespalten sey, da bey dieser Benennung bekanntlich von den Randzähnen die Rede ist; wenn die Prädicate *Tubus*, *limbus*, *faux* — der Blumenkrone überhaupt zugeschrieben werden, da sie doch nur der einblättrigen zukommen; das Dornen und Stacheln Ausdünstungsgefäße seyen, da sich doch aus der Beobachtung, das sie in fettern Boden zu Zweigen auswachsen, leicht beweisen läßt, das es verkümmerte Knospen sind; die verunglückte Abänderung der Definition von Art und Abart, und mehr dergleichen, welches Rec., dem schon der Umfang des Buchs für seine Beurtheilung enge Gränzen steckt, übergehn muß; wobey er übrigens gern gesteht, das ihm die fastlich geschriebene Einleitung, so wie der Beschluß, der eine Anweisung enthält, die Terminologie und Systemkunde zur Bestimmung der vorkommenden Pflanzen selbst anzuwenden, sehr zweckmäßig und wohlgerathen vorgekommen sind.

ERLANGEN, b. Palm: *Abbildungen der Wanzen*, mit Beschreibungen von *J. Fr. Wolff*. — *Viertes* Heft. Tab. 13 — 16. S. 127 — 161. 4. Auch lateinisch: *Icones Cimicum* etc. (3 Rthlr. 8 gr.)

Die Bettwanze (*Acanthia lectularia*) macht den Anfang. Rec. ist geneigt, *Scopoli's* gefügelte Bettwanze für eine andere Art zu halten. Hierauf folgen *Acanthia pallicornis*, *depressa*, *Echii*, eine neue Art der *A. Cardui* ähnlich, nur kleiner, *capitata*, ebenfalls neu, *marginata* und *quadrinaculata*, beide von Hn. *Sturm* dem Vf. mitgetheilt. Von *Cimex* kommen hier vor: *Cimex furcifer*, der veränderliche *C. maurus*, womit *C. Frischii* *austriacus* und andere mit Recht verbunden werden, *C. luridus*, *cyllus*, *nigricornis*, *isticus*, *melanocephalus*, *vernalis* und *umbrinus*, beide neu. Von *Lygaeus*: *L. calcaratus*, *luscus*, *crassicornis*, *pallipes* aus *Esper's* Sammlung, *varius*, *Thymi*, *marginatus*, *rufipes*, alle aus Europa und neu, *tyrannus*, *agilis*. Von *Miris*: *M. semiflavus*, *longicornis*, *striatellus*, *Chrysanthemi*, alle drey europäisch und neu, *seticornis*, *vagans*, *hortorum*. Von *Gerris*: *G. errans* und *annulatus*, beide aus Europa und neu. Von *Reduvius*: *R. cordatus*, *unifasciatus*, *lepturoides*, *sanguinolentus*, alle neu und ausländisch.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 29. May 1805.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

**CELLE, b. Schulze:** *Ueber die Gemeinheitstheilung*, und zwar von den Grundsätzen, wonach zu theilen, und von der Verfahrungsart des Verfassers bey den von ihm besorgten Theilungen, zu deren Entwicklung mehrere Entwürfe aus den verhandelten Acten mitgetheilt werden, von dem Obercommissair *Johann Friedrich Meyer*, Mitgliede der Königl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle. *Erster Theil*. 178 S. *Zweyter Theil*. 188 S. *Dritter Theil*. 344 S. 1801 — 1805. 4. (6 Rthlr.)

**A**bichtlich zeigen wir dies wichtige Werk erst jetzt an, da es vollendet vor uns liegt. Es kann, wegen der großen Wichtigkeit seines Gegenstandes — denn keine andere Art der Theilung, die im gemeinen Leben gewöhnlich vorkommt, erreicht den fast unermesslichen Werth der Gemeinheiten — Niemanden ohne Theilnahme lassen, dem die Leitung oder Ausführung solcher Geschäfte anvertrauet ist; seines Inhalts wegen aber gehört es zu den vollendetsten Arbeiten über diese Materie. Seit sechs und zwanzig Jahren hat sich der würdige Vf. mit diesem Gegenstande beschäftigt: und er legt jetzt den Schatz seiner praktischen Beobachtungen und Erfahrungen über die Gemeinheitstheilungen mit eben der Gründlichkeit, Deutlichkeit und in einer so reinen Schreibart öffentlich vor, die man schon aus seinen, mit ausgezeichnetem Beyfall aufgenommenen, Schriften über verwandte Gegenstände kennt.

Im *ersten* Theile gehet der Vf. von dem allgemeinen, in den Rechten und in der Billigkeit liegenden, Grundsätze aus: daß durch die Theilung keines einzigen Rechte geschmälert werden dürfen, und daß mithin jeder Berechtigte, nach erfolgter Theilung, das Maß von Nutzungen völlig wieder empfangen muß, was ihm an dem bis dahin ungetheilten Ganzen, oder während der vorhandenen Communion, zuzustand. Dann wird im *ersten* Abschnitte von der *Generaltheilung*, und wie solche am zweckmässigsten und schnellsten zu betreiben seyn möchte, gehandelt. Die verschiedenen Maßstäbe, welche sich zur Auseinanderfetzung darbieten, sind vollständig aufgeführt, und dabey die Mängel und Unvollkommenheiten eines jeden derselben gründlich auseinander gesetzt. Der Gebrauch eines einzigen, *allgemein ausreichenden*, Theilungsmaßstabes ist nicht anwendbar; indess hält der Vf. mit Recht den für den richtigsten, welcher sich auf den *actuellen Viehstand* stützt, und er bewährt diesen Grundsatz auch mit Beyspielen aus den *preussischen A. L. Z.* 1805. *Zweyter Band*.

und *holsteinischen* Staaten. Die Nutzungsrechte, z. B. Huth und Weide, Heid-Plaggenhieb, Torfstich, Holz- und Maltnutzung, Bülden- oder Schollenhieb u. s. w. werden einzeln durchgegangen, und zugleich die Principien entwickelt, wonach deren Werth zu bestimmen ist. Zur Verfertigung der Karten, der Vermessungs- und Bonitirungsregister findet man die zweckmässigsten Anweisungen, so wie über die endliche Vollziehung der Auseinanderfetzung selbst. Im *zweyten* Abschnitte kommt die Lehre von der *speciellen* Gemeinheitstheilung überhaupt und von der *Verkoppelung* insonderheit vor. Ein vorzügliches Hinderniß legen die *Zehnten* derselben in den Weg; aber der Vf. thut sehr gründliche, aus der Natur der Sache selbst entlehnte, Vorschläge, um dasselbe zu heben. Ferner sind der Verkoppelung, sonderlich im Fürstenthum *Lüneburg*, worauf die *nächste Absicht* des Vfs. bey diesem Werke gerichtet ist, die *verschiedenen Gutsherrschaften* in einem und demselben Dorfe, und die *vielen trocknen Heidgegenenden* hinderlich; dagegen aber wird aus guten Gründen bezweifelt, daß die Beybehaltung der *Heidschnucken Schäferereyen* ein bedeutender Einwurf seyn könne. Mehr sind die Schäferereyen, welche von Gütern und Vorwerken auf den Feldmarken benachbarter Dörfer ausgeübt werden, den Verkoppelungen hinderlich. Wie die Entschädigungsberechnung anzustellen sey, wenn die Hütung der Schafe wegfallen soll, wird umständlich erörtert.

Der *zweyte* Theil, oder *dritte* Abschnitt, enthält *Entwürfe* und *Muster* zu Gemeinheitsaufhebungen auf verschiedene Arten bearbeitet; ferner besondere Aufsätze: von den Verhältnissen des hannöverschen Maßes und Gewichtes; vom Längen-, Flächen- und Körpermaße; vom Ellen- und Getreidemaße; vom Maße flüssiger Dinge; vom Gewichte und von der specifischen Schwere vieler Dinge.

Der *dritte* Theil ist der wichtigste und mit sichtbarstem Fleiße ausgearbeitet. Die Tendenz desselben gehet hauptsächlich dahin, *eine bessere Verfahrungsart* bey dem Bonitiren, als bisher beobachtet ist, einzuführen, und nebenbey kann man diesen Theil gewissermaßen als einen *praktischen Commentar* über die, für das Fürstenthum *Lüneburg* am 25 Jun. 1802. ergangene, allgemein bekannte Verordnung über Gemeinheitstheilungen ansehen. Red. hebt hier einige Punkte, die ihm vorzüglich neu und erheblich vorgekommen sind, besonders aus. Durch die in §. 5. u. 6. empfohlne vorgängige Classification des, dem Werthe nach, abzuschätzenden Bodens, werden die bey der Taxation möglichen Fehler immer dahin beschränkt, daß sie in dem Umfange der Werthsdifferenz, welche in der

Rrr  
un-

unmittelbar vorhergehenden und der zunächst darauf folgenden Classe vorkommt, bleiben müssen. Das ist oft nicht der Fall, wenn die Taxatoren, *sich selbst überlassen*, den zu schätzenden Boden geradezu, nach dem darauf vorgefundenen Ertrage, auf Geld, oder Früchte schätzen. Bey der letztern Verfahrensart hat man nicht selten die Erfahrung gemacht, das ein Stück, welches nach dem Durchschnittsertrage kaum zur dritten Classe zu zählen gewesen wäre, im Werthe über die zweyte Classe hinaufgerückt war. Im 9—12ten §. wird gezeigt, wie nach der Meinung des Vfs. bey Wardirung der Brüche zu verfahren sey. Bey den übrigen Holzarten bleibt, wie aus den S. 12—20. gelieferten Tabellen zu ersehen ist, die Methode des Vfs. immer dieselbe. Diese Tabellen gehen indess bloß die Bonitirung der Weidenutzung in den Forsten und Brüchen an. Wie es aber zu halten ist, wenn die Theilung des Holzes selbst mit in Frage kommt, darüber findet man hier vermuthlich darun nichts, weil davon im *ersten* Theile von S. 98—103. und von S. 139—151. schon das Nöthige vorgekommen ist. In so fern es bey den Holztheilungen auf die Ausmittlung des Feuerungs-Bedarfs ankommt, gehört auch dasjenige noch hieher, was im *dritten* Theile von S. 123—172. über diese Materie vorkommt. Von S. 25—28., wo von der Entschädigung der Wiesenbehütung die Rede ist, zeigt der Vf., wie der Werth der Aufhütung, nach der sehr verschiedenen Dauer der Behütungszeiten und der danach eben so verschiedenen Vegetation, ausfindig zu machen sey. Aus dem Schlusse der Tabelle S. 28. erieht man, das dieser Werth, je nachdem die Behütungszeit kürzer oder länger dauert, und in Zeiten fällt, worin das Wachsthum der Pflanzen grösser, oder geringer ist, den 40sten bis beynahe den dritten Theil vom ganzen Ertrage ausmachen kann. Bey der Abfindung der Stoppelhütung wird von fast gleichen Grundsätzen ausgegangen, und in der Tabelle S. 33. gezeigt, das, nachdem der Umfang der Behütungszeit grösser oder kleiner ist, von einem Calenb. Morgen  $8\frac{7}{8}$  bis 12 Q. Ruthen abzugeben sind. Von S. 34—38. ist erörtert, wie die Brache, Dreifche oder Ackerweide abzuschätzen sey, und S. 39—44., worin der Futterbedarf an solchen Orten im Lüneburgischen bestehe, wo der Stroh- und Heu-Ertrag kaum mittelmässig zu nennen ist. Hierauf folgt noch eine besondere Anweisung, wie der Strohgewinn, aus den gedroschenen reinen Früchten, berechnet werden muß. — S. 69—81. handelt der Vf. vom Düngergewinn. Er giebt seine Methode, die Menge des von jeder Viehart zu erwartenden Düngers aus der Quantität des vom Viehe gefressenen, nach der Beschaffenheit desselben, in Beziehung auf die Düngermenge verschiedenen, Futters und Einstreuels zu entwickeln, bloß für einseitige und noch zur Zeit nur auf seine eigenen Erfahrungen gegründete Versuche aus, und sagt S. 75., das das Zusammentreffen der von ihm angeführten, von Andern angestellten, Beobachtungen vielleicht nur zufällig seyn könne. Der Geh. Rath *Thaer* hat diese neue Ansicht der Sache zuerst einer fernern Unter-

fuchung werth gehalten. Nach seinem Zeugnisse hat er die von dem Vf. bey seiner Düngerberechnung zum Grunde gelegten Principien auf mehrere dazu geeignete Fälle angewendet und zutreffend gefunden. Würden sie durch anderweitige Versuche völlig bewährt, so wäre dadurch eine große Schwierigkeit, die bey Anfertigung richtiger Ertragsanschläge und bey Bestimmung des auf eine namhafte Morgenzahl Ackerlandes zu haltenden Viehes und des für dieses erforderlichen Winterfutters, gehoben. Der Oekonom, und selbst der Nichtökonom, sieht leicht ein, wie unzuverlässig es ist, wenn bey Ertragsanschlägen nach diesem oder jenem berühmten Schriftsteller die von demselben für jede Thierart angegebene Fuderzahl des jährlich zu erwartenden Düngers, unbedingt aufgenommen wird. Ist man auch genugsam überzeugt, das der Gewährsmann seine Angaben wirklich erprobt habe, und ist denn auch die GröÙe, die er für seine Fuder fand, dabey angegeben, so lassen sich solche Angaben doch nur an denjenigen Orten, die mit denen, wo die Proben gemacht wurden, in allen auf die Dünger-Production sich beziehenden Umständen, also in Ansehung der Menge und Güte des Futters und der Quantität und Art der Streu, gleich sind, in Anwendung bringen. In Absicht der Streu ist der Vf. der Meinung, das die Pfundzahl, welche über den Bedarf, d. i. über dasjenige Maß genommen wird, welches zur Erhaltung einer trocknen Lagerstelle für das Vieh hinreicht, mithin in dem gehörigen Verhältnisse zu den Excrementen stehet und von diesen gehörig gefättigt werden kann, zunehmend immer weniger Dünger liefert. So rechnet er z. B. S. 76. eine Streu

von 3 Pfund Stroh	- -	8,1 Pfund Dünger,
— 4 —	- -	9,1 —
— 5 —	- -	10,1 —
— 6 —	- -	11,1 —
— 7 —	- -	12,1 —
— 8 —	- -	13,1 —
— 9 —	- -	14,1 —
— 10 —	- -	15,1 —

Das Uebrige, wie z. B. die Düngermasse eines Wintertages, mit Einschluß der Nacht, sich zu der Düngermasse einer Sommernacht verhält, und wie viel eine gegebene Menge von den verschiedenen Futtergewächsen, als: Klee, Wiesenheu, Kartoffeln, Möhren, weiße Rüben, mit oder ohne Kraut, Kohlrüben, Runkelrüben u. s. f., jedes nach seiner Art, zum Dünger absetzt, ist für den Kenner belehrend, läßt sich aber nicht wohl im Auszuge mittheilen. Wie der Strohertrag eines Ackers aus der Scheffelzahl und dem Gewichte des von diesem Acker erfolgten Kornes zu finden ist, wird S. 44—53. und S. 91—113. vortrefflich auseinander gesetzt. In *Bergens* Viehzucht S. 488. erwähnt der Geh. Rath *Thaer* zuerst dieser Methode des Vfs.; hernach haben der Graf *von Podewils*, *Karbe* und von *Blankensee* Beobachtungen darüber bekannt gemacht. Des Vfs. eigene Resultate fallen, nach S. 50., in die Mitte von denen, die von gedach-

dachten fachkundigen Männern angestellt sind. Mit Hülfe derselben lassen sich in jeder Wirthschaft Ueberschläge machen, wie die Strohärnte sich zu dem Futter und Streubedarf verhält. — S. 172 — 245. wird von dem Kornzehnten gehandelt. Der Vf. hält den Naturalzehnten, wovon auch im *ersten* Theile S. 110 ff. vieles vorkommt, für die Wirthschaft des Zehntgebers mit Recht höchst verderblich, und liefert von jeder Fruchtart eine besondere Berechnung, welche zeigt, worin der Ertragswerth von einem Calenberg Morgen, wenn die Himtenzahl, welche von jeder Frucht im Durchschnitt der Jahre darauf wächst, gegeben worden, sowohl in Hinsicht auf den Zehnten, als auch im Ganzen besteht. Die Grundsätze, worauf sich diese Berechnungen gründen, sind, vollständig erörtert, vorausgeschickt.

Hoffentlich ist diese Anzeige völlig hinreichend, denkende Landwirthe und Gemeinheitstheilungs-Beamten auf dieses wichtige Werk aufmerksam zu machen; der Werth desselben scheint Rec. entschieden genug, um voraussetzen zu dürfen, daß das Buch sich bald in aller Oekonomen Händen finden wird, welche gewohnt sind, sich mit den Fortschritten ihrer Wissenschaft vertraut zu machen. Im Anhang werden noch etliche Protocolle und Berechnungen, aus verhandelten Acten, mitgetheilt. Uebrigens ist auch der Druck des Werks recht gut, und, ungeachtet der vielen Tabellen und Zahlen, noch ziemlich correct ausgefallen.

BRESLAU, b. Korn d. j.: *Taschenbuch für Naturforscher besonders auf Reisen*, von J. Coakley Lettsom. Nach der dritten englischen Ausgabe überf. 1804. 280 S. 8. (20 gr.)

Ungeachtet das Original 1799. die dritte Auflage erlebte, so ist es doch ein sehr mangelhaftes, unzuverlässiges Buch, welches auf keine Weise eine Uebersetzung verdiente. Der größte Theil ist, was man hier nicht erwartet und verlangt, chemischen und mineralogischen Inhalts. Die Anleitung, Mineralwasser zu untersuchen, giebt eine Charakteristik der Substanzen, welche sich in den Mineralwassern zuweilen finden, aber eine eigentliche Anleitung zur Analyse, wie sie uns *Westrumb* vortrefflich lieferte, erhält man hier nicht. Ein oberflächlicher sehr überflüssiger Auszug aus *Kirwans* Mineralogie nimmt einen großen Theil des Buches ein. Am besten ist der *erste* Abschnitt, Insecten zu fangen und zu tödten, obgleich von dem Ausbreiten der Schmetterlinge nichts gesagt wird. Von dem Ausstopfen der Vögel, von dem Auflegen der Pflanzen höchst unbefriedigend. Die Mittel, Samen über das Meer zu transportiren, sind von allen Seiten zusammengerafft. Am Ende einige Fragen, um Reisende, besonders nach Ostindien, auf die Gegenstände, worauf sie zu achten haben, aufmerksam zu machen, welche doch oft von der Unwissenheit des Vfs. zeugen, z. B. ob *Rocella* ein Lichen oder Zoophyt sey, ob *Raja Torpedo*

electriche Eigenschaften wie *Gymnotus electricus* besitze u. s. w. Die Unwissenheit des Uebersetzers ist sehr groß, und giebt ein neues Beyspiel von dem Unfuge, den in Deutschland so mancher mit solchen Arbeiten treibt. Er übersetzt mürbe Metalle statt Halbmetalle; Brummvögel (*humming birds*) statt Colibri; Mutterwasser (*eau mere*) statt Mutterlauge; Schwefelsäure der Pottasche, Salpetersäure der Pottasche statt schwefelsaure Pottasche, salpetersaure Pottasche u. s. w. Von dem elastischen Quarz heißt es, er sey gestaltlos und winklicht. In manchen Perioden ist kein Sinn. Daß ein solcher Uebersetzer, der nicht einmal weiß, was *cornelian* und *sint* heißt, auch keine Berichtigung habe machen können, so nöthig diese auch oft waren, läßt sich erwarten.

### ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

PRAG, b. Buchler: *Der Christ in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens. In vierzehn Fastenpredigten* vortragen von J. A. S. 1804. 358 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

So sehr sich auch in den letzten drey Jahrzehnten die Zahl katholischer Kanzelvorträge mehrte, die sich durch Adel der Gedanken und des Ausdrucks über die ältere Asketik, die noch gar nicht nach den großen französischen Mustern gebildet war, zu erheben wußten: so wenig wird doch der reine Aufklärung liebende und fördernde Katholik in Abrede seyn, daß für das mit dem hellern Lichte immer wachsende Bedürfnis guter Predigten, besonders zum Behuf häuslicher Andacht, durch das, was wir von guten katholischen Predigern jetzt schon besitzen, für seine Licht und Wärme zugleich suchenden Mitbrüder schon genügend geforgt sey. Jede neue Erscheinung, welche sich durch obige Eigenschaften auszeichnet, verdient also um so mehr genannt und empfohlen zu werden, je sicherer der Gewinn ist, der für solche Katholiken, die bey dem Lesen guter protestantischer Predigten noch immer eine gewisse Aengstlichkeit fühlen, daraus entspringen muß. Zu den besten und zweckmäßigsten Predigtbüchern, die seit einigen Jahren erschienen sind, gehört die hier anzuzeigende Sammlung katholischer Fastenpredigten, die in der churfürstlichen Hofkapelle zu Dresden wirklich gehalten und von Glaubensgenossen aller Religionsparteyen mit ungemeiner Erbauung gehört worden sind. Ihr Vf. ist, sichern Erkundigungen zufolge, der Pater *Schneider* (jetzt apostolischer Vicarius in Dresden und Beichtvater des Kurfürsten), dessen seltene Predigertalente schon zu der Zeit große Aufmerksamkeit erregten, als er noch als Capellan bey der katholischen Kapelle in Leipzig angestellt war. Es wäre leicht möglich, daß bey der Dunkelheit des Verlegers in Prag, der wahrscheinlich nur sehr geringe Verbindung mit dem großen Büchermarkte in Leipzig und dem übrigen Buchhandel unterhält, diese musterhaften Predigten weit weniger bekannt würden, als



als sie es zu seyn verdienen, und um so mehr freuen wir uns, die Bekanntschaft, die uns ein bloßer Zufall mit ihnen machen liefs, weiter fortpflanzen und, so viel an uns ist, empfehlen zu können.

Alle vierzehn Predigten sind rein praktischen Inhalts, und bezwecken, fern von aller scholastischen Dogmatik, blofs, wie es für wahre christliche Fastenpredigten sich schickt, Einkehr in uns selbst und, die natürliche Folge, fromme Entschlüsse und wahre Besserung. Was der Vf. in der bescheidenen kurzen Vorrede zu erkennen giebt: Mein Wunsch ist blofs, daß sie schädliche Grundsätze tilgen, ächtchristliche verbreiten, gute Gesinnungen und Entschlüsse wecken und befestigen mögen, wurde ihm gewifs bey seinen Zuhörern gewährt, als er sie hielt, und wird ihm auch bey seinen Lesern *aller Confessionen* um so mehr zu Theil werden, als wirklich auch bey der Behandlung solcher Themate, die zu dogmatischen Unterscheidungslehren führen könnten, alles sorgfältig vermieden ist, was einen fremden Confessionsverwandten unläßt berühren könnte. Man vergleiche nur, um sich hiervon zu überzeugen, die zweyte Predigt, welche das Thema ausführt: *der Christ bey der heiligen Communion*, und die vorletzte in dieser Sammlung, die Charfreytagspredigt: *der Christ im Tode*. Beide gehören zu den vorzüglichsten und athmen ganz die reipste, allumfassendste Bruderliebe, die das Hauptgesetz unserer durch keine Symbole gespaltenen Religion ist. Ueberall herrscht eine lichtvolle, logische Ordnung, und eine fruchtbare Menschenkenntniß. Ueberall weifs der Vf., dem es gewifs um Beiferwerden voller Ernst ist, die Anwendung auf die herrschenden Gebrechen und Fehler des Zeitalters zu machen, deren Quellen er nicht blofs aus seinen Chrylostomus und Bernardus, sondern auch, wie jene unsterblichen Väter des Oratoriums in Paris, aus dem lebendigsten Leben studirt zu haben scheint. Vorzüglich scheinen uns in dieser Rücksicht die neunte und elfte Predigt tief in das, was nöthig war, einzudringen, wovon die erstere *den Christen bey herrschender Unsitlichkeit*, die andere die *Beschaffenheit eines christlichen Hauses* (die gelungenste vielleicht unter allen) behandelt. Dafs übrigens in diesen Vorträgen auch der Ausdruck überall rein und gewählt, und der Periodenbau, mit strenger Vermeidung alles rhetorischen Prunkes, doch sehr wohlklingend und gerundet sey, verdient bey diesem Vf. und dem Platze, wo er angestellt ist, wohl kaum erwähnt zu werden. Es ist eine bekannte Anekdote, daß selbst *Voltaire* sich nicht schämte, laut zu erzählen, daß *Massillon's Petit-Carême* und *Racine's Athalie* einen beständigen Ehrenplatz auf seinen Schreibtischen hätten. Wir wünschen, daß Hn. *Schneiders* Fastenpredigten gleiche

Achtung mit den *Massillon'schen* in und aufser der katholischen Kirche widerfahren möge.

BRIEG, b. Wohlfahrt, u. BRĒSLAU, b. Barth: *Mein Glaube über einige Grundwahrheiten der heiligen Schrift*. Zur Belebung und Stärkung des christlichen Sinns in 17 Predigten, von E. T. Lachmann, Prediger in Ruppertsdorf. 1803. 176 S. 8. (16 gr.)

Dem Titel nach sollte man hier vorzüglich nur Abhandlungen über Glaubenslehren suchen; aber nur einige dieser Predigten beschäftigen sich absichtlich damit, ob gleich alle, mehr oder weniger, Glaubenslehren berücksichtigen und in sich schliessen. Auch sollte man auf die Vermuthung kommen, daß der Vf. mehr von sich und über sich, als über allgemeine Wahrheiten gepredigt habe, da er — *sein* Glaubensbekenntniß verspricht; aber diese Worte sind ebenfalls nicht ganz eigentlich zu verstehen. Zwar schimmert sein System (das, beyläufig gesagt, höchst orthodox, aber doch von einer tadellofen Tendenz ist) hier und da sehr durch; aber offen dargelegt, ausgeführt und anlockend gemacht für polemisch Gesinnte, ist es nirgends. — Wir glauben daher, daß der Titel mehr dazu dienen soll, die Aufmerksamkeit zu erregen, als bestimmt anzudeuten, was man sich davon zu versprechen habe.

Diese Predigten sind übrigens im Ganzen nicht ohne Werth. Der Vf. hat eine sehr gute Manier, sich verständlich zu machen und die Aufmerksamkeit zu fesseln. Er trägt lebhaft vor, es fehlt ihm nicht an passenden Bildern, und er befeißigt sich überall (zuweilen wohl auch auf Unkosten der Falschheit) der Kürze. Popularität in der Darstellung ist ihm dabey nicht abzulprechen, und wir haben mehrere seiner Vorträge mit recht vielem Vergnügen gelesen. Unter andern hat dem Rec. die Antrittspredigt in Ruppertsdorf sehr gefallen. Sie ist, wie die *mehreren* übrigen, ganz textmäfsig und überaus natürlich disponirt, und in einer so treuherzigen Sprache abgefaßt, daß man wirklich Zutrauen zu ihm faßt. Auch gehört die Predigt über die Wichtigkeit des Eides zu den besten. Schade, daß ihm an mehrern Orten Ausdrücke entwischt sind, bey denen man sich in der Erbauung gestört findet. Z. B. S. 7. „führte er mich bisher durch — *Dick und Dünne*.“ Auch für Landleute ist ein solches Bild zu unedel.

Ausdrücke wie folgende, *sich die Köpfe zerbrechen, Wüsten passiren, Jesus verrechnet sich, was euch nicht interessirt* u. dgl. m. sollte kein Prediger, dem es um Reinheit der Sprache und um edle Popularität zu thun ist, sich nachsehen. Warum schreibt der Vf. *warrlich, genung*, und doch *äußerlich, einschränken*?

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 30. May 1805.

## S T A T I S T I K.

WIEN, im Kunst- u. Industrie-Compt.: I. *Versuch über die deutschen Bewohner der österreichischen Monarchie.* — Erster Theil. 256 S. Zweyter Theil. 222 S.

II. *Versuch über die slawischen Bewohner der österreichischen Monarchie.* — Erster Th. 164 S. Zweyter Th. 166 S.

III. *Versuch über die jüdischen Bewohner der österreichischen Monarchie.* 214 S. Alle fünf Bde 1804. 8.

Seit langer Zeit ist kein so bedeutendes Werk für die Statistik des österreichischen Staats ans Licht getreten, als das gegenwärtige. Der Vf. desselben ist Hr. Joseph Rohrer, jetzt k. k. Polizey-Obercommissär zu Lemberg, den das Publicum schon aus dessen Briefen über Tyrol (1796.), aus seinem (physischen) Abriss der weltlichen Provinzen der österreichischen Monarchie (Wien 1804.) und aus seiner Reise aus der Moldau nach Wien durch Galizien (Wien 1804.) als einen emsigen und kenntnisreichen Statistiker kennt. Es giebt keinen Professor der Statistik an einer k. k. deutsch-erblandischen Universität, der sich in Reise-Erfahrungen, in Localkenntnis, in fleissiger Benutzung vorhandener gedruckter Quellen, in wirklichen Verdiensten um die vaterländische Staatskunde mit Hn. R. messen könnte. Sein Plan ist groß und schön gedacht. Er will eine vollständige Völkerbeschreibung der österreichischen Monarchie liefern; wovon obige fünf Bände nur noch die erstere Hälfte ausmachen. Man hat nämlich noch von ihm ähnliche Versuche über die ungrischen oder magyarischen, walachischen, armenischen, griechischen und italienischen Bewohner der österreichischen Monarchie zu erwarten. Durch den Verlag dieses Werks hat das k. k. privilegirte Kunst- und Industrie-Comptoir sich ein großes und bleibendes Verdienst um die Literatur erworben; nur kann Rec. sein Befremden darüber nicht unterdrücken, daß, da gedachtes Industrie-Comptoir in einer gedruckten Ankündigung, wahrscheinlich der Abicht des Vfs. gemäß, das ganze Werk unter dem allgemeinen Titel: *Völkerbeschreibung der österreichischen Monarchie*, und zwar mit Kupfern von Trachten und Ansichten nach den Zeichnungen des Vfs. zu liefern versprochen hatte, jetzt dasselbe ohne einen allgemeinen Titel, mit obigen vereinzelteten Titelblättern, und ohne Kupfer zum Verkauf ausbietet, ja sogar bey dem Versuch über die jüdischen Bewohner der österreichischen Monarchie kein Verlag bemerkt und hierdurch dem Publicum die bereits gegebene

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

Hoffnung, auch die übrigen Bände über die magyarischen u. a. Bewohner der österreichischen Monarchie im nämlichen Verlage nach und nach erscheinen zu sehen, verdunkelt wird.

Als die Hauptquelle seines Werks giebt der Vf. S. 10. der Einleitung (I. Bd. des Versuchs über die deutschen Bew. der österr. Mon.) seine Reise-Erfahrung an. „Ich habe diese Monarchie,“ sagt er dafelbst, „nach ihrer grössten Länge von der helvetischen Gränze bis an die Moldau, wenn schon nicht zu gleicher Zeit, und in gleichem männlichen Alter, doch wenigstens in verschiedenen Zeitläuften, nach und nach gänzlich bereist, und bey dieser Gelegenheit meine Nachrichten gesammelt, von welchen vielleicht manche schon bekannt sind, aber auch eben dadurch, daß Andere an Ort und Stelle das nämliche beobachteten, für die Wahrheit meiner Behauptungen bürgen werden.“ — Auch wird kein aufmerkamer Leser vermissen, daß das Werk von keinem Stubengelehrten bloß aus andern Büchern zusammengeschrieben, sondern daß sehr vieles an Ort und Stelle beobachtet und aufgezeichnet worden. Indessen fordert die Unparteylichkeit des Rec. auch zu bezeugen, daß der Vf. mit Geschicklichkeit und Nutzen, aber nicht mit vollständiger literarischer Umsicht, auch die Werke Anderer über die einzelnen Länder u. s. w. gebraucht habe, ohne sie vollständig zu verzeichnen, wie so sehr zu wünschen gewesen wäre.

Die Hauptrubriken jeder Abtheilung sind: *Uebersicht und Zahl der deutschen (slawischen, jüdischen) Bewohner der österreichischen Monarchie, körperliche Beschaffenheit — Nahrungsart — Kleidungsart — Beschäftigungsart — Kunstsin — Denkart — Religion — sittlicher Charakter* derselben. Es sind also die wichtigsten Verhältnisse der cultivirten Menschheit, über welche der Vf. seine Bemerkungen mittheilt. Durch diese freygesteckten Zielpunkte seiner Ansicht hat er sein Werk nicht nur zur statistischen, sondern auch zur anthropologischen und cosmopolitischen Bedeutsamkeit emporgehoben; und sollte das Werk wirklich, nach dem sehnlichsten Wunsche des Rec., und wie er gerecht voraussetzen kann, des Publicums, ganz vollendet werden: so wird das österreichische gelehrte Publicum, ungeachtet mancher Mängel dieser Arbeit, doch mit edelm Stolze fragen dürfen: welcher andre Staat solch ein Werk zur Kenntniss und Schilderung aller seiner Völker besitze?

Der erste Versuch über die deutschen Bewohner der österreichischen Monarchie mußte seines Gegenstandes wegen der reichhaltigste und interessanteste seyn; denn obgleich der Vf. die wahrscheinliche Zahl aller Deutschen

S 55

ſchien in der öſterr. Monarchie nicht höher als zu 6,300,000 Seelen (I. Abth. I. S. 45.) anſchlägt, welches etwa nur ein Viertel der Bevölkerung des ganzen öſterr. Staats ausmacht: ſo ſind dennoch die Deutſchen in Rückſicht der Staatsinterelle, der Handlung, der Induſtrie, der Sittlichkeit das hervorſtechendſte Volk der Monarchie, auf dem daher vielleicht die Hälfte der öſterr. Macht beruht. So unläugbar dieſes letztere ſeyn mag: ſo wenig darf es bey der Regierung eine zu ſtarke Vorliebe für die Deutſchen, und bey den Deutſchen ſelbſt einen unedeln Nationalſtolz begründen. An der Zahl den Slaven nachſtehend, haben es die Deutſchen bloß der frühern Ausbildung der deutſchen Nation und ihrer glücklichern geographiſchen Lage zu danken, daß ſie z. B. die Slaven auch an Kultur übertrafen. Wie viel auf eine günſtige Lage und Nachbarſchaft ankommt, ſieht man offenbar an den ſogenannten Deutſchböhmern (in den nördlichen Gebirgskreifen Böhmens), deren Induſtrie und intellectueller Geſchicklichkeit ſogleich an die Nähe von Sachſen, ſo wie bey den Vorderöſterreichern an die Nähe von Schwaben erinnert. In Oeſterreich und Mähren hat ſich der Gewerbfleiß und die Geſchicklichkeit in Fabricaten bey den daſigen einheimiſchen Deutſchen hauptſächlich durch Einwanderung proteſtantiſcher Deutſchen aus dem Reiche und aus der Schweiz gehoben; die anſehnlichen Fabriken zu Friedau, Kettenhof, Bränn u. ſ. w. ſind von auswärtigen Proteſtanten errichtet worden; — die *Toleranz hat den öſterreichiſchen Staat merklich gehoben.* (Der Vf. hat das unſtreitige Verdienſt, an dieſe groſſe Wahrheit, die von mächtigen Staats-Männern in den neueſten Zeiten verkannt zu werden in Gefahr iſt, lebhaft und wiederholt mit aller Beſcheidenheit zu erinnern.) Die Deutſchen erſcheinen in der öſterr. Monarchie theils als alte Eingewohnte, theils als Coloniften von ältern und neuern Zeiten her — in letzterer Eigenſchaft ſtellen ſie ſich in Ungern, Siebenbürgen und Galizien dar. Alle dieſe umfaßt das Werk des Vfs. Die wahrſcheinliche Zahl der Deutſchen in jeder Provinz wird im *erſten* Abſchnitt, in der *allgemeinen Ueberſicht derſelben* beſtimmt. Inneröſterreich hatte beſonders das Unglück, von ſeinen proteſtantiſchen deutſchen Bewohnern durch intolerante Edicte noch in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts entvölkert zu werden, welches der Vf. S. 20 u. 43. angedeutet, Hr. Prof. *Schultes* aber in ſeiner Reiſe auf den Glockner (Wien 1804 8. Th. I.) ausführlicher nach ſeinen ſchlimmen Folgen (zumal für den dortigen Bergbau) dargeſtellt hat. S. 24. hat der Vf. auch der Deutſchen in Venedig und des ſogenannten deutſchen Hauſes daſelbſt gedacht; dieſe Deutſchen hatten noch 1803. einen aus dem Vogtlande gebürtigen Paſtor Auguſt Conf., Namens Unger; es ſieht zu erwarten, was die öſterr. Regierung für das dem Handel ſo nöthige und erſpriessliche Aufblühen der Toleranz in Venedig thun werde.

Den Inhalt des *zweiten* Abſchnitts über die *körperlichen Beſchaffenheit der deutſchen Bewohner der öſterr. Monarchie* will Rec. mit den Worten des Vfs. S. 258. ange-

ben, um ſo wenigſtens die Folge ſeiner Bemerkungen anzudeuten. „Folgen der engen Quartiere und Modebegriffe von Schönheit auf Geſundheit und äußeres Ausſehn der Wiener und Wienerinnen. Geſichts- und Körperbildung der Oeſterreicher und ihrer Frauen. Schöne Mädchen in Oeſterreich über der Ens. Reſultate aus den Sterbe-Tabellen. Körperbau der Ober-Steiermärkerinnen und des Ober-Steiermärkers. Mannkraft der Bewohner des Weichſelbodens. Sterblichkeit in Steiermark. Außeres Ausſehn der Kärntnerinnen und Tirolerinnen. Körperliche Beſchaffenheit, Erziehung und Vergnügungen der Tiroler. Geiſtvolle Geſichter der Bregenzerwälderinnen in Vorarlberg. Außere Geſtalt und innere körperliche Conſtitution der deutſchen Mähner, Schleier und Deutſchböhmern. Fruchtbarkeit des ſchwäbiſchen Coloniften-Volkes in Galizien und Ungern. Körperliche Vorzüge der Sachſen und Sächſinnen in Siebenbürgen.“

Auch das *dritte* Kapitel über die *Nahrungsart der deutſchen Bewohner der öſterr. Monarchie* faßt Rec. mit den Worten des Vfs. in die Kürze zuſammen: „Wohlleben der Wiener von der guten und ſchlimmen Seite betrachtet. Gewohnheit des Kaffeetrinkens in der Monarchie. Vieles Fetteſſen in Oberſteiermark und Grätz. Heidekorn und Türkenkorn, gewöhnliche Nahrungsmittel des Kärnthners und Tirolers. Nahrungsart in Vorarlberg. Das Kartoffeſſen unter den Schwaben in Vorder-Oeſterreich und Ungern, nun auch unter den deutſchen Gebirgern (Gebirgsbewohnern) in Mähren einheimiſch. Frugalität der Siebenbürger Sachſen.“ — Mit vieler Laune weiſt uns der Vf. zu erzählen, wie viele Auflagen einige Kochbücher zu Wien erleben; für ſein Buch wagt er keine neue Auflage zu hoffen. Den Mißbrauch des Kaffees auch außer den Städten hat Rec. nirgends ärger als in Böhmen geſehen, wo z. B. die deutſchböhmischen Fuhrleute, welche Baumwolle nach Sachſen führen, 4—5mal des Tags Kaffee in Wirthshäuſern genießen. So hart es demnach einem Städter auch fallen mag, ſo muß er dennoch, wenn er ſolche Erfahrungen gemacht hat, die jetzt auf den Kaffee gelegten hohen Impoſten loben. — Bey dieſem Kapitel hat Rec. übrigens allgemeiner Anſichten und Geſichtspunkte vermißt. Im allgemeinen ſcheint z. B. bey den öſterr. Deutſchen der Hang zu Fleiſchſpeiſen vorzuherrſchen; ein Hang, den ſelbſt katholiſche Faſten-Edicte nicht bezwingen können; da hingegen der Slave mehr Mehlspeiſen und Brinlen-Käſe, der Unger Schweinfleiſch, Speck, Sauerkraut und Gewürze liebt. Ueber die verſchiedene Kunſt, Brod zu backen, ließe ſich auch wohl manches Gute bemerken; in Ungern trennt der Gebrauch des Sauerteigs und jener des ſogenannten *Pär* die Deutſchen von den Magyaren bey der Brod-Zubereitung (über die Nahrungsart der Zipſer Deutſchen iſt faſt nichts ſeſagt; und überhaupt kennt der Vf. die Zipſer Deutſchen unter allen am wenigſten). Das Materiale des Brods iſt bey den Deutſchen im Durchſchnitt Roggen; bey dem Magyaren Weizen, bey dem Slaven Haber

und Gerste. In Rücksicht des Getränks scheidet sich der Deutsche im allgemeinen von den übrigen Nationen dadurch, daß er nach der Länder-Eigenschaft gleich zufrieden mit Bier oder Wein ist, da hingegen der Magyar dem Wein, der Slave dem Branntwein mit Vorliebe zugethan ist.

Bey dem vierten Abschnitt von der *Kleidungsart der deutschen Bewohner der österr. Monarchie* vermißt man am meisten die von dem Vf. zu seinem Buche gezeichneten Kupfer; durch Wortbeschreibungen läßt sich kein deutliches Bild entwerfen und festhalten.

Einer der wichtigsten ist der *funfte* Abschnitt, von der *Beschäftigungsart*. Der ganze Abschnitt ist eine Lobrede auf den Kaiser Joseph II., unter dessen Regierung hauptsächlich Oesterreich in den Rang der eigentlich Industrie treibenden Staaten getreten ist. Indem der Vf. überall nicht nur das, was wirklich geschehen ist, sondern auch das, was noch nach der Localität geschehen könnte, berührt, hat er manche gute Winke zum Fortschritt gegeben, und zugleich eine Skizze jener höhern innern Macht entworfen, zu welcher sich Oesterreich, Josefs Spuren folgend, und das Friedenssystem mit Ernst und Würde behauptend, noch künftig erheben kann. Es wäre der Sache nicht angemessen, dem Vf. hie und da eine ihm entgangene Bemerkung, oder dieses und jenes Datum nachzuweisen; sollte dieser Abschnitt vollständig ausgeführt werden, so würde er allein einen dicken Band ausmachen. Am mangelhaftesten sind die Nachrichten des Vfs. über die Industrie der Deutschen in Ungern und Siebenbürgen. Das große Verdienst der alten deutschen Ansiedler in Ungern und Siebenbürgen um die Emporbringung des dortigen Bergbaues, ist ganz mit Stillschweigen übergangen. Uebrigens hat Rec. in diesem Abschnitt auch eine kurze Angabe und Prüfung der Mittel vermißt, durch welche Joseph II. den Fleiß seiner deutschen Unterthanen belebt hat. Diese Mittel sind hauptsächlich folgende: Verbot der ausländischen Waaren; Toleranz; weise Gesetzgebung über das Verhältniß des Landmanns zum Grundherrn und über das Eigenthumsrecht überhaupt; ein festes und wohlberechnetes Münz- und Bankozettel-System; endlich das Colonialsystem gegen die ungr. Erblande, nach welchem diesen der directe Handel mit dem Auslande fast ganz gesperrt, und sie gezwungen worden, lediglich österr. Fabricate zu brauchen, alle ausländischen Bedürfnisse über die deutsch österr. Länder zu beziehen, und ihre Naturproducte bloß an diese zu verkaufen. Unter diesen fünf Mitteln waren die erstern sehr löblich und zweckmäßig, das fünfte aber nicht gerecht, und dabey dem Wohl des Ganzen der Monarchie schädlich. Joseph II. war geneigt, dieses fünfte Mittel unter gewissen Stipulationen für seine Finanzen und für den ungrischen Landmann fahren zu lassen. — Möchte doch ein nachfolgender großdenkender Regent den Faden da aufnehmen, wo er mit Josefs Tode fiel! Da die Industrie der Deutschen des österr. Staats ein Werk der Regierung war: so kann es nicht laut genug gesagt werden, daß ihre Vernichtung oder Auf-

rechthaltung, ihr Stillstand, Rückgang oder Wachstum nur von den weitem Mafsregeln der Regierung, mithin von Aufrechthaltung der Toleranz und der Josephinischen Verordnungen in *Publico Ecclesiastico*, von schleuniger Herstellung eines glücklicheren Verhältnisses des Papiergeldes zum Conventionsgelde, von wirksamen Mafsregeln wider den Getreidewucher großer Güterbesitzer und vermöglicher Vorkäufer, von erleichterter Zufuhr aus Ungern, von allmählicher Abschaffung des Mauthsystems in Beziehung auf die ungr. Erblande, und von andern auf dem Reichstage kräftig durchzufetzenden Gesetzen zur Begünstigung des ungr. Landmanns und gleichern Vertheilung der Lasten in den ungr. siebenb. Ländern abhänge.

Der *zwoyte* Band hebt mit dem *sechsten* Abschnitt über den *Kunstsin*n der deutschen Bewohner der österr. Monarchie an. Was der Vf. hier über Wien und Niederösterreich sagt, scheint Rec. sehr oberflächlich zu seyn; sogar der k. k. Akademie der bildenden Künste und ihres Einflusses auf den inländischen Kunstgeschmack ist nicht gedacht. Der Vf. klagt über die geringe Zahl der jetzigen österr. ächten Dichter (den allbekanntesten Ratschky, — die Gabriele von Baumberg und die Carolina von Greiner zählt er allein zu denselben) und über den unächtigen Theatergeschmack der Wiener; aber eine höhere Ansicht der Sache hat er wenig beachtet, oder (S. 28.) nur dunkel berührt, — diese nämlich, daß ächter Kunstsin mit wissenschaftlicher Ausbildung Hand in Hand gehe, und daß die Anstalten für Kunst halb verloren sind, sobald nicht die Anstalten zur freyern Bearbeitung der Wissenschaften und zur liberalern Bildung des Volks in Schulen gleichen Schritt halten. Die Blumauer und Alxinger konnten nur zu Josefs II. Zeiten gedeihen, und dem Vf. des Coriolanus und der Polyxena scheint man es an den mattern Flügen seines Geistes anzusehen, daß er wegen des Regulus mit Verdrufs bedroht war. Wo *Goethes* Mahomet, *Schillers* Tell und *Lessings* Nathan der Weise für Contrebandwaare gelten: da müssen die Schikaneder und Perinete glänzende Rollen spielen. In dem weitem Verfolg dieses Abschnitts wird die Einheit des Plans dadurch sehr gestört, daß der Sinn für schöne und der Sinn für mechanische Kunst, zwey so verschiedene Beziehungen, bey jedem Lande, nicht besonders beachtet werden, sondern die Bemerkungen darüber bunt durch einander wechseln. Wie sehr ein sonst achtungswerther Schriftsteller bey nicht gehöriger Beobachtung der richtigen logischen Anordnung und des scharfen Urtheils in Gefahr kommt, in unstatthafte Declamationen zu verfallen, zeigt S. 54 ein Beyspiel. „Sollte man (schreibt der Vf.) noch länger zu zweifeln im Stande seyn, daß es besser wäre, wenn unsere jungen Leute entweder gar nicht die Rede- und Dichtkunst, oder wenigstens die Feldbau- und Haushaltungskunst früher lernten? wenn sie *anstatt* der Mythologie die Pomologie studirten? oder wenn sie *anstatt* des Spondäus, Dactylus und Anapästus den Kreuz-, Horn- und Seilrachsaspel, und *anstatt* der Gottheiten Kronos, Zeus u. s. w. lieber das Spül-

Spül-, Lauf- und Tretrad, die englische Dampfmaschine, die Windfächer und Windräder zu kennen sich angelegen seyn ließen? Lasset uns nicht länger mehr verhehlen, daß *nur dann* von dem Kunstsinne unsrer Staatsbürger sich eine vortheilhafte Erweiterung denken lassen werde, wenn man der gelehrten lateinischen Schulen weniger, und der geschickten (güt eingerichteten) Bürgerlichen mehr haben wird?" Rec. wünscht gewiß aufrichtig, daß der mechanische Kunstsinne durch polytechnische Schulen (wie die zu Prag, deren der Vf. nicht gedenkt), durch Zeichenschulen, durch populäre chemische, mechanische, mathematische und technologische Vorlesungen für Handwerker, durch Vorzeigung von Maschinen und Modellen, durch Prämien für Maschinen und Erfindungen, durch Bürger- und Sonntagschulen für künftige Handwerker geweckt und verbreitet werde; aber deswegen und darüber darf ja die Sorge für die schönen Künste und für Wissenschaften nicht aufgegeben, der fähige Bürgersohn vom Besuch der lateinischen Schulen und von jenen Studien, die zum Künstler-, zum Gelehrtenstand und zu Staatsämtern führen, nicht ausgeschlossen werden. Nicht nur die Stelle, sondern mehrere andere, die Rec. der Kürze wegen übergeht, machen es nöthig, dem Vf. bey seinen künftigen Arbeiten eine richtigere Anreicherung seiner Ideen, bestimmtere und schärfere Urtheile und Enthaltung von leeren Tiraden anzuempfehlen.

Der *siebente* Abschnitt, über die *Denkart der deutschen Bewohner der österr. Monarchie*, beschäftigt sich eigentlich mit dem Grade der *Verstandesbildung*, der in den verschiedenen Provinzen wahrzunehmen ist. Sehr wahr bemerkt der Vf. S. 60.: „So bald einmal die Studier-Jahre vorüber sind: so hört man bey uns auf, sich um alles, was gedruckt ist, zu bekümmern. Ein großer Theil unsrer Beamten glaubt: das Lesen der Bücher ziemt sich nur für Leute, die keine andre Beschäftigung haben.“ — Dies ist aber eine natürliche Folge der Zwangscollegien und des Normalabschnitts aller katholischen Lehranstalten. Ausser den Annalen der österr. Länder giebt es (S. 61.) keine einzige Zeitschrift in Wien, welche man als einen Vereinigungspunkt für Gelehrte ansehen könnte. Wer noch wirkt, wirkt vereinzelt, und eben deswegen weit weniger. S. 64. „Vielen meiner Landsleute liegt an dem Zustande der Presse weniger, als an dem Gesundheitszustand einer Schauspielerin. Der Denkart Mancher unter ihnen zufolge hätten die Aufklärungsanstalten, welche so große Summen der unvergesslichen Maria Theresia und ihren zwey erhabenen Söhnen Joseph und Leopold kosteten, ganz weggelassen sollen. Sie bemitleiden oder belachen denjenigen,

welcher zu behaupten wagt, daß die Wissenschaften in unmittelbarem heiligen Schutz der Regierung genommen und durch alle Stände nach dem Bedürfnisse jeder Classe verbreitet werden müssen.“ — Unter den deutschen Provinzen zeichnet sich in literarischer Rücksicht Böhmen vorzüglich aus (S. 107.). Die guten Folgen des Besuchs auswärtiger Lehranstalten von den Candidaten aus Ungern und Siebenbürgen werden S. 112. anerkannt. Ein überflüssiger und schädlicher Auswuchs dieses Kapitels ist S. 101. die Tirade wider die Vermehrung der Advocaten.

Im *achten* Abschnitt hat es der Vf. mit der *Religion* zu thun. Rec. fürchtet aber, der Vf. habe hier ins Schöne gemalt, und die Sachen dargestellt, wie sie seyn sollten, oder wie sie auch wirklich vor einigen Jahren etwa seyn mochten, nicht, wie sie gegenwärtig sind. Der Geist der Toleranz und der freyern Forschung in Glaubenssachen hat allerdings bis zu den nächstverflohenen Jahren Riesenschritte gethan und der Monarchie unglücklich genützt, wie der Vf. an mehreren Orten anerkennt. So z. B. sagt er sehr wahr S. 140.: „Die Errichtung eines neuen evangelischen Bethauses zu Brünn ist der erste Anfang der wiederauflebenden Industrie in dieser Stadt.“ Wenn aber, um die Beyspiele nur aus Böhmen anzuführen, in den neuesten Jahren der evangelische, seit langer Zeit bestandene, Schullehrer zu Wünschendorf abgeschafft, den Evangelischen zu Sattel, Liebstädtl und Bohuslawitz die Erlaubniß, sich wegen großer Entfernung von den luther. Kirchen Filial-Bethäuser zu bauen, unter Verdrehung der Josephinischen Verordnungen (als ob auch zu einem Filialbethaus 100 Familien nöthig wären) verweigert, den Reformirten bey hinlänglicher Anzahl die Errichtung einer eignen Kirche zu Prag abgeschlagen wird u. dgl.: so scheint dies in Verbindung mit andern Zeichen der Zeit dem redlichen und ächtchriftlichen Patrioten jedes Bekenntnisses mehr den Rück- als den Vor-schritt im Guten anzudeuten.

Der *neunte* Abschnitt stellt den *Charakter der Deutschen in der österr. Monarchie* treffend und treu dar: gutmüthige *Sinnlichkeit* scheint den Hauptzug derselben auszumachen. Die humane, die Rechte des Landmanns und des Bürgers schützende österr. Gesetzgebung hat das Volk zu einem patriotischen Sinn erhoben, den die Gefahren der Zeit zur Reife und Wirksamkeit gebracht und hinlänglich bewährt haben. Die Theurung, und die damit verbundene Wucherspeculation und Bereicherung, einiger wenigen auf Kosten der übrigen scheinen in den neuesten Jahren die Gemüther verstimmt zu haben. Mit der Ur-sache dürfte wohl aber auch die Wirkung aufhören.

(Der Beschlus folgt.)

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 31. May 1805.

## S T A T I S T I K.

WIEN, im Kunst- u. Industrie-Compt.: I. *Verfuch über die deutschen Bewohner der österreichischen Monarchie u. f. w.*

II. *Verfuch über die slawischen Bewohner der österreichischen Monarchie u. f. w.*

III. *Verfuch über die jüdischen Bewohner der österreichischen Monarchie u. f. w.*

(Beschluss der in Num. 147. abgebrochenen Recension.)

Die Slaven, mit denen sich der Vf. in seinem zweyten Verfuche beschäftigt, werden I. S. 32. auf 14,115,071 Seelen geschätzt. Der Vf. umfaßt mit Recht unter diesem allgemeinen Namen die Morlaken, Serbler, Kroaten, Slovaken, Rußniaken, Winden, Mazuraken, Goralen, Kopaniczaren, Hanaken, Czechen. Die meisten darunter sind Gebirgsvölker von starkem körperlichen Schlage: der Arver Comitatz, dessen slovakische Bewohner von Haferbrod leben, liefert die schönsten Grenadiere. Der größte Feind ihrer Gesundheit ist die Unmäßigkeit im Brauntwein trinken (der mäßige Genuß desselben mag Bedürfnis für alle Gebirgsbewohner, zumal bey roher Nahrung, seyn, und dürfte wohl schwer durch das Bier verdrängt werden können, wie der Vf. S. 66. meynt). Der Slave hat durchaus Anlage zur Industrie, in so fern hiedurch die erste rohere Verarbeitung der Naturproducte verstanden wird; die slawischen Weiber sind geborne Weberinnen; auch ist der Slave nicht ungeschickt zum kleinen Handel oder Trödel, und zur Fluß- und Küstenschiffahrt. Viel schwerer hält es, ihn zur verbesserten Oekonomie oder zu raffinirteren Fabrikaten anzuleiten: doch gelingt auch dies, wenn Vortheil, Noth und Beyspiel wirken. Der slawische Kunstsinne äußert sich vorzüglich bey der Musik und bey dem Tanze. Die niedrigere Stufe der Verstandsbildung, worauf der Slave im Ganzen steht, ist aus historischen Gründen und keineswegs aus einer Eigenheit des Slavismus zu erklären. Bey den neuern Bemühungen, den Slaven cultivirter zu machen, gilt vorzüglich in den deutschen Erbländern die Hauptregel: ihn in seiner Sprache zu belehren, und nur nebst dieser auch die deutsche Sprache ihm nicht sowohl aufzudringen, als ihres Nutzens wegen nebenbey einzureden. Da die Religion bey Slaven gewöhnlich viel vermag: so muß vorzüglich für bessere Erziehung ihrer Religionslehrer gesorgt werden. Dafs der slawische Landmann die ihm von Joseph II. in den deutschen Erbländern geschenkte größere Freyheit nicht so gut zu brauchen verstehe, als der deutsche,

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

mag wahr seyn, hat aber nicht im Slavismus, sondern in dem vorigen brutalen Zustand desselben seinen Grund. Man kann ihn allmählig durch Unterricht und Beyspiel, vorzüglich auch des Adels, zum vernünftigen Gebrauch seiner Freyheit emporbringen. Dies zeigt das Beyspiel der Czechen, der cultivirtesten Slaven der Monarchie: Muth und Treue charakterisiren die Slaven als Soldaten; beide Tugenden, klag geleitet, können, wie 1797. bey der böhmischen Legion, zum Patriotismus emporgehoben werden. — Diese Sätze hält Rec. für den wesentlichsten Inhalt dieses Bandes, in welchem sich der Vf. durchaus als einen richtigen Menschenschätzer ohne Nationalvorurtheil zeigt. Der Vf. scheint übrigens am meisten die galizischen Slaven, weniger die Slovaken in Ungern, und am wenigsten die Czechen oder Stockböhmern aus eigener Erfahrung zu kennen. Man wird daher wohl thun, mit der Lectüre dieses Werks auch das Durchlesen der Hacquetischen Abbildung und Beschreibung der südwest- und östlichen Slaven, welche hier nirgends benutzt worden, um so mehr zu verbinden, als das Rohrerische Buch keine Kupfer zur Erläuterung der Trachten, Geräthe u. dgl. hat, welche das Hacquetische zieren.

Den dritten Versuch, über die jüdischen Bewohner der österr. Monarchie, hält Rec. für eine der wichtigsten Schriften über die jetzt so sehr an der Tagesordnung stehende bürgerliche Verbesserung der Juden. Der Vf. lobt in Galizien, in Lemberg, wo jeder sechste Mensch ein Jude ist; er hat von Amts wegen mit diesen Menschen zu thun. Man kennt ihn aus den vorigen Bänden als einen Mann, der wohl Zutrauen verdient, wenn er S. 7. der Vorrede versichert: „Ich hege zu viele Ehrfurcht für das in jedem unverwöhnten und unverdorbenen Gemüthe thronende Sittengesetz, als dafs ich meinen Nebenmenschen deswegen hassen sollte, weil er von seinen Jugendjahren mehr an Moses als an Athanasius zu glauben gehalten worden ist.“ Im österr. Staate giebt es ungefähr 422,698 Juden, also mehr als in andern cultivirten europäischen Staaten. Für Oesterreich ist es demnach keine unwichtige Frage, wie der Staat mit ihnen zu verfahren habe? Rec. ist einer derjenigen, welche mit dem Vf. S. 198. glauben, dafs der Staat den Juden alle Bürgerrechte ertheilen solle, (bis hier hofft er doch wohl den Beyfall aller Juden und ihrer Freunde?) dafs er aber auch alle Bürgerpflichten von ihnen fordern müsse (dies ist es, was so manchem Israeliten und Israelitenfreunde nicht behagt). Unmittelbare Folgen seines obersten Grundsatzes sind folgende Mafsregeln: 1) Man entferne den

Ttt

Juden,

Juden, der nicht ein hinlängliches eignes Vermögen als Großhändler ausweist, durchaus von allem Schachern, Handeln, Arendiren und Schenkhauspachtungen — denn als eine bloß schachernde Nation ist das Judenvolk die Geißel und der Schandfleck jeder bürgerlichen Gesellschaft. 2) Man colonisire die Juden, mit Ausnahme der vermöglicheren Großhändler und Fabrik-Inhaber und der Candidaten der Wissenschaften, als Cameral-Bauern in wüsten Strecken gegen contractmäßige günstige Bedingungen: kein Brod esse der Jude, als was er selbst aus der Erde gewonnen hat, sonst vermehrt er nur die Summe der Consumenten, deren ohnehin gegen die Producenten zu viele geworden sind. 3) Unter solchen jüdischen Bauerndörfern errichte man auch jüdische Städte für jüdische Handwerker und Kaufleute, mit den Vorrechten anderer Städte. 4) Für die jüdischen Rabbiner und Schullehrer errichte man ein Generalfeminarium mit lauter geschickten jüdischen Lehrern; jede jüdische Colonie habe ihre Synagoge und Schule mit examinirten und approbirten Rabbinern und jüd. Schullehrern, durch die allmählig Aufklärung verbreitet werden kann. 5) Man enthebe die rein-jüdischen Ortschaften von der Feyer des Sonntags, damit der Jude nicht zweymal in der Woche feyern dürfe. 6) Man errichte nach dem für andre Staatsbürger geltenden Militär-Conscriptions-Verhältniß eine jüdische Legion und ein Corps von Stück- und Packknechten u. s. w.

Wenn je in einem Buche der Beweis dafür genugsam geführt worden: daß die Juden, wofern ihnen das jetzige Herumschweifen, Handeln, Trödeln, Pachten der Wirthshäuser u. dgl. ferner wie bisher als fast einziger Lebens-Unterhalts-Erwerb gelassen wird, für sich selbst ein verwaorlostes elendes Volk und dabey die Feinde des öffentlichen Wohls seyen, so ist es in diesem geschehn. Die blaßgelbe Farbe der Juden und schwache körperliche Beschaffenheit wird hier erklärt aus ihren engen Wohnungen, aus der ihnen eigenen Unreinlichkeit, aus den zu frühen Eheg (denen jedoch die böhmische Juden-Ordnung vom J. 1797. gesteuert hat). Jene zwey Gesetze des Talmuds, das eine, welches gebietet, daß jeder, der selig werden will, heyrathe, das zweyte, welches die eheliche Pflicht in ein Zahlen-Verhältniß bringt (S. 35.) gehören wohl zu den vernünftigsten Regeln, die im Talmud enthalten seyn mögen, und befördern die Bevölkerung bey den Juden. Dem Juden und dem Christen, wenn beide vermischet wohnen, ist das jüdische Küchen- und Speisefystem, vermöge dessen dem Juden unrein ist, was ein Christ angerührt hat, gleich lästig; außerdem ist es auch wirklich eine Herabwürdigung des Christen, die dieser meistens erwiedern zu müssen glaubt; daher unterhält dieser Talmudische Unsin den National- und Religionshaß zwischen Juden und Christen auf immer, wenn erstere nicht abge sonderte Colonieen bilden, und hier in ihren Schulen und Synagogen durch kluge Leitung nach und nach von diesem Wahne abgebracht werden. Nur der Jude, der diesen Unsin abschwört, sollte unter Christen wohnen dürfen; nur ein solcher

kann alle Bürgerpflichten erfüllen und alle Bürgerrechte genießen. Wie die gleiche Kleidung der Juden, verschieden von jener der Christen, verbunden mit ihrem bärtigen Kinn und hervorstehenden Haaren, die Verwaltung der Justiz und Polizey wegen schwer zu beweisender Identität der Personen in Galizien hemme, mag man S. 54 selbst nachlesen. Im J. 1798. wollte K. Joseph II. wenigstens 1410 Juden-Familien in Ostgalizien zum Ackerbau anhalten lassen; aber so etwas wissen die Juden gewöhnlich durch Bestechungen zu vereiteln. In ganz Galizien zählt der Vf. nur 22 ackerbauende jüdische Familien. In der Bukowina sind einige jüdische Dörfer, die Feldbau treiben, und deren Einwohner daher auch als die ehrlichsten Juden bekannt sind. Fast kein Jude hält etwas auf Gartenbau, auf Bienenzucht; aus den Handwerken wählt er sich die leichtesten und dem Betrage unterworfensten; er wird Schneider, Polamentierer, Goldschmied. Die galizischen Juden haben den Handel mit Pferden, spanischen Fliegen, Honig, Wachs, Pelz und Häuten, die ungrischen und böhmischen Juden den Handel mit Wolle fast ganz an sich gezogen. Durch diesen Vorkauf vertheuern sie den größern Fabricanten das Materiale, und erniedrigen die kleinern-Fabricanten zu ihren Sklaven. Wie die jüdischen Factoren sich den galizischen und böhmischen Edelmann, die Darleher den Beamten, die Branntweinschenker den Bauer zu ihren Leibeigenen machen, ist bekannt. Der Vf. hat nicht kräftig genug ausgeführt: daß wohl keine Menschen-Classe der österr. Monarchie tiefere Wunden geschlagen hat, besonders seit 1796., als die Juden, nämlich durch das Einlösen des Conventionsgeldes durch alle Provinzen, durch Hinausendung desselben gegen Empfang der von französischen, mayländischen, deutschen und andern Juden nachgemachten Bancozettel und Zwölfer, und durch die aus der Verschwindung des baaren Geldes entstandene Theuerung. Der galizische, böhmische, ungrische, wienerische Jude hängt mit dem portugiesischen, französischen u. s. w. zusammen; an dem Strasburger Bancozettel-Verfälschungscomplot haben meistens Juden Theil gehabt. Wer Verstand hat zu begreifen, begreife! Gegen alles dies können nicht einmal die vom Vf. vorgeschlagenen Arbeitshäuser für jüdische Vagabunden helfen — nur das Colonisiren und Isoliren der inländischen Juden ist das einzige Mittel dagegen. — Von dem Mangel an Kunstman bey den Juden machen bey nahe nur die einzigen jüdischen Petschierstecher eine Ausnahme. Die Vorurtheile und der Aberglaube, der noch bey den Juden herrscht und im Talmud seinen letzten Grund hat, werden in dem Kapitel über die Denkart der Juden fast ins Unglaubliche, und doch ganz wahr geschildert. Im Talmud erscheint unter andern die Beschäftigung mit der Viehzucht als die Lebensart eines Räubers. Was der Talmud, diese einzige jüdische Encyclopädie, eigentlich sammt seinen Glossen sey, hat der Vf. S. 121 ff. meisterhaft erörtert. Mit dem vierzigsten Jahre darf sich der jüdische Talmudist auch an das Studium der Cabala wagen,

gen, welche ihm vollends den Kopf verwirrt. Das Beste, was der Israelit in seiner Schule lernt, ist das Kopfrechnen und das Schreiben, wozu der jüdische Schüler angeführt wird. In Böhmen und Galizien bestehen zwar deutsch-jüdische Normalschulen; es ist verordnet, daß jeder Judenknabe diese Schulen (deren Lehrer meist deutschböhmische Juden sind) besuchen solle, ehe er zum Talmudlehrer zugelassen wird; allein die Rabbiner und Talmudlehrer sind gefürchtete Feinde dieser Schulen; sie wissen die Verordnung zu umgehen, oder nicht beobachten zu machen; ein Herz Himberg, der jüdische Aufseher der galizischen deutschjüdischen Schulen, wird nicht mit allem Nachdruck unterstützt. Der Vf. schlägt die Verbindung der Industrieschulen mit solchen jüdischen Normalschulen vor; sie wäre freylich heilsam, allein eine noch dringendere Mafsregel scheint dem Rec. die Errichtung eines General-Seminariums für die Talmudlehrer und Rabbiner; es scheint, verbunden mit der obgedachten Colonisirung, das einzige Mittel, Juden durch Juden zu bessern, ohne jedoch ihre Religionsmeinungen gewaltsam anzutasten. Bis dies geschieht, ist die böhmische Juden-Ordnung v. J. 1797. in so weit preiswürdig, als sie verordnet, daß niemand Rabbiner werden könne, der nicht die *philosophischen Wissenschaften* studirt habe. In dem Kapitel über die *Religion der Juden* giebt der Vf. sehr brauchbare Auskunft über die verschiedenen Secten der Juden, unter welchen die *Karaiten* oder Gesetzfreunde die merkwürdigsten sind (etwa 280 Familien), die sich bloß an die mosaischen Bücher, und wo diese nichts entscheiden, an die Vernunft halten. Sie sollen von den Sadducäern abstammen und aus der Moldau nach Galizien gekommen seyn; sie treiben Ackerbau, das Fuhrwesen und den Pferdehandel, und verabscheuen Wucher und Betrug. Die *Kassiden* sind dagegen die jüdischen Phariseer, die das Buch *Sohar* für höher halten als den Talmud und alle Vorschriften des Talmuds übertreiben. Die *Konen* wollen Abkömmlinge des Aaron, und die *Lowiten* aus dem Stamme Levi seyn; beide dünken sich besser als andere Juden. Brody ist das Seminarium der wandernden Talmudlehrer, Sänger und jüdischen sogenannt *Religiöser*. — Daß das letzte Kapitel, das *Sittengemälde der Juden*, nicht sehr zu ihrem Vortheile sey, läßt sich aus dem Vorhergehenden ahnden; doch verkennt der Vf. auch die guten Seiten der Juden nicht. Sechs Achttheile aller gewechselten Schriften bey den ersten Instanzen in Galizien betreffen Juden. Der grössere Theil der Tobaks- und Mauthdefraudanten sind Juden. Selten geschieht in Galizien ein Diebstahl, wo nicht ein Jude den Plan entwarf, oder die Ausführung erleichterte. Das Hehlen des Gestohlenen fällt den Juden durch ihre Connexionen so leicht. Das sittliche Verderben der Beamten, der Studenten, der Dienstboten wird häufig durch sie befördert. Die Rabbinen mißbrauchen zuweilen den Bann, um ihre Gläubigen zur Uebertretung landesherrlicher Vorschriften im Schulwesen u. dgl. zu bewegen. Der 12jährige Judenknabe betet schon alle

Tag: „Herr erlöse uns aus der Hand unserer Unterdrücker, vertilge die Ketzler, und führe uns in das unsern Vätern versprochene gelobte Land.“ — Alle Correctionshäuser, die der Vf. vor schlägt, dürften nichts helfen, so lange Juden unter Christen wohnen. Man colonisire sie also allein, und führe sie dadurch wirklich in das von ihnen so gewünschte gelobte Land, das einzige, dessen sie fähig sind. Diese Hauptmafsregel ist es, auf welche auch der vortreffliche Vf. am Ende seines Buchs vorzüglich dringt; ohne jedoch zu verkennen, daß nur eine energische Regierung sie mit Hülfe unbestechbarer Beamten und mit Hülfe des Zwangs und der militärischen Gewalt werde ausführen können. Alle andre Mafsregeln, die in bisherigen Büchern über die Juden vorgeschlagen werden, erscheinen dem Rec. nur als Palliative, oder, nach einem französischen Ausdrucke, als  *demi-mesures*. — Rec. sieht der Fortsetzung dieser schätzbaren Versuche mit Verlangen entgegen.

PRAG, b. Widmann: *Neu verfertigtes Catastrum des Königreichs Böhmen*, darin alle Herrschaften, Güter und Höfe.. sammt ihren dormaligen Besitzern, dann die sämmtlichen Städte und Marktflecken, wie auch die sämmtlichen Poststationen, Postpferd-Unterlegungen und Post-Briefsammlungen vorkommen, nebst einer neu verbesserten Postkarte; ausgefertigt nach der k. Land- und Lehntafel, nach dem k. Fiscalamte und dem k. Notificatorio von *Szarostaus Schaller*, Priester des Ordens der frommen Schulen etc. 1802. 188 S. 4.

Der um die Topographie von Böhmen vielfältig verdiente Vf. liefert uns hier von Böhmen ein Buch, wie es von allen andern Ländern zu wünschen wäre, und zwar aus ganz authentischen Quellen, aus dem Hauptbuche der k. Landtafel, den Lehnrechts-, Fiscalamts- und Teiner Kirchenamtsbüchern. In der Vorrede erinnert er einiges über den Unterschied der Güter und der Herrschaften, der Lehne und der Allodialgüter; dann folgt sogleich die alphabetische Liste aller böhmischen Herrschaften, Güter und Höfe, mit Bezeichnung des Kreises, des Hauptbuchs (sogar der Blattzahl desselben) und der jetzigen Besitzer, oder wenigstens der grössern Herrschaft, zu welcher jedes Gut gehört, bis S. 145. Hierauf liest man S. 147 ff. die alphabetische Reihe der böhm. Städte und Marktflecken mit Angabe der Entfernung von Prag, des Kreises und der Herrschaft, zu welcher die Stadt oder der Flecken gehört. S. 172 f. stehen die Namen der jetzigen Güterbesitzer und der ihnen im J. 1802. zugehörenden Güter; über die Postcurse geben vier Tabellen auf drey Blättern Auskunft, und das Ganze beschließt eine Postkarte von Böhmen. Das Buch ist für Geschäftsmänner zum Nachschlagen und für Statistiker zur Kenntniß der einzelnen Herrschaften, in welche das Land zerfällt, sehr brauchbar. Freylich erscheinen in solchen Büchern oft nicht die wahren Eigenthümer der Güter, und man kann z. B. in einem sehr reellen Verstande sagen; daß  $\frac{1}{3}$  von Böhmen



men den Juden gehöre, weil viele Güterbesitzer den Capitalwerth ihres Gutes an Juden schuldig sind; und dennoch erscheinen die Juden in solchen Verzeichnissen nirgends als Eigenthümer der Güter. Was einem Statistiker vorzüglich auffällt, und zugleich die beste Schutzrede für die Güte der österr. böhm. Verfassung in sich faßt, ist die Menge bürgerlicher oder bäurischer Besitzer von adlichen Gütern; ferner die Erscheinung, daß einige Dorfgemeinden ihre eignen Grundherren sind, namentlich zu Budohostitz, und endlich die zahlreiche Reihe der k. k. Freyassen. Nicht übersehen wird auch der Staatskundige die Namen der dem Kurfürsten von Bayern, der Kammer, dem Religions- und dem Studienfond, dem Erzbisthum, dem Domkapitel, den fürstlichen Häusern Schwarzenberg, Colloredo u. s. w. gehörigen Güter. Wirklich hat der Vf. sehr viel gethan, doch nicht alles, was ihm bey der Gelegenheit möglich gewesen wäre: sowohl die Zahl der Herrschaften und Güter, als jene der Städte (322) und Marktstellen (228) hätte der Vf. mit leichter Mühe, der statistischen Uebersicht halber, zusammen summiern können. Einige Proben von dem wegen Ueberschwemmung der österr. Monarchie mit Papiergeld über alles Verhältniß hinaus steigenden Geldwerth der Güter hätten ebenfalls angeführt werden sollen. — Wegen des Handgebrauchs dieses Buchs muß Rec. noch auf den wesentlichen Umstand aufmerksam machen, daß man hier keinesweges über alle und jede Dörfer, Vorwerke u. s. w. Auskunft erhalte, wem, oder zu welcher Herrschaft sie gehören, und daß folglich zu diesem Gebrauch die XVI Bände der Topographie von Böhmen desselben Vfs., und das dazu gehörige topographische Universalregister eben desselben (Prag 1791. 8.) unentbehrlich bleiben. So z. B., wenn jemand wissen will, zu welchem Gute oder Herrschaft das Dorf Sattel oder Sedlonow im Königsgrätzer Kreise gerechnet werde, der wird im vorliegenden Catastro nichts, wohl aber nach dem Fingerzeig jenes Universalregisters im XV. Bande der Topographie S. 182. die Auskunft finden: das Dorf gehöre zur Fürst Colloredoischen, jetzt dem Hn. Reichs-Vice-

kanzler zuständigen Majorats-Herrschaft Opatichna, bestehe mehr aus Deutschen als aus Böhmen, zähle 121 Hausnummern, besitze eine eigene Pfarrkirche. (Und was auch in der Topographie ausgelassen ist, — unter den hiesigen und umliegenden Einwohnern seyen 250 Evangelische, welche ungeachtet mehrfältiger Bitten nicht die Erlaubniß zur Erbauung eines evangel. Filialbethaus erlangen können, sondern mit Verläumniß ihrer Wirthschaft, nicht ohne bedeutende Kosten fünf Meilen weit reisen müssen, um sich moralischen Unterricht und geistlichen Trost zu holen.)

### SCHÖNE KUNSTE.

ERFURT, in d. Hennings. Buchh.: *Sympathien bey der Grabe der Schweiz*. Vom Verfasser der Reise unter Sonne, Mond und Sternen. 1804. 175 S. & (18 gr.)

Die traurige Lage der Schweiz, besonders in den letzten Decennien des verfloßenen Jahrhunderts, den Verlust ihrer alten Verfassung und Freyheit, die Theilnahme patriotisch gesinnter Herzen an den Ereignissen jener Schreckenszeit — hat der Vf. in diesen Blättern poetisch, zum Theil allegorisch, zu schildern versucht. Er giebt aber nichts — und will weiter nichts geben, als Bruchstücke, Skizzen und Andeutungen, die sich indess leicht jeder selbst zum Ganzen vereinigen kann. Nach einem Aufruf an die Schweizer, dem fremden Joche sich nie sklavisch zu beugen, vielmehr den alten Bund der Treue aufzurichten, folgen einige Schweizerelegien, unter denen die erste, die Flucht der Nymphen, und die letzte, der zerbrochene Krug, unftreitig die sinnigsten sind. Das Ganze schließt mit einem Gedichte, das die entflohenen Nymphen zur Rückkehr einladet. Die Elegien sind zum Theil in Prosa, zum Theil in Jamben geschrieben. Die Verse sind mitunter hart und holperig, wie z. B. S. 131:

Des Felsens rauhes Pfähl drückt hart, der Schlaf  
Will nicht gelingen u. s. w.

### KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Kopenhagen*, gedr. b. Cohen: *Grundonnerstag* 1801., eine Skizze dänisch und deutsch von Sander, Professor. 1801. 16 S. 4. Mit Kpfrn. (1 Rthlr. 4 gr.) — Diese Ode auf die Schlacht zwischen Nelsons Flotte und den dänischen Blockschiffen auf der Kopenhagener Rhede am 2. April 1801., ist das Werk einer Begeisterung, die dem für die Dänen ruhmvollen Kampfe entspricht. Das Titelkupfer ist eine sehr gut gerathene Abbildung der Schlacht, welcher Anmerkungen beygefügt sind, zur Erläuterung der in der Ode berührten historischen Umstände. Angehängt ist unserm Exemplar auch noch ein Grundplan der Kopenhagener Rhede

mit einer Erklärung, welche auch die Namen, Stärke und das Schicksal der einzelnen dänischen Schiffe angiebt. Uebrigens war der Ertrag des Ablasses theils zu einem Denkmal der gefallenen Krieger, theils zum Besten der Verwundeten bestimmt; und da für den letztern Zweck durch anderweitige Beyträge der Nation so reichlich in der Folge gesorgt ward, so ist die für diese Schrift eingegangene Summe zu dem schonen Denkmal verwandt, welches den Geliebten nahe vor dem Osthor errichtet, und vor zwey Jahren feyerlich eingeweiht ist.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 1. Junius 1805.

## G E S C H I C H T E.

NÜRNBERG, in d. Bauer - u. Mann. Buchh.: *Lexicon der französischen Revolution, oder Sammlung von Biographien der wichtigsten Männer, die sich im Laufe derselben ausgezeichnet haben.* Von D. E. L. Posselt. — Erster Band. 1802. 280 S. 8. (1 Rthlr.)

Es ist unstreitig ein sehr nützlichcs Unternehmen, Biographien von den wichtigsten Männern zu liefern, welche auf dem in so mancher Rücksicht ungeheuern Theater der französischen Revolution sich auszeichneten; und von den Händen eines so geschickten Schriftstellers kann man nichts anders als den günstigsten Erfolg erwarten. Er versichert uns überdies selbst, daß er das Glück gehabt habe, nicht wenige von den ausgezeichnetsten Männern aus dieser Epoche persönlich, und zum Theil sehr genau kennen zu lernen; und uns eben daher manches Neue zu sagen, manche Personen und Dinge in einem ganz anderen Lichte darzustellen, als worin man sie bis jetzt zu betrachten gewohnt war. Da der vorliegende Band nur durch den plötzlichen Tod des Verlegers schwächer ward, als es die Absicht war, so sollen die folgenden Bände insonderheit interessante Belege liefern, und jeder, in einer Zulage von mehreren Bogen, Anekdoten, Bonmots, Urtheile, zum Theil auch Aufsätze berühmter Männer enthalten; alles Dinge, welche den Geist der ewig merkwürdigen Zeit, die wir durchlebt haben, treffend und mitunter sehr pikant charakterisiren, und daher eine Stelle im Archiv der Geschichte verdienen. Möge nur der frühzeitige Tod des Vfs. nicht diese Arbeit unterbrochen haben, welche einen der vorzüglichsten und lehrreichsten Beyträge zur Geschichte unserer Zeit abgeben wird; oder möge doch die Herausgabe der Materialien, die er wahrscheinlich schon dazu gesammelt hatte, in die Hände eines Mannes gerathen, auf dem sein Geist, wenigstens zum Theil, ruhet.

Wenn übrigens einige der Männer, deren Biographie hier geliefert wird, und zwar gerade die merkwürdigsten, zu sehr in das Schöne gezeichnet sind, so entschuldigen wir den Vf. theils mit seiner schon vorgefaßten, wahrscheinlich von langen Zeiten her gehegten Meinung, die nur zu selten einen gänzlichen Zurücktritt gestattet, theils mit dem Mangel an wahrhaft zuverlässigen Nachrichten über das Innere der Karten in der wunderbaren Verwaltungsgeschichte, der die Geschichtschreiber noch lange irre führen wird, und erst zum Theil in den letzten A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

ren Jahren hie und da gehoben ist, als diese Arbeit wahrscheinlich schon vollendet war.

So dürfte jetzt das fachverständige Publicum in Frankreich wie auswärts ganz anders über *Sieyes* urtheilen, als der Vf. und vor ihm so viele unserer Mitbürger, zum Theil nach *Oelsner's* Schilderung in der Vorrede zu seinen gesammelten politischen Schriften (1796. 8. Th. 1.), zum Theil nach den Berichten so vieler schreibender Reisenden, die dadurch berauscht waren, daß sie in *Sieyes*, dem mächtigen Staatsmann, *Sieyes* den Schriftsteller oder wohl gar den abstracten Philosophen begrüßen durften. Jetzt ist der Taumel verschwunden, und je überzeugender der Erfolg dargethan hat, daß, wenn er auch bey der Wahl der Person des ersten Consuls nicht überlistet und hintergangen wäre, es ihm dennoch ganz und gar an Kraft und Entschlossenheit gefehlt haben würde, dem Vaterlande, das auf ihn bey seinem Eintritt in das Directorium als seinen einzigen Retter und Heiland sah, zu helfen; desto mehr kömmt man auch nach und nach von dem günstigen Vorurtheil zurück, das man ehemals für ihn hegte, und man sieht nun in seinem schwankenden und unsicheren Gange in den ersten Zeiten der Revolution, in seinem furchtsamen Zurücktritt allenthalben, wo es auf Handeln ankam, in seinem lakonischen, barbarischen *la mort*, als er, seinen eigenen ehemals bekannten Grundsätzen ganz zuwider, seinen König richten sollte, ja selbst in der einer Constitution ganz und gar nicht angemessenen *declaration des droits de l'homme*, die klärsten Beweise, daß der Himmel ihn zum Dialektiker, nicht zum Staatsmann schuf; daß er ihn bestimmt hatte, sich in der Kutte von Schülern, die seine Weisheit anstaunten, bewundert zu sehen, nicht aber das Ruder des Staats zu führen, nachdem er durch unbesonnene, zum Theil auf falsche Speculation beruhende, zum Theil von gekränkter Eitelkeit in seiner damals nicht glänzenden äußeren Lage eingegebene Schriften das Meer mit in Bewegung gebracht hatte.

*Carnot* wird besonders nach seinen Verdiensten um die Kriegsoperationen geschildert; aber der Vf. hat seinen, wahrhaft republikanischen Sinn, wie es scheint, nicht genug gekannt, den er schon früher immer an den Tag legte; und wovon er bey Gelegenheit der Erhebung des jetzigen Kaisers *Napoleon I.* einen Beweis gab, der über die Denkart seiner Zeitgenossen mächtig hervorragt.

*La Tour d'Auvergne*, erster Grenadier der französischen Armee, zeichnete sich bekanntlich durch eine vorzügliche Bravour aus, durch einen edlen, uneigennützigcn Charakter; auch befah er viele Kenntnisse,

nisse, wovon seine *Origines gauloises*, bey allen Auswüchsen des Hypothesegeistes, zeugen.

Von dem verdienten, wenn gleich nicht immer glücklichen, General Mack erfahren wir, das er von seinem Gütchen in Böhmen aus, an einen seiner Freunde im damaligen Hauptquartier der großen kaiserlichen Armeen in den Niederlanden, Briefe schrieb, voll von den interessantesten militärischen und politischen Ansichten, die uns vielleicht noch einst von seiner Hand eine Geschichte der wichtigen Feldzüge von 1793. und 1794. hoffen lassen, die freylich niemand so gut, wie er, zu schreiben im Stande wäre.

Hotze war, wie Mack, Protestant und Plebejer, geboren in einem Municipal-Städtchen am Ufer des Zürcher See's, studierte anfangs Theologie in Tübingen, wo ihn Herzog Karl in württembergische Kriegsdienste zog, die er nachher gegen preussische, russische und österreichische vertauchte. In diesen schwang er sich, wie Mack, bis zu den höchsten militärischen Rangstufen auf; aber wenn Mack als Entwerfer von Planen sich Ruhm erwarb, so zeichnete sich dagegen Hotze, selbst nach Moreau's Zeugniß, als trefflicher Vollzieher aus. Er starb den unerwarteten Tod, den er sich immer wünschte, im Anfang des Gefechts am 25. Sept. 1800. auf der Erde seines Vaterlandes und im Kampf für dasselbe. Als Beylage seiner Biographie erscheint hier zuerst eine von ihm selbst aufgeleszte, sehr interessante Geschichte des Feldzugs der Wurmser'schen Arme am Oberrhein im Jahre 1793.

François von Neufchateau hat sich vielleicht nie so vollkommen an seiner rechten Stelle befunden, als jetzt, wo er im Erhaltungssenat alle nöthige Muse hat, seine schon so lange erwartete wahrhaft meisterhafte Uebersetzung der neuesten epischen Dichter Italiens zu vollenden.

Godefroi Izarn, Marquis von Valadi, ein Mann von außerordentlichem Kopf und Charakter, warf sich, nach den seltsamsten Schicksalen, gleich anfangs in die Stürme der Revolution, wirkte in diesen Zeiten mehr, als allgemein bekannt ist, nahm an dem Ausbruch des 10. Augusts 1792. Theil, machte sich aber den Berg durch seine muthige Abstimmung für den König zum Feinde, und ward, als Anhänger der Girondisten, am 11. December 1793. guillotiniert.

Kleber wird hier hauptsächlich nach Lübert geschildert, einem Arzt von Hericourt, der ein vieljähriger vertrauter Freund des Generals war. Seinem hohen, freyen Sinn läßt der Vf. alle Gerechtigkeit widerfahren; aber seine Verhältnisse mit Bonaparte, schon von der Zeit an, da sie nach dem Frieden zusammen in Paris waren, scheint er nicht gekannt zu haben.

Scherer, eines Fleischer's Sohn aus Döll unweit Belfort, war ein müßiger Soldat, ein übermüthiger, habfüchtiger, schwelgerischer Mann, ein schlechter General und ein noch schlechterer Kriegsminister.

Von Metternich, Treilhard und Albini werden nur kurz ihre allgemein bekannten Lebensumstände angeführt.

NÜRNBERG, in d. Bauer - u. Mann. Buchh.: *Der Proceß gegen den letzten König von Frankreich Ludwig XVI. und dessen Gemahlin*. Ein Beytrag zur Geschichte der französischen Revolution, von D. E. L. Poffelt. — Erster Band. 1802. 538 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf., dem mehrere treffliche Werke längst einen Rang unter den ersten deutschen Geschichtschreibern gesichert haben, beschrieb schon im J. 1793. den Proceß Ludwigs XVI.; aber der Buchhändler, der die Ausgabe übernommen hatte, ward selbst in den Revolutions - Strudel hineingerissen, und figurirte bald nachher in der Reihe der französischen Generale unter dem Namen *Keck le Hardy*, die Ausgabe aber kam gar nicht in das Publicum, sondern ward wahrscheinlich von *St. Just* und *Le Bas* vernichtet, die damals in Strasburg haufeten. Jetzt erscheint das Werk unter glücklichern Aufpizen, mit zahlreichen und wesentlichen Zusätzen und Berichtigungen; auch will der Vf. in einem zweyten Bande den Proceß der Königin nachliefern, der, obgleich mit weniger Feyerlichkeit verhandelt, doch in mancher Rücksicht noch reichhaltiger an Aufschlüssen über die früheren Zeiträume der Revolution ist.

Mit Recht sagt der Vf., das von dem Thron herab bis in die Strohütte Jeder, der diesen Proceß liest, das: *Homo sum, humani nihil a me alienum puto*, tiefer als jemals fühlen müsse; das aber dieser Proceß, auch außer jenem großen Interesse der Menschheit, ein sehr wichtiger Beytrag zur Geschichte einer der auffallendsten Epochen der französischen Revolution sey. Zwar ist der Gesichtspunkt, unter welchem er hier beschrieben ist, hauptsächlich der juristische; wenn indess der Mangel an authentischen Aufklärungen der Triebfedern der Häupter der beiden Parteyen, des Berges und der Gironde, die in diesem Proceß zuerst ihre Kräfte gegen einander versuchten, die noch interessantere historische Behandlungsart nicht in einem gewissen Grade von Vollkommenheit zuläßt: so deutet dennoch die Art, wie diese Menschen in dem Proceß auftraten, schon hinlänglich auf die Gründe, die sie dabey bestimmten, und die geheimen Absichten, die sie dabey im Auge hatten.

Nach einem vorausgeschickten kurzen Abriss von Ludwigs Regierungsgeschichte vor der Epoche der Revolution, nach *Lally - Tolendal's* in Hinsicht auf Inhalt und Sprache meisterhaftem Plaidoyer (Londres 1793. 8.), und einer Schilderung des Charakters des unglücklichen Monarchen von *Rabaut de St. Etienne* (*Almanach historique pour 1792.*), der selbst gesteht, das, wenn jeder Mensch eine Hauptidee habe, die ihn leite, Ludwig keine andere in dem Lauf seiner Regierung gehabt habe, als dem nachzugeben, was er für den Wunsch der Nation hielt — fängt der Vf. mit einem kurzen Bericht von dem Resultat des 10. August 1792., der eigentlich über des Königs Schicksal entschied, seine Erzählung an. Er liefert nun nach einander *Gohier's* Bericht über die in den Thuilleries gefundenen Papiere vom 16. Sept. 1792.; *Disfriche Valazé's* Bericht über

über die Verbrechen des Königs; Auszüge der wichtigsten Reden über die Frage, ob Ludwig XVI. von dem Convent gerichtet werden könne (wobey zum ersten Mal *Maxim. Robespierre* durch niederträchtige Schmeicheley um die Popularität des Pariser Pöbels buhlte, die ihn bald nachher zum Tribun erhob); die Anklagsurkunde; das Verhör vor den Schranken des Nationalconvents; *De Seze's* treffliche Vertheidigungsrede; Auszüge aus den bedeutendsten Reden über die Wahl der zu verhängenden Strafe; das vollständige Verzeichniß aller Mitglieder, in der Ordnung, wie sie am 16. und 17. Januar 1793., den Departementen nach, zur Abstimmung über Ludwigs Leben oder Tod, aufgerufen wurden. Alle diese Actenstücke sind durch kurze angemessene Einschüffel und Erläuterungen an einander gereiht; insonderheit aber sind bey dem Verhör Ludwigs XVI. unter seinen Antworten in Noten alle die Umstände, vorzüglich aus den drey Schriften von *Lally - Tolendat*, *Guillaume* und *Dü Gour*, bemerkt, welche die Unschuld des Angeklagten darthun, aber von seinem Vertheidiger *De Seze* nicht berührt oder doch nicht erschöpft wurden, vielleicht weil er sich, wie *Dü Gour* sagt, scheuete, republikanische Ohren zu beleidigen. Darauf theilt der Vf. in dem letzten Abschnitt das in manchen Rückficht merkwürdige Urtheil *Dumouriez's* über den Gang dieses Processes mit, so wie einen kurzen Bericht über die neue Stimmzählung (wobey man durch neue Betrügereyen zwar 387 Stimmen für den Tod aus 749 Stimmen herausbrachte, aber eben dadurch den deutlichsten Beweis aller Verletzungen der Formen gab), über die ferneren Berathschlagungen über den Aufschub des Todesurtheils (wobey *Manuel*, so wie vorhin *Kersaint* bey der zweyten Stimmzählung seine Entlassung als Mitglied des Convents gab), und über die Hinrichtung Ludwigs XVI. am 21. Jan. 1793. „Sein Grab,“ so schließt die Erzählung, „in welches man, um die Verwulung zu beschleunigen, eine Menge Kalk warf, war zwischen denen, die einst bey den Feyerlichkeiten an seinem Vermählungstage (1774) in dem unermesslichen Volksgewühl auf dem Ludwigsplatz waren erdrückt worden, und den am 10. Aug. 1792. (für ihn) umgekommenen Schweizern.“

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen.* Für Jünglinge nach Bedürfnissen unsers Zeitalters herausgegeben von *Joh. Georg Müller.* — *Erster Theil.* 1803. XII u. 267 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. gedenkt unter diesem Titel eine Sammlung charakteristischer Züge der Sitten, Lebensweise, und Meinungen vergangener Zeiten, ferner Bruchstücke aus der alten Literatur in Auszügen oder einzelnen Bemerkungen, in so fern sie Wahrheiten enthalten, welchen der Genius unserer Zeit ein neues Interesse leiht — und überhaupt manche schöne Reliquie des

Lebens und der Zeit zunächst für Jünglinge herauszugeben.

Die Absicht ist löblich; denn was ist verdienstvoller, als die Erfahrungen und Philosopheme einer frühern Zeit ans Licht zu ziehen? Nur über die Art, wie dies hier geschehen ist, und über den Inhalt des vorliegenden ersten Bändchens einige Bemerkungen. —

Außer einigen Notizen über die sieben Weisen Griechenlands giebt der Vf. die vorzüglichsten ihrer Sprüche und Apophthegmen — hat in einem zwar profaischen aber kernhaften Auszuge von *Hesiod's* Werken und Tagen die bedeutendsten Stellen dieses Gedichts aus, und entwickelt den Begriff der säumenden aber gerechten Nemesis in einer Reihe merkwürdiger Anekdoten; alles Dinge, die für wissbegierige Jünglinge eben so interessant als nützlich sind. Weniger passend und zu weit ausgedehnt scheinen uns die Abhandlungen über die Abfällung und von den Proömien der Gesetze, so wie *Atterbury's* Rede von Revolutionen leicht durch einen Aufsatz von allgemeinem Interesse hätte ersetzt werden können. Was über *J. J. Rousseau's* Charakter und Schriften gesagt wird, darüber will Rec. mit dem Vf. hier nicht rechten. Es würde zu weit führen. Allerdings — wie in der Beurtheilung des zweyten Theils seiner *Confessions* in diesen Blättern sehr richtig bemerkt wurde — ist dieses Buch vielleicht eins der gefährlichsten, die je erschienen sind. Dafs aber, wie *Edmund Burke* behauptet, kein anderes Princip weder sein Herz noch seinen Verstand geleitet, noch auf seine Handlungen Einfluß gehabt, als der größte Egoismus u. s. w., das sind Behauptungen, die bis auf gründlichere Beweise, als bloße Ansichten sind, wohl sehr in Zweifel gestellt werden möchten. — Die biographischen und literarischen Denkwürdigkeiten, welche der Vf. von Maximilian dem Ersten (und überhaupt aus dem Mittelalter) erzählt — sind vorzüglich unterhaltend, und es wäre zu wünschen, dafs bey der Fortsetzung dieses Werks mehrere Artikel dieser Art ihren Platz fänden. Die Reliquien eines deutschen Dichters (des ehemaligen Kirchenraths *J. Heinr. Oefz* zu Runkel in der Grafschaft Wied, geboren zu Kassel 1727.) sind eben so merkwürdig wegen ihres Inhalts, als wegen der Zeit, in der er sie schrieb. Dichterischen Werth haben sie wenig, aber desto mehr philosophischen Gehalt. Es sind versicirte Gedanken, Reflexionen, Bemerkungen und Gemeinplätze.

RUPPIN, b. Kühn: *Unbegreiflichkeiten* oder die Tiefen des menschlichen Herzens; ein Beytrag zur Erfahrungs - Seelenkunde. 1802. 392 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Kein Roman, wie man wohl vermuthen dürfte, sondern eine rhapsodische Sammlung von Anekdoten, Erzählungen, medicinischen Krankenberichten und Criminalgeschichten, von welchen ein Theil zu bekannt ist, um noch einmal gedruckt, der andere zu unbedeutend, um überhaupt gedruckt zu werden.

Sehr

Er ist Tab. IV. Fig. 2. abgebildet. Tab. V. Fig. 2. stellt nach mehreren Ansichten eine neue Art der *de Lamarkischen* Mollusken Gattung *Porpita* dar. Schon *Linne* hätte ein unvollständiges Exemplar eines ähnlichen Thieres, dem die Fühlfäden fehlten, gekannt, und unter der Benennung *porpita* der Gattung *Medusa* untergeordnet; *Lamarck* hat bekanntlich wesentlicher Verschiedenheiten wegen die *Porpiten* von den *Medusen* oder *Quallen* getrennt, und zu einer eigenen Gattung erhoben. Der Vf. bestimmt (S. 97.) diesen verschiedenen Gattungscharakter genauer. S. 107. wird eine neue Mollusken-Gattung, unter der Benennung *Monophora*, aufgestellt; der Charakter ist folgender: der Körper ist frey, nackt, etwas kegelförmig, und hohl, hat nur eine Oeffnung am dickern Ende, und keine Fühlfäden. *Peron*, Zoolog des andern Schiffes (des *Naturalisten*), hat dieses Weichthier ebenfalls beobachtet, und eine Beschreibung und Zeichnung desselben geliefert. S. *Voigt's* Mag. d. Naturk. neunter Bd. erstes Stück, worauf wir hier zur Vergleichung verweisen. Tab. IV. Fig. 3. stellt der Vf. den *Goldkarpfen*, *Bloch's* gefleckten Stutzkopf (*Coryphaena Hippurus* L.) in treuerer Abbildung als die bisherigen, dar.

**Viertes Kapitel.** Reise vom Aequator bis Isle de France. Das Meer wimmelte von Weichthieren; der Vf. beobachtete *Beroe ovotus* und *puleys Brugm.* so wie *Salpa gibba* und *Socia de Bosc.* Die *S. gibba* ist außerordentlich durchsichtig; wenn ein einziges rosenrothes Pünktchen in dem Mittelpunkt ihres Innern sie nicht verriethe: so würde man dieses Thierchen oft gar nicht bemerken. Bey allen diesen Thierchen, besonders bey *Beroe ovotus* beobachtete der Vf. eine äußerst zarte netzförmige Zeichnung, die noch weißer ist, als die übrige Masse ihres Körpers, welches ein Gefäßsystem vermuthen läßt. Tab. VI. Fig. 3. stellt der Vf. eine neue beobachtete Art, die *Salpa bipartita* dar. S. 134. ist die umständlichere Beschreibung davon. Er charakterisirt die Art als *lanceolata bipartita*; sie ist noch durchsichtiger als *S. gibba*; außer dem Wasser hat sie das Ansehen von einem Bergkryttall-Splitterchen. Das Weichthierchen besteht aus zwey Haupttheilen, die ganz in einander eingreifen, aber kaum mit einander zusammenhängen; der vordere Theil hat fünf hervorspringende Ecken, der hintere Theil ist mehr lancettförmig zugespitzt. Tab. VI. Fig. 1. giebt eine richtigere Abbildung als alle bisherige, selbst die von *de Bosc*, von dem übrigens schon bekannten Weichthier *scyllaea margaritacea*. S. 136. giebt der Vf. die weitläufigere Beschreibung, und ergänzt die *de Bosc'sche*. Nach seiner Charakteristik sind die Fühlfäden der Glieder in die Queere zusammengedrückt, die vier andern des Kopfs kurz und haarförmig, der untere Theil des Thierchens ist weiß, mit einem braunen Fleck in der Mitte, welcher dem mit Speise angefüllten Magen verräth. — Tab. V. Fig. 1. zeigt eine Abbildung einer neuen Art der *de Lamarkischen* Schaalthier-Gattung *Hyalis*, die der Vf. S. 137. *papilionacea* nennt und beschreibt. Das

Thierchen, welches viel größer ist als seine Wohnung, schwimmt auf dem Wasser unter Bewegungen wie ein Schmetterling der in der Luft fliegt. Die von *Forskal* beobachtete Art *tridentata* ist von der *Boryschen* verschieden. Nach *Gmelin* und anderen sind diese Thierchen noch mit der Gattung *Anomia* vereinigt. S. 141. Beschreibung des Schaalthieres *Janthina fragilis de Lamarck*. Tab. VI. Fig. 1. stellt eine neue Art eines äußerst seltenen Schaalthiers der *de Lamark'schen* Gattung *Carinaria* dar; nach *Linne* *Patella*, nach *Gmelin* *Argonauta*. Der Vf. nennt die neue Art *fragilis*, weil er die äußerst zarte glasähnliche durchsichtige und kleine Schale schon beschädigt hatte, ehe er sie noch bemerken konnte; er charakterisirt die Art: *Striis longitudinalibus*. Die umständlichere Beschreibung steht S. 143. Das Thier zeichnet sich durch seinen Bau von allen andern ganz besonders aus.

**Fünftes Kapitel.** Aufenthalt des Vf. auf Isle de France. Die üble Wahl, welche das damalige französische Gouvernement in der Person des Capitain *Baudin* als Chef der Expedition getroffen hatte, ist jetzt schon ziemlich allgemein bekannt. Kärghliche und schlechte Kost hatten schon auf der Reise bis Isle de France die Gesundheit des Vfs. zerrüttet, *Baudin's* inhumanes Betragen bewogen den Vf. und mehrere andere Gelehrte von Isle de France nicht weiter mit ihm zu reisen. Der Vf. blieb auf Isle de France, besuchte die Insel Bourbon, beschrieb beide Inseln, und kehrte dann über St. Helena wieder nach Frankreich zurück; so daß das Werk nicht ganz dem Titel entspricht, da unter den Inseln der afrikanischen Meere Madagascar, wohin der Vf. nicht kam, die größte und vornehmste ist.

**Sechstes Kapitel.** Beschreibung von Isle de France. Von der Spitze des Pouce-Berges überfieht man die ganze Insel; die Gestalt derselben ist ein unregelmäßiges Oval, etwas über elf Stunden lang, in der Richtung von Norden nach Süden, und etwas über acht Stunden breit in der Richtung von Osten nach Westen; der unregelmäßige Umkreis der ganzen Insel, der viele vorspringende Cap's und einspringende Buchten bildet, beträgt 45 Stunden. Der Boden der Insel erhebt sich von allen Seiten der Küste nach dem Mittelpunkt hin, wo sich eine Berg ebene von ungefähr 250 Klaftern Erhöhung findet; in der Mitte dieser Ebene erhebt sich noch 150 Klafter über dieselbe ein sehr spitziger Kegelberg, wie ein Zuckerhut: *le Piton de milieu*. Die Hauptflüsse der Insel entspringen am Fuße dieses Berges, der mit Stümpfen und Torimooren umgeben ist; hier wachsen *Pandanus* Arten, *Menianthes indica*, *Arum esculentum* und *Nymphaea coerulea*, die auch in Aegypten zu Hause sind. Die übrigen noch immer sehr hohen Berge bilden unter sich verschiedene Gruppen, deren sanftere Verflächung stets nach den Küsten zu gerichtet ist, dagegen die schroffern Seiten sämtlich dem im Mittelpunkte stehenden Kegelberge zugekehrt sind. Diese Berggruppen haben wieder ihre Haupt Rücken und ihre Seitenäste. Obgleich

gleich der Vf. alle diese Berge, folglich auch die ganze Insel vulkanischen Ursprungs seyn, und aus Laven bestehen läßt: so erräth man doch schon aus der Regelmäßigkeit der Gebirgsjoche und ihrer Seitenäste, so wie aus der Beschreibung der Steinarten daß es Flöztrappgebirge, vorzüglich Basalte mit Olivin Augit sind, die der Vf. ausdrücklich als *Chrysolithes des Volcans* anführt. Die Hornblende scheint der Vf. gar nicht zu kennen, in seinem ganzen Werke wird ihrer nicht bestimmt erwähnt. Das Innere des Piter-Boot Berges besteht aus regelmäßigen Basaltsäulen. Nicht selten werden horizontale Gebirgslager — (Laven des Vf.) — von Basaltgängen nach allen Richtungen durchschnitten; der Vf. nennt letztere *filons de laves trappeuses*, weil sie stufenartig in Abätze sich zerklüften. Auf der Insel Bourbon, wo wir sie näher kennen lernen werden, sind diese Basaltgänge sehr häufig und dabey zuweilen mehrere Lachter mächtig. Die Inselchen an den Küsten bestehen aus Corallenbänken und neueren Flözalkgebirgen mit häufigen Muscheln und Schnecken. Auch die Ebenen von Pamplémouffes und Poudre d'or bestehen aus dergleichen Kalkgebirge, zuweilen mit Basaltgeschieben vermenget. Die Kuppen der höhern Basaltberge auf Isle de France und Bourbon ziehen sehr mächtig die Nebel und Wolken an, und gewähren den Pflanzen vorzüglich der 24sten Linneischen Klasse auf diesen feuchten Standpunkten ein fröhliches Gedeihen und einen kräftigen Wuchs; während diese Pflanzen an den niedern und trocknern Berggehängen nur kümmerlich und verkrüppelt erwachsen. Auf den fruchtbaren Ebenen baut man vorzüglich Indigo, Zucker, Reis und Getreide. — In der Ebene von Pamplémouffes liegt der botanische Garten, den der französische Staat unterhält; er ist groß und vortreflich unterhalten. Prachtige Palmen-Alleen und Kanäle mit süßem Wasser durchschneiden ihn in seinen Hauptrichtungen, die seltensten Bäume und Sträucher aus Indien und den übrigen heißen Ländern, vorzüglich Gewürzbäume und Brodbäume, werden darin gezogen und gedeihen im Freyen wie in ihren Vaterlande. Die beiden rühmlich bekannten Botaniker *Du Petit Thouars* und *Michaux*, der Vater, befanden sich damals auf Isle de France; letzterer ist seitdem auf Madagascar gestorben, von ersterem haben wir aber nächstens eine Flora der Insel Bourbon zu erwarten. Interessant sind die Notizen und Beschreibungen von den beiden dort cultivirten Artocarpus-Arten und ihren Abänderungen, insbesondere vom Brodfruchtbaum; der Vf. stimmt das übertriebene Lob des Wohlgeschmacks dieser Frucht sehr herab, so daß wir solche in Europa nicht gegen unsere Kartoffeln vertauschen würden. — Die Bevölkerung von Isle de France ist nicht genau bekannt. 1765. zählte man 3000 weiße, 500 schwarze und farbige freye Menschen, und 15000 schwarze Sklaven, nebst 4 bis 500 Fremden, die des Handels wegen sich dort aufhalten; seitdem hat sich aber, wie der Vf. glaubt, die Menschenzahl, wenigstens die der Sklaven, vermindert. Von dieser Bevölkerung werden übrigens auf die

Hauptstadt, sonst Port Louis, jetzt Port Nord Oueft, 5000 Weiße und etwa 10,000 Sklaven gerechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

### VOLKSSCHRIFTEN.

GRÄTZ, b. den Gebr. Tänzer: Des Herrn Abtes *Moritz Knauer's ökonomisch praktischer hundertjähriger Hauskalender*; für das jetzige Jahrhundert von 1803 bis 1903. Zum Gebrauche für das Landvolk neu eingerichtet und verbessert; nebst einem bewährten Menschen- und Vieharzneybüchlein. 1803. 126 S. 8.

Der Sprache und dem Tone nach sollte man glauben, müßte dieses Product wenigstens schon vor hundert und fünfzig Jahren erschienen seyn. Mit dem Inhalte steht gewissermaßen die Vorrede im Widerspruche; in dieser heißt es, man habe einmal jedes Jahr durch einen von den sieben Planeten regieren lassen; aber wer so denke, der sey im Irrthum: denn *erstlich* sey die Sonne kein Planet, *zweytens* laufen die fünf (ältern) Planeten nicht um die Erde, sondern um die Sonne, und seyen von der Erde nicht immer gleich entfernt, und endlich müßte ja auch der neue (?) Planet Uranus, und der, den man erst heuer (1803?) entdeckt haben will, Einfluß auf die Erde haben, mithin mehr als *sieben* Klassen gemacht werden. Der neue Herausgeber will aber dennoch die Jahre, ohne die Planeten damit zu verwickeln, bloß nach dem herrschenden Grade von Kälte und Wärme, von Trockenheit und Feuchtigkeit, in die bisherigen sieben Klassen eingetheilt wissen, weil wirklich, nach der Meinung der Alten, alle sieben Jahre die nämliche Witterung sich wieder erneure, und weil lange Erfahrungen bewiesen haben, daß ihre Prophezeungen *öfters, jedoch nicht unfehlbar*, eingetroffen seyn; bloß damit man wisse, wie die Alten ihre Eintheilungen gemacht haben, sey jedem Jahre der Name des regierenden Planeten vorangesetzt worden. Nach diesen Erklärungen, und selbst nach dem Titel, welcher von Verbesserungen spricht, sollte man wohl billig erwarten, daß aus dem alten bey dem Volke nun einmal beliebten hundertjährigen Kalender, wenn er anders, des dabey zum Grunde liegenden erweislich falschen Princips von einer gleichen alle sieben Jahre wiederkehrenden Witterung ungeachtet, wieder aufgelegt werden *mußte*, wenigstens das offenbar unrichtige und sinnlose ausgemerzt, und nur etwa die Form beybehalten werden würde. Aber, so weit ist es mit der Buchmacherey in Deutschland gekommen, daß man mehr als hundertjährigen Unfönn, und zwar zum Gebrauche für ein volles neu angetretenes Jahrhundert, buchstäblich wieder abdrucken zu lassen die Stirn hat: denn dies ist in der That bis auf unbedeutende Kleinigkeiten hier geschehen. Da es nicht für jedermann, wie für den Rec. Pflicht ist, einen solchen Kalender zu lesen, so hält dieser es nicht für überflüssig, hier eine nähere Anzeige von dem Inhalte eines Werks mitzutheilen, das in seiner Art keine der

der geringsten literarischen Denkwürdigkeiten unserer Tage ist, wenn man es als Maßstab der Aufklärung gewisser Gegenden im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, oder als Muster, bis zu welchem Grade von Frechheit das ehrlose Gewerbe der Volkstäuſchung noch jetzt öffentlich getrieben wird, betrachten will. — Voran steht eine Tabelle der nächsten hundert Jahre, mit dem Namen des in jedem regierenden Planeten. Nun wird jede von den sieben Jahresklassen, mit ihrem Planeten, besonders vorgekommen, und bey jeder in stehenden Artikeln bemerkt, wie, zufolge der Eigenschaft des herrschenden Planeten, die vier Jahreszeiten beschaffen seyn, wie Sommer- und Winterbau, Herbstfaat, Obst, Hopfen und Wein, auch Ungeziefer und Fische gerathen, was für Winde, Gasse und Gewitter sich einstellen, welche Krankheiten regieren; endlich, welches in jedem Monat, und beynahe für jeden Tag derselben, die Particularwitterung seyn werde; nach allem diesem folgt einiges von der Tageslänge, von den Tages- und Nachtstunden, über welche jeder Planet das Regiment führt, und zuletzt ein Hauskalender, in welchem von Monat zu Monat mit der größten Ausführlichkeit angezeigt ist, was jedesmal in der Haushaltung zu verrichten sey. Bey dem Jahre der Venus heißt es z. B.: „Venus ein schöner heller Stern, vollendet alle Jahre, wie die Sonne, seinen Lauf (was sehr unwahr ist); seine Natur ist feucht und warm, weiblich, temperirt, und in allen seinen Aspecten güthlich, wird *fortuna minor* genannt. Wenn im Jahre der Venus ein durrer Sommer ist, wird das Getreide dünn, welcher folget, wenn im Februar, März, April und May zuvor eine Sonnenfinsterniß oder *sonst ein Komet* gewesen.“!! Im Jahre des Jupiter giebt es „wenig Schlangen, Kröten u. s. w., aber im Herbst Herzangst, Hauptweh, Milzbeschwerden.“ Das letztvergangene Jahr 1804 wurde vom Saturn beherrscht. In einem solchen Jahre „wächst statt des Weins nur ein Essig saurer Trunk; zu Ende des Sommers und Anfang des Herbstes giebt es viele Krankheiten, die fast gleich einer Pest sind, als tödtliche Fieber (— das gelbe Fieber in Spanien! dies war doch einmal eine Prophezeung von der Gattung *der unsehbaren!*), rothe und weiße Ruhr, Zipperlein, Ausatz, Schädigkeit, u. s. w.“ Nun auch einige Pro-

ben aus dem Haus- und Monatskalender. Im May: „dem Rindvieh, ehe man es auf die Weide läßt, vorher zur Gesundheit eine Schnitte Butterbrod geben; den Küchlein ein Händlein voll Feldkümmel und Hammerschlag ins Trinken legen, weil sie sonst in der Rockenblüthe das Leben einbüßen, ist auch jederzeit gut für den Pips. Schwarze Schnecken zur Hornsalbe sammeln, *das Haus mit Gottesfurcht und Gerechtigkeit genau und wohl verwahren.*“ Im Julius: „Pöonienwurzel für die schwere Noth und mancherley Hauptbeschwerden ausgraben, sich der Unkeuschheit und übrigen Schlafens enthalten, auch mit vielen und sündreichen Sorgen und Kummer den Kopf nicht beschweren, indem jetzt die Sonne in das hitzige Zeichen des Löwen seinen Eintritt nimmt.“ Im September: „Birnen in Zucker kochen, und im Backofen trocknen, ist ein unparteyisches Essen, u. s. w.“ Dem Hauskalender sind noch verschiedene ökonomische Anmerkungen zugegeben, vom Düngen der Felder und Gärten, von Saamen, von allerhand Baum- und Weinkünften, von Kennzeichen der Veränderung des Wetters, von Weihern und Fischereyen. Der Anhang enthält erstlich das auf dem Titel so genannte *Menschenarzneybüchlein*, das aber sehr dürftig ist; nach einer vorausgeschickten „Abhandlung von den verschiedenen Temperamenten aus Hn. D. *Diffot* (vielleicht *Tiffot*)“ findet man hier bloß ein Paar gemeine Brechmittel und Purganzen, Zahnverwahrungsmittel, Gesundheits- und Brustthee, Mittel wider Bienenstich, Warzen und Hühneraugen. Mehr detaillirte Vorschriften giebt das *Vieh- arzneybüchel*, wo für allerley Krankheiten des großen und kleinen Viehes, auch Hühner, Gänse, Tauben und Bienen mit inbegriffen, gesorgt ist. Man trifft hier Belehrungen z. B. von folgender Art an. Um einen Ochsen, Hammel, ein Kalb oder Schaaf in vier Wochen fett zu machen, giebt man ihm fleißig gelbe Rüben, klein geschnitten, und Wickenkörner, mit geschnittenem Stroh vermischet. Wenn ein Pferd ganz abgeritten oder steif, „zerreibe Taubenmist, Zwiebeln und Knoblauch, koche es mit Essig, und streiche es ihm an die Beine.“ Kommt eine Seuche unter die Schafe, daß sie plötzlich sterben, „koche einen Stiersmagen mit Wein ab, gieße Wasser dazu, und giebs ihnen zu trinken.“

## KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Freymüthige Betrachtungen über die Entschädigung der westphälischen Reichsgrafen in Oberschwaben.* (1804.) 45 S. 8. (5 gr.) — Schon das Motto aus Virgil: *O passi graviora: dabit deus his quoque finem* zeigt meistens den Gesichtspunkt dieses Werkchens, wovon ein Theil eine Klatschgeschichte, der andere

eine Jeremiade, der dritte eine Prophezeung, und endlich der vierte eine Aufforderung zur gemeinsamen innigern Vereinigung ist. Der Vf. hat wahrscheinlich nur das Publikum vor Augen gehabt, das sich überzeugt, daß dann die Wahrheit recht gesagt ist, wenn nach allen Categorien geschimpft wird. Den meisten angegebenen Thatfachen fehlt es an Beweis.

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 4 Junius 1805.

## ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Buiffon: *Voyage dans les quatre principales îles des mers d'Afrique*, — par *J. B. G. M. Bory de St. Vincent*, etc.

(Fortsetzung der in Num. 150. abgebrochenen Recension.)

**S**iebentes Kapitel. Aufenthalt auf der Insel Bourbon. Die Insel, seit der französischen Revolution bekanntlich Reunion genannt, ist noch gebirgichter als Isle de France. Von den Küsten nach dem Innern des Landes erhebt sich der Boden immer mehr, und oft sehr schnell, und eine Menge Gebirgsjoche zeigen sich dem Auge. Die von *Bory* mitgetheilte schöne, genaue und berichtigte Karte ist in ihren Haupttheilen nach der des Ingenieurs *Chisny* entworfen. Der Vf. vergleicht sie in seiner Imagination mit der Karte des Mondes in Hinsicht der Crater, der Lavaströme und der steilen hohen Gebirgsrücken. Der größte Durchmesser der Insel beträgt von der Landspitze des *Galets* bis zu der de la Table 14 Stunden, der kleinere ungefähr 9 Stunden, und der ganze Umkreis, wenn man den buchtigen Richtungen folgt 38 Stunden. Das Land ist nur rings um die Küste  $1\frac{1}{2}$  Stunde weit nach dem Innern hin angebaut, die bewohnten Orte sind in 11 Districte abgetheilt. Die Bevölkerung ist nicht genau bekannt; 1763. schätzte man sie zu 4000 weißen und 15000 schwarzen Menschen; auch gegenwärtig wird die Bevölkerung nicht stärker seyn, ob gleich die Insel noch einmal so viel Menschen ernähren könnte. Das Clima selbst ist gesünder als das von Isle de France. Hauptproducte der Insel sind: Kaffee, Baumwolle, Getreide und Gewürze. Die Insel hat zwey Hauptgebirgsgruppen (nach dem Vf. zwey Hauptvulkane), zwischen beiden liegt ein flacherer Gebirgsrücken; die niedrigere Gebirgsgruppe liegt gegen Mittag, und enthält theils ruhende, theils wirklich noch tobende, glühende Laven auswerfende vulkanische Schlünde; die nördliche Gebirgsgruppe ist von größerem Umfang, und begreift keine, weder zur Zeit, noch so weit die bekannte Geschichte der Insel reicht, thätige vulkanische Schlünde; ist aber doch nach *B.* ein uralter längst ausgebrannter Vulkan. Concentrische, wallartige steile Anhöhen und Felsengipfel; durch Wasserfluthen gebildete steile, oft gegen 200 Klaftern tiefe Abgründe und Fluthbette mit lenkrechten Seitenwänden geben dem ganzen Gebirge ein wildes, schroffes und zerrissenes Ansehen. Derber und säulenförmiger Basalt steht sehr häufig zu Tage aus, er scheint eine Hauptmasse des ganzen Gebirges auszumachen; er zeigt

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

sich an den tiefsten Punkten der Küste, und hat da noch ein Flöz, das aus Geschieben besteht, zur Unterlage (gerade so wie in Europa), so wie an den Gehängen, und selbst auf höhern Gipfeln. Da der Vf. allen Basalt für vulkanisches Product hält, und leider auch weder hinlänglich Oryctognost, noch ein genauer Geognost ist, und die Gebirgsmassen nicht charakteristisch und wissenschaftlich zu unterscheiden und zu benennen im Stande war: so bleibt man häufig zweifelhaft, was er wohl in einzelnen Fällen für Steinarten bey seinen Beschreibungen vor Augen gehabt haben mag. Seine Hauptunterschiede bestehen nur in *compacten*, (homogenen, oder heterogenen) porösen, bläulichen und schlackigen Laven (*graton's*) d. i. in zusammengebackenen, kuglichen und knolligen Laven; in bimssteinartigen und glasigen Laven, Puzzolanen und Geschieben (*Galets*). Seine Laven haben alle Farben von der schwarzen, braunen und grauen bis zur rosenrothen und weissen Farbe. So lange jedoch noch von den mannichfachen Abänderungen des Basaltes die Rede ist, so versteht man noch was er meynt — aber bey vielen Beschreibungen von porösen Laven, Puzzolanen und *terres brulées*, durch die sich *Rec.* in das böhmische Gebirge verlegt glaubte, muß man vermuthen, er habe Mandelsteingebirge, Porcellanjaspisse und gebrannte Schieferthone vor Augen gehabt. Bey allen diesen Mängeln ist doch seine mineralogische Beschreibung von Bourbon in einer Hinsicht interessant und belehrend, nämlich in Hinsicht der Beobachtungen über wirkliche vulkanische Ausbrüche, das Ergießen der glühenden Lava ins Meer und den Erfolg davon. Der Vf. hatte theils selbst Gelegenheit, während seines dortigen Aufenthaltes Zeuge vulkanischer Ausbrüche zu seyn; theils liefert er Beobachtungen über eine frühere Ergießung der glühenden Lava ins Meer, wovon Hr. *Berth*, ein französischer Officier, Augenzeuge gewesen war. So ein starker Vulkanist indessen auch *B.* ist, so gesteht er doch gegen *Dalman* und andere, daß die von ihm und *Berth* beobachtete glühende, ins Meer sich ergießende, basalt-ähnliche Lava nirgends Säulenform angenommen hat; und daß der Säulenbasalt an der Küste äußerst selten sey, dagegen er in dem Innern der Insel und selbst auf den Gipfeln der Berge häufig gefunden wird; und glaubt vielmehr, daß diese Form der Erfolg einer sehr langsamen Erkältung sey. So wenig übrigens *Rec.* behaupten will, daß die nördliche Gebirgsgruppe keine Spur acht vulkanischer Producte enthalte: so muß er doch zu Gunsten deutscher Leser bemerken, daß aus *B.* Beschreibung sich ergibt, daß die Hauptgebirgsmassen der ganzen Insel Bourbon —

Y y

fo



so wie von Isle de France, — vorzüglich aus Steinarten bestehen, die wir Deutschen Flöztrappgebirge nennen; wie wohl es möglich, ja sogar wahrscheinlich ist, daß auch Porphyry und Mandelsteingebirge sich dort finden; daß ein Theil der *terres brûlées* pseudo-vulkanischen Ursprungs seyn könne, und daß noch jetzt entweder innerhalb der Flöztrappgebirge, oder in dem tiefer liegenden Ur- und Solengebirge der Insel die Werkstätte der noch auf Bourbon wirklichen Vulkane liegt, die das Basaltgebirge der Insel durchbrochen haben. (Seit dem wir durch Hn. v. Humboldt wissen, daß auch im Glimmerschiefer und Porphyry mächtige Schwefellager vorkommen: so können wir auch die Werkstätte der Vulkane bis in die Tiefen der Urgebirge annehmen.) Ferner daß diese Vulkane nebst wirklicher Lava, ältere und neuere Gebirgssteine, welche die Sole und den Bauch der Vulkane ausmachen, zu Tage fördern. Wer steile, schroffe, zerrissene und zerklüftete zum Theil eingestürzte Basalt- und Porphyrschiefergebirge gesehen hat, wird sich über die steilen Felsenmauern und senkrechten Schluchten auf Bourbon nicht als über etwas Unerhörtes, als über Wirkungen von Erdbeben, Erdfällen und vulkanischen Erschütterungen wundern. — Alle Flüsse entspringen auf diesen Gebirgen, und stürzen mehr als daß sie fließen, in kurzen Entfernungen von ihrem Ursprung, von jenen Höhen, Gebirgsmassen mit sich fortwälzend, ins Meer; z. B. der Fluß St. Denis schon nach einem Lauf von 2 $\frac{1}{2}$  Stunde; wer kann sich nun noch über die steilen, Abgründe darstellende, Flussbetten und über die zerrissene Oberfläche des Gebirges unter solchen Verhältnissen wundern? Eine der höchsten Bergspitzen des nördlichen Gebirges ziemlich in der Mitte desselben heißt der Gros-Morne; ihre Höhe beträgt ungefähr 1700 Klaftern über dem Meere. St. Denis, der Hauptort von Bourbon, hat doch nur das Ansehen eines Marktfleckens; die Häuser sind gering, die Straßen ohne Pflaster. Eigentlichen Sand giebt es auf Bourbon nicht, — ganz natürlich, er liegt in den Tiefen; es giebt keinen Flözland, der neuer wäre als der Basalt. Was man dort Sand nennt, sind feine zertrümmerte Flöztrapp- und wahre Lavengesteine, die an den Küsten mit kalkartigen Anschwemmungen des Meeres vermischt sind. In den meistens mit *Jatropha Curcas* L. umzäunten Gärten gedeihen, neben den seltenen indischen Bäumen, auch die Rosen, die Phrischen, der Weinstock und fast sämtliche europäische Gemütsarten; das *solanum nigrum* L., unser schwarzer Nachtschatten, wird dort, sonderbar genug, als Gemüse gepeist; aber durch die Cultur wird dort diese verdächtige Pflanze, zottig, weißlich, sehr saftig und weniger bitter — mithin wohl weniger schädlich. Als einheimisch wild fand der Vf. *Fussien's Myriotheca*; *Smith's Schwartzen's Marattia*; die Kennzeichen der Arten werden richtiger bestimmt — S. 270. *Dracaena flabelliformis* u. a. Nicht so allgemein angenommen, wie der Vf. (S. 272.) glaubt, ist die Meinung: daß die Basaltsäulen vormals flüssige Laven waren. S. 278. beschreibt der Vf. genauer was er

unter *laves trappiennes* welche Gänge (*filons, channels*) bilden, verstanden wissen will; nämlich eine dichte, harte, dachschieferfarbige Steinart, die wie Basalt, dem solche sehr ähnlich ist (Rec. kann diese Steinart für nichts anders als für wirklichen Basalt halten), in Prismen und Tafeln zerklüftet, nur mit dem Unterschied, daß bey den Trapplaven die Trennungsklüfte mit den Seitenwänden der Gänge rechte Winkel bilden, die Prismen also als Ausfüllung im Gange liegend, die Tafeln stehend sich befinden; da die gewöhnlichen Basaltsäulen insgemein auf ihren Grundflächen stehend aufrecht, die Tafeln liegend sich befinden; und doch beschreibt uns der Vf. selbst an andern Orten liegende, stehende und geneigte Basaltsäulen, welche Gebirgsmassen bilden. Es ergiebt sich also nur so viel. Der Vf. fand die Prismen und Säulchen der Basaltgänge stets in liegender Richtung. Diese Trapp- oder Basalt-Gänge durchsetzen alle Boryschen angeblichen Laven, (und doch erinnert der Vf. in der Folge, daß er bey den noch thätigen Vulkanen — also bey unbezweifelten Laven — diese Gänge nicht gefunden habe) also alle ältern Gebirgsmassen, meist unter schiefen Winkeln, oft im Zickzack, selten in senkrechter Richtung; die Mächtigkeit ist nicht unter vier Zoll und selten über 1 $\frac{1}{2}$  Fuß. Die einzeln Prismen sind 1 bis 2 Zoll stark, und lassen sich immer in kleinere und dünnere Prismen theilen. An einem andern Orte bemerkt der Vf., daß die Gänge oft mehr der Verwitterung und der Zerstörung widerstehen, als die Gebirgsmasse, und daher nicht selten wie Mauern weit über dieselben hervorragen; was auch in Europa zuweilen bey Gängen von feinsten Steinarten der Fall ist. S. 281. *Urtica Sycophylla* u. a. Keine Nesseln weder auf Isle de France noch auf Bourbon verursacht ein Brennen, obgleich mehrere derselben mit kurzen steifen Härchen besetzt sind. S. 282. stellt der Vf. eine neue Farrenkrautgattung *Callipteris* auf und schreibt ihr vier Arten zu, wovon drey neu sind; zur vierten macht er *de Lamarck's Asplenium proliferum*. Aus dem angegebenen Gattungscharakter sieht man aber wohl, daß der Vf. bey dem äußern *habitus*, bey der Gestalt und dem Standort der Saamenhäufchen stehen geblieben ist; man sieht nicht einmal, ob die neuen Farrenkräuter bloß eine Unterabtheilung des Linn. *Asplenium's* ausmachen, oder ob sie vielmehr zu der *Schwarzröhren* Gattung *Grammitis* gehören. S. 284. *Conserua Draparnaldi* u. a. Der Vf. hatte sie auch schon in Frankreich bey Bordeaux gefunden; er unterscheidet sie von *glomerata* und *rupestris*. S. 285. *Conserua atrovirens* u. a.; auch in Europa einheimisch. Sie gehört zu *Vaucher's Oscillatorien*. S. 287. *Patella Borbonica*; *testa ovali postice recurvata, maculis albidis subtriangularibus*, neu; findet sich im Fluß St. Denis und andern Flüssen; ist 6 bis 13 Linien lang, oval, und bildet den Uebergang von den Neriten zu den Patellen.

Achtes Kapitel. Beobachtungen über die Chicots-Ebene. Dieses Plateau liegt 900 bis 1000 Klaftern über dem Meere, die Bäume sinken zu Sträuchen her-

herab, und erreichen nur eine Höhe von 6 bis 7 Fufs. S. 299. finden sich Notizen über den Bau und den mannichfachen Nutzen und Gebrauch der *Areca* Palmenarten; und S. 306. werden drey neue Arten aufgeführt. *Areca alba*, wächst mehr nach den Küsten zu; *Areca rubra*, wächst auf mittleren Höhen; *Ar. crinita* ist vielleicht nur eine niedrige Abänderung der vorigen Art, auf Bergen, die 300 bis 800 Klaftern über dem Meere erhaben sind. S. 310. *Bambusa alpina: ramis verticillatis, culmo simplici* ist Tab. XII. abgebildet, richtiger als bisher. Es ist *Nastus Borbomicus* *Juss. et Gmelini*; der Jussieusche Charakter von *Nastus* kommt auch der *Bambus*-Gattung zu, folglich ist *Nastus* nur eine *Bambusa*. Willdenow hat irrig diese Pflanze zu seiner *Bamb. verticillata* gerechnet. Dieses Rohr wird gegen 50 Fufs hoch, aber nur selten über 2½ Zoll stark, und blüht in der Mitte des Septembers. Der Standpunkt derselben bezeichnet ringsum auf den Höhen der Insel einen gleichgemäfsigten Landstrich, zwischen dem niederen heifsen und den oberen kalten. Auf Isle de France ist das *Polypodium arborum* *L. Cyathea Smith* zu Hause; dieses Farrenkraut erreicht eine Höhe von 25 Fufs. S. 313. *Pandanus montanus* u. a. Auf solchen Höhen wo das Thermometer des Mittags nur + 10° R. und des Nachts nur + 3 bis 4° steht, während die Wärme in der Ebene 18 bis 20° ist, werden die Palmen immer kleiner und verschwinden endlich ganz. S. 317. *Ambora tomentosa* u. a., (abgebildet Tab. XIII.); die untere Seite der Blätter, die Zweige, die traubenartigen Blüten, alles ist wollig oder haarig bekleidet. S. 321. *Lonchitis glabra* u. a. von *L. glabra* *Lin.*: die auf Isle de France vorkömmt, verschieden. Der Vf. fand auch noch zwey andere Farrenkräuter die mit *Acrostichum cruciatum*, und *calomelanos* *Lin.* fast ganz übereinstimmen; der Vf. hält sie aber so wenig wie die beiden Linneischen Arten für wahre *Acrosticha*, da nur in einem gewissen Alter die ganzen Flächen des Laubes mit Saamen-Kapseln bedeckt sind, wie dies auch noch bey anderen Farrenkräutern der Fall ist, und glaubt, daß sie sich zu einer eigenen Gattung qualificiren dürften; vielleicht gehören sie aber nur einer andern Gattung an, wie schon *Sprengel* in der Einleitung in das Studium der kryptogamischen Gewächse S. 77. in Rücksicht mehrerer angeblichen *Acrostichen* gezeigt hat. S. 322. theilt der Vf. interessante Bemerkungen über die oft nur verdeckte Familienphysiognomie mancher, besonders in der Blätterform von dem natürlichen Familien-Charakter abweichenden Pflanzen mit. Ein auffallendes Beyspiel hievon giebt die *Mimosa heterophylla* *Lamarck*: wenn die jungen Blätter sich entfalten, sind sie doppelt gefiedert, sehr bald fallen aber die Blättchen ab, nur die Blattrippen bleiben sitzen, wachsen in die Breite, und bilden auf diese Weise weidenartige Blätter, die ihre schmalen Seiten nach oben und unten kehren; man sollte daher diese Art richtiger *aphylla* nennen. S. 327. *Pteris argentea* u. a., die Pflanze ist unterhalb mit silberfarbigem Staube bedeckt. In der Jugend scheinen zwar die We-

del ungefähr fünfeckig zu seyn, aber nicht dreyblättrig wie *Linne's P. pedata*; der Vf. hält sie daher von dieser Pallassischen *P. argentea* verschieden. Die Wedel erreichen eine Länge von 13 Zoll. S. 328. *Polypodium diaphanum* u. a. S. 329. *Asplenium stoloniferum* u. a. Hat Aehnlichkeit mit *A. Trichomanes*, bildet Rosenbüschel, treibt Ausläufer wie die Erdbeere, das Laub wird vier bis acht Zoll lang. S. 334. Zwey neue Syngenesisten der Ordnung *Polyg. superfl.* bilden eine eigene Gattung, und sind zu Ehren eines geistvollen Naturfreundes der Insel, Namens *Hubert*, *Hubertia* benannt. Diese Gattung steht zwischen *Conyza* und *Bacharis* mitten inne. Von der ersten unterscheidet sie sich durch einen nicht dachziegelförmig schuppigen Kelch, und durch die Strahlenblümchen, die nicht dreyspaltig, sondern ungetheilt oder zweyspaltig sind; von der zweyten dadurch, daß die Zwitterblümchen unvermengt die Scheibe einnehmen; die Pflanzen sind sehr hohe und stämmige Stauden, der Vf. führt zwey Arten an. 1) *Hubertia Ambavilla*; (Tab. XIV. Fig. 1. abgebildet) 2) *Hubertia tomentosa*. (Tab. XIV. Fig. 2.), etwas niedriger, als die vorige. S. 344. Bemerkung zu *de Lamarck's Lycopodium maururus*; die kriechenden Stengel sind oft gegabelt, mithin nicht einfach. Tab. XVI. Fig. 1. eine Abbildung dieser Pflanze. S. 350. *Lycopodium trichiatum* u. a., ähnelt sehr dem *L. clavatum*; die Differenzen sind angegeben. Auf den Höhen ist der schwarze Papagey zu Hause. Tab. XVII. richtige Abbildung von *Ficus pertusa*. S. 353. Differenz zwischen ihm und *F. Benjaminia*, beide sind auf dieser Insel einheimisch. S. 356. Begründung einer neuen Gattung *Aubertia*, zu Ehren des Onkels des Vfs, dem er sein früheres Werk widmete. Die Pflanze ist ein Baum aus der *Tetrandria Tetragynia*, die Blätter haben einen betelartigen Geruch. Der Kelch ist vierspaltig, die Blume vierblättrig; die Kapseln länglich und kielförmig, zwey oder drey bleiben unfruchtbar, die einfächerigen ein bis dreysamigen Kapseln springen nach der Länge auf. *Hubertia Borbonica, foliis oppositis, ovato oblongis, integerrimis, emarginatisve*, Tab. XVIII. abgebildet. Die Blüten sind klein, gelblich, und entspringen traubenartig aus den Blattachsen. Wie es dem Vf. einfallen konnte, *Rumph's Ampacus latifolius* und *angustifolius* zu dieser neuen Gattung ziehen zu wollen, ist nicht einzusehen; *Rumph's Ampacus* hat ja *stamina plurima, stylum unicum, baccam valvis quat. dehiscentem*, ist also himmelweit verschieden. S. 359. *Angraecum eburneum* u. a. Tab. XIX. abgebildet. S. 363. *Acrostichum spathulatum* u. a. Tab. XX. Fig. 1. abgebildet, die unfruchtbaren Wedel werden drey bis fünf Zoll lang; die fruchtbaren zuweilen noch länger; rothe endlich schwarz werdende Saamenkapseln bedecken die ganze untere Fläche, nur ein schmaler Rand bleibt frey. S. 367. *Andropogon aureum; spicis confertis, hirsutissimis, rufo flavis numerosis*. Neu Tab. XXI. abgebildet.

(Der Beschlufs folgt.)

## S T A T I S T I K.

GOtha, b. Ettinger: *Herzoglich-Sachsen-Gotha- und Altenburgischer Hof- und Adress-Kalender* auf das Jahr 1805. 180 S. 8.

Wegen der Regierungs-Veränderung und der unter der neuen Regierung vorgenommenen Promotionen unterblieb im Jahr 1804. die Herausgabe dieses Kalenders. Ausserdem berechnete die in diesem Literatur-Zweige merklich fortschreitende Industrie zu der Erwartung, dass sowohl die Haupt-Eintheilung mehr systematisch, als auch der Inhalt besser bearbeitet seyn würde, als in den vorigen Ausgaben. Allein es herrscht noch ein so grosser Mangel an Vollständigkeit und an logisch-staatsrechtlicher Ordnung darin, dass der Ausländer die Landesverfassung schwerlich daraus kennen lernt. Zum Beweise der Rüge der Unvollständigkeit, beruft sich Rec. auf die wichtige Rubrik der geist- und weltlichen Unter-Behörden. Die herzoglichen Aemter und adeligen Gerichte stehen zwar darin, aber es fehlen die Unterobrigkeiten von zwey wichtigen Landesbestandtheilen, nämlich von den vormals gräflich Gleichischen Besitzungen. Ueber Obergleichene ist gesetzt die Kanzley zu Ohrdruf und das Unter-Consistorium daselbst; diese gehören den Fürsten von Hohenlohe-Langenburg und Neuenstein als Gothaischen Vasallen. Die Obergleichenen, dem Fürsten von Schwarzburg unter Gothaischer Hoheit zustehenden Besitzungen, stehen unter der Kanzley und dem Consistorium zu Arnstadt; beide sind weggelassen, und wie Rec. vernimmt, aus der sonderbaren Aengstlichkeit, weil man ihnen den Rang nicht vor und auch nicht nach den herzoglichen Aemtern geben wollte. Die sogenannte Saalfeldische Landesportion, die zwar Coburg in Ansehung der Domanial-Einkünfte besitzt, die aber in allen Hoheits-Justiz- und geistlichen und Steuer-Sachen unter dem Altenburgischen Landes-Collegium steht, und einen integrierenden Theil des Fürstenthums Altenburg ausmachen, werden ebenfalls vermisst. So ist auch dieser Hof-Kalender wohl der einzige in Deutschland, in welchen man nicht die, gewöhnlich mit grossem Gepränge ausgedehnte Genealogie der regierenden Dynastie findet. — Was sodann die mangelhafte Anordnung betrifft, so be-

schränkt sich Rec. auf folgende Beyspiele. Alle Amts-Vogteyen sollten unter der Kammer und nicht bey den Justiz-Aemtern stehen, weil sie bloße Rechnungs-Behörden sind. — Die Stadt Waltershausen ist schriftsässig, ihr Magistrat sollte daher nicht nach dem Amt Tenneberg gesetzt seyn. Dass das Amt Themar mit Sachsen-Coburg-Saalfeld gemeinschaftlich ist, wird gar nicht bemerkt. — Die Gothaische Jägerey sollte nicht nach dem Hofstaate folgen, da sie auf das Fürstenthum Gotha eingeschränkt ist, und die Altenburgische Jägerey auch bey dem letztern Fürstenthum besonders angeführt wird. Auch sind die Forst-Aemter und die unter einem jeden stehenden Reviere nicht abgefondert, sondern alle Forstbedienten stehen nach ihrer Anciennetät unter einander, welches die gute Uebersicht der Forst-Verfassung hindert, besonders da die Oberförster bloß titulirte Förster sind, die keine Oberaufsicht über die letztern haben. Im Altenburgischen Civilstaate sind ebenfalls die Magistrate mehrerer schriftsässiger Städte fälschlich nach den Aemtern aufgeführt, als ob sie unter diesen ständen, da man doch zu besserer Uebersicht alle Aemter und alle Magistrate schriftsässiger Städte nach einander hätte darstellen sollen. — Beym Militär stehen alle Officiere nach einander, aber nicht nach der Anciennetät, sondern nach den Regimentern, ohne dass die letztern abgetheilt und genannt sind. Rec. ergänzt hier solche: a) *Infanterie*: 1) das Leibregiment, zu Gotha. 2) Das Regiment des Erbprinzen zu Altenburg. 3) Das Regiment im Solda der Batavischen Republik. 4) Das Landregiment des Fürstenthums Gotha. 5) Das Landregiment des Fürstenthums Altenburg. b) *Cavallerie*: 1) Die Leibgarde. 2) Ein Dragoner-Regiment, welches im Gothaischen und Altenburgischen vertheilt ist.

Rec. enthält sich hier der Ausführung, mit wie leichter Mühe dieses Handbuch auch in andern Beziehungen bequemer gemacht werden könnte. Z. B. wäre bey dem Hofstaate der Herzogin zu bemerken, dass die auf eine so sonderbar-lakonische Weise angeführten Kammerherrn und Kammerjunker aus dem Hofstaate des Herzogs genommen werden, und im Dienste alterniren.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELEHRTHEIT. Lübben, b. Gotisch: *Noth- und Hilfs-Büchlein zur Beförderung der Pockenauströtung durch die Impfung der Schutzblattern*. Allen Aeltern, die es mit ihren Kindern gut meinen, gewidmet von Friedrich Gottlieb Heinrich Fielitz d. J. 1802. 70 S. 8. (6 gr.) — Die Schrift ist zwar zunächst nur für die Landleute des Vfs. bestimmt, und als solche ganz zweckmässig, sie kann aber auch mit vollem Rechte zu den vorzüglicheren Schriften über die K. P. für das grössere Publikum gezählt werden. Von dem Anblicke des durch die Menschenpocken angerichteten Elends führt der Vf. seine Leser auf die Geschichte der K. P., von welcher er

das dem Layan wissenwerthe tren und faßlich erzählt hat: alsdenn widerlegt er die wider die Schutzpockenimpfung erhobenen Zweifel und Einwürfe gründlich und verständlich; und schliesst endlich mit den Worten: „Folgt dem Rathe der Vernünftigen, und laßt die Thoren sagen und thun was sie wollen.“ So sehr übrigens auch diese Schrift im Ganzen dem Rec. gefällt, so muß er es doch tadeln, dass hier die die K. P. begleitende allgemeine Krankheit zu leicht angegeben wird, indem es S. 23. heisst: sie ist eine Unpäßlichkeit, die an Bedeutung kaum dem Schnupfen gleich kommt.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 5. Junius 1805.

## ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Buiffon: *Voyage dans les quatre principales îles des mers d'Afrique*, — par J. B. G. M. Bory de St. Vincent, etc.

(Beschluss der in Num. 151. abgebrochenen Recension.)

**Z**weyter Band. Neuntes Kapitel. Reise von St. Denis bis an den Fluß du Mat. S. 3. *Pandanus utilis: caule arboreo pyramidato, ramis ternatis dichotomis, fructibus rotundatis.* Neu. Dieser Baum ist keineswegs *Pand. odoratissimus*, wie man durch einen Irrthum der *Encyclop. méthod.* vermuthen könnte; er ist neun bis zwanzig Fufs hoch, die sehr langen schwerförmigen Blätter stehen spiralförmig an den Enden der Zweige, und die der jungen Bäume, die noch keine Aeste haben, werden benutzt, um aus ihnen Matten zu verfertigen, auf welchen der Kaffee getrocknet und in welchen er gepackt versendet wird — Dieser Baum ist den Einwohnern unentbehrlich, folglich verdient er den Beynamen *utilis*. S. 25. beschreibt der Vf. die Steinarten des *Gros Morne*, eines der höchsten Punkte der Insel 1700 Klafter über dem Meere. Bis zur Hälfte seiner Höhe besteht er aus Basalt, der theils sehr regelmässig säulenförmig zerklüftet ist, theils nur Anlage zu dieser Form zeigt: so dafs sich der Säulenbasalt bis in unzertheilte Lager verläuft; der höchste Gipfel über dem Basalt besteht aus Gebirgsschichten (Laven?) anderer Art (vergl. B. III. S. 119.). S. 33. nennt der Vf. die Fossilien welche seine Laven (die sich als Geschiebe in den Mastfluß, oder auch anstehend sich finden) theils durchdringen, theils ihre Höhlungen mit Krytallen ausfüllen; diese Fossilien sind Zeolith, Kalkspath, Feldspath, Schörl — (unter dieser Benennung mag er wohl die Hornblende begreifen) — Schwefelkies und Vulkan-Chrysolith, d. i. Augit und Olivin. Zeolith und Kalkspath sieht er nur als von aussen infiltrirt an; glaubt auch, dafs diefs nur auf der Oberfläche und in der Nähe der Flussbette statt finde; Aeusserungen die seine mineralogische Unkunde ver-rathen. S. 34. bemerkt er angebliche Granitmassen, die mit Laven umhüllt in dem Fluß als Geschiebe vorkommen. Rec. vermuthet, dafs dieser angebliche aus weissem Feldspath und grünem oder schwarzem Schörl (soll wohl Hornblende bedeuten) und Schwefelkies bestehende Granit, vielmehr Grünstein, und zwar Urgebirgs Grünstein seyn dürfte; um so mehr da S. 35. angegeben wird, dafs auch eine feldspathige Masse am *Morne de Salazes* 1500 Klaftern über dem Meere in der Nähe ist, die gleichsam mit kleinen eingemengten

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

Schwefelkies-Würfelchen angepfropft ist. Diese Masse soll ungeheure Felsen bilden, und kommt auch als Geschiebe vor; Rec. kann diese Masse kaum für Porphyr halten; vermuthlich ist sie ein irregulärer feldspathreicher Gneus. Wir hätten also — des vulkanischen Ursprungs der ganzen Insel ungeachtet — unverkennbare Anzeige von ältern nicht vulkanischen Grundgebirgen aufgefunden. Endlich gesteht der Vf. selbst — am Fuß des *Gros Morne* fänden sich in grossen Blöcken fein angeblicher Granit und das feldspathige Gestein, *dont peut être* — sagt er noch — *ils forment la base primitive, et d'où les fragmens, qu'on retrouve dans les trois rivières, qui y ont leur source, sont évidemment détachés.* Jene Basaltfäulen ruhen also auf diesem Grundgebirge. Er scheint diefs aber bald vergessen zu haben, weil er nie wieder darauf Rücksicht nimmt. Am *Morne de Salazes* soll auch die Trapp-Lava Schwefelkies führen, dagegen will der Vf. im eigentlichen Basalt keinen Schwefelkies gefunden haben.

**Zehntes Kapitel.** Ueber die Gegend von St. Benoit. Aufenthalt bey Hn. *Hubert*, einen sehr unterrichteten und gebildeten Landeigenthümer. S. 51. Notizen über die Gewürzbäume und deren Cultur, so wie S. 61 f. über *Huberts* eigene Art, den Brodfruchtbaum durch abgechnittene Wurzeln fortzupflanzen, ohne erst abzuwarten, dafs diese von selbst Schösslinge treiben; sein sinnreiches Verfahren, schnell sehr gute fruchtbare weibliche Muscateanusbäume zu erziehen, vermöge der Impfung der jungen Kernreifer, ohne Rücksicht ob es männliche oder weibliche Stämmchen sind — also einer Impfung der weiblichen auch auf die männlichen; durch eine solche Impfung kann künstlicher Weise ein Diöcist in einen Monöcisten verwandelt werden, wenn man einige eigenthümliche Aeste des zu impfenden Stammens übrig läßt. S. 67. *Arum cordifolium: caulescens, rectum, foliis ovato-cordatis, subundulatis, basi emarginatis.* Neu. Differenz zwischen diesem und *Ar. arboreum*, und *seguinum*. (S. 68 bis 86.) Aeusserst merkwürdige und vielfache Versuche über die erhöhte Temperatur und die sich erzeugende Wärme der beiderseitigen Befruchtungswerkzeuge der Pflanzen während der kurzen Dauer der Befruchtungszeit. Die erste Beobachtung machte eine blinde Frau, die Mutter des Hn. *Hubert*, an den Kolben des herzblättrigen *Arums* durch ihr blosses Gefühl — und gab so Veranlassung zu den genauen thermometrischen Versuchen. Die Wärme war so beträchtlich, dafs das Thermometer um 20 bis 24 Grad höher stieg; die weiblichen Theile zeigten weniger Wärme wie die männlichen. Eben diese

Z z z

diese Entdeckung hat schon vor länger als einem Jahre Hr. D. *Bernhardi* zu Erfurt bey andern Pflanzen gemacht. Auch *de Lamark* hatte schon dies, nur nicht so umständlich, am *Ar. italicum* beobachtet, aber kein Pflanzenphytolog hatte bisher derselben erwähnt. — *Elftes* Kapitel. Untersuchung der Gegend des großen Teichs, des trocknen Flusses, und des Fellen Flusses. S. 94. *Scirpus iridifolius* u. a. Die Blätter werden 1 bis 3 Fuß lang und 1 bis 1½ Zoll breit. An dürrn Standorten sinkt die ganze Pflanze bis zu acht Zoll herab. S. 95. *Marchantia syngenesica* u. a. S. 116. *Ludia heterophylla* Tab. XXIV. giebt eine richtigere Abbildung als bisher. S. 126. *Conserua intermedia* u. a. Hat Aehnlichkeit mit *C. atrovirens* und *C. tenuoides* des Vf.; letztere beide fand der Vf. in Europa. — *Zwölftes* Kapitel. Reise von dem Ostfluß bis nach St. Rose. S. 135. *Polypodium phymatodes*, sehr häufig auf der Insel, wächst an Bäumen und an Felsen sowohl an den Küsten als auch noch auf 200 Klaffern höher gelegenen Orten; die Gestalt ist außerordentlich veränderlich, daher ändert der Vf. die Charakteristik des Laubes um, und sagt statt *frondibus simplicibus trifidis, quinquelobisve lanceolatis* etc. lieber allgemeiner: *frondibus simplicibus, pinnatifidisve* etc. *Burmans* Abbildung kann daher nur als eine von den Abänderungen angesehen werden. S. 137. und 138. interessante Bemerkungen über die große Verschiedenheit mancher Pflanzen, je nachdem sie an verschiedenen Standorten wachsen; einen auffallenden Beweis giebt eine Art der *Lobelia*, die der Vf. *polymorpha* nennt. *Lamarck's Lob. filiformis* und *serpens* gehören dieser Art an; der Vf. bestimmt die Charakteristik dieser wandelbaren Art so: *caule debili, prostrato; foliis oblongis, ovatis linearibusve, subdentatis, dentatisve, pedunculis axillaribus longiusculis*, und charakterisirt dann noch vier Hauptabänderungen. S. 147. *Lichen Vulcani* u. a. Gräzt an *L. paschalis* Linn. und *Lich. ramulosus* Swartz. S. 161. *Conserua antennina* u. a. — *Dreyzehntes* Kap. u. fgg. Bereifung des mittägigen Gebirges, welches noch thätige Feuerchlünde enthält. S. 187. *Dicksonia abrupta* u. a. (Tab. XXX. abgebildet). S. 192. *Pteris crocsea* u. a. *Pteris marginata* u. a. S. 193. *Polypodium multifidum* u. a. S. 194. *Pteris Osmundoides* (Tab. XXXII. abgebildet). *Lycopodium affine* u. a. *Cyathea glauca* u. a. *Ophyoglossum ovatum* u. a. *Pandanus sylvestris* u. a. *Areca lutescens* u. a. S. 308. *Testudo tricarinata: testa ovata oblonga tricarinata, pifice obtusa, decem dentata* u. a. (Tab. XXXVII. Fig. 1. abgebildet). *Dicksonia repens* u. a. *Pteris scolopendrina* u. a. *Vittaria isoetesfolia* u. a. *Conserua cryptarum* u. a. *Rubus tomentosus* u. a. *Conyza sericea, verbascifolia, pinifolia* und *callocephala* u. a. *Cynoglossum Borbonicum* u. a. *Hubertia conyzoides* u. a. *Conserua alpina* u. a. *Sophora denudata* u. a.

*Dritter* Band. *Neunzehntes* Kapitel. Bereifung der Insel. S. 17. *Dicranum filum* u. a. S. 24. *Carex typhoides* u. a. *Zwanzigstes* Kapitel. Hier verführt der überspannte Vulkanismus den Vf. so weit, daß er uns einen Krater zeigt, der 7 bis 8 Stunden Umfang hat, bloß zufolge der falschen Meinung, das ganze

Gebirge sey unterirdisch empor getrieben, und die weiten halbringförmigen Gebirgstiefen seyen ehemalige Feuerchlünde; mehrere theils noch wirkende, theils wahre aber erloschene, theils hypothetisch angenommene Feuerchlünde erhalten Namen, *Crater Faujas, C. Hawy, C. Dolomieu*, der letzte setzte sich damals in Thätigkeit. — *Einundzwanzigstes* Kapitel. *Piton des Neiges*. S. 83. *Lichen giganteus* u. a. Hat Aehnlichkeit mit *Lich. rangiferinus* L. und wird an acht Zoll hoch. S. 95. *Acrostichum hybridum* u. a. S. 96. *Barthramia gigantea* u. a. Hat Aehnlichkeit mit *Bryomiforme* Linn.; ist aber in allem doppelt so groß. Selbst der specifiken angegebenen Differenzen nach zu urtheilen, ist der Vf. kein großer Mooskenner. Es ist daher sehr gut, daß er nach seiner Zurückkunft sein *Herbarium* unter andern auch Hn. Rath *Bridel* zur Beurtheilung und Untersuchung vorgelegt hat; vielleicht erfahren wir bald von letzterem etwas zur Berichtigung desselben, vorzüglich in Betreff der Moose, deren der Vf. viele mit gebracht hat, die er nicht kannte. S. 100. *Lichen ambavillarius* u. a. mit zwey Abänderungen; hat Aehnlichkeit mit *L. sylvaticus* und *fuliginosus* Linn. S. 101. *L. unguigerus* u. a. mit zwey Abänderungen, hat Aehnlichkeit mit *L. resupinatus* Linn. Ferner *Lichen retiger* u. a. Hat Aehnlichkeit mit *L. pulmonarius* Linn. Ferner *Lichen variabilis* u. a. S. 102. *Lichen medusinus* u. a. gränzt an *L. gracilis*, und *furcatus* Linn. Ferner *Lichen camelabrum* u. a. (Tab. XVI. Fig. 2. abgebildet). Es ist gleichsam eine Nachahmung des *L. uncialis* Linn. verbunden mit Eigenschaften von *L. pixidatus* und *rangiferinus*. Endlich *L. hybridus* u. a. hat die Hauptform von *L. rangiferinus*, aber ganz andere Befruchtungstheile. S. 106. *L. Salazinus* u. a. (Tab. XVI. Fig. 3. abgebildet), steht gleichsam zwischen *L. paschalis* und *ramulosus* Swartz mitten inne. S. 110. *Conyza squamosa* u. a., kaum 1½ Fuß hoch. *Senecio ptarmicaefolius* u. a. Die Stengel aufrecht, nach oben zerästet, selten über 7 bis 8 Zoll hoch. Auf diesem hohen Standpunkt wachsen auch *Bryum alpinum*, und andere europäische Alpen-Cryptogamen. S. 113. Der Vf. findet hier Feldspath in seinen Lagen von glasartigem muschlichen Bruch — wahrscheinlich porphyrartigen Pechstein oder Klingstein. S. 114. fährt der Vf. eine sehr feinschneidige poröse angebliche Lava an, die in drey und fünfseitigen Prismen von 1 Fuß Länge und von 2 bis 5 Zoll Dicke zertheilt ist, als einen Beweis gegen die Neptunisten, die da behaupten, alle regelmäßig gebildete unorganische Körper seyen auf nassem Wege erzeugt. Rec. ist unbekannt, ob dieser Satz je wirklich von jemand behauptet worden ist; es wäre offenbar falsch. Wenn stüßige Massen austrocknen, sie seyen feucht, (wässerig-stüßig), oder trocken, (hitzig-stüßig) bloß durch Hitze expandirt-stüßig; so können dergleichen Säulen und Plattenförmige prismatische Gestalten — die deswegen doch keine wahre Krytallen sind — bloß durch Austrocknung oder Erkältung entstehen. Die prismatische Gestalt der Steinarten beweist weder ausschließliche die Entstehung auf dem nassem noch auf dem trockenem Wege;

Wege: denn sie kann in beiden Fällen entstehen. Rec. giebt prismatische wahre Laven zu, erinnert aber zugleich, daß auch Porphyr und porphyrtiger Thonstein in prismatischen Säulen und Tafeln gefunden wurde, und letztere Steinarten sind wahrlich keine Laven. Nach S. 115. fand der Vf. auf den höchsten Spitzen der Berge — in der Folge auch auf den Gros Morne — ungeheuer viele abgerundete kugelförmige Steinmassen, er möchte sie gern für Geschiebe annehmen, aber die Geschiebe rollen nicht Bergauf bis zur Schneeeregion! und höhere Gebirgspunkte, von denen sie herabgerollt wären, sind nicht da. Hätte der Vf. hinlängliche geognostische Kenntnisse gehabt: so würde er gewußt haben, daß in Porphyr, Pechstein, Mandelstein und in Basaltgebirgen solche Kugelformen ursprünglich durch eine besondere concentrirte Zusammenziehung der Steinmasse sich gebildet haben; daß solche Kugeln gewöhnlich von größerer Festigkeit sind, als die Gebirgsmassen worin sie liegen; und daß, wenn letztere verwittert, diese Kugeln und Nieren in Gestalt von Geschieben sich erhalten; ja es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß solche (aus härteren äußerst schwer-flüssigen Steinarten) bestehende Kugeln — selbst vom vulkanischen Feuer nicht angegriffen, sondern mit geschmolzenen wahren Laven umhüllt ausgeworfen werden, und deshalb kein Erzeugniß der Vulkane sind. S. 119. gesteht endlich der Vf. ziemlich offenherzig seine unzureichenden mineralogischen Kenntnisse bey der Beschreibung der verschiedenen Steinschichten, welche den Gipfel des Gros Morne ausmachen. Man höre: *Beaucoup de ces couches sont minces, grisâtres; d'autres sont jaunes et plus épaisses; quelques-unes sont blanches: toutes sont horizontales, ou à-peu-près. Il me fut impossible de découvrir de quelles substances elles étaient formées; elles présentent à-peu-près le même aspect que les veines parallèles de certains marbres; si je n'eusse été à Bourbon où tout ce qui est élevé au-dessus du niveau de la mer, a été fondu* (das ist doch wohl transcendental vulkanisch!) *j'eusse été tenté de croire, que ces lits n'étaient pas de matières volcaniques.* NB. auch diese Gebirgsmassen sind nach allen Richtungen von Gängen durchschnitten, durchschwärmt und durchkreuzt. Diese Stelle S. 119. und 120. ist sehr interessant. Stellt man ein anderes offenherziges Geständniß des Vf. Tom. 3. S. 65. hiermit zusammen: so kann man schon von selbst urtheilen, daß diese Lager nicht vulkanisch sind. Der Vf. sagt: *c'est une chose qui mérite d'être remarquée, qu'on ne trouve pas des filons de laves traquées sur la montagne maintenant ardente* — auf unbezweifeltem vulkanischen Boden — *ni dans les remparts etc. des Craters.*

Zweyundzwanzigstes Kapitel. Ueber den Ursprung und die Entstehungsart der Insel Bourbon. Die überspannten Vorstellungen des Vfs. von den Wirkungen des vulkanischen Feuers auf unseren Erdkörper, lassen den Leser schon von selbst die Entstehungsart vermuthen. Von der vulkanischen Entstehung dieser Insel springt nun der Vf. auf eine gleich phantastische Entstehung unserer ganzen Erde, des Mon-

des und aller Planeten über. Diese geogenische Schwärmerey ist das Schlechteste im ganzen Werke; Rec. übergeht daher diese Visionen und berührt dagegen eine andere Hypothese, durch die der Vf. gegen sein eigenes Werk zum Theil mißtrauisch macht. Er bemerkt nämlich an mehreren Stellen, besonders aber B. 3. S. 134., daß man gegründete Ursachen hat, anzunehmen, die Pflanzen, so wie die meisten Thierarten der in den Meeren ganz vereinzelt Inseln seyen ursprünglich da entstanden; da ihm aber die Insel Bourbon in viel spätern Zeiten — als das feste Land — unterirdisch hervorgehollen ist; und er hier doch so viele Pflanzen fand; die so vielerley Gestalten in ihren Nebenverhältnissen unterworfen sind: so glaubt er dies sey bloß eine Folge der späteren Schöpfung derselben, und es gehöre ein lang' Zeitraum dazu, ehe neue aus dem Schooße der schaffenden Natur entsprungene Pflanzen — (ja er dehnt die Hypothese auch auf das Thierreich aus) einen unveränderlichen Charakter der Art annehmen: *rien n'est plus étrange que les caprices de la végétation dans les montagnes, que nous avons visités. Un bonatiste prudent* (Rec. hofft, daß sich der Vf. als solchen bey Bestimmung der neuen Arten bewiesen hat) *ne peut trop craindre, de faire trois ou quatre espèces de la même plante;* (bey allem dem hat man also wohl Ursache, gegen mehrere der als neu angegebenen Pflanzen mißtrauisch zu seyn) *il y a même des fougères, dont on pourrait en faire six ou sept, si l'on n'observait les nuances intermédiaires dans un grand nombre d'individus.* Diese Vorlicht wird wohl noch heut zu Tage auch bey europäischen Pflanzen nicht überflüssig seyn: denn es giebt der Polymorphisten auch genug bey uns; daß übrigens Verschiedenheit des Klima's und des Bodens diese Polymorphie befördert, ja oft bloß allein bewirkt, ist wohl außer Zweifel, und wir bedürfen, dies zu erklären, nicht der *Boryschen* — übrigens ungegründeten Hypothese. — Nun jedoch zu den noch übrigen Bemerkungen: *Blaeria leucocephala* u. a. *Urtica umbellata* u. a. *Comyza aspera* und *salvisfolia* u. a. *Serpicula veronicaefolia* u. a. S. 253. Nachricht von *Aerolythen* auf der kleinen Insel *aux Tonneliers* bey Isle de France. Kurz vor der Ankunft des Vfs. daselbst hatte man bey hellem Himmel Abends eine Hechte Wolke am Himmel erblickt, dann eine feurige Kugel auf diese kleine Insel niederstürzen sehen; bey dem Nachsuchen hatte man Steine gefunden; die ganz mit den bisherigen Meteorsteinen übereinstimmen. Bey dieser Gelegenheit gesteht denn der Vf. nochmals selbst: *Il est vrai, qu'alors j'avais la tête pleine des Volcans;* nämlich vor seiner Zurückkehr nach Frankreich hatte er geglaubt, diese Steine seyen von irgend einem Vulkan der Erde dahin geschleudert worden.

Auf der Rückreise nach Frankreich entdeckt der Vf. *Salpa elephantina: diaphana, subtus carinata, capite antice muricato* (Tab. 54. Fig. 3. abgebildet.) Tab. 54. Fig. 1. stellt eine richtige Abbildung von *Physalia pelagica* dar. S. 290. *Porpita veleva: glabra, elliptica, velifera*. (Tab. 54. Fig. 2. abgebildet.) Es ist *L. Medusa veleva*.

Den Beschluß des Werkes macht ein Brief von Hn. *Hubert* auf Bourbon über einen neuen Ausbruch des Vulkans Dolomieu nach des Vfs. Abreise; worin interessante Bemerkungen vorkommen. Diesmal war die Lava sehr erhitzt und sehr schnellflüßig gewesen; Hr. *Hubert* konnte der Hitze wegen nicht näher treten als 25 Ruthen; dagegen *Berth* und *Bory* den damaligen Lavaströmen bis auf drey Fuß Entfernung sich nähern konnten; — ihr Fluß war reißend wie ein Strom. Diese Lava bestand zum dritten Theil aus fremdartigen (selbst bey diesem Hitzgrade ungeschmolzenen) Gemengtheilen, die *H.* für Olivin hält, *ou du moins de ce que je prends pour tel* sagt er. Auch bemerkt Hr. *Hubert*, so wie ehemals Hr. *Berth*, daß die aufsteigenden rauchähnlichen weißen Dünste bey der Ergießung der Lava ins Meer aus Wasser und Seefalz bestehen, wodurch die ganze Gegend mit Salzkry stallen incrustirt wurde.

### SCHÖNE KÜNSTE.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Karl Bruckmann oder William Sterne*. Fünf Theile. 1801. 8. Und auf den Titeln der einzelnen Theile: *Karl Bruckmann oder William Sterne, Findling des Harzgebirges und Bewohner einer einsamen Insel der Südsen*. Erster Theil. 1798. 192 S. Zweyter Theil. 1799. 188 S. Dritter Theil. 1801. 183 S. Vierter Theil. 1801. 182 S. Fünfter und letzter Theil. 1801. 199 S. (2 Rthlr. 14 gr.)

Der Vf. der vor uns liegenden Bände- und Bogenreichen Dichtung beurkundet in ihr eine nicht gemeine Belesenheit in — ältern und neuen, guten und schlechten Romanen; eine glückliche Leichtigkeit, sie zu benutzen, und über jede Bedenklichkeit in Wahl und Zusammenstellung der contrastirendsten Züge verschiedenartiger Gemälde hinwegzugleiten; eine ausgezeichnete und vertraute Bekanntschaft mit Sprache und Witz des akademischen und alltäglichen Pöbels, und eine ungläubliche Verachtung dessen, was das veraltete Urtheil der Welt für willenswürdig und zur guten Bildung für nothwendig hält. Die Stärke und Kraft, mit welcher der Vf. das Charakteristische seiner Arbeit, das er mit wahrer Genialität in das Charakterlose selbst gesetzt hat, festhält, ist nicht alltäglich: und eben so wenig ist es der Reichthum an Digressionen, Schilderungen und Episoden, die man — ohne Nachtheil des Ganzen, überschlagen kann.

Aus der fleißigen Anwendung dieser Talente erwuchs die Geschichte dieses neuen Robinsons. Auf dem Gipfel des Brockens — von einer mit ihrem Gemahl vor der Rache ihrer Familie flüchtenden Engländerin geboren, als der Sohn des Pfarrers eines Harzdorfs erzogen — von dem Geheimnißvollen seiner Geburt, und den Erwartungen, zu welchen ihn diese berechtigt, zur Unzeit unterrichtet, wird der Held auf die Akademie geschickt — folgt dort dem Beruf, den Hang zur Ungebundenheit und geträumte Schätze,

die seine Herkunft ihm schaffen werden, dem leichtsinnigen Jüngling anweisen — geräth, durch mancherley Abenteuer und nach Liederlichkeiten aller Art, unter eine Räuberbande, — entwendet mit Hilfe dieser Verbindung seinem Pflög Vater die Documente seiner Ansprüche, — eilt sie geltend zu machen, sieht sich aber überall theils von seiner Unbedachtsamkeit und Uebereilung, theils von den Tücken des Schicksals den Weg zum Ziele versperrt, und wird sogar, wegen der verübten Räuberey zur Flucht genöthigt, — geräth auf diese Weise zur See und in die Gefangenschaft des Dey zu Algier, steigt dort zum Leibarzt desselben empor, spinnt in dieser Eigenschaft einen Liebeshandel mit der Favoritin des Dey an, der ihm abermals seine Freyheit kostet; geht endlich befreyt, auf ein spanisches, die Welt umsegelndes Schiff, wird durch Schiffbruch an eine wüste Insel verschlagen, und wird hier ein Robinson in bester Form, bis ihn, nachdem er auf dieser Insel die Leiche seines Vaters und Papiere, welche seinem Schicksale den vollen Aufschluß geben, gefunden hat, ein andres Schiff aufnimmt, und nach Europa zurück bringt, wo er endlich zum Besitz seines Vermögens und zum ruhigen Genuß desselben gelangt. Da mit es dem Ganzen an nichts fehle, was die Lebewelt in den gelesten Romanen zu erwarten pflegt, so begleitet den Helden auch ein aufmerkamer Schutzgeist, in der Gestalt seines Jugendlehrers Wolfing überall hin, und verbindet sich endlich sogar mit ihm auf der wüsten Insel, von wo aus auch er mit seinem Schützlinge endlich zur Ruhe gelangt. — Von dem Stile des Vfs. nur eine Probe: „Glaubte er (der Pflög Vater Bruckmanns) daß ein Leibessen nicht reichlich genug angerichtet sey, oder hatten Rauch und andre dergleichen Küchenzufälle ein Essen weniger schmackhaft gemacht, dann schob er den Teller von sich, daß mir und der Mutter die Sauce ins Gesicht sprützte, rückte die Mütze auf dem Kopfe herum, als plagten ihn Millionen Kreaturen, und sperrte einen Mund auf, den man nur einmal sehen durfte, um sich den Krater des Aetna im verjüngten Maßstabe zu denken.“

FRANKFURT a. M., b. Körner: *Apollonia, oder die Räuber der Gebürge*, vom Verfasser der *Lebens-Erfahrungen*: nach französischen Quellen frey bearbeitet. 1803. 224 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein Roman mit spanischen Sitten nach dem französischen Original der Frau v. *St. Venant*. Wer einige der vielen Romane dieser Gattung gelesen hat, wird in dieser *Apollonia* das Echo des Gelesenen finden. Der Vf. selbst scheint seinen Lesern das Ausmahlen mancher Scenen zu überlassen, indem er diesen (sonderbar genug!) sehr oft ein etc. beyfügt. Hält er vielleicht nur den Anfang der Schilderungen in einem Roman für genialisch? Uebrigens kann nur Ungebildete seine Wässerigkeit wie Leichtigkeit, seine Plauderey wie Erzählungston täuschen.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 6. Junius 1805.

## P Ä D A G O G I K.

MÜNCHEN: Lehr-Plan für alle kurpfalz-bayerischen Mittel-Schulen, oder für die sogenannten Real-Klassen (Prinzipien), Gymnasien und Lyceen. Vom Kurf. General-Schulen- und Studien-Directorium entworfen und von Sr. Kurf. Durchlaucht gnädigt bestätigt. 1804 30 S. gr. 4.

Zu einer Zeit, wo das Bedürfnis zweckmäßigerer Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten von Tag zu Tag allgemeiner gefühlt und anerkannt wird, und in Theorie und Praxis ein weit verbreitetes Bestreben sich zeigt, die Mängel sowohl als die Fehler der bestehenden Anstalten aufzudecken, und deren Verbesserung wo möglich zu bewirken, muß jede öffentliche Anstalt dieser Art schon an sich die Aufmerksamkeit des Freundes der Menschheit erregen, für den kein Ereignis gleichgültig ist, von dem er einen wohlthätigen Einfluß auf die Bildung der Menschen erwartet. Mit verdoppelter Aufmerksamkeit aber heftet sich sein Blick auf eine Anstalt, die, gegründet auf eine ausgesprochne Theorie, zugleich die Aussicht anbietet, über eben diese Theorie in einem großen Kreise ihrer Anwendung lehrreiche Erfahrungen zu sammeln.

Der erhabenen Regierung, welche schon früher, durch die öffentliche Aufforderung aller Sachkundigen zur Prüfung des vorzulegenden neuen Criminal-Codex, den glänzenden Beweis gegeben hat, daß sie in Staats-Angelegenheiten, die verschiedene wissenschaftliche Ansichten und Bestimmungen zulassen, dem freyen Urtheile auswärtiger Gelehrten gern Gehör verstatte, dürfen wir um so weniger fürchten, durch die hier anzustellende Prüfung zu mißfallen, als wir uns dabey lediglich auf die wissenschaftlichen Gründe beschränken, die wir dem Lehrplans, als einer aufgestellten Theorie, entgegenstellen zu müssen glauben.

Die vortheilhafteste Seite des vorliegenden Lehrplans zeigt sich uns, wenn wir die Entstehung desselben bey dem Vf. uns aus gewissen Rücksichten auf herrschende Gebrechen öffentlicher Erziehungs-Anstalten erklären. Die Gerechtigkeit gegen die zu beurtheilende Theorie selbst fordert, diese Rücksichten hier voranzustellen.

Fürs erste ist es eine alte Klage gegen die öffentlichen Unterrichts-Anstalten, daß die Lehrlinge viel zu einseitig bloß mit Zeichen und Worten beschäftigt, in allen Sachkenntnissen verwaht, sonach im eigentlichen Sinne für die Welt (wie sie es nennen) gar  
A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

nicht gebildet werden. Anstatt nun bloß gegen den Mißbrauch dieser Methode zu kämpfen, das psychologisch Wahre und Zweckmäßige derselben aber anzuerkennen und zu erhalten, erklärte mit einem Mal die neologische Pädagogik jene ganze Methode unbedingt für vernunftwidrig, für leere Wortklauberey und Vergeudung der edeln Zeit der Jugendjahre, und forderte kategorisch, daß aller Unterricht nur auf Sachen auf Realien, auf Worte aber (daß allein gelten ihnen die Sprachen) nur um der Sachen willen, gehen müsse. Es ist bekannt, welchen Eingang diese neue pädagogische Weisheit, erzeugt und begünstigt durch den Geist der Zeit, in Kurzem gefunden hat; daß man hier und da sogar dahin kam, nichts mehr als *wissenswürdig* anerkennen zu wollen, was sich nicht unmittelbar als *nützlich* (wie mans nannte, als *einträglich* und *nach Procenten zu berechnen*, meynte man) aufweisen ließe. Daraus entstand eine

Zweyte nicht ungegründete Klage gegen die öffentlichen Unterrichts-Anstalten. Wo ein Staat jene neumodischen Grundsätze der Pädagogik adoptirte, und seine Schulen nach denselben fast ausschließend zu sogenannten *Real-Schulen* umformte, da verschwand nicht nur alle Gelehrsamkeit, sondern selbst aller freye wissenschaftliche Geist; und man mußte endlich fühlen lernen, daß solche Schulen wohl etwas beytragen mögen, den Menschen zum Werkzeug für allerley willkürliche materielle Zwecke tauglich zu machen, keinesweges aber in ihm *den Menschen* zu bilden.

In diesem Gesichtspunkt hauptsächlich denken wir uns den Vf. bey der Entwerfung seines Planes. Entrüstet über jene Schul-Anstalten, welche die moderne Pädagogik, in Verbindung mit einer gewissen modernen Politik, erzeugt hat, in denen die Menschen nur zu tauglichen Staatsmaschinen geformt werden sollen, schien es ihm nöthig, die Rechte der Menschheit geltend zu machen, und *Menschenbildung* von den öffentlichen Erziehungs-Anstalten zu fordern. So sind wir geneigt, es zu deuten, daß der Vf. als den ersten Satz, auf den er seine ganze Theorie zu gründen scheint, aufstellt: §. 1. „Die physische, intellectuelle und moralische Natur *des Menschen* bedarf zu ihrer stufenweise fort schreitenden Vervollkommnung einer *Grundbildung*“ [ein sonderbares Wort!], „*Fortbildung, Ausbildung, in Elementar-Schulen, Mittel-Schulen, Gelehrten-Schulen.*“ §. 2. „Hierin spricht sich“ [richtiger: *der Vf.*] „nicht nur der höchste und letzte Zweck *aller* öffentlichen Bildungs-Anstalten, sondern auch der nächste und unmittelbare *jeder einzelnen* von jenen drey Hauptabstufungen sammt ihrer



ihrer natürlichen Begränzung aus.“ Wir loben gern, daß der Vf. als höchsten und letzten Zweck aller öffentlichen Bildungs-Anstalten *Bildung des Menschen* auspricht; es verdient Lob, daß im Gegensatz gegen jenen heillosen pädagogischen Zeitgeist, der die Unterrichts-Anstalten lediglich darauf berechnet, Handwerker und Geschäftsmänner zu ziehen, an die höhere Forderung erinnert wird, daß der Mensch mehr seyn soll als bloßer Handwerker und Geschäftsmann; daß er *Mensch* seyn, und also auch zum Menschen gebildet werden soll: wozu allerdings mehr gehört, als Uebung einiger mechanischen (körperlichen oder geistigen) Fertigkeiten; nämlich, Entwicklung aller geistigen Kräfte und Uebung des Geistes zur freyen Bewegung nach allen Richtungen. Allerdings muß der Staat auch in der Einrichtung seiner Schulen Rücksicht auf jenen höheren Zweck nehmen, wenn er nicht einseitig und engherzig seine Bewohner bloß für willkürliche Staatszwecke erziehen, sondern sie, wie es seyn soll, zu Menschen bilden will. Aber, um eine Theorie von Bildungs-Anstalten dieser höheren Art aufzustellen, ist es nicht genug, den lobenswürdigen Zweck auszusprechen; man muß fürs erste diesen Zweck auch recht kennen, seinen Umfang und seine Begränzung deutlich denken, und fürs zweyte über die Mittel der Ausführung im Klaren seyn. Beides aber fehlt hier in hohem Grade, wie gleich nachher erwiesen werden soll.

Es ist noch ein dritter Hauptmangel der öffentlichen Erziehungs-Anstalten, auf welchen wir eine lobenswürdige Rücksicht in dem vorliegenden Lehrplane zu bemerken glauben. In den Schul-Anstalten ist gemeinlich auf die größere Classe am wenigsten Bedacht genommen, und die Sorgfalt fast ausschließlich auf die eigentlich sogenannten Studirenden verwendet, so wie der Unterricht selbst, seinem Inhalte nach, meistens nur auf das Bedürfnis der letzteren berechnet ist. Auch diese Ungerechtigkeit will der Vf. verbessern, indem er gleich von vorn herein auf das gleiche Recht Aller hinweist, zu Menschen gebildet zu werden. Nach seinem Plan soll keineswegs der sogenannte gelehrte Stand ausschließend begünstigt seyn, und alle andern neben ihm nur stiefmütterlich behandelt werden. Der Künstler, der Handwerker, der Bauer, wie der Gelehrte, ist Mensch, und hat, wie der letztere, Anspruch darauf, zum Menschen gebildet zu werden. Warum sollen jene Stände alle zur ewigen Geistesklaverie verdammt seyn? Auch auf sie muß sich also die Vorseege des Staats erstrecken. — Wir erkennen gern auch in dieser genommenen Ansicht eine lobenswürdige Seite des Lehrplans. Allein auch diese gute Absicht verfehlt ihr Ziel durch phantastisches Ausdehnen des Plans und durch unsicheres Herumtappen unter den Mitteln zur Ausführung, wie ebenfalls nachher erwiesen werden soll.

Endlich, man hat so oft, und meistens mit Grunde, über die Zerstückelung in den öffentlichen Schul- und Studien-Anstalten eines und desselben Staates, und über den Mangel an einem berechneten Zusammen-

hang derselben geklagt. Nicht nur in der Form, sondern auch in dem Stoff des Unterrichts ist häufig keine Einheit; den Schulen fehlt es an einem richtigen Verhältniß zu einander. Die niedern Schulen, welche auf die höheren nur vorbereiten sollen, betrachten sich nicht selten als für sich bestehende Ganze, nehmen Lehrgegenstände auf, welche erst für die höhere Schule geeignet wären, und führen eine Lehrart ein, die für ihre Lehrlinge zu hoch und erst der folgenden reiferen Periode anpassend ist. So werden zuletzt alle Unterrichts-Perioden zweckwidrig gesteigert, die Schulen wie Gymnasien, die Gymnasien wie Universitäten behandelt; während vielleicht in andern Schulen desselben Landes zu gleicher Zeit der entgegengesetzte Fehler Statt findet, daß die Lehrlinge mit den unbedeutendsten Lehrgegenständen in einer für sie zu niedrigen Lehrart aufgehalten werden. — Auch diesem Fehler abzuwehren, zeigt sich in dem vorliegenden Lehrplan ein sichtbares Bestreben. Was durch dieses Bestreben erreicht worden, soll auch nachher aufgezeigt werden. Jetzt wollen wir sehen, was der Vf. aus den löblichen Gesichtspunkten, die ihm vorgeschwebt haben, zu machen gewußt habe.

*Bildung des Menschen, oder Bildung der Menschheit* in dem Menschen, ist ein großes Wort, jedem wahren Freunde der Menschheit ehrwürdig! Aber, als höchster und letzter Zweck aller öffentlichen Bildungsanstalten, ohne nüchternen Ueberlegung ausgesprochen, ist es nur ein bombastisches Wort, hinter welchem die Seichtigkeit sich zu verstecken sucht. In dieser Unbestimmtheit hat es schon bey der allgemeineren Frage der Pädagogik: ob die Erziehung überhaupt *Bildung des Menschen* oder des *Bürgers* bey dem Kinde sich zum Zweck setzen soll? auffallende Verwirrung veranlaßt. Noch größer muß diese Verwirrung bey der besondern Frage werden, auf die es bey der Entwerfung eines Schulplanes ankommt, und die wir zur Parallele mit der allgemeineren so ausdrücken können: sollen *alle öffentliche Bildungsanstalten*, oder vielmehr (um auch hier nicht Täuschung durch ein vornehm klingendes Wort zu veranlassen und den Gegenstand bey seinem unzweydeutigen Namen zu nennen), sollen *unsere Schulen* *Bildung des Menschen* oder des *Bürgers* sich zum Zweck setzen? Ob das Erstere oder das Letztere die Meinung des vorliegenden Lehrplans sey, bleibt, wie so mancher andere in demselben, leider! auch völlig unbestimmt. Pomphaft genug zwar kündigen die zwey ersten Paragraphen das Erstere an: „Die physische, intellectuelle und moralische *Natur des Menschen* bedarf zu ihrer stufenweise fortschreitenden Vervollkommnung einer Grundbildung, Fortbildung, Ausbildung; hierin spricht sich *der höchste und letzte Zweck aller öffentlicher Bildungsanstalten* aus.“ Sieht man aber genauer zu, worauf es zuletzt hinausläuft, so findet man §. 43.: „Jeder Staat theilt sich in sechs Stände, den producirenden, fabricirenden, commercirenden, schützenden, dienenden und regierenden.“ [Im Vorbeygehen zugleich ein Beleg von dem schnell und

und scharf umfassenden Blick des Vf., nebst der Fertigkeit und Genauigkeit desselben in strengen, logikalischen Eintheilungen, von denen der Plan noch manche andere merkwürdige Proben beynah auf allen Seiten darbietet.] „Ein jeder von diesen Ständen hat seine besondern Pflichten. Wer also Menschen für die Gesellschaft bildet, (wie dies auch der Zweck der Mittelschulen ist) der muß ihnen diejenigen Kenntnisse beybringen, sie zu denjenigen Fertigkeiten abrichten, in ihnen diejenigen Gelinungen erwecken und stärken, die sie zur *Ausübung ihrer gesellschaftlichen Pflichten und Obliegenheiten*, ihrem Berufe und Stande gemäß, bedürfen. Um diesen *Hauptzweck aller öffentlichen und Privat-Bildungsanstalten* zu erreichen u. s. w.“ Ferner liest man in demselben §. Nr. 2.: „Schulunterricht ist *nur Vorbereitung zur Ausübung der gesellschaftlichen Pflichten*. Ungeachtet mancher Verschiedenheit dieser in den oben bemerkten verschiedenen sechs Ständen“ [welche Schreibart von dem Vf. einer deutlichen Sprachlehre, die der Lehrplan als Schulbuch vorschreibt!] „bedarf doch ein jeder Stand eine gewisse Portion [?] mineralogischer, botanischer, geologischer, physikalischer, psychologischer, geographischer, historischer, mathematischer, politischer und moralisch-religiöser Kenntnisse. Allein nicht jeder bedarf sie in gleicher Quantität.“ — Endlich, um auch die Stelle, in welcher noch unzweydeutiger jener letztere Zweck des Lehrplans (mit dem Vf. zu reden) sich ausdrückt, nicht zu übergehen, heist es §. 44.: „Aus den eben aufgestellten Grundsätzen, so wie aus der ganzen Anlage des vorliegenden Lehrplans leuchtet unverkennbar die *doppelte Absicht* hervor, daß man mittelst desselben erstens *brauchbares Wissen fürs wirkliche Leben* erziele, *also verständige Bürger, und kluge, wohunterrichtete Geschäftsmänner bilden*; zweytens — den aus unsern Mittelschulen lange verscheuchten Geist wahrer Lebensweisheit — wieder in denselben zurückkehren machen wolle.“ [Welches Deutsch!] Des vielversprechenden Eingangs ungeachtet also finden wir doch zuletzt den Vf. selbst gerade in der Tiefe, aus welcher er die öffentlichen Bildungsanstalten erheben zu wollen schien. Von der *Bildung des Menschen* ist nicht mehr die Rede, *Bildung für die Gesellschaft* ist ihm der *Hauptzweck aller* solcher Anstalten. Was soll man nun dazu sagen? Ist es wirklich wörtlich zu nehmen, daß jener höchste und letzte Zweck aller öffentlichen Bildungsanstalten §. 1 und 2. (nicht vom Vf., der ihn nur vom Hörensagen kannte, sonach allerdings auch streng genommen ihn nicht aussprechen konnte, sondern) *von sich selbst ausgesprochen wird*? Wollte er sich also nur das Aufsehn geben, mit seinem Lehrplan von der Höhe der Wissenschaft ausgegangen zu seyn? [wobey es ihm freylich ungefähr so gehen möchte, wie dem ungeschickten Schiffer, der die Leute bereden wollte, mit seinem Schiffe nicht vom Lande, sondern von der hohen See abgefahren zu seyn, auf welcher er ein Spiel der Wellen war!] Oder soll man das gänzliche Verlassen des vorangeheteten Principis ganz aus Inconsequenz erklä-

ren? Wir finden durch nähere Untersuchung uns veranlaßt, bey der schon oben geäußerten Vermuthung stehen zu bleiben, daß er den Zweck der öffentlichen Schulanstalten nicht deutlich gedacht, von dem Verhältniß zwischen der Bildung des Menschen und des Bürgers eine nur verworrene Vorstellung gehabt, und vielleicht einen gewissen unbestimmten Enthusiasmus mit klarer Einsicht verwechselt habe. Den Beweis der Beschuldigung geben schon §. 3 und 4., in denen die *allgemeine Bildung* logleich in *Bildung des Bürgers* und des *Gelährten*, bloß durch die Steigerung *des Grades*, verwandelt wird, ohne daß sich auch nur eine Ahnung von dem *specifischen* Unterschiede beider bey dem Vf. zeigte. Um aber dem Vf. einen Beweis zu geben, daß es uns nicht um das Tadeln, sondern um das Bessermachen zu thun sey, wollen wir vor allem andern diese Art-Verschiedenheit hier aus einander setzen, von welcher jeder Schulplan ausgehen muß, durch welchen Bildung der Menschheit wirklich befördert werden soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

## NEUERE SPRACHKUNDE

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Französische Sprachlehre*, nach der leichtesten und einfachsten Methode, durch Beyspiele und viele Aufgaben erklärt. Von C. M. de Servais, Licentiaten der Rechte und vormal. Advocaten. 1804. 262 S. gr. 8. (14 gr.)

Die Vorrede, worin der Vf. sich rühmt, die Sprachlehren von *Debonale* und *Mozin* umgearbeitet, und eine den Kindern und Anfängern jedes Alters möglichst faßliche und ihren Fähigkeiten angemessene Grammatik daraus geliefert zu haben, spannt die Erwartung nicht wenig. Beym Durchlesen findet man aber nur zu deutlich, daß die ganze gerühmte Umarbeitung in mehr deutschen Aufgaben, in einem Zusatzes von Handlungs- und freundschaftlichen Briefen, in Anekdoten und Redensarten für den Umgang besteht. Uebungen in *Meidinger's* Manier zu schreiben, ist aber wahrlich keine Kunst; ein beider Sprachen mächtiger Lehrer kann sie unvorbereitet machen, und leicht besser als die gegenwärtigen. Genaue und richtige Regeln zu entwerfen, das ist Verdienst. Hier haben sie aber diesen Charakter nicht, wie die Belege zeigen werden. S. 2. „Das geschlossene *e*, *e'fermé*, wird mit dem hellen Accent (*accent aigu*) bezeichnet, wie in *serénité* etc.“ Weils nun der Anfänger, wie das *e'fermé* lautet? Soll es ihm der Lehrer sagen, so gebraucht es der gedruckten Anweisung nicht. Eben diese Bemerkung dringt sich auch bey folgender Stelle auf, wo es heist: „Das offene *e* wird hier mit dem *accent grave*, dem offenen Accente, bezeichnet, wie in *père* etc.“ „a, i, o, u sind kurz, z. B. *salade, ivre, parote, tribut*. Sie sind lang, z. B. *flamme, sable, tuile, globe, ruse*.“ Bey weitem erschöpft diese Angabe die Sylben nicht, in welchen diese Vocale lang oder kurz ausgesprochen werden

den müssen. Wozu also eine so unvollkommene Darstellung? „*ai* lautet wie *a* in *douairière, médaille*.“ Warum rechnet der Vf. *médaille* hierher? Mit gleichem Rechte könnte er *canaille, penailon, Versailles* und viele andere anführen, wo *i mouillé* durch *i* bewirkt wird. „*ao* hat den Laut eines *a* in *laon, paon*.“ Also nicht auch in *faon, faonner*? S. 3. „*eu* hat den Laut eines *u* in allen Zeiten des Zeitworts *avoir*, als: *j'ai eu, j'eusse eu, und in gagare*.“ Dabey fehlt *chargeure, mangure*. „*ie* hat den Laut eines langen *i* in *je prie, j'essais*.“ In dem letzten Worte spricht man *ai* wie langes *ä* aus, folglich gehört es gar nicht hierher. „*oi* lautet wie *o* in *oignon, oignonière*.“ Warum nicht ebenfalls in *coignasse, coignassier, coignéé, coigner, encoignure, oignonnet*? Jetzt schreibt man sie lieber ohne *i*. „*oi* hat den Laut des offenen *é* in *foible, foiblesse, monnoie, anglais, François, hollandois, polonois*.“ Es fehlen *harnois, roide* (wenigstens in der Aussprache des gemeinen Lebens) und mehrere Nationalnamen auf *ois*. „*ui* lautet wie *eu* in *accueil* etc.“ Dafs *i* hier *mouillé* ist, hätte bemerkt werden müssen, denn sonst lieft der Anfänger gewifs *aköl*. Es ist unnöthig, das Unvollkommene und Unrichtige der Aussprache weiter zu erörtern. Jeder Sprachkundige, welcher sich die Mühe geben will, diese Lehre durch zu blättern, wird finden, dafs alle übrige Vorschriften entweder mangelhaft oder falsch sind. Und so geht es bey den Regeln der Redetheile selbst. Einige Proben mögen entscheiden.

S. 18. „Der Artikel wird gebraucht — 7) vor den vier Welttheilen.“ Von den Ländern wird aber nichts gesagt. Wird nun der arme Lernende nicht in Verlegenheit seyn, ob er *Prusse* oder *la Prusse, France* oder *la France* sagen soll? S. 19. „Der Artikel wird weggelassen — 4) vor den Namen der Länder, welche wie ihre Hauptstadt heifsen, und wenn das Vorwort *in* vor den Namen der Länder steht.“ Man sagt aber z. B. *il vient d'Italie*. Auch dieser Umstand hätte erwähnt werden sollen. Dafs übrigens die indischen Länder den Artikel verlangen, läst der Vf. errathen. S. 26. „Manche Adjectifs haben verschiedene Bedeutungen, nachdem sie vor oder hinter dem Hauptworte stehen: als *l'air grand, un*

*homme grand* etc., *le grand air, un grand homme* etc.“ Würde dem Anfänger bemerkt; dafs die Substantivische Bedeutung eines Adjectivs vor dem Substantiv stehen mufs, und die eigentlichs hinter ihm, so würde er sich die meisten der vom Vf. aufgestellten Beyspiele erklären können. S. 28. „Wenn der Comparatif Gleichheit bezeichnet, so wird er gebildet, wenn man *aussi, autant* vor das Beywort setzt, und alsdann folgt *que*. Man bedient sich auch der Wörter *si, tant*, um eine Vergleichung anzuzeigen.“ Unter Comparatif versteht man den höhern oder geringern Grad einer Eigenschaft; das Wort ist also hier schlecht gewählt. Ueberdem zeigt die Regel gar nicht den wesentlichen Unterschied zwischen *autant* und *tant, aussi* und *si*. Wie kann man verlangen, dafs der Lernende sich ihn aus den beygefügtten Beyspielen abstrahire? S. 31. „*us* und *demi*, wenn sie vor dem Hauptworte stehn, sind unveränderlich, wenn nicht der Artikel oder ein zueignendes Fürwort vorhergeht, wie auch *feu, verstorben, selig*.“ Wieder eine schielende oder halb wahre Regel: Ihr zufolge müfste man z. B. den Satz: *ich habe das halbe Dutzend Tassen gewonnen*, übersetzen durch *j'ai gagné la demi douzaine de tasses*; und doch darf es nur heifsen *la demi-douzaine*, obgleich der Artikel vorhergeht. S. 33. „Der dritte Theil der Soldaten, die Sie mit mir gesehen haben“ soll übertragen werden durch *que vous avez vu*. Weil *die* sich auf *Soldaten* bezieht, so mufs, dieses vorhergehenden *pronomius relativi* wegen, nicht *vu*, sondern *vus* stehen. S. 39. „*Ci* oder *là* wird zuweilen dem Substantif hinzugelegt, z. B. *ce-chapeau-ci, cet homme-là*.“ Zuweilen ist so viel als willkürlich. Es ist aber gar nicht willkürlich oder einerley, ob man sagt *cet homme* oder *cet homme-là*.“ S. 41. u. 42. ist der Unterschied zwischen *qui* und *lequel* etc. nicht angegeben, da er doch sehr wichtig ist, und sich auf keine Weise errathen läst. S. 46. Auch hier ist der Unterschied zwischen *tout que* und *quelque que* nicht bestimmt. Das erste wird gebraucht, wenn die Eigenschaft dem Subject gewifs zukommt, als *tout savant qu'il est*; das zweyte hingegen, wenn die Eigenschaft dem Subject mit Ungewifsheit beygelegt wird, als *quelque savant qu'il soit*.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Gotha, b. Ettinger: *Beschreibung und Geschichte des Herzogthums und der Stadt Gotha im Umrisse*, von Johann Georg August Galetti, Professor am Gymnasium zu Gotha. 1803. 78 S. 8. (6 gr.) — Der grösste Theil dieser Schrift, die vorzüglich zum Unterricht auf Schulen bestimmt ist, enthält einen Auszug aus einem grössern Werke des Vfs., welches gleichfalls unter dem Titel: *Beschreibung und Geschichte des Herzogthums Gotha. 1779—1784* 4. Th. 8. erschien. Doch findet man hin und wieder auch einige neuere Zusätze; besonders ist die Geschichte bis auf unlere Zeiten fortgesetzt. Verschiedene für die gothaische Landesgeschichte unerhebliche Vorfälle hätten füglich weggelassen wer-

den können, als z. B. S. 65. der Durchzug der preussischen Truppen und des kurfürstlichen Reichscontingents durch das gothaische Land gegen die Franzosen. Auch ist die Ordnung nicht immer gut gewählt; so wird z. B. unter der allgemeinen Rubrik: *Verfassung des Herzogthums Gotha*, 1) von der Häuser- und Menschenzahl der herzoglichen Aemter und adelichen Gerichte; 2) von den Manufacturen und Fabriken; 3) von den Landständen; 4) von der weltlichen Verfassung, oder vielmehr von den Landescollegien gehandelt und in einem ähnlichen Zusammenhange werden auch die folgenden Gegenstände der Statistik aufgeführt.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 7. Junius 1805.

## P Ä D A G O G I K.

MÜNCHEN: Lehr-Plan für alle kurpfalz-bayerischen Mittel-Schulen, oder für die sogenannten Real-Klassen (Prinzipien), Gymnasien und Lyceen u. s. w.

(Fortsetzung der in Num. 153. abgebrochenen Recension.)

Will man Bildung der Menschheit, im Gegensatz mit der Bildung zu bürgerlichen und andern Besondern Zwecken des Lebens, auch als Uebung gewisser eigenthümlicher Fertigkeiten betrachten: so hat sie allerdings ein ihr ganz eigenes Gebiet, das gesammte Gebiet der freyen und schönen Kunst. Von der Seite her hatte es auch eine gewisse moderne Pädagogik aufgefaßt, die das ganze Heer der freyen Künste, als zur Bildung der Menschheit nothwendig, in die Erziehung einführte, einen großen Theil der so theuren Zeit dem Reiten, Fechten, Tanzen, oder doch dem Zeichnen, der Musik, der Poesie opferte, und dafür ihre Zöglinge, anstatt sie zu Menschen zu bilden, zu oberflächlichen, und eben darum meist eingebildeten Stümpern umschuf. Diefs war freylich nur ein Mißgriff. Aber selbst aus diesem Mißgriff läßt sich ersehen, daß die Bildung der Menschheit überall nicht in einer Fertigkeit zu objectiven Producten — seyen diese auch noch so sehr vergeistiget und noch so sehr von allem Zwang und Bedürfnis unabhängig — zu suchen seyn könne. Bildung der Menschheit in den Individuen ist ein rein Subjectives, und kann nur erlangt werden durch Freymachen des Menschen von dem Objectiven. Diefs geschieht freylich zum Theil auch durch Uebung des Geistes und des Denkens; die sogenannte *intellectuelle Bildung* wirkt kräftig mit, den Geist von der Materie frey zu machen. Eben aus diesem Grunde wird sie auch oft mit *Bildung der Menschheit* selbst verwechselt. Sie kann aber nur als eines von den Mitteln zu jenem Zwecke gelten. Warum vermißt man denn selbst bey den Denkern unsers Zeitalters, denen ein hoher Grad intellectuellder Bildung nicht abgesprochen werden kann, gleichwohl so häufig das, was man in dem, von ihnen lächerlich gemachten, Wort: *Humanität*, ausdrückt, *Bildung der Menschheit*? Frey erhebt sich ihr Geist in der Speculation über alles Objective; sie construiren sogar selbst die ganze objective Welt: aber ein böser Dämon hält sie in verächtlichen Fesseln am Object gefangen; sie haben keine Humanität, weil ihr Gemüth sich der kleinlichen Zwecke des Eigendünkels nicht ent schlagen, von den niedrigen Trieben des Egoismus sich nicht losmachen kann. Darin also erkennen wir das Wesen dieser *Bildung der Mensch-*

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

heit: freyen Gemüths sich erheben von der Erde, rein von allem beschränkenden materiellen und persönlichen Interesse, diese Welt sammt allen ihren Zwecken und Verhältnissen zwar nicht verachten, aber mit dem lebendigen Bewustseyn der Unabhängigkeit von derselben, ohne Aengstlichkeit und ohne Sehnsucht, betrachten und behandeln. Diefs eigentlich ist die *Menschheit*, die wir an den welthistorischen Mustern, in der Geschichte der gebildetsten Nationen aufgestellt, bewundern. Die *Bildung dieser Gefinnung* kann und soll zu einem besondern Zweck der Erziehung gemacht werden. Zu derselben muß dann auch, als Mittel und Bedingung, Uebung des Geistes in freyem und gebundenem Denken, mitgerechnet werden.

Nehmen wir Bildung der Menschheit in den Individuen in dem hier bezeichneten Sinne, dann ist sie Zweck an sich selbst, und steht eben darum so über allen Vergleich hoch; Niemanden kann es einfallen zu fragen: wozu soll denn diese Bildung nützen? Gleichwohl wäre es nur Phantasterey, diese Bildung des Rein-Subjectiven als einzigen und letzten Zweck aller Erziehung aufzustellen. Der Mensch ist mit seinem Handeln an die objective Welt gewiesen, hat sonach auch einen Zweck aufser sich, und bedarf eine Bildung für diesen Zweck, der aufser ihm liegt. Diefs begründet den *specifischen Unterschied* in dem Bildungsgeschäft, der hier aufgezeigt werden sollte: Bildung des Rein-Subjectiven, und Bildung fürs Objective; Bildung, bey welcher der Mensch an und für sich selbst Zweck ist, und Bildung, bey welcher er als Mittel oder Werkzeug für einen aufser ihm liegenden Zweck behandelt wird. Nur in der Vereinigung dieser beiden Zwecke ist *der ganze Zweck aller Erziehung* ausgedrückt. Eine Erziehung, die bloß den Menschen, als solchen, d. h. ohne alle Rücksicht auf sein Verhältniß zu der objective Welt, bilden will, wird ihn freylich für die Welt und sonach in der That auch für seine ganze Bestimmung untauglich machen; dagegen wird eine Erziehung, die den Menschen, ohne alle Rücksicht auf ihn selbst, bloß für die Welt bilden will, ihn in eine Maschine verwandeln, und selbst seine Tauglichkeit für die Welt nicht zu ihrer vollen Ausbildung kommen lassen.

Eine flüchtige Vergleichung des Lehrplans mit dem Gesagten kann die Ueberzeugung geben, daß der Vf. über den zusammengesetzten Zweck der Erziehung nicht im Klaren war. Er hätte sonst über das, was zu thun ist, nicht so schwankende Vorschriften geben können, die zugleich auffallend beweisen, daß er über die Mittel noch weniger im Klaren war.

Bbbb

Näm-

Nämlich, fragen wir nun: durch welche Mittel soll dieser zusammengesetzte Zweck ausgeführt werden? so beweist es wieder eine große Ungeschicklichkeit, uns ohne weiteres eine ganze Reihe einzelner Wissenschaften aufzuzählen, von denen jeder, (wie es S. 25. ausgedrückt wird) doch wenigstens *eine gewisse Portion* bedürfe. In einem Lehrplan, der auf wissenschaftliche Gültigkeit Anspruch macht, müßte von Rechts wegen kein Lehrgegenstand aufgenommen seyn, von dem nicht erwiesen wäre, daß, ihn zu lehren und zu lernen, Bedingung der Bildung, entweder des Menschen selbst oder seiner Brauchbarkeit zu einem äußern Zwecke sey. Hätte der Vf. diese Forderung gekannt und beachtet, um wie vieles würde sein *Lehrstoff*, der in der That nicht weniger, als *omne scibile und noch etwas darüber* umfaßt, compendiöser ausgefallen seyn? Auch diesem Mangel wollen wir hier in etwas nachzuhelfen suchen.

Man muß vor allen Dingen die obige Frage theilen: läßt sich der zusammengesetzte Zweck, Bildung der Menschheit und Bildung zu einer gewissen Brauchbarkeit, durch einerley Mittel erreichen? oder fordert er verschiedene Mittel? Im letztern Falle würden wir zwey verschiedene Arten von Schulen aufstellen müssen: *Culturschulen* und *Industrieschulen*; die erstern hätten Bildung der Menschheit als Zweck an und für sich, die letztern Bildung zur Brauchbarkeit für gewisse besondere Zwecke zur Aufgabe. Aber abgeordnete Schulen der ersten Art erscheinen sogleich als überflüssig, sobald man sich überzeugt, daß sie in dieser Trennung nur auf *formelle* Uebung führen, für welche in Ansehung des *Stoffes*, an dem die Uebung geschehen soll, sich nichts besonderes bestimmen ließe. Die Kräfte des Geistes sollen geübt werden, wäre die Aufgabe; ob aber diese Uebung an diesem oder an jenem Uebungsstoffe geschehen, ob z. B. die Gedächtniskraft an Gegenständen der Geschichte oder der Mineralogie, oder die Urtheilskraft an Logik oder an Mathematik u. s. w. geübt werden solle; darüber ergibt sich aus jener Aufgabe an sich nichts, weil die Bedingung an dem einen wie an dem andern Gegenstand erreicht werden kann. Eben darum aber, weil für die formelle Uebung der Uebungsstoff, so bald nur die aufgegebne Uebung an demselben wirklich erreicht werden kann, übrigens gleichgültig ist, kann dieser aufgegebne Zweck auch an den Gegenständen erreicht werden, die für den andern Zweck der Brauchbarkeit für die Welt gelernt werden müssen. Und so forderte also der zusammengesetzte Zweck in der That nicht verschiedene Schulen, sondern nur eine deutlich gedachte doppelte Rücksicht in der Behandlung desselben Gegenstandes. Allein es würde doch ein sehr voreiliger Schluß seyn, daraus sogleich zu folgern, daß in Einer Schule der ganze Zweck der öffentlichen Bildungs-Anstalten erreicht werden könne. Die Ansicht ändert sich ganz, wenn man auf den zweyten der aufgestellten Zwecke sieht. Die Bildung zu gewissen Zwecken bedarf allerdings bestimmter Gegenstände des Wissens, je nachdem zu einem gewissen

Geschäft gewisse Kenntnisse unmittelbar erfordert werden. Nun ist aber die Bestimmung der Menschen zu gewissen Geschäften so unendlich mannichfaltig und verschieden, als es die Geschäfte und Zwecke selbst und die verschiedenen Anlagen und Kräfte der Menschen sind: und so wie kein Mensch zu allen möglichen Geschäften Geschick hat oder sich bestimmen kann, so kann auch keiner alle möglichen Gegenstände des Wissens in sich aufzunehmen sich zur Aufgabe machen. Sonach müssen für diesen Zweck die Lehrgegenstände getrennt, nicht alle Allen gelehrt, sondern nur diejenigen für jeden Einzelnen mitgetheilt werden, die er für seine Bestimmung nöthig hat. Daraus ergibt sich unmittelbar, daß ein Lehrplan, der sich über alle möglichen Gegenstände des Wissens ausdehnt, und den ganzen Unterschied für die einzelnen Lehrlinge in die Portionen und Portionchen setzt, die jeder unausbleiblich zu sich zu nehmen gezwungen werden soll, ein höchst verkehrtes Product seyn, nichts als leichte, oberflächliche Vielwisserey bewirken, den Zweck der Tauglichkeit an Allen verfehlen, und, was noch das Bedauernswürdigste ist, selbst den höheren Zweck der Bildung der Menschheit ganz zerstören müsse. Die Bildung der Menschheit, wohl verstanden, fordert selbst auch unerläßlich, nicht daß der Mensch alles mögliche seyn wolle, sondern daß er Eines recht sey. Die wahre Bildung für objective Brauchbarkeit geht mit der wahren Bildung der Menschheit in ihm oder der subjectiven Vollendung Einen Weg. Einen Gegenstand ganz erschöpfen, Ein Geschäft ganz erlernen, bey Einer Untersuchung mit Fleiß und Anstrengung ausdauern, bildet Geist und Charakter, während das oberflächliche Umhertaumeln in allen Fächern des Wissens sicher beides verbildet. Man kann es nicht oft und laut genug wiederholen: Schulen, in denen alles Mögliche gelehrt werden soll, sind ein Verderben der Menschheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

### JUGENDSCHRIFTEN.

LEIPZIG, in d. Sommer. Buchh.: *Häusliche Abendunterhaltungen mit der Jugend über verschiedene, vorzüglich naturhistorische Gegenstände*, zur Bildung des Herzens und des Verstandes. Nach der vierten Auflage des englischen Originals bearbeitet von *Wilk. Jul. Wiedemann*, Rector zu Neubaldensleben. *Erstes* Bändchen. (1804.) 214 S. 12. *Zweytes* Bändchen. 218 S. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dies ist der Anfang einer Reihe von englischen Jugendschriften, welche Hr. *W.* dem deutschen Publicum nach und nach in die Hände liefern will; nicht als fehlte es (sagt Hr. *W.*) unserm Vaterlande an nützlichen eignen Werken dieser Art, sondern weil er und der Verleger glauben, daß auch jeder zweckmäßige Beytrag des Auslandes allen denen, welchen eine immer glücklichere und erleichtertere Bildung der Jugend, als die wichtigste aller menschlichen Angele-

gelegenheiten, am Herzen liegt, nichts anders als willkommen seyn kann. Rec. ist der Meinung, daß bey der großen Menge mittelmäßiger Jugendschriften, womit die fruchtbare deutsche Schriftsteller-Schaar uns überfluthet, nur vorzüglich gute ausländische Schriften übersetzt werden sollten. Zu diesen gehört aber die vorliegende keineswegs. Sie ist ebenfalls nichts, als Mittelgut, dergleichen jede Messe zu Dutzenden liefert. Daß sie in England die vierte Auflage erlebt hat, ist noch kein Beweis von ihrem großen Werthe. Man weiß ja, wie es auch in Deutschland damit geht. Ueberhaupt scheint die pädagogische Literatur in England noch eine Stufe niedriger zu stehen, als in Deutschland. Schriften, wie *Campe*, *Salzmann* u. a. für die Jugend geschrieben haben, möchten in England schwerlich anzutreffen seyn.

In diesen beiden Bändchen findet man Gespräche, kleine Schauspiele und Fabeln. Das erste Gespräch: *Ueber die Eiche*, handelt sehr ausführlich von dem Nutzen dieses Baums. Der Vf. meynt, daß die Eicheln (der gemeinen Eiche) noch jetzt in einigen Gegenden gegessen werden, jedoch nur in wärmern Ländern, wo sie wahrscheinlich süßler und überhaupt besser von Geschmack wären, als bey uns. Dies ist unrichtig. Die elsbaren Eicheln liefert eine ganz andere Gattung von Eichen, nämlich *Q. esculus*. Von den Dohlen heißt es S. 109., daß sie von den Krähen und Raben darin abweichen, daß sie kein Aas, sondern Samenkörner und Gras (?) fressen. Allein im Winter gehen sie allerdings auf Aas an. In dem zweyten Bändchen steht unter andern eine Anweisung in der Wissenschaft (?), Dinge von einander zu unterscheiden. Wir führen daraus ein Paar Stellen zur Bestätigung unsers obigen Urtheils an.

Vater. Sind denn alle Pferde einander gleich?

Karl. Ja.

V. Wenn sie sich alle einander gleich find, wie kannst du denn ein Pferd von andern unterscheiden?

K. Ganz gleich sind sie sich nicht.

V. Aber sie sind sich alle einander so gleich, daß du jedes Pferd leicht von einer Kuh unterscheiden kannst, nicht wahr?

K. Ja wohl, ja wohl.

S. 179.

V. Du erinnerst dich, hoffe ich, wie ein Thier, welches vier Füße hat, heißt, du hast das in deinen kleinen Büchern.

K. Ein Quadrupes, oder ein vierfüßiges Thier.

V. Ein Pferd ist also ein vierfüßiges Thier, dadurch unterscheiden wir es von Vögeln, Fischen und Insecten.

Man sieht, daß der Vf. kein Kenner der Naturgeschichte ist.

DRESDEN, b. Walther: *L'Art de connoître le monde et de s'y bien conduire*, par J. L. Hardy. 1803. Zwey Theile. 16 Bog. 8. (18 gr.)

Das Buch erschien schon im J. 1801. in Prag, und hat hier nur einen neuen Titel bekommen. Die pragmatische Anthropologie, denn eine solche soll es enthalten, hätte zwar nichts verloren, wenn es in lei-

ner Dunkelheit geblieben wäre; denn von dem Umfange dieser Willensschaft und der Art ihrer Behandlung unter den Deutschen, scheint Hr. H. keine Kenntniß gehabt zu haben; aber als Lesebuch für die Jugend kann es, wegen seiner leichten und gefälligen Schreibart, ganz nützlich seyn, und hierzu bestimmte es auch der Vf. vorzüglich. Im ersten Theile wird zuvörderst von der Selbstkenntniß und deren Unentbehrlichkeit gehandelt, wo man freylich weiter nichts erfährt, als daß der Mensch schwach und arm geboren werde, daß die Gesellschaft ihm bey seiner Schwachheit zu Hülfe komme, daß sein größtes Geschenk die Vernunft und daß es wichtig und nothwendig sey, diese und die übrigen Vermögen auszubilden. Hierauf folgt eine Beschreibung der vier Temperamente, auf dritthalb Seiten; dann eine Schilderung von 47 Charakteren, des Argwöhnischen, Ehrgeizigen, Hochmüthigen u. f. w., und zuletzt eine Anweisung zum guten Betragen, die von jungen Personen besonders gelesen zu werden verdient. S. 92. werden diejenigen getadelt, die an Andern Dinge lächerlich machen, die sie sich doch selbst nicht geben konnten. Unter diese rechnet der Vf. außer der körperlichen Gestalt und dem Wuchs auch die *Gesten* und *Manieren*, die doch nicht, wenigstens nicht durchaus, zu jenen Dingen gehören. Den zweyten Theil nehmen 29 Beschreibungen einzelner Zustände und Verhältnisse im bürgerlichen und geselligen Leben, mit eingewebten Vorschriften, wie sich der Mensch darin zu benehmen habe, unter folgenden Ueberschriften ein: *de l'homme considéré dans son enfance, de la jeunesse, du mariage, des pères et mères, des parens, des amis, des ennemis, des maîtres, des domestiques, des voisins, des bienfaiteurs, de l'obligé, des instituteurs, des élèves, des grands, des subalternes, des courtisans, des militaires, des ministres de la religion, des savans, des artistes, des médecins, des malades, des pauvres, des opprimés, des débauchés, des magistrats, des négocians, des laboureurs*. Erschöpft ist dadurch das ganze Feld der menschlichen Zustände und Verhältnisse noch nicht, und obgleich oft auf sittliche Denkungsart gedrungen wird, so geschieht es doch nur im Allgemeinen; an einer populären Pflichtenlehre fehlt es hier, so wie an einer Anleitung zur Kenntniß der menschlichen Gemüthsvermögen, ganz, und der Vf. könnte sie in einem besondern Bändchen wohl noch nachholen.

1) SCHNEFFENTHAL, im Verlage der Buchh. der Erziehungs-Anstalt: *Konrad Kiefers Bilderbüchlein*, herausgegeben von C. G. Salzmann. — Zweytes Heft. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) NÜRNBERG, b. Schneider u. Weigel: *Zweymüßiges naturhistorisches Bilderbuch*, ein Weihnachtsgeschenk für Söhne und Töchter, von J. M. Beckstein. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nr. 1. bezieht sich auf den zweyten Theil von *Konrad Kiefers ABC- und Lesebüchlein*. Hr. S. sagt in

in der Vorrede von dem Gebrauche dieser Bilder unter andern, man solle bey Erklärung derselben den Kindern nicht trocken erzählen, sondern Menschen und Thiere redend einführen, ihre Stimmen nachahmen, ihre Handlungen durch Mienen und Bewegungen der Hände und Füße ausdrücken. Sollte diese Herablassung zu den Kindern nicht zu weit getrieben seyn? — Die Kupfer sind nur mittelmäßig,

sowohl was die Zeichnung als den Stich betrifft. Die Figuren sind steif und zum Theil von andern Kunstwerken copirt; die Thiere ohne Natur und in ihren Gelenken und Stellungen größtentheils verdreht. Am erträglichsten ist noch die Landschaft.

Nr. 2. ist nichts anders, als ein Auszug aus *Becksteins* getreuen Abbildungen naturhistorischer Gegenstände.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**STATISTIK.** *Ansbach*, b. Häußens W.: *Ueber den Begriff der Statistik*, ein historisch-kritischer Versuch, von M. Georg Friedrich Daniel Gößl, Professor der Geschichte und Philosophie (an dem Gymnasium zu Ansbach) und Schloßbibliothekar. 1804. 7 Bog. 8. — Ganz gewiß hat der Vf. dieser Schrift bey ihrer Bearbeitung noch nichts von einer ähnlichen gewollt, welche kurz zuvor Hr. Ritter und Hofrath von Schlözer zu Göttingen unter dem Titel: *Theorie der Statistik* u. s. w. herausgegeben hatte, ob sie gleich vom 20. April, die feine aber vom 1. Junius 1804. datirt ist. Denn löst würde er sicher ihrer erwähnt und Rücksicht darauf genommen haben, da Hr. Schl., wie schon der Titel *Theorie* erwarten läßt, und der Angensein es bestätigt, ausführlich über den Begriff der Statistik kritisiert, folglich zu bestimmen sucht, was dieser zwar neuen, aber unentbehrlich gewordenen historischen Wissenschaft angehört, oder nicht.

Nach Darstellung der mit diesem Geschäfte verbundenen Schwierigkeiten und dessen Nützlichkeit, erzählt Hr. G. erst, unter Anleitung *Siebenkeesens* (in *Meusel's* hist. liter. bibliograph. Magazin) und *Meusel's* (in dessen Leitfaden zur Geschichte der Wissenschaften) die Schicksale der Statistik, kommt hierauf (S. 23 ff.) auf die Angabe und Beurtheilung der Begriffe und Plane einzelner statistischer Lehrbücher, von *Conring* an bis auf *Meusel*, und fügt dann noch die Einrichtung zweyer musterhaften Specialstatistiken bey, nämlich *Gadebuschens* schwedisch-pommerischen Staatskunde und *Schneidawinds* statistischen Beschreibung des ehemaligen Hochstifts Bamberg; welcher letztern er den meisten Beyfall giebt, weil sie seinen Ideen am nächsten kommt. Ihnen zufolge soll alles, was zur Staatengeschichte, Geographie; Topographie, Völkerkunde, Staatsrecht und Politik gehört, aus ihr verbannt werden. In Ansehung der Geschichte, Topographie und Politik wird man ihm gerne beytreten; nicht so aber in Rücksicht auf die übrigen Wissenschaften; Notizen oder Materien derselben sind zu stark mit dem Wesen der Statistik verwebt, als daß man sie füglic von trennen könnte. Sie wird immer ein Aggregat empirischer Sätze bleiben, aber dennoch ihre wissenschaftliche Einheit behaupten, wenn sie von jenen Disciplinen nur das aufnimmt, was sich auf ihre Oekonomie unmittelbar bezieht. Hr. G. sieht zum Theil selbst ein, daß dies nicht ganz zu vermeiden ist. Was z. B. die *Geographie* betrifft: so entlehnt er von ihr S. 91., wo er anfängt anzugeben, was seiner Meinung nach in die Statistik gehört, die Nachrichten von der Lage, Größe, Grenzen und Eintheilung der Länder. Bey Erwähnung der Grenzen fügt er zwar hinzu: „nicht nach Naturlinien, wie die Geographie, sondern nach den benachbarten Staaten u. s. w.“ Aber, ist denn dies nicht auch ein Geschäft der Geographie? *Völkerkunde*, ein vielsinniges Wort, kann gar nicht von der Statistik abgefordert werden. Unserer Einsicht und Ueberzeugung zufolge muß der Statistiker durchaus und hauptsächlich die Le-

bensarten, Sitten und Gebräuche des Volks, dessen Verfassung und Kräfte er beschreiben will, so weit sich thun läßt, schildern. Daher kann auch Hr. G. (S. 102.) nicht umhin, zu sagen: „Die Völkerkunde ist der Statistik näher, als selbst die Geographie verwandt.“ Ueberhaupt hält es Rec. für überflüssig, eine eigne Wissenschaft aus der Völkerkunde zu machen, in seinen Augen ist sie ein recht wesentlicher Bestandtheil der Staatskunde. „Sie schildert, sagt der Vf., die häusliche, wissenschaftliche, religiöse und politische *Cultur*; die Statistik führt bloß die *Anstalten* dazu an, als Bestandtheile der Verfassung u. s. w.“ Wir zweifeln, ob irgend ein Statistiker ihm hierin beytreten werde. Mit dem *Staatsrecht* verfährt er ungefähr eben so, indem er S. 103. sagt: „Das Staatsrecht belehrt uns über die *Form*, die Statistik über die *Materie*; jene handelt von den Reichsgrundgesetzen, von der Obergewalt, ob sie einem Einzigen oder mehreren zukomme u. s. w. von der Erbschaft des Reichs, oder Wahl des Regenten, von der Krönung, Huldigung, Titel, Wappen, Hofstaat u. dgl.“ Uns deucht, sobald man zugiebt — und wer wird es in Abrede seyn? — die Statistik müsse die Verfassung der Länder darstellen: so müsse sie sich auf alle diese Materien einlassen. Ueberdies giebt es ja wohl Personen genug, die kein Staatsrecht verstehen und es auch nicht lernen wollen, aber wohl Statistik. Wer wird bey solchen das *Staatsrecht* als bekannt voraussetzen? Ja, Rec. wäre geneigt zu behaupten, daß dem Staatsrecht manche Materien, wie Hofstaat, Orden, Wappen, Titel, abgenommen und der Statistik eigenthümlich zugetheilt werden sollten.

Daß übrigens das unförmliche Wort *Statistik* wenigstens im Deutschen, aber schwerlich in andern Sprachen, gar füglic durch *Staatskunde* ausgedrückt werden könne, glaubte Rec. von jeher; und er ward neuerlich durch *Schlözer's* a. a. O. S. 3. in diesem Glauben bestärkt, indem es dort heißt: „*Staats-Kunde* ist verschieden von *Staats-Lere*, *Staats-Recht*, *Staats-Geschichte*.“ Man hat diesem nach nicht, wie Hr. G. zu verstehen giebt, Verwirrung zu befürchten, wenn man *Statistik* und *Staatskunde* für Synonyme gelten läßt. Wenn übrigens Hr. G. diese Wissenschaft (S. 88.) durch *Darstellung der gegenwärtigen Verfassung eines Staats* definiert: so ist sie in unsern Augen weit passender, als die allzuweite Achenwallische Definition, der auch *Schlözer* (S. 37.) beytritt, nach welcher die Statistik eines Landes, und Volkes der *Inbegriff seiner Staatsmerkwürdigkeiten* seyn soll. Am passendsten scheint uns diejenige zu seyn, die der dritten Ausgabe der *Meuselschen* Statistik vorgelegt ist, daß sie nämlich die wissenschaftlich geordnete Darstellung von der Beschaffenheit und Verfassung der Staaten sey.

Auf alle Fälle verdient die Gößliche Schrift Aufmerksamkeit, indem der Selbstdenker und geübte Schriftsteller aus ihr hervorleuchtet.

## Berichtigung.

Nr. 100. S. 136. Z. 17. ist statt *Pharmacop. Viennens.* zu lesen *Pharm. austriaco-provincialis.*

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 8. Junius 1805.

## P Ä D A G O G I K.

MÜNCHEN: Lehr-Plan für alle kurfürstlich-bayerischen Mittel-Schulen, oder für die sogenannten Real-Klassen (Prinzipien), Gymnasien und Lyceen u. s. w.

(Fortsetzung der in Num. 154. abgebrochenen Recension.)

Aber muß denn nicht in den Schulen Alles gelehrt werden, da die Schulen doch für Alle seyn sollen? Dieß ist ein neuer ungeliebter Gedanke, der über diesen ganzen Schulplan herrscht. So unverkennbar Allen gleiche Ansprüche auf Bildung zu stehen, so unglücklich ist der Einfall, in Einer Lehranstalt die Ansprüche Aller befriedigen zu wollen. Nur wenn man die Verschiedenheit der Zwecke, für welche die Einzelnen gebildet werden müssen, ganz vergißt, oder, was ungefähr eben so viel heißt, wenn man die unbestimmte Vorstellung von der allgemeinen Ausbildung der Menschen-Natur allein vor Augen hat, kann man auf den grotesken Plan verfallen, Eine Lehranstalt für Alle zu errichten. Wer nur an den einzigen Haupt-Unterschied der körperlichen und geistigen Geschäfte der Menschen dünkt, dem kann das Unzweckmäßige und selbst Widersprechende jenes Planes gar nicht entgehen. Die bloße Erwähnung dieses Unterschiedes macht es einleuchtend, daß die Bildungs-Anstalten nach demselben sich auch in zwey Hauptklassen theilen müssen, die abermals keineswegs bloß dem Grade nach, sondern *specifisch* verschieden sind. Für beide Classen wird gleich schlecht gesorgt, wenn Eine Anstalt für beide anpassend gemacht werden soll. Wer zur Handarbeit (sey es nun durch seine Natur, oder durch seine äußere Lage, oder auch durch willkürliche Einrichtungen) bestimmt ist, bey dem muß die Bildung auf die besondern Kenntnisse und Fertigkeiten gerichtet seyn, die zu seiner Arbeit erforderlich sind. Warum soll nun ein Anderer, zur Geistes-Arbeit bestimmt, zu welcher er ganz andre Kenntnisse und Fertigkeiten bedarf, mit jenen ihm ganz fremden und entbehrlichen Uebungen seine Zeit verlieren? So muß dann nothwendig jeder wechselseitig durch die Uebungen des Andern in seiner eignen Ausbildung gehindert werden. Diese wunderliche Verwirrung richtet aber der vorliegende Lehrplan in der That an, der einen und denselben (an sich schon sonderbar genug zusammen-gesetzten) Lehrstoff dadurch noch zweckwidriger macht; daß er ihn für alle Lehrlinge ohne Ausnahme bestimmt. Wie bewährt sich doch auch in diesem Punkt die gesündere Ansicht, welche unsre Urväter in der Einrichtung ihrer Lehranstalten gelehrt

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

hat! Hätte der Vf. doch der alten Eintheilung in *deutsche und lateinische Schulen* gründlicher nachgedacht, ehe er sich einfallen ließe, sie nach seiner oberflächlichen Eintheilung in *Elementar-, Mittel- und Gelehrten-Schulen* umzuwandeln. In dieser unglückseligen Umwandlung, die nichts als Mißgeburten zum Vorschein zu bringen vermag, liegt das Grundverderben dieser ganzen neuen Schul-Organisation. Jener alten Eintheilung in lateinische und deutsche Schulen lag in der That der mehr oder weniger deutlich gedachte *Art-Unterschied* zwischen *Bürger* und *Gelehrten*, oder, wenn es richtiger ausgedrückt werden soll, zwischen der Bestimmung zu körperlichen oder geistigen Geschäften, nach dem gemeinen Ausdruck *Hand- und Kopf-Arbeit* genannt, zu Grunde. Da durch jene Abtheilung die heterogenen Theile gesondert, die homogenen vereinigt waren, so konnten beide zweckmäßiger behandelt werden. Daß sie allerdings beide oft nicht zweckmäßig behandelt waren, wird damit nicht geläugnet. Aber war die Verbesserung ihrer Einrichtung (zumal wenn dabey über so bedeutende Geldsummen zu gebieten war) nicht um vieles leichter, als es in Kurzem seyn wird, die Verwirrung zu heben, die jetzt durch diesen Schulplan angerichtet wird, der jene weiße Abtheilung ohne allen Grund durch einander wirft? Was in aller Welt soll doch dabey herauskommen, daß nach dem neuen Plane alle Lehrlinge bis zu einem willkürlich angenommenen Zeitpunkt ihres Lebens durchaus einerley Unterricht erhalten, der dann bey einigen, ohne daß sich einsehen läßt, woher und warum, plötzlich ganz abgerissen wird? Soll jener weit ausgedehnte Anfangs-Unterricht etwa dazu abzuwecken, dem Talent, in welchem Stande es sich auch finde, volle Gelegenheit zur Entwicklung zu geben? Dieß scheint uns wenigstens der einzige vernünftige Grund, der sich dabey denken ließe. Allein, außerdem, daß auch selbst diese Ansicht kaum etwas mehr wäre, als eine schwache Empfindley, indem man darauf wohl mit Grunde sagen kann: ein rechtes Talent wird nie ein Licht unter dem Scheffel bleiben, es brennt sich durch, und das Licht, das zu schwach ist, sich eine Oeffnung zu verschaffen, wird doch an seiner Stelle wohlthätig leuchten; — außerdem hat die alte Einrichtung allen Ständen die leichte Gelegenheit angeboten, für die hoffnungsvolleren Kinder die lateinischen Schulen um ein sehr mäßiges Geld zu benutzen, während vielmehr jetzt erst manches Talent, das sich mit seinem Feuer durch die armselige Lehrplans-Anstalten durchbrennt, von der Entwicklung dadurch ausgeschlossen wird, daß ihm

Cccc

die



die wirklich großen Summen nicht zu Gebot stehen, die ein dreyjähriger Cursus auf einem Gymnasium in einer ihm fremden Stadt nothwendig macht. Auch dürfte man abermals nur die sogenannten deutschen Schulen besser einrichten, als sie bis jetzt (bloß weil um den unverantwortlich geringen Sold sich kein rechter Lehrer für sie finden konnte) eingerichtet waren: so würde selbst den niederen Bürger- und Volksclassen Gelegenheit genug gegeben seyn, Talente zu entwickeln. Aber bey dem Vf. hat sichtlich ein ganz anderer Grund dieses unzeitige Durcheinanderwerfen jener alten weisen Einrichtung bewirkt, nämlich abermals seine verworrene Vorstellung von Bildung der Menschheit. Er verwechselt diese offenbar mit gelehrter Bildung; wie man unläugbar daraus sieht, daß er die *Ausbildung* in seinen sogenannten *Gelehrten-Schulen* sucht. Da ihm nun in dieser Verworrenheit aller andre Unterschied verschwand, und ihn doch der falsche Enthusiasmus, für allgemeine Menschenbildung auch allgemein etwas anzuordnen, trieb, so wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er willkürliche Grad-Unterschiede festsetzte, und nun den Kindern aller Stände, um sie zu Menschen zu bilden, aus allen Büchern seines gelehrten Fachwerks etwas, nur in der Dosis oder Portion, wie ers selbst nennt, verschieden, verordnet. Etwas Abenteuerlicheres, als des Vfs. *Mittel-Schulen*, die er an die Stelle der alten *deutschen Schulen*, welche unfre eigentlichen *Bürger-schulen* sind oder doch seyn können, gesetzt hat, ist gewiß nicht leicht erfunden worden. Wir wollen jetzt nicht einmal von dem oben auseinandergesetzten Art-Unterschiede zwischen Bildung der Menschheit in dem Menschen und Bildung seiner Brauchbarkeit für die Welt sprechen; der Vf. mag sich durch jene Erinnerung wenigstens überzeugen, daß Vollproppen der Köpfe mit einem verworrenen Schwall gelehrter Kenntnisse keineswegs zur Bildung der Menschheit führe, noch dazu erforderlich sey: wir wollen hier bey dem noch näher liegenden Art-Unterschiede stehen bleiben, und den Fall annehmen, daß die Schulen sich lediglich darauf beschränken, die Lehrlinge brauchbar für die Welt zu machen. Wem muß nicht wenigstens der Unterschied auffallen, daß zu dem einen Theil der Geschäfte, die zu thun sind, mehr der *Körper*, zu dem andern Theile mehr der *Geist* als unmittelbares Instrument gebraucht wird, daß also, so bald die Individuen nicht beide Hauptarten von Geschäft zugleich mit Erfolg treiben können, unter ihnen selbst auch zwey Hauptklassen entstehen müssen, für welche, da sie zu wesentlich verschiednen Zwecken bestimmt sind, auch unmöglich einerley Vorbereitung tauglich seyn kann? Dem Vf. aber, nachdem er uns einmal die Tabelle (§. 1.)

Grundbildung	Fortbildung	Ausbildung
in	in	in
Elementar-	Mittel-	Gelehrten-schulen.

vorgezeichnet hat, fällt jene weit bedeutendere Verschiedenheit gar nicht mehr ein, und anstatt daß er den ersten Theil dieser höchst dürftigen und doch zugleich logisch unrichtigen Eintheilung allenfalls auf

jede der beiden Hauptarten von Schulen, auf Bildung für Kopfarbeit und Bildung für Handarbeit besonders hätte anwenden können (wiewohl es der armseligen Erinnerung, daß in beiden Arten von Uebung bey den Elementen angefangen werden müsse, und man, wo möglich, nicht auf halbem Wege stehen bleiben solle, kaum bedurft haben würde!); — anstatt dessen mengt er den *Art-Unterschied* ganz durch einander, und macht nach dem oberflächlichen *Grad-Unterschiede* die Eintheilung der Schulen in Elementarschulen, Mittelschulen, Gelehrten-schulen! — Natürlich müssen nun seine Schulanstalten für beide Hauptklassen gleich zweckmäßig werden. Der zur gelehrten Bildung bestimmte Zögling, wenn wir uns jetzt in ihm nicht einmal den eigentlichen künftigen Gelehrten, der für die freye Bildung der Wissenschaft oder Kunst selbst etwas Bedeutendes leisten soll, denken, sondern nur den Geschäftsmann der höhern Klasse, wie sie der Staat zu Gesetzgebern, Richtern, Geistlichen u. s. w. braucht, muß früh daran gewöhnt werden, in der innern Welt der Gedanken zu Hause zu seyn; er bedarf einer ganz andern Uebung, als der des Beschauens und Zergliederns und scharfen Auffassens der materiellen Gegenstände der Außenwelt: für ihn ist jede, auch die kleinste, Portion mineralogischer, technologischer u. a. Kenntnisse höchst entbehrlich, und — wenn er sich nicht ohne Nachtheil seiner eigentlichen Aufgabe damit beschäftigen kann — höchst zweckwidrig; nicht zu gedenken, daß Einzelne, welche aus Neigung oder besonderer Veranlassung einige Kenntnisse dieser Art zu besitzen wünschen, auch diese leicht in reifern Jahren sich erwerben können, ohne daß darum allein die so kostbare Schulzeit zersplittert werden müßte. Derselbe Fall, nur umgekehrt, tritt bey der andern Hauptklasse ein. Der Zögling, der dazu bestimmt ist, auf die Außenwelt zu wirken, bedarf für seinen Zweck Uebung im richtigen Auffassen der äußern Gegenstände und ihrer mannichfaltigen Verhältnisse zu ihren Umgebungen: für ihn ist jede Uebung zweckwidrig, die seinen Blick mehr auf die innere Welt der Gedanken, als auf die äußere Welt der Gegenstände richtet. Wenn nun der Lehrplan beide in eine und eben dieselbe Schule zusammenzwängt, so muß nothwendig der eine oder der andere Theil, oder — was noch wahrscheinlicher ist — es müssen beide Theile verwahrloset werden. Das Letztere ist auch wirklich der Fall. Zwar scheint es auf den ersten Anblick des Planes, als träte der Nachtheil ganz allein die Gelehrtenklasse, indem die so unläugbar zweckmäßige und unentbehrliche Uebung der sogenannten gelehrten Sprachen und der ganzen classischen Literatur ganz und gar vernachlässigt (denn das muß der Erfolg seyn bey den ärmlichen Anstalten, die der Plan für dieses von jedem Sachkundigen für eben so ausgedehnt als reichhaltig erkannten Studium, als wie für eine bloße Nebensache, getroffen hat), und dafür einerseits durch eine unabsehbare Menge materieller Gegenstände verdrängt ist, andererseits gar — durch Studium der *Philosophie* ersetzt werden soll.

Was mögen das für Gelehrte, d. h. hier zunächst immer, für Geschäftsmänner der ersten Classen werden, die zwar verstehen gelernt haben, wie der Weber die Leinwand macht, dafür aber nicht einmal ein grammatisches Gesetz deutlich zu denken und sich scharf einzuprägen gewöhnt ward, und eben darum es auch mit dem Codex, den er ohnehin wegen verkümmert Grammatik nur aus der Uebersetzung des Professors lernt, wie mit seiner Grammatik hält. Aber, es ist noch schlimmer. Auch jenes, womit er die Zeit für seine eigentliche Vorbereitung verkümmert, lernt er nicht einmal recht, oder er vergißt es in der Folge wieder, und so müssen wir Gelehrte erhalten, die eben so wenig einen Rock zu verdienen, als nach der ehemals gehörten, längst wieder vergessenen, Schul-Technologie zu verfertigen verstehen; außerdem, daß eine sogenannte Bildungs-Anstalt, welche selbst die zur Geistesbildung vorzüglich bestimmten Individuen mit sogenannten Sachkenntnissen überhäuft, so weit es in ihrer Macht liegt, jede freyere Bewegung des Geistes, jeden wahren Enthusiasmus für das wahrhaft Menschliche, jede Fähigkeit und jede Empfänglichkeit für das Schöne und Gute, unterdrückt, also die Menschheit in ihrem edelsten Keime verbildet. Gleichwohl zeigt sich bey näherer Ansicht, daß die niederen Classen (für welche der Lehrplan eine ausgezeichnete Vorforge zu treffen scheint) in demselben nicht weniger verwaorloßt sind, als die Gelehrten-Classe. Hier nämlich ist ein anderer Haupt-Unterschied, dessen Vernachlässigung die Tabellen des Vfs. unbrauchbar macht, übersehen, der sich dem Vf. mit Gewalt aufdringen sollen, als er den Umkreis seiner Mittel-Schulen durch willkürliche Festsetzung eines gewissen Alters bestimmte, und dabey die Grausamkeit beging, ausgenommen die Gelehrten, alle andern Stände von der *Ausbildung* der physischen, intellectuellen und moralischen Natur des Menschen (§. 1.) auszuschließen, und sie alle auf einen noch dazu ganz unbestimmten Punkt der sogenannten *Fortbildung* mit einem Male zu verlassen. Gerade die Menschen, die nach den Schuljahren durch ihren Beruf gezwungen sind, die Bildung ihres Geistes der Uebung ihres Körpers unterzuordnen, verdienen um so mehr eine sorgfältige Pflege ihres Geistes in den Schulen, wenn sie nicht ganz und gar verwildern sollen. Eben deswegen aber ist es um so unverantwortlicher, ihren Schul-Unterricht [theils mit gelehrten Gegenständen, an denen sie sich vergebens quälen, theils] mit materiellen Kenntnissen, die sie zum Theil in der Folge ohnehin wieder vergessen und auch niemals brauchen; zum Theil ohnehin durch ihr Berufsgeschäft und andre nothwendige Bedürfnisse kennen lernen müssen, zu überladen, und damit die so nothwendige Uebung ihres Geistes zu verhindern. [Die unsre *deutschen Schulen* in sogenannte *Real- oder Industrie-Schulen* umschaffen, beleidigen die Menschheit in den gesammten niedrigen Classen empfindlicher, als sie vielleicht selbst glauben. Wen sein Geschick dazu bestimmt hat, sein ganzes Leben mit der Materie zu kämpfen, der bedarf um so mehr

in der einzigen freyen Periode seines Daseyns, wo dieser Kampf noch nicht begonnen hat, in seinen Jugendjahren, eine Uebung des Geistes, die für sein ganzes übriges Leben nachhalte, und welche die Menschheit in ihm zu bewahren und zu bewahren allein vermag. Der Vf. wird dieß nicht auch ein phantastisches Ideal nennen wollen.] Es würde nicht schwer seyn, auffallende Beispiele ganzer Ortschaften aufzustellen, in denen ein einziger Schulmeister einer deutschen Schule durch die Art, wie er bloß durch Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und Katechismus seine Schüler im Denken zu üben verstand, eine ganz verschiedene Geistes-Bildung unter den Einwohnern — bloßen Handwerkern und Bauern — bewirkte; was zugleich als ein Beweis gegen den Vf. galten kann, daß es zu diesem Zweck nicht auf die *multa* (die Lehrgegenstände), sondern auf das *multum* (der Lehrform) ankomme, und daß es zweckwidrig sey, die eigentlichen Schuljahre fast ausschließlich für materielle Lehrgegenstände zu bestimmen. Diefem Fehler aber wird dadurch nicht abgeholfen, daß der Lehr-Plan zu den materiellen Lehr-Gegenständen auch noch die gelehrten hinzusetzt, deren Behandlung nicht die freye Uebung des Geistes bewirkt, welche für die niedern Stände Bedürfnis ist, sondern nur eine eigenthümliche Richtung des Geistes, die in ihrer specifischen Verschiedenheit nur für die Classe gehört, deren besonderer Beruf gerade diese Fertigkeit fordert. Die aus dem aufgestellten Gesichtspunkt allein als zulässig anzuerkennende Einrichtung der eigentlichen Schulen für die niedern Classen muß schlechthin auf die Haupt-Rückficht gegründet seyn, sie als Anstalten zu Bildung der Menschheit in den Lehrlingen zu behandeln, für welche die Schule schlechthin die einzige Stätte ist, in welcher etwas zur Bildung des Bessern und Höhern im Menschen bey ihnen unmittelbar bewirkt werden kann. Die künftige Brauchbarkeit kann dabey nur eine ganz untergeordnete Rückficht seyn, die nur in so fern Statt finden kann, als sie dem höhern Zwecke nicht hinderlich ist.

(Der Beschlus folgt.)

## PHILOSOPHIE.

ERFURT, b. Rudolphi: *Neues philosophisches allgemeines Real-Lexicon* oder *Wörterbuch der gesammten philosophischen Wissenschaften* in einzelnen, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artikeln. Aus verschiedenen Schriftstellern gezogen von Joh. Christ. Lossius, Professor zu Erfurt. *Zweyter* Band. 1804 701 S. 8. (3 Rthlr.)

Da dieser *zweyte* Band, welcher die Buchstaben D bis K umfaßt, dieselbe Einrichtung wie der *erste* hat, die Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit des Werks aber erst nach der Vollendung beurtheilt werden kann, so könnten wir uns mit der Anzeige der erschiene- nen Fortsetzung begnügen, wenn nicht einige mit vor-

des Vfs., oder aus seiner Trägheit, eine befriedigendere Anordnung auch nur zu versuchen?]

- A. in so fern sie sich auf gewisse *Fertigkeiten* beziehen;
- B. in so fern sie sich auf *Thatfachen-Kenntnisse* beziehen;
- C. in so fern sie sich auf gewisse *Einsichten* beziehen;
- D. in so fern sie vornehmlich *formelle Hülfsmittel des Denkens und Lernens überhaupt* sind" u. s. w.

Und auf diese Eintheilung, aus *B. C. T. Natorp* abgeschrieben, in der That oberflächlich, und sogar von dem oberflächlichen Vf. als unbefriedigend erkannt, von ihm unter *A. und C.*, durch Verwandlung der bestimmten Bezeichnung in eine unbestimmte, noch oberflächlicher gemacht, ist also dieser Schulplan in seinem merkwürdigsten Theile gegründet! — Uebertroffen kann diese Partie von dem Vf. selbst nicht werden. Aber erreicht hat er sie beynah schon in der Beantwortung der ersten von ihm aufgeworfenen Hauptfrage S. 3.: *Wie viel sollen und dürfen solcher Mittel-Stufen oder Classen der Mittel-Schulen seyn?* Diese Partie ist für die Charakteristik des Ganzen zu merkwürdig, als das wir nicht auch damit unsre Leser noch besonders bekannt machen sollten. Erwarten unsre Leser etwa, das der Vf. diese Mittel-Stufen nach gemachten Erfahrungen, wie weit ein Lehrling von der Art, wie die Mehrzahl angenommen werden muß, durch Fleiß und Aufmerksamkeit in einer gewissen Zeit, mit Einrechnung gewisser zufälligen theils innern, theils äußern Hindernisse, gebracht werden kann, bestimmen werde? Sie irren sich. Einem so gemeinen empirischen Weg kann unser genialischer Vf. nicht nehmen; er bestimmt, wenn auch nicht *a priori*, doch von oben herab, die Zahl der Mittelstufen aus einem Heft der Psychologie in einer Declamation, die wir unsre Leser bitten müssen, ganz durchzulesen, da wir nur mit wenig Worten das Thema derselben hier angeben können. Hr. W. sucht seine Leser zu bereden, die Natur selbst mache bey den Knaben von ihrem 6ten bis zum 18ten Lebensjahre alle drey Jahre eine Krisis, und kündige dadurch *gleichsam* (ein Lieblingswörtchen des Vfs.) eben so viel neue Bildungs-Epochen und Unterrichts-Perioden an, und daraus zieht er die Folgerung: §. 14. „So hat also (dem deutlichen [??] Winke der Natur gemäß) der Knabe und Jüngling in vier Triennien gleichsam *vier Stadia* zu durchlaufen, ehe er zur Gelehrten-Schule reift:

- das *erste* (das außer diesem Plan liegt), als *Elementar-Schüler*, 6 bis 9 Jahre alt [vom 6ten bis 9ten Jahr];
- das *zweyte*, als sogenannter *Real-Schüler*, 9 bis 12 Jahre alt;
- das *dritte*, als *Gymnasiast*, 12 bis 15 Jahre alt;
- das *vierte*, als *Lyceist*, 15 bis 18 Jahre alt."

Diese glänzende Deduction mag hier den Schluss machen. Wir hätten freylich über Einzelnes noch viel

auf dem Herzen; aber wir fürchten unsre Leser zu ermüden; und was nützt es auch, über Einzelnes richten, wo das Ganze untauglich ist? Mit dem V. find wir also fertig; er mag uns die Gerechtigkeitswiderfahren lassen, das wir die von ihm selbst (N. XX. der Oberdeutschen Allgem. Lit. Zeitung dieses Jahres) seinen Beurtheilern vorgeschriebnen Bedingungen nicht unerfüllt gelassen haben; wir haben seinen Plan *im Ganzen* aufgefaßt, ihn *ohne vorgefaßte Meinung* studirt, die *gute Absicht*, die ihn bey seiner Arbeit geleitet habe, nicht nur nicht mißkaunt, sondern sogar aus dem günstigsten Lichte darzustellen uns bemüht: zum Schlusse nehme er die ausdrückliche Versicherung von uns an, das unser strenges Urtheil nicht aus einem bösen Willen, sondern lediglich aus dem lebendigen Interesse für eine jeder Freunde der Menschheit heilige Angelegenheit gestossen sey.

Dasselbe Interesse wird uns rechtfertigen, wenn wir am Schlusse dieser Anzeige freywillig den Wunsch und die Hoffnung äußern, die wohlwollende Regierung, welche für das geistige nicht minder als für das leibliche Wohl ihrer biedern Unterthanen mit großem und rühmlichem Eifer sorgt, werde in ihrem Weisheit Mittel finden, den nicht zu berechnenden Nachtheilen vorzubeugen, welche nach unsrer innigsten Ueberzeugung aus der allgemeinen und strengsten Befolgung eines so sehr verunglückten Schulplans entstehen müßten. Sollte sie auch glauben, diesen Plan vor der Hand noch nicht ganz bey Seite legen zu können, so wäre doch schon nicht wenig gewonnen, wenn sie geschehen ließe, das besser unterrichtete Unterbehörden und einsichtsvolle Lehrer nach ihrem besten Wissen und Gewissen sich Abweichungen erlauben dürften. Das dadurch den obersten Behörden die leichtere Uebersicht des Ganzen in etwas erschwert wird, kann kein gegründeter Einwurf seyn. Die grössere Bequemlichkeit der Behörden kann bey weitem das Uebel nicht aufwiegen, welches allemal, und besonders, wenn es auf Menschenbildung ankömmt, entsteht, wenn man in einem großen, aus mehreren in mannichfaltiger Hinsicht verschiednen Provinzen bestehenden, Lande eine durchgängige Gleichförmigkeit in Anwendung selbst richtiger Grundätze, erkünstelt, oder gar erzwingt.

### ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ERFURT, b. Beyer u. Maring: *Predigten über Volksvorurtheile und Aberglauben in physischer und moralischer Rücksicht*. Von H. F. Rehm, Metropolitan zu Waldkappel im Hessen-Casselischen. Erste Sammlung. 1802. XIV u. 246 S. 8. Zweyte Sammlung. 1804. XII u. 290 S. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der Vf. ist gewiß ein sehr verdienstlicher Volkslehrer; er läßt es sich angelegen seyn, als Prediger zu wirken; er nimmt auf die Denkart und Sitten seiner Gemeindsgenossen bey seinen Amtsarbeiten Rücksicht; seine Vorträge sind fasslich und herzlich. Gleichwohl

zweifelt Rec., ob Hr. R. ein Schriftsteller für das größere Publicum sey: die größere Lesewelt ist strenger in ihren Forderungen als die gemeine einer Landstadt in Hessen; sie fordert Präcision der Begriffe; sie nimmt es mit der Darstellung der Gedanken genauer; sie ist schwerer zu befriedigen, ermüdet leichter, wird durch Nachlässigkeiten, Unbestimmtheiten, Inconsequenzen mehr beleidigt; wenn sie auch ein Buch in die Hand nimmt, das für die geringern Volksclaffen bestimmt ist, so will sie doch, daß es für diese Classen mit Fleiß geschrieben sey, und daß der Vf. seinen Gegenstand als ein Meister handle. Kaum wird diese Lesewelt der vorliegenden Schrift ein ausgezeichnet rühmliches Zeugniß ertheilen können. Zwar gefällt es, wenn Hr. R. in der Vorrede sich mit vieler Gutmüthigkeit an seinen noch abergläubischen Leser wendet, und zu ihm sagt: „Wenn du noch an Einwirkungen und Erscheinungen des Teufels glaubst, wenn dir noch vor einem Gespenste graut, wenn dich das Alp beunruhigt, wenn du auf Träume oder Wahrsager hältst, so komm und denke mit mir über diesen deinen Glauben nach; niemand weiß, was du jetzt glaubst, fürchtest oder hoffest; ich selbst weiß es nicht; du darfst dich also (vor mir) deines Glaubens wegen nicht schämen, du kannst ruhig prüfen, lesen und wieder lesen, bis du dich überzeugt hast.“ Auch ist mancher Aberglaube von Hn. R. glücklich bestritten und in seiner Blöße dargestellt worden. Allein man stößt doch auch auf manche Spuren von Flüchtigkeit, und man möchte beynahe sagen, daß der Vf. nicht über jedes Thema seiner Reden ganz reiflich nachgedacht habe. Schon die erste Predigt kann zum Beweise dieser Behauptung dienen. Hr. R. redet von dem Aberglauben, als von einer großen Sünde, und gesteht doch in der Vorrede, man könne beym Aberglauben ein frommer Mensch seyn. Wie unschicklich geht er zugleich in dieser Predigt von den Worten Davids aus: Gott sey nicht ein Gott, dem gottloses Wesen gefalle (und also habe er Mißfallen am Aberglauben)! Wenn er noch gesagt hätte: „Aberglaube ist dem Willen Gottes zuwider; denn Gott will, daß wir unsre Vernunft gebrauchen und verständig werden!“ Und: „Aberglaube verleitet zu mancherley Sünden und Ungerechtigkeiten!“ Auch ist der Vf. noch nicht recht mit sich selbst einig, ob er durchaus keinen Aberglauben zulassen oder noch mit einigem Aberglauben Nachsicht haben solle; dann er befreit in der ersten Sammlung S. 75 — 85. den zur Beschützung gewisser Arten des Aberglaubens oft angeführten Ausspruch: „Hilft es nicht, so schadet es auch nicht,“ und will, daß nur die Vernunft in allen Stücken gelte; in der zweyten Sammlung hingegen (S. 217.) scheint er die Vorurtheile noch schonen zu wollen, wenn die Sittlichkeit durch sie befördert wird. — Gegen die Dispositionen eines Theils dieser Predigten wären ferner begründete Einwendungen zu machen. Die zwölfte Predigt der ersten Sammlung hat z. B. zum Texte 1. Joh. 4, 1., und der Vf. disponirt so: „1) Glaube nicht alles und nicht jedem, sondern

prüfe die Geister! 2) Bilde deine Vernunft aus, ziehe sie zu Rathe, und folge ihrer Anweisung! 3) Vertraue auf Gott!“ Der Text führt aber zu folgender logisch richtigen Eintheilung:— 1) Die Gefahr, zum Irrthum verleitet zu werden, ist groß. 2) Sey also nicht leichtgläubig! 3) Sondern prüfe, ehe du etwas annimmst! — Der Vf. vergißt außerdem leicht, was er oft kurz vorher behauptet hatte, und setzt sich dadurch in Widerspruch mit sich selbst. Er sagt z. B. S. 23. der zweyten Samml., Simeon habe die künftigen Schicksale des Kindes Jesu geweissagt; S. 25. erklärt er aber ganz allgemein, die Zukunft sey dem Menschen verborgen. Hier ist zugleich zu bemerken, daß man allenfalls sagen kann, daß Simeon mit der Bestimmung des Messias bekannt gewesen sey; was für Schicksale aber das Kind Jesus, das er auf den Armen hatte, in der Folge haben würde, konnte Simeon natürlicher Weise nicht wissen, und natürlich soll doch, nach dem Sinne des Vfs., alles genommen werden. — Sodann schickt sich manches in diesen Predigten wohl für das mündliche Gespräch mit einzelnen Menschen, die einer solchen Erinnerung bedürfen, nicht aber für die Kanzel; es macht z. B. einen unangenehmen Eindruck, wenn Hr. R. S. 203. Samml. II. ausführlich beweist, warum es gut sey, wenn die Wäsche des Kranken oft verändert und gereinigt werde. Ueberhaupt erlaubt die Würde der Kanzelberedtsamkeit nicht, in Ansehung der Schilderungen, die man entwirft, zu sehr in das Einzelne hineinzugehn; und selbst der weniger Gebildete fühlt etwas Unschickliches und Plattes darin, wenn man ihm gewisse Dinge gar zu deutlich macht. Soll endlich Rec. von dem Stile des Vfs. noch etwas sagen, so muß er den Wunsch äußern, daß Hr. R. sich übe, gedrungenener zu schreiben, und das Gemeine in der Art, sich auszudrücken, sorgfältiger vermeide. Uebrigens wiederholt er: Es ist manches Gute in diesem Buche, und Hr. R. hat von den gewöhnlichsten Arten des Aberglaubens schwerlich eine unberührt gelassen; Religionslehrer werden also doch diese Schrift benutzen können, wenn ihr Beruf sie auffordert, den Aberglauben zu bekämpfen.

HALLE, in d. Renger. Buchh.: *Predigten über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, nach Hufeland'schen Grundsätzen*, von M. W. L. Steinbrönnner, Prediger zu Grosbodungen. 1804. XVI u. 464 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nicht die, in derbem Tone und in einer nicht überall zu billigen Kraftsprache geschriebene, Vorrede, in welcher der Vf. sein Unternehmen zu rechtfertigen sucht, sondern die Aufgabe an und für sich reizte den Rec. zur Lectüre des Ganzen. Die Lösung derselben ist in der That schwer, man mag auf die Schicklichkeit der Materie für die Kanzel, oder auf die Form und Einkleidung sehen, welche ihr Bearbeiter gewählt haben möchte. Hn. St. gebührt im Allgemeinen das Lob, er habe sich als einen, seines Gegenstandes mächtigen, verständigen Mann gezeigt, und ohne

ohne den theoretischen *Arzt* auf der Kanzel vorzustellen, Gesundheitslehren, in so weit es geschehen konnte, *gepredigt*. Auch ist zu seiner Ehre zu erwähnen, daß er die Rücksichten auf Religion, die er als Prediger zu nehmen hatte, nicht aus den Augen verlor, sondern geltend machte, wo er konnte. Im Ganzen ist aber die Ueberzeugung des Rec. aufs Neue befestigt worden, daß öffentliche Vorträge vor christlichen Gemeinden über Diätetik, Landwirthschaft u. dgl., wenn sie auch in Bezug auf religiöse Gefühle, z. B. der Dankbarkeit, der Bewunderung u. s. w. gehalten werden und den Anstrich und anderweitigen Zuschnitt einer Predigt haben, den Namen der Predigten dennoch mit Unrecht führen. So sind die gegenwärtigen Arbeiten erbauliche, nützliche, lesenswerthe und in vieler Hinsicht schätzbare Abhandlungen; aber sie führen den Menschen nicht in sein Inneres ein, verletzen ihn nicht in jene andächtige, religiöse Stimmung, die uns in einer Predigt ergreifen soll, und heben ihn nicht von der Sinnenwelt empör zu einer höhern Ordnung der Dinge, obwohl man dem Vf. zugestehen muß, er habe es nicht an Fingerzeigen darauf fehlen lassen. Die Predigt soll den Menschen vom Irdischen abziehen und in den Himmel, in eine Welt entrücken, die kein Auge gesehen hat. Man darf also der Gemeinde keine Uebersetzungen über den menschlichen Körper, oder über Gegenstände der Heilkunde halten, mögen sie in anderer Hinsicht noch so nothwendig und heilsam seyn, sondern muß sich des *Geistes*, des über sinnlichen Princip im Menschen bemächtigen, und, ohne jedoch in groben Mysticismus zu verfallen, den Zuhörer oder Leser im Gefühl seines höhern Daseyns selig machen. Nun kann man zwar diese geistigen Gemüths, diesen Aufschwung des Gemüths zum Uebersinnlichen an sinnliche Stoffe anknüpfen, aber sie so durchzuarbeiten und zu zerlegen, wie der Vf. es mit dem feinigsten gethan hat, wirkt nicht vortheilhaft auf das religiöse Gefühl, und raubt den Abhandlungen unausbleiblich den Charakter einer Predigt. Als Predigten hätten sie also weder angekündigt, noch gegeben werden sollen, und als solche muß Rec. sie nach seiner innigsten Ueberzeugung zu den mißlungenen Unternehmungen zählen.

Der Vf. hat diese Predigten *gehalten*. Für eine Landgemeinde, um nicht zu sagen, für jede Gemeinde starke Speise! Die Wörter organisch, elektrisch, magnetisch, Sauerstoff, Lebensproceß, Zellgewebe u. a. m. sind ja für einen populären Vortrag viel zu unverständlich. Mitunter vorzügliche, treffliche Stellen, z. B. S. 80. u. 125. Die Gebete sind nicht immer gelungen. Zuweilen steht das Amen am Schlusse der Predigt ganz am unrechten Orte. Am meisten verfehlt ist wohl S. 143.: „Und ihr unvernünftigen Mütter, was wird euch oft für eure unvernünftige Erziehung von euern Kindern selbst zum Lohne? Wenn auch kein lauter, doch oft ein leiser Fluch. Amen.“ Fast, wie

bey jenem Prediger in einem gewissen Fürstenthume, der mit dem Schulmeister ein Zeichen verabredet hatte; wenn der visitirende Landkircheninspector sich blicken lassen würde. Er war eben in der Schilderung des Zustandes der Verdammten begriffen. Der Inspector tritt ein. Geschwind brach er ab, und schloß mit den Worten: Dazu helfe uns Gott Allen. Amen.

NEUSTADT a. d. Orla, a. K. d. Vfs. u. in Commiff. b. Wagner: *Predigten an Fest- und Bußtagen und bey besondern Veranlassungen; nebst einigen Vorstellungsvreden*, von M. Joh. Gottfr. am Ende, Pfarrer und Superintendent zu Neustadt an der Orla. 1804. 327 S. 8.

Wenn man auf lichtvolle Ordnung und gute Gedankenfolge im Vortrage, eine edle und doch allgemein verständliche Sprache, reinen Stil und wohlklingenden Periodenbau sieht: so empfehlen sich diese Predigten sehr und verdienen Aufmerksamkeit; in mancher andern Rücksicht aber können wir sie noch nicht zu den vollendeten Mustern zählen. Den Gegenständen eine neue Ansicht abzugewinnen, scheint des Vfs. Sache nicht zu seyn; auch scheint er die Kunst einer sanften Rührung zu sehr zu vernachlässigen. Ueberdies sind die Hauptsätze der Predigten, so wie ihre Eintheilungen oft zu pretiös ausgedrückt, wie z. B.: „*Edle Entschliessungen der Christen, die am Morgen eines neuen Jahres (auch nicht richtig ausgedrückt) wichtigen und erwünschten Veränderungen hoffnungsvoll entgegen sehen. Von dem in unsern Tagen reger gewordenen Eifer, dem durch mancherley Veranlassungen so merkwürdig gesunkenen Ansehen des Schulstandes wieder aufzuhelfen. Von der erwünschten Entwicklung wichtiger Umstände, welche ein Religionslehrer bey dem Antritte und der Führung seines Amtes vorzüglich von der Zeit zu erwarten hat.*“ Wir wundern uns desto mehr hierüber, da der Vf., wie wir schon gerühmt haben, in dem Vortrage selbst sich lichtvoll und deutlich auszudrücken beflissen hat, und man nur selten auf zu lange Perioden stößt. Auch möchten wir behaupten, daß dadurch nicht gut für die Erbauung bey dieser Sammlung von Predigten gesorgt sey, daß zu viel Vorträge bey einerley Gelegenheit, fünf Predigten am Neujahrstage, eben so viel Bußtagspredigten und sechs Vorstellungsvreden aufgenommen worden sind. Doch vielleicht hatte der Vf. mehr seine Aptsbrüder als andere Leser vor Augen, und wollte jenen zeigen, wie gute Fest und Gelegenheitspredigten, zu welchen vorzüglich Vielen der Stoff mangeln soll, einzurichten sind. Eine andere vom Vf. selbst angegebene Absicht bey Herausgabe dieser Predigten ist so löblich, daß sie alle Kritik entwaffnen könnte. Es soll nämlich die Hälfte des Gewinns bey dem Verkaufe derselben zum Ankaufe neuer Gesang- und Schulbücher für die Armen zu Neustadt verwendet werden.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 10. Junius 1805.

## NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Levrault, Schöll u. Comp.: *Plantes équitoxiales*, recueillies au Mexique, dans l'île de Cuba, dans les provinces de Caracas, de Cumana et de Barcelonne, aux Andes de la Nouvelle Grenade, de Quito et du Pérou, et sur les bords du Rio-Negro, de l'Orénoque et de la rivière des Amazones. Par *Alexandre de Humboldt* et *Aimé Bonpland*. 1805. Tome I. Imperial-Folio (Erstes Heft. VII u. 7 S.) Mit zwey trefflich von Sellier gestochenen Platten.

Wir freuen uns, jetzt schon unsern Lesern von den ersten Früchten der denkwürdigen Reise Nachricht geben zu können. In der Vorrede spricht zwar der große Unternehmener jener Reise immer allein; aber mit der edlen Bescheidenheit, die wir sonst schon an ihm bewunderten, versichert er, daß *Bonpland*, sein Begleiter, den wichtigsten Antheil an den botanischen Entdeckungen auf dieser Reise habe. Mehr als 6000 Exemplare habe *B.* allein getrocknet und aufbewahrt, 6200 Arten untersucht und beschrieben; er selbst habe kaum den neunten Theil beschrieben. Mit eben dieser rühmlichen Unbefangenheit gesteht unser edler Landsmann jedem Naturforscher, der vor ihm einen Theil jener Länder bereisete, seine Verdienste zu; besonders aber dem Veteran *Mutis* zu Santa Fé de Bogotà und den Hnn. *Corvantes*, *Sesse* und *Mosind* in Mexico, welche nächstens eine Flor jenes Reichs herausgeben werden.

Die Vff. bemerkten sehr richtig, daß die Untersuchung gewisser Familien, welche die Natur in jenen tropischen Gegenden vorzüglich begünstigt hat, ganz besonders nothwendig sey. Palmen, Gräser und Kryptogamiten machen den größten Theil ihrer Sammlungen aus. Sie besitzen fast 400 Gräser, mehr als 150 Arten *Melastoma*, 88 Arten *Eupatorium*, 86 Arten *Molina*, 52 Calceolarien, 43 Eichen, 58 Psychoctrien, 40 Lobelien, 40 Ranunkeln u. a. m. Ohne sich an eine feste Ordnung zu binden; wollen sie die wichtigsten Arten in Heften bekannt machen, deren jedes folgende zehn Platten enthalten wird. In einiger Zeit werden sie eine kurze Uebersicht aller entdeckten Arten drucken lassen.

Den Anfang macht die Beschreibung der Wachspalme, *Ceroxylon audicola*, welche die Vff. auf dem Gebirge Quindiu in einer Höhe von mehr als 5400 Schuh über der Meeresfläche fanden, und die deswegen merkwürdig ist, weil ihre Rinde eine Menge festes Wachs ausschwitzt. Das Gewächs gehört in die  
A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

23te Linnéische Classe, hat zwölf Staubfäden und drey Pistille, und stimmt einigermassen mit der *Iriartea* (*flor. peruv.*) überein. Es ist die höchste unter allen Palmen, indem sie über 160 Schuh hoch wächst, und aus dem Gipfel ihre äußerst langen, gefiederten Blätter hervortreibt. *Vauquelin* hat die ausschwitzende Substanz untersucht, und außer etwas Harz alle Eigenschaften des Wachses darin gefunden.

Wir sehen mit Verlangen den folgenden Heften entgegen.

BERLIN, b. Schöppel: *Geognostische Untersuchungen über die Südbaltischen Länder, besonders über das untere Odergebiet*, von *E. F. Wrede*. 1804. 132 S. 8. 1 Kpfr. (16 gr.)

Mit Recht erklärt sich der Vf. gegen diejenigen, welche den jetzigen Zustand der Erdoberfläche von plötzlichen, ungewöhnlichen Revolutionen herleiten. Die Geogonie wird dann in ein bloßes Hypothesenspiel verwandelt, da hingegen, wenn man langsame, noch jetzt wirkende Ursachen voraussetzt, alles auf Beobachtung zurückgeführt wird. Er empfiehlt geognostische Untersuchungen in den Niederungen, welche man bis jetzt fast nur in höhern Gebirgen angestellt hat. Zuerst wird die Frage untersucht, ob die Geschiebe am Ausflusse der Oder und in der Nähe, von dort zertrümmerten Bergen herrühren, oder aus fernem Gegenden durch Wasserfluthen herbeygeführt wurden. Wären die Geschiebe die Ueberbleibsel von Gebirgen an Ort und Stelle, so müßten sie, sagt er sehr richtig, im Wesentlichen mit einander überein kommen, und man würde nicht die große Mannichfaltigkeit von Graniten in einem kleinen Raume finden, wie er sie auf der kleinen Insel Gristow und an andern Stellen beobachtete. Es ließe sich auch erwarten, daß um die großen Blöcke Trümmer von derselben Granitart, woraus der Block besteht, vorkommen würden, welches doch nicht der Fall ist. Daß solche große Massen vom Meere und dem Treibeise fortgeführt werden können, macht er höchst wahrscheinlich. Er enthält sich in dieser Schrift, die Gegenden anzugeben, woher diese Geschiebe herbeygeführt wurden (wie er in einer andern Schrift that); denn dieses erfordert eine sorgfältige Untersuchung der Geschiebe selbst, und nach den Untersuchungen, welche Rec. an den Küsten der Ostsee angestellt hat, muß man die nördlichen Gegenden, Schweden und Finnland, für das Vaterland derselben annehmen. Die südbaltischen Länder, fährt er fort, gehörten dem großen Meere an, wovon die  
E e e e Ost-

den. Er ist sehr reichhaltig an interessanten Materialien, und umfaßt sehr vieles, das zur eigentlichen Feldwirthschaft gerechnet wird. Im ersten Abschn. wird von der Vorbereitung des Bodens zum Anbau der Feldfrüchte gehandelt; im zweyten vom Getreidebau; im dritten vom Anbau der Handelsgewächse, und im vierten Abschn. von der Behandlung der natürlichen und künstlichen Wiesen, wie auch vom Bau anderer Futterkräuter. Alles ist ausführlich und ordentlich, manches vorzüglich gut abgehandelt. Rec. will nur einige Anmerkungen über einzelne Stellen beyfügen. Bey den perennirenden Unkräutern hat der Vf. den schädlichen *Attig*, *Nieder-Holder* (*Sambucus Ebulus L.*) vergessen, dessen Kraut zwar alle Winter verdorrt, aber in der Wurzel perennirt. Bey der Unterluchung des Brandes im Weizen und den angeführten zum Theil bewährten Mitteln dawider sagt der Vf.: „dafs man, da noch nicht ganz genau bekannt wäre, woher diese Krankheit entstehe, auch noch kein ganz untrügliches Mittel dagegen auffinden könne.“ Allein Rec. kann aus vieljähriger Erfahrung bey ganzen Fluren Weizen versichern, dafs, wenn man die S. 185. berührte Beize mit ungelöschtem Kalk recht anwende, man niemals in einer einzigen Aehe Brand finde. Man nimmt nämlich auf 25 Pfund wohlgereinigten Samen - Weizen zwey Handvoll frischen ungelöschten Kalk, der nicht

über drey Tage alt, wenigstens nicht zu Staub verfallen ist: stößt oder klöpft ihn körnig ungefähr Bohnen groß, und nimmt dazu eben so viel Asche und eben so viel gewöhnliches Küchenalz. Zuvörderst wird dann der Weizen eine Hand hoch ordentlich gelegt, sodann mit der Gießkanne begossen und durch und durch wohl genäset, der Kalk, die Asche und das Salz darüber gestreut und recht fleißig durch einander geschaufelt. Bey dem Schaukeln muß man darauf sehen, dafs jedes Körnchen etwas von dieser Beize bekommt. Sodann wird der Weizen wider die Wand, oder auf einen Haufen gesetzt. Dieses geschieht Abends, wenn man den folgenden Vormittag säen will, oder Morgens früh, wenn Nachmittags soll gesät werden, dafs er also 6 bis 8 Stunden höchstens, auf einander liegt. Fällt aber Regenwetter oder ein anderes Hinderniß ein, so muß er dünn auseinander gelegt, fleißig gewendet und getrocknet werden, sonst verbrennt der Weizen, wenn er länger beysammen bleibt. Ist er aber getrocknet, so hält er sich Jahr und Tag, und man kann ihn im folgenden Jahr (da er ohnedies nicht zum Genuss zu mahlen ist) hoher wieder aussäen. Er wird aufgehen, und vom Brand frey bleiben. — Das Kupfer stellt die Cooksche Säemaschine vor (S. 163.), wie auch die Säemaschine.

### KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. Fürth, im Bureau für Literatur: *Theoretisch praktische Anweisung über das (zum) Hiebfechten.* Ein Leitfaden für den mündlichen Unterricht, von Joh. Adolph Carl Rous, öffentlichem Lehrer der Fechtkunst an der Universität zu Erlangen. 1803. 88 S. 8. (10 gr.) — Der Vf. hat schon durch eine früher erschienene Anleitung, worin das Fechten auf den Stich abgehandelt wird (*Grundriß der Fechtkunst*. Jena 1798.), gezeigt, dafs er seine Kunst gründlich versteht und die Regeln derselben deutlich vorzutragen weiß. Das gegenwärtige Buch ist als zweyter Theil von jenem Grundriß anzusehn, und wird dem Liebhaber der Fechtkunst eben so nützlich und angenehm seyn. Die Anleitungen zu solchen Übungen, Fechten, Voltigiren, Tanzen, Reiten, haben größtentheils die Fehler, dafs die Regeln zu sehr vervielfältigt werden, dafs der Stil schlecht, die Anordnung unsystematisch, die Abbildungen unrichtig sind. Um so mehr muß man es als einen Vorzug anerkennen, wenn einmal ein gut geschriebenes Buch dieser Art erscheint. In der Einleitung zeigt der Vf. den Nutzen körperlicher Übungen überhaupt und der Fechtkunst insbesondere, belegt mit Stellen aus den beiden bekanntesten Schriften von *Gutsmuths* und *Vieth*. Den Nutzen körperlicher Übungen überhaupt wird wohl nicht leicht ein Vernünftiger abläugnen; was aber das Fechten insbesondere betrifft, so ist es gerade diese Übung, welche Einige verbannen wollen, weil Duelle gefährlich seyen, und diese dadurch befördert würden. Rec. fühlt keinen Beruf, Duelle in Schutz zu nehmen, glaubt aber, dafs das regelmäßig gelernte Fechten auf Stich und Hieb dieselben nicht befördert, sondern oft verhindert und minder gefährlich ma-

cht. Der Vf. giebt zuerst Regeln über die Wahl des Hauptpfeils und die gute Positur, sodann über die Hiebe selbst, das Pariren, die Finten, und über Hiebe mit und gegen das Tempo. Die Benennungen der Lagen der Hand, der Hiebe u. s. w. hat er beybehalten wie sie hergebracht sind, welches allerdings auch besser ist, als durch neue Terminologie Verwirrung zu veranlassen. Sonst verdiente unsers Erachtens allerdings die Kunstsprache im Fechten u. s. w. wohl eine kleine Reform. So würden die vier Hauptlagen der Faust, folgendermaßen nach der Lage der Schärfe der Klinge, oder, welches einerley ist, des kleinen Fingers am Gefäße, consequent bestimmt werden: *Prime*, Schärfe senkrecht aufwärts; *Secunde*, Schärfe horizontal nach der rechten Seite; *Tertie*, Schärfe senkrecht unterwärts; *Quarta*, Schärfe horizontal nach der linken Seite. Die Regeln scheinen uns selbst in diesem Buche, welches unstreitig zu den besten gehört, doch noch zu sehr vervielfältigt zu seyn. Uns dünkt, es ist damit, wie mit den Regeln der Grammatik: man muß dem Lehrlinge nicht zu viel Fälle vorlegen. Wollte man für jede Combination von Hieb, Parade und Nachhieb eigene Regeln geben, so würde man nicht fertig. Die Lektionen über Finten und Doppelfinten insonderheit sind sehr ausführlich, obgleich unsers Bedünkens die vielen Finten im Hiebfechten noch weniger brauchbar sind, als im Stosfechten. Dafs auf Cavallesiten besonders Rücksicht genommen ist, scheint uns sehr zweckmäßig. Einige gute Figuren hätten wir doch gewünscht, zumal da sie (die guten nämlich) in dergleichen Büchern immer noch selten sind.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 11. Junius 1805.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

JENA, b. Frommann: *Magazin für Prediger*, herausgegeben von D. Josias Fr. Chstl. Löffler. *Ersten Bandes zweytes Stück*. 1804. 354 S. 8. (1 Rthlr.)

In der Anlage, wie jetzt in der Fortsetzung dieses Magazins, zeigt es sich auffallend, wie groß der Unterschied sey: ob ein denkender Mann, ausgestattet mit allen zum gelehrten Theologen erforderlichen Vorkenntnissen und Vorübungen, sich der Anwendung der Theologie als Religionslehrer widme; oder ob Männer von gleich vorzüglichen Geistesanlagen, die aber entweder minder glücklich in jenen Vorbereitungen oder wohl gar von dem Vorurtheil, daß der sogenannte praktische Theologe bey den philologischen, historischen und philosophischen Vorübungen nicht über die Nothdurft zu verweilen habe, mißgeleitet waren, den Beschäftigungen des Religionslehrers sich hingeben. Nur bey Männern von der ersten Klasse zeigt sich auch in ihren praktischen Arbeiten jener sichere, und nicht bloß glückliche, Blick, welcher in zweifelhaften Fragen den Hauptpunkt trifft, und der entgegenesetzten Meinung erst volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, oft sogar neue Gründe leiht, ehe er eine andere als wahrscheinlicher aufstellt, jene Reife des Urtheils, welche ohne die vielfältigsten Vorübungen an gleichartigen und heterogenen Gegenständen nicht möglich ist, jene Gewandtheit, aus so mancher Frucht des gelehrten Forschers eine von Erkünstelung und Willkürlichkeit entfernte, geschmackvolle Anwendung zu ziehen, jene Reife, nicht aus schwacher Nachgiebigkeit entsprungene Liberalität, jede Untersuchung nach dem Grade von Erweislichkeit, welcher in dem bestimmten Fache erreichbar ist, zu schätzen und zu benutzen, und was dieser Vorzüge mehr sind, die dem ehrwürdigen Veteran, welcher dieses Magazin bis in eine hohe Stufe seines Alters fortsetzte, eben so gewiß als dem jetzigen erwünschten Herausgeber, und dem dafür sich thätigst interessirenden Mitarbeiter, D. Hufnagel, selbst der Neid nicht streitig machen kann. Und nur Männer von dieser Art, welche nach der Vielseitigkeit ihrer eigenen Geistesbildung das Vortreffliche gerne und ohne Furcht vor Beschämung um und neben sich sehen können, bringen auch das hervor, was uns in der Fortsetzung des Magazins eine der angenehmsten Erscheinungen war, daß nämlich mehrere der guten Mitarbeiter gerade aus der Gegend selbst sind, in welcher seit einer Reihe von Jahren Koppe und Löffler nicht bloß als Aufseher, sondern als

A. L. Z. 1805. Zweytes Band.

Muster auf die nachwachsende Generation gewirkt haben. Sogleich der erste Aufsatz: Einige Vorschläge zur Verbesserung der Sittlichkeit in Landgemeinen, von Hn. E. H. Göring, Prediger zu Eccardsleben im Gothaischen, zeichnet sich durch jene klare, feste, ruhige Ueberzeugungsart aus, in welcher Hr. L. mustermäßig ist. Den Eindruck dieses Aufsatzes vermehrt Hr. L. selbst durch einen Auszug aus der gleich empfehlenswerthen Schrift eines benachbarten Landpredigers, Hn. C. A. Härter's, über die öffentlichen und gemeinschaftlichen Vergnügungen der Landleute. Indem dieser Auszug eine Schrift voll nützlicher Vorschläge, durch deren Ausführung die Nerven eines Staats mehr als durch die einträglichste Secularisation gestärkt werden könnten, bekannter und hoffentlich um so wirkamer macht, ehrt sie zugleich den Vf., und wird gewiß für andere Amtsbrüder eine gerechte Aufmunterung. In den Anzeigen liefert Hr. Senior Hufnagel als Beytrag zu der *Bibliotheca Sacra* von Le-long und Masch die genauere Beschreibung des zu Frankfurt am Mayn befindlichen vierten bekannten Exemplars von einer mit Misalbuchstaben *fol. max.* gedruckten lateinischen Bibelausgabe ohne Jahrzahl. Sehr wahr und einer großen Ausdehnung fähig ist hieby die Bemerkung, daß der Predigerstand allerdings zu dergleichen gelehrten Beschäftigungen, für welche ein minderer Vorrath von Hülfsmitteln nebst dem die Einfamkeit wärenden Fleiß hinreichen, vornehmlich und durch geschickte Beyspiele zu ermuntern sey. Ueberdies weiß Hr. H. dem an sich trocknen Gegenstand durch anwendbare Nebengedanken und biblische Bemerkungen einen eigenen Reiz zu geben. So wird hier die Vermuthung ausgeführt, daß Genes. 39, 9. statt *לאלהי* zu lesen sey *לאלהי* wie sollte ich sündigen . . gegen meinen Herrn; in der beurtheilten lateinischen Bibelausgabe steht *et peccare in dominum meum*. Aus *לאלהי* sey *לאלהי* und aus diesem *לאלהי* entstanden. Ein Hauptgrund ist: „warum hatte fünfmal in den acht ersten Versen Gott den Namen Jehovah . . und nun doch gerade da nicht, wo, hätte Joseph sich auf „seinen Gott“ berufen wollen, offenbar Jehovah stehen müßte?“ Rec. aber sieht dies gerade als einen Gegengrund an. Erst durch Mose begann der Gebrauch des Namens Jehovah, Exod. 6, 3. 3, 15. der postmosaische Erzähler in Genes. 39, 9. konnte also wohl von Jehovah reden. Aber da er Joseph reden läßt, behält er das Costume und läßt ihn Elohim aussprechen. Sollte etwas so charakteristisch passendes eine bloße Correctur seyn? Noch mehr: hätte *לאלהי* im Text gestanden, so würde man nach dem fünfmal vorausgegangenen *יהוה* weit eher *יהוה* als

Ffff



als *אֲשֶׁר* dafür gesetzt haben. Endlich würde der Hebräer den Gedanken: *an* meinem Herrn sündigen, wahrscheinlich durch *אֲשֶׁר* ausdrücken; ist aber der Sinn: *gegen* d. h. *in Beziehung auf* . . . Gott, so steht *אֲשֶׁר* am schicklichsten. — Hr. L. setzt seine trefflichen Bemerkungen zu *Paulus* Commentar über die drey Evang. fort, und zwar diesmal über die sogenannte Versuchungsgeschichte, weil ihm „nicht leicht ein Abschnitt mit mehr Sorgfalt bearbeitet erschienen. . . und dieser bekanntlich den zu erklärenden Text am Sonntage *Invocavit* ausmacht.“ Ueber die Grundgedanken, welche nach *P.* auf alle Fälle in der Versuchungsgeschichte liegen, man mag sie von einem Teufel, oder teuflischen Menschen, oder als innere Gemüthsbegebenheit in Jesu erklären, hat Hr. L. eine sehr lehrreiche Predigt gehalten, welche S. 99 ff. mitgetheilt wird. Sie giebt das einleuchtendste Beyspiel, wie der aufmerksame Religionslehrer durch eine nicht nach der theologischen Dogmatik gemodelte Exegese eher an anwendbaren Materialien gewinne, als verliere. In der fortgesetzten Anzeige entwickelt und verstärkt (besonders durch die Parallele von Apostelgesch. 10, 9 ff. und durch die Bemerkung, daß Jesus sich auch sonst den Satan als aufmerksam auf das, was er thue, gedacht habe s. Joh. 14, 30.) Hr. L. fürs erste die von *Hn. P.* vorgezogene Erklärung durch eine Vision, betrachtet aber hierauf die ganze Erzählung nach sehr fein aufgefaßten kritischen Spuren, als eine den Evangelien erst durch eine Uebersetzung eingetragene spätere Dichtung von Judenchristen, welche das (bey Markus noch fast ganz rein angegebene) Factum, daß J. nach der Taufe sich, in der Wüste fastend und betend, weiter auf sein öffentliches, vom Täufer laut angekündigtes Wirken vorbereitet hatte, bald weniger! — wie bey Matthäus — bald mehr, wie bey Lucas, ins Sonderbare ausschmückten. Daher erkläre sich auch, warum der Evang. Johannes einer Merkwürdigkeit nicht gedacht habe, die doch, nach den andern Ansichten, aus Jesu Munde hergerührt hätte, und warum bey Lucas selbst die Ordnung der Versuchungen nebst vielen Nebenumständen in einer solchen Verschiedenheit gegen das bey Matthäus aufbewahrte stehe. *Rec.* gesteht, daß er von dergleichen Uebersetzungen der Evang. des Matthäus und Lucas jene kritische Wahrscheinlichkeit nicht gefunden hat, welche einigen andern achtungswerthen Forschern einleuchtend ist. Dagegen hält er im Evang. Johannis gewisse Spuren, nach denen der Vf. bey seinen Lesern das Evang. Lucas als bekannt voraus gesetzt hat, für sehr einleuchtend, und kann auch hierdurch (was aber wohl auf mehrfache Weise möglich wäre) sich das Stillschweigen des Johannes über die Versuchungsgeschichte leicht erklären. Die Verschiedenheiten zwischen Lucas und Matthäus in dieser Erzählung scheinen ihm leichter aus dem jeder mündlichen Fortpflanzung unvermeidlichen Schicksal einzelner Umänderungen erklärbar, als daraus, daß die Dichtung selbst von verschiedenen verschiednen gebildet worden seyn möchte. Im letztern Fall, denkt *Rec.*, müßten die Verschiedenheiten größter seyn, als wir

sie wirklich finden. Was aber die Hauptsache ist, so erscheinen die Grundsätze der drey Versuchungsgeschichten sogar nicht der Denkart jüdischchristlicher Apokryphendichter gemäß, daß sie wohl selbst für die ersten Freunde Jesu, wenn diese sie sich je hätten ausfinden wollen, zu rein, zu frey von Wundersucht, gewesen seyn möchten. Wären nicht gerade diese antijudaizirenden Grundsätze in diesen drey Geschichten die Hauptsache, so würde Hr. L. gewiß auch das Predigen darüber durch andere Gründe motiviert und durch andere Behutungsregeln geleitet haben, als er jetzt nöthig fand.

Die angezeigten Vff. der nach den Aufsätzen-folgenden Predigtwürfe, Catechisationen und Casuallreden sind, ausser dem Herausgeber selbst, die Herrn *Wittekopf*, *J. G. C. L.*, *Horstig* (durch Erfindung und heitere Ausführung sinnreicher Themen sich auszeichnend), *J. E. Troschel*, *B. C. L. Natorp*, *Kocher*, *F. B. Westermeyer*, *Kleinschmidt*, *Herzlieb*, *W. A. Teller*, *F. H. Gebhard*. Meist Namen, welche zum voraus dem Magazin Ehre machen, so wie unstreitig die auswählende Aufnahme eines solchen Herausgebers für die minder bekannten ehrenvoll ist. Am Ende macht *Hr. Hufnagel* Hoffnung, durch das Magazin seine (gefühlvolle) *liturgische Blätter* fortzusetzen, und giebt davon sogleich eine schöne Nachlese. Die *fünfte* Abtheilung enthält eine Nachricht über die Unterrichtsanstalten in dem Kurfürstenthum Baden, oder vielmehr über die in den Organisationsurkunden enthaltenen Pläne derselben, denen auch *Rec.* wegen des überwiegend vielen Guten die vollendetste Ausführung wünscht. S. 343. fiel uns die Verordnung auf: *dals* auf der Heidelberger Universität „in der kirchlichen Section *beständig* Dogmatik, Dogmengeschichte und Polemik, wofür drey Lehrstühle aus den drey christlichen Confessionen bestimmt sind, gelesen werden soll.“ Sollte eine perennirende Polemik der drey Confessionen an eben demselben Ort zur Union, oder auch nur zur Annäherung, das beste Mittel seyn? — Zum Schluss wird eine (negative) Entscheidung der Frage: dürfen *adoptirte* Kinder verstorbener Prediger auf die Einkünfte des Gnadenhalbjahrs Ansprüche machen, aus Kursachsen mitgetheilt.

LEIPZIG, b. Barth: *M. Christian Friedrich Schneiders Wörterbuch über die gemeinnützlichsten Belehrungen der Bibel*, das eben sowohl von jedem einzelnen Gegenstande derselben eine systematische Uebersicht giebt, als jeden dahin einschlagenden Ausdruck der Lutherischen Uebersetzung nach seinen mannichfaltigen Bedeutungen erklärt, fortgesetzt von *Joh. Christ. Friedrich Hempel*, des Pred. Amts Candidaten (jetzt Garnisonprediger in Altenburg). Dritter Theil. 1803. VIII u. 395 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Man darf sich durch den weitläufigen und vielversprechenden Titel nicht irre machen lassen. Das Buch ist in der That recht brauchbar, und man erhält keine löse Ware. Die Fortsetzung desselben ist einem Manne

Mann übertragen worden, der mit Fleiß und Umsicht gereinigte Exegese und geläuterte Religionsbegriffe verbindet. Hiervon kann man sich überzeugen, wenn man die Worterklärungen von Kind, Kennen, Licht, Lippe, Name, oder die Sacherklärungen von Leben, Jugend, Lasterhaft, Pflicht und mehrere, nachlesen will. Wie wenig aber die Behandlung selbst der reichhaltigsten und mit dem ersichtlichsten Fleiß bearbeiteten Artikel den stolzen Titel einer systematischen Ueberſicht rechtfertigt, fällt bald in die Augen. Ueberhaupt bietet sich bey Werken dieser Art häufig Gelegenheit zu einzelnen Bemerkungen und Ausstellungen dar. So hätte bey dem wichtigen Artikel „Pflicht“ das sehr selten in der Bibel vorkommt, bemerkt werden können, daß es gewöhnlich durch Gesetz, Gebot, Satzung, Wille Gottes, Schuldigseyn ausgedrückt werde. Als *Quelle der Lasterhaftigkeit* giebt der Vf. an: selbstverschuldeten Irrthum in der Religion. Aber die Bibel erwähnt ausdrücklich das Herz, die böse, verderbte Gesinnung. Vergl. Matth. 15, 19. *Leben* wird eingetheilt in irdisches und künftiges. Aber bot nicht die Bibel die erschöpfendere Eintheilung in leibliches, geistiges und ewiges dar? Hieran waren dann die metaphorischen Bedeutungen zu knüpfen, wo es für wirken, glücklich seyn u. s. w. gebraucht wird. Dergleichen Bemerkungen ließen sich in Menge machen, aber Rec. weiß aus Erfahrung, wie leicht über dem Sammeln und Aufschlagen und Nachlesen und Vergleichen dem Beobachter Punkte entfließen, die man bey freyem Geiste augenblicklich findet und auffast.

Rec. wünschte dieses nützliche Werk bey einer neuen Auflage nach einem andern Plane angelegt. Es müßte nach seiner Idee ein moralisches Handbuch seyn, in welchem jeder einzelne Begriff durch biblische Aussprüche erläutert, bestätigt und näher bestimmt würde. Was in das unmittelbare Gebiet der Sittenlehre gehörte, erhölet, auch wenn die Bibel nichts davon erwähnen sollte, hier seine Stelle, so wie umgekehrt jede biblische, oder positive christliche Belehrung aufgenommen würde, wenn sie auch der philosophischen Sittenlehre fremd wäre. Jeder einzelne Begriff nun würde erst unabhängig von der Bibel und der theologischen Moral, nach logischen Gesetzen gespalten, geordnet, und nach Ursachen, Folgen, Wirkungen, Verhältniß zu verwandten Begriffen u. s. w. bestimmt. Wäre dies geschehen, so würde er mit biblischen Ideen verglichen, und nun könnte man, was der Bibel und was der philosophischen Religions- und Sittenlehre angehörte, sondern und bemerklich machen. So wiese immer eins auf das andre zurück, und wir erhielten ein wirklich brauchbares, systematisch geordnetes, dem Prediger und Katecheten gleich nothwendiges Handbuch der biblischen sowohl als philosophischen Sitten- und Religionslehre, das durch zweckmäßige angelegte Register die gewöhnlichen Concordanzen entbehrlich machte. Freylich ein Werk, das auch bey den besten Hülfsmitteln den Geschicktesten, Gewandtesten und Fleißigsten Jahre lang beschäftigen würde.

### BIBLISCHE LITERATUR.

BREMEN, b. Seyffert: *Des Propheten Jesaias perspektivisches Zeitengemälde*, oder Trostbuch für das Volk Gottes im Auszuge. Nebst zwey Beylagen: Trostgesang und hebräischer Trostbrief an die jüdische Nation, von *Johann Caspar Velt-husen*. 1803. 148 S. 8. (12 gr.)

Irrt Rec. nicht, so versteht der Vf. unter dem un-bequemen Ausdrucke *perspektivisches Zeitengemälde* dasselbe, was man sonst deutlicher Weissagungen nennt, und hat daher aus dem Jesaias dasjenige übersetzt, welches er als solche Weissagung von den künftigen Schicksalen der jüdischen Nation, dem Messias u. s. w. ansieht. Darüber zu streiten, würde vergebene Mühe seyn, weil ein jeder seine besondere Ansicht oder Erklärung hat: allein zu bedauern ist es, daß der Vf. die Stellen des Jesaias nicht angegeben, und daß er überhaupt nichts zur Vertheidigung seiner Ansicht, so wie zur Rechtfertigung seiner Uebersetzung gesagt hat. Es bleibt daher das Ganze kaum einer Recension fähig, eben deswegen, weil es planlos in die Welt geschickt ist. Rec. ist geneigt, es zu den philologischen Zeitarbeiten des gelehrten Vfs. zu rechnen, fürchtet aber, daß andere eine härtere Benennung wählen dürften. Die Uebersetzung selbst läßt sich recht gut lesen; nur scheint sie dem Rec. etwas zu frey. Auch kann er, in so fern sie erklärend ist, nicht immer damit übereinstimmen. Indessen läßt sich auch hierüber nicht streiten, weil der Vf. keine Gründe angegeben hat. Das Einzige, was dem Rec. übrig bleibt, ist, eine Stelle der Uebersetzung des Vfs. zur Probe herzusetzen, und die seinige, die er für richtiger und dem Original getreuer hält, darauf folgen zu lassen, damit das sachverständige Publikum selbst ein Urtheil darüber fälle. S. 21. übersetzt Hr. V. die Stelle Jes. 42, 1—4. (denn Rec. glaubt sie auch ohne nähere Anzeige getroffen zu haben) auf folgende Weise:

Seht! dort tritt Er auf, der meinen Entwurf einst hinaus führt,  
Den ich unter allen hervor zog, der innigst Geliebte!  
Auf ihm ruhet mein Geist. Mein Gesetz wird er kund thun den Völkern.  
Nicht laut auf den Gassen (?) erheben die Stimme, das Rohr nicht  
Das sich bieget; zerdücken, nicht tödten (?) die glimmende Flamme.  
Kund thun wird er mein Recht genau nach der Wahrheit den Völkern,  
Muthvoll, doch nicht hervor sich drängend. Er gründet ein Denkmahl,  
Mein Gesetz auf der Erd'. Auch bauen am äußersten Weltmeer  
Künftig die Völker ihr Heil auf seine tröstende Lehre.

Die Uebersetzung des Rec. ist dagegen folgende:

Seht meinen Diener, meine Stütze dort,  
Den Auserköhren, der mir wohl gefallt.  
Ich senke meinen Geist auf ihn herab,  
Daß er das Recht den Völkern spreche.  
Er soll nicht schreyen, soll nicht rufen,  
Nicht tönen lassen auf den Straßen seinen Laut.

Soll nicht zerbrechen das zerknickte Rohr,  
Den schwachen Docht nicht ganz verlöschen.  
Aufrichtig soll er sprechen Recht,  
Soll nicht ermüden, nicht ermatten,  
Bis er das Recht im Lande festgestellt.  
Dann harren ferne Küsten seines Unterrichts.

Der Trostgesang gefällt dem Rec. weniger, wo er gereimt ist, und er glaubt auch, daß Nie Juden keinen vollen Geschmack daran finden werden. Man muß schon lange an die christlichen Gesangbücher gewöhnt seyn, wenn man an Stellen, wie folgende, Wohlgefallen finden soll:

Mir heilig waren die Gebeine  
Der Frommen: ewig bleibt ihr meine,  
Sprach ich, wenn gleich in Staub gestreckt.  
Frohlockend werden meine Frommen —  
Sie schlummern nur — einst wiederkommen,  
Zum neuen Leben auferweckt.

Der hebräische Trostbrief an die jüdische Nation wurde schon vor einigen zwanzig Jahren gedruckt, als *Dohn's* berühmte Schutzschrift für die Juden heraus kam, und ist hier bloß wieder abgedruckt. Weil er aber ohne Punkte nicht allen leserlich seyn möchte; so hat sich der Vf. die peinliche Mühe gegeben, die Aussprache mit lateinischen Lettern voran gehen zu lassen. Dieser mühseligen Arbeit hätte er aber in der That überhoben seyn können. Wer nicht so geübt im Hebräischen ist, daß er diesen leichten Brief ohne Punkte lesen kann, der wird sich durch die Aussprache mit lateinischen Lettern eben so wenig zu orientiren wissen. Für diesen hätte es vielmehr der Punkte selbst bedurft. Dagegen ist für die Geübteren beides überflüssig. Zuletzt sucht Hr. V. noch dem Verdacht zu begegnen, als wenn er darauf ausgehen wolle, die Juden zu christlichen Profelyten zu machen, und legt bey dieser Gelegenheit einige schöne Grundsätze der Toleranz an den Tag; zeigt sich aber auch zugleich als einen Gegner des Indifferentismus. Uebrigens ist diese Schrift dem Herzog von Cambridge dedicirt.

### SCHÖNE KÜNSTE.

ARNSTADT U. RUDOLSTADT, b. Langbein u. Klüger: *Leontino*. Eine romantische Geschichte. Vom Verfasser des *Rinaldini*. 1804. 272 S. 8. (1 Rthlr.)

Das (ohne Hn. *Vulpinus* Wissen) sehr bescheidne Schild „vom Verfasser des *Rinaldini*“ wirkt dennoch auf den Rec. immer, wie das Medusenhaupt in der

Fabel, oder noch fürchterlicher: denn auf den Schrecken folgt noch die Marter des Lebens. Das Motto verkündet „*furore di poesia, di lascivia, e di vino*.“ Vom ersten und dritten keine Spur, vom zweyten (*mirabile dictu!*) weniger, als sonst! Das Märchen schleppt sich mit einer tödtenden Weitschweifigkeit, und unter herzlosen Herzensergiefsungen zum tragischen Ende. Der abgedroschene Behelf eines räthselhaften Abstammens, *Leontinos* allzeit fertiges Lieben und stetes Geliebtsseyn, die Salbadeleyen eines Franciscaners, nichtsbedeutende Reimlein, Floskeln, wie S. 226. „*Geduld ist unsers lieben Herrgottes Eselein, das für jedermann gefattet steht u. s. w.*“ durchgreifende Charakterlosigkeit, Benutzung abergläublicher Sagen, das Auflösen des *Nodus Gordius* durch einen Pistolschuß — *Ohe! jam satis est!*

LEIPZIG, b. Gräff: *Der Maltheser*. Ein Roman von dem Verfasser des *Rinaldo Rinaldini*. Mit einem (schlechten) Kupfer. 1804. 8. (1 Rthlr.)

Die Banditen, Zauberer und ewigen Juden sind allmäblig verbraucht. Hier beginnt das Regiment der *Elementargeister*. Eine *Sylfide* führt den Reihen an. Mit der nächsten Messe prophezeyht Rec. dem zeitverderblustigen wunderliebenden Publikum *Ordinen*, *Salamander* und *Gnomen*, durch Hn. *Vulpinus* zu steten Verwandlungen und feichtem Geplauder verdammt. Unfre bedauernswerthe *Sylfide* muß erst in Puppengröße sich unter eine gläserne Glocke bannen lassen, nennt sich *Zenide*, kommt in des *Malthesers* *Lindoro* Gewalt, wächst auf sein heißes Verlangen zu einem holden Liebchen heran, erprobt unter den Masken einer *Zulima*, *Zelia*, eines alten Mütterchens, einer *Mohrenklavin*, einer *Zofe*, *Gärtnerin* u. s. w., des lauen *Platonikers* *Treue*, und bringt, *post varios casus*, den Wohlgeprüften blitzschnell von *Tunis* unter seine Lieblingsruinen zu *Baba*. Er soll, als *Mitschuldiger* eines Bundes mit dem Teufel, verbrannt werden, hat aber eine *Mondnacht* zuvor das außerordentliche Glück, eine *Verschwörung* zu ertauschen. Dies rettet sein Leben. Er wählt ein *Bernhardinerkloster* zum Aufenthalt. *Zenide*, sein freundlicher Genius, verläßt ihn nicht, bis er stirbt. Das Ganze ist sehr uninteressant, gedehnt, und lächerlich - abenteuerlich. Kurz, es steht sogar den bisherigen *Buchmachereyen* des allzeitfertigen einschläfernden Erzählers weit nach. Wie lange doch diese *Progression* vom Schlechten zum noch Schlechteren dauern wird?

### KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. Halle, b. Dietlein: *Goldner Kinder-Spiegel für kleine Mädchen* (Mädchen), die gerne etwas Nützliches und Gutes lesen wollen. Ein Geschenk am Geburtstage. (1804.) 92 S. kl. 8. (6 gr.) — Eine bloße *Compilation* und nicht einmal ganz mit Rücksicht auf den Zweck des Bü-

chelchens. Wie kommt z. B. S. 55. die Erzählung: *Das Gespenst und die Katze*; oder S. 92.: *Von der Nothwendigkeit einer sorgfältigen Aufsicht über Kinder*, in einen *Kinder-Spiegel für kleine Mädchen*?

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 12. Junius 1805.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

- I. KOPENHAGEN, b. Schulz: *Samling af de til Forligelsvaesenet henhørende Forordninger, Placater, Rescripter og Collegial-Breve, indretteti Form af Real-Register efter alphabetisk Orden* (Sammlung der die Vergleichscommissionen betreffenden Verordnungen, Patente, Rescripte und Collegial-Schreiben in Form eines Real-Registers nach alphabetischer Ordnung) af *Andreas Biörn Rothe*, Assessor i Hof- og Stads Retten og Medlem af Kiöbenhavns Forligelses Commission. 1801. XVI und 144 S. 8.
- II. *Ebendaf.*: *Forordninger, Placater, Rescripter og Collegial Breve henhørende til Forligelsesvaesenet i Danmark, Norge, de Danske Oer i Vestindien og Island.* (Verordnungen, Patente, Rescripte und Collegialschreiben über die Vergleichscommissionen in Dänemark u. s. w.) samlet og udgivet i chronologisk Orden ved *Fred. Christ. Sveistrup*, Sekretair og Commissions Skriver ved Kiöbenh. Forlig. Comm. 1801. IV und III S. 8.
- III. *Ebendaf.*: *Mémoire sur l'origine et l'organisation des Comités conciliateurs en Dannemarc* par *A. B. Rothe*, Conseiller de Justice et membre du Comité conciliateur de Copenhague. 1803. XII und 126 S. kl. 8.
- IV. *Ebendaf.*: *Beyträge zur Kenntniß der Vergleichs-Einrichtungen in Dänemark.* Veranlaßt durch eine Recension der Schrift: *Mémoire sur l'origine et l'organisation des Comités conciliateurs en Danemarc.* 1804. 118 S. kl. 8.

**D**iese Schriften geben eine vollständige Kenntniß von einer Veranstaltung, die unleugbar zu den wichtigsten Verbesserungen der Rechtspflege in den neueren Zeiten gehört.

Sie ist auf Verminderung der Prozesse gerichtet, in so fern die Erfahrung jeden irgend aufmerksamen und unbefangenen praktischen Rechtsgelehrten überzeugt, daß die meisten Prozesse nur aus Unkunde der Gesetze und der Ansprüche des Gegentheils entstehen. Diesen Keim der Rechtshandel entwickeln freylich und pflegen eigennützig Advocaten und Richter, da jene einzig, diese nur noch zu häufig von der Streiftucht der Menschen leben, und nicht selten sogar schwelgen. Wo die Gesetze dunkel und verworren, die Rechtspflege weitläufig und verwickelt, die obersten Controllen nachlässig und schwankend sind, da werden natürlich jene Mängel desto häufiger und auffallender. Allein bis auf einen gewis-

sen Grad treffen wir sie allenthalben; und in allen Staaten zeigen sich ihre nachtheiligen Folgen für das Vermögen und die Moralität der Einwohner. Daher hat man bey jeder guten neuen Gesetzgebung die Vergleiche möglichst zu befördern gesucht. Hierin liegt ein unverkennbarer, sehr wohlthätiger Vorzug der neueren Prozessordnungen. Bekanntlich gieng besonders die *Preussische Gerichtsordnung* mit ihrem Bepfehl voran. Der ganze Gang der ersten Instruction eines Rechtshandels, gebauet auf die von dem großen König selbst vorgezeichneten Grundzüge, bezieht sich auf die Abschneidung der Prozesse durch angemessene Belehrung der Hadernden. Mögen die Gegner der preussischen Organisation sagen, was sie wollen; mögen sie sich auch noch so triumphirend auf die stillschweigende Wiederherstellung der Advocaten berufen (die man freylich auch der Form nach nie hätte aufheben sollen): so können sie doch die Wirkungen nicht ableugnen, nämlich die sichtbare Verminderung der Prozesse und die Beschleunigung der Entscheidung. In dem Entwurf der neuen *Kursächsischen Gerichtsordnung* ist gleichfalls auf diesen Gegenstand vorzügliche Sorgfalt gewandt. Auch haben mehrere neuere Schriftsteller, wie *Eggers* in seinem Entwurf einer allgemeinen Gerichts- und Prozess-Ordnung, die Nothwendigkeit der Vergleichsverhandlungen dargethan und umständliche Vorschriften zur Organisation derselben in Vorschlag gebracht.

Wenn aber die dänische Einrichtung mit jenen gleichen Grundsätzen hat, so weicht sie doch in Ansehung der Ausübung in einem wesentlichen Punkt ab. Nach ihr nämlich ist die Behandlung des Vergleichs nicht dem Richter der ersten Instanz übertragen, sondern eigenen dazu ausersehenen Männern, welche *Vergleichs-Commissarien* genant werden. Diese Bestimmung gewährt den gedoppelten eigenthümlichen Vortheil, daß der Prozess gleich bey dem ersten Anfange abgechnitten wird, ehe einmal die Gerichte Kenntniß davon erlangen, und daß die Vergleichsvorschläge durchaus keinen Einfluß auf die nachherige Meinung des Richters haben, weil jene Commissarien an der gerichtlichen Behandlung der Sachen nicht den mindesten Theil nehmen. Wenn daher, wie man denn hoffen muß, die Wahl der Commissarien glücklich ist: so scheint allerdings diese Form der Vergleichsstiftungen schon an sich bey weitem die zweckmäßigste und wirksamste zu seyn. Die übrigen Vorschriften, als die Bezeichnung der Gegenstände, die Verpflichtung der Parteyen, in der Regel selbst zu erscheinen, und, wenn durch hinlänglich bevollmächtigte taugliche Stellvertreter, doch nicht durch Advocaten, so wie die Regeln des Verfahrens

an sich, die Verhütung der Kosten, die Wirkung der Bereitwilligkeit zum Vergleich bey dem Kostenpunkt im nachherigen Prozeß, die Vollziehungskraft des geschlossenen Vergleichs u. s. w. hat sie, wie man erwarten kann, mit den angezogenen Gesetzen und Vorschlägen, im wesentlichen gemein. Sie zeichnet sich jedoch auch hierin durch eine größere Bestimmtheit und vollständigere Entwicklung aus. Insonderheit verdient in dieser Rücksicht die Vorschrift bemerkt zu werden, daß die Gerichte eine Sache, die sich sonst nach den Gesetzen zu einem Vergleich eignet, überall nicht aufnehmen dürfen, ehe der Kläger darthut, daß sie bey der gehörigen Vergleichs-Commission angebracht war, aber dort entweder nicht zur Verhandlung kam, weil die Gegenpartey nicht erschien, oder von der Commission an die Gerichte verwiesen ward, weil sich kein Vergleich bewirken ließ. Ein solcher Zwang ist unstreitig heilsam für den Erfolg der Vergleichsversuche, und ohne denselben läßt sich kaum erwarten, daß die Vergleichs-Commissionen je das nöthige Ansehen erlangen könnten.

Gewissermaßen hat *England* an den Friedensrichtern, und *Rußland* an den sogenannten Gewissengerichten, ähnliche Hülfsmittel zur Vermeidung von Prozeßen. Aber so viel Rec. weiß, ist doch diese Aehnlichkeit nur entfernt, wenn gleich die englische Verfassung die erste Idee zu dem dänischen Plan gegeben hätte. Diesen Plan verdankt man dem damaligen dänischen Generalprocureur, Conferenzzrath *Christian Colbiörnson*. Sein Vorschlag erhielt Gesetzeskraft durch die Verordnung von 10 Jul. 1795., die in der dänischen Gerichtsverfassung Epoche macht. Vermöge dieser Verordnung wurden sogleich in Kopenhagen, in den Städten in Dänemark und Norwegen, und überall auf dem Lande in Dänemark Vergleichs-Commissionen errichtet. Die Einrichtung ward auch unverzüglich in Wirksamkeit gesetzt. Die Organisation der Commissionen war verschieden, wie die Umstände es mit sich brachten. Kopenhagen, die dänischen und norwegischen Städte, und das Land in Dänemark erhielten jede anders besetzte Commissionen. Die Kopenhagener Vergleichs-Commission, auf die aller Blicke sich vorzüglich hefteten, war natürlich am vollständigsten besetzt. Man fand in den vorstehenden Mitgliedern, zuerst an dem Etatsrath *Falbe*, und nachher an den Justizrath *Rothe*, Männer, die sich bey vorzüglichen Talenten diesem, zumal anfangs nicht angenehmen, Geschäft mit einem Eifer und einer Einsicht widmeten, die ungemein viel zu dem glücklichen Erfolg beytrugen. Wirklich überstieg dieser Erfolg alle Erwartung. In den drey letzten Jahren vor Errichtung der Vergleichs-Commissionen wurden 1863 Sachen vor dem Stadtgericht verhandelt; in den drey nächsten Jahren seit Errichtung derselben nur 445, das ist kaum  $\frac{1}{4}$  der bisherigen Anzahl. Auch in den übrigen Städten und auf dem Lande spürte man bald eine auffallende Verminderung der Rechtsfälle. Indessen hat die Einrichtung dieser Commissionen auf dem Lande doch die Unvollkommenheit, daß der Commissarius nur eine Person ist, wobey

schwerlich der Grad des Zutrauens und der Popularität Statt finden kann, als wenn einige verständige Landleute ihm als Beysitzer zugefügt wären. Diesem Mangel ward auch für Norwegen in der Verordnung vom 20. Jun. 1797. abgeholfen, nach welcher die Commissionen auf dem Lande immer aus zwey Mitgliedern bestehen sollen, von denen das eine aus dem Bauernstande ist. In *Island* wurden die sämtlichen Behörden am 25. Aug. 1798. gleichfalls angewiesen, die Vergleichs-Commissionen auf eine dem Local angemessene Art, nach den allgemeinen Vorschriften, zu organisiren. Für die dänischen Besitzungen in *Westindien* ergieng unter dem 7. Dec. 1798. eine eigene Verordnung, in welcher zugleich die seitdem gemachten Abänderungen eingeführt sind. Nur in dem Herzogthümern *Schleswig* und *Holstein* ist diese heilsame, so vollkommen bewährte Einrichtung noch nicht zu Stande gekommen, ob man gleich schon verschiedentlich daran gearbeitet hat. Es scheint, als ob Vorurtheile und Privatinteresse, die sich einer solchen Justizverbesserung natürlich immer widersetzen, dort um desto kräftiger wirken können, weil man von der ganzen Einrichtung bisher im Auslande nur noch sehr unvollkommene Kenntniß gehabt hat. Um desto mehr ist es zu wünschen, daß die beiden letzteren der angezeigten Schriften, bey welchen die Sprache kein Hinderniß abgiebt, allgemein mögen verbreitet werden.

In Nr. I. giebt eben der Justizrath *Rothe*, der noch jetzt mit so vielem Erfolg vorstehendes Mitglied der Kopenhagener Vergleichs-Commission ist, eine vollständige Uebersicht aller diese Veranstaltung betreffenden gesetzlichen Verfügungen, auf eine für den praktischen Gebrauch sehr bequem eingerichtete Weise. Sie sind nämlich, ihrem wesentlichen Inhalt nach, in alphabetischer Ordnung unter den Rubriken an einander gereiht, wo man sie am ersten, nach des Vfs. Ansicht, suchen würde; und zugleich ist bey den verwandten auf diejenigen zurückgewiesen, wo sie stehen. In der Vorrede findet man Nachrichten von der Geschichte der Vergleichs-Commissionen, so wie von einigen der wichtigsten Verbesserungen des dänischen Prozeßes, welche auf jene Veranstaltung folgten, die mit Recht für das erste Glied in der Kette angesehen wird. Rec. nennt hier insonderheit die Verordnung vom 3. Jun. 1796., wodurch mehrere wesentliche Mängel in dem gerichtlichen Verfahren abgeschafft wurden, und die Verordnung vom 11. Aug. 1797. wegen Errichtung der Stifts-Ober-Gerichte in Norwegen, welche nachher bey einer ähnlichen Verordnung für Westindien und Dänemark zum Grunde gelegt ist.

Der Vf. von Nr. II., welcher bey der Kopenhagener Vergleichs-Commission von ihrer Errichtung an Sekretair ist, hat den Text aller Verfügungen und Vorschriften wegen der Vergleichs-Commission bis zum Ausgang des Jahrs 1800. in chronologischer Ordnung gegeben. Auch diese Art der Darstellung hat ihre Vorzüge für den, welcher das Ganze mit einem Blick übersehen will. Rec. hätte gewünscht, daß

dafs der Vf. zur Erleichterung der Uebersicht ein Inhaltsverzeichnis hinzugefügt hätte.

Nr. III ward auf Veranlassung des damaligen Präsidenten der dänischen Kanzley, Geheimerath *Moltke*, geschrieben, um bey einer ausländischen Gesetzgebung (Rec. glaubt bey der Russischen) gebraucht zu werden. Diese Schrift sollte einen hinlänglichen Unterricht geben über die Organisation der Vergleichs-Commissionen; das Verfahren bey denselben, die Grundsätze und den Erfolg der Veranstaltung. Diesem Endzweck entspricht sie nach des Rec. Gründen vollkommen. Was insonderheit über die Wirkungen dieser Commissionen auf die Anzahl der Rechtshändel gesagt ist, klingt freylich sehr schmeichelhaft: die Angabe beruhet aber auf unbezweifelten Thatfachen. Es werden nämlich von allen Vergleichs-Commissionen jährlich Listen eingefandt, welche in fünf Rubriken zeigen, wie viele Sachen bey einer jeden angebracht, verglichen, ausgesetzt, an die Gerichte verwiesen und dafelbst anhängig gemacht sind. Aus diesen Listen verfaßt die dänische Kanzley einen allgemeinen Rapport, den sie dem König vorlegt. Das Resultat wird sodann in dem Dänischen Amtsblatt, *Collegial-Tidende*, bekannt gemacht. Und eben aus dieser Quelle ist hier angeführt, dafs in den drey letzten Jahren vor der Vergleichs-Commission in Dänemark und Norwegen 25,521 Sachen vor die Gerichte kamen, in den drey nachfolgenden Jahren hingegen nur 9,653, das ist ungefähr etwas über  $\frac{1}{3}$  der bisherigen Anzahl. Für Kopenhagen insonderheit ist das Verhältniß, wie Rec. oben anführte, noch günstiger, welches ohne Zweifel der vorzüglichen Geschicklichkeit des vorsitzenden Mitgliedes zuzuschreiben ist.

Ueber diese Schrift erschien in einem deutschen kritischen Blatte eine den Vergleichs-Commissionen überhaupt sehr ungünstige Recension. Mit ihrer Widerlegung beschäftigt sich Nr. IV. auf eine so gründliche Weise, und in einem so angemessenen, bescheidenen Ton, dafs Rec. es für seine Pflicht hält, diese Schrift, in so fern sie doch als Streitschrift zu betrachten ist, allen Verfassern als Muster zu empfehlen, die sich gegen eine Recension vertheidigen wollen. Dies um desto mehr, da der Vf. jener Recension von einem sachkundigen und unbefangenen Leser schwerlich dürfte für unparteyisch gehalten werden. Denn abgesehen von einigen schon an sich leidenschaftlichen Beschuldigungen wie z. B. von *großer Justizverwirrung durch die Vergleichs-Commissionen*, vom *Umsturz aller Unterordnung* u. dergl.; so äußert sich dennoch die Furcht vor der Einführung dieser Commissionen in Holstein, welche hier das *Pfropfen eines wilden Reises auf einen lichten Stamm* genannt wird, auf eine so deutliche Art, um noch einigen Zweifel übrig zu lassen.

In der Einleitung giebt Hr. *Rothe* eine wiederholte kurze Uebersicht der ganzen Einrichtung, die hier um deswillen nicht überflüssig scheint, weil diese Schrift dadurch auch für die Leser vollkommen verständlich wird, die vielleicht Nr. III. nicht zur Hand haben. Gelegentlich berichtet er einen sehr wesentlichen Umstand, der dem Vf. der Recension an mehreren Stellen entgangen zu seyn scheint. Es ist nämlich den Partheyen

keinesweges unterlagt, nachdem die nicht verglichene Sache vor das Gericht gekommen ist, dort noch einen Vergleich zu stiften, so wenig als dem Richter, dazu hülfreiche Hand zu bieten. Nur wollte man den Richtern die Vermittlung der Sache nicht allein überlassen, und eben durch eigene Commissionen vorzüglich den Anfang von Prozessen verhüten, wo sie schon durch eine bloße Belehrung der Partheyen zu heben stehen. Diese Art der Beendigung des Haders scheint in der That sich minder für den Richter zu eignen. Hingegen in den Fällen, wo sie nicht statt findet, wo Eigennuß und Erbitterung oder wirklich zweifelhaftes Recht, erst Beweisaufnahme nothwendig macht: da kann der Richter noch immer nach geführtem Beweile, vielleicht mit Erfolg, versuchen einen Vergleich zu stiften. Denn jetzt hat er, der die Sache nun so viel genauer kennt, und Gründe und Gegengründe genauer abwägen kann, neue Mittel in Händen und wirksamere als der Vergleichs-Commissar, um die Partheyen zu bewegen, von beiden Seiten etwas, und wenigstens so viel nachzulassen, als eine jede von ihnen durch die bloße Fortsetzung des Prozesses doch immer verlieren müßte.

Die einzelnen Einwendungen widerlegt der Vf. sodann nach einander, zwar nach des Rec. Bedünken, auf eine völlig befriedigende Weise, aber fast mit zu großer Umständlichkeit. Es würde also um desto weniger zweckmäfsig seyn, ihm hier pünktlich zu folgen; sondern Rec. wird sich füglich darauf beschränken dürfen, nur die wichtigsten Betrachtungen auszuheben, welche wirklich einen irgend erheblichen Einfluß auf die richtige Beurtheilung des Ganzen haben können.

In Ansehung der bestrittenen Collision zwischen der Reichsverwaltung und der Billigkeits-Einleitung ward sehr richtig bemerkt, dafs beide, die Vergleichs-Commissionen und die Gerichtshöfe ihren von einander verschiedenen Wirkungskreis haben; dafs daher kein streitiges Interesse, keine Collision zwischen beiden, keine Erhebung der einen über die andere statt finden kann.

Dafs aus dem häufigen Abwechseln der Mitglieder der Vergleichs-Commissionen Unzulänglichkeiten entstehen, ist nicht zu läugnen: es ist aber auch klar, dafs diese hier minder erheblich sind, da es nicht auf positive Kenntnisse so sehr ankommt, als auf einen gesunden, richtigen Blick und sorgfältige Aufmerksamkeit.

Ähnliche Gründe rechtfertigen die Bestimmung, dafs ausser einem rechtskundigen Mitgliede, Beyfitzer aus anderen Ständen genommen werden, wie in Norwegen Prediger und Bauern. Der Vorwurf, dafs die Vergleichs-Commissionen diese zu schädlichen Halbgelehrten bildeten und so die Schule der Leguleyer, Rabulisten, Empiriker würden, ist offenbar unangemessen. Er läßt sich nur aus einer gänzlichen Verkennung des Geistes dieser Einrichtung und der angenommenen Verfahrensart erklären.

Dafs Arrest und Concursfachen durch die Verhandlungen vor den Vergleichs-Commissionen verzögert würden, läßt sich nicht füglich behaupten. Eigentliche Concursfachen sind gänzlich von der Sphäre der Vergleichs-Commission ausgenommen. Auch der Ar-

Arrest wird, wo er sonst statthaft ist, sowohl gegen Personen als Güter so fort verfügt, und erst nach verhängtem Arrest tritt die Vermittelung der Commission ein. Es versteht sich aber, daß der Arrestant dadurch auf keine Weise gebunden ist. Auch wird die weitere Behandlung nie länger dadurch aufgehalten, als nur eine Woche in Städten, auf dem Lande aber in Dänemark zwey, in Norwegen vier Wochen.

Was von der Verzögerung der Sachen durch Beweisaufnahme vor der Vergleichs-Commission und von der daraus zu beforgenden Verwirrung gesagt ist, beruht nur auf Mißverständnissen. Die Commissionen entscheiden nie, sondern überlassen das allein den Parteyen. Nichts kann vorgenommen werden, wenn nicht beide Parteyen einig sind; und wenn der beygebrachte Beweis nur einseitig ist, so findet kein Vergleich statt. Hat der Beklagte während der Verhandlung vor der Commission seine Beweise nicht beygebracht, so kann er das noch während der Procedur thun. Ueberhaupt ist der dem Kläger erlaubte Aufschub zur Führung der Beweise, so wie die Verweigerung desselben für den Beklagten (damit die Sache nicht wider des Klägers Willen verzögert werde) beiden Parteyen auch in Rücksicht auf den nachherigen rechtlichen Ausspruch nicht schädlich, sondern nützlich, indem kein irgend nennenswerther Aufwand an Zeit oder Kosten dadurch entsteht, und der schnelle Fortgang der Sache vor Gericht vielmehr befördert wird.

Daß in allen Real-Injurien *ex officio* verfahren werden müsse, dürfte wohl schwerlich anzunehmen seyn, mithin fällt auch der Vorwurf weg, der gegen die Vergleichs-Commission daraus hergeleitet wird. Auch ist es ein leicht zu berichtendes Mißverständnis, daß der Beleidigte verpflichtet werde, einen Vorschlag zum Vergleich zu thun, oder den Vorschlag des Beleidigers anzunehmen. Es steht hier, wie in allen andern Fällen, beiden Parteyen vollkommen frey, die Vorschläge der Commission anzunehmen oder nicht; und der Kläger kann allemal die Sache, wann und wie er will, an die Gerichte bringen.

Der Verlust des Armenrechts für den, der sich hartnäckig einem Vergleich widersetzt, scheint sehr leicht sich rechtfertigen zu lassen. Wenn man annimmt — und dies ist ja doch wohl billig voraus zu setzen — daß die Vergleichs-Commissionen bey ihren Vorschlägen auf das unstreitige Recht immer die möglichste Rücksicht nehmen, so soll doch wohl der, welcher sich nicht begnügt, in Güte zu erhalten, was er auf dem Wege Rechtsens erstreiten müßte, nicht noch durch Rechtswohlthaten zum Prozessiren aufgemuntert werden?

Die Zweifel gegen die Berechnungen über den Erfolg der Commissionen in Rücksicht auf die Zahl der verglichenen und rechtlich entschiedenen Sachen beruhen auf einer Verwechslung, die jetzt in das vollkommenste Licht gesetzt wird. Aus den nun mitgetheilten vollständigeren Berechnungen für die Jahre 1797 bis 1801. ergibt es sich, daß die Anzahl der verglichenen Sachen in ganz Dänemark und Norwegen jährlich 32,000 beträgt. Vor Errichtung der Commissionen wurden jährlich etwa 8,500 Sachen vor den Gerichten erster Instanz anhängig gemacht; nach Errichtung dersel-

ben nur 3,200, also beynahe nur ein Drittheil. Nun kann man zwar nicht läugnen, daß sich die Zahl der bey den Vergleichs-Commissionen und den Gerichten angebrachten Sachen durch Errichtung der ersteren um 314 vermehrt haben. Allein wer mit dem Verfahren bey den Vergleichs-Commissionen irgend bekannt ist, und wiederum den Gang der Prozesse praktisch kennt, der wird gewiß nicht in Abrede seyn, daß ein *plus* von 23,500 Sachen vor den Vergleichs-Commissionen angebracht ein unendlich viel geringeres Uebel sind, als ein *plus* von 4,300 gerichtlich verhandelten Sachen. Auch verdient es, zum Beweise, daß die Vergleichs-Commissionen die Streitfucht nicht in *infinitum* befördern, allerdings bemerkt zu werden, daß die Anzahl der bey den Vergleichs-Commissionen angebrachten Sachen in den letzteren Jahren keinesweges zugenommen hat, sondern vielmehr auf denselben Punkt stehen bleibt, mithin ihr *maximum* schon erreicht hat. Der Vf. sagt also mit völligem Recht, daß die vermehrte Anzahl der bey den Vergleichs-Commissionen angebrachten Sachen in Verhältniß mit den vorhin bey den Gerichten angebrachten, offenbar daher entstehe, daß vorhin die beträchtlichen Kosten und die Weitläufigkeit der Procedur viele abschreckten, ihre Rechte vor Gericht zu verfolgen, indem oft der ganze Belauf des Gegenstandes von den Prozesskosten überwogen ward, anstatt daß jetzt ein jeder, der seine Rechte geltend machen will, solches für eine geringe und ganz unbedeutende Bezahlung in der Vergleichs-Commission thun, und doch durch den Vergleich dasselbe Recht als vorhin durch ein förmliches Urtheil erhalten kann.

Uebrigens hat der Vf. einer glücklichen Folge der Vergleichs-Commissionen nur beyläufig erwähnt, die Rec. eigends ausheben würde, da er sie für eine der wichtigsten hält. Dies ist ihre Wohlthätigkeit von Seiten der Moralität, da sie durch eine so auffallende Verminderung der gerichtlich behandelten Rechtsfachen Hader, Zwietracht und Erbitterung unter Einzelnen und Familien nothwendig in eben dem Verhältnisse schwächen und abschneiden muß, in welchem sie sonst eben durch lange und kostbare Prozesse ernährt und erweckt werden.

Um desto inniger stimmt er mit dem Resultat des Vfs. überein, daß diese Vergleichs-Einrichtung, obgleich auch Mißbräuchen unterworfen, dennoch vor schädlichen Folgen, mehr als selbst gerichtliche Vergleichsverhandlungen dadurch gesichert sey, daß den Commissionen in keinem Falle eine ausübende Macht oder irgend ein Einfluß auf die nachherige gerichtliche Entscheidung in Entstehung eines Vergleichs eingeräumt ist, und daß sie überhaupt keine andere Richtschnur ihrer Handlungen haben, als allein den Willen der Parteyen. Auch ist der allgemeine Beyfall, den sie in Dänemark und Norwegen erlangt hat, nicht die Frucht künstlicher Argumentationen oder das Werk der Phantasie; sondern die Erfahrung mehrerer Jahre hat unwidersprechlich ihre Vorzüge dargethan, und es wird, selbst dem eifrigsten Bestreben um Einwendungen zu erfinden, nicht möglich seyn diese Ueberzeugung zu entkräften.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 13. Junius 1805.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., B. Guilhauman: *Systematische theoretisch - praktische Abhandlung über Krankheiten, aus Schwäche und deren Behandlung, nebst Beleuchtung Brownischer Grundätze, von Simon Höchheimer.* 1803. 622 S. 8. (3 Rthlr.)

Der Vf., welcher in der Vorrede interessante Grundzüge aus seiner Lebensbeschreibung hingeworfen hat, liefert in diesem Werke eine Revision der ganzen medicinischen Wissenschaft, die Resultate eigener Untersuchung, welche bloß Erforschung der Wahrheit zum Zweck hatte. Zunächst gehen diese Untersuchungen auf die Lehre Browns, welchen Reformator der Vf. nach Würden schätzt, ohne sich doch ihm ganz allein als Führer hinzugeben. Aufser Brown nimmt der Vf. aber auch auf andere neue Systematiker Rücksicht; ohne sie immer namentlich aufzuführen. Die Schrift zerfällt in folgende Abtheilungen: 1) Zergliederung der Bestandtheile der festen Theile. 2) Physiologische Abhandlung a) über die Bestandtheile, Beschaffenheiten und Eigenschaften der festen Theile. b) Bedeutung der Wörter: Ton, Atonie, tonische Mittel. c) Ueber die Erscheinungen und Verrichtungen des Gehirns und der Nerven und ihre Eigenschaften. d) Ueber Empfindlichkeit. e) Ueber Beweglichkeit und Bewegung der Muskelfasern. f) Von Reiz, Reizen und Reizbarkeit. 3) Pathologische Abhandlung. a) Welche Gegenstände in dies Werk gehören. b) Das Pathologische der Muskelfasern und tonischen Theile, Verletzungen in Bewegung, verursacht durch Abweichung in Ton, Festigkeit. c) Das Pathologische der Nerven. d) Begriff vom allgemeinen Naturleben und bestimmten Lebens. e) Etwas zum Schutz der Humoralpathologie von reinigenden Organen. f) Die Klassen und Arten der Krankheiten aus Schwäche der Nerven und tonischen Theile. 4) Abhandlung über eine rationelle *Materia medica* oder Pharmakologie. a) Von den Heilmitteln im Allgemeinen, b) von Anwendung der Arzneyen im Allgemeinen, c) allgemeine Eintheilung der nöthigen *Materia medica*. d) Klassen und Arten der Heilmittel ins Besondere. 5) Allgemeine Therapie. a) Wie die Gesundheit zu erhalten ist. b) Von den übrigen Pflichten des Arztes. Aus dieser gedrängten Uebersicht des Inhaltes ersehen die Leser, wie reichhaltig diese Schrift sey. Unmöglich können wir alle einzelne Abtheilungen mit gleicher Umständlichkeit anzeigen, obgleich wir alle mit gleicher Aufmerksamkeit durchgesehen haben. Aufser den Grundstoffen des menschl.

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

Körpers, welche die chemische Untersuchung darstellt, nimmt Hr. H. noch andere an, welche aber zu fein seyen, als das sie durch menschliche Kunst könnlich ansehtig gemacht werden. Die von selbst vorgehende Bewegung (im Organismus) ist eine aus den leitenden Eigenschaften (*vis motiva*) und der Elasticität zusammengesetzte Wirkung. Die durch wechselseitige Action und Reaction erfolgenden Wirkungen beider Kräfte, der eigenthümlichen elastischen und einer hinzukommenden reizenden, machen die organische, sich darstellende Lebensbewegung aus. Der Vf. nimmt folglich eine anziehende, elastische und hinzukommende Kraft an, um die Lebensbewegungen und thierischen Verrichtungen zu erklären. Ton und Elasticität hält der Vf. für eine und dieselbe Kraft; nimmt aber nicht beide Worte für gleichbedeutend, jenes nur bey lebendigen, dieses nur bey leblosen Körpern, jenes deute auf lebhaftere (lebendige) Aeußerung, ist lebhafte Elasticität. Die wesentliche Eigenschaft des Nervensystems ist Empfindlichkeit; Reizbarkeit ist nur modificirte Empfindlichkeit. Bey allen Empfindungen ist ein Bewusstseyn oder eine Erkenntniß der Seele vorhanden. Der Akt der Empfindung geschieht im Gehirn, als im Organ der Seele. Die Reizbarkeit und Empfindsamkeit ist instinktmäßig ohne Wissen und Willen der Seele zu nützlichen Zwecken allweise eingerichtet. Die Winke der Natur sind also dem Arzte wichtig; aber er soll sich dennoch nicht davon irre führen lassen. Der Vf. macht mit C. L. Hoffmann einen Unterschied zwischen Empfindung und Empfindsamkeit (Empfindlichkeit); zu jener gehört Bewusstseyn der Seele, das eine Veränderung im Körper vorgegangen, zu dieser ist kein Bewusstseyn, sondern nur nöthig, das die Fortpflanzung der erlittenen Veränderung bis ins Gehirn geschehen könne, wenn alles im gesunden Zustande wäre. (Dieses Kapitel ist ganz nach Hoffmann bearbeitet, sogar das der Vf. auch die unerwiesenen Pockendrüsen annimmt, der pathologischen Schärfe und Krankheitsmaterien nicht zu gedenken!) Die Drüsen der Haut seyen gegen die Schärfe, die wir Kuhpocken nennen, nur gering empfindlich, daher dieser Ausschlag nur ein geringes Uebel werde. Daher zeigt sich die Localaffection der *Arthritis* in den Gelenken, der *Rhachitis* in den Knochen, weil diese Theile vorzüglich gegen diese Schärfe sehr empfindsam sind. (*Opium facit dormire, quia habet vim dormitivam!*) Bey derselben Art Schärfe kommt es auch noch auf Quantität und Qualität (also eine doppelte Ausartung?) an. Viele oder sehr scharfe Pocken-, Krätz- und andere Schärfe verursacht ein größeres

H h h h

iseres



iseres Uebel (widerspricht gänzlich der Erfahrung!). Vom Reizen spricht der Vf., ohne sich durch *Brown*, welcher doch, nach S. 89., den Begriff vom Reize so sehr erschüttert hat, irre machen zu lassen. Die Wirkung der Kälte sey dieselbe, wie bey recht festem Binden. Der Druck sey bey beiden die Ursache der verminderten Empfindlichkeit. Diese Annahme werde gewisser, indem der Vf. zeige, daß die Kälte eine zusammenziehende Wirkung leiste, was bey Binden und Druck ebenfalls geschehe. Ueberall verursache die zu dichte Cohäsion der Nerven verminderte Empfindlichkeit. (Als Beleg dieser theoretischen Hypothese wird auch des alten *Nicolaus* Recepte und Kurarten, ein durchaus empirisches Buch, angeführt. Eine wunderliche teleologisch-theologische Demonstration, aus der Weisheit und Güte Gottes und der Vollkommenheit der Werke Gottes, führt der Vf. S. 104, um zu beweisen, daß der natürlichste Grad der Empfindlichkeit der vollkommenste sey! Auch die Demonstration über die Anwendbarkeit der mancherley Bäder gefällt uns nicht; kalte Bäder werden, aufser dem, daß sie die Empfindlichkeit vermindern und die Cohäsion dichter machen, als reizend und drückend angenommen, den lauwarmen, mit zusammenziehenden Mitteln gehörig geschwängert, der Vorzug vor jenen gegeben, weil die geschwängerten (?) Mittel dann in großer Menge in den Körper kommen. Mit der hypothetisch angenommenen Cohäsion kommt der Vf. überhaupt sehr ins Gedränge, §. 70. wird das Nervenübel von verminderteter Empfindlichkeit aus geringer Cohäsion, §. 71. dasselbe von verminderteter Empfindlichkeit aus zu dichter Cohäsion angenommen; die arbeitame Bauers- und gemeine Frau, wenn sie auch zart, mit geringer Cohäsion geboren worden, erhalte durch ihre harte Kost u. dgl. eine dichte, oder durch ihre Buttermilch, Molke u. dgl. eine sehr geringe Cohäsion, durch beides werde die Hysterie gehoben.) Was sich bewegt, das habe Lebenskraft, wenn diese todt sey, höre das Bewegen auf. Die beweglichen Verrichtungen des Menschen werden eingetheilt in unwillkürliche, willkürliche, in solche, die nicht ganz will- und nicht ganz unwillkürlich sind, und in widernatürliche. Zum Bewegen gehöre eine geringere Einwirkung (weissen?) als zum Empfinden. Das Kap. vom Reizen handelt größtentheils von mechanischen und chemischen Schärfe; doch werden an manchen Stellen, z. B. §. 87. 99. 105 f., auch incitirende Potenzen darunter verstanden oder damit verwechselt. In diesen §§. kommt der Vf. schon auf den Begriff der Schwäche. Die empfindlichen und beweglichen Verrichtungen werden geschwächt erfolgen, wo die Potenz zu schwach einwirkt, oder wo die einwirkenden Potenzen mangelhaft oder zu lang und zu stark einwirken. Die daraus erfolgenden Uebel heißen Nerven Schwäche (warum aber nicht auch Muskelschwäche?). Hiebey nimmt der Vf. auf die Kraft und auf die Consistenz Rücksicht, sie sey mehr oder weniger ins Weiche gewichen u. s. f. Die beiden ersten Verhältnisse geben directe, die dritte indirecte Nerven Schwäche, beide

Zustände nennt er mit *Brown* Asthenie. Es giebt aber auch Umstände, wo die Wirkungen vermehrt erfolgen; nämlich da, wo die Reizbarkeit natürlich und machtvoll ist, die Potenzen aber zu stark reizen; dieser Zustand ist phlogistisch, nach *Brown* heißt er Sthenie. (*Brown* würde sehr gegen diese Erklärung der Sthenie und Asthenie protestiren!) Schwäche, und noch mehr ein Mangel an Reizen (was ist denn dieses?) verursacht ein Abweichen der Consistenz ins Weiche, die Reizbarkeit wird vermehrt, Nerven- und Muskelkraft verlieren an Macht und gewinnen an Leichtigkeit in ihrem Wirken (welches sonderbare Gemisch von Ideen!). Es giebt Potenzen, welche stärkend, und andere, welche schwächend einwirken: Wie letztere reizentziehend wirken und nicht reizen sollen, ist dem Vf. unbegreiflich; sie müßten denn schnell die Nervenkraft abnutzen oder geradezu ihre Receptivität oder Thätigkeit abstumpfen. (Also bloß durch Ueberreizen wirken?) Mit diesem Kap. endigt Hr. H. die physiologische Untersuchung und geht zum Pathologischen über. Wenn die festen Theile und Organe den ihnen gehörigen Tonus, Empfindsamkeit und Bewegsamkeit, die zum Einwirken und Reizen bestimmten flüssigen Theile und Potenzen ihre gehörige Beschaffenheit haben und keine fremden Hindernisse obwalten so ist und fühlt sich der Mensch gesund. Die festen wie die flüssigen Theile können von Geburt oder zufällig eine geringere oder größere Geneigtheit zu Abweichungen erhalten, dies nennt man (der Vf.) pathologische Anlage; Prädisponirung, was *Brown* Opportunität (auch das ist irrig!) nennt. Alle verletzten Verrichtungen, sie bestehen nun in einer tonischen oder Nervenverrichtung, und die Form der Verletzung sey eine zu schwache oder zu starke Thätigkeit, wovon die Ursache in den festen Theilen liegt, haben allezeit ihren Grund in einer Schwäche der tonischen Theile oder der Nerven. Die erfolgende widernatürliche Wirkung hat jene Schwäche zur Grundlage und das Uebel oder die Krankheit hat Schwäche zum Charakter, ist Uebel oder Krankheit aus Schwäche. (Dem Vf. mag es selbst aufgefallen seyn, wie aus einer Grundlage von Schwäche dennoch zu starke Thätigkeit erfolgen könne, S. 238., er will das daher ausschicklichen Orte sprötern.) Diese Krankheiten können nach verschiedenen Rücksichten classificirt werden. (Die Eintheilung scheint uns aber nicht logisch begründet zu seyn.) Wir übergehen sowohl dieselbe, als das, was der Vf. über das Pathologische der Muskeln und Nerven, wie uns dünkt allzu einseitig, angiebt. Er deducirt hieheraus auch die vier Temperamente, und hält das sanguinische für das sthenische, das phlogistische für das asthenische, über das choleriche läßt er sich nicht viel heraus, bey dem melancholischen nimmt er zu dichte Nerven- und Muskelconsistenz und krankliche Umstände im Unterleibe an. Die Betrachtung über das allgemeine Naturleben, welche nun S. 295 ff. folgt, hätte eher in die physiologische Untersuchung gehört. Dies Kapitel gefällt uns inzwischen an den meisten Stellen doch besser,

besser, als das obige allererste der Schrift; nur findet in demselben, wie fast durch die ganze Schrift, manche Wiederholung und Weitläufigkeit statt.) Bey der directen Schwäche setzt der Vf. die Radicalkur in gehöriges Reizen; bey der indirecten darein, die abgenutzte Kraft wieder zu ersetzen, die Entkräftung zu heben, Kraft zu geben (das heist im Grunde?). Die Mittel, welche Kraft geben, sind alle diejenigen, von denen wir aus Erfahrung wissen, daß sie bey Entkräftungen gute Dienste leisten. (Und nützen denn diese nicht auch bey directer Schwäche?) Noch nennt der Vf. die unmittelbar aus Mangel an Reiz entstandene Schwäche — directe Schwäche; die mittelbar entstandene — Schwäche directer Art. So auch bey der indirecten Schwäche. S. 388. folgt Etwas zum Schutz der Humoralpathologie; so überschreibt der Vf. diese Abtheilung. Hr. H. sucht aus Browns Schriften herauszuklauben, daß Brown die Säfte als primäre und secundäre Krankheitsursachen Statt finden lasse (!?). Auch beweise die Existenz der reinigenden Organe, die jeder Mensch mit Augen (!) sehe, hinlänglich, daß auch im gefunden Zustande stets unreine, verdorbene, flüssige Theile erzeugt und aus dem Körper weggeschafft würden. Ueber die Schärfen spricht Hr. H. wie und nach C. L. Hoffmann. Die Schärfen werden eingetheilt in fressende, empfindliche, und Zufälle und Zeichen bewirkende Schärfen. Diese subdividirt der Vf., und skizzirt sein nosologisches System folgendergestalt: Leben und Gesundheit beruht darauf, daß 1) die drey Hauptbestandtheile des thierischen Körpers, die festen, flüssigen und der Organismus in Ordnung seyen, 2) die vier Beschaffenheiten der Theile, die aus Muskelfasern und Zellgewebe gebildet sind, des Nervensystems, der flüssigen Theile und des organischen Baues, nebst der mechanischen Form gehörig seyen, 3) die vier Kräfte, die tonischen, Nervenreizenden und organisch-mechanisch wirkenden gehörig thätig seyen. Alle Krankheiten, die aus innern Ursachen entspringen, be- und entstehen aus Widernatürlichkeiten in den drey Hauptbestandtheilen. Das Formelle jeder Krankheit hat immer seinen Sitz in den festen Theilen, das Materielle ist, wo nicht primär, doch secundär in den Säften vorhanden. Größtentheils bestehen die prädisponirenden und Gelegenheitsursachen aus Widernatürlichkeiten in den vier Beschaffenheiten; die Zufälle äußern sich größtentheils durch widernatürliche Wirkungen der vier Kräfte. Die Abhandlung einer rationellen *Materia medica* übergehen wir. Es sind auch hier viele gute und schlechte, schlichte und sonderbare Ideen durch einander gemengt: Von specifischen Mitteln nimmt der Vf. zweyerley Arten an: 1) solche, die vorzüglich an einen festen Theil hinwirken, und 2) solche, die sich vorzüglich gegen ein Uebel heilend zeigen, z. B. *Terra ponderosa* gegen ikrofulöse Schärfe (?). Der Vf. hält die Ausrottung der Pocken nicht für rathsam, und zwar aus folgenden Gründen: 1) das Wechselfieber und die venerische Krankheit beweisen, daß eine Schärfe im Körper verborgen liegen und später ihr Uebel äußern

könne, 2) von der Krätzschärfe sey es bekannt, a) die Schmierkur vertreibe die Krätze, b) nach kurzer oder langer Zeit erfolgen oft Uebel in verschiedenen Masken, und c) die Herstellung der Krätze schaffe Heilung. 3) Zur Erkenntniß der Neuheit und Erforschung der Ursache und des Charakters einer neuen Krankheit würden Jahre erfordert; könnte nicht aus den Kuhpocken, die die Entstehung der Pocken wohl verhindern, aber nicht die Schärfe (?) tilgen (und die Pockendrüsen vernichten?) werde, ein neues, maskirtes Uebel entstehen? So wahr ist es, daß der Vf., wie er S. 589. selbst sagt, manches nicht an seinem gehörigen Orte betrachtet, und vieles mit habe einfließen lassen, was eigentlich anders wohin (d. h. besonders unter einem andern Anschauungspunkt) gehört hätte. Mit einer Abhandlung über die allgemeine Therapie schließt die ganze Schrift. Die sogenannten Familien- und angeerbten Krankheiten, heißt es daselbst, sind nichts anders, als, daß die Kinder, die in so vielen Stücken das Ebenbild der Aeltern sind, auch ihre körperliche Form, und dadurch dieselbe körperliche Disposition überkommen, welche den Aeltern eigen war; wenn nun nicht vorgebeugt wird, so erlangen sie in gleicher Zeit und unter gleichen Umständen diejenigen Uebel und Krankheiten, wozu sich die Disposition in ihrer körperlichen Constitution findet. Dies ganze Kapitel ist eins der magersten im ganzen Werke.

Ueberhaupt können wir nicht sagen, daß uns die Arbeit des Vfs. befriedigt hätte. Abgerechnet die schwerfällige Darstellung, die ermüdende Weit-schweifigkeit und die ewigen Wiederholungen, welche durch das ganze Werk herrschen und von uns hier und da bemerkbar gemacht worden sind, sind die Elementartheile des Systems des Vfs. so ungleichartig zusammengesetzt, daß man sich durchaus in ein fremdes Land veretzt, aber nicht besser als dabeim befindet. Ein Gemengsel *Hoffmannischer*, *Brownischer*, *Dömmingischer* u. a. Principien kann keine andere, als eine höchst sonderbare, widrige Mixtur geben. Dabey ist jedoch nicht zu läugnen, daß der Vf. viele Kenntnisse, eigenes Nachdenken und Lectüre besitze, daß es ihm ein wahrer Ernst zu seyn scheine, sich in allen Stücken eine richtigere Ueberzeugung zu verschaffen; nur glauben wir nicht, daß er die rechten Mittel und Wege dazu ergriffen habe.

STENDAL, b. Franzen u. Grose: *Russisch-kaiserliche Feld-Pharmakologie*. Auf Befehl und mit Genehmigung des Reichs-Medicinischen Collegiums. 1802. 218 S. 8. (16 gr.)

Diese Schrift, die, der Vorrede zufolge, eigentlich eine Uebersetzung aus dem Russischen ist, verdankt ihre Entstehung dem Hn. von *Ellisen* (der sie auf Verlangen des auf dem Titel genannten Collegiums ausgearbeitet und dem Drucke übergeben hat), und enthält, in gedrängter Kürze, viele gute medicinische und pharmaceutische Bemerkungen, die, wenn sie

sie auch eigentlich nicht neu sind, doch wahrscheinlich manche von jenen Aerzten und Wundärzten, für welche diese Arbeit zunächst bestimmt ist, hier zum ersten Male lesen werden. Hr. von *Ellisen* hat sich bemüht, seinen Vortrag recht fasslich einzurichten, und sich überall so bestimmt, als nur möglich, auszudrücken, und er hat diese Zwecke meistens recht gut erreicht, so daß selbst ein strenger Beurtheiler, in diesen Hinsichten, in seiner Schrift wenig zu tadeln finden wird. Wenn man indessen nicht bey dieser Seite des Buches allein stehen bleibt, sondern etwas ins Einzelne geht, und die darin mitgetheilten Vorschriften, Vorschläge u. s. w. näher prüft, so findet man bald, daß es unter diesen einige giebt, die die Probe nicht aushalten, sondern vielmehr eine Verbesserung zulassen. Wir wollen unsere Leser auf einige solcher Stellen aufmerksam machen. S. 16. hat der Vf. die Mindererische Flüssigkeit zu einer Classe von Dingen gerechnet, zu der sie nicht gehört; denn wenn man auch, wie freylich gewöhnlich, aber eben nicht nothwendig ist, luftvolle Ammoniac zu diesem Heilmittel nimmt, so geht doch die Kohlenäure nicht mit in die entstehende Mischung ein, sondern entweicht als kohlenfaures Gas; an einem andern Orte ist Hn. *Lowitz* eine Entdeckung zugeschrieben, die dieser Gelehrte nicht zuerst gemacht hat, man kennt das Product, von dem die Rede ist, schon seit *Stahls* Zeiten in der Pharmacie; S. 37 u. 38. werden Formeln zu zwey Arzneyen mitgetheilt, die fast gar nicht, wenigstens nicht wesentlich, von einander unterschieden sind, eine von beiden hätte also süßlich wegbleiben können; S. 56. fällt der Vf. ein Urtheil über die Chinaurrogate, das gewiß nicht richtig ist; er sagt, „die innerliche Kraft“ (sollte wohl heißen, die Wirkung, die die peruvianische Rinde, innerlich genommen, hervorbringt) „dieser Rinde wird schwerlich durch irgend ein Surrogat ersetzt,“ und S. 59. fährt er fort, „alle Surrogate dieses Mittels sind für den innerlichen Gebrauch überall verwerflich, wo China angezeigt und vorhanden ist;“ allein

es giebt wirklich einige vegetabilische Substanzen; die in manchen Fällen eben das leisten, was man nur von der peruvianischen Rinde erwarten kann; wir haben ganz neuerlich Gelegenheit gehabt, uns durch Versuche von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen, und andere Aerzte haben, wie man weiß, oft Erscheinungen bemerkt, die dieselbe ebenfalls bekräftigen; der Vorwurf, der hier jenen Surrogaten gemacht wird, ist also offenbar zu hart; indessen hat sich Hr. v. E. nur an dem angeführten Orte so nachdrücklich wider diese Surrogate erklärt, an einem andern Orte (S. 60.), der aber freylich mit jenem in offenbarem Widerspruche steht, nimmt er seine Meinung fast ganz wieder zurück. S. 71. ist die Schwefelleber nicht schicklich definiert, und S. 82. wird behauptet, der stinkende Afsand vertrete hinlänglich die Stelle des Biebergeils; es ist wahr, jener Afsand ist so gut ein krampfwidriges Mittel, als das Biebergeil; aber in allen Fällen kann jene Droge wohl nicht die Stelle der letztern vertreten; und da man in Rußland leichter, als in manchen andern Ländern, ächtes Biebergeil haben kann, so sollte es von Rechtswegen selbst in den russischen Feldapotheken nicht mangeln. S. 84., wo von der Myrrhe die Rede ist, haben wir das wässerige Extract, das man aus dieser Droge in den Apotheken zu bereiten pflegt, und an andern Orten einige andere Heilmittel vermisst, die der Anführung wohl werth gewesen wären. Doch müssen wir gestehen, daß der Vf. die meisten einfachen und zusammengesetzten Arzneyen, die in eine solche Schrift gehören, aufgenommen, und auch von ihnen fast alles das, was man hier davon erwarten konnte, gesagt hat. Die übrigen Fehler, die wir z. B. S. 95. 96. 100. 113. 159. u. s. w. (von welchen einige, z. B. S. 15. Z. 8. S. 45. Z. 19. S. 46. Z. 10. S. 95. Z. 5., wohl nur Druckfehler seyn mögen) bemerkt haben, sind von der Art, daß sie kaum zu Zweydeutigkeiten oder nachtheiligen Folgen Gelegenheit geben können; wir brauchen uns also bey ihnen nicht aufzuhalten.

### KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Göttingen, b. Dieterich: *Beschreibung der Gemälde-Sammlung der Universität zu Göttingen*. Von *Johann Dominicus Fiorillo*. 1805. XIV u. 82 S. 8. — „Wiewohl — sagt Hr. F. in der Vorrede, worin einige allgemeine, für Anfänger in der Beurtheilung von Malereyen viel zu allgemeine, Regeln zur Untersuchung von Gemälden bey Besichtigung solcher Sammlungen gegeben werden — „wiewohl die Universitäten keine Kunstschulen sind, und man auf ihnen die Idee einer Construction der Werke bildender Kunst nicht suchen darf, so ist es dennoch sehr ersprieflich, daß die Vorträge, welche nur eine gelehrte Kenntniß der Kunstgeschichte zum Zweck haben, durch die Anschauung einiger Malereyen erläutert werden, welche ausserdem das Auge und den Sinn der Jugend bilden und sie zur Beleuchtung der großen Gallerieen in Dresden, Wien, München und der ungeheuern Kunstschätze in Frankreich und Italien vorbereiten

könne. Unsere Akademie darf sich daher glücklich schätzen, durch ein Vermächtniß des Herrn *Johann Wilhelm Zschorn*, ehemaligen königl. Raths und Secretärs bey dem Ober-Appellations-Tribunal zu Zelle, eine solche kleine und zur Erläuterung einzelner Theile der Kunstgeschichte zweckmäßige Sammlung zu besitzen, deren Beschreibung in folgender Schrift enthalten ist.“ Diese interessante kleine Sammlung, deren einzelne Stücke von dem Vf. in zweckmäßiger Kürze und mit Hinweisung auf ihren relativen Werth beschrieben werden, besteht aus 227 Gemälden hauptsächlich aus den deutschen und niederländischen Schulen, und enthält manche nicht unbedeutende und andere vorzügliche Originalwerke. Die Namen *Ruysdaal*, *v. d. Neer*, *Neefs*, *Livens*, *Breugheln*, *Mieris*, *Dürer*, *Holbein*, *Rubens*, *P. Roos* und *Tenniers* befinden sich darunter.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 14 Junius 1805.

## M A T H E M A T I K

DORTMUND, b. Mallinkrodt: *Dr. Benzenberg's Versuche über die Umdrehung der Erde.* 1804. XII u. 442 S. gr. 8. mit 8 Kpfrt.

Der Thurm der Michaeliskirche in Hamburg ist zu Versuchen über den Fall der Körper so schicklich, als wenn er absichtlich dazu erbauet wäre. Er ist in dem Innern von dem Fußboden bis in die Spitze ganz frey, so daß eine Fallhöhe von 340 Fuß da ist, 85 Fuß größer als die in der Paulskirche in London, und 99 Fuß größer als die in dem Thurme Asnelli in Bologna. Hr. Benzenberg hat diese Gelegenheit vortreflich benutzt. Er hat weder körperliche Anstrengung, noch Kosten gespart, um die Versuche über den Widerstand der Luft gegen fallende Körper, und die sehr feinen über die Abweichungen von der lothrechten Linie oft wiederholt anzustellen. Die Sorgfalt, die er dabey bewiesen, und seine Mafsregeln zur möglichsten Genauigkeit sind musterhaft und lehrreich.

Hr. B. mafs sechs Abätze der Höhe in dem Thurme, von unten hinauf, und beobachtete die Schwingungszeiten von Pendeln, deren Längen diesen Höhen gleich waren, woraus er wiederum diese Höhen berechnete. Nur bey dem längsten, das 338 F. lang war, fand sich ein Unterschied über 1 Fuß, nämlich 1,2. Die dazu nöthige Länge des Secundenpendels ist aus der Breite von Hamburg hergeleitet, 440,75 Pariser Linien. Auf fünf verschiedenen Standpunkten beobachtete er mehrere Male die Barometerhöhen, um daraus wiederum die Höhen der Standpunkte zu bestimmen, sowohl nach *de Lüc*, als nach *Kramps* Formel. Der größte Unterschied der Rechnung und Messung war 6 F. bey 237 F. Höhe. Beide Formeln geben fast dieselben Resultate. Bey einer der Beobachtungen auf dem gedachten Standpunkte war der Unterschied nach den beiden Formeln 17 und 15 Fuß, nach der Rechnung zu viel. Zu den feineren Beobachtungen über den Fall in der Luft, gebrauchte Hr. B. eine Tertian-Uhr von *Klindworth* in Göttingen. Er verglich nicht allein ihren Gang von Minute zu Minute (sie geht 24 M. lang) mit einer Pendeluhr, sondern bestimmte auch ihren *beständigen Fehler*, der darin besteht, daß sie eine Zeit von wenigen Sekunden nicht ihrem mittlern Gange für eine Minute gemäfs angiebt. Die Uhr hat dadurch 9 Tertian Vortheile. Auch bestimmte er durch 12 Reihen von Beobachtungen den *beständigen Fehler des Sinnes*, der daher rührt, daß man nicht genau in demselben Augenblick die Uhr hëmmet, in welchem der Schall des Ohr trifft. Zur Entdeckung dieses Fehlers beobachtete er die Zeit des Falles auf einer Höhe von 10 F., für welche der Widerstand der Luft als bekannt angenommen werden kann; die Vergleichung mit der berechneten Fallzeit gab den Fehler des Sinnes. Er fand denselben 3<sup>'''</sup>,67 subtractiv, so daß die scheinbare Zeit der Beobachtungen dadurch zu groß wird.

Eine große Anzahl von Beobachtungen der Fallzeit auf verschiedenen Höhen von 25; 68; 144; 240; 321 Fuß ist angestellt, um sie mit der Rechnung nach dem Newtonischen Gesetze des Widerstandes zu vergleichen. Der Unterschied, was die Rechnung weniger gab, ist nach der Folge der angegebenen Höhen, im Mittel 0,07; 1,22; 0,09; 1,11; 6,41 Tertian. Daß bey der zweyten Fallhöhe der Unterschied gegen denjenigen bey der ersten und dritten beträchtlich ist, mochte von dem geringfügigen Umstände herrühren, daß die Tertienuhr auf eine steinerne Fensterbank gesetzt war, da sie bey den Beobachtungen an den andern Höhen auf Holz stand. Man sieht, daß bey schnellen Bewegungen das Gesetz, daß der Widerstand dem Quadrate der Geschwindigkeit proportional sey, nicht mehr zutrifft. Der Widerstand der Luft wächst stärker, als nach diesem Verhältnisse.

Diese Versuche sind in der That wichtiger als diejenigen, von welchen das Buch seinen Titel erhalten hat, da es bey diesen nur darauf ankommt, ob man eine gewisse kleine Größe, die sich durch Rechnung ausmachen läßt, auch durch Beobachtung sicher genug finden könne. Diese ist die Abweichung eines fallenden Körpers von der Lothlinie durch den Punkt seines anfänglichen Ortes. Nämlich die ursprüngliche Richtung der Schwere, wie sie auf der sich nicht drehenden Erde seyn würde, wird durch den Umschwung geändert. Nun ist die Frage, was die größere Geschwindigkeit des Schwanges, die ein Körper in einer Höhe von einigen hundert Fuß hat, für eine Veränderung in seiner Fall-Linie mache. Man sieht leicht ein, daß er dadurch dem Grundpunkte nach Osten hin vorzueilen müsse; ob er aber auch nach Süden oder Norden abzuweichen werde, möchte wohl eine genauere Untersuchung erfordern. Auch ist man nicht gleich darüber einig gewesen. Zeigt sich bey dem Falle von einer beträchtlichen Höhe deutlich eine Abweichung nach Osten, so ist diese ein factischer Beweis für den Umschwung der Erde. Man hat schon ehemals solche Versuche, aber nur unvollkommen, angestellt. Sie machen mehr

l'iii

Schwie-

Schwierigkeit, als man denken möchte. *Guglielmini* hat sie im J. 1791. zu Bologna in dem Thurne *Afinelli* erhebert, mit viel größerer Genauigkeit, als bey jenen ältern beobachtet war. Aus 15 Versuchen ergab sich eine östliche Abweichung von 7,40 Linien, und eine südliche von 5,02 Linien, bey einer Fallhöhe von 240 oder 241 Par. Fufs. Allein er hatte, um die Lage des Loths zu bestimmen, sechs Monate auf völlige Ruhe der Luft warten müssen. Da man nun nicht voraussetzen darf, daß ein so hohes Gebäude sich nicht durch die Verschiedenheit der Temperatur ein wenig ziehe, so sind seine Versuche, bey aller sehr guten Uebereinstimmung unter sich, doch ungewiß. Auch war seine Theorie nicht richtig, da er nach derselben eine Abweichung nach Süden fand, die *la Place* nach der seinigen für ganz unmerklich erklärt, und die östliche Abweichung der Fall-Linie zu groß erhielt.

Hr. *Boussberg* hat 31 Versuche über die Abweichungen des Falles von der lothrechten, bey einer Höhe von 235 Par. Fufs, angestellt. Unter diesen gaben 21 in Summa eine östliche Abweichung von 174,5 Linien; 8 eine westliche von 50,5, und 2 keine in diesen Richtungen. Die Summe der südlichen Abweichungen war 92,6 Linien in 16 Fällen; 46,4 in 21 Fällen, und gar keine nach diesen Richtungen in 4 Fällen. Hr. *B.* theilt den Unterschied der entgegengesetzten Abweichungen durch 31, als die Anzahl aller Versuche, und findet dadurch die mittlere Abweichung nach Osten 4 Lin., und die mittlere nach Süden 1,5 Lin. Man möchte aber auch zuerst das Mittel der gleichnamigen, und dann den Unterschied der entgegengesetzten nehmen können. Das gäbe für die östliche 2,0 Lin., und für die südliche 1,57 Lin.

Einige Zeit nach diesen Versuchen fand Hr. *B.* in der Grafschaft Mark einen Kohlenstücht, der zu seinem Zwecke sehr bequem war. Er ist 262 Fufs tief. In 29 Versuchen war die Summe von 21 östlichen Abweichungen 189,5 Lin.; von 8 westlichen 42,0 Lin.; von 15 südlichen 103 Lin.; von 14 nördlichen 125 Lin. Hieraus folgt der Vf. die Abweichung nach Osten 5,1 Lin., die nach Norden 0,7 Lin. Nach der andern Art der Schätzung wäre die östliche Abweichung 3,85 Lin., die nördliche 2,0 Lin. Hier ist die Abweichung in der Ebene des Meridians derjenigen bey dem Falle in dem Michaelisthurne entgegengesetzt, die östlichen Abweichungen in dem Stücht sind in Vergleichung mit den westlichen stärker als in dem Thurne. Es kommt also hier auf kleine zufällige Nebenumstände an, so daß die Versuche weder für, noch gegen eine Theorie etwas beweisen. Für die Umdrehung der Erde um ihre Axe geben sie nur einen wahrscheinlichen Grund. Zu den Ursachen der verschiedenen Abweichungen von der lothrechten möchte vornehmlich die Bewegung der Luft gehören, welche die fallende Kugel besonders gegen das Ende des Falls erregt, wobey die aus der Stelle getriebene Luft von den benachbarten Körpern ungleichmäßig zurück geworfen werden mag.

Einen großen Theil des Buchs nehmen Nachrichten und Bemerkungen ein, die in Verbindung mit den eigentlichen Gegenständen desselben, einige freylich nur in sehr entfernter, stehen; als die ziemlich speciellen umständlichen Nachrichten von dem Baumeister des Michaelisthurns, *Sonnin*, von Nationalmasten, von den Höhen merkwürdiger Thürme, die Zusehrift des *Copernicus* vor seinem astronomischen Werke, die Abschwörungs-Urkunde des *Galilei*, von den tiefsten Erzgruben in Europa, der ganze neunte Abschnitt, ob die Alten schon die Copernicanische Weltordnung gekannt haben, nebst dem Leben des *Copernicus* nach *Lichtenberg*; auch noch der zweyte Abschnitt über die Geschichte der Lehre von der Beschleunigung fallender Körper. Dadurch, und überhaupt durch zu große Umständlichkeit in manchen Erzählungen, ist das Buch zu sehr angewachsen.

Nützlich und für viele belehrend sind die historischen Nachrichten von den Versuchen und Theorien über den Widerstand der Luft, und von den Bemühungen, die Umdrehung der Erde aus Beobachtungen an fallenden Körpern zu erweisen. Dem Theoretiker wird der siebente Abschnitt willkommen seyn, worin die Entwicklung der Gleichungen für die Bewegung fallender Körper auf der sich drehenden Erde von *Gauß* und von *la Place* (vom letztern im Original), nebst Bemerkungen von *Dr. Olbers* und *Guglielmini* über diesen Gegenstand enthalten sind. Die Abweichung nach Osten ist bey einer Fallhöhe von 235 par. Fufs, zufolge der theoretischen Berechnungen, 3,9 Lin. Nach Süden giebt es gar keine irgend merkliche Abweichung.

In den mathematischen Rechnungen sind häufige und verwirrende Druckfehler. Verleger und Buchdrucker sollten mehr für sachverständige Revisoren mathematischer Schriften, selbst bey einzelnem Stellen, sorgen.

PIRMA, b. Pinther: *Sammlung der vorzüglichsten in Fortwiesen vorkommenden Rechnungs-Aufgaben*, zum Gebrauche und zur Privatübung für angehende Forstmänner und Oekonomen, entworfen von *G. A. Fischer*, Mathematicus bey den churfürstl. sächs. Silber-Pagen. 1803. 220 S. 8. (1 Rthlr.)

Nach dem Plane, welchen sich der Vf. bey dieser für angehende Forstmänner wirklich nützlichen Sammlung genommen hat, zerfällt dieselbe in sechszehn Abschnitte. Der erste derselben enthält die Anwendung der einfachen und zusammengesetzten, directen und indirecten Proportionsätze, auf allgemeine und besondere in Fortwiesen einschlagende, auf die Geometrie, Maß, Gewicht und Münzen, Zins, Kauf und Tausch sich beziehende Aufgaben; wobey die zusammengesetzten nach der Kettenregel geführt, und auch die logarithmische Auflösung solcher Sätze gezeigt wird. Wichtiger ist für den Forstmann, der seinen *Corrus* bereits abfolvirt hat, der zweyte Abschnitt

schnitt dieser Sammlung. Denn in diesem behandelt der Vf. die Rechnungs-Aufgaben wegen des Zuwachses, und die dahin einschlagenden Gebaubestimmungen für Schachte, welche in gegebener Zeit ganz oder zum Theil, durch unausgesetzten und ausgesetzten Hieb abgetrieben werden, und wobey der Hieb am Anfang oder auch am Ende jedes Jahrs geführt wird, neben andern damit verwandten Rechnungs-Aufgaben. Ob nun wohl, nach der Uebersetzung des Rec., diese Gegenstände wegen der Reduction der Bestände durch das Kümern auf viele Jahre hinaus sich nicht so geradezu nach diesen von *Oppelschen* Maximen behandeln lassen, und außerdem hier Zuwachs von Zuwachs nach der zum Grunde liegenden Formel für das zusammengesetzte Interurium supponirt wird, das bey dem Wachstum nie Statt findet: so sind demungeachtet die hier gegebenen Formeln als Rechnungs-Aufgaben für Forstmänner sehr nützlich, welche sich in solchen Rechnungen üben wollen; da besonders der Vf. immer die logarithmische Auflösung der Formeln und hiennach sehr brauchbare Tabellen beygesetzt hat: so dafs in dieser Hinsicht diese Sammlung jenen Forstmännern, die sich mit Rechnen gerne abgeben, sehr zu empfehlen ist.

Eine sogenannte *neue wohlfeilere Ausgabe* (Dresden, b. Arnold. 1804.) ist völlig unverändert, auch im Preise.

## TECHNOLOGIE.

ERFURT, b. Henning: *Oekonomische Technologie, oder vollständige Anweisung zu Anlegung und Betreibung derjenigen Gewerbe, welche mit der Landwirthschaft verbunden werden können.* Ein Handbuch für Landwirthe, Kameralisten und Polizey-Beamten, von Joh. Christ. Gottl. Weise, Herzogl. Weim. Landfeldmesser. *Erster Theil.* Mit (4 Bog.) Kpfrt. 1803. XV u. 256 S. *Zweyter Theil.* Mit (3 Bog.) Kpfrt. 1803. 400 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Diese Arbeit gehört nicht zu den gewöhnlichen leicht zusammen geschriebenen Büchern; sie enthält, in guter Ordnung, eine Menge trefflicher Bemerkungen, die selbst gemachte Erfahrungen voraussetzen, und die man, bey der genauesten Prüfung, bey keinem Vorgänger des Vfs. antrifft. Wir wollen daher kürzlich unsere Leser mit dem Inhalte des Werks etwas näher bekannt machen.

Nachdem der Vf. in der kurzen *Einkleitung* im ersten Theile einige Betrachtungen darüber angestellt hat, welche Gewerbe auf eine gemeinnützige Art, und am bequemsten mit der Landwirthschaft zu vereinigen seyn würden, wobey er mit vollem Rechte gegen das Brautweinstreuen und dessen nachtheilige Folgen für Moral und Kornwirthschaft eifert, setzt er die Gründe auseinander, worauf man besonders bey der Anlage einer Fabrik zu sehen habe; er

richtet dabey seine Blicke: 1) auf die dazu erforderlichen Materialien; 2) auf die Beschaffenheit der Werke, welche durch die Kunst hervorgebracht werden sollen; 3) auf die Möglichkeit, diese Werke zu verkaufen; 4) auf die Kosten der Verarbeitung, und 5) auf den Preis der Werke, als welcher den wirtschaftlichen Nutzen bestimmt. Hier geht er besonders von folgenden Grundsätzen aus: Man muß sich, wenn man sich einen beständigen Absatz seiner Kunstproducte vergewissern will, 1) von den Erzeugnissen selbst einen deutlichen Begriff machen; 2) hieraus den größten Grad ihrer Vollkommenheit folgern; 3) sich um die Meinung der Abnehmer in Rücksicht der Vervollkommnung bekümmern, und 4) die Vollkommenheit dieser Werke, den Meinungen der Menschen gemäß, hervorzubringen suchen. Von diesen Maximen durchdrungen geht er I. zur *Anlegung einer Zuckerraffinerie*; II. der *Salpetersiederey*; III. der *Pottascheniederey*; und IV. zur *Verfertigung des Schießpulvers* über, welches mit vieler Einsicht gelehrt wird. Am Schlusse des ersten Theils S. 216—256. wird die Verfertigung der *weißen Stärke* gelehrt, wozu, wie zu den vorigen Abhandlungen; im zweyten Theile noch Nachträge geliefert werden. Besonders gut ist auch die im zweyten Theile eingeschaltete Abhandlung vom *Bierbrauen* gerathen. Alle Anleitungen der hier vortragenen Gewerbe sind deutlich und bestimmt abgefaßt, auch hin und wieder mit eigenen Erfahrungen durchwebt; nur schade, dafs die gut gezeichneten Kupfertafeln nicht überall gleichmäfsig gestochen und abgedruckt worden. In unserm vorliegenden Exemplare sind wenigstens vier Blätter, die äußerst schlecht abgezogen sind, wodurch Stich und Zeichnung undeutlich und fast unbrauchbar werden. Ein zweyter Hauptmangel aber ist der, dafs der Vf. alenthalben seine Quellen verschwiegen hat.

## GESCHICHTE.

NEUBURG, im Reichs-Commissions- u. Industrie-Bureau: *Die französische Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht, mit allen ihren Gräueln und Grausamkeiten.* Aus den sichersten Nachrichten gezogen. Ohne Jahrzahl. (1803.) 6 u. 8 Bog. 8. (20 gr.)

Unter diesem Titel findet man ziemlich wohl gerathene Uebersetzungen zweyer lateinischen, zur Zeit jenes schändlichen, nur der Vertheidigung von Tolköpfen empfänglichen Auftritts, herausgekommenen, auch in andere Sprachen ehehin schon überetzten Schriften, nämlich *Ernesti Varamundi* (unter welchem Namen nach der Meinung der meisten Gelehrten, und auch des ungenannten Uebersetzers, der berühmte Jurist Franz Hofmann verborgen ist) *vera et simplex narratio de furoribus Gallicis* etc., und (mit neuen Seitenzahlen) *Ornatissimi causidami viri de rebus Galliae ad Stanislaum Elvidium Epistola*, deren Urheber der Parisische Parlamentsadvocat *Veit du Faux de Pibrac* war. Von der Absicht des Uebersetzers, das Andenken an diese Schriften durch eine neue Uebersetzung

zung aufzufrischen, finden wir keine Erwähnung. Halb und halb vermuthen wir, sie sey schon während der französischen Revolution erschienen, und habe

nachher nur ein neues Titelblatt erhalten. In der Ungewissheit mag indeß diese Aeußerung bloße Vermuthung bleiben.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**NATURGESCHICHTE.** *Winterthur*, gedr. in d. Ziegler. Buchdr.: *Verzeichniß sichtbar blühender Gewächse*, welche um den Ursprung der *Donau* und des *Neckars*, dann um den untern Theil des *Bodenfess* vorkommen. 1799. 50 S. 8.

*Tübingen*, in d. Coetzischen Buchh.: *Verzeichniß der Käfer*, welche um den Ursprung der *Donau* und des *Neckars*, dann um den untern Theil des *Bodenfess* vorkommen. 1801. 67 S. 8.

*Ebendaf.*: *Verzeichniß der Halbkäfer, Netzflügler, Wespen, ungeflügelten Insecten, Wanzen und Fliegen*, welche um den Ursprung der *Donau* und des *Neckars*, dann um den untern Theil des *Bodenfess* vorkommen. 1802. 70 S. 8.

Auch an dem Ursprunge der *Donau* und des *Neckars* wird es nun in naturhistorischer Hinsicht heller Tag, seitdem sich in diesen, an seltenen Thierarten und Gewächsen so überaus fruchtbaren Gegenden eine beyfallwürdige Gesellschaft gebildet hat, nicht nur um die natürliche Geschichte dieser Landschaft zu untersuchen, sondern auch die Resultate ihrer Entdeckungen und Untersuchungen bekannt zu machen. An der Spitze dieser naturforschenden Gesellschaft steht Hr. Geheimrath Freyherr von *Schreckenstein* zu Imendingen an der *Donau*, ein ungemein thätiger und einsehensvoller Naturforscher, Gelehrter und Beförderer alles Wahren, Guten und Schönen, mit dem sich Hr. Dr. *Petz* zu *Tuttlingen* (gegenwärtig aber französischer Bürger und Kaufmann in der Gegend von *Speyer*), Hr. Dr. u. Prof. *Karg* in *Coilanz* und Hr. Oberforstmeister Freyherr von *Lasberg* in *Heiligenberg* vereinigt haben, um die erste Classe des Thierreichs zu bearbeiten. Um diese Abicht noch mehr zu befördern, läßt der Fürst von *Fürstenberg* ein Cabinet inländischer Vögel anlegen. Hr. Berg-rath *Selb* im *Kunzger Thal* und der junge Hr. *Elfsässer* bearbeiten das mineralogische Fach; Hr. Pfarrer *Amtsblüher* in *Imendingen a. d. D.* und Hr. Hofrath *D. Enzelberger* untersuchen die Flora dieser Gegenden, welche, zu Folge einer gedruckten Nachricht der Fürstl. Fürstenbergischen Hofbuchdruckerey zu *Donaueschingen*, nun in einzelnen Bogen monatlich herankommt. P. *Ramond* in *Villingen*, Hr. *Obermüller* in *Kippenheim*, und ein junger Baron von *Reggenbach* bearbeiten die Classe der Schmetterlinge. Hr. Canon *Meyer* in *Rottweyl*, der selbst eine ziemlich vollständige Sammlung deutscher Käfer besitzt, bearbeitet die künftige Käferfauna. Hr. Geheimrath Freyherr von *Schreckenstein* hat den übrigen Rest der Insecten zu bearbeiten übernommen. Die mit lichtbarem Fleiße und großer Genauigkeit nun zu Stande gebrachten Resultate dieser naturhistorischen Arbeiten liegen nun in diesen Verzeichnissen vor Augen, und Rec. hält es für Pflicht, da sie durch den Buchhandel nicht so, wie sie es verdienen, allgemeiner bekannt geworden sind, das naturhistorische Publicum durch nachstehende kurze Anzeige derselben darauf aufmerksam zu machen.

Nr. 1. ist keineswegs ein bloß trockenes Verzeichniß der in jenen Gegenden einheimischen Gewächse, sondern vielmehr eine — wenn gleich noch nicht vollständige Flora, doch eine, oftmals mit treffenden Bemerkungen begleitete, sehr reiche Chloris dieser Gegenden. Obgleich die Vff. die Linné'sche Methode beygehalten haben, so sind sie doch mit den meisten neuesten vorzüglichen Werken bekannt, auf die sie sich auch beziehen; eine gleiche Bekanntschaft äußern sie auch mit denjenigen Berichtigungen, die sowohl Gattungen als Arten bestimmter bezeichnen. Hieher gehören vorzüglich die Nachträge und Emendationen dieses Verzeichn. sichtb. bl. Gewächse, die in dem Verzeichnisse der Schmetterlinge, welche an dem Ursprunge der *Donau* u. d. *Neckars* u. s. w. ein-

heimisch sind. *Tübingen* 1800. (welches von einem andern Rec. in der A. L. Z. beurtheilt werden wird) S. 41 — 59. befindlich sind, und von der Genauigkeit und festem Untersuchungsgeiste der Vff. ein beyfallwürdiges Zeugniß ablegen. Doch ist Rec. mit den Vffs. nicht ganz einverstanden, wenn sie auch die cultivirten Gewächse, und die sonst hie und da in den Gärten vorkommenden Gewächse mit in ihr Verzeichniß aufnehmen, und wünschet, daß sie diese, als in kein solches Verzeichniß gehörige, in Zukunft weglassen möchten; so wie auch zu wünschen wäre, daß sie bey künftigen Nachträgen und Berichtigungen auch etwas weniger Vertrauen auf die Gmelin'sche *Flor. tübingsf.* setzten, und dagegen die Willdenow'sche Ausgabe der *Spec. Plantar.* zu Rathe zögen, aus welcher sie über manche, ihnen noch zweifelhaftes Gewächse einen nicht selten befriedigenden Aufschluß erhalten dürften.

Nr. 2. ist ein wohlgeordnetes Verzeichniß der Stummlichen bisher in gedachten Gegenden entdeckten Käferarten, nach der *Entom. systemat.* und deren *Suppl.* geordnet, deren Anzahl sich bis jetzt auf 611 erstreckt. Vor jeder Nummer steht ein Sternchen, um auf die Panzerfische Insectenfauna hinzuweisen, wofelbst die genannte Käferart abgebildet ist. Außer diesem Werke sind die meisten neuesten und vorzüglichsten entomologische Schriftsteller benutzt worden. Die hie und da eingestrenten Bemerkungen sind eben so lehrreich, als über manche noch zweifelhafte Art mit vielem Scharfsinne entscheidend. Gleichwohl ließe sich ein nicht unbedeutlicher Nachtrag von mancher in diesem Käferverzeichniß noch unberichtigt gebliebener Art hier einschalten, wenn Rec. nichts nach dem, was sowohl *Fabricius* in dem *Syst. Eleutherat.*, als *Illiger* in seinem Magazin, und andere bereits hierüber entschieden haben, zu spät zu kommen fürchten müßte.

Nr. 3. enthält die in den übrigen Classen des Fabricianen Systems vorkommenden Insecten, welche die Vff. bis jetzt in ihren Gegenden entdeckt und beobachtet haben. Gleich den vorhergehenden ist diese Verzeichniß der Entdeckungen der Vff. in diesen Classen eine eben so instructive, als mit sehr vieler Genauigkeit fortgesetzte Angabe der hierher gehörigen Insectenarten, bey welcher der in den vorhergehenden Verzeichnissen befolgte Plan beobachtet worden ist. Obgleich die Vff. dasselbe eben so wenig für vollständig, als ihre andern Verzeichnisse ausgeben, was wohl bey diesem noch lange nicht so sorgfältig bearbeiteten Classen, im Verhältnis mit den Käfern und Schmetterlingen, kaum gefordert werden kann: so stellt es doch einen sehr sprechenden Beweis von der Thätigkeit und dem großen Fleiße derselben auf. Hinlänglich ist dasselbe schon allerdings, um künftigen Forschern zur Grundlage zu dienen, um jährlich weitere Fortschritte zu machen. Auch bey diesem Verzeichnisse würde es dem Rec. nicht an Gelegenheit fehlen, über manche in demselben vorkommende, noch unberichtigt gebliebene, oder andern Gattungen richtiger zuzuteilende Arten, so wie über die specifische Identität anderer, seine Meinung zu sagen, wenn nicht zu erwarten wäre, daß die mit ihrem Zeitalter gleichen Schritt haltenden Vff. über manche theils schon ganz im Reinen seyn, theils auch durch die Belehrungen, welche sie in *Fabric. Syst. Ryngot.* und *Pezator.*, so wie in *Meigen's* *Classificat. der Zweyflügler* u. s. w. antreffen werden, vollends aufs Reine kommen werden. Rec. begnügt sich daher bloß, das Daseyn dieser in der Folge immer wichtiger werdenden Verzeichnisse anzuzeigen, und die würdigen Vff. zu ermuntern, mit gleicher Eintracht und Beharrlichkeit ihrem schönen Ziele zuzueilen.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonntags, den 15. Junius 1805.

## SCHÖNE KUNSTE.

HALLE, in der Ruffischen Verlagsh.: *Amphitryon*,  
Luftspiel in fünf Aufzügen, von *J. D. Falk*. 1804.  
Erste Abtheilung. 292 S. Zweyte Abtheilung.  
202 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Hr. F. will uns in diesem neuen dramatischen Ver-  
suche mit Menander und Philemon näher be-  
kannt machen. Er sey ihm entstanden, belehrt er  
uns in der Vorrede, bey dem Nachdenken über die  
Charaktere der mittlern und neuern griechischen Ko-  
mödie, deren Koryphäen die angeführten Dichter  
sind. Er ist des Glaubens, gegen hundert Berührung-  
punkte der Deutschen mit dem gemüthvollen Grie-  
chen dürfte sich kaum einer und ein halber mit dem  
espritreichen, nach Witz, Schimmer und Pointen  
haschenden Franzosen vorfinden; von der ganzen Gal-  
lerie von Charakteren, dem Trupp von Originalen,  
den die neuere Komödie selbst in ihrer Ausartung ins  
Individuum auf den Platz gebiete, gebe Terenz nur  
einen äußerst unvollständigen und schwachen Be-  
griff. (!) Er wollte es daher, selbst auf die Gefahr  
hin, für modern gehalten zu werden, wagen, nicht das  
Leben aus den Fragmenten, sondern die Fragmente ge-  
dachter Komiker aus dem Leben zu erläutern, (!) und  
ein frischer Griff in die Umgebungen der Mitwelt  
sollte ihn dabey zum Commentar dienen, da jene  
dort geschilderte Charaktere, der Geitzige, der Aber-  
gläubische, der Griesgram, der geniale Lügner  
u. s. w. und selbst die der verschiedenen Stände, unter  
uns nicht ausgestorben, sondern nur in andern Ver-  
kleidungen sich immer wiederholen. In diesem *Am-  
phitryon* sollten uns jene vorgeführt, und wir sonach  
in eine vertrautere Bekanntheit mit diesen beiden  
Vätern der neuern Komödie der Griechen eingeleitet  
werden. Die Absicht ist allerdings löblich, wenn  
schon der Zweck, von dem der Vf. ausging, und die  
ganze Entstehungsgeschichte dieses Productes voraus  
kein sehr günstiges Vorurtheil gegen dasselbe erwe-  
cken dürfte, wenn wir es als Kunstwerk, auf wel-  
chen Rang es doch Anspruch macht, betrachten sol-  
len. Wenigstens erscheint es so nicht als ein freyes  
Erzeugniß eines unbefangenen Kunstsinnes; es ist  
durch Zwecke bedingt, die im Drama nie die herr-  
schenden seyn können. Es soll Lehre veranschauli-  
chen; es ist für irgend einen fremdartigen Behuf ge-  
dichtet. Es soll Resultate der Speculation über alte  
und moderne Kunst, die wir lieber in Prosa lesen  
würden, und auch der Zusicherung des Vfs. nach noch  
von ihm zu erwarten haben, darstellen. Und dann aus  
d. L. Z. 1805. Zweyter Band.

den nicht sehr beträchtlichen Fragmenten der ange-  
führten Dichter, die dazu noch mehr gnomologi-  
schen als darstellenden Inhalts sind, wie soll sich eine  
treue Nachbildung ihrer Manier und der Oekonomie  
ihrer Stücke aufstellen lassen? In der That; wir  
zweifeln, ob sich Hr. F. recht verstanden hat, wir  
zweifeln, ob er seine Absicht, uns mit Menander und  
Philemon bekannter zu machen, erreicht, und die Li-  
teratur einen Gewinn von seiner Bemühung möchte  
erhalten haben. Uns scheint der ganze Versuch, wie  
er da liegt, nur in minderm Grade als der verun-  
glückte, wir möchten sagen, tod aus der Presse ge-  
fallene Prometheus eben dieses Vfs., ein abermaliger  
Beweis, daß Hr. F. am allerwenigsten Anlage für  
dramatische Darstellung hat, und daß sein ursprüng-  
liches Talent für die Lehrpoësie, das er als satirischer  
Dichter beurkundet hat, ihn wider Willen, sobald er  
sich in andere Gebiete der Kunst begiebt, auch dahin  
verfolgt. Nur müßte seinen schönen Anlagen zu Witz  
und Laune der gewählte Stoff dankbarer entgegen  
kommen; aber ein Hauptfehler, der mit von der  
Absicht, die ihn bey dieser Composition leitete,  
wahrscheinlich bestimmt wurde, drückt das Ganze  
derselben. Es ist mit zu viel Nebengruppen überla-  
det; diese sind nicht mit gehöriger künstlerischer Be-  
rechnung vertheilt und zur Haupthandlung geordnet;  
sie stören diese als schleppendes Beywerk oft mehr,  
als sie das Interesse derselben fördern; der Genuss,  
den einzeln gelungene Scenen und Situationen ge-  
währen, wird durch so viel fremdartiges, und noch  
dazu nachlässig und rauh vorgetragenes wieder ge-  
trübt, und, wenn wir uns kaum angezogen fühlten,  
tritt bald wieder Langeweile und Widerwillen über  
so manches Frostige, Bizarre, mitunter auch Abge-  
schmackte — besonders wo das Antike und Moderne  
so sonderbar contrastiren, häufig ein. Die Fabel ist  
aus dem Plautus u. a. hinlänglich bekannt. Wir wol-  
len die Leser damit nicht aufhalten; sie ist für ein  
Charakter- und Intrigenstück und für die heiteren  
Spiele der freyen Laune gleich geschickt. Hr. F.  
hat in dieser dreyfachen Beziehung mit Glück einige  
Vortheile von ihr zu ziehen gewußt. Was an der  
ganzen Composition wohl das Beste seyn dürfte, sind  
die Scenen, wo Merkur in der Gestalt des Sofia mit  
diesem zusammen trifft, und ihn an seiner Personali-  
tät irre zu machen weiß, daß er ausruft:

Nun, nun — ich merk wohl meine Personalität geht hier  
verloren.

Und ein Mal bin ich in der Welt zu viel geboren.

f. zweyter. Aufzug zehnte Scene (S. 177.) womit eine  
andre diese Scene einleitende (die zweyte ebend. Aufz.)

K k k k

ver-



verglichen werden kann, die ebenfalls reich an komischen Zügen ist. Auch die erste des dritten Aufzuges, durch die beiden genannten bestimmt, und die mit dem Bader Bybachides S. 215. gehören unter die gelungenen. In jener ist die Rolle des Aufschneiders und Poltrons besonders gut angegeben, das einzige ausgenommen, daß S. 196. Hr. F., was ihm öfter begegnet, aus der Rolle seiner Person und aus dem dramatischen Ton in den Lehren fällt. Es stört mit einmal alle Illusion, wenn Sofia plötzlich nach der dramatischen Erzählung:

„Von Teleboz durch Euch fortgeschickt,  
Befehl mich ein gewaltig Grau'n; die Nacht  
War stockpfechsinster, Herr; Ein jeder Laut  
Erschreckte mich; die Eichen schnitten mir  
Gesichter zu; der Dornbusch hielt mich fest an meinem  
Kleide;  
Die Flüsse rauschten: halt ihn auf! und jeder Strauch  
Stand auf, und schien mir ein erschlagner Teleboz.“

also fortfährt:

Da rief ich laut in meiner Herzensangst:  
Beklagenswerthes Loos, ein Mensch zu seyn!  
Und sprich' an meinem letzten Lebenstage  
So Jupiter zu mir, wie ich nun sage:  
„Auf, Sofia, beginn' aufs neu nun deinen Lebenslauf,  
Und steh als Hund, als Pferd, als Esel wieder auf!“  
Gleich sprich' ich: Laß, Gebieter Himmels und der  
Erden,  
Mich, was du willst, nur keinen Menschen werden!  
Verliß mit Krallen mich an jeder Tatze!  
Mach mich zum Eichhorn oder gar zur Katze!  
Verläng're meine Ohr'n um ein Paar Zöll;  
Ich will ein Esel seyn und ohne Groll!  
Ja thu' zuletzt mich gar in ein Futt'al und stooke,  
Verlehn mit Hörnern, mich ins Haus von einer Schnecke!  
Ich murre nicht — ich habe nichts dawider!  
— Du wunderst dich, und halt doch alle meine Brüder  
In Haid' und Feld, hast Vogel, Fisch und Affen  
Weit glücklicher, als wie wir Menschen sind, erschaffen.  
Der Esel zupft sein Bündel Heu,  
Und fühlt sich frank und froh dabey;  
Der Hund verschreibt frisch weg vom Grafe  
Sich ein Recept mit kluger Nase;  
Der Haf' ist ohne Löffel seinen Kohl;  
Der Schneck' im Weiskraut es ist wohl;  
Des Treibers Pfeife kürt die Last Kamelen;  
Harmlose, wie die Jahreszeit, fröhliche Seelen,  
Ziehn Schwalben weiter, wie der Sommer flieht,  
Und wie sie ziehn, verhallt ein fröhlich Lied;  
Kein' Gram suroht ihre Stirn, kein Denken macht sie  
hager;  
Sie schiekt kein Herr, kein böser Leuteplager,  
Noch spät in Nacht und Finsterniß,  
Von Memphis nach Persepolis  
Und von Persepolis nach Theben,  
So wie z. B. mich hier eben.

In diesen noch dazu sehr rauhen Versen spricht nicht sowohl Sofia, als der Autor selbst. Eine ähnliche unzeitige Digression, wo wieder Hr. F. mehr durch den Sofia redet und Gelehrsamkeit auskramt, findet man in der 1sten Abtheil. S. 209 — 210.

„Hier ist Amphions Stätt' und manches Haus  
Hat seine Leyer hier aus Steinen einst errichtet“

Die Bäume kamen aus dem Wald  
Und sprachen höflich: brauch uns bald;  
Dem Kalk war sehr daran gelegen  
Zu dienen gegen Wind und Regen u. s. w.

Was nun die herrschende Handlung des Stückes betrifft, so hat der Vf. nur etwa folgende Veränderungen mit ihr vorgenommen, die uns eben nicht glücklich dünken. Jupiter mußte, wahrscheinlich der modernen Decenz zu gefallen, ein sentimentalischer Liebhaber werden, und Alkmene gleichfalls eine Heldin der Empfindsamkeit. Ja, was bey den unbefangenen Alten, die mit den lustigen Sagen aus der Chronik des Olymps, wie mit ihrer ganzen Religion ein üppiges heiteres Spiel trieben, so daß der Himmel der Götter ihnen oft ein verkehrter Himmel wurde, wie der altdeutsche Witz eine verkehrte Welt in Holzstichen und Versen zeichnete, was dort eine fröhliche sinnliche Katastrophe nimmt, das schließt bey Hr. F. ganz edel und großmüthig. Man denke nur! der Herrscher der Götter hat den Olymp verlassen, um bey der Gattin eines thebanischen Feldherrn, die nun einsame Nächte hat, da ihr Mann im Lager ist, eine verstoßene Schäferstunde zu genießen. Als er durch die Schlaueit seines treuen Boten, des Hermes, als sich ihm entgegen setzende Hindernisse glücklich überwunden hatte, und in der Gestalt ihres Mannes der Geliebten sich nahet, wird alles ganz ernsthaft. Bey der tugendhaften Hausfrau wird er selber ganz tugendhaft. Da hört man nichts als empfindsame, zum Theil herzbrechende Gespräche, womit sich die beiden edlen Seelen unterhalten:

„Du magst dir den Gemahl, wie billig, loben,  
Ich zieh' ihn dennoch dem Geliebten vor! S. 264.

Sieh dem Gemahl ist Zwang die schönste Neigung!  
Wo der Geliebte bittet, fordert Er;  
Streng ist und rauh dem Weibe der Gemahl;  
Doch dem Geliebten, wie ein frey Gescheak  
Erscheint die Liebe, wie des Lichtes Gabe,  
Und wie der frey vergönnte Glanz der Sterne! —  
Der bin ich dir, der will ich stets dir seyn! —

So sucht sich der verkappte Seladon — die Wüste  
find überdies Reminiscenz, wo wir nicht-irren, aus  
Goths oder Schiller — einzuföhmeicheln bey seiner Ge-  
liebten. Und Alkmene? — Man höre die sonderbare  
Schwärmerin, die noch mehr Gelehrte scheinint als  
Schwärmerin. S. 268.:

So wie der Tag dem Leben angehört;  
Gehört der Augenblick der schönen Liebel  
Gelassen will ich ihn und heiter nehmen!  
Den nenn' ich thörigt; der auf Morgen baut;  
Dieses Morgen, das so oft zu kommen zögert,  
Und, wo es Kränze hoffen ließe, uns Urnen bringt.

Wie sie jetzt plötzlich in die pathetische Reflexion  
ausbricht!

Wo auf Erden wohnt dieses Morgen? Bey Armenern oder  
Parthern?  
Bey den Piktten oder Kepten? Gokan oder bey Aegyptern?

In sein Land — wo ist die Brücke? wo der Steg? — wann  
 will es tagen? —  
 Dunkel, nachtsvoll sind die Stege, und die Brücken ab-  
 getragen!  
 Morgen, morgen steigt vielleicht schon mit uns ein in  
 Charons Kahn;  
 Morgen müssen wir uns Plato seiner hinstern Urne nahen!  
 Keine Seele nahet drunten sich des Styxes hinstern Wogen,  
 Die das goldne Licht des Tages nicht um einen Tag be-  
 trogen!  
 Heut' ist unser' ist das Welt, das Licht und Leben, Sonn'  
 und Luft  
 Zu der Pflanze, zu dem Vogel, zu dem Thier und Men-  
 schen ruft! —  
 Nein mein geliebtester Amphitryon,  
 Kein Vorwurf soll uns diese schöne Stunde trüben!  
 u. f. w.

Diese Tirade ist doch in der That über alles  
 frostig.

S. 277. wird Alkmene auf einmal von einer Ahn-  
 dung betreten, es wird ihr unheimlich:

„Seh' ich dir ins Angesicht.“

sagt sie zu dem verlarvten Jupiter,

Ich nicht so freudig mehr zu ihm (Jupiter) wie sonst wohl  
 beten

Jupiter bricht in die heimlichen Worte aus:

„O ahnungsvolle Seele ist dir so“ (S. 277.)

Der Zug ist eine Nachahmung der Scene zwischen  
*Mephistopheles* und *Gretchen* im *Gothischen Faust*, oder  
 vielmehr eine holde Reminiscenz, wie auch S. 7. in  
 der *zweyten* Abtheilung —

Lebendes Wirken ist der Gottheit Kleid;  
 Natur der Saum, woran du sie mußt fassen u. f. w.

was ebenfalls wieder dem Jupiter in den Mund ge-  
 legt wird, an einen Monolog *Fausts*, und die Auflö-  
 sung des Stücks, der Abschied Jupiters von Alkmene,  
 vor der Erkennung S. 182 — 183, an die Abschieds-  
 scene zwischen *Iphigenie* und *Thyas* erinnert. Das  
 Stück schließt damit, daß Merkur sich in seiner  
 wahren Gestalt zeigt, und Jupiter unter Donner und  
 Blitz in den Wolken verschwindet, worauf mehrere  
 Mütter, ihn ihren Kindern zeigend, ihm nach-  
 rufen:

„Der ist, durch den die Linsen und die Bohnen  
 wachsen!

Strecket eure kleinen Hände, allerliebste Kinder, aus!  
 Rufet: Dank dir für die Linsen, Dank dir für die Bohnen,  
 aus. (!)

Merkur ruft dann dem Sofia noch zu: — Zweyfach  
 geb ich deinen Händen zurück —

O Sofia, was ich dir heut gestohlen,  
 Hier zwey Gurt, und hier zwey Sohlen;  
 Hier zwey Fuß' und hier zwey Ballen;  
 Hier zwey Schuh', und hier zwey Schnallen —

S o f i a.

Auch zwey Weiber?

M e r k u r.

Nein, fafs Muth!

'S bleibt bey Einer!

S o f i a.

So ist's gut.

Es wäre vielleicht nöthig, noch von den mancherley  
 Umgebungen der Handlung des Stückes zu reden,  
 von den verschiedenen generischen Charakteren, die  
 in Individuen hier repräsentirt werden sollen. — In  
 buntem Gewimmel gehen da an uns vorüber Kinder-  
 soenen mit ihren mancherley Spielen; wir sollen die  
 Hausfrau, die Schaffnerin, die Sklavin, wie den  
 Hausvater und sein männlich Gefinde kennen lernen;  
 der Parasit, der Soldat, Köche, Fischer, Handwer-  
 ker, Schneider, Töpfer, Färber, Hirten, Schäfer  
 u. f. w. erscheinen; aber es treibt sich alles zu bunt  
 unter einander um, und die zu wenig überdachte An-  
 ordnung des Einzelnen zum Ganzen erschwert den  
 Bericht, wie sie Theilnahme und Wohlgefallen stört.  
 Gewiss verfahren Menander und Philemon mehr  
 haushälterlich bey dem Gebrauche solcher Charakter-  
 zeichnungen, und schwerlich würden sie ihre Kunst in  
 dieser seltsamen Composition erkennen. Auch schien  
 es nicht gerathen, was sie abgesehen etwa in ver-  
 schiedenen Ganzen mochten dargestellt haben, und  
 gewiss mit weiser Oekonomie zu denselben, hier in  
 ein Ganzes zusammen drängen zu wollen.

BERLIN, (ohne Angabe des Verlegers): *Franz Reh-*  
*kahn*, ein satirisch-komischer Roman, aus hin-  
 terlassenen Papieren herausgegeben von *Germaun*.  
*Erster u. zweyter Theil*. 1801. Ohne die Vorrede  
 und Inhalts-Anzeige, in fortlaufenden Seiten-  
 zahlen. 490 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Bey der Beurtheilung dieses kleinen Romans kommt  
 es sehr auf den Standort an, woraus man ihn beur-  
 theilt, und auf den Maßstab, den man dabey an-  
 wendet. Rec., der durch den Zusatz auf dem Titel:  
*ein satirisch-komischer Roman* etwas mißtrauisch  
 wurde, weil nicht selten gerade da am wenigsten ko-  
 mische Laune und Satire zu finden ist, wo man diese  
 Aushänge-Schild antrifft, fand in des Pfarrers *Reh-*  
*kahns* Geschichte zwar keinen sinnreich angelegten  
 und kunstvoll ausgeführten Plan, keine überraschen-  
 den Situationen, keine ausgezeichnete Charakter-  
 Malerey, und keine glänzende Darstellungsgabe; da-  
 gegen aber eine glückliche, von Welt- und Men-  
 schenkenntniß zeugende und hier und da mit Laune  
 und passender Satire ausgeführte Darstellung gewöhn-  
 licher Lebens- und Amtsscenen. Einige derselben  
 wollen wir hier auszeichnen und mit einigen Bemerkun-  
 gen begleiten.

Zu der komischen Hofmeister-Geschichte zu Ei-  
 chelmast giebt es leider! Belege genug in der Wirk-  
 lichkeit; von wie vielen andern tragikomischen Seiten  
 hätte sich in dessen das Hofmeister-Leben nicht noch  
 auffassen lassen! Bey der Verpflichtung zum Pfarramte  
 werden mancherley sonderbare Sitten, denen nur die  
 Ge-

Gewohnheit das Auffallende benimmt, nicht vergessen. Da der Name und der Titel des Fürsten verlesen wurde, standen alle Räte *in corpore* auf; aber bey dem Namen Gottes blieben sie sitzen. Rebhahn legte sein Geldbde in die Hände des vorsitzenden Raths, der ein Cavalier, etwas jünger als er war, mit ihm in Jesa studirt, und manchen Landesvater mitgemacht hatte: (Noch in mehrern Ländern herrscht die Sitte, nicht dem ehrwürdigen unadelichen Direktor des Collegiums, sondern dem ersten adelichen Rathe, wenn derselbe auch noch so jung seyn sollte, das Handgelöbniß zu thun.) Dafs man, wie in dem Kapitel von den Amts- und Schulverbesserungs-Sorgen gesagt wird, durch alle Schulberichte, Schulbesuche u. s. w. die Schulen höchstens zu übertünchten Gräbern mache, ist leider! nur allzuwahr. So lange die Viehhirten noch besser besoldet sind, als manche Schulmeister, so lange die letztern entweder in baufälligen Hütten wohnen, oder, wie Rec. Beyspiele kennt, die Schule von Haus zu Haus halten, und, wie die Bettler, nach der Reihe herum bey den Bauern essen müssen, so lange wird durch alle Schulmeister-Seminarien und alle wiederholt geforderten und eingereichten Schulverbesserungspläne, Einführung neuer Lehrbücher u. s. w. nichts gewirkt; im Gegentheile sind Männer, die nun höhere Bedürfnisse kennen gelernt haben, doppelt zu beklagen, wenn sie am Ziele ihrer Studien dazu verdammt werden, beständig am Hungertuche zu nagen. Rec., der mit dem Schulwesen eines bedeutenden Landes ziemlich genau bekannt geworden ist, erwartet alles Heil von den Landesregierungen und von verbesserten Befoldungen. Zu Stellen, worauf der ehrliche Mann leben kann, werden sich auch immer mehr taugliche Subjekte finden. — Unser Vf. betrachtet die Sache mehr von der komischen Seite; dafs sie auch diese habe, wird man nicht leugnen; Rec. hingegen tritt immer die ernsthafte Seite vor. — Die Fragmente statiftischer Orthodoxie — die Gedanken über die Verbesserung der Volksschulen und die Apologie der Adelsvorzüge — enthalten einige bittere, aber treffende satirische Züge. Das Unschickliche der Einrichtung, dafs mancher Pfarrer einen Zuchtsohnen halten muß, wird S. 266 fg. mit vieler Laune gerügt; es war unferm Rebhahn äusserst unangenehm, eine Kälberfabrik im Pfarrhofs zu dulden, die ihn in der Frühlingszeit, wenn seine

Katechumenen sich im Pfarrhofs versammelten, nicht selten in große Verlegenheit setzte; indessen wurde er durch ein eigenes hier mit allen antiquirten Kanzley-Floskeln eingerücktes Consistorial-Rescript aufs neue hierzu angehalten. Die *Beichtgeschen* erhalten Seite 308 fg. auch ihre verdiente Würdigung. — Viel Wahres enthält Kap. 44. über die *Eidchwäre*, die der Vf. die *geistliche Tortur* nennt. Er ist, wie Rec. nicht für die auch in neuern Zeiten wieder vertheidigten schwarzen Tücher, Crucifixe, Todtenköpfe u. s. w. bey der Ablegung des gerichtlichen Eides. Der Mensch soll sich selbst achten, die Wahrheit soll ihm über alles heilig seyn; er soll Gott fürchten, und nicht den Todtenkopf und das hölzerne Crucifix. Der Richter ist zu der strengsten Wahrhaftigkeit und Redlichkeit verpflichtet; und es ist seiner Würde und Pflicht durchaus entgegen, einen Inquisiten mit Blendwerken und Inductionen zu täuschen. Die Richter haben sich übrigens selbst zuzuschreiben, dafs der, bey der unbedeutendsten Kleinigkeit sogleich auferlegte, und fast täglich unverantwortlich von ihnen gemisbrauchte Eid dieser Handlung das Ehrwürdige und Feyerliche gänzlich entzogen hat. Von den meisten Menschen wird der Eid als eine Art von Ordalien angesehen. Es ist daher kein Wunder, wenn er in den Augen der Halbaufgeklärten von seinem Ansehen einbüßt, und von ihnen immer mehr entheiligt wird. — Wie auch die unschuldigste Sache, trotz allen bessern Belehrungen den Aberglauben befördern könne, zeigt das 47te Kap. unter der Aufschrift: „der Pfarrer Rebhahn wird für ein Gespenst gehalten, befördert den Aberglauben von dem Wiederkommen der Todten, — ohne seine Schuld.“ Einige interessante Ideen enthalten die S. 432 fg. mitgetheilten Auszüge aus der Fuchsbergischen Handschrift über höchste Staatsgewalt, Militär, Finanzwesen, Handel, Geistlichkeit, Gesetze, Luxus u. s. w. Die Vergleichung des Finanzwesens mit dem Magen ist zwar nicht neu; der Vf. führt sie indessen nicht unwitzig weiter aus; und eben so launig ist die Vergleichung der Geistlichen mit den Füßen des Staats behandelt. Auch hat Rec. die ironische Vertheidigung der kargen Befoldung der Staatsdiener (S. 446.) und (S. 460 fg.) eine nicht unwitzige *Ehrenrettung des altväterlichen Priesterornats, von einem geistlichen Veterans* unterhalten.

## KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTL. *Amberg und Sulzbach, b. Seidel: Christoph Gottlieb von Murr Abhandlung von dem Krönungs-Ringe, welcher ehemals bey den deutschen Reichskleinodien war.* 1804. 14 S. 8. (2 gr.) — Dafs schon seit dem 11ten und 12ten Jahrhundert ein Ring bey den deutschen Reichskleinodien gewesen ist, läßt sich aus verschiednen hi-

storischen Denkmälern erweisen; und in der bekannten Uebersieferurkunde Karl IV. von 1350. wird ein gedoppelter Krönungsring erwähnt. Seitdem aber ist dieses Symbol nicht mehr unter den Reichskleinodien zu finden, sondern der bey der Krönung auch nachher gebrauchte Ring, wurde zu diesem Behuf immer von dem Kaiser selbst hergegeben.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 17. Junius 1805.

## ERDBESCHREIBUNG.

EDINBURGH u. LONDON, b. Longmann u. Rees: *Indian Recreations; consisting chiefly of strictures on the domestic and rural economy of the Mahomedans and Hindoos. By the rev. William Tennant, L. L. D., M. A. S. and lately one of his majesty's chaplains in India. 1803. Vol. I. XIV u. 386 S. Vol. II. VII u. 426 S. 8. (18 Sh.)*

Je mehr sich mit jedem Jahre die Herrschaft der Engländer in Ostindien erweitert und befestigt, desto gegründeter scheint die Erwartung, daß jetzt mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit als zuvor die bisherigen, sehr beträchtlichen Lücken in der Statistik dieses merkwürdigen Landes ergänzt werden dürften. Untersucht man aber den ganzen Betrag der neuern englischen Literatur über Ostindien: so wird man mit einiger Verwunderung wahrnehmen, daß die eigentlich statistische Ausbeute nur unbedeutend und wenigstens bey weitem nicht so ergiebig gewesen, als es das wichtige Interesse der Engländer für die Statistik ihres größten Reiches dem Anschein nach hoffen ließ. Der Antiquar, der Historiker, der Naturforscher und der Geograph finden in den englischen Schriften über Indien, die in den letzten zwanzig Jahren erschienen sind, viele schätzbare Nachrichten zerstreut; doch ist bey diesen auf die Wünsche und das Bedürfnis des Statistikers nur wenig Rücksicht genommen worden: denn die wichtigsten neuern Beyträge zur Kenntniß von Hindostan verdankt man größtentheils den Mitgliedern der gelehrten Societät zu Calcutta und gebildeten englischen Militärpersonen, deren Untersuchungen nur selten statistische Gegenstände berührten. Der Grund dieser auffallenden Vernachlässigung der indischen Statistik liegt wohl in den unerwarteten Schwierigkeiten, welche denjenigen im Wege stehen, die statistische Notizen über die gegenwärtige Verfassung von Indien einzufammeln, zu berichtigen und zu vergleichen wünschen. Denn theils verbirgt die englische ostindische Compagnie ihren jetzigen Zustand, so viel sie es vermag, in einem undurchdringlichen Dunkel, verpflichtet ihre Diener zu der strengsten Verschwiegenheit, und erlaubt gemeinlich nur denen, die in ihren Diensten stehen, und auch diesen nur mit großen Einschränkungen, das Innere ihres Gebietes zu bereisen, theils sind Reisen in den innern Provinzen von Hindostan gegenwärtig mit viel größern Kosten und Gefahren verknüpft, als vor Zeiten, wo Mandelslo, Tavernier, Bernier und so viele Missionarien

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

alle Theile dieses ungeheuern Reiches sicher und bequem durchwanderten.

Der Vf. der vorliegenden Schrift begleitete die siegreiche englische Armee in Ostindien als Feldkaplan. Er hat auf diese Art, wie er in der Vorrede äußert, einen Strich Landes in Indien von 3000 englischen Meilen in verschiedenen Richtungen bereiset. Bey dieser seltenen Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen faßte er den rühmlichen Entschluß, an Ort und Stelle, wo ihn die eigene Anschauung leiten konnte, ein statistisches Gemälde von Hindostan zu entwerfen. Es wurde ihm bey dieser Arbeit die Unterstützung einiger wohlwollenden, viel vermögenden englischen Befehlshaber und Regierungsbeamten, ja selbst einiger würdigen, sehr unterrichteten Eingebornen zu Theil. Vier Jahre, von 1796 bis 1799, lebte der Vf. in Indien, und diese Zeit verwandte er zur Ausarbeitung des angeführten Werkes, dessen einzelne Abschnitte, wie ihre Aufschrift anzeigt, an verschiedenen Orten in Hindostan selbst aufgesetzt worden sind. Groß waren die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens: deon es erheischte viele mühsame Forschungen und eine ungemeine Beharrlichkeit des Geistes; der Vf. hofft sie aber glücklich besiegt zu haben. Er hat seine Schrift dem Könige von England zugeeignet, und äußert in der Vorrede (Vol. I. S. IX.) mit rührender Bescheidenheit, daß ihn, wofern mit diesem Werke die Ausführbarkeit einer Statistik von Hindostan gezeigt worden sey, das zufriedene Bewusstseyn beglücken werde, weder vergeblich gelebt noch geschrieben zu haben.

Wir gestehen, daß wir, durch solche Aeußerungen verleitet, das Buch mit nicht geringer Erwartung in die Hände nahmen: denn wer dürfte sich nicht von einem Schriftsteller, den Lage und Umstände so außerordentlich begünstigten, einen ungewöhnlichen Reichthum der interessantesten Nachrichten und der wichtigsten Aufschlüsse versprechen? Die erste stüchtige Lectüre der Schrift selbst überzeugte uns aber sehr bald, daß das Ganze aus einem unförmlichen Haufen, unordentlich durch einander geworfener Materialien bestehe, deren größter Theil alt und verbraucht schien, und die auch da, wo sie ein neues Gepräge zeigten, doch nur ein zerstückeltes und verstümmeltes Ansehen hatten. Bey näherer Betrachtung leuchtete die rohe Planlosigkeit des Werkes, die Ungleichheit der Schreibart und die Gedankenlosigkeit des Vfs. an einigen Stellen so auffallend hervor, daß uns kein geringer Verdacht über das Ganze anwandelte. Wir fanden in den sehr schlecht geordneten Abschnitten der Schrift hier und da eine

LIII  
große

große Anzahl Stellen aus andern bekannten Büchern herausgehoben, die der Vf., wenn es ihm nicht an aller eignen Geisteskraft fehlte, statt sie wörtlich abzuschreiben, sehr leicht hätte verarbeiten können. Als wir aber im Buche auf ganze Abschnitte stießen, die Hr. Tennant nach eignen Bekenntniß aus andern Werken wörtlich entlehnt und mit Gänsefüßen bezeichnet hat, wie z. B. I. 22—25. 234—239. 251—258. 289—294. 306—321. 331—335. II. 212—215. 217—228. 345—354: so zweifelten wir nicht länger, daß überhaupt der Gänsekiel des Vfs. den bey weitem größten Antheil an diesem Machwerke habe.

Eine genauere Untersuchung hat uns in den Stand gesetzt, diese Vermuthung bis zur Evidenz zu erheben, und auf das überzeugendste darzuthun, daß nicht der sechste Theil des ganzen Werkes dem Vf. eigenthümlich angehöre, daß über fünf Sechstheile des Ganzen aus einigen neuern, bekannten Schriften über Indien entlehnt sind, und daß auch das Uebrige, wo es uns nicht möglich gewesen, den unverfälschten aller großsprecherischen Plagiare auf der That zu ertappen, durch Form und Inhalt verdächtig scheine.

Schon in der Einleitung, womit Hr. Tennant seine Compilation eröffnet, hat er von seiner unvergleichlichen Dreistigkeit im Ausschreiben schätzbare Werke eine ganz unzweydeutige Probe abgelegt. Diese Einleitung ist aus *Rennel's introduction to the memoirs of a map of Hindoostan* mit Auslassung der gehaltreichsten Stellen wörtlich abgeschrieben. Man findet S. 1—3 bey *Rennel* XIX—XXII. S. 4. XXIX. S. 5. XXVIII. S. 6. XXXIII. S. 8. XXXVI. Das zunächst auf die Einleitung folgende Capitel ist aus demselben Werke Wort für Wort entlehnt worden. S. 11. steht bey *Rennel* XLI und XLIII. S. 12. findet man bey *Rennel* XLV—XLVI. S. 13. ist aus *Rennel* XLIX und XLVII. zusammengeschrieben. S. 14. scheint dem Vf. anzugehören, doch sind alle darauf folgenden aus *Rennel's* Schrift bis LXXI. Wort für Wort compiliret worden. Es würde für unsere Leser nur ermüdend seyn, wenn wir dem Vf. auf die Art Schritt für Schritt folgen wollten. Wir begnügen uns daher, die größern Abschnitte herauszuheben, die er meistens, ohne auch nur den Titel der ausgeschriebenen Bücher zu erwähnen, wörtlich, ohne alle eigene, geistige Zuthat entlehnt hat. Denn dieser verwegene Compiler, der sich mit so vornehm dreister Miene vor das Publicum hinstellt, und dieses gestohlene Gut im Angesicht der Mitbürger, deren Werke er so unverfälscht ausplünderte, seinem Monarchen zu übergeben wagt, war bey aller seiner Arroganz unvermögend, die abgerissenen, fremden Stücke künstlich zu einem Ganzen in einander zu fügen, und wenigstens mit eignen Gedanken so zu verweben, daß die unanständige Blöße seiner Geistesarmuth einigermassen verdeckt worden wäre.

Zu den Hauptquellen, aus denen der Vf. die Kapitel seines Werkes zusammenstießen liefs, gehören, außer *Rennel's memoirs: Crauford's sketches chiefly relating to the history, religion, learning et manners of the*

*Hindoos*, 2d. edit. *The asiatic annual register f. t. T. 1799—1802.* *Gladwin's* Uebersetzung des *Ayeen Acherry* und *Franklin's observations made on a tour from Bengal to Persia.* Wir wollen hier zur Bestätigung unsers Urtheils einige Stellen aus den jetzt erwähnten Schriften auszeichnen, die man wörtlich in der vorliegenden Compilation wiederfindet. — I. S. 194. steht Wort für Wort *Sketches* II. 203—204. I. 195. findet man *Sketches* I. 213., und das Ende dieses Kapitels 196—197. *Sketches* II. 10—14.; ferner vergleiche man (I. 202.) *Sketches* II. 43. (I. 243.) *Sk.* II. 32. (I. 244—246.) *Sk.* II. 55. 54. 58—60. — Das *asiatic annual register* war für Hr. Tennant eine sehr reiche Fundgrube; die größten Abschnitte seines Werkes sind wörtlich daher genommen worden. So findet man I. 360—369. Wort für Wort in dem *af. an. reg. f. t. T. 1799. misc. tr.* 130—135., ferner I. 338—349. in dem *af. an. reg. f. t. T. 1801. p. 2—8.* und I. 278—285. ebendasselbst *Characters* p. 28—32., desgleichen II. 1—7. in *af. an. reg. f. t. T. 1802. misc. tr.* p. 41—45., auch II. 8—20. ebendaf. p. 47—53.; ferner II. 31—44. in demselben Bande des *af. an. reg. misc. tr.* p. 7—12., und; auf gleiche Art II. 344—354. ebendaf. p. 71—77. Der Abschnitt II. 202—209. steht wörtlich im *af. an. reg. f. t. T. 1800. p. 298—301.* — Aus der von *Gladwin* veranstalteten Uebersetzung des *Ayeen Acherry* hat Hr. T. mehrere einzelne Stellen und (II. 288—296.) ein ganzes Kapitel wörtlich in sein Werk eingeschaltet. — Aus *Franklin's* oben genannten *observations* ist ein beträchtlich langer Abschnitt p. 239—254. mit Auslassung mehrerer Stellen I. 217—221. Wort für Wort von dem Vf. abgeschrieben worden.

Rechnet man zu den hier ausgezeichneten, größern Abschnitten, die sich der rüftige Abschreiber aus fremden Werken unvermerkt zuzueignen suchte, die große Anzahl jener, in allen Theilen seines Buches eingerückten kleinern Stellen, bey denen er selbst das fremde Eigenthum mit Gänsefüßen kenntlich zu machen rathsam fand; fügt man dazu die weitläufigen, oben bemerkten Aufsätze, die er sich auch nicht als Kinder seines Geistes unterzuschoben getraute, und betrachtet man überdiß die häufigen Wiederholungen derselben Angaben, in denen sich die Gedankenlosigkeit dieses Compilers am anschaulichsten hervorhebt: so wird man sich leicht überzeugen können, daß sich unser anfänglicher Anschlag dessen, was Hr. Tennant von der ganzen Schrift eigenthümlich verbleiben dürfte, auf eine nur mäßige Berechnung stützt.

Die Wiederholungen, denen man in der vorliegenden Schrift so oft begegnet, z. B. I. 183. 237. 213. II. 181. finden keineswegs in der Lebhaftigkeit eine Entschuldigung, mit der sich ein Gegenstand oder eine Bemerkung dem Geiste des Vfs. oftmals gegenwärtigte: denn das unerschütterliche Phlegma dieses wasserfächtigen Compilers scheint keines lebhaften Eindrucks fähig zu seyn; sie gewähren vielmehr einen verstärkten Beweis der Gedankenlosigkeit und Geistesträgheit, womit dieser bequeme Abschreiber

ber die Feder über das Papier laufen liefs, unbekümmert um den zufällig aufgerafften Inhalt, und nur damit beschäftigt, die leeren Bogen auszufüllen. Wir können dies an keinem auffallendern Beyspiele zeigen, als an dem folgenden: Nachdem der Vf. aus der William-Hunterschen Reisebeschreibung, die man im sechsten Bande der *asiatic researches* und daraus im *af. an. reg. f. t. T.* 1800. *misc. tr.* p. 277 f. wiederfindet, (II. 202 f.) einen Abschnitt über den Anbau verschiedener Getreidearten im obern Indien wörtlich entlehnt hat; schreibt er ebenfalls (II. 206—208.), so wenig es auch dahin paßt, wörtlich ab, was jener Reisende von der Art, wie das Opium in Hindostan gewonnen wird, berichtet. Bald darauf (II. 297 f.) hat er aber auch dies wiederum gänzlich vergessen, und weil er hier einen andern Aufsatz im *af. an. reg. f. t. T.* 1802. *misc. tr.* p. 71 f. mit geläufiger Feder in sein Werk übertragen beschäftigt war, so hat er die Beschreibung vom Anbau des Opiums, die in jenem vorkommt, ebenfalls (II. 297—302.) Wort für Wort in dieses aufgenommen.

Hätte Hr. T. die statistischen Notizen von Indien, welche in jenen sohamlos von ihm ausgeplünderten Schriften zerstreut sind, kritisch verglichen, lichtvoll geordnet und zweckmäfsig verarbeitet: so würde er sich den Dank einer grossen Anzahl Leser verdient haben, die zu einer solchen Arbeit weder Muse noch Neigung besitzen, und von dem, was in neuern Zeiten über Ostindien bekannt geworden ist, eine belehrende Uebersicht zu erhalten wünschen. Aber mit der gegenwärtigen Schrift hat der Vf. blofs einen einleuchtenden Beweis abgelegt, dafs ihm das Talent, fremde Materialien geschickt zu verarbeiten, eben so sehr fehlt, als die Fruchtbarkeit des Geistes zur Hervorbringung eines originellen Werkes. Der gänzliche Mangel an erforderlicher Kritik verräth sich bey Hn. T. besonders da, wo er mehrere Quellen zu gleicher Zeit benutzt hat. Dies ist vorzüglich in einigen Abschnitten des ersten Theiles (148—196.) geschehen, wo er von den Familienrechten der Hindus, ihren Büßungen und ihrer religiösen, sitlichen und bürgerlichen Cultur spricht. Diese Kapitel bestehen grösstentheils aus Gesetzstellen, die vom Vf. aus den von Halked übersetzten *Gentoo laws*, aus dem von Colebrooke herausgegebenem *digest of Hindu law*, und aus den *institutes of Menu*, welche William Jones in das Englische übertragen hat, ohne zweckmäfsige Auswahl und ganz kritiklos abgeschrieben worden sind. Aus einer Erklärung des William Jones hätte der Vf. wissen sollen, dafs jene von Halked herausgegebenen *Gentoo laws* gegenwärtig nicht einmal mehr als Uebersetzung gebraucht werden können, da die persische Uebersetzung, welche Halked dabey zum Grunde zu legen genöthigt war, nur in einem äusserst fehlerhaften und verstümmelten Auszuge des Sanskritischen Originals bestet. Durch William Jones und den geschickten Uebersetzer Colebrooke hätte sich Hr. T. auch darüber belehren können, dafs die in den *institutes of Menu* enthaltenen Kriminalgesetze schon seit mehreren Jahrhunderten außer Uebung gekommen

und durch das mahomedanische Recht verdrängt worden sind. Auf alles dieses ist aber von dem Vf. in jenen Abschnitten keine Rücksicht genommen worden; die *Gentoo laws* werden von ihm zugleich mit den *institutes of Menu* ausgeschrieben; bürgerliche, kirchliche und Kriminalverordnungen werden ohne Ordnung durch einander geworfen, und auf diese Art ist in jenen Kapiteln ein ganz unbrauchbares Chaos entstanden, dessen Sichtung die Mühe nicht lohnen würde.

So fehlerhaft nun auch die ganze Anlage der gegenwärtigen Compilation ist, so würde sie doch einige Brauchbarkeit durch die vielen, vortreflichen Aufsätze gewonnen haben, welche Hr. T. aus dem *af. an. reg.* entlehnt hat, wären diese nur nicht selbst bey dem Abschreiben so arg von ihm verstümmelt worden, dafs auch die gehaltreichsten in seinem Werke nur unbedeutend und oberflächlich zu seyn scheinen. Denn in der Kunst, schätzbaren Schriften durch Aushebung der schwächsten und durch Zusammenfügung der unpassendsten Stellen im Auszuge ihren ursprünglichen Werth ganz zu entziehen, hat sich der Vf. als einen vollkommenen Meister gezeigt. Wir müssen uns begnügen, nur einige Beyspiele der Art zu bemerken. Aus einem vortreflichen Aufsätze des Obersten William Toms über den Mahrattenstaat, der wohl als das lehrreichste betrachtet werden kann, was über diese sonderbare Militär-Aristokratie bekannt geworden ist, hat zwar der Vf. (I. 357—369.) ein ganzes Kapitel seines Werks abgeschrieben; allein von allen den wahrhaft interessanten Nachrichten, die jener enthält, wird man in diesem nur schwache Spuren erblicken. Die Entwicklung der Ursachen, welche den kriegerischen Geist unter den Mahratten erweckten und nährten; die treffliche Charakteristik ihrer gegenwärtigen Häupter, die Enthüllung der grossen Schwäche dieser bey weitem nicht so furchtbaren Republik, als sie von frühern Reisenden geschildert wird, diese und mehrere andere interessante Gegenstände, deren belehrende Darstellung jenen Aufsatz des Hn. Toms so schätzbar macht, sind von dem Abschreiber Tennant ganz unbeachtet geblieben, der sich vielmehr blofs damit begnügte, dasjenige herauszuheben, was die Militär- und Staatsverfassung der Mahratten im Allgemeinen betrifft, und längst aus andern Nachrichten bekannt ist. Auf eben die Art ist durch Weglassung wichtiger Angaben den lehrreichen Aufsätzen über die Bevölkerung und den landwirthschaftlichen Ertrag in Bengalen, die der Vf. aus dem *af. an. reg. f. t. T.* 1802. entlehnt hat, ihr grosses, statistisches Interesse entzogen worden, der Abschreibefehler nicht zu gedenken, die sich in beide eingeschlichen haben: denn so werden z. B. von dem Vf. der erstern Abhandlung *af. an. reg.* p. 43. die von Abgaben freyen Ländereyen von den wüste gelegenen genau unterschieden, und jene zu  $\frac{1}{4}$ , diese letztern zu  $\frac{1}{2}$  angeschlagen, von Hn. T. ist aber dieser Unterschied übersehen und durchaus das Verhältnifs des wüsten Landes mit dem des steuerfreyen verwechselt worden.

Dies

Dies ist aber wohl nur ein Uebereilungsfehler bey dem Abschreiben, denn absichtlich hat sich der Vf. nur selten Abweichungen von den Originalwerken erlaubt; wo es aber geschehen, ist der Sinn oft auf das lächerlichste entstellt worden. So z. B. fängt sich eine der vielen aus den *Sketches* entlehnten Stellen I. 213. mit den Worten an: *the figure of Phallus was consecrated to Osiris*..... und hierbey hat Hr. T., der wahrscheinlich den *Phallus* für einen Druckfehler im abgeschriebenen Original anah, diesen (I. 195.) in eine *Pallas* verwandelt.

Wenn sich der Vf. das Ansehen giebt, als ob er sich nach reiflichem Nachdenken für eine sorgfältig abgewogene Meinung bestimme, so muß der Leser sich gemeinlich am meisten versehen, weil ihn eben dann der gedankenlose Nachtreter am gewissesten zu Irrthümern leitet. So sagt er z. B. (I. 349.) seitdem die *institutes of Menu* und das *Digest of Hindu law* bekannt geworden, sey es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß nach dem Staatsrechte der Hindus und der Mahomedaner der König als alleiniger und unumschränkter Obereigenthümer des Landes betrachtet worden sey, von dessen Gnade die Unterthanen nur den Nießbrauch, Laßgüter oder Erbpachtungen erhalten hätten. Diese Stelle ist ebenfalls aus dem *as. an. reg. f. t. T.* 1801. p. 8. wörtlich entlehnt, und enthält eine eben so irrige, als für die armen Hindus gefährliche Behauptung. *Str William Jones* hat schon diese, wie er sie nennt, Unglückschwangere Meinung in seiner Vorrede zum *Sirajiyah Works* III.

p. 512. auf das gründlichste dadurch widerlegt, daß er gezeigt hat, wie in diesem mahomedanischen Rechtsbuche der ganzen Lehre von den verschiedenen Erwerbungsarten des Eigenthums der Begriff von einem ursprünglich freyen und vollständigen Eigenthumsrechte zum Grunde liege. Ueberhaupt ist es bemerkenswerth, daß der Vf. die Schriften des *William Jones*, aus denen er so manche irrige Angabe hätte berichtigen können, vielleicht aus einer unüberwindlichen Scheu vor des Mannes gründlichem Geiste, ganz unberührt gelassen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

## G E S C H I C H T E.

BRESLAU, b. Schall: *Geschichte Schlesiens seit dem Jahr 1740.*, von J. G. Sternagel. — Zweyter Theil. 1803. 260 S. 8. Dritter Th. 1804. 267 S.

Eine Compilation, die, je nachdem der Vf. bessere oder schlechtere Vorarbeiten benutzte, besser oder schlechter gerathen ist. Es ist auch eigentlich nicht die Geschichte Schlesiens allein, sondern überhaupt der gesammten preussischen Staaten, weil dieses Buch zugleich den vierten und fünften Theil des Hausbedarfs der Geschichte der preussischen Länder ausmacht. Auch nimmt der Vf. die ganze französische Revolutionsgeschichte mit auf. Am Ende des Buchs liest er eine Uebersicht der Landesverfassung überhaupt, die etwas vollständiger seyn könnte.

## K L E I N E S C H R I E T E N.

KIRCHENGESCHICHTE. *Göttingen*, b. Vandenböck u. Rupprecht: *Von dem Zustande der Protestanten in Ungarn unter der Regierung des Kaisers und Königs Franz II.* Herausgegeben von C. F. Süudlin. 1804. 83 S. kl. 8. (6 gr.) — Diese kleine Schrift besteht bloß in einem Auszuge aus den von den ungrischen Protestanten im J. 1799. eingereichten Religionsbeschwerden, welcher vollständiger seyn soll, als der in *Grellmanns* statistischen Aufklärungen Band III. S. 25—92. enthaltene. Diese größere Vollständigkeit wird aber schon durch die Seitenzahl, das viel mehr fallende Format und den engern Druck der *Grellmanns*chen Abdruck mehr Ordnung und Uebersicht des Ganzen. Indessen ist es gut, daß diese Religionsbeschwerden auch in dieser Gestalt wieder zur Sprache kommen, da, so viel Rec. weiß, bis jetzt auf dieselben noch keine Hofentschließung erfolgt ist; auch die Acten der evangelischen Synode vom J. 1791. noch immer — also nach 13 Jahren — vom Kaiser weder Sanction, noch sonst eine Erledigung erhalten haben. In Frankreich war das protestantische Kirchenregiment binnen einem Jahre organisirt, die Präsidenten der Consistorien genießten alle Auszeichnungen katholischer Bischöfe, und der neue Souverain von Frankreich hat auch durch den Beyfall seiner protestantischen Unterthanen seine Herrschaft fester gegründet, und gewiß den allgemeinen Wohlstand befördert.

Ein kurzer Prolog des Herausgebers belehrt uns, daß der hier abgedruckte Aufsatz für sein Magazin der Religions-, Moral- und Kirchengeschichte zu lang gewesen, und darum besonders abgedruckt worden. Sehr richtig und treffend setzt er hinzu: „Immer sind die darin enthaltenen Aufschlüsse von Wichtigkeit, und an ihrer Glaubwürdigkeit kann kaum gezweifelt werden. Dem andern Theile aber steht es ja gleichfalls frey, sich vor dem Publicum hören zu lassen.“ — Ein Epilog von S. 77—83., der von dem Einfender herrührt, könnte und sollte in manchen Ausdrücken bescheidener seyn, wenn auch fast alles hier gesagt, z. B. über die Uebermacht des reichen ungrischen Clerus, über die unerhörten, oft grausamen Erschwerungen alles Uebertritts von der katholischen Kirche zur protestantischen, über die Erleichterung des gegenseitigen Uebertritts von der protestantischen zur katholischen Kirche, und über die fruchtlos angeordnete Untersuchung mancher Klagepunkte, wahr ist. Viel bescheidener und daher eindringender ist jener Epilog, der denselben Religionsbeschwerden in dem *Grellmanns*chen Abdruck angehängt ist, und im Wesentlichen dahin geht: daß der Grund alles Uebels doch nur in der unverhältnißmäßig geringen Aufstellung der Protestanten bey der Hof- und Landesstelle liegt, und daß es gewissenhaft, gerecht, und zugleich zur Abhülfe aller Klagen beider Theile zweckmäßig wäre, mehr Protestanten bey den gedachten Behörden anzustellen.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 18. Junius 1805.

## ERDBESCHREIBUNG.

EDINBURGH u. LONDON, b. Longmann u. Rees:  
*Indian recreations; — — By the rev. William Ten-*  
*nant etc.*

(Fortsetzung der in Num. 163. abgebrochenen Recension.)

Wenn wir denjenigen Theil des vorliegenden Werkes betrachten, den der Vf. aus den angegebenen Quellen nicht entlehnt zu haben scheint: so entstehen doch auch bey diesem keine geringen Zweifel über seine ursprüngliche Aechtheit. Es werden darin mehrere englische Schriften, unter andern gewisse, dem Rec. unbekannt *remarks on the agriculture and commerce in Bengal* häufig erwähnt, die vielleicht, wenn wir nach der Schreibart urtheilen dürfen, die hier beträchtlich von der übrigen abweicht, dem rüstigen Compiler auch noch den Stoff zu den wenigen Capiteln lieferten, wo man ihn gern vom Plagiat frey sprechen möchte. Wir wollen ihm aber, ungeachtet er sich durch seine dreiste Anzignung fremden Eigenthums äußerst verdächtig gemacht hat, für diesen Theil Credit geben, und weil sein Werk in Deutschland weder eine Uebersetzung verdient, noch auch im Auszuge erscheinen kann, da selbst über fünf Sechstheile desselben aus Fragmenten anderer Schriften bestehen, gegenwärtig diejenigen Bemerkungen, die Hn. T. noch am wahrscheinlichsten zugehören und die Freunde der Statistik und Ethnographie einigermaßen interessieren können, so vollständig, als möglich, herausheben. Sie betreffen die Hindus, den ostindischen Handel und die Lebensweise und Verfassung der Engländer in Indien, und sind ohne Ordnung und Zusammenhang durch das ganze Werk zerstreut. Wir werden sie hier nach jener dreyfachen Beziehung zusammenstellen, ohne uns jedoch an die schleppende Sprache des Vfs. zu binden.

In der heiligen Sprache der Hindus wird ihr Land das Land der Tugenden genannt, und noch immer scheint es diesen Ehrennamen vor allen andern in der Welt zu verdienen. Groß ist die Sitteneinfalt der Hindus, mild und sanft ihr Charakter, bewundernswürdig ihre Frugalität. Die Verdorbenheit und der Luxus der Europäer haben hier viel weniger als in der neuen Welt auf die Nationalitten der Eingebornen eingewirkt. Noch immer wohnen die Hindus neben den prächtigen Pallästen der Europäer in kleinen, niedrigen Hütten von Schilf und Bambusrohr (I. 35.). Noch immer zeichnen sich ihre Frauen durch Treue und stille Häuslichkeit, die Kinder

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

durch frommen Gehorsam, die Männer durch Arbeitssamkeit, und alle durch frohe Genügsamkeit aus, und meistens blüht mitten in ihrer tiefsten Armut das beneidenswürdigste Familienglück (I. 243.). Viele Ehrlichkeit herrscht in der dienenden Classe. Wohl funfzig bis sechzig Bedienten schlafen in den Gängen der großen Häuser reicher Europäer zur Nachtzeit bey offenen Thüren, und es wird nichts entwendet (I. 42.). So sehr auch die kleinen Krämer ihren Vortheil im Handel suchen, so kann man ihnen doch mit der größten Sicherheit kostbare Waaren anvertrauen (I. 61.). [Der Vf. widerspricht zwar (I. 124—127.) diesem Lobe und mithin sich selbst, allein es geschieht in einem Anfall von anglikanischem Priestereifer über die gottlosen Braminen.] Der milde Charakter der Hindus zeigt sich besonders in der Behandlungsart ihrer Sklaven. Diese werden von ihnen geschont, zu keiner sehr harten Arbeit angehalten, und ihre Bestrafungen sind nicht empfindlicher als die, welche der unachtsamen Hausfrau und dem widerspenstigen Sohne widerfahren (I. 134—136.). Die unglaubliche Ausdauer und Geduld der Hindus zeigt sich am auffallendsten bey ihren Büsenden und bey ihren Feldwächtern. Diese letztern stehen den ganzen Tag in der fürchterlichsten Sonnenhitze mitten im Felde auf einer kleinen Erhöhung von Thonerde, und sind unaufhörlich beschäftigt, die Vögel, die sie aus Frömmigkeit nicht zu tödten wagen, durch Geschrey zu verscheuchen (I. 326.). Bekannt ist die große, unerschütterliche Anhänglichkeit an ihre Nationalreligion. Seit geraumer Zeit besteht ein englisches Institut für Missionarien zu Calcutta, welches neuerdings mit einem dänischen verbunden worden ist; aber noch haben beide vereinigt auch nicht einen der niedrigsten Hindus unter das Dach ihrer Kirche locken können (I. 207.). Der Vf. sagt den Braminen (I. 115. 116. 212.) vieles Böse nach. Er schildert sie als geistliche Volksbetrüger und ihre Gewalt als unumschränkt und despotisch. Der Gesetzgeber nennt sie die rechtmäßigen Häupter der Schöpfung. Ihnen ist der König unterthan, an ihren Rath gebunden durch göttliches Gesetz. Sie sind steuerfrey. Nie darf die profane Hand der weltlichen Obrigkeit ihr Vermögen ergreifen; es fällt, wenn es verwirkt wird, der Priesterschaft zu. Allen andern Ständen ist vorgeschrieben, sich durch Geschenke ihre Gunst zu erwerben, und das Verdienst solcher Geschenke wird für unendlich erklärt. In geistlichen Dingen ist ihre Gewalt noch gegenwärtig gränzenlos (I. 174 f.). [Indem der Vf. hierüber eifert, vergißt er ganz, daß die Kaste der Priesterbraminen — denn

M m m m

Bra-



Braminen, die sich bürgerlichen Geschäften unterziehen, genießen jene erwähnten Vorrechte bey weitem nicht in dem Umfange — von allen Laienämtern ausgeschlossen, zu der größten Demuth und Mäßigung, zur Wohlthätigkeit und zu beständigen Religionsübungen verpflichtet ist; daß mithin ihr hohes Ansehen wohl eher die Volksfreyheit beschützte, als unterdrückte, indem es nicht zur weltlichen Herrschaft führte, aber doch vermögend genug war, die tyrannische Gewalt der indischen Fürsten in Schranken zu halten.] Die häufigen Wallfahrten und Büssungen, welche die Religion den Hindus zur Pflicht macht, und die zahlreichen jährlichen Festtage in jedem Jahre (1797. waren deren 91) stören die Industrie des Volkes (I. 102 f.). Die Religion der Hindus begünstigt nur eine blinde Priestergewalt, und sorgt nicht für den nöthigen Volksunterricht, indem sie den niedrigen Classen nicht allein das eigne Lesen der heiligen Bücher unterlagt, sondern sogar verbietet, einem Braminen, der sie vorliest, zuzuhören. [Hier behauptet der Vf. zu viel: denn die Religion der Hindus schärft den Volksunterricht und die Erziehung der Jugend den Braminen als heilige Pflicht ein, und erlaubt zwar den Soderas nicht, zugegen zu seyn, wenn die Veds, d. h. die kanonischen Bücher vorgelesen werden, aber sie verstattet ihnen doch die Sastras, d. h. die Erläuterungen darüber anzuhören.] Von den Hindus sind in Sitten und Religiosität die Mohamedaner gar sehr verschieden. Sie mögen ungefähr den zehnten Theil aller Einwohner von Hindostan ausmachen. Sie sind treulos, tyrannisch, schwelgerisch, stolz, große Feinde der Christen, leidenschaftliche Profelytenmacher, aber selbst sehr irreligiös (I. 181.). Der Kastenunterschied scheint sich bey ihnen aus Eitelkeit einzuschleichen (I. 186.). Ihre dienende Classe ist wegen ihrer Trägheit, Trunkenheit und Dieberey berüchtigt (I. 101.). Ein Heer von 110,000 Fakirs durchschwärmt die ganze Halbinsel (I. 226.). Groß sind die Nachtheile des Kastenunterschiedes. Kein Nacheifer, kein emporstrebender Ehrgeiz kann die Thätigkeit anspornen, und das Volk zu einer höhern Stufe der Cultur erheben (I. 105.). Stolz und Verachtung trennt eine Kaste von der andern, ja selbst die Bewohner verschiedener Gegenden (I. 123.). [Eben diese durchgängige Trennung verschafft wohl dem kleinen Haufen Europäer, die jetzt Indien despotisch beherrschen, jene fast unbegreifliche Uebermacht über beynahe 60 Millionen seiner Bewohner.] Ungeachtet die Hindus eine große Scheu vor den unheiligen Europäern haben, so achten sie doch die Ueberlegenheit ihrer geistigen Cultur. Schon ist bey ihnen das Bestreben erwacht, ihren Kindern die Vortheile europäischer Bildung zu sichern, und in den Häusern vieler Hindus findet man englische Abcibücher (I. 215.). Es haben auch schon unter ihnen einige europäische Künste Eingang gefunden, und bewundernswürdig ist die Vollkommenheit, in der sie von den Engländern den Schiffsbau erlernt haben (I. 303.). In allen Lagen des Lebens verräth der Hindu eine große Mä-

ßigung. Keine Verschwendung ist bey den Reichen sichtbar; nur bey seltenen religiösen Feyerlichkeiten oder großen Familienfesten pflegen sie ihre Pracht zu enthüllen. Nie ist es bey dieser auf Schwelgerey des großen Sinnes abgesehen; sie zeigt sich aber gern in den Dampfwolken kostbaren Räucherwerks, in Illuminationen, die mit ihrem Glanze das Auge blenden, in großen Concerten und in vortrefflichen Feuerwerken (I. 244.). Auch unter den niedrigeren Ständen der Hindus zeigt sich eine lobenswerthe Sparsamkeit, die, vom Geize entfernt, nur ein sorgenfreyes Leben erzielt. Selbst der arme, schlecht besoldete Seapoy pflegt sich während seiner Dienstzeit ein kleines, unabhängiges Vermögen zu ersparen, und dannt, um dieses ruhig zu genießen, den Dienst zu verlassen (I. 374.). Dieses Glück wird dem armen geplagten hindostanischen Landmann nur selten zu Theil. Unglaublich elend ist die Lage dieser hart bedrückten Menschen. Sie besitzen nur in wenigen Provinzen sichere Pachtungen. Die Raubgier der Erbherrn entzieht ihnen oft selbst den nöthigen Lebensunterhalt, und meistens betrügt der Werth ihrer Hütte mit ihrer fahrenden Habe zusammen genommen kein Pfund Sterling (I. 85.). Merkwürdig ist die Nachricht, welche der Vf. (II. 190 f.) von einem ansehnlichen indischen Dorfe, das, wie es scheint, aus großen Ergütern und reichen Meierhöfen bestand, gegeben. In diesem Dorfe wurden von der Gemeinde mehrere Handwerker unterhalten, die außer ihrem gelegentlichen Verdienst, von allen Ackerbesitzern ein gewisses Quantum Getreide als jährliche Befoldung erhielten. Zu diesen gehörten Schmiede, Zimmermeister, Töpfer, Schumacher und der Barhi, der künstlich aus Baumblättern Teller und Schüsseln für die armen Hindus bereitet. Außerdem unterhielt das Dorf Mokidars, d. i. Feldwächter, die auch das Amt der Dorfpolizeybedienten verwalteten, eigne Waschleute, denn keine Familie pflegte ihr Baumwollenzug selbst zu waschen, einen Barbier, einen Kuhhirten, der weit ansehnlicher besoldet wurde als in Europa, und den Bhaut, d. i. den Dorfpoeten. Auch dieser erfreuete sich einer viel bessern Lage, als vielen europäischen Dichtern zu Theil wird. Es war ihm eine jährliche, bestimmte Befoldung an Getreide zugesichert, und es wurde ihm jedes Werk seiner Muse, das er bey festlichen Gelegenheiten einreichte, besonders belohnt. Jedes neu vermählte Paar pflegte ihn nach der Hochzeit zu beschenken, und bey der Freude über die Geburt des ersten Kindes wurde der Poet auch nicht vergessen.

Die stellenweise durch das ganze Werk des Vfs. zerstreuten Nachrichten vom ostindischen Handel sind größtentheils aus den oben bemerkten Aufätzen herausgeschrieben, zum Theil auch aus *Rennel's Memoirs*; z. B. alles, was der Vf. über die Schifffahrt auf dem Ganges I. 49 — 51. sagt, findet man wörtlich in *Rennel's account of the Ganges and Barrampooter rivers* p. 335. und p. 338. Jene schön erwähnten, uns unbekanntem *remarks on the agriculture and commerce in*

**Bengal** Tobak Hr. 7. als eine Hauptquelle benutzt zu haben. Wir heben gegenwärtig auch hiervon nur diejenigen Bemerkungen heraus, bey denen das Plagiat des Vfs. zweifelhaft bleibt.

Der Handel von Calcutta blüht immer stärker auf. Den englischen Handelshäusern in der Stadt gehörten 60 Kauffarteysschiffe, die zusammen 27000 Tonnen führten; doch hatten auch Dänen, Holländer und Franzosen großen Antheil an der Frachtfahrt (I. 44). Es befinden sich jetzt sechs Assurancegesellschaften zu Calcutta (I. 48). Der Commissionshandel ist sehr lebhaft und die Provision sehr ansehnlich; sie beträgt 5 p. C. Unter den Classen der Handelsleute zu Calcutta zeichnen sich besonders die Armenier, die Moguln und die Engländer durch ihren Reichthum aus. Die Armenier werden vor andern gerühmt. Ihr großer Handel, der sich nicht allein über alle Theile der Halbinsel, sondern von China bis an den persischen Meerbusen erstreckt, stützt sich auf eine unwandelbare Redlichkeit, ausgezeichnete Geschäftskenntniß, viele Vorsicht und unverdroffene Thätigkeit. In ihrem häuslichen Leben erscheinen sie anspruchslos und einfach. Die Moguln leben prächtiger. Sie besitzen in Calcutta 13 große Handelshäuser, von denen einige ein Capital von mehr als einer Million Pf. Sterling mit indischen Zinsen (gemeinlich 12½ — 15 p. C.) benutzen. Am größten ist der Luxus der englischen Kaufleute, die hier viel üppiger als in ihrem Vaterlande zu leben scheinen. Unter ihnen besitzen die Civilbedienten der ostindischen Compagnie die größten Reichthümer. Einer von diesen, *John Bristow* zu Calcutta, wird für den reichsten Unterthan des Königs von England gehalten. Er besitzt über zweymal hundert tausend Pf. Sterling jährliche Einkünfte (I. 54). Der griechischen Kaufleute giebt es in Calcutta nur wenige. Am zahlreichsten sind nächst den Engländern die Portugiesen, die am wenigsten geachtete Classe von Kaufleuten. Juden giebt es nicht; ihre Stelle vertreten die ärmeren Banianen. Diese treiben den Kleinhandel, gehen hausiren und sind in allen kleinen Handlungskünften ausgelehrt. Die Industrie der Engländer scheint den Hindus in ihrem wichtigsten Handelsartikel, der baumwollenen Fabrikaten, den großen europäischen Markt zu entziehen. Baumwollenmanufacturen sind noch nicht lange in England eingeführt, und schon haben sie dort doppelt so viele Waaren geliefert, als die ostindische Compagnie nach London bringen konnte. Diese indischen Waaren haben auch vieles von ihrer vormaligen Güte verloren, werden jetzt von den europäischen übertroffen, und es dürfte mithin dieser Handelszweig in der Folge ganz vertrocknen (I. 104 f.). [Die Klage über den Verfall der indischen Webereyen ist so alt als die Oberherrschaft der englischen ostindischen Compagnie. Schon vor einigen dreysig Jahren hat *William Bolts* die Ursachen davon sehr anschaulich dargestellt. Sie liegen in den entsetzlichen Bedrückungen, welche die armen indischen Weber von den habüchtigen Factoren der Compagnie erdulden müssen.

Aber noch immer werden in Indien einige Artikel in größerer Vollkommenheit geliefert, als ihnen je die künstlichen Maschinen der europäischen Manufacturen geben konnten. Der Vf. gelteht dies selbst (I. 301.) von den ostindischen Musselinen.] Der Handel mit Indigo blüht so stark, daß Bengalen das Monopol desselben in Europa erhalten dürfte (II. 151.). [Allerdings ist in den neuesten Zeiten eine beträchtliche Menge Indigo in Ostindien gewonnen, und davon 1800. gegen eine Million Pf. Sterling in England eingeführt worden; aber er ist von der schlechtesten Art, und als solcher unter dem Namen des englischen Indigo auf den europäischen Märkten bekannt. Die Hindus verstehen sich nicht auf seine Bereitung, und pflegen darauf nicht die bey der Beobachtung des Gährungsgrades erforderliche Sorgfalt zu verwenden. Mangel an Capital erlaubt ihnen auch bloß, die Pflanze im Kleinen anzubauen. Es könnte mithin nur von Europäern eine Verbesserung erwartet werden, und von diesen sind auch einige gute Indigo-fabriken in Bengalen angelegt worden. Allein die englisch-ostindische Compagnie, die keinem Europäer, auch nicht ihren Landsleuten, ein Landesgewerbe in Indien gestattet, hat jenen Fabrikbesitzern so viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt, daß ihr Unternehmen nicht gedeihen konnte.] Im Jahre 1781. wurde das erste, in Indien erbaute Kauffarteysschiff vom Stapel gelassen, und 1798. liefen schon 600 in Indien erbaute Schiffe, die 209,000 Tonnen führten, im Häfen zu Calcutta ein. Würde der Schiffsbau in Indien dadurch noch mehr begünstigt, daß man die Waaren in indischen Schiffen auf den europäischen Markt bringen ließe: so würden ihre Preise beträchtlich verringert und ihr Absatz ansehnlich vermehrt werden können (II. 420 f.). [Dieses wird und kann nicht geschehen, so lange die englisch-ostindische Compagnie das Zephter führt, und die Eigenthümer ihrer Stocks unter einer Directorialregierung stehen, deren Interesse es erfordert, sich die große, einträgliche Patronatgewalt zu sichern, welche ihr bisher aus dem Rechte erwuchs, die zum ostindischen Seehandel erforderlichen Schiffe in England selbst zu miethen und auszurüsten. Der Erfolg, den die Debatte, welche dieser Gegenstand im ostindischen Hause in London veranlaßte, im Jahre 1802. gehabt haben, hat dies hinlänglich bewiesen.] Ersttaunlich könnte der ostindische Handel erweitert werden, würde ihm Japan und Südamerika geöffnet, wohin jetzt nur ein Schleichhandel in portugiesischen und indischen Schiffen getrieben wird, würde die Industrie der Hindus auf die schätzbarsten und ergiebigsten Producte ihres Landes gelenkt, von europäischem Capital und europäischer Erfindsamkeit unterstützt, dadurch ihr Wohlstand befördert und mit diesem das Verlangen nach den Gütern und Vorzügen der Europäer erweckt (II. 416 f.). [Der ostindische Handel der Engländer hat sich bekanntlich im letzten Kriege ausnehmend vergrößert, und es ist nicht zu berechnen, zu welcher Höhe er sich erhoben haben würde, wenn nicht die Directoren der ostindischen Compagnie

gnie, die immer nur das Gesicht einer in Indien ent-  
stehenden europäischen Colonie vor Augen haben,  
die wirksamsten Mittel ergriffen hätten, den unter-  
nehmenden Handelsgeist der englischen Privatkauf-  
leute in die engsten Schranken einzuschließen. So  
lange diese Beschränkungen fort dauern, wird der ost-  
indische Handel nie jene Größe gewinnen können,  
deren schnelle Entwicklung der Vf. so zuversichtlich  
hofft; daß er es (II. 418.) *an almost unavoidable increase*  
nennt. Dies läßt sich auch um so weniger erwarten,  
da eben hierin die englische Ministerialpolitik mit der  
mercantilischen der Compagniedirectoren auf das ge-  
naueste zusammenstimmt. Denn theils scheuen die

englischen Minister die Gefahr einer in Indien auf-  
wachsenden europäischen Colonie, die unter einem  
hochcultivirten Volke, wie die Hindus, und in ei-  
nem von der Natur so reich ausgeschmückten Lande  
leichter zu üppiger Kraft gedeihen und schneller zur  
Freiheit gerüllet erscheinen würde, als es in Nord-  
amerika geschehen; theils besorgen sie nicht ohne  
Grund, daß die großen Vortheile aller Art, die sich  
der englische Kaufmann von einem freyern ostindi-  
schen Handel versprechen dürfte, den größten Theil  
des der Nation zugehörigen Handescapitals den bis-  
herigen Canälen entziehen und mit den indischen Er-  
werbquellen vermischen würden.]

(Der Beschluss folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. Göttingen: *Commentatio anato-  
mico-physiologica, sistens disquisitionem: an verum orga-  
norum digestioni inservientium discrimen inter animalia, her-  
bivora, carnivora et omnivora reperitur.* Illustri facultati  
med. Goetting. oblata auct. Jano Weibel Neurgaard, Med. et  
Chir. Dr. etc. 82 S. 4. mit 3 Kpfrt. — Ein treffliches Probe-  
stück von vergleichender Anatomie im eigentlichen Sinne des  
Worts, worin der Vf. die für philosophische Zoologie, und  
Physiologie und Anthropologie gleich wichtige Frage erörtert  
ob und in wie fern die besondre Organisation der Verdauungs-  
werkzeuge der Säugthiere einen bestimmten Bezug auf ihre  
Nahrung habe, nachdem sie dieselbe entweder bloß aus dem  
einen oder dem andern organisirten Reiche oder aber aus bei-  
den zugleich ziehen. Dem Plan zufolge, den sich der Vf. bey  
seiner nützlichen Arbeit vorgesetzet hat, liefert er zuerst  
eine genaue und ganz nach eigenen wiederholten Zerglie-  
derungen abgefaßte Beschreibung der sämmtlichen zur Digestion  
und Chylification bestimmten Eingeweide von vier in Rück-  
sicht ihrer Nahrungs- und Verdauungsweise ganz von einan-  
der verschiedenen Hausthiere; nämlich vom Pferd als einem  
nicht wiederkäuenden Herbivoro; vom Ochsen als einem wie-  
derkäuenden Herbivoro; vom Hund als Carnivoro; und vom Schwein als  
Omnivoro; doch nimmt er auch beyläufig Rücksicht auf andere  
Säugthiere. Hierauf vergleicht er die Verschiedenheit des Baues  
der gedachten Theile bey jenen vier Thieren unter einander  
und mit der Organisation anderer Thiere; und zieht endlich  
aus diesen Datis die zur Beantwortung des Problems dienlichen  
Folgerungen.

Die anatomischen Beschreibungen und Abbildungen sind,  
wie gesagt, durchaus nach eignen Zergliederungen verfertigt;  
wohl aber hat der Vf. nach der Hand die ähnlichen Arbeiten sei-  
ner Vorgänger damit verglichen, und dasjenige, worin sie von  
der seinigen abweichen, sorgfältig angemerkt. Geübten und  
belesenen Zootomen wird das viele Eigenthümliche dieser nütz-  
lichen Schrift mit Vergnügen auffallen. In dieser Anzeige  
müssen wir uns begnügen, einiges Wenige davon auszuheben.  
Vorzüglich genau sind am Pferde der Schlund und die beiden  
gleichsam halbirtten innern Magenhäute beschrieben. Das re-  
spective Verhältniß und die merkwürdige Verbindungsart die-  
ser letztern (die er im Ganzen mit der zwischen der Sclerotica  
und Hornhaut des Auges vergleicht) hat er besonders durch  
die Maceration näher bestimmt, ein lehrreiches Hilfsmittel,  
wodurch zumal *Malpighi* so vieles Licht über die Physiologie  
verbreitet hat. Eben so genaue Beschreibung des Zwölffinger-

darms im Pferde. Die doppelten Ausführungsgänge der gro-  
ßen Magendrüse. Wie sehr die Lage des Netzes bey diesem  
Thiere von der menschlichen abweicht &c. dgl. m. Hunde  
sind seit dritthalbhundert Jahren vielleicht zu tausenden zer-  
gliedert worden, so daß sie *Linne* selbst im Natursystem die  
Martyrer der Anatomen nannte, und ganze Bücher voll Cani-  
cidien herausgegeben worden; und doch hat Hr. Dr. N. für  
die Splanchnologie noch nützliche Nachlese halten, und be-  
sonders manches Irrige, was der übrige verdienstvolle *Bla-  
sius* darüber gesagt, verbessern können. Neu und aus man-  
cher Rücksicht belehrend war dem Rec. die Beobachtung des  
Vfs. von der beträchtlichen Verlängerung des Darmkanals nach  
dem Erkalten des gestorbenen Thieres. Auch die Falten der  
innern Haut werden dann unmerklicher; hingegen zeigt sich  
sodann die Gränze zwischen dem Colon und Rectum um so  
deutlicher. Vom Blinddarm dieses Thieres, den manche für  
einen *processus vermiformis* genommen. Nur das Schwein  
hat unter den gedachten vier Thieren, die wahre, dem  
menschlichen Bau ähnliche Grimmdarmklappe. Hingegen ist  
beym Pferd der Uebergang vom Cöcum (das bey ihm flüssigem  
Milk enthält) zum Colon verengt.

Hey der Vergleichung der Verdauungswerkzeuge in diesen  
Thieren unter einander und mit den menschlichen findet der  
Vf. einen der wesentlichsten Unterschiede in der Beschaffen-  
heit der innersten Haut des Magens. Die sackförmige Weitung  
am Magen des Pferdes und Schweins scheint ihm in seine  
Function einige Aehnlichkeit mit dem Faltenmagen der wieder-  
käuenden Thiere mit gespalteten Klauen zu haben. Beyläu-  
fig über die apomatische *ruminatio humana*. Der Vf. hat ver-  
sucht, sie durch gewaltsame Anstrengung des sogenannten *pressi  
abdominalis* nachzuahmen. Es gelang ihm, und zwar so,  
daß er einige Tage lang immer nach der Mahlzeit Neigung  
zu einem ähnlichen *motus antiperistalticus* spürte, so daß viel-  
leicht jene Anomalie überhaupt bey den damit behafteten Per-  
sonen vielleicht erst durch Zufall veranlaßt und nächter durch  
Angewohnheit unterhalten worden.

Das Hauptresultat in Bezug auf die Frage, die den Gegen-  
stand der interessanten Schrift ausmacht, geht darauf hinaus,  
daß die *herbivora* sich sehr leicht an thierische Nahrungsmittel  
gewöhnen, hingegen die *carnivora* weit seltener und  
schwieriger an vegetabilische Nahrung, und wohl gar nicht  
an ganz rohe. Der Mensch aber sey seinem ganzen Bau nach  
von Natur zum *omnivoro* organisirt.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 19. Junius 1805.

## ERDBESCHREIBUNG.

EDINBURGH u. LONDON, b. Longmann u. Rees:  
*Indian Recreations; — — By the rev. William Tennant etc.*

(Beschluss der in Num. 164. abgebrochenen Recension.)

Die Lebens- und Regierungsweise der Engländer in Indien hätte für sich selbst schon hinlänglichen Stoff zu einem interessanten Werke geben können; allein das beobachtende Auge des Hn. T. scheint eben so wenig in der Nähe als in der Ferne klar und scharf zu sehen. Die Bemerkungen, die in seiner Schrift jene Gegenstände berühren, streifen meistens nur an ihrer Oberfläche vorbei. Die wenigen, die uns eine Auszeichnung zu verdienen scheinen, bestehen in folgenden: Was andere Reisende von der grossen Anzahl unglücklicher Abenteurer berichten; die sich in der blendenden Hoffnung, einst als Nabobs nach Europa zurück zu kehren, nach Ostindien begeben, wird von dem Vf. (I. 80.) bestätigt. Unter zehn Europäern in Indien findet kaum einer eine einträgliche Beschäftigung, und die Hoffnung, schnell zu Reichthümern zu gelangen, sieht unter Hunderten kaum ein einziger erfüllt (I. 81.). Besonders traurig sind die Aussichten für die in Indien erzeugten Kinder der Europäer. Ist ihre Mutter vom Stamm der Hindus, so verdoppelt sich das Elend ihrer Lage; denn dann stehen sie mitten unter den Hindus und den Europäern verlassen, gehören keinem an, und werden von beiden verachtet. Aber auch, wenn ihre beiden Aeltern europäischen Ursprunges sind, haben sie nur eine trübe Zukunft vor sich; denn da die neu ankommenden und in England in den Dienst der Compagnie aufgenommenen Europäer alle einträglichen Stellen überzählig ausfüllen: so bleibt jenen, wofern es ihnen an Vermögen zum Handel fehlt, keine Hoffnung zu einem anständigen Erwerbe (I. 216. und I. 71.). Für zweckmässig eingerichtete Erziehungsanstalten scheint auch nicht hinlänglich gesorgt zu seyn. Man findet mehrere *boarding Schools* für Mädchen und Knaben zu Calcutta, die aber, wenn man nach den Aeusserungen des Vfs. urtheilen darf, nicht zu den vorzüglichsten ihrer Art gehören, zwey Freyschulen für arme Kinder, und zwey Waisenhäuser, das eine für Officierkinder, das andere für die Kinder gemeiner Soldaten. Diese letztern werden durch eine Abgabe vom Militär. unterhalten, und in beiden 6 — 700 Kinder erzogen (I. 74.). Dem grossen, kostbaren Institute, welches auf den Vorschlag des Marquis von Wellesley für die Bildung

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

der jüngern englischen Compagniebedienten zu Calcutta errichtet wurde, hat die Compagnie neuerdings ihre Unterstützung verlagt. Es wird daher aufgehoben werden, und dies billigt der Vf., der davon (I. 75.) sehr verächtlich spricht. Es herrscht eine große Ungleichheit in der Einnahme der Compagniebedienten. Einige werden durch ihre Lage so begünstigt, daß sie schnell zu großen Reichthümern gelangen, die sie oft eben so schnell wieder verpraseln (I. 378.). Denn groß ist der Luxus der neuen Reichen, aber vorzüglich ausschweifend das Leben der englischen Officiere in Indien, die sich in glücklichen Feldzügen bereichert haben (I. 382.). Orientalische Ueppigkeit drohete der englischen Herrschaft in Ostindien den Untergang. Das Beyspiel eines würdigen Generalgouverneurs (wahrscheinlich meynt der Vf. den edlen Cornwallis) hat viele Engländer zu einem regelmässigen, frugalen Leben zurückgebracht (I. 334.). Es erfordert aber überhaupt die gewohnte Lebensweise der Europäer in Ostindien einen grossen Aufwand. Die Hausmiete ist erstaunlich theuer; für ein geräumiges Haus wird zu Calcutta 6 — 800 Pf. Sterl. jährlicher Miethzins bezahlt. Dieser hohe Preis der Miete wird auch wahrscheinlich fortdauern, weil die Erbauung neuer Häuser in Indien sehr kostbar ist; denn es wird dazu eine große Anzahl träger indischer Arbeiter erfordert, die Gebäude sind der schnellen Zerstörung durch Orkane, Regengüsse und Termiten ausgesetzt, und das beträchtliche, dazu erforderliche Capital trägt in Ostindien fast dreymal stärkere Zinsen als in Europa (I. 59.). Wie jedem europäischen Reisenden in Ostindien ist auch dem Vf. (I. 62.) das orientalische Bedientenheer aufgefallen, welches in den Häusern der dasigen Europäer angetroffen wird, und aus den Absonderungen der indischen Kasten entsteht.

Die englische Regierung in Ostindien hat an dem Vf. einen eifrigen Lobredner gefunden, dem es nicht am besten Willen fehlt, ihr ganzes Monopölienwesen, ihre Vernachlässigung des armen, bedrückten Volks und ihre ängstliche Besorgnis zu rechtfertigen, mit der sie die Geheimnisse ihrer Staatsverwaltung zu verwahren und den forschenden Blicken der Reisenden zu entziehen sucht. Hr. T. versichert an mehreren Stellen seines Werks, daß sich das indische Volk unter der Oberherrschaft der ostindischen Compagnie in einer glücklicheren Lage befinde, als andere orientalische Nationen (I. 358. 380. II. 66. 425.). Doch hat er nicht für gut gefunden, diese Behauptung durch einen überzeugenden Beweis zu unterstützen, der jeden aufrichtigen Freund des englischen Nationalruhms

Nnnn

ruhms erfreut haben würde. Eine einzige Thatfache finden wir bemerkt, die auf eine wichtige Verbesserung hindeutet. Bekanntlich wurde der fehlerhaft organisirte *mayors court* zu Calcutta vor mehreren Jahren aufgehoben und an seiner Stelle ein unabhängiger Obergerichtshof begründet. Die unparteyische Gerechtigkeitspflege dieses Tribunals soll, wie der Vf. versichert, den gesunkenen Muth der Hindus so sehr erhoben haben, daß man jetzt unter einer gewissen Classe von Engländern zu Calcutta häufig die Klagen höre: das indische Volk zeige, durch jenes Gericht ermuntert, täglich einen größern Grad von *Insolenz* und einen lebhaftern *Geist der Unabhängigkeit* (I. 39.). Andere, vom Vf. erwähnte Umstände scheinen dagegen zu bestätigen, daß das ängstliche, drückende Regierungssystem der Londoner Comptoirkönige (wie einst *Sir William Pittney* die Directoren der ostindischen Compagnie im Parlamente treffend nannte) noch unter seiner dunkeln Hülle fort dauere. So ist es z. B. eine in vieler Hinsicht merkwürdige Thatfache (I. 213. II. 181.), daß, als vor wenigen Jahren eine religiöse Secte in England drey ihrer Missionarien nach Indien abzuschicken wünschte, die mit den Waffen der Orthodoxie den indischen Aberglauben im Herzen zu Benares selbst angreifen sollten, und zu dieser frommen Unternehmung schon ein großes Capital von 20,000 Pfd. St. gesammelt worden war, die Compagniedirectoren jenen Apósteln die Erlaubniß einer Reise nach Ostindien aus der Besorgniß verweigerten, daß sie politische mit religiösen Zwecken verbinden möchten. Sollten wirklich die hochmächtigen Compagniedirectoren den politischen Ehrgeiz drey unvermögender englischer Missionarien für so gefährlich gehalten haben? Oder scheuten sie sich vor den Berichten dieser geistlichen Herren, die durch ihren Aufenthalt im Innern des Landes, und ihre Verbindung mit den Braminen vielleicht Gelegenheit gefunden hätten, den Schleyer von vielen Dingen aufzuheben, die jetzt nur den eingeweihten Compagniebedienten vertraut werden dürfen?

**Hor, b. Grau:** *Die Besitzungen der Europäer in den andern Welttheilen.* Ein Handbuch zur nähern Kenntniß derselben von *Christian Adam Müller*. 1803. X u. 334 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

*Raynals* classisches Werk über die Besitzungen und die Handlung der Europäer in beiden Indien ist ins Deutsche überfetzt. Ein ähnliches ist, so viel wir uns erinnern, von keinem Deutschen vor Hn. M. unternommen. Obgleich nun die außereuropäischen Besitzungen uns Deutsche, die wir keine Kolonien haben, weniger zu interessieren scheinen, als andere Nationen: so wird doch die Achtung, die man für das geographische Studium hegt, und der anerkannte Einfluß der außereuropäischen Besitzungen auf die europäischen Welthandel dem Verfuche, eine Lücke in unserer Literatur auszufüllen, eine günstige Aufnahme verschaffen, wenn er auch, wie dieses hier der Fall ist, in manchem Betracht viele Mängel an sich hat. Der Vf. folgt der Ordnung der Erdtheile,

beschreibt die Besitzungen erst in Asien, dann in Afrika, Amerika und Südindien. Bey Asien handelt er zuerst von Vorderindien, wo er der Reihe nach die Besitzungen der Britten, Holländer, Portugiesen, Franzosen und Dänen beschreibt, und geht dann zu den Inseln auf dem indischen Meere fort. Hier hätten wohl die Ladronen, Carolinen und Palaos ganz übergangen, Magindanao und andere aber viel kürzer abgefertigt werden können. Da aber der Vf., und das mit Recht, des holländischen Comptoirs auf Japan erwähnt, so sehen wir nicht ein, warum er von den wichtigen europäischen Comptoirs zu Canton in China schweigt. Uebrigens täuscht man sich, wenn man die europäischen Besitzungen hier vorzüglich in Rücksicht auf die Betriebsamkeit der Europäer, ihren Handel, ihre Verbindungen mit den benachbarten Nationen, die Art, wie sie das Land regieren, die Kräfte der Eingebornen nutzen, oder an deren Statt Ausländer daselbst ansiedeln lassen, und ihr Verhältniß zum Mutterlande bearbeitet erwartet. Vorzüglich auffallend ist dieser Mangel bey den größten europäischen Besitzungen in Asien, nämlich den brittischen. Er beschreibt das Klima, die Producte und Einwohner Hindostans, von deren Kunstfleiß er viel weniger zu sagen weiß, als von ihrer Religion; auf geographische Nachrichten von den drey Präsidenschaften, worin die Britten ihre Besitzungen eintheilen, folgen allgemeine Bemerkungen, die nicht viel mehr als eine Seite einnehmen, und wovon die Tracht der Sipoys ein Hauptstück ist. Daß diese Truppen von europäischen Officieren commandirt werden, wird keiner Erwähnung werth gehalten. Neben der Insel Magindanao soll die englisch-ostindische Compagnie die Insel Bunwut besitzen, welche 1774. von dem Sultan an den Capitain Forrest abgetreten sey. Das Factum mag seine Richtigkeit haben, aber daß jetzt die Britten diese Insel besitzen, bezweifeln wir. Daß ein directer Handel von Spanien nach den Philippinen getrieben werde, ist dem Vf. nicht bekannt. Dergleichen Schnitzer in der Statistik lassen noch mehrere Fehler argwöhnen; und man findet sie leicht. So vermißt man die merkwürdige und in ihrer Art einzige Niederlassung der Britten am Sierra Leonefluß, findet aber dafür eine englische Niederlassung auf der Insel Bulam, welche doch seit 1793. nicht mehr existirt. Daß ein so unachtamer Schriftsteller der Erlaubniß, welche die Franzosen den Britten 1783. bewilligt haben, an der Küste Senegambiens vom Portendie bis zum St. Jeanfluß zu handeln, gedacht haben sollte, wird nach obigen Beyspielen niemand vermuthen. Die Uebersicht nach den besitzenden Mächten, welche er seinem Buche vorangeschickt hat, war ein sehr nothwendiges Stück, und vielleicht wäre es räthlicher gewesen, nach diesem Plane das Ganze auszuarbeiten, und alsdann eine Uebersicht nach den Erdtheilen folgen zu lassen.

#### PHILOGIE.

RONNEBURG u. LEIPZIG, b. Schumann: *Vollständiges lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörter.*

**Wörterbuch**, nach den besten größern Werken, besonders nach *Scheller*, *Bauer* und *Nemnich* ausgearbeitet und mit vielen tausend Wörtern vermehrt, von *Joh. Gottfr. Haas*; Conr. d. Schule zu Schneeberg. *Erster Theil*, lateinisch-deutsch. IV u. 693 S. *Zweyter Th.*, deutsch-lateinisch. 598 S. 1804 gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf giebt in diesem Werke neue Beweise lexicographischer Betriebsamkeit, die ihm das Prädicat *des Fleißigen* verschaffen würden, wenn es ihm nicht längst zu Theil worden wäre. Er verzeichnet mit der möglichsten Kürze der Taschenwörterbücher die Wörter nach ihren Hauptbedeutungen. Beym lateinisch-deutschen Theil liegt *Scheller* zum Grunde, bereichert aus *Nemnich's* Polyglotten Lexicon der Naturgeschichte und aus andern Wörterbüchern; bey dem deutsch-lateinischen Theil macht *Bauer* die Grundlage aus, vermehrt durch viele naturhistorische, bergmännische, geographische u. s. w. Ausdrücke; in diesem Theile hnd „aus dem Nennichischen Wörterbuche über zwanzig Tausend von Wörtern hinzugekommen,“ ein Numerus, der um so auffallender ist, wenn man erwägt, daß dieser Theil aus 598 Seiten besteht, daß man etwa im Durchschnitt auf eine Seite fünfzig Wörter rechnen kann, und daß die Mehrzahl derselben, so weit wir verglichen haben, doch aus *Bauer's* Wörterbuch entlehnt ist! Doch dieß ist sehr gleichgültig, weniger der Umstand, daß es dem Werke an Plan fehlt. Die studirende Jugend, für die es nach der Vorrede bestimmt ist, kann sich theils nicht mit diesem zwar an Wörtern überreichen, aber doch gar viele, die in den Alten vorkommen, nicht begreifenden und in Ansehung der Aufzählung und Auseinandersetzung der Bedeutungen zu mageren und mangelhaften Werke begnügen, theils sieht sie sich mit dem ganzen Schwall der neuen naturhistorischen und andern Terminologien und Namen hier überhäuft, die ihr wenig oder nichts frommen. Dagegen halten wir dieses Wörterbuch der Classe für sehr nützlich, welche die lateinische Sprache nur zur Nothdurft, und um lateinische wissenschaftliche, naturhistorische, technologische u. a. Werke und Ausdrücke der Neuern benutzen zu können, sich zu eigen zu machen sucht.

**NÜRNBERG**, b. Monath u. Kufsler: *Conspectus bibliothecae glotticae universalis propediem edendae; operis quinquaginta annorum, auctore Christoph. Theoph. de Murr.* 1804 32 S. gr. 8. (5 gr.)

Schon lange Zeit her scheint über die Sprachvergleichung ein sonderbar widriges Schicksal zu walten. Denn die vom Hn. Rath *H. L. C. Backmeister* in Petersburg 1773 angekündigte Sammlung von Uebersetzungen eines schicklich gewählten Aufsatzes mußte er über andern Geschäften ganz aufgeben. Das 1785 von der Kaiserin Catharina II. veranstaltete Vergleichungswörterbuch mißrieth großentheils durch ihre eigene Auswahl der Wörter, die Untüchtigkeit der gebrauchten Reichsdolmetscher und die Art der Zu-

sammentragung ins Ganze von Hn. *Pallas* und Bibliothekar D. *J. Backmeister*, welche mehr auf Befehl, als aus Liebe zur Sache außer ihrem Fache zu flüchtig arbeiteten. Der dritte Theil von den Sprachen Afrika's und Amerika's ist, ungeachtet des schon an die Gesandtschaften gebrachten Ansuchens, die Uebersetzungen durch die Missionarien besorgen zu lassen, gar nicht erschienen. Ja, es ist auch durch die bloß russische Schrift für die meisten Liebhaber ein verschlossenes Buch. *Finetti*, welcher einen guten Entwurf gemacht und zur Probe von den morgenländischen Sprachen einen Vorläufer heraus gegeben hatte, ist vor der Ausführung gestorben, und eben so Hr. *Büttner* in Jena, von welchem zum wenigsten eine kleinere Sammlung fast druckfertig nachgeblieben, deren Herausgabe nach seiner Verordnung in verschiedenen öffentlichen Blättern angekündigt, aber doch auch nicht erschienen ist. Endlich hat zwar der spanische vormalige Jesuit und Missionar *Lorenzo Hervás* große dahin gehörige Sammlungen heraus gegeben, aber die ganze Auflage nach Spanien geschickt und sie ist daher fast gänzlich unbekannt geblieben. Auch können sie bey dem fehlenden Geiste der Ordnung, Gründlichkeit und der von Vorurtheilen des Glaubens und Standes freyen Uebersicht, gleich dem russischen Wörterbuche, fast nur als roher Stoff zur Bearbeitung für einen bessern Kopf angesehen werden. Desto angenehmer wird daher gewiß für alle Sprach- und Geschichtsforscher diese Ankündigung des Hn. *v. M. Meyn*, welcher sich schon in so manchem Fach der Gelehrsamkeit als einen fleißigen Sammler gezeigt und besonders auch von der Kenntniss fremder Sprachen in seinem Journal und sonst mehrere Proben gegeben hat. Die vorläufige Nachricht, welche er von seinem großen Werke hier giebt, wäre nur in mancher Absicht etwas vollständiger und genauer zu wünschen. Denn er bestimmt den Umfang und die Einrichtung desselben immer noch nicht genau genug zur Befriedigung der Liebhaber. Der sogenannte Prodomus soll von den Sprachen insgemein handeln, ihrem Ursprung, Gebrauch und Lehrart, ferner der Schrift, den Werkzeugen und Stoffen dazu, der Geheim-, Geschwind- und Fernschreiberey, dem Entziffern, den Zahlzeichen, dem Unterricht der Taubstummen, der allgemeinen und ersten Sprache, den Alphabeten, der allgemeinen Sprachkunde und Sammlungen von Wörterbüchern, Sprachlehren, Bibelübersetzungen und Vaterunfern. Es wird aber nicht bestimmt, ob davon bloß die Bücherkunde mit Beurtheilungen oder auch die Gegenstände selbst vollständig abgehandelt werden sollen. Darauf folgt eine ziemlich weitläufige Aufzählung der einzelnen Sprachen und Mundarten nach den Ländern. Hr. *v. M.* sagt aber gar nicht, ob er bloß kurze Wörterverzeichnisse als Proben der Verwandtschaft zusammen stellen oder auch den Kern der Sprachkunst, Beugungen und Verbindungen, vielleicht ganze Aufsätze liefern will. Doch ist nach einer Anmerkung bey dem Griechischen vermuthlich auch dieses zu hoffen und wenigstens sehr zu wünschen,

da sonderlich bey nahe verwandten Sprachen und veralteten oder unreinen vermischten Mundarten die große Aehnlichkeit der einzelnen Wörter gar zu sehr täuscht, wenn die Abweichungen nicht durch Vergleichung zusammenhängender Auffätze dargestellt werden. Die Ordnung der Sprachen soll auch in dem Werke selbst nicht nach den gewöhnlichen Erdtheilen eingerichtet werden; aber es hätte doch billig hier wenigstens etwas von der Abtheilung der Stämme gesagt werden sollen. Einzelne Bemerkungen darüber können indessen vielleicht auch hier am rechten Orte stehen. So unterscheidet er mit Recht das *Celtische* in den *Cambrischen* Zweig in *Wales*, *Cornwall* und *Bretagne*, wobey aber die ganz besondere Sprache der Insel *Man* ausgelassen ist, und den *Gälischen* in Irland und Schottland, und trennt davon gänzlich das *Baskische*, welches nur Schwärmer, wie *Bullet*, *Vallancey* und *le Brigand*, gewaltsam mit dahin ziehen; er sagt aber noch viel zu wenig, es sey so abweichend als das *Deutsche* vom *Slawischen*, und hätte für dieses lieber das *Aethiopische*, *Tatarische* oder *Pexuanische* setzen mögen. Das *Albanische* (besser *Arnautische*) wird erst vom Latein und hernach vom Pelasgischen abgeleitet. Ersteres ist so unrichtig als letzteres dunkel; es muß also vielmehr als eigener Stamm neben dem *Lateinischen*, *Slawischen*, *Deutschen* und *Celtischen* stehen. *Italiänische* Mundarten sind nur vier unterschieden, es giebt aber viel mehr, so wie z. B. allein von *Tasso's* befreytem Jerusalem eilf Uebersetzungen, auch *sicilianische* Gedichte u. dgl. gedruckt sind. Eben so werden auch nur drey *französische* Mundarten angeführt, und von Hn. *Oberlin's* lehrreichem *Essai sur le Patois Lorrain* ist gar kein Gebrauch gemacht. Bey dem *deutschen* Stamme fehlt die *Kroolen*-Sprache der Schwarzen auf den dänischen Zuckerinseln, auch die Mundart in *Siebenbürgen* und auf den *Färo-Inseln*, und bey dem *Slawischen* die abweichende Mundart der *Ukraine* und in *Susdal*. In Asien sind die *Caucasischen* Sprachen nur als unbekanntes Mundarten im Vorbeygehen erwähnt, von welchen doch das russische Vergleichungs-Wörterbuch und einzelne Reisebeschreiber manche gute Nachricht geben. Von dem großen *Malaischen* Stamme sind die Sprachen der Philippinen, Diebes-, Gefellschafts- u. a. Südsee-Inseln unrichtig abge sondert, auch fehlt die mit dazu gehörende *Formosanische* ganz. Ferner ist das *Persische* von dem *Indischen* Sprachstamm getrennt. Auch fehlt die Mundart der Wilden in den *Garroutgebirgen* und die Sprache in *Kaschemire*. Dagegen ist das *Damulische*, *Canarische* und *Talenga* (besser *Telugische*) zu den Abkömmlingen der *Schanakrita* gestellt, welche doch einen sehr davon abweichenden besondern Stamm ausmachen. Selbst unter den im engern Verstande sogenannten morgenländischen Sprachen fehlen bey dem Arabischen die abweichenden Mundarten der Mauren in Afrika bis *Marokos* und des gemeinen Volks auf der Insel *Malta*. Auch die *Chinesische*, *Siamische*, *Tibetanische* und *Peguanische* sind als so viel eigene Haupt- und Stammsprachen aufge-

führt, ohne auf die ihnen gemeinschaftliche Einfylbigkeit u. a. Aehnlichkeiten zu achten. Von den *Afrikanischen* Sprachen sind nach Verhältniß überhaupt nur wenige aufgeführt. Bey dem *Aegyptischen* fehlt die *Sabidische* Mundart und bey der *Cabytischen* die Mundart der ehemaligen *Guanches* auf den Canarischen Inseln nach *Glass's* Beschreibung derselben und der *Tuarikh* in Siwah nach *Hornemann's* Reise. Die *Habessinische* gehört gar nicht hierher, sondern zu dem morgenländischen Stamme, so wie die *Madagascarische* zu dem *Malaischen*. Für die Neger Sprachen scheinen die Nachrichten von *Bruce* u. a. englischen Reisenden, besonders aber von *Bossart* in der *Oldendorpischen* Geschichte der Caribischen Inseln und den portugiesischen Bekehrern bey *Hervas* zu wenig benutzt zu seyn, wonach sich schon eine vollständigere und richtigere Eintheilung wenigstens einiger Hauptstämme hätte zusammen bringen lassen. In Absicht der Amerikanischen Sprachen endlich scheint Hr. v. M. fast durchgängig, so wie auch sonst hin und wieder dem *Gattererschen*, oder im Grunde wohl vielmehr von *Büttner'n* angegebenen Lehrgebäude mehr als eigener Ansicht und Vergleichung gefolgt zu seyn. Dabey mag er zwar, nach einzelnen Bemerkungen zu schließen, manche eigene Nachrichten von seinen Freunden, den ehemaligen Jesuiten, erhalten haben, er weicht aber doch von dem hier vorzüglich reichen *Hervas*, *Gigli's* Geschichte von Amerika u. a. Nachrichten zuverlässiger Reisenden oft so sehr ab, daß wenigstens bis zur Erscheinung des größern Werks selbst manche unauflöbliche Zweifel über die Richtigkeit seiner Vorstellung der Verwandtschaften mancher Sprachen entstehen müssen. So beruht die angenommene Verwandtschaft der *Nutkasprache* mit der *Mexicanischen* nicht auf ächten Gründen, sondern bloß der eingebildeten Aehnlichkeit des Lauts und ist wider den Augenschein der Vergleichung; vielmehr scheint sie etwas mit der *Aleutischen* übereinzukommen, die Sprache in des *Prinzen Wilhelms* Sund oder *Cooksfluß*, dem *Nortonsund* und auf *Unalaska* aber zu dem *Elkimo*- und *Grönländischen* Stamme; zu gehören. Die Sprachen der von den Spaniern bekehrten *Eslener* und *Rufener* in Neucalifornien, desgleichen auch der *Affimi*, *Suffi*, *Paegan* u. a. Völker zwischen der *Hudsonsbay* und *Californien*, wovon *Umsfreville* Proben gesammelt und bekannt gemacht hat, sind gänzlich ausgelassen. Zu dem *Euronschen* Stamme wird die Sprache der *Tustero* gerechnet, welche doch mehr dem *Nadowisschen* angehört. Eben so unrichtig ist das *Mohagische* und *Delawarische* als Mundart der *Schawranischen* aufgeführt, da doch alle drey zum *Schipiwaischen* oder *Algonkischen* gehören, und gleichwohl steht hernach wieder das *Schawranische* unter dem *Scherokischen*, wo auch die ganz verschiedenen Sprachen der *Wokon* und *Pampticough* zusammen gestellt sind. Die Sprache der *Karibischen* Weiber ist gar nicht bloß eine abweichende Mundart, sondern sie gehört zu dem ganz verschiedenen Stamme der *Aruwacken*.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 20. Junius 1805.

## BIBLISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Barth: *Ern. Frid. Car. Rosenmülleri.* Ling. Arab. in Acad. Lips. Prof., *Scholia in vetus Testamentum. Partis quartae, Psalmos continentis. Volumen tertium.*

Auch unter dem Titel:

*Psalmi annotationes perpetuae illustrati ab Ern. Frid. Car. Rosenmüllero,* Ling. Arab. in Acad. Lips. Prof. *Volumen tertium.* 1804. in fortlaufender Seitenzahl 1129—2739. 2 Alph. 5 Bog. (2 Rthlr. 12 gr.)

Mit diesem Theil ist nun die Erläuterung der sämtlichen Psalmen geendigt. Hr. R. fährt auch hier fort, die älteren und neueren Ausleger mit guter Auswahl zu nutzen, und die gesammelten Erklärungen mit seinen eignen Bemerkungen zu begleiten. Er hat sich aber in diesem Theil mehr der Kürze beflissen, als in den beiden vorhergehenden. Wenn nun gleich verschiedenes bey diesen Scholien noch zu wünschen übrig bleibt, und einzelne merkwürdige Erläuterungen hin und wieder entweder nicht genug erwogen sind, oder gar vermisst werden: so ist doch der Fleiß und die Sorgfalt des Vfs. nicht zu verkennen, und sein Werk verdient als ein recht brauchbares und nützlichcs Handbuch über die Psalmen mit Dank angenommen und besonders von angehenden Theologen fleißig gebraucht zu werden. Es wird nicht allein denjenigen, welche keinen großen Apparat zur Erklärung der Psalmen besitzen, sehr gute Dienste leisten; sondern auch andern, die schon mit den nöthigsten und besten Hülfsmitteln versehen sind, nützlich werden können; indem es ihnen theils die Uebersicht erleichtert, theils sie durch die Zusammenstellung der vorzüglichern Erklärungen und die eingestreuten Bemerkungen zu neuen Ansichten oder zurechnern Prüfung des bisher gesagten veranlaßt. Wir wollen auch aus diesem Theil verschiedne Stellen zur Probe ausheben, und zugleich einige Bemerkungen beyfügen.

By Pf. 55., womit dieser Theil anfängt, wird mit den meisten Interpreten angenommen, daß der Psalm in die Zeit der Empörung Abfoloms gehöre, welches auch wohl das wahrscheinlichste ist. Ganz richtig wird erinnert, daß man nach innerm Grunde den Psalm nicht wohl von der Gefahr, worin sich David nach 1 Sam. 20. zu Keila befand, erklären könne. Aber die Meynung von Paulus, welcher diesen Gesang aus 1 Sam. 19. 11. 12. zu erläutern suchte, hätte doch ebenfalls verdient, kurz angeführt und gewürdigt zu werden. Offenbar steht ihr entgegen, A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

was v. 10. 11. u. 12. gesagt wird. v. 2. wird *בְּחַוְוֹתַי* übersetzt *no octulites te a deprecatione mea*; und bemerkt, daß in dem Ausdruck *בְּחַוְוֹתַי* eine Anthonopathie liege, welche von einem Freund oder Gönner, der sich verberge und sich den Bitten eines Armen zu entziehen suche, entlehnt sey. Rec. erläutert den Ausdruck *בְּחַוְוֹתַי* aus Klagl. 3, 36. *מִי וְהָיָה מִי*; auch Pf. 10, 1. kommt die elliptische Redensart *בְּחַוְוֹתַי* vor. *חַוְוֹתַי* ist auch eigentlich *fridula imploratio*,

von *حَو* *fridulentum sonum odere*. Bey v. 3. hält der Vf. es für das sicherste, dem Wort *וָי* in Hiphil die Bedeutung *lugeo, plango* zu geben, und übersetzt: *plango in sollicitudine mea et perstrapo*. Er beruft sich dabey auf die Autorität der Rabbinen, und glaubt, die Bedeutung *plango* werde auch durch das Klagl. 1, 7. vorkommende *וָי* bestätigt. Allein auf die Rabbinen darf man sich doch nicht viel verlassen, wenn die Bedeutung nicht sonst durch den Sprachgebrauch bestätigt wird, und hier scheint sie aus der Verbindung gerathen zu seyn; auch ist es sehr zweifelhaft, ob *וָי* von *וָי* abzuleiten sey. Rec. leitet es mit Schröder von *וָי* *strinxit, perstrinxit* her, und übersetzt es durch *afflictio stringens, calamitas*. Die Bedeutung, welche *وָי* im Arab. hat, *huc illuc agitari et moveri*, schickt sich auch sehr gut zu dem folgenden *וָי*, und stimmt vortreflich mit *וָי* von *وָי* *vagatus est instar attoniti et conturbati*. Rec. würde daher am liebsten hier übersetzen: *anxiis jactatus curis quid degam nescio*. v. 16. werden die verschiedenen Erklärungen von *וָי* angeführt und beurtheilt. Der Vf. übersetzt am liebsten *decipiat, defraudet eos mors*, und leitet *וָי* von *וָי* in Hiph. *decepit* her. Zur Bestätigung hätte noch angeführt werden können, daß der Tod Pf. 18, 6. als ein Jäger vorgestellt wird, der die Menschen überlistet und in sein Netz zu ziehen sucht. Allein das weggefallne *וָי* und die Construction mit *וָי* machen doch die Erklärung etwas verdächtig. In Ansehung des letztern bemerkt zwar Hr. R., das Wort werde deswegen mit *וָי* verbunden, *ut significatur vis mortis inopinantibus illis supervenientis, quasi diceret: super illos adeo elatos effert adhuc sese altius vis mortis fallacissima*; aber dieses kommt doch dem Rec. gesucht vor, und er würde in Ansehung dieser Construction sich eher auf das Metrum berufen. Doch würde er fast lieber die Lesart des Textes *וָי* vorziehen, und diese entweder mit R. als eine Verwünschungsformel betrachten, oder nach dem Arab. *وָي* übersetzen *signate notati sunt* oder *signate notentur*. Das folgende



gende בְּקִרְבָּם wird übersetzt *nam mala*, i. e. *malae artes et perversa consilia, in loco commorationis eorum, in medio eorum*. Bey בְּקִרְבָּם wird bemerkt, daß nicht selten zwey Substantiva zusammengesetzt werden und das eine die Stelle des Adjectivs vertrete, also *in mediis ipsorum habitatione*. Rec. zweifelt an der Richtigkeit der Anwendung jener Regel, und würde

lieber das Arab. <sup>5</sup> قَرْبٌ und <sup>5</sup> قَرَابَةٌ *propinquitas, cognatio,*

*familiaritas* vergleichen. *Treulosigkeit ist in ihrem Umgang, in ihrer Freundschaft*. v. 20. wird מִבְּלֵי פִי וּמִבְּלֵי יָדַי übersetzt *quibus non sunt mutationes*, und erklärt: *qui neque mutant vitam et mores suos, neque meliores redduntur*. Zugleich wird die Erklärung, welche im *Schultens oper. min.* p. 118. steht: *quia nihil ipsis sunt feodora jurjurando sancita*, angeführt; aber es hätte doch bemerkt werden sollen, daß *Schultens* diese frühere Erklärung nachher selbst in *f. Comment. in Prov.* p. 509. wieder verworfen hat. Er giebt daselbst diese Erklärung: *quibus nullae sunt successiones in melius vel vitae vel oeconomias*. v. 22. übersetzt R.: *molitia sunt butyracea: os ejus, h. e. verba oris ejus; os ejus butyro leniora verba loquitur*. Die angeführte Verbesserung von *Dathe*, welcher das מ in מִבְּלֵי als Präposition nimmt, wird auch durch zwey Handschriften bey *de Rossi* bestätigt, und verdient offenbar, da das Wort dem folgenden פִּי entspricht, den Vorzug. Bey יָדַי v. 23. wird die Uebersetzung von *Michaelis*, *id quod dedit tibi*, als gesucht und zu allgemein verworfen. Der Vf. zieht die Erklärung von *Kinchi*, *omnia donabilia tua, h. e. quas tibi dari desideras*, vor. Pl. 56, 3. nimmt R. מִבְּלֵי anstatt מִבְּרֵי *cum elatione*, i. e. *insolenter*. מִבְּרֵי ist aber doch eigentlich *locus altus*. Lieber würde Rec. מִבְּרֵי lesen, oder sagen, es stehe anstatt מִבְּרֵי wie Pl. 73, 8. — Pl. 57, 3. wird מִבְּרֵי מִי mit *Michaelis* übersetzt: *perficiens pro-me, i. e. qui rem meam gerit, me solus defendit tutumque praestat*. Ganz richtig wird erinnert, daß die Leseart מִי, welche einige Alten scheinen ausgedrückt zu haben, durch keine Handschrift bestätigt werde. Es ist auch wirklich sehr zweifelhaft, ob die 70 und der Syrer jene Leseart vor Augen gehabt haben. Sie übersetzen mehr dem Sinn nach, als wörtlich, wie sie öfters thun. מִי heist eigentlich *secare, praefecare*; also *praefecans super me* ist so viel, als *res meas expediens, perficiens et absolvens*. v. 7. מִי מִי wird übersetzt *incurvata est anima mea*. Rec. würde lieber mit den 70 מִי מִי lesen und die Bedeutung

von <sup>5</sup> קָשָׁה *ligare, adstrictis vinculis claudere* anwenden. Sie spannen meinen Tritten ein Netz, sie fachen mich zu fesseln. Bey der gewöhnlichen Leseart würde wohl mit *Müntinghe* und *Schröder* am besten übersetzt werden: „er reichte mir seine Hand.“ Pl. 58, 2. hätte doch auch die Meynung von *Stange*, der die Worte מִי מִי noch zu dem ersten Vers ziehet, und entweder für den Namen eines Instruments, oder für den Anfang eines Liedes hält, verdient angeführt und mit ein paar Worten gewürdigt zu werden. Ihr steht entgegen, daß das fragende מִי doch offenbar

zu dem zweyten Vers gehört, daß, wenn auch מִי ein Instrument bezeichnen könnte, doch das vorhergehende מִי sich nicht dazu schicken, und daß, man auch die Worte nicht wohl als den Anfang eines andern Liedes ansehen könne, weil schon im ersten V. die Melodie מִי מִי genannt ist. Hr. R. hält es für das einfachste, den Vers also zu übersetzen: *an reversa obmutescencia justitiae? silet justitia? Proloquamini, scil. quod justum est; ex aequo indicate, homines!* Sollte man nicht am besten מִי, welches sonst gewöhnlich מִי geschrieben wird, und mit מִי gleiche Bedeutung hat, lesen? Beide Wörter würden alsdann um des Nachdrucks willen zusammengesetzt. Die meisten alten Uebersetzer scheinen ebenfalls diese Worte so genommen zu haben. Auf diese Weise würde man übersetzen können: *Id est an dem, sperat ihr wirklich das Recht? Urtheilt ihr bällig, ihr Erdensöhne?* v. 4. מִי übersetzt R. *errant, s. errare solent, inde a ventre loquentes mendacium*. Hier hätte aber die Bemerkung von *Müntinghe* erwogen zu werden verdient. Er erinnert mit Grund, daß die Bedeutung *irren* die Kraft des Worts מִי nicht ausdrücke. Dieses Wort wird im Arabischen nicht allein von Seen, Flüssen und Bächen, die stark bewegt werden, anschwellen und austreten, sondern auch von dem größten Grad der Bosheit und Tyranney, die alle Grenzen von Recht und Billigkeit überschreitet, gebraucht. *Müntinghe* übersetzt es daher: *sie sind Bösewichter; Lügner von ihrer Kindheit an*. Auch v. 8. hätte die Erklärung von *Müntinghe* bemerkt werden können, ob sie gleich den Rec. eben so wenig befriedigt, als die hier angeführte. מִי מִי ist wohl am besten impersonaliter zu nehmen, *man schieße Pfeile ab*; und der Sinn des Ganzen ist: Wenn sie es thun, so müssen sie den Kraftlosen gleichen. מִי מִי muß nach dem Zusammenhang auf die Feinde gezogen werden. v. 10. wird der Sinn richtig bestimmt. Auch die Auslegungen, welche מִי מִי von Dornen erklären, werden angeführt und gut gewürdigt. Mit Recht wird bemerkt, daß מִי immer von Töpfen und מִי nur von Dornen gebraucht werde. Pl. 59, 8. wird bey מִי מִי das Wort מִי supplirt, wie die volle Redensart Sprüchw. 15, 28. vorkommt. Da gleich in dem Verfolg מִי מִי, welches hier in der tropischen Bedeutung *dira* steht, folgt, so konnte jenes hier füglich ausgelassen werden. Das folgende *nam quis audiens* wird als verneinende Frage erklärt *nemo in ejusmodi calumniatores animadvertit, aut mendacia eorum retundit*. Rec. findet es der ganzen Schilderung angemessener und überhaupt dichterischer, מִי מִי nach מִי zu suppliren, und es als Sprache der Feinde zu nehmen. Die Ellipse ist sehr gewöhnlich, und das Metrum erforderte sie hier. v. 10. wird also übersetzt und erklärt: *Robur ejus, scil. oculislibet hostium vel regis ipsius, quod attinet. (Nominativus absolutus Pl. 32, 10. 35, 13.) ad te attendam; i. e. vim hostilem non metuo; sed tuum exspecto auxilium*. Diese Erklärung giebt aber doch einen etwas gezwungenen Sinn. Der Vf. führt zwar an, daß *Michaelis*, *Döderlein* und andere die Leseart מִי מִי מִי, die auch v. 18. vorkommt,

kommt, vorziehen, und daß die Lesart  $\text{ו}$  nicht allein durch die alten Uebersetzer, sondern auch durch Handschriften bestätigt werde, das aber nur der Syrer und Araber  $\text{ו}$  hier ausdrücken; aber er scheint doch jene Erklärung vorzuziehen. Die Lesart  $\text{ו}$  ist nach kritischen Gründen ohne Zweifel die richtige. Sie hat nicht allein hinlängliche Autorität, sondern sie wird auch durch das nächstvorhergehende und folgende begründet. Ob  $\text{מאמר}$  anstatt  $\text{מאמר}$  zu lesen habe, ist eine andere Frage. Das erste Wort v. 18. steht, ist noch kein Beweis, das es auch hier gelesen werden müsse. Am Ende des Liedes war es vielmehr zweckmäßig, das hier gebrauchte Wort mit  $\text{מאמר}$  zu vertauschen. Eben diese Wendung giebt dem hebr. Lied eine eigene Schönheit. Das Wort  $\text{מאמר}$  könne hier sehr füglich übersetzt werden: *ich blicke zu dir hin, auf dich ist meine Aufmerksamkeit gerichtet*; oder wenn man das arab.  $\text{سفي$  *sefinavit*, *properavit* vergleichen wollte, so könnte man auch übersetzen: *du bist meine Stärke, zu dir eile ich hin.* v. 11. würde Rec. das  $\text{דומ}$  nicht übersetzen *Deum meum quod spectat, gratia ipsius antevertit me*; sondern *deus pro sua benignitate praeveniet me*, i. e. *adjuvabit me*. Man müßte alsdenn  $\text{למה}$  lesen. Der Status constr. bezieht sich auf die Lesart des Randes; welche überhaupt viele Autorität für sich hat. v. 12. ist gut erklärt *ne interficias eos statim, ut Chaldaeus addit — sed vagari eos fac per virtutem tuam*, i. e. *fac potentia tua, ut vagentur paternis sedibus expulsi, tanquam infamiae spectaculum*. Die Aenderung der Lesart, die Paulus hier vorschlägt, und welcher Jacobi schon gefolgt ist: *Laß ihren Mordplan nicht gelingen*, hat wirklich etwas gefuchtes. Auch die Aenderung, welche Nachtigall vorschlägt,  $\text{ה}$  anstatt  $\text{ה}$  zu lesen: *Vertilge sie, Gott*, ist wirklich nicht nöthig. Aber solche neue Erklärungen und Conjecturen verdienen doch eben deswegen, weil die neuesten Uebersetzungen am meisten gebraucht werden, in einem solchen Handbuch kurz angewinkt und mit einem Wort beurtheilt zu werden. Pf. 60, 6. wird  $\text{ו}$  als Imperativ übersetzt: *da cultoribus tuis vexillum ad elevandum*, und also erklärt: *ipse tuis in bellum proficiscentibus, vexilli instar, f. prae, ut a te ducti impeterritis invadant hostes easque excidant*. Rec. sieht aber nicht ein, warum man hier im Imperativ übersetzen sollte, da offenbar lauter Präterita vorhergehen, die auch als solche übersetzt werden müssen.  $\text{ו}$  wird erklärt *propter veritatem tuam, ut veritati promissionum tuarum sua semper constaret integritas*, und zugleich bemerkt der Vf., das man dieses nicht mit dem nächstvorhergehenden, sondern mit dem entfernteren  $\text{ו}$  verbinden müsse. Freylich müßte dieses geschehen, wenn der Sinn erträglich seyn sollte, aber in dieser Construction ist doch etwas gezwungenes. Die Lesart der 70, welcher auch *Muntinghe* folgt, wird bestritten; aber sollte man nicht besser das arab.  $\text{قاسط}$  *infestus, iniquus, hostis*, welches unter andern Kor. K. 72, 14. vorkommt, hier anwenden? Der Sinn würde also seyn: „Du hast deinen Verehrern ein Panier gegeben, um sich dahin

vor dem Feinde zurückzuziehen.“ Hr. Rosenmüller erinnert zwar, der Dichter wünsche den Seinigen nicht eine glückliche Flucht, sondern einen rühmlichen Sieg; aber eben dadurch, das man sich zur Fahne biete, erlangte man den Sieg. Das Wort  $\text{ו}$  kann auch füglich tropisch von David verstanden werden; vergl. 2 Sam. 5, 2. v. 9. Bey  $\text{ו}$  werden die verschiedenen Erklärungen angeführt. Der Vf. zieht die Erklärung vor *mihī est Juda tribus legislatrix s. princeps*; ist aber auch nicht ungeneigt, das Wort in der Bedeutung *praefectus militaris* zu nehmen. Auch ist bemerkt, das Hensler es durch *Führerstab* übersetzt. Diese letztere Erklärung ist wohl die einzig richtige.  $\text{ו}$  ist, wie Scheidius und Schröder richtig bemerken, eigentlich der Hirtenstab, und wird daher von dem Regentenstab gebraucht, welche Bedeutung auch hier vorzüglich passend ist, da der Stamm Ephraim wegen seiner Tapferkeit und zahlreichen Macht vorher der Helm des Hauptes genennt wird. Pf. 61, 8. wird  $\text{ו}$  als der Imperativ Pfel von  $\text{ו}$  betrachtet und richtig übersetzt *fac, constitue, ut eum custodiant*. Die andern Erklärungen und Uebersetzungen werden kurz gewürdigt. Die Erklärung von Jacobi, der es durch ewig übersetzt und das arabische  $\text{سكون}$  *seculum* vergleicht, so das  $\text{ו}$  anstatt  $\text{ו}$  stehen soll, ist nicht angeführt. Es ist aber auch nur eine gewöhnliche aus Golius aufgesuchte Erklärung, die nicht behauptet werden kann. Pf. 62, 4. wird übersetzt: *quousque clamabitis viro innocuo*. Der Vf. vergleicht nämlich das arab.  $\text{هوت}$  *clamare*; aber sollte man nicht besser

das seltne Wort aus  $\text{فريت}$  *fregit, confregit, dejecit de gradu dignitatis* erläutern? Das folgende  $\text{ו}$  wird wohl am richtigsten active übersetzt, und über die Punctation ist vornehmlich *Stange in Anticritica* S. 190—199. zu vergleichen. Man muß aber hierbei  $\text{ו}$  aus dem vorhergehenden wiederholen, wenigstens gefällt dem Rec. dieses besser, als wenn Jacobi  $\text{ו}$  suppliren will. Man müßte also übersetzen: „Wie lange sucht ihr den Mann zu stürzen, wie lange sucht ihr vereint ihn zu zernichten, gleich einer hangenden Wand, gleich einer einstürzenden Mauer.“ Pf. 64 ist die schwierige Stelle v. 7. also erklärt: *Scrutantur, sedulo investigant, s. exquirunt* (ut Prov. 2, 4. 20, 27. Thren. 3, 40.) *pravitates, prava conscientia, quibus me perdere student* (ut Pf. 58, 3.) *consummavimus, inquit, inventum excogitatum! jam inventum est*, und die letzteren Worte  $\text{ו}$  werden als ein besonderer Satz genommen: *et intimum viri, et cor viri, i. e. uniuscujusque hominum morum est profundum, i. e. nequitia et dolus adversariorum vix potest a quodam perspicere et investigari*. Schwierlich ist aber dieses befriedigend. Die Stelle scheint corrupt zu seyn, wie man schon aus den alten Uebersetzern schliessen kann. Die Abtheilung, welche *Schmurrer* macht, scheint wirklich noch die annehmlichste Erklärung zu seyn; auch *Muntinghe* ist ihr gefolgt. Pf. 68, 5. nimmt R. in  $\text{ו}$  das *essentiae* oder *qualitatis* an, ob er gleich selbst gesteht, das eine fol-

solche Zusammenstellung selten sey. Rec. findet es am leichtesten, *וּבְיָמָיו* mit *Capellus* und *Muntinghe* zu lesen, wenigstens ist diess viel wahrscheinlicher, als mit *Michaelis* das syrische *ܘܒܝܘܡܝܗܘܢ* zu Hülfe zu nehmen und zu übersetzen: *solatio est nomen ejus*; und noch gefuchter ist die Erklärung von *Jacobi*, welcher das arab. *بؤ* vergleicht und nun übersetzt: „seine Hoheit ist bekannt.“ Wer den Gebrauch des arabischen Worts kennt, wird nicht einmal eine solche Vergleichung vorschlagen. v. 7. wird *וּבְיָמָיו* durch *extorres patria, seu domo* erklärt, und gegen die gewöhnliche Erklärung erinnert, daß das *וּבְיָמָיו* in *וּבְיָמָיו* ihr entgegen sey. Allein wenn man auch dieses *וּבְיָמָיו* nicht als *αλεγειον* oder *empaticum* ansehen wollte, so könnte man doch durch eine andere Abtheilung helfen und *וּבְיָמָיו* im Verfolg lesen. Daß *וּבְיָמָיו* durch *liberis destituti, solitarii* könne erklärt werden, leidet wirklich keinen Zweifel. Sollte nicht auch *וּבְיָמָיו* eigentlich *constricti, ligati* hier nach dem Parallelismus ebenfalls durch *prolis expertes* zu erklären; und *וּבְיָמָיו* mit dem arab. *نexus societatum et familiarum*, *كثيرة* *multitudo*, oder auch mit *تنتorium* zu vergleichen seyn? Das letztere würde auf beide Weise mit *וּבְיָמָיו* im ersten Gliede zusammenstimmen; und beiden ist *וּבְיָמָיו* das leere Haus entgegen gesetzt, welches dem Widerspenstigen als Strafe zu Theil wird. v. 10. wird *וּבְיָמָיו* von dem israelitischen Volk, und *וּבְיָמָיו* von den mannichfaltigen Wohlthaten, die es von Gott empfing, erklärt. Rec. würde doch lieber alles eigentlich nehmen. *וּבְיָמָיו* ist doch überhaupt auch der Ort, wo jemand sich aufhält, und hier die Gegend um den Sinai, da in dem Vorhergehenden offenbar die Erscheinung Gottes auf Sinai beschrieben wird. Auch Richt. 5, 4. wird des

Regens bey dieser Gelegenheit gedacht. v. 15. wird übersetzt: *quum omnipotens disperferit reges in ea terra, absecebat (sc. illa terra) velut in Salmona nix, h. e. tanta fuit regum illorum strages, ut terra conspersa et velut oblecta hostium caesorum ossibus dealbesceret instar nivis in Salmona.* Aber auch diese Erklärung ist, wie die meisten, nicht befriedigend. Wollte man die Stelle Jos. 10, 11. zur Erläuterung anwenden, so könnte man den letzten Theil des Verses übersetzen: *da fiel Hagel in der Finsterniß, da hagelte es fürchterlich.*

Rec. endet mit dem Wunsche, daß der würdige Vf. fortfahren möge, die noch übrigen Bücher des A. T. eben so zu bearbeiten, und daß junge Theologen insbesondre dieses nützliche Handbuch fleißig benutzen mögen.

### ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

KÖNIGSBERG, b. Göbbels und Unzer in Comm.: *Auch etwas zur Schärfung des sittlichen Gefühls und (zur) Ausbreitung der Wahrheit, für Forschende Christen aller Confessionen, in Predigten von Friedrich Ferdinand Ohler, Candidat des Predigeramts im Elbginghen Ministerio und bis jetzt Rector der Bürgerschule in Riesenburg. 1802. XVI u. 286 S. 8. (20 gr.)*

Der Vf. meynt es recht gut und ehrlich, und wird als angestellter Prediger hoffentlich Nutzen bey seiner Gemeinde stiften. Diese Predigten aber sind sehr mittemäßig, und hätten, wenn der Vf. die Absicht hatte, das Predigt lesende Publicum mit einer neuen Sammlung zu bereichern, durchaus ungedruckt bleiben sollen. Uebrigens versichert Rec. auf Ehre und Gewissen, daß er dem Eudämonismus so abhold ist, als der Vf. selbst.

### KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. 1) Marburg, b. Krieger: *Memoria Michaelis Conradi Curai.* Academiae Marburgensis iussu scripsit Georg. Friedericus Creuzer. 1802. 30 S. 4.

2) Ebendaf.: *Memoria Caroli Wilhelmi Roberti* — scr. G. Fr. Creuzer. 1803. 34 S. 4.

3) Ebendaf.: *Memoria Diterici Tiedemanni* — scr. G. Fr. Creuzer. 1803. 47 S. 4.

4) Ebendaf.: *Memoria Georgii Wilhelmi Steinii* — scr. G. Fr. Creuzer. 1803. 24 S. 4.

5) Ebendaf.: *Memoria Joh. Wilh. Diterici Duisburgii* — scr. G. Fr. Creuzer. 1804. 24 S. 4.

Es ist eine nachahmungswerthe Einrichtung einiger deutschen Universitäten, daß sie das Andenken ihrer verstorbenen Mitglieder nicht bloß in Stellen, sondern auch durch ein öffentliches Denkmal seyn, ihre literarische Thätigkeit und ihr Wirken für den gemeinschaftlichen Zweck der Nachwelt zum Beispiel und zur Aufmunterung darstellen. Wenn es auch zuweilen der Fall ist, daß mancher Lehrer dadurch ein Denkmal erhält, der in seinem Leben nichts denkwürdiges zuweilen selbst nicht als Lehrer, geleistet hat: so wird doch auch nicht selten ein würdiger, als Mensch und Gelehrter achtbarer Mann der Vergessenheit entriffen. Aufser dieser Rücksicht verdienen solche Erinnerungsschriften für die Nachwelt als Handlungen des Gemeingeistes und als Beyträge zur Bio-

graphie und Literaturgeschichte noch besondere Empfehlung. Die vor uns liegenden, welche Hr. Creuzer, jetzt Professor in Heidelberg, während der kurzen Zeit seines Lehramtes in Marburg verfertigte, schildern die zum Theil berühmten Männer, deren Andenken sie gewidmet sind, von allen Seiten, welche ein Interesse darbieten, als Menschen, Bürger und Gelehrten; sie liefern ein treues und lebendiges Bild von deren Talenten und Kenntnissen, Denkungsart und Charakter, und ihrer ganzen gelehrten und bürgerlichen Wirksamkeit mit steter Rücksicht auf ihre Bildung durch Unterricht, Lectüre und eigne Thätigkeit. Die Kunst, kleine aber charakteristische Züge aufzufassen und alle zu einem ganzen Bilde zu vereinigen; die edle, dem Gegenstande angemessene Beredsamkeit, die sich nicht in leere Tiraden und nichtsfagende Phrasen ergießt, und die Eleganz der Schreibart zeichnen sie, besonders die letzten, vorzüglich aus. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß die biographischen Nachrichten, welche mit dem Ganzen verwebt sind, aus sehr guten Quellen, meistens theils von den Verstorbenen selbst, herrühren. Da diese Männer den letzten ausgenommen, von welchem der Vf. kein literarisches Verdienst zu rühmen fand; durch die Denkmäler ihrer literarischen Thätigkeit dem Publicum hinlänglich bekannt sind: so enthalten wir uns, einen trocknen Auszug aus denselben, der wenig interessieren würde, zu geben, und laden lieber zu dem vollen Genuß, welchem diese Denkmäler gewähren, die Leser ein.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 21. Junius 1805.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

OSNABRÜCK, b. Blothe: *Skizzen und Bemerkungen über das Mangelhafte der Verfahrensart bey Kriminaluntersuchungen und der Kriminalverfassung überhaupt, nebst Beyspielen und Erfahrungen.* Gesammelt bey Gelegenheit der zu Bochum niedergeletzten Immediat - Sicherheits - Commission von dem Inquirenten bey derselben Assessor von Krause. 1804. 290 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der unglückliche verheerende französische Krieg und die seit 15 Jahren in allen Gegenden überhand nehmende Theurung hat an vielen Orten die größten Verbrechen, Diebstähle, Räubereyen und Mordthaten zur Folge gehabt. Besonders empfanden diese Uebel die Kleve- und Märkische Provinz des Preussischen Staats, bis endlich die im November 1801. zu Bochum niedergeletzte Immediat-Sicherheits-Commission durch Entdeckung, Verhaftung und Belrafung der gefährlichsten Verbrecher den durch die unaufhörlich verübten Einbrüche und Gewaltthätigkeiten erschrecken und in beständiger Angst schwebenden Einwohnern wieder Ruhe, Muth und Sicherheit gab. Beides, das Unglück jener Länder sowohl als die preiswürdige Thätigkeit der Commission erhellt aus der S. 289. befindlichen Nachricht, daß während des Bestehens der Commission (d. h. in 2½ Jahre) überhaupt 630 Personen in Verhaft waren, von denen 70 zum Zuchthaus abgelieferte Vagabunden, ungefähr 215 wirkliche Diebe, Räuber und Raubmörder, und die übrigen theils nach vorgängiger summarischer Untersuchung als unverdächtig entlassene, theils über die Gränze gebrachte Menschen waren. Unter den Inquisiten befanden sich aber mehrere, die über 40 und 50 Gräueltthaten verübt hatten. Hr. Aff. v. Kr. hat bey dieser Gelegenheit den Stoff zu der angezeigten interessanten Abhandlung gesammelt. Er ist so bescheiden, dieselbe nur als Bruchstücke und Skizze zu betrachten; auch ist allerdings das, was er über die wesentlichen Merkmale des Thatbestandes bey verschiedenen einzelnen Verbrechen sagt, unvollständig, so wie es zu wünschen gewesen wäre, er hätte in dem Theile seiner Schrift, wo er von der Zurechnung handelt, auf die seit Feuerbachs Revision in größern Umlauf gekommenen Ideen Rücksicht genommen; allein, auf der andern Seite versichern wir, daß das was der Vf. giebt, aus eigener Erfahrung mit Scharffinn abstrahirtes Resultat ist. Einen vorzüglichen Werth hat die Beschreibung des Ganges der Untersuchung. In diesen Abschnitten A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

des Werks finden sich höchst interessante und fruchtbare Betrachtungen, und wir können daher die Lectüre und das Studium desselben mit Recht allen denjenigen Staatsbeamten empfehlen, welche den schweren und selten glücklich erfüllten Beruf haben, Criminal-Untersuchungen zu leiten, wozu die gründlichsten juristischen Kenntnisse nicht hinlänglich sind, sondern ein vorzüglich hoher Grad von Scharfblick, Menschenkenntnis und Umsicht hinzukommen muß.

Das erste Kapitel handelt von dem *Corpore delicti* bey verschiedenen Verbrechen, dem gemeinen Diebstahle, dem gewaltsamen Diebstahle, dem Raube, dem Morde, der Vergiftung, der Verheimlichung der Schwangerschaft und dem Kindermorde, von den Obductionen, und von der Zurechnung. (Wir folgen hier der natürlichen Ordnung der Gegenstände, und bitten den würdigen Vf. zu bedenken, ob diese nicht bey einer zweyten Auflage, die seine nützliche Schrift gewiß erhalten wird, vorzuziehen seyn möchte. Auch halten wir dafür, daß der zweyte Abschnitt §. 12—19. welcher von nichts anderm als von der Eröffnung der Untersuchung und der dabey zu beobachtenden Ordnung im Falle mehrerer verübten Verbrechen handelt, in dem zweyten Kapitel das eigends von der Verfahrensart gegen einen generell Angeeschuldigten handelt, einen schicklichern Platz finden würde. Der achte Abschnitt vom Gemüthsstande wäre mit dem neunten, wo von vorgegebenen Krankheiten die Rede ist, als Einleitung zu verbinden).

Das zweyte, dritte und vierte Kapitel ist als die zweyte Abtheilung der Schrift zu betrachten, in welcher sich der Vf. auf eine sehr belehrende Art über die *Verfahrensart, besonders in verwickelten Untersuchungen*, über die Eröffnung, die Ordnung und den Gang der Untersuchung, und über die körperlichen Züchtigungen zur Ausmittelung der Wahrheit ausführlich erklärt.

Das sechste Kapitel von der *Kriminal-Polizey*, handelt zugleich insbesondre von den Zucht- und Besserungs-Anstalten, von den Strafgesetzen, von den Gefängnissen, der Ausbrechung und Entweichung der Gefangenen, von Edictal-Citationen und öffentlichen Bekanntmachungen der Entwichenen, von Ertheilung eines sichern Geleits und von Defensionen (welche drey letztere Gegenstände vielleicht in der vorher beschriebenen Abtheilung des Werks eine schicklichere Stelle gefunden haben würden. Auch vermiffen wir es, daß der Vf. hier gar nicht Rücksicht genommen hat auf das vortreffliche Werk des Hn. Staatsministers von Arnim, das im Jahr 1803. unter dem Titel: Bruchstücke über Verbrechen und Strafen herausge-

kommen ist, und vortreffliche Ideen über die Verbesserung der Criminal-Anstalten enthält).

Um unsere Leser mit dem Inhalte der interessanten Schrift etwas genauer bekannt zu machen, heben wir einige Bemerkungen aus, und begleiten sie mit einer und der andern Erinnerung. §. 16. zeigt der Vf., daß man bey eintretenden Collisionen-Fällen in Ansehung des Thatbestandes mehrerer begangenen Verbrechen gleicher und ungleicher Art, hauptsächlich auf die vollständigste Ausmittelung des schwersten Verbrechens Bedacht zu nehmen habe. In Kurzfassen, setzen wir hinzu, sind die Dicafteria durch die sogenannten geheimen Instructionen dahin überdies angewiesen worden: „wenn ein Inquisit mehrerer Deuben beschuldigt worden, dieselben aber insgesamt nicht also eruiert worden, daß darauf bey Dictirung der Strafe Rücksicht genommen werden mag, auf eine genauere Untersuchung derjenigen, die in völlige Gewilsheit nicht gesetzt worden sind, bloß um deswillen, weil alsdann eine höhere Summe des Gestohlenen herauskommen und die Strafe darnach zu bestimmen seyn würde, nicht zu interloquiren, sondern wegen der Verbrechen, deren der Inquisit genugsam überführt oder geständig ist, sofort hauptsächlich zu erkennen.“

Wenn der Vf. §. 28. sagt, daß die Beurtheilung oder wenigstens Ueberzeugung von der eigentlichen Ursache des Todes nicht ausschliesslich und allein in das Gebiet der Aerzte, sondern mit für den Inquirenten gehöre, so ist dies wohl lediglich dahin einzuschränken, daß das Obductions-Protocoll den Fundschein des Obducenten controllirt und der Inquirent, ohne selbst die gerichtliche Arzneywissenschaft zu kennen, nicht selten unterlassen wird, auf dasjenige Acht zu nehmen, was zur Eruirung des *Corporis delicti* gehört. Sehr wahr sagt der Vf. im §. 44.: „Der Inquirent und Arzt tritt daher oft ohne sein Wissen und Willen als der beste und wirksamste Vertheidiger des Verbrechens auf, giebt aus Achtlosigkeit oder wohl gar aus Mangel an Sachkenntniß den auf das Verbrechen feststehenden gesetzlichen Strafen eine andere Wendung zum Vortheile des Verbrechens, und verletzt, wenn auch nur in negativer Hinsicht, dennoch aus Versehen oder gar aus Unwissenheit seine Pflichten.“ Allein man würde zu weit gehen, wenn man den Inquirenten über die Ursache des Todes wollte urtheilen lassen. Die hierzu erforderlichen medicinischen Kenntnisse sind in einer Gerichtsperson rechtlich nicht zu vermuthen. Erklärte der Inquirent die Verwundung für absolut tödtlich, so würde der Urtheilsverfasser darauf keine Rücksicht nehmen können, sondern sich immer nur nach dem Fundschein und Gutachten des Arztes und Wundarztes, als der eigentlichen Kunstverständigen richten müssen. Zweifelte jener aber an der absoluten Tödtlichkeit (welches in den meisten Fällen geschehen würde, indem ein gewissenhafter Inquirent in einer Kunstfache, welcher derselbe sich nicht ausschliesslich gewidmet hat, in welcher er daher zu seinen Einsichten kein so festes Vertrauen hegen kann, Bedenken tragen wird

einen Ausspruch zu fällen, der einem Menschen das Leben rauben kann): — so wird eine Gelegenheit mehr entstehen, den Verbrecher der verdienten Strafe zu entziehen.

In der Anmerkung zu §. 77. erklärt sich der Vf. sehr gegen die anonymen Anzeigen, und will daß sie in der Regel nicht angenommen, sondern unter die famösen Libelle gerechnet werden sollen. Dies ist jedoch, wie ihm selbst nicht unbekannt ist, sehr mit Unterscheidung der Umstände zu verstehen. Denn es ist nichts ungewöhnliches; daß der Verletzte den ihm wohl bekannten Verbrecher aus Furcht, daß sich entweder seine Complicen oder jener selbst nach überstandner Strafzeit an dem Denuncianten grausam rächen werden, nicht anzeigt. Rec. hält dafür, daß auf dergleichen anonyme Anzeigen, wenn sie besonders von mehrern Seiten herkommen und der Verdächtigemachte sonst nicht in dem besten Rufe steht, z. B. einen größern Aufwand macht, als er nach seinen bekannten Vermögensumständen eigentlich vermag, wenn er kein arbeitsamer und ordentlicher Mensch ist, u. s. w. allerdings Rücksicht genommen werden müsse, wenigstens in so weit, daß der Richter ihn von weitem beobachte und nähere Erkundigungen einzuziehen anfangt. Eine Verfahrensart, die selbst Hr. v. K. in der wichtigen Bochumer Sache mit glücklichem Erfolge beobachtet hat. Wir können uns nicht enthalten, von den vielen *Beyspielen*, aus welchen die Umsicht und Aufmerksamkeit der Commission ersichtlich ist und die viele belehrende Betrachtungen veranlassen, eines der kürzesten den Lesern dieser Blätter mitzutheilen. „Im Anfange des Jahres 1803. wurden die Juden Maier Salomon, M. Lazarus und Samuel David von Schermbeck als Vagabunden nach Bochum gebracht, weil sie nicht mit Pässen von der Immediat-Sicherheits-Commission versehen waren. Nur allein der S. David hatte 53 Rthlr. an Münftergeld, keiner aber Waaren bey sich. Es entstand dadurch der Verdacht, daß sie unerlaubte Gewerbe trieben. Bey den Vernehmungen wollte David nur zufällig zu den andern bey Schermbeck gekommen seyn, und sonst diese, die sich gewöhnlich zu Mühlheim aufhielten, nicht kennen, welches vom Salomon und Lazarus ihrer Absprache gemäß ebenfalls behauptet wurde; als aber der Veranlassung ihrer Reise und ihrem Wege mit Vergleichung der Landkarte auf das sorgfältigste nachgespürt, und sie dabey wiederholt auf Lügen ertappt wurden, sie indessen bey ihrer Absprache darauf nicht Bedacht genommen hatten, so wurde der Verdacht verstärkt. David gab in Ansehung des Gelds vor, daß er solches für Waaren gelöst, gleichwohl war er so abgerissen, daß er nicht ein Hemd auf dem Leibe, wohl aber ein fast neues Tuch bey sich hatte. Dieses wollte er anfänglich, ohne zu wissen wo, nachher aber zu Arnheim gekauft haben in einer Bude, deren Stand er nicht zu beschreiben vermochte, wollte es zum Halstuche bestimmt haben, war gleichwohl noch mit einem schwarz seidenen versehen, und hatte es dazu auch nicht gebraucht. Auf das Verhalten, daß er wohl eher

auf den weit nöthigern Einkauf eines Hemdes Bedacht genommen haben würde, vermochte er diesen Einwand nicht hinlänglich zu widerlegen, und durch alle diese Widersprüche wurde er nach wiederholten Verhören zum Geständniß eines mit verschiedenen Complicen verübten Raubes zu Borken und Goesfeld bewogen."

Mit Recht warnt der Vf. im §. 87. und 107. vor den Suggestiv- und solchen Fragen, wo zugleich die Antwort an die Hand gegeben wird. Er führt Beispiele an, da der Inquirent die Inquisiten, die ihre Vergehungen eingestanden hatten, über ihre Mitschuldigen befragte, und ohne auf die einzelnen Umstände der That einzugehen, sich bloß die Frage: ist der — der — auch dabey gewesen, bejahen ließ. Die Inquisiten bejahten, und in der Folge wurde doch die vollkommene Unschuld dieser angegebenen Personen ans Licht gebracht.

Eine zwar oft gemachte, aber eben so oft vernachlässigte Bemerkung ist es, daß der Inquirent zuerst von dem zu vernehmenden eine freye Erzählung dessen, was ihm von der Sache bekannt ist, abfordern, und diese mit dessen eigenen Worten protocolliren lassen solle; letzteres, damit der Vernommene bey der Vorlesung des Protocolls sich selbst reden höre, wodurch alle Mißverständnisse vermieden werden.

Der Vf. warnt §. 93. davor, dem Verbrecher die Aussagen der Zeugen oder Damnicaten, oder der Mitschuldigen wörtlich vorzulesen, die Confrontation zu frühzeitig anzustellen und ihnen eine mehr als augenblicklich nöthige Besprechung zu gestatten (hierher gehört auch die Aufsicht auf das Mienen- und Gebardenspiel, wodurch sich verschmitzte Mitschuldige bey lange dauernden Confrontationen so geschickt zu verständigen wissen). Gegen die Klugheit ist es ebenfalls, wegen der flüchtig gewordenen Verbrecher zu frühzeitig die öffentlichen Bekanntmachungen zu erlassen, indem jene, gewöhnlich durch ihren Anhang davon benachrichtigt, nun die nöthigen Vorkehrungen zu ihrer Verbergung treffen können.

Der 108te §. enthält einen Fall, der zu interessanten Bemerkungen Anlaß giebt. Ein gewisser Plettenberg war vor einigen Jahren wegen eines Diebstahls zweyer fetten Schweine zur Untersuchung gezogen, und hatte die That mit solchen übereintreffenden Umständen gestanden, daß kein Zweifel an der Richtigkeit derselben übrig blieb. Von dem schlaun und lügnvollen Weibe wurde letztere aber deshalb in Zweifel gestellt, weil sie von dem begangenen Verbrechen ihres Mannes nichts erfahren habe; und da sie bey der Confrontation (wozu war aber diese nothwendig, da der Plettenberg den Diebstahl eingestanden hatte, und alle Umstände mit der That übereinstimmten, so daß kein Zweifel an der Richtigkeit übrig blieb?) ihren Mann mit der frechsten Stirn zu überreden verstand, daß er gegen sich selbst zum Lügner geworden sey: so benutzte er diese Gelegenheit, widerrief die That, beharrte auch in der Folge bey dem Widerruf, und wurde *ab instantia* absolvirt, und dennoch waren die Umstände zu seiner Ueberführung vorhanden. Er war der einzige in der ganzen Ge-

gend, der einen kleinen Karren mit einem Esel führte, auf diesem Karren waren beide getödtete Schweine fortgeschafft worden. Man hatte nicht allein die Spur derselben bis an das Haus des Plettenberg gefunden, sondern auch Blut in seinem Haufe und an seinen Kleidern entdeckt, und die Schweine unweit demselben im Busche mit Laub bedeckt angetroffen." Wie konnte, fragt gewiß der Leser mit uns, wie konnte unter solchen Umständen wohl eine *absolutio ab instantia* erkannt werden? Es war hier die Frage, ob das erstere Geständniß oder der spätere Widerruf mehr Glauben verdiente? Da es eine natürliche Präsumtion ist, daß der Angeklagte eher läugnen, als sich schuldig bekennen werde, so muß ein reines, nicht erzwungenes Geständniß als die Wahrheit angenommen werden. Widerruft er in der Folge, so muß er schlechterdings glaubliche Ursachen des Widerrufs anführen, und diese hat der Richter mit den Umständen, unter welchen das erste Geständniß geschah, sorgfältig zu vergleichen. In dem erzählten Falle war aber nichts vorhanden, wodurch der Widerruf gerechtfertigt worden wäre; vielmehr mußte dasjenige, was den Inquisiten zum Widerruf bewog, von dem Richter für eine sehr verdächtige Motive gehalten werden. Endlich konnte der Widerruf um so weniger in Betrachtung kommen, da das Geständniß mit solchen Umständen verbunden und unterstützt war, daß Rec. bey diesen, auch ohne Hinzukommen des Geständnisses, ihn nicht einmal zum Reinigungs-Eide zugelassen, sondern auf seine Einsperrung in einem Zuchthause bis zu besserem Erweis der vorgebrachten Ausflüchte erkannt haben würde.

Bey dem Vf. selbst muß nachgesehen werden und ist keines Auszugs fähig, was er im fünften Kapitel von der *Verfahrungsart bey complicirten Verbrechen* sagt. Eine einzige kürzere Erinnerung theilen wir hier mit, und wünschen, daß alle Inquirenten bey weitläufigen Untersuchungen sie beherzigten, nämlich daß die minder schweren Verbrecher z. B. bloß gemeine Diebe, Hehler, Aufkäufer u. dgl. zuerst vorzunehmen, und die Untersuchung mit ihnen zuerst zu beendigen sey, damit ihr Vorarrest bis zur Beendigung der Hauptsache nicht länger dauernd sey, als die Strafe selbst. §. 133.

Was die *Form des* von dem Vf. gewählten *Verfahrens* anlangt §. 140. so kann man dessen Scharffinn zutrauen, daß es nicht nur die kürzeste war, sondern auch die, welche die deutlichste und anschaulichste Uebersicht der Sache bewirkte. Die Sache selbst bestimmt bey einem erfahrenen Inquirentem jeder Zeit am besten die zu wählende Form. Im Allgemeinen scheint indessen dem Recensenten folgende die zweckmächtigste Methode zu seyn. *Zuvörderst* sind *General-Acten* anzulegen, in welchen anfangs alles verzeichnet wird, wodurch die Untersuchung veranlaßt worden, welche Verbrechen begangen, und welche Personen in Untersuchung gezogen worden. Wenn nun der Verbrechen sehr viele und schwere sind, so ist jedes einzelne mit einer besondern *Numer* zu bezeichnen und darüber eine *Separat-Acte*, die mit derselben

Numer bezeichnet wird, anzulegen. Ist in den General-Acten bereits in Ansehung eines gewissen Verbrechens z. B. Nr. 10. das nöthige wegen des *corporis delicti* oder das Geständniß des Inquiliten befindlich, so wird in der Acte Nr. 10. auf die General-Acten der Kürze halber verwiesen und in die Separat-Acten nur das, was noch ferner zur völligen Instruction der Sache nöthig ist, niedergeschrieben. Da es nun gewöhnlich der Fall seyn wird, daß einerley Person mehrere Verbrechen verübt, oder doch an mehreren Theil genommen hat, wodurch ihre Strafe erhöht wird, so muß zuletzt aus den Separat-Acten über jeden einzelnen Inquiliten ein kurzer Auszug dessen, was ihm überhaupt und wie viel ihm zu Schulden kommt, gemacht und solcher in die General-Acten gebracht werden.

In dem Kapitel von der Kriminal-Polizey äußert der Vf. die Beforgniß, daß nach Auflösung der Sicherheits-Commission die dortigen Gegenden wiederum von Verbrechen beunruhigt werden würden. Wir fürchten, er dürfte nur zu sehr Recht haben, da selbst während der Existenz derselben immer noch einzelne Verbrechen verübt wurden, und die Commission zwar sehr viel gethan hat, aber nicht alle entdecken und zur Bestrafung bringen, besonders da sie nicht die Quellen verstopfen konnte, aus welchen diese Verbrechen entsprangen, nämlich das durch den Krieg entstandene Menschenelend, die Theuerung und den Auswurf zügelloser, verwegener Menschen.

Wohleingerichtete Armenanstalten, dem Unterthan verschaffte Gelegenheit zur Arbeit und zum Verdienst, eine Landpatrouille in erforderlicher Anzahl, strenge Polizey in Rücksicht auf die Pässe, genaue Aufsicht auf diejenigen Personen, welche leben und gut leben, ohne daß man weiß, wovon sie leben; wohleingerichtete Inquisitoriate, in einigen Punkten weniger gelinde Strafgesetze, und von unächtigen Milderungsgründen weniger verleitete Richter; verbesserte Strafanstalten, Verweisung der Inculpaten nach überstandener Strafe in Arbeitshäuser bis man sich von ihrem Fleiße (welcher der erste Schritt zu einer Besserung der Moralität ist) überzeugt haben wird; eine genaue Aufsicht der Polizey auf die Entlassenen und die *ab instantia* absolvirten; endlich eine hinlänglich dotirte Criminal-Casse, diess sind nach des Rec. Urtheil die wesentlichsten Gegenstände, auf welche die Verbesserung der Criminal-Anstalten gerichtet seyn muß. Nicht in einem jeden Staate ist der Zweck zu erreichen, aber in einem Staate, wie die Preussische Monarchie ist, kann derselbe sehr wohl erreicht werden, und Preussens König, der seine ausgedehnten Staaten vor Kriegsheeren so mächtig zu sichern weiß, wird gewiß auch die Wohnung des friedlichen Bürgers vor Räubern in seinen Schutz nehmen: die erwartete neue Criminal-Ordnung wird gewiß ein so dringendes Bedürfniß befriedigen und dadurch die Wohlfahrt der Bürger des Staats noch mehr befestigen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**GOTTESGLAUBTREIT.** Zittau und Leipzig, b. Schöps: *Die Apostel in Harmonie mit Jesu.* Von Julius Friedrich Daniel Richter, erstem Diaconus bey der Hauptkirche zu Zittau und Pfarrer zu Kleinschönau. 1802. 100 S. 8. (5 gr.) — „Es ist, sagt Hr. Richter, dessen Vorrede wir kurz zusammenziehen wollen, ein grundloses Vorgeben, daß die Apostel etwas anders als Jesus gelehrt haben; man weiß aber wohl, was für Absichten diesem Vorgeben zum Grunde liegen; man will eine eingebildete Vernunftreligion emporbringen, weil man keines Erlösers zu bedürfen glaubt, und durch eignes Thun selig zu werden wähnt; dazu soll auch diese dreiste Behauptung der Neuerer dienen. Ich aber will die Harmonie der Apostel mit Jesu darthun, und meine Absicht ist keine andre, als der guten Sache das Wort zu reden; wem es um Wahrheit und Befestigung im Glauben zu thun ist, der wird nicht ohne Betriedigung bleiben; bey unbilligen Beurtheilungen denke ich: Mir ist es ein Geringes, von einem menschlichen Tage gerichtet zu werden; der Herr ist es, der mich richtet.“ Diese Worte lassen leicht vermuthen, in was für einem Geiste der Vf. geschrieben hat, und die Vermuthung täuscht nicht. Hr. R. bemüht sich, zu zeigen, daß nach den Aposteln wie nach ihrem Meister, Jesus wahrer Mensch und wahrer Gott in Einer Person, Prophet, Hoherpriester und König, Todtenerwecker und Richter der Lebendigen und der Todten, der Teufel der Urheber der Sünde, die Verkehrtheit dem Menschen angeborn, Glaube und Buße das Mittel, selig zu werden sey, und daß nur, wer die Bibel nie gelesen habe, oder sie absichtlich verdrehe, eine andre Lehre, über die jedoch schon längst Anathema gesprochen sey, auf die Bahn bringen könne. Ob der Vf. den Rec. befriedigt habe, will der letztere lieber ver-

schweigen; denn er würde schön ankommen, wenn er sich als unbefriedigt bekennte, weil Hr. R. ihm vorwerfen würde, es sey ihm nicht um Wahrheit und Befestigung im Glauben zu thun gewesen; aber sagen darf ers doch, daß man die rechte Lehre interessanter vortragen kann, und daß, wenn man auch den wahren Glauben hat, es doch nicht erlaubt ist, dem Nächsten durch triviale Bearbeitung einer Materie Langeweile zu machen. Auch ein Paar belcheidene Bemerkungen werden wohl erlaubt seyn. a) Hr. R. versteht das: „thue das, so wirst du leben,“ so, als wenn Jesus gesagt hätte: „du kannst es nicht thun, und also kannst du auch nicht durch das Thun selig werden.“ Allein Rec. erinnert Hn. Richter an die diesem Aussprüche vorhergehende Parabel Jesu, nach welcher der Samariter das wirklich gethan hat, was der Schriftgelehrte thun sollte, um zu leben; also fällt diese Auslegung schon durch diese Bemerkung weg. b) Hr. R. glaubt, daß Jesus Joh. VIII, 56. habe sagen wollen: „Abraham habe schon auf Erden die Zeit der Geburt und des Lebens Jesu gewulst, so wie er es jetzt im Himmel wisse, und er habe sich darüber gefreut.“ Hierbey steigt aber vielleicht manchem der Zweifel auf: Wenn Abraham diess schon auf Erden wulste, warum hat er es niemanden gesagt? Und wenn er es niemanden sagte, woher hat Hr. R. zu Zittau erfahren, daß er es schon auf Erden gewulst habe?

Zur Notiz für das gelehrte Deutschland wollen wir noch bemerken, daß die *Sammlung geistlicher Lieder, aus den neuesten besten geistlichen Dichtern und Gesangbüchern gezogen*, Zittau 1787. nicht von Hn. R. herrühre, daß er sich aber zu dem einfältigen, aber sehr argen Dorfsparrer, Zittau u. Leipzig 1801., bekenne.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 22. Junius 1805.

## ARZNETGELAHRTHEIT.

- 1) PIRNA, b. Friele: *Die sichersten Mittel sich von den Krämpfen zu befreien.* Für Aerzte und Nicht-ärzte durchaus umgearbeitet, von D. G. W. Becker, ausübendem Arzt in Leipzig. Ohne Jahrszahl. 8 Bogen. 8.
- 2) *Ebendaf.*, b. Ebendemf.: *Schnupfen und Husten.* Ein guter Rath an meine Mitbürger, die sich gegen ihn (den guten Rath?) und seine Folgen, besonders die Auszehrung, Schwindfucht etc. schützen; und, von ihm überfallen, sich und die Ihrigen heilen wollen. Herausgegeben von D. G. W. Becker, in Leipzig. Ohne Jahrszahl. 9 Bogen. 8.
- 3) *Ebendaf.*, b. Ebendemf.: *Die monatliche Reinigung,* oder wie hat sich das Mädchen und das Weib (!) dabey zu verhalten, um schön, gesund und von Schmerzen frey zu bleiben? Herausgegeben von D. G. W. Becker, in Leipzig. Ohne Jahrszahl. 7 Bogen. 8.

Alle drey zusammen unter dem allgemeinen Titel:

*Bibliothek der Volksarzneykunde oder Anleitung für Jedermann, sich gegen die gewöhnlichsten Krankheiten zu sichern, und, so weit es dem Nichtarzte möglich ist, sie zu heilen.* Von einigen Aerzten bearbeitet und herausgegeben von D. G. W. Becker, ausübendem Arzte in Leipzig. Erster Band. Enthält Krämpfe, Schnupfen und Husten, monatliche Reinigung. 1804. (1 Rthlr. 4 gr.)

- 4) WEISSENFELS, b. Böse: *Die Hämorrhoiden;* ein guter Rath für alle die daran leiden oder sie fürchten, von D. G. W. Becker. 1804. 15 Bog. 8. (15 gr.)

Nr. 1., eine Umarbeitung von einem der elendesten Producte, das je erschienen seyn mag, und zu seiner Zeit (A. L. Z. 1803. Nr. 60.) von uns gehörig gewürdigt wurde, ist in jedem Betrachte die schwächste der vier hier genannten Schriften. Es fehlt z. B. ganz an einiger Erwähnung der verschiedenen Arten von Krämpfen und ihrer verschiedenen Aeusserungen. Auch sind nicht immer (S. 20.) Krämpfe von Schmerzen begleitet. Wenn (S. 22. 24.) Kummer, Sorgen, u. d. gl. zu schwach wirkende Reize genannt werden: so wird der Laye, der die verschiedenen Systeme und Terminologien der verschiedenen medicinischen Schulen nicht versteht, dieß widersprechend finden. Die Empfehlung der Schne-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

cken hätte mit mehrerer naturhistorischer Bestimmtheit (S. 41.) geschehen sollen. Ein fünf- bis sechsmal glühend gemachtes und im kalten, zum Baden bestimmten, Wasser abgekühltes Stück Stahl möchte (S. 96.) wohl schwerlich, selbst in den Hundstagen, hinreichen, das Badewasser gehörig zu erwärmen! Uebrigens sehr einseitig ist S. 70 f. der Tadel des Nachtlichtes. Was der Vf. (S. 55 f.) von den warmen Speisen und Getränken, in so fern sie warm sind, sagt, widerspricht gerade zu demjenigen, was er eben darüber in seiner Schrift von den *Hämorrhoiden* S. 94 f. gesagt hat. Und eben so geht es S. 74. mit der Empfehlung des Kantischen Rathes gegen Schlaflosigkeit, von dem er in eben dem zuletzt erwähnten Buche S. 126. im Gegentheil, aber mit Recht, sagt, daß derselbe hier fruchtlos und dort schädlich werden könne.

Besser und zweckmäßiger sind die beiden folgenden Numern. Doch würde der Vf. wohlgethan haben, in Nr. 2. S. 43. die Sage von den Einwohnern der Insel St. Klida, (?) (daß sie nämlich, wenn ein Fremder dieselbe betritt, alle ohne Unterschied von einem Katarrh überfallen werden,) eben so wohl weg zu lassen, als S. 123. den (noch dazu sehr unbestimmt) angerathenen Hirschhornspiritus, der auch in Nr. 3. S. 82. auf dieselbe Art wieder vorkommt, wo wir außerdem S. 84. noch die Empfehlung der Magnesia mit Essig, so unbestimmt, als sie da steht, nicht billigen können, so sehr wir im Gegentheil mit ihm in die Anpreisung der Beinkleider für Frauenzimmer einstimmen.

Am zweckmäßigsten scheint Nr. 4. bearbeitet; wir dürfen dieß Buch jedem empfehlen, der in der Lage ist, keinen Arzt nahe zu haben. Viele werden gewiß dieß Uebel vermeiden, entfernen, wenigstens sehr einschränken können, wenn sie mit Ausdauer die Vorschläge befolgen, die der Vf. giebt. Um jedoch durch dieß unser Urtheil nicht den Nachtheil befördern zu helfen, den ein auch noch so gründliches Werk aus dem Fache der Volksarzneikunde hier und da stiften kann, müssen wir die Leser mit einigen Gegenständen bekannt machen, über welche wir der Meinung des Vfs. nicht ganz beypflichten können. Dahin rechnen wir zuvörderst die zu allgemeine Empfehlung der Mittelsalze S. 34. 146 f. 149., an welchem letztern Orte noch Rhabarbertinctur hinzukommt. Besonders gilt dieß auch von dem Glaubersalze, in Rücksicht dessen wir *Hildebrandts* Versicherung (S. 150.) aus häufiger Erfahrung bestimmen müssen. Auch ist doch der Geschmack des Bittersalzes (billig hätte dieß genauer benannt seyn sollen)



bey weitem nicht so ganz unerträglich; ja viele ziehen ihn dem des Glauberialzes sehr vor. Tabacksklystire, in Form von Rauch oder Abfud, haben doch manche Gegenanzeigen, derentwegen wir sie hier (S. 37. 203.) nicht so leicht hin, lieber gar nicht, angeführt gewünscht hätten. Was S. 173. von dem Schweisse am Perinäum und den benachbarten Theilen gesagt wird, ist zu allgemein und einseitig: wo er schon habitual geworden, ist jedem der Gebrauch der dort angezeigten Mittel zu widerrathen. Einspritzungen in die Harnröhre (S. 215.) möchten wohl unter der Klasse, für welche der Vf. schrieb, in den wenigsten Fällen als Hausmittel sich qualificiren. Rockenbrod (S. 141.) bekömmt, anseren Erfahrungen nach, vielen Leidenden dieser Art, die oft genug von Säure im Magen beschwert werden, gar nicht. Die Stelle S. 143., wo der Vf. zu allgemein von „bekannten Abführungen,“ redet, kann leicht zu Mißgriffen verleiten: nicht jeder lieft vielleicht in dem Augenblicke einen halben Bogen weiter und überfieht auf diese Weise die (S. 151 ff.) nachgeholtten Einschränkungen. Wir wundern uns, hier bloß der Verbindung von Schwefel (ein zu vager Ausdruck!) mit Aloe erwähnt zu sehen, aber der Schwefelbereitungen an sich und allein gar nicht. Dafs bey uns der Thee nicht so stark und häufig (S. 43.) getrunken werde, möchten wir doch nicht behaupten; eben so wenig, als wir die S. 167. (unbestimmt genug für den Layen) empfohlene Magnesia mit Essig anrathen würden. Der Versicherung des Vfs. (S. 211.), dafs im Allgemeinen die Blasenhäorrhoiden dem männlichen Geschlechte fast allein eigen seyn, wird jeder Praktiker von einiger Erfahrung widersprechen. Die Häorrhoiden nicht schwangerer Frauenzimmer, vorzüglich während der Periode, der Genuss des Cichoriencaffee's, des Caffee's mit geistigen Flüssigkeiten, und die Hartleibigkeit von ungewohnter, zu starker und anhaltender Bewegung, wären wohl einer Erwähnung werth gewesen. —

Was übrigens schon verschiedentlich dem Vf. vorgeworfen worden ist, können wir auch hier nicht ohne Tadel übergehen. Wir meinen seinen so ungleichen, oft gezierten, precieusen, gezwungenen, der Klasse seiner Leser unangemessenen, oft unrichtigen, noch öfter vernachlässigten, von Provinzialismen nicht reinen; Stil. Als Belege heben wir folgende Stellen aus Nr. 1. aus. S. 28. „Die Lebenskraft ist, auf die Leiter der Empfindung, auf die Nerven bezogen, die Grundursache der erstern „(der Leiter?)“ selbst.“ S. 29. „Wirkten auf die Lebenskraft, sey sie nun berücksichtigt, in so fern wir sie durch einen einzelnen Theil begränzt, in so fern wir sie z. B. im Magen, im Darmkanal wirksam annehmen, oder sie auf den ganzen Körper bezogen — wirkten, sagt ich, auf sie anhaltend sehr schwache Reitze, so wirken endlich schwache, wie bey andern sehr starke wirken,“ u. s. w. S. 39. „präkelndes Fett“ — S. 63. „Geschühe“ — „Wenn schon der Gefunde in unserer Generation nur selten, gleich einem andern

Diomed, von Schweisse triefend, sich damit wird laben dürfen etc.“ S. 73. Den Tempel des Schlags heimfuchen — S. 95. „Mittel, von welchen uns die Erfahrung gelehrt hat, dafs sie auf dieselbe Art dem kranken Menschen, aus dieser Ursache, der sie entgegenwirken, kranken Menschen heilsam werden.“ — Nr. 2. S. 35 f. „In den Tagen, wo der Sommer von uns Abschied nimmt, wo die Sonne alle ihre letzte Kraft zusammenrafft, um uns die Annäherung des traurigen Winters weniger bemerken zu lassen, in den Tagen ferner, wo sie mit verjüngter Kraft sich unserer Zone, wie eine verreiste Mutter ihrem zartgeliebten Kinde, wieder nähert,“ (ein Pathos, gegen den auf derselben Seite der profaische Vers: „Bey'm schönsten Sonnenschein etc.“ sonderbar genug abticht!) S. 41. „Vom Wein und guten Speisen erhitzt, mit warmen Schweisse über den ganzen Körper bedeckt, geht so mancher in der kühlen Mitternachtsstunde vom Schmause, leicht bekleidet, und zwar recht langsam nach Hause, um (??) dadurch — wenigstens einen Katarrh erhalten zu haben,“ (!!) u. s. w. S. 55. „Pflanzen der Elternliebe.“ S. 106. „Parformethode, die der Natur die Zuchtpeitsche geben läßt.“ Hierher gehören aus Nr. 3, ohne die dreyzehnzeilige Periode auf der ersten Seite zu rechnen, auch folgende Stellen: S. 14. „Dafs die schwammigere Structur des weiblichen Körpers diesen geneigter mache, in seinen ausdehnbaren Gefäßen stocken zu lassen.“ (!!) S. 15. „Die natürliche Geneigtheit zur Schwäche nimmt zu und wird alsdann kränklich.“ S. 25. „Mehlmäfer.“ S. 45. „Wenn dieses bisher vernachlässigt worden war; so muß hier — diese Vernachlässigung wegfallen, wo sie schon stattfand, muß sie durchaus fortgesetzt werden.“ (!!) S. 71. „Geschühe.“ S. 75. „Wie stockt das Blut in den Adern, wenn die Furcht, der Schreck, ihr bleyernes Scepter schwingt! Wie steifen sich die Haare zu einem borstigen Walde, wie starr wird die Haut und schrumpft vor Kälte, wenn die Seele von einer solchen Leidenschaft niedergedrückt wird! Wie ballt sich im Gegentheil die nervigte Faust bey'm Zornigen, wie glänzt sein Auge von einem verzehrenden, drohenden Feuer!“ — Nicht ganz ohne Indignation kann man endlich in Nr. 3. gewisse nur in erotischen Schriften zu erwartende, Ausdrücke lesen. Auch fehlt es hier eben so wenig als in Nr. 4. an Constructionen und Weckungen, wie die oben gerügten, so dafs auch hier nicht selten die für Layen so nöthige Deutlichkeit darunter leidet. Wir hoffen, dafs der Vf. bey etwaniger Fortsetzung seines Werks die Felle mehr als hier gebrauchen wird, und wünschen ihm zu dem Ende einen Freund zur Revision der Manuscripte; im Falle des Gegentheils aber versprechen wir, uns künftig in Ansehung seines Stils bloß auf die gegenwärtige Anzeige zu berufen.

#### RECHTSGELAHRTHEIT.

LEZZIG, b. Kummer: *Die Lehre von der Praeclation bey entstandnem Concurse der Gläubiger.*  
Zweyte

*Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1802.  
XX u. 178 S. 8. (16 gr.)*

Um den wichtigen Gegenstand des gegenwärtigen Buchs, machte sich der gelehrte Vf. Hr. v. Trütschler in Altenburg, schon in der 1781. erschienenen *ersten Auflage* desselben verdient. In der gegenwärtigen *zweyten Auflage* nimmt er auf die neuere Literatur und auf die von *Dabelow, Happel* und andern gegen mehrere seiner Behauptungen vorgebrachte Einwürfe Rücksicht, und stellt hin und wieder wirklich berichtigte und gereinigte Resultate auf. Die Lehre von der Präclusion der Gläubiger bey entstandenem Concurse ist um so viel schwieriger, jemehr dabey der praktische Jurist, von gesetzlichen Vorschriften verlassen, lediglich an die allgemeinen Grundsätze der Gesetzgebung selbst verwiesen wird. Wenn Rec. nicht irrt, so hat die wissenschaftliche Theorie diejenigen allgemeinen Grundsätze, welche in dieser Lehre für die Praxis herrschen müssen, noch nicht bestimmt angegeben, und eben darum bald wie *Leyser*, dem praeccludirenden Richter die wirklich gesetzwidrige Willkür, die praeccludirte Forderung für gänzlich vernichtet zu erklären, verstattet, bald, wie einige neuere Schriftsteller, eben so unrichtig, die Praeclusion selbst, für gesetzwidrige Willkür erklärt. — Es ist Pflicht des Richters, wenn er vorausieht, das bey der von einem Bürger verlangten Realisirung seines Rechts, die Realisirung der Rechte anderer Bürger unmöglich gemacht werden müßte, oder doch unwiederbringlich gefährdet werden könnte, diesen von Amtswegen bekannt zu machen, das es bey einer jetzt bevorstehenden Hülfsvollstreckung auf die Möglichkeit der Geltendmachung ihres Rechtes mit ankomme. In dieser richterlichen Pflicht liegt der Grund der *officiellen Adcitation*. Nimmt der Adcitirte von derselben keine Notiz: so ist die richterliche Vorforge, für die *Möglichkeit* der Rechtsrealisirung des Adcitirten, nicht weiter wirksam; der Adcitirte hat stillschweigend seine Ansprüche auf jene Möglichkeit aufgegeben. Für den Richter ist kein Grund mehr vorhanden, in seiner Wirksamkeit für den Hülfsvollstreckung Verlangenden einzuhalten. — Tritt nun die Verbindlichkeit zu einer solchen richterlichen Vorforge, bey dem Andringen eines oder mehrerer Gläubiger, gegen einen wirklich oder wahrscheinlich insolventen Schuldner, oder bey der Güterabtretung des letztern in Hinsicht der unbekanntes Gläubiger ein, so ist die Edictalladung nichts anders als eine *officielle Adcitation*; die *Praeclusion* ist die nothwendige und natürliche Folge der unterlassenen gerichtlichen Auftretung des official Adcitirten; der Zweck der ersten bestimmt die Wirkungen der letztern. Jener Zweck konnte kein anderer seyn, als dem unbekanntes Gläubiger die Möglichkeit zu sichern, aus dem unzureichenden oder für unzureichend gehaltenen Vermögen des Schuldners nach gesetzlicher Ordnung Befriedigung zu erhalten; die Wirkung der Präclusion ist daher, das diese Möglichkeit (nicht Recht und Forderung selbst) aufhört. Es liegt in der Natur je-

der, also auch der officiellen Ladung, das eine Frist, binnen welcher der Geladene sein Recht wahrnehmen muß, beygefügt werde; eine Ladung ohne Frist würde die richterliche Thätigkeit regellos hemmen, und doch am Ende, wenn etwa der Geladene nicht von selbst aufträte, die Nothwendigkeit einer Fristbestimmung herbeiführen. Ist daher die Edictalladung bey dem Concurse nichts anders als eine *officielle Adcitation*, so ist die Praeclusion nichts anders, als die im Wesen jeder Citation und Adcitation enthaltene Fristbestimmung. Die richterliche Verbindlichkeit zur Erlassung der Präclusion entspringt folglich aus eben der Quelle, aus welcher seine Verbindlichkeit zur Erlassung der Edictalladung hervorgeht. — Ohne die Lehre von der Präclusion auf diesem Wege zu begründen, stellt der Vf. durch diese Begründung gerechtfertigte Vorschriften für die Praxis auf. Er unterscheidet sehr richtig die eigentliche von der sogenannten uneigentlichen Praeclusion bey dem Concurse, obgleich beide bloß durch die Wirkungen verschieden, nur durch Beziehung auf den einen und nämlichen Grundsatz der Theorie des gemeinen Prozeßes gerechtfertigt werden können. Dieser Mangel einer höhern Begründung hat den Vf. zu einigen Irrthümern verleitet. So nimmt er z. B. S. 123. eine Erlöschung der Forderung in dem Fall an, wenn sich der Gläubiger nicht in dem bestimmten Termin zur Empfangnehmung des nach dem Distributionsbescheide ihm zugefallenen Geldes meldet, und spricht dem Fiscus die, wie er glaubt, für derelinqunt zu achtende Summe zu. Die Natur der Sache billigt diese Entscheidung nicht. Bey der eigentlichen wie bey der uneigentlichen Präclusion erfordern Parteyverhältnisse, das derjenige der sein Recht gegen den andern nicht binnen der bestimmten Frist geltend macht, mit seiner Rechtstitution ausgeschlossen und nur der andere allein mit der seinigen zugelassen werde. So wie aber die Locationssentenz rechtskräftig geworden ist, hören alle Parteyverhältnisse und Parteyverhandlungen auf. Der Distributionsbescheid gehört bloß zur Execution. Wer sich zu der ihm zugewiesenen Geldsumme nicht meldet, ist wie ein Sieger zu betrachten, der nicht um die Execution eines ihm vortheilhaften Erkenntnisses nachsucht. Wie sollte der Fiscus, der in Hinsicht des durch den Distributionsbescheid zum Geldempfang berufenen Gläubigers nie Partey war, auf das Nichtempfangene ein Recht erhalten? Nicht das der sich nicht meldende Gläubiger *animus derelinquendi* habe, sondern das er von der Vorladung zum Empfang keine Kunde erhalten, muß aus seinem Ausbleiben geschlossen werden. Das Gericht tritt daher in die Verbindlichkeit, für ihn eben die Vorforge zu treffen, welche es dem unbekanntes oder abwesenden Berechtigten schuldig ist.

WÜRZBURG, b. Nitribitt: *Ueber das oberste Princip der Strafbarkeit*, von Franz Häker, aus Würzburg, Rechtspracticanten. 1803. 154 S. 8.

Unter den der Untersuchung der letzten Gründe des Strafrechts gewidmeten Schriften verdient die gegen-

genwärtige *Inauguraldissertation* nur eine sehr untergeordnete Stelle. Es ist darin kein herrschendes Princip lichtvoll aufgestellt. Psychologische Blicke in den Organismus der menschlichen Natur sind dem Vf. fremd; auch zeigt er kein Talent für die philosophische Entwicklung rechtlicher Ansichten. Der Vf. bekennt sich zur Freyheitstheorie. Der Begründung derselben ist der *erste* Theil der Schrift gewidmet. Er unterscheidet die moralische von der juridischen Gesetzgebung, und behauptet von jener, daß sie Handlungen um der Pflicht willen fordere, und die Pflicht zur Triebfeder mache, von dieser dagegen, daß sie Handlungen ohne nach den Triebfedern zu fragen, gebiete. (S. 12.) Dies ist unstreitig richtig. Der Vf. folgert aber daraus, daß (S. 13.) bey der rechtlichen durch die juridische Gesetzgebung begründeten Imputation es darauf ankomme, ob der Handelnde sich den Rechtsatz zur *Maxime* gemacht habe. Was ist das für eine Gesetzgebung; welche nicht auf die Triebfedern der Handlung sieht, und doch die *Maximen* des Handelnden untersucht? Welchem prüfenden Denker kann hier das Widersprechende, das Undenkbare entgehen? — Die Einwürfe des Vfs. gegen die *Feuerbachsche* Theorie sind zum Theil gelungen. Nur Schade, daß sie ihm nicht eigen und früher und treffender von *Thibaut* ausgeführt worden sind. Wenn

er, S. 143. dieser Schrift behauptet: Verhütung der Verbrechen durch Furcht vor Strafe, sey eine dem Criminalrecht ganz *heterogene* Praemisse, so geht er wirklich weiter, als je die entschiedensten Vertheidiger der Freyheitstheorie gegangen sind. Sie verlangten nur eine Rechtfertigung der im Gesetz enthaltenen Drohung der Strafe, und erklärten eben darum das bloße Bewußtseyn der Gerechtigkeit des Strafübels in der Seele des Verbrechers für den rechtlichen Abhaltungsgrund vom Verbrechen selbst. Sie behaupteten hiernach, daß die Nichtwirksamkeit *dieses* Abhaltungsgrundes, also der im bloßen Rechtsbewußtseyn gegründeten, Furcht vor Strafe, den Verbrecher als ein gefahrdrohendes durch Strafe unschädlich zu machendes Subject bezeichne. — Rec. ist kein unbedingter Verehrer der *Feuerbachschen* Theorie. Sie hat nur *eine* Seite der menschlichen Natur aufgefaßt, und nur auf diese eine Seite ihre Grundsätze berechnet. Bey culpösen und im Rausch der Leidenschaft begangenen Verbrechen leidet sie keine Anwendung; Man kann sie der Einseitigkeit überführen, ohne daß darum die Freyheitstheorie um eine Linie gewinnt. Auf jeden Fall glaubt Rec., daß der Vf. der gegenwärtigen Schrift beym Mangel an philosophischem Talent zur Begründung derselben nicht berufen sey.

### KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Leipzig, b. Joachim: *Astronomische Anzeige und Beschreibung der großen Sonnenfinsternis, welche sich den 11. Febr. 1804. ereignen wird, auch der selbiger vorausgehenden Mondfinsternis, für den Meridian von Leipzig; von Christian Friedr. Rüdiger, Prof. und astron. Observator zu Leipzig etc.* als Supplement zu desselben rechnender Astronomie. m. 4 Kpf. 1804 52 S. 8. (16 gr.) — Die Merkwürdigkeit der am 11. Febr. 1804. eingefallenen Sonnenfinsternis veranlaßte den Vf., sie als Beyspiel zu vollständiger Darstellung einer genaueren parallaktischen Berechnung dieser Art von Erscheinungen zu wählen, wobey er sich aber, Kürze halber, nur auf den Meridian und Horizont von Leipzig beschränkt hat; er glaubt dabey denen zum Führer zu dienen, die etwa ähnliche Himmelsbegebenheiten zu ihrem Vergnügen oder Belehrung mit astronomischer Schärfe berechnen wollten. Die bey dem Calcul gebrauchte Methode ist zwar mit der in des Vfs. Handbuche der rechnenden Astronomie, *erster* Band, vorgetragenen im Ganzen einerley, doch ist auch manches dabey nach Umständen verändert, und zum Theil nach neuen Formeln berechnet, die in des Vfs. Bestimmung der Länge von Leipzig vorkommen. — Bey den Elementen für die Mondrechnung bedient sich der Vf. der *Connaissance des tems pour l'an XII.* und sucht jene Elemente für drey verschiedene Zeitmomente, innerhalb welcher die Dauer der Finsternis fällt, durch eine Interpolation, bey welcher auch die zweyten Differenzen mitgenommen werden; vielleicht wäre es der Strenge des Calculs, wovon hier Anfängern ein Beyspiel gegeben werden soll, angemessener gewesen, diese Data aus den Mondstafeln selbst zu

berechnen, da doch Länge, Breite und Abweichung des Mondes durch Interpolation für Rechnungen dieser Art nicht so vollkommen genau gefunden werden können. Mit der Länge und Breite des Nonagesimus wird die Längenparallaxe und scheinbare Breite des Mondes zu mehrerer Sicherheit von dem Vf. nach zweyerley Methoden berechnet, wodurch dieselben Resultate sich ergeben; mit Hülfe der scheinbaren Längen und Breiten des Mondes, wie auch der scheinbaren Abstände der Mittelpunkte von Sonne und Mond werden nun trigonometrisch für Leipzig Anfang, Ende und Dauer, auch Mittel und Größe der Finsternis bestimmt. Zu anschaulicherer Vorstellung des ganzen Verlaufs und der einzelnen Phasen der Finsternis folgt eine gedoppelte Projection derselben, wovon die erste bloß die vorhin durch trigonometrische Rechnung bestimmten Data der scheinbaren Bewegung des Mondes von der Sonne und seiner Breite durch eine Zeichnung darstellt, aus der eben so, wie durch schärfere Rechnung, die vornehmsten Phasen der Verfinsternung gefunden werden. Eine zweyte Projection, zu der die *Elemente* aus *Oberreit's* (im Hindenburgischen mathem. Archive eingerückten) Tafeln entlehnt sind, stellt die Finsternis eigentlich als Erdfinsternis vor, und der Parallel von Leipzig erscheint darin als eine Ellipse. Endlich ist auch noch die partielle Mondfinsternis vom 26. Jan. 1804. theils nach *Oberreit's* Tafeln für einzelne Zellen der Verfinsternung umständlich berechnet, theils nach einer gedoppelten, in des Vfs. Handbuche erklärten Methode durch Zeichnung entworfen.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 24 Junius 1805.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, in d. Realschul - Buchh.: *Ideen über National - Erziehung; besonders in Rücksicht auf die königlich preussischen Staaten*, von D. Johann Friedrich Zöllner, königl. Oberconsistorial - und Ober-Schulrath u. s. w. *Erster Theil*, 1804. X u. 396 S. (1 Rthlr.)

Seit mehreren Jahren ist die Aufmerksamkeit und Erwartung nicht nur aller preussischen Patrioten, sondern auch aller derer, welche sich für die allgemeinen, hochwichtigen Angelegenheiten der Menschheit, Erziehung und Unterricht, interessieren, auf die Reform derselben gerichtet, welche, als der ernste und feste Wille des menschenfreundlichsten, seine Bestimmung in jeder Hinsicht so pflichtmässig und musterhaft erfüllenden Königs, bereits angekündigt, und deren Ausführung noch der weisen Bedachtlichkeit der Behörde, welcher dieselbe obliegt, durch die sorgfältigste Prüfung der Ideen und Bearbeitung des Plans dazu, bisher unablässig, zwar langsam, aber desto sicherer vorbereitet wird. Sehr natürlich erregte daher eine Schrift, unter dem angezeigten Titel, von einem Manne, in den Amts - Verhältnissen des Hn. Zöllner, Aufmerksamkeit und Erwartung; und zwar um so mehr, da der Vf. in der Vorrede anzeigte, das sie den Zweck habe: „Urtheile zu sammeln, die ihn bey einem der wichtigsten Zweige seiner Amts - Geschäfte leiten könnten;“ zu deren strengen Prüfung und Beurtheilung er alle Pädagogen und Herausgeber kritischer Zeitschriften auffordert; unter dem Versprechen, „von den Urtheilen über seine Schrift einen getreuen Bericht abzustatten; und der Eröffnung der Ansicht für den öffentlichen und Privat - Beurtheiler, durch gründliche Beurtheilung und zweckmäßige und ausführbare Vorschläge sich „ein unmittelbares Verdienst“ (eigentlich wohl, mittelbar ein Verdienst) um die Schul - Verbesserungen in den preussischen Staaten zu erwerben; indem diese Schrift in den allgemeinen Schulplan eingreife, den der Hr. Staatsminister von Massow, nach mehreren Berathschlagungen mit dem Oberschulcollegio, mit eigener Hand entworfen habe; in welchem aber das eigentliche Lehrfach und manche Modificationen allgemeiner Grundsätze bis jetzt noch offen geblieben seyen.“

Diese Absicht und die Bewegungs - Gründe des Vfs. bey der Herausgabe dieses Werks sind also jedes Beyfalls werth, ehren die Einsichten und Gesinnungen desselben, als Staatsdiener und Mitarbeiter an  
A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

dem großen und wichtigen Werke der allgemeinen Schulreform, und entsprechen dem liberalen Geiste, der durch alle Theile der preussischen Staats - Administration herrscht und wirksam ist, vollkommen. Durch den indessen erfolgten Tod des von seiner mannichfaltig nutzbaren Laufbahn zu früh hinweggenommenen Vfs. ist die directe Erreichung derselben zwar vereitelt; der angedeuteten objectiven Wichtigkeit dieses Werks dadurch aber keineswegs etwas benommen. Immer bleibt es ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit und sorgfältiger Prüfung. Sie kann und wird dieser von einem jeden Sachkundigen und für den Gegenstand sich interessirenden um so strenger unterworfen und die Resultate derselben um so freyer geäußert werden; da keine persönlichen Beziehungen und Rücksichten mehr Statt finden, und sonach die Wahrheit und gute Sache die einzigen Gesichtspunkte eines jeden Urtheilers abgeben können und abgeben werden.

Der in der Vorrede von dem Vf. gemachten kurzen Andeutung seines Plans zufolge, hat er in dieser Schrift, welche den ersten Theil des nun unvollendet gebliebenen Ganzen ausmacht, Grundsätze aufstellen wollen, von denen er sich für den zweyten die specielle Anwendung vorbehielt. Das erste hielt er für nöthig, weil, seiner Aeußerung nach, „selbst in der Theorie mehrere Probleme bey weitem noch nicht so unzweifelhaft gelöst wären, das man einer neuern tiefern Untersuchung überhoben seyn könne. In vielen der vortrefflichsten Schriften sey sehr gut auseinander gesetzt worden, was geschehen soll, aber selten habe man, wie Luther in seinem Katechismus, gefragt: *wie geschieht das?* Höchstens habe man sich begnügt, im Allgemeinen Winke zu geben, aber gerade das Schwierigste, die Auffuchung der Mittel, sey dem Unterricht wünschender Leser überlassen geblieben.“

Es ist schwer einzusehn, wie ein Mann, bey dem man doch Bekanntheit mit der neuern pädagogischen Literatur voraussetzen muß, der von sich selbst sagt: „alles, was sich auf Pädagogik bezogen, habe immer einen Theil seiner Lieblings - Studien ausgemacht,“ ein solches allgemeines Urtheil fällen konnte. Doch sey dem wie ihm wolle — denn es kann hier nicht der Ort seyn, auf die Berichtigung derselben einzugehn, — so wird doch der Leser und Urtheiler durch dasselbe um so mehr berechtigt: auch in der Theorie der Erziehung und des Unterrichts von dem Vf. „tiefern Untersuchungen“ zu erwarten, und das: *wie geschieht das?* vorzugsweise nach mit ei-  
Rrrr  
ner

ner besondern Sorgfalt und Genauigkeit von ihm entwickelt zu sehn.

In Hinsicht auf Beides muß Rec. gestehn, daß er seine Erwartung keineswegs befriedigt gefunden habe; und er hält sich nicht nur aus allgemeinen Gründen überzeugt, sondern hat auch die Erfahrung gemacht, daß es andern Sachkundigen wie ihm gegangen ist; und gehen muß. Anstatt neuer, bisher noch unerforscht gebliebener Wahrheiten, hat er vielmehr unter den ihm wahrscheinenden, meistens nur das Bekannte, anstatt tieferer, gründlicherer Untersuchung noch nicht gehörig erörterter Gegenstände ein oberflächliches Berühren und zufälliges Verbinden einer Menge längst von allen Seiten betrachteter — selbst nicht einmal lauter pädagogischer Gegenstände, und anstatt der Entwicklung der Mittel zur Ausführung besserer Grundsätze und Vorschläge, oder das *Wie* etwas geschehen solle, das *Was* oder die Vorschläge und Grundsätze selbst gefunden. Vieles haben ihm schiefe Ansichten und weder in einer richtigen Theorie, noch bewährten Erfahrung gegründete Behauptungen und Vorschläge zu seyn geblieben. Bey allen Ausfällen auf bloße Theoretiker, und Hinweisungen auf die Dinge, wie sie sind und seyn können, hat er doch häufige, bloß theoretische Sätze und idealische Vorschläge wahrzunehmen geglaubt, die sich von denen der Theoretiker nicht eben unterscheiden. In der Art der Behandlung seines Gegenstandes freylich erkennt er den Weltmann mehr, als den Gelehrten, den Dilettant mehr, als den Mann vom Handwerk. Es scheint ihm, als enthielte dies Buch mehr die Resultate mündlicher Unterredungen über diese Gegenstände, als des Studiums derselben aus Büchern und ernstlichen Meditationen. Alles ist so hingeworfen, so locker an einander gewebt, so leicht berührt, so mannichfaltig und so wenig consequent, wie das Gespräch einer Gesellschaft über einen Gegenstand, mit dem alle Theilnehmer ziemlich bekannt sind, der aber von keinem eigentlich erforscht ist. Wie in Unterredungen über bestimmte Gegenstände, worin, wenn sie auch nach einer gewissen Ordnung geführt werden sollen, doch von dieser Ordnung oft abgewichen wird, was in dem Folgenden erst untersucht werden sollte, schon in dem ersten zum Theil anticipirt wird, und von dem, was hier erschöpft werden sollte, für jenes noch manches nachzuholen geblieben ist: so findet es sich auch in den Abschnitten, in welche der Vf. diesen ersten Theil seiner Schrift abgetheilt hat, und deren nähere Ansicht die Belege für diese allgemeinen Aeußerungen reichlicher gewähren, als wir deren bedürfen und auszuheben uns durch den Raum dieser Blätter und den anderweitigen Zweck dieser Anzeige gestattet ist.

Das Ganze dieses ersten Theils ist in vier Kapitel abgetheilt; denen noch ein auf eine Stelle des ersten Beziehung habender Zusatz angefügt ist.

Das erste ist überschrieben: *von der Erziehung überhaupt*. Der Vf. beginnt es mit einer Definition der Erziehung, die er für die fortgesetzte, absichtliche

Mitwirkung; „den Menschen im jugendlichen Alter vorzubereiten, daß er werde, was er in seinem reifen Alter seyn solle,“ erklärt. Ohne hier bey der Prüfung dieser Definition zu verweilen — bey der sich wenigstens gleich die Bemerkung darbietet: daß sie eben so gut auf den Unterricht, als auf die eigentliche Erziehung und die Erziehung überhaupt paßt. — gehen wir zu der vierfachen Zergliederung fort, durch welche der Vf. dieselbe nun näher zu erläutern sucht.

Zuerst verweilt er bey der Bezeichnung: als *absichtliche Mitwirkung*. Nach einigen Bemerkungen darüber: daß sie diels seyn, aber nicht mehr seyn könne, wendet er sich sogleich zu den Schulen und dem Unterrichte, um nicht sowohl zu beweisen, als zu behaupten — was ihm freylich Niemand streitig machen wird: daß es unrichtig und verderblich sey, die Wirksamkeit derselben bloß auf den Unterricht zu beschränken. Der Vf. äußert sich hier zwar nur kurz und sehr im Allgemeinen, aber doch wahr und gut über das, was in den Schulen für eigentliche Erziehung geschehen könne und müsse. Das *Wie geschieht das?* bleibt aber hier, — so wie meistens auch in der Folge in diesen und den übrigen Kapiteln — von ihm eben so unberührt und unbeantwortet, als in den pädagogischen Schriften, welche er, in dem Vorrede, dieser Unterlassungen wegen tadelt.

„Die Erziehung,“ fährt er fort, „solle mitwirken, daß der Mensch werde, was er in seinem reifen Alter seyn solle.“ Er solle ein Mensch und ein Staatsbürger werden, und müsse daher eine für beide Bestimmungen zweckmäßige Vorbereitung erhalten. Bey der letztern Bestimmung findet er eine Schwierigkeit darin, daß — „außer dem künftigen Thron Erben, Niemand mit Gewisheit wisse, was er einst in der bürgerlichen Gesellschaft für einen Platz einnehmen würde;“ und tadelt diejenigen, welche, seinem Ausdrucke nach, „seit einiger Zeit angefangen hätten, die Erziehung des Menschen und des Staatsbürgers einander entgegen zu setzen.“

Rec. zweifelt, daß dies ein verständiger, also ein Rückficht verdienender Pädagog oder Staats-Philosoph jemals gethan habe. Seines Wissens haben die, von welchen dieser Gegenstand neuerlich und ausführlich untersucht und zur Sprache gebracht worden ist, die Erziehung für den Menschen als Grundlage der Erziehung des Staatsbürgers betrachtet, und nur verlangt, daß man sich bey der Vorbereitung der Zöglinge, die nicht bloß Menschen oder Kosmopoliten zu werden bestimmt wären, auch nicht bloß auf diese Verhältnisse einschränken, sondern dabey auch auf ihre Bestimmung für den Staat und auf die im Staate Rückficht nehmen solle. Was jene Schwierigkeit bey diesem letzten Beweise anbetrifft: so scheint sie Rec. nicht so erheblich zu seyn, da sie nicht sowohl in der Natur der Sache liegt, als vielmehr eine Folge der bisherigen zwecklosen Vorbereitung ist. Eben deshalb, weil bisher durch Erziehung und Unterricht so wenig zweckmäßige Vorbereitung für die künftige Bestimmung gegeben wurde, wählten manche eine andere, als ihnen anfangs vorgezeichnet sichten. Doch treten

treten diese Fälle mehr in den höhern als niedern Ständen, mehr unter den Studirten als Unstudirten ein, und sind überhaupt, nach Rec. Ueberzeugung, nur als Ausnahmen zu betrachten, auf welche bey der Regel mit dem darauf zu gründenden Plane keine Rücksicht genommen werden kann.

Auch der Vf. bemerkt, „dass in dem Alter, in welchem das Kind der Bildung für einen bestimmten Stand fähig werde, gewöhnlich immer mehr Gründe einträten, mit Wahrscheinlichkeit voraus zu bestimmen, auf welchen Standpunkt es durch seine Neigung oder den natürlichen Lauf der Dinge gestellt werden möchte;“ und hätte hinzusetzen können, dass diese zweckmäsigere, speciellere Vorbereitung zu einer besondern Bestimmung in der bürgerlichen Gesellschaft die Richtung auf einen solchen Standpunkt geben und den Blick des Zöglings an demselben festhalten müsse.

Von einer Aeußerung *Kants*, nach welcher dieser von der Erziehung durch die Verbesserung der Menschen einen bessern Zustand der Welt hofft und die bessere Erziehung der Fürsten als das wirksamste Mittel angiebt, „die Hindernisse jenes Besserwerdens, die sich in jeder Regierung finden, wegzuräumen,“ nimmt nun der Vf. Gelegenheit, zuvörderst diese Hindernisse zu prüfen.

Er findet dieselben von dreyfacher Art. Nämlich erstlich „Gesetze, Einrichtungen und hergebrachte Mißbräuche, deren Abstellung bloß von einem ernsten und festen Willen der Regierung abhängt und wohin unter andern die Vernachlässigung des Erziehungs-Wesens gehöre.“ — Ihre Abstellung sey von allen Regierungen, am ersten von einer *monarchischen* zu erwarten, weil besonders der erbliche Monarch *nur* ein Interesse gegen seine Unterthanen oder einen einzelnen Stand derselben haben könne; indem seine ganze Wohlfahrt, Größe und Zufriedenheit allein auf der Wohlfahrt, Größe und Zufriedenheit *aller* Stände im Staate beruhe; daher es nur darauf ankäme, dass die Vorstellung deshalb angebracht werde, wo Hilfe zu erwarten sey. Rec. kann sein Befremden nicht unterdrücken, wie ein Weltmann, ein Geschäftsmann unmittelbar nach Ausfällen auf die „schreibende Welt,“ die er mit der wirklichen in Gegensatz stellt, und auf den Mangel an Kenntniß dieser, der sich in jener so oft finden soll, diese Aeußerungen niederschreiben konnte. Wo ist denn in der wirklichen Welt der Beweis für die Behauptung zu finden, dass nichts weiter dazu gehöre, „alte, zu Hindernissen der Fortbildung werdende Gesetze, Einrichtungen und Mißbräuche abzustellen, als der *ernste feste Wille der Regierungen* und besonders der *Monarchen*, und nichts weiter dazu erforderlich sey, als die *Anzeige deshalb zu machen, wo Hilfe zu erwarten sey?*“ — Wo sind in der Geschichte der erblichen Monarchien die Belege zu finden für die Behauptung, dass ein *erblicher Monarch* *nur* ein anderes Interesse, als das Interesse seiner Unterthanen haben könne? Wenn Preussens trefflicher Monarch und einige andere edle, ihre Bestimmung erkennende Regenten in unsern Tagen

ihr Interesse an das ihrer Unterthanen knüpfen oder das der letztern zu dem ihrigen machten; wenn in der Vergangenheit ein *Friedrich der Zweyte* und einige andere einzelne Fürsten eben so dachten, beweist denn dies die Aeußerung des Vfs., und werden die fürchtbaren Gegenbeispiele der französischen, englischen Revolution und so mancher andere auf jeder Seite der Annalen monarchischer Staaten dadurch entkräftet? Der Vf. selbst äußert einige Seiten nachher, dass „von Alters her die Regierungen allerdings statt ihres eigenthümlichen Zwecks ganz andere Rücksichten vor Augen gehabt hätten,“ und erwähnt „einer Politik, die unaufhörlich die Stimme der Gerechtigkeit und Sittlichkeit zum Schweigen bringe,“ als des dritten Hindernisses des Fortschreitens dieser. Die Frage: „ob die bessere Erziehung der Fürsten ein Mittel sey, diese Hindernisse zu heben?“ wirft er auf, aber beantwortet sie nicht; sondern macht statt dessen wieder einen Ausfall auf „die lebhaften Köpfe, die sogleich mit einer theoretischen Idee in die wirkliche Welt eingreifen und alles darnach umformen möchten.“ Er ermahnt sie, zu erwägen, „dass die theoretischen Erörterungen erst vollständig beendigt und die gewünschten Resultate in der *wirklichen Welt* müßten dargestellt werden“ (kann dies anders gesehn, als durch die Ausführung, und hat denn des Vfs. Raisonement einen andern Sinn, als: die theoretischen Grundsätze, welche die lebhaften Köpfe aufstellen, können nicht eher ausgeführt werden, als bis sie ausgeführt worden sind?), „ehe auf diesem Wege für die Menschheit Heil zu erwarten sey. Bis dahin sey für die *Praxis* damit nicht mehr gewonnen, als mit dem allgemeinen Satze: die Staaten müssen gut regiert und die Kinder gut erzogen werden.“ (Und ist denn dadurch noch gar nichts gewonnen, wenn man eben so erkannt hat: dass eine gute und zweckmäßige Regenten-Erziehung ein Mittel hierzu sey? — Der Vf. macht ja so viele Reformen bloß von dem *ernsten Willen des Regenten* abhängig. Wie aber soll derselbe diesen ernsten Willen, wie die dazu erforderliche Erkenntniß erhalten, ohne eine zweckmäßige Erziehung? Um sich die Beantwortung jener wichtigen Frage zu ersparen, äußert er die Ueberzeugung, dass noch eine Reihe von *vielen Jahren* hingehen würde, ehe eine *befriedigende Antwort* auf dieselbe erfolgen dürfte. — Ja, eben der Vf., der vorher so viele und große Reformen von dem bloßen ernsten Willen des Monarchen abhängig machte, und der Meinung war, dass derselbe von einem jeden erblichen Monarchen erwartet werden müsse, erklärt nun überhaupt, „dass noch *vielen Jahrhunderte* erforderlich seyn dürften, um das, was die Speculation als *ausführbar* nachweisen möchte, in die wirkliche Welt zu verpflanzen,“ und dass daher „die übrigen, denen es obliege, das große Problem“ (der Erziehungs-Reform) praktisch zu lösen, die Grundsätze aufzusuchen trachten müßten, die in einem Staate anwendbar wären, in welchem ein weiser und guter Fürst

Fürst zu dem wichtigen Werke der Vollziehung die Hilfsmittel darbiete, die ihm bey der gegenwärtigen Lage der Welt und seines Reichs zu Gebote ständen. Möchten sie denn auch noch so weit hinter dem Ideale zurückbleiben; es würde ihnen genug seyn müssen, *gethan zu haben, was geschehen konnte!*"

Hat je ein Theoretiker mehr verlangt, dem wahren Sinne seiner Forderungen nach? Aber haben sich nicht auch immer Scheu vor Schwierigkeiten, Schein-Eifer und die bey Welt- und Geschäftsleuten so oft findende Geringschätzung der Ideen und Vorschläge der Theoretiker und überhaupt aller derer, die sie nicht selbst hatten und machten, dahinter versteckt? Wie viel oder wenig läßt sich bey den Worten nach der Lage der Welt und des Reichs denken, und hätte man nicht erwarten können, daß sich der Vf. hierüber eben so, als auf sein *„gethan zu haben, was geschehen konnte“* näher erklärt hätte? Statt dessen aber geht er durch den Uebergang: „Und am Ende hat die Sache auch noch eine andere Seite, die fürwahr einer sehr bedachtamen Ansicht werth ist," zu der Bestreitung derjenigen fort, „deren Losungswort: Entwicklung der Freyheit in dem Menschen geworden sey, und die sich ein Ideal von freyer Thätigkeit und durch diese zu begründender Sittlichkeit gemacht hätten, und alles bestürmten, was sich nicht an dieses Ideal anschliesse." Er giebt denen, „welche voll davon wären," schuld, daß sie sich „über wohlgegründete conventionelle Begriffe, wie über die Grundsätze, auf welchen die ernsthaftesten Verhältnisse beruheten, wetzsetzten," und läßt sich dadurch zu einer — nach Rec. Einsicht — hier ziemlich außerhalb seinem Wege liegenden Digression verleiten, in welcher er darzuthun sucht, „daß der Mensch ein sittliches Wesen sey, und als solches die bürgerlichen Verhältnisse respectiren und in einem jeden derselben vernünftig und sittlich han-

deln könne und müsse." — Hieran reihet er die Bemerkung: daß „das rastlose Bestreben aller Erziehung dahin gerichtet seyn müsse, jeden mit seinem Stande und seinen Verhältnissen zufrieden und tüchtig zu machen, daß er in der Lage, worin er sich befinde, durch treue Erfüllung aller seiner Pflichten sein Gemüth froh erhalte und seinen Zustand verbessere.

(Die Fortsetzung folgt.)

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BRESLAU u. LEIPZIG, b. Barth jun.: *Quintessenz der launigsten und witzigsten Anekdoten und Gedächtnisse.* 1804. 188 S. 8. (16 gr.)

Ein sehr politisch, aber auch sehr falsch gewählter Titel! Käufer mag er anlocken, doch befriedigen schwerlich. Diese so gewiss ohne Mühe, als ohne Geschmack zusammengestoppelten zwölf Nummern enthalten manches längst bekannte, was hier niemand sucht, weil es eher in eine Quintessenz des Unwitzigen taugte, wie das *Schneiderlied* (S. 27.), *Pseudopygrammen* von einem *Misslingk*, *Reußmann*, *Noak*, *Bramigt*, und *Anekdoten*, die zum Theil selbst ehrbaren Spielsbürgern ein Erröthen abjagen könnten, zum Theil hier durch den schlechten Vortrag verloren haben. Das Geschichtchen von *Gellert* (S. 122.) und von *Schubart* (S. 46.) bezweifelt Rec., und hätte beides in jedem Falle weg-gewünscht. Von der Darstellungsgabe des Vfs. zeugen z. B. folgende Ausdrücke: „Friedrich der Einzige, der in seinen ernstern Geschäftstun den durch die *majestätische Größe* seines Geistes alles zur Ehrfurcht *niederdrückte*," und: „Ein *schöner*, aber dabey etwas pedantischer und *geiziger Geist* machte einer liberalen Tänzerin *sehr lebhaft* Aufwartung" u. s. w. — Sollten Druckfehler, wie *Ablaufissement*, *Paralele pipedum*, *Cethrenwald* u. s. w. allein auf den Setzer fallen? — Ein zweyter Theil *gleichen Gehalts* ist zu erwarten.

### KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Erfurt, b. Beyer u. Maring: *Die Aeolsharfe.* Ein allegorischer Traum. Von F. H. v. Dalberg. 1801. XVI u. 72 S. 8. — Ein fühlender Freund und Kenner der Tonkunst sucht auf ein Instrument mehr aufmerksam zu machen, das zwar beliebt genug, aber lange noch nicht so gekannt und genutzt ist, als es, jenes seyn sollte, dieses könnte. Der Traum selbst nimmt den wenigsten, Einleitung und (meist überflüssige) Anmerkungen den meisten Raum ein. Die, schon anderwärts wiederholt gelieferte, Beschreibung des Instruments, in der Einleitung übergehend, wenden wir uns sogleich zu dem poetischen Theile des Werks.

Der Traum hat liebliche Stellen. Besteht aber das Wesen der Allegorie darin, daß sie *αλλο μεν εγγραειν, αλλο δε νοει*, und zwar *αλλο simile quid* sey: so ist er offenbar nicht allegorisch, obwohl er bedeutend seyn mag. Man urtheile! An der Felsenrotte Pösilippo's schlummert der Vf. über Tönen der Aeolsharfe ein, und im Traume enträthelt ihm die Nymphe der Grotte den Ursprung des Instruments. „*Stets schlummernd ruhten, auf einer Wolkeninsel aus Morgenthau und Blumen-duft gewebt* (?), nur vom Monde beschienen, die Seelen der Menschen, die zu früh dem Leben entrückt, deren Wünsche auf Erden nicht erfüllt worden (Aller also!), voll Wehmuth

und Sehnsucht nach ihren einstigen Freunden im Himmel *nach auf der Erde* (hat hier der Vf. nicht vergessen, daß er *stets schlummern* ließe?); zu diesen möchten sie wiedergelangen. Diese Seelen belebt jetzt die Göttin der Harmonie, sie fliegen nach den Schattenthälern der Erde. Polyhymnia verwandelte *die Insel in eine schöngebildete Harfe* (!), die Seelen in harmonische Laute. (Wie mochten sie dazu wohl zu ihren himmlischen Freunden gelangen?) Die Harfe schwebet nun im lichten Aether, die Geister aber (kurz zuvor waren sie ja Töne!) hatten die Kraft nicht, die Saiten zu erregt; die Harmonie lante den Gott der Lüste, ihre sarten Schwünge zu lösen." — Was weiter folgt, ist *hors d'oeuvre*. — In diesem aber, wo liegt Allegorie? Ein Traum voll Sinn und Bedeutung ist darum noch kein allegorischer, wenn es überhaupt solche geben kann, und nicht vielmehr bloß *allegorifirte*.

Uebrigens hat man wohl schon gesehen, die Dichtung ist zart empfunden, poetisch gedacht, läßt aber in der Ausführung mancherley zu wünschen übrig, besonders daß der Vf. seinen Stoff nicht ganz genutzt, und der Freyheit des Traums ein wenig zu viel Ausdehnung gestattet hat.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 24 Junius 1805.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, in d. Realschul-Buchh: *Ideen über National-Erziehung, besonders in Rücksicht auf die königlich preussischen Staaten*, von D. Johann Friedrich Zöllner, u. s. w.

(Fortsetzung der in Num. 169. abgebrochenen Recension.)

Der Vf. wendet sich nun zu der Erläuterung des, in seiner vorangeschickten Definition enthaltenen Satzes: „die Erziehung solle den Menschen im jugendlichen Alter zu seiner künftigen Bestimmung vorbereiten.“ Er sagt hier über die Nothwendigkeit der Erziehung im jugendlichen Alter, über den Zeitpunkt, wo sich die Schul-Erziehung an die häusliche anschließen müsse, und über die verschiedenen Richtungen, welche die Erziehung und der Unterricht bey den Kindern der Städte und der Landleute nehmen müsse, manches Wahre und Gute; doch nichts, was, als ihm besonders eigenthümlich oder neu, ausgehoben zu werden verdiente. Ein Blick auf die Bildung für die Wissenschaften und höhern Staatsbedürfnisse und Verhältnisse veranlaßt ihn zu einigen treffenden, aber freylich auch schon unendlich oft gemachten und nachgelagten Bemerkungen über die Erziehung in Pensionsanstalten, die Verhältnisse der Zöglinge auf den höhern Unterrichts-Instituten, und den Einfluß derselben auf ihre sittliche und Sittenbildung, und Vorschläge, dieselben zu verhindern oder zu mindern. Hieran schließt er die Erinnerung: „vor allen Dingen sey es bey jeder Erziehung nöthig, dafür zu sorgen, daß das wichtigste, was sie in das jugendliche Gemüth gepflanzt habe, fortgesetzt gedeihe und Früchte bringe; wohin vorzüglich die Grundsätze und Lehren der Sittlichkeit gehörten.“ Er nimmt daher Gelegenheit, die „kirchlichen Anstalten“ zu preisen, und die Bemühung derselben zu empfehlen, und rückt dann wieder zur Bekämpfung „einer Classe von sogenannten Philosophen“ aus, die diese Empfehlung „für eine von den altväterischen Träumereyen rechnen würden, über welche sich die jüngere Welt längst hinaus renomirt habe.“ Ungeachtet er es „kaum der Mühe werth hält, ein ernsthaftes Wort darüber zu verlieren,“ so verweilt er doch bey diesem, hier, wie es Rec. scheint, ebenfalls ziemlich außer seinem Wege liegenden Gegenstande mehrere Seiten lang, indem er von der neuesten Philosophie wieder auf Kant kömmt, um zu zeigen: daß die Lehren der philosophische Cook geworden sey, dem es zwar nicht gelungen, den eigentlichen Zweck seiner Reise, voll Gefahr und Mühe, zu erreichen, der aber auf

seinem Wege durch nie besuchte Gegenden die herrlichsten Entdeckungen gemacht, der Kunst, den unermesslichen Ocean zu beschiffen, eine Kühnheit und Sicherheit gegeben habe, deren man sie kaum für fähig gehalten hätte, und seine Laufbahn in einem Tumulte beschloßen habe, in welchem die Leidenschaft der Empörer sie vergessen lassen, wie viele Ansprüche er auf ihre Achtung gehabt habe.“ Nachdem er sodann dargethan hat, was Kant eigentlich gewollt und geleistet habe, wendet er sich wieder gegen die sogenannte „neueste Philosophie,“ um zu zeigen, daß sie „nicht bloß der Religion und Sittlichkeit verderblich würde, sondern auch alle wissenschaftliche Cultur bey der Wurzel angriffe, und eine völlige Barbarey herbeyführen würde, wenn sie allgemein werden könnte.“ Er erklärt nochmals, daß niemanden „zumuthen sey, sich in eine umständliche Widerlegung derselben einzulassen,“ und ertheilt den Trost: „daß auch diese Modeverirrung vorübergehen werde, wie die Epoche der jammervollen, empfindsamen und wüthenden Ritter- und Gespenster-Romane vorübergegangen sey. Man werde dann ohne Schwierigkeit zu der Ueberzeugung kommen: daß keine Speculation den Menschen hindern könne, die Religion als seine Angelegenheit zu betrachten.“

Rec. becheidet sich gern, daß er als ein weder in die neue (Kantische) noch in die neuesten Philosophien eingeweihter über diese Aeusserungen und Beschuldigungen kein Urtheil habe. Aufgefallen ist ihm indessen dabey, was er hier noch wohl äußern darf: daß jetzt also die neuesten Philosophen die Schuld tragen, die vor dreyßig, vierzig Jahren *Voltaires*, die *Encyclopädisten*, *Edelmann* und andere sogenannte Freygeister trugen. Kaum dürften sie, bey aller erhabenen Vorstellung von ihrer eigenen Grösse, sich selbst für so wichtig und gefährlich halten, oder andere überreden, was der Vf. hier als ausgemacht vorauszusetzen scheint: daß nur ihre Speculationen den Menschen gehindert hätten, die Religion als seine Angelegenheit zu betrachten. Doch der Vf. bemerkt: „daß die Anhänglichkeit an der Religion, namentlich an der christlichen, auch noch von einer andern Seite, von der es weniger zu erwarten gewesen sey, gelitten habe. Die heilige Schrift sey, selbst durch Gottesgelehrte, die ihre Gelehrsamkeit, ihren Scharffinn oder ihre Freymüthigkeit hätten geltend machen wollen, zu einem alltäglichen Buche herabgewürdigt; es sey immer mehr dahin gekommen, daß diejenigen, welche für aufgeklärt gelten wollten, höchstens die schönen moralischen Aussprüche der Bibel ihrer Aufmerksamkeit würdig, und selbst Religionslehrer

S s s s

es



es für mislich gehalten hätten, sich auf ihre Autorität zu berufen." — Auf der andern Seite hätten Pädagogen, aus andern Gründen, „das Lesen der Bibel in Schulen für unzweckmäsig erklärt, und die Folge davon sey, daß nun die Jugend mit der Bibel ganz unbekannt bleibe" u. s. w. Dieses alles wird von dem Vf. gemißbilligt, und, da er freylich auch nicht alles, was in der Bibel enthalten ist, zur Lectüre für die Schul-Jugend geeignet findet, vor ihm der Wunsch nach einer zweckmäßigen Schulbibel geäußert. Er setzt darauf die Erfordernisse einer solchen aus einander, die er durch die Behauptungen unterstützt: daß „die christliche Religion nicht bloß zuerst Tugend und Trost auf Religion gebaut, sondern sich noch fortgesetzt als göttliche Wahrheit bewährt hätte, und daß alle Versuche, ihre Stelle durch die bloße natürliche Religion auszufüllen, nicht bloß bisher vergeblich gewesen wären, sondern auch, der Natur der Sache gemäß, stets seyn würden."

Nachdem der Vf. auf diese Weise (ob auf eine zweckmäßige und zulängliche wird durch diese Darstellung — welche die ganze Ausführung, dem Wesentlichen nach, enthält — der Leser selbst zu beurtheilen hoffentlich in Stand gesetzt seyn!) den Satz ausgeführt hat, daß der Mensch in jugendlichen Jahren zu seiner künftigen Bestimmung vorbereitet werden müsse: so wendet er sich nun zu der nähern Erörterung der Behauptung, daß die Erziehung den Menschen zu dem, was er einst seyn solle, nicht machen, sondern nur vorbereiten könne. Er bemerkt, daß daher auch die Schule sich bloß auf Vorbereitung beschränken müsse, und daß er (der Vf.) sich hier nur auf die allgemeine Vorbereitung in Schulen einschränken wolle.

Sodann widerlegt er zuvörderst „diejenigen, welche der Meynung wären, theils daß der Anfang dieser allgemeinen Vorbereitung nicht mit dem Lesen gemacht, theils der Unterricht im Lesen den niedern Volksklassen ganz erlassen werden könne." (Rec. kann sich nicht überzeugen, daß letztere von Verständigen, also eine Berücksichtigung verdienenden, je im Ernst behauptet worden sey. Den neuerlich erschienenen Aufsatz, auf welchen der Vf. zu deuten scheint, hat Rec. nur für eine Aufgabe gehalten, die der Urheber seinem eigenen Scharf Sinne und Witze gemacht hatte, längst ausgemachte und sonnenklare Wahrheiten zu bestreiten. Es scheint daher, daß seine Auslagen eben so wenig eine ernstliche Widerlegung verdienten, als von ihm dieselbe erwartet werden mochte.) Der Vf. vergleicht bey Gelegenheit dieser Untersuchung den gemeinen Mann in Frankreich — der, seiner Behauptung nach, in der Regel weder lesen noch schreiben könne — mit dem im nördlichen Deutschlande, und ist der Meynung, daß die größere Lebhaftigkeit des Geistes der französischen Nation und die Natur ihrer Sprache jenem eine Kunst entbehrllich mache, welche dieser durchaus nicht entbehren könne; „weil er weniger Geist habe." (Rec. muß diese, wie manche andere Aeußerungen

des Vfs. hier ungeprüft lassen, da es ihm der Raum nicht gestattet. Zu bedenken giebt er indessen: ob die französische Revolution nicht Beweise genug geliefert habe, daß der große Haufe derselben, bey allem Reichthum an Geist, welchen der — doch wohlzuweilen etwas zu bescheidene — Deutsche so gern selbst den französischen Sackträgern, Eselftreibern und Possuillonen zugesteht, in einem hohen Grade uncultivirt, roh und selbst barbarisch sey, und daß der Unterricht im Lesen mit seinen Wirkungen und Folgen ihnen nicht auch eben so nöthig und nützlich als dem Deutschen seyn dürfte!)

(Die Fortsetzung, folgt.)

## G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem achtzehnten Jahrhunderte gelebt haben, oder biographische und historische Nachrichten von u. s. w.* Herausgegeben von Friedrich Carl Gottlob Hirsching u. s. w. Sechster Band. Erste Abtheilung: Nord-Oertel. 1804. 1 Alph. 2 Bog. u. 3 Blätter. — Zweyte Abtheil.: Oertzen — Pagendarm. 1804. 1 Alph. 1 Bog. — Siebenter Band. Erste Abtheil.: Pagenstecher — Peter. 1805. 1 Alph. 3½ Bog. — Zweyte Abtheil.: Peterborough — Placette. 1805. 1 Alph. 1½ Bogen. (Jede Abth. 1 Rthlr. 8 gr.)

In Beziehung auf unsere Anzeige der vorhergehenden Bände dieser nützlichen Compilation (1802. Nr. 370.), wo wir die Einrichtung und Beschaffenheit derselben beschrieben, ist vor allen Dingen zu bemerken, daß an die Stelle des Ungenannten, der nach Hirsching's Absterben die Fortsetzung übernahm und des fünften Bandes zweyte Abtheilung besorgte, mit der ersten Abtheil. des sechsten Bandes wieder ein anderer Fortsetzer bereits an dessen Stelle getreten ist, der schon in andern Blättern genannte Hr. Prof. Ernst zu Coburg, der sich auf dem Titel des Werks wohl hätte nennen dürfen, da er den Stifter desselben an Fleiß, Genauigkeit und sorgfältiger Benutzung der Hülfsmittel übertrifft, dagegen dieser wohl nicht mehr genannt werden sollte, da er an der Fortsetzung — etwa durch Hinterlassung gesammelter Notizen — keinen Antheil mehr hat, und sein Name dem Handbuche wohl schwerlich, als eine vielgeltende Firma, zur Empfehlung dienen mag.

Hr. E. hat sich, wie man bey dem Vergleichen bald gewahr wird, weit mehr Hülfsmittel zur Bearbeitung dieses Werks angeschafft, als seine Vorgänger. Auch ist er nicht so gemächlich im Abschreiben, wie sie. Indessen wäre doch zu wünschen, daß er es noch weniger gewesen wäre, daß er überall, wo er reichhaltige, oder gar weit schweifige und mit Kleinigkeiten überladene Lebensbeschreibungen vor sich hatte, mehr mit kritischer Auswahl zu Werke gegangen wäre, daß er mehr abgekürzt und zusammengezogen hätte. Da, wo Vorgänger, wie Schlichtegroll's Nekrolog, wörtlich benutzt werden, läßt man es sich

sich noch wohl gefallen: nicht aber, wenn des leichenrednerischen *Pauli* Leben großer (zum Theil kleiner) Helden copirt werden. Auch hätte der oft un-deutsche Stil verbessert werden sollen, wie z. B. VII. Abth. I. S. 39—46., wo ein erbärmlich aus dem Französischen überletzter Artikel (*Benj. Pouchaud*) mit allen seinen Erbärmlichkeiten („da er sehr stillschweigend war, stelle ich mir vor, er werde keine lange Rede gehalten haben.“ — „Sein Leibesgestell konnte nicht anders, als das Gemüth erregen.“) abgeschrieben steht. Wir können uns dies nicht anders erklären, als daß der Herausg. diesen und einige andere durch seinen Amanuensis copirte Artikel aus Versehen unrevidirt der Druckerey übergeben habe.

Ferner nahm Hr. E. zwar bisher weniger, als seine beiden Vorgänger, Personen auf, die weder, wie das Titelblatt des Werks vorgiebt, *berühmt* noch *merkwürdig* sind; aber wir würden an seiner Stelle doch noch strenger verfahren seyn, und z. B. *Nad*, *Nayron*, *Pascha*, *Psilica*, *Pein*, *Peisker*, *Pirscher* (der noch dazu erst 1804. starb), *Pisant*, *Pitiscus* zu Hamburg u. a. mit Stillschweigen übergangen haben, um der Stärke und Kostbarkeit des Werkes vorzubeugen. In dieser Absicht würde Hr. E. auch wohl thun, wenn er künftig nicht, wie zeither, in Artikeln von Gelehrten, den Inhalt ihrer Bücher umständlich angäbe. Bey wichtigen Werken wird man eine gedrängte Anzeige des Inhalts mit Dank erkennen: aber daß auch der Inhalt kleiner Schriften, wie Disputationen und Programmen, mitgetheilt wird, und sogar umständlich (wie z. B. bey *Nahmmacher*, wo das gelehrte Europa abgeschrieben ist), finden gewiß die allermeisten Besitzer des Werks zu arg; noch mehr aber; daß sogar Citate von Recensionen und Auszüge aus diesen (wie unter *Everhard Otto*) gemacht werden. In einem solchen Werke sollte man der Disputationen und Programmen nicht einmal erwähnen: es wäre denn, daß sie sich ganz besonders auszeichneten. Aus dem oben erwähnten Mangel an kritischer Bedächtlichkeit entstanden auch die hier und da noch immer vorkommenden, zur Sache nicht gehörigen Umstände. Was liegt uns z. B. daran, zu wissen, wo und wie der Vater des preussischen Generals *Natzmer* (B. 6. Abtheil. I. S. 24.) gestorben, und in welchen französischen Städten derselbe *Natzmer* als Kriegsgefangener gewesen ist? Derselbe ward bey einer Affaire zweymal verwundet (S. 29.); ob die Wunden am Arm oder an dem *Hirbel des Kreuzes linker Seits* gewesen seyen, wer verlangt das zu wissen? Dahin gehört auch (B. 6. Abth. 2. S. 3.) die in den Artikel des Generals *v. Oertzen* eingeschaltete Geschichte eines Regiments. Vielleicht rühren auch manche dieser Fehler von dem Mangel an Revision der abgeschriebenen Aufsätze, und eben daher, daß Umstände gewisser Begebenheiten, die sich seit der Zeit, da das kopirte Original erschien, geändert haben, unverändert geblieben sind; z. B. in dem aus dem militärischen Pantheon entlehnten Artikel vom preuss. General *v. Pinnowitz* heißt es (B. 7. Abth. I.

S. 48.): Er ward bey dem Hufarenregiment *Hodiz* (jetzt *Gröling*) angestellt. *Gröling* war damals, als das Pantheon herauskam, Inhaber dieses Regiments; aber nicht mehr 1805., als Hr. E. schrieb, indem der jetzige Inhaber der Generalmajor *Schimmelpfennig von der Oye* ist. So müßte ebendaf. statt: des jetzigen *v. Rosenbruchischen* Dragonerregiments, gesetzt werden: des *v. Mansleinischen*.

Unter die übergangenen Männer gehören: der 1785. verstorbene Nürnbergsche Waldamtmann *Oelhasen von Schöllnbach* und der 1778. verstorbene Professor *Pauli* zu Halle. — Bey folgenden Personen fehlen die Sterbejahre: *Wilhelm Neuhaus*. Liederdichter *Neunherz* († 1737.). *Offerhaus* († 1779.). *Hieron. Pez* († 1762.). Der Balletmeister *Noverre* lebt unfres Wissens noch. Vergessen sind unter andern in dem Artikel des *Marfchalls v. Noailles* dessen ins Deutsche übersetzte Memoiren, und *Langles* Ausgabe von *Nordens* Reise, die vor dem Original große Vorzüge hat. *De St. Non* und *St. Pierre* hätten nicht unter die Buchstaben *N* und *P* gesetzt werden sollen, sondern in das *St.* unter die Franzosen, deren Namen mit *Saint* anfangen.

Einige, vorher nie gedruckte Nachrichten finden wir in diesen Bänden eben nicht, ausgenommen die von dem im J. 1799. achtzig Jahr alt gewordenen Eichstädtischen Architekten *Pedetti*. — Die Hülfsmittel sind übrigens am Ende eines jeden Artikels genau angegeben; doch bisweilen nicht, wie z. B. bey dem Eichstädtischen Weihbischoff *Nieberlein*, wo vielleicht das *Straussische* Werk (*Viri — insignes, quas Eichstadium genuit*) aushalf. Statt des oft citirten *Ladvocat* hätten die Fortsetzer *Haid* und *Baur* genannt werden sollen, da jener im J. 1765. verstorbene Franzose keinen Antheil an der deutschen Fortsetzung seines Handwörterbuchs haben kann. — Der Artikel *Peysfonnel* hätte durch Hülfe des gelehrten Frankreichs richtiger und genauer abgefaßt werden können. Der jüngere Schriftsteller dieses Namens starb 1790. — Unter dem Artikel *Pfaff* (B. 7. Abth. 2. S. 80.) lautet es so, als wenn der Vf. ein so vollständiges Verzeichniß der zahlreichen Schriften dieses Gelehrten liefere, dergleichen vorher nicht existirt habe; wir finden es aber, mit wenigen Veränderungen, schon in dem von ihm auch angeführten *Striederischen* Werke. Dahin gehören auch die Stellen, wo es heißt: *Von seinen Schriften sind mir bekannt* u. dgl., was uns auch von jeher in der *Adelung'schen* Fortsetzung des *Jöcher'schen* Gelehrten-Lexicons auffiel.

Unter die Versehen rechnen wir; wenn es B. 6. Abth. I. S. 17. heißt: der Fürst *Moritz von Nassau* statt *Anhalt*. — Zu dem Artikel *Pictet* (B. 7. Abth. 2. S. 257 unten) gehören die S. 273. vor dem Art. *Piella* stehenden fünf Zeilen. Das Versehen muß in der Druckerey vorgefallen seyn; der Corrector hätte es verhüten sollen. Dies gilt auch von dem ebendaf. S. 352. befindlichen doppelten Artikel *Christoph Pitt*. — Ebendaf. S. 195. muß in der Nachricht vom preuss. General *Pfuhl* etwas fehlen; vermuthlich die Erwähnung des kurzen bayerischen Erbfolgekrieges 1778. —

Ebendaf. S. 201. hätte doch von dem franzöf. Herzog Regenten von Orleans, mehr erzählt werden sollen, als dafs er ein grofser Musikverständiger war. Indessen aus dem Wenigen; was Hr. E. von ihm sagt, erhellet, dafs er nicht die richtigfte Idee von ihm habe. — Ebendaf. S. 337. hätte, um vieler Leser willen, erzählt werden sollen, dafs die ehemalige Akademie françoise zu Paris aus 40 Mitgliedern bestanden habe, weil man sonst *Piron's* beißenden Spott mit der Zahl 39 nicht versteht. — Der Art. *Mich. Pinther* ebendaf. ist in seiner Art nicht uninteressant, er ist sogar lehrreich; nur hätte die geographische Note S. 318., nebst einer Menge von Kleinigkeiten wegbleiben sollen. — Auch Hr. E. citirt *Röyger's* statt *Buchner's* Nekrologon für Freunde der deutschen Literatur.

Zu den hier und da aufstörsenden Sprachfehlern gehören; B. 6. Abth. 1. S. 30.: Er begab sich zu dem Heere *ab*. S. 169.: In währendem Abdrucke st. während des Abdrucks. — Wegen *den* st. der Lieferungen. — Sein gehabtes Regiment. — Einbekommen ft. erobern. — Es ist nicht ohne. — Aerme st. Arme u. a. m.

Endlich nur noch ein Seufzer über die ärgerliche Menge von Druckfehlern! Man ist ihrer in den Werken dieser Verlagshandlung, so zu sagen; schon gewohnt; aber bey einem solchen, wo so viele Namen und Jahrzahlen erscheinen, sollte doch billig ein besser besoldeter Corrector angestellt werden; denn sonst entstehen oft gar zu auffallende Irrthümer, z. B. in der ersten Abth. des 6. Bds. S. 183. steht die Jahrzahl 1788 st. 1778. S. 297. 1740 st. 1743. B. 7. Abth. 1. S. 9.: 1798 st. 1198. B. 7. Abth. 1. S. 68.: 1765 st. 1675. — Auf der 28sten Seite der ersten Abth. des 6ten Bds. zählen wir nicht weniger als elf Druckfehler!!!

PARIS: *Cause de la décadence de la Marine Française pendant la dernière guerre, par Pinière.* An X. (1802.) 8. (3 Fr. 60 L.)

In der Einleitung giebt uns der Vf. eine Ueberficht der verschiedenen europäischen Seestaaten, und nachdem er einiges über das Seesystem von Rußland,

Schweden, Dänemark, Portugal, Spanien u. s. w. gesagt hat, fucht er die Seemacht von England und Frankreich zu entwickeln, und erwägt die Mittel, die den Cabineten von St. James und den Tuilleries in Rücklicht ihres Seehandels und ihrer Seemacht zu Gebote stehen.

Nach unserm Vf. zerfällt nun das ganze Seewesen in die beiden Hauptabschnitte, die zum Handel bestimmten Schiffe — sogenannten Kauffahrer-, und in dem zum Schutze der erstern bestimmten Theil, — die Kriegsflotte. — Jene erste ist, da sie dazu dient, den auswärtigen Handel mit dem des Innern zu verbinden, entfernte Colonieschätze herbeizuführen u. s. w. der Hauptnerv, die Quelle und Triebfeder des Wohlstandes einer Seemacht, die durch sie nicht allein ihre intensiven Kräfte unmittelbar vermehrt, sondern auch zugleich erfahrene und zum Kriege brauchbare Seeleute unterhält. Die Kriegsflotte, die zum Schutze der erstern dient, schützt zugleich die Integrität der Seemacht, die ohne sie leicht ihren Einfluß auf andere Mächte, ihre Häfen, Rheden, Arsenalé, Kolonien, freye Schifffahrt u. s. w. verlieren dürfte. Der Fall oder der Verderb des einen dieser Zweige zieht immer den des andern nach sich, indem nur der eine durch den andern zu bestehen vermag. — Nach dieser allgemeinen Darstellung betrachtet der Vf. die Kriegsflotte aus folgenden drey Gesichtspunkten: 1) die Flotte im Hafen, 2) ausser demselben in offener See, und 3) in den auswärtigen Besitzungen stationirt. In diesen Abschnitten beleuchtet er nun alles, was zur Bildung, Erhaltung und Erweiterung des See- und politischen Systems gehört, und entwickelt den Einfluß, den das Seewesen im Allgemeinen und insbesondere auf den Handel, und folglich auf die Finanzen eines Staats hat u. s. w. Ueberflüssig behandelt der Vf. noch manche interessante Gegenstände, die dazu dienen sollen, sein Hauptthema zu erläutern; und hat er auch seinen Gegenstand nicht erschöpft, so hat er doch manche interessante und belehrende Bemerkungen beygebracht, die seine Schrift für den gebildeteren Theil des Publicums lefenswerth machen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. Leipzig, b. Gräff: *Einige geographische, historische und moralische Gegenstände für gute und fleißige Kinder* gesammelt von einem Freunde derselben. Ein Weihnachtsgeschenk. 1804. 78 S. 12. (16 gr.) — Dieses Buch enthält erstens eine kurze geographische und historische Beschreibung von Schleswig und Jütland. Der Vf. hat dabey *Niemanns* Handbuch der schleswig-holsteinischen Landeskunde, dessen Provinzialberichte, *Badens* Geschichte des dänischen Reichs u. s. benutzt. In der zweyten Abtheilung findet man einige Weisheitsregeln zur Bildung des Herzens und der Sitten. Hier, wo der Vf. nicht, wie dort, compilirt hat, lernt man den

Geist desselben näher kennen. Diese sogenannten Weisheitsregeln sind fromme Betrachtungen über religiöse und moralische Gegenstände, und Ermahnungen zur Befolgung der Sittenlehren, wie man sie in Andachtsbüchern liest. Gleich der Anfang zur Probe: „Die Religion sey uns jederzeit der kostbarste Schatz! Wir haben doch auf Erden nichts Beruhigeres, nichts Dauerhafteres. Dazu enthält sie die Theorie (?) von allem dem, dessen Ausübung ihren Verehrern Bewunderung und Liebe erweckt u. s. w.“ — Das ist denn doch ein erbauliches Weihnachtsgeschenk für Kinder!

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 25. Junius 1805.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, in d. Realschul-Buchh.: *Ideen über National-Erziehung, besonders in Rücksicht auf die königlich preussischen Staaten*, von D. Johann Friedrich Zöllner, u. s. w.

(Fortsetzung der in Num. 170. abgebrochenen Recension.)

Von dieser Untersuchung macht der Vf. den Uebergang auf eine Uebersicht und Prüfung der verschiedenen Methoden, das Lesen zu lehren. Ueber die alten, bekannten wird kurz das Bekannte geäußert, und dann — wie es zu erwarten stand — zu einer ausführlichern Kritik der *Olivierschen* Buchstabir-Methode fortgeschritten. Der Vf. äußert bey dieser Gelegenheit, unter andern: „dass überall an den Lesemethoden nicht so viel *gelegen seyn* könne, als diejenigen zu behaupten pflegen, welche mit einer neuen Erfindung hervortreten. Die Kinder lernten bey *einer jedem Methode* lesen, und bey jeder würden Seelenfähigkeiten entwickelt.“ (?) „Alles komme auf die Gabe des Lehrers an, sich zweckmässig mit Kindern zu beschäftigen.“ (Rec. kann nicht bergen, diese Aeußerungen von einem Manne, in den Verhältnissen des Vis., mit Befremden gelesen zu haben. Mag auch immerhin seyn, dass Hr. *Olivier* etwas zu grossen Werth auf seine Erfindung und besonders auch darauf legt, dass er sie für eine *neue Erfindung* hält. — Er hat diess mit allen Enthusiasten gemein. — Hn. Z. Behauptung aber möchte doch wohl auch denen Pädagogen zum Anstosse gereichen, welche den hohen Werth der *Olivierschen* Methode mit ihm bezweifeln. Kommt bey dem Lesenlernen auf die Methode nichts an, weil alle Kinder bey jeder Methode lesen lernen: so kömmt überhaupt auf Methode nichts an; denn man hat z. B., bey der schlechtesten Methode, Latein, Griechisch, andere Sprachen, Wissenschaften, Künste u. s. w. gelernt. Aber kömmt es bey dem Lehrer darauf an, dass er die Kunst verstehe, sich *zweckmässig* mit Kindern zu beschäftigen: so ist diess ja *gerade seine Methode*, worauf es bey ihm ankommt; und wenn diese seine Art, sich mit Kindern zu beschäftigen, sie lesen zu lehren u. s. w. an sich *gut* ist: so muss sie von andern ebenfalls angewandt, *gut* seyn, sie muss zu einer guten Methode werden; die gute (zweckmässige) muss vor der schlechten (unzweckmässigen), die beste vor der bessern den Vorzug erhalten und auf die Allgemeinmachung dieser Bedacht genommen werden. Was der Vf. über die *Oliviersche* Methode selbst sagt, dürfte leicht von dem Urheber derselben für etwas oberflächlich und unzu-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

länglich erklärt werden, und berührt in der That diesen Gegenstand nur so obenhin, wie meist in dieser Schrift auch mit den übrigen geschieht. Das Resultat seiner Bemerkungen darüber ist, dass „sie vor der alten keinen wesentlichen und wirksamen Vorzug habe und ihr noch darin nachstehe, dass ein nach ihr im Lesen unterrichtetes Kind nicht so leicht und gut orthographisch schreiben lernen werde, als ein nach jener unterwiesenes;“ eine Einwendung, die bekanntlich schon öfter gegen die *Oliviersche* Methode gemacht, auch von ihm widerlegt ist. „Bey alle dem,“ meynt der Vf. wieder, „sey sie da, wo eine gute Mutter sich dem Geschäfte des Lehr-Unterrichts unterziehen könne, unter allen, bis jetzt bekannten, am meisten zu empfehlen, weil die Methode am meisten zu empfehlen sey, welche das Lesen dem Kinde gleichsam spielend beybringe.“ Für die Schulen aber will er sie nicht empfehlen, weil „bey Kindern, welche, ohne vorher überhaupt einen eigentlichen Unterricht erhalten zu haben, in die Schule gebracht würden, unumgänglich nothwendig sogleich mit der Bildung der Aufmerksamkeit, Besonnenheit und Selbstbeherrschung der Anfang gemacht werden müsse; und diess scheine ihm am zweckmässigsten durch das Lesenlernen nach der verbesserten gewöhnlichen Methode zu geschehen.“ (Warum eine Mutter bey ihrem Privat-Unterrichte nicht auch damit anfangen müsse, und warum die *Oliviersche* Methode dazu weniger tauglich sey, läst der Vf. unerörtert.)

„Da ich eben von den *Seelenfähigkeiten* geredet habe, welche durch die Schulen und für dieselben geweckt und geübt werden sollen,“ fährt er unmittelbar fort: „so will ich gleich noch einige Bemerkungen über diese Uebung, nicht bloß bey dem ersten, sondern bey dem ganzen Unterrichte in *Volkschulen*“ (wovon hier zum ersten Male die Rede ist) „folgen lassen.“ Der Vf. erklärt sodann, dass ihn die, in den meisten Lectionsplanen, *Verstandes-Uebungen* überschriebene Rubrik jedesmal mit „einer Art von Wehmuth erfülle,“ — weil der Unterricht „nicht bloß Uebung des *Verstandes*, sondern aller Seelenkräfte werden solle“ (was man doch auch wohl unter dem, dem Vf. so anstößigen Ausdrucke eigentlich verstanden hat). Er deutet darauf hin, wie die Sinne des Gehörs und Gesichts, die Aufmerksamkeit und Urtheilskraft, das Augenmaß, Witz und Scharfsinn durch den Unterricht im Lesen und andere Gegenstände der Elementar-Kenntnisse geschärft werden könne. Unter die letzten will er Geographie, Naturgeschichte, vaterländische Geschichte, Rechnen, Auswendiglernen des Vorgetragenen, Schreiben und Uebung im Lesen

Tttt

Lesen anderer Handschriften, in Räthseln und Charaden aufgenommen wissen. Für den Unterricht in der Naturgeschichte verlangt er eine bessere Methode, als bisher befolgt worden, und fordert, daß er hauptsächlich dahin gerichtet werde, die Jugend zu gewöhnen, daß sie jeden Zuwachs ihrer Erkenntnis zum Gebrauche für das Leben benutze. Ein erheblicher Nebenvortheil," meynt er, "würde von dieser Verbreitung naturhistorischer Kenntnisse für die *Wissenschaft selbst* entstehen. Unsere Naturforscher lebten meistens auf ihren Studierstuben und schöpften ihre Gelehrsamkeit aus Büchern. Das einzige Buch, welches sie wahrhaft unterrichten könnte, läßen sie höchstens auf sogenannten Excursionen." (Den Beweis für diese harte Beschuldigung bleibt der Vf. schuldig und mögen ihn die *Naturforscher* deshalb zur Rechenschaft ziehn, es auch mit ihm ausmachen: ob er recht habe, wenn er behauptet, daß) „eine Menge der interessantesten Natur-Erscheinungen verloren gingen oder mit großem Vorurtheile angefehlt würden, weil Ackerleute, Hirten, Jäger u. s. w. bisher in diesem Buche nicht hätten lesen und durchaus keinen Bericht davon abtatten können.“ — „Von der Naturlehre und Technologie kann," seiner Meinung nach, „in den allgemeinen Volks-Unterricht nur wenig aufgenommen werden, weil dazu zu viele Zeit, zu große Anstalten und Kosten erfordert würden.“ (Rec. gesteht, nicht einzulehnen, in wie fern diese mehr erfordert würden, um die Elementar-Kenntnisse der Naturlehre, als die der Naturgeschichte oder Geographie vorzutragen; und daß dieselben, sowohl als die ersten Begriffe der Technologie, nicht nur zur Beförderung der Geistes-Cultur, als auch zur Vorbereitung auf die künftige Erwerbsthätigkeit noch weit wirklamer und nützlicher werden müsse, als z. B. Geographie und Geschichte, fällt in die Augen.) Rec. übergeht, was der Vf. in Betreff des Nutzens und der Nothwendigkeit der übrigen von ihm vorgeschlagenen Gegenstände des Volks-Unterrichts beybringt, weil sie größtentheils schon, als zu demselben gehörig, allgemein anerkannt, und, wenn auch nicht in der Vollkommenheit, in welcher sie der Vf. fordert und mit Recht fordert — gelehrt werden, und bemerkt nur im Allgemeinen, daß sie mit jenem zusammen eine Masse von Kenntnissen bilden, die allerdings dem Volke zu wünschen ist, deren zweckmäßige und vollständige Mittheilung aber — bey einem Blicke „auf die Dinge wie sie sind," wenigstens „für eine gewisse Reihe von Jahren," noch unter die *idealen* Ideen und Vorschläge gerechnet werden dürfte, denen der Vf. so abgeneigt ist. *Luthers* Frage: „wie geschieht das?“ deren Unterlassung er den Pädagogen in der Vorrede vorrückte, wird auch von ihm hier unberührt gelassen. Statt dessen findet er für nöthig, sich hier über einige „Grundsätze“ zu erklären, „die er noch nicht ausdrücklich angegeben habe, weil er da, wo er sie anwandte, *ohne* ihm weniger Widerspruch befürchtete; über welche er sich aber nun, theils um bey dem Folgenden Mißverhältnisse zu verhüten, theils um sich Wiederholungen

zu ersparen, mit seinen Lesern ein für allemal zu verständigen suchen will.“ „Ueberall, wo von Erkenntnissen die Rede ist, fährt er dann fort, sey es eine ungebührliche Frage: *wozu nützen sie?*“ Alle Kenntnisse ständen in dem genauesten Zusammenhange, und „Beobachtungen hätten oft eine lange Reihe von Jahren völlig unnütz und leer geschienen, bis sie auf einmal eine bewundernswürdige Anwendung gefunden.“ — „Auf gewisse Weise finde diess auch in Ansehung der Kenntnisse Statt, welche sich der Einzelne erwerbe. Unmöglich könne er genau vorher bestimmen, welche er im Leben nöthig habe. Tausend und abertausend Individuen *äßen ihr Brod von* Kenntnissen und Fertigkeiten, die sie sich in ihrer Jugend bloß nebenher oder erst im reifern Alter zu eigen gemacht hätten.“ Ist diess Raisonement richtig, so fällt, wie man leicht erkennt, alle Vorbereitung für künftige Bestimmungen im Staate, so wie alle Auswahl des zu Erlernenden hinweg. Wo von Erkenntnissen die Rede ist, ist die Frage: *wozu sie nützen*, überall eine *ungehörliche* Frage. Ein jeder muß alles lernen, weil er nicht wissen kann: ob er und *von* welchen Kenntnissen und Fertigkeiten er einmal *sein Brod essen* wird! Wem fällt es nicht bey dem ersten Blicke in die Augen, daß diese Ungewisheit über künftige Anwendung des Erlernen ein Uebel und diess Uebel eine Folge des bisherigen häufigen Mangels einer zweckmäßigen Vorbereitung auf die besondere künftige Bestimmung im Staate war; also wohl sehr unpasslich hier als ein Beweis für die Behauptung, daß die Frage, *wozu eine Kenntnis nütze*, eine „ungehörliche“ Frage sey. Lehrt nicht die Erfahrung täglich, daß da, wo eine feste Bestimmung für irgend ein Erwerbs-Verhältniß und eine wirklich zweckmäßige Vorbereitung Statt findet, die von dem Vf. angeführten Fälle nur höchst selten eintreten? Der von Jugend auf planmäßig dafür gebildete Militär, Kaufmann, Künstler wird sein Metier fast nie verlassen; der Studierende seine Laufbahn auch nicht leicht verändern, wenn er bey dem Beginnen derselben sein Ziel fest ins Auge gefaßt und bey dem Fortschreiten unverrückt im Auge behalten hatte, und diess wird er, wenn die Wahl verständig getroffen wurde und die Vorbereitung zweckmäßig war. Wahrscheinlich dachte der Vf. an die theologischen Apostaten, die sich unter den Gelehrten und Geschäftsmännern in unsern Tagen in immer größerer Anzahl wahrnehmen lassen; vergaß aber dabey, daß unter denselben sich gewiß so leicht keiner befindet, der den Voratz wirklich und ernstlich gefaßt hatte, ein geistliches Amt zu erhalten und sich dazu wirklich und ernstlich vorbereitete. Diese Betrachtungen liegen zu nahe, als daß sie dem Vf. auch selbst auf seinem stüchtigen und unregelmäßigen Gange hätten ganz entgehn können. Vielleicht fiel ihm auch wieder ein, daß er kurz vorher erst erklärt hatte: „der Unterricht müsse hauptsächlich dahin gerichtet seyn, die Jugend zu gewöhnen, daß sie jeden Zuwachs ihrer Kenntnisse zum Gebrauche für das künftige Leben benutze“ (soll doch wohl heißen: für ihren künftigen Lebens-

Lebens-Zweck nutzbar gebrauchen könne). Er lenkt daher hier auch wieder etwas ein. „Der einzelne,“ sagt er, „könne nur das benutzen, was für seinen Platz passe. Er müsse sich diejenigen Kenntnisse auswählen, die ihm die unentbehrlichsten wären; die Frage, was es ihm nütze, dieses oder jenes zu lernen, sey bey ihm nicht bloß statthaft, sondern sogar nöthig; es sey nicht unendlich schwierig, diejenigen besondern Zweige des Wissens auszumitteln, die dem Stande und Verhältniſſe, worin wir zu treten gedächten, vorzüglich nöthig und nützlich wären, und die Schulkenntnisse bewährten für jeden Menschen, in jedem Stande ihre Nutzbarkeit.“ Bald darauf äußert er sich aber wieder dahin: daß „der sehr zu bedauern seyn werde, der mit einer bestimmten Summe von Kenntnissen für das Leben auszukommen dächte, weil die Menge von den Gegenständen, die uns umgaben und von den Umständen, worin wir versetzt werden könnten, unendlich sey. Das, was wir bloß erlernten, gewähre gar keine Kenntniß, sondern verdiene dann nur erst diesen Namen, wenn es durch eigene Geisteskraft bearbeitet und mit der ganzen Masse unserer Vorstellungen verwebt werde. In beiderley Rückfichten bleibe daher nichts übrig, als daß die Geisteskraft selbst gebildet werde.“ — „Sie sey so sehr die Hauptfache aller Vorbereitung für das praktische Leben, daß es ungleich weniger auf die erworbenen Kenntnisse, als auf sie ankomme.“ — Der Widerspruch, in welchen dieß mit dem nächst vorhergehenden tritt, ist zu auffallend, als daß erst darauf hingewiesen werden dürfte. Doch diese letztern Aeufserungen, für sich genommen, müssen dem verständigen, denkenden Leser nicht minder, als jene eben erwähnten zum Anstoße gereichen. Es muß befremden, solche Sätze in dem Werke eines Mannes zu finden, der von sich selbst den Beruf ankündigt, an einer allgemeinen Unterrichts-Reform und der Ausarbeitung und Ausführung eines allgemeinen Unterrichts-Plans mit zu arbeiten, der überall auf die Dinge wie sie sind, hinweist und die Pädagogen tadelt, die nur allgemeine Theorien vortragen und auf die Anwendbarkeit oder Uanwendbarkeit derselben keine Rücksicht nähmen. Schwerlich sind wohl jemals von solchen Erziehungs-Reformatoren diese und ähnliche Sätze allgemeiner, unbestimmter und vager vorge tragen, und noch dazu da vorgetragen worden, wo ganz eigentlich von den Erfordernissen eines zweckmäßigen Volks-Unterrichts die Rede war. Bringt es nicht die Natur der bürgerlichen Verhältnisse und Gewerbe mit sich, daß stets die bey weitem größte Zahl der Staatsbürger, oder das Volk, auf eine bestimmte Summe von Kenntnissen beschränkt bleiben und damit auskommen könne und müsse. Was heißt das: „die Menge der Gegenstände und Umstände sey unendlich?“ Wo findet sich diese Unendlichkeit in den Verhältnissen und Beschäftigungen des Landmanns, des Handwerkers, Fabrik-Arbeiters, Krämers, gemeinen Soldaten u. s. w., die doch die große Masse des Volks ausmachen? Wie konnte der Vf., in Beziehung auf diese, sagen, daß sie das, was

sie bloß erlernt hätten, für „gar keine Kenntnisse rechnen könnten.“ Bedarf nicht der größte Theil von diesen wenigstens eben so viele mechanische Fertigkeiten, als Einsichten; genügt es nicht selbst einem großen Theile daran und muß es ihm daran genügen? Was soll der gemeine Fabrikarbeiter mit Geisteskraft, was soll der Krämer, was soll endlich der Bauer — zumal der leibeigene Bauer damit? Werden nicht selbst alle untergeordnete Staatsdiener mehr des Erlernen bedürfen, als ihre Geisteskraft zu üben Gelegenheit haben? Oder versteht der Vf. unter diesem Ausdrucke etwas ganz andres, als was er gewöhnlich bedeutet? und was denn? Und wie mag der Vf., selbst ein Gelehrter, auch in Beziehung auf die gelehrten Stände und Bestimmungen im Staate, sagen: „es komme ungleich weniger auf die wirklich erworbenen Kenntnisse, als auf sie an. Man sieht wohl — und er deutet es, auch gleich in der Folge näher an — wodurch er sich verleiten lieſt. „Der preussische Staat,“ sagt er, „zähle unter seinen verdienstlichsten und angeesehensten Beamten im Militär-, Diplomatischen-, Finanz- und Justiz-Fache Männer, die ursprünglich Theologie studirt hätten“ u. s. w. Aber wie kann dieß da angeführt werden, wo von Volks-Bildung die Rede ist? Kann der Gang, den außerordentliche Genies nehmen, zur Regel werden und Maximen begründen? Und konnten selbst diese, mit vorzüglichen Talenten versehene, Männer, — doch immer auch durch die Umstände und ihre Verbindungen mit den höhern Ständen und Verhältnissen begünstigt — diese Laufbahn betreten und vollenden, wenn sie nicht wenigstens eben so viele Kenntnisse als Geisteskraft in dieselbe mitbrachten, wenn sie nicht unendlich viel Dinge bloß erlernt hatten, die ihnen zu Hilfsmitteln dienten, sich wieder andere zu eigen zu machen. Sah der Vf. nicht, welche üble Wirkung diese so unbestimmt hingeworfenen Aeufserungen auf den Leichtfinn jugendlicher Gemüther zumal in unsern Tagen machen müßte, wo man ohnehin so wenig geneigt ist, zu erlernen? Und wußte er nicht, daß vor zwanzig Jahren ein Campe, Stuve und andere, damals neuere Pädagogen mit Recht streng getadelt wurden, als sie ähnliche Sätze vortrugen, und daß dadurch in der That eine Zeitlang eine Oberflächlichkeit und Seichtigkeit im Studiren und Unterrichten veranlaßt wurde, die noch jetzt vielfach genug empfunden wird? Doch der Vf. lenkt auch von diesen auffallenden Aeufserungen gleich nachher wieder ein, und erklärt: „Erlangung von Kenntnissen müsse mit der Entwicklung der Geisteskraft verbunden, die Geisteskraft müsse an Kenntnissen und zwar an solchen Kenntnissen geübt werden, die an sich und für die künftige Bestimmung des Züglings von entscheidender Wichtigkeit wären.“ Er meynt: „es sey untreitig ein gutes Hilfsmittel, den ganzen Vorrath von Wörtern und Redensarten einer Sprache inne zu bekommen, wenn man ein gutes Lexicon auswendig lerne, — aber Niemand werde es im Ernst empfehlen, weil dadurch nur auf einen einzigen Zweck hingearbeitet, nur eine Seelenkraft geübt werde.“ Er verbreitet sich sodann über die nothwend-

wendige verhältnißmäßige Ausbildung aller Seelenkräfte, und äußert hier nun freylich manche Sätze, die mit den oben ausgehobenen einen ziemlich auffallenden Widerspruch zu bilden scheinen, und unstreitig der Wahrheit und den bürgerlichen Verhältnissen, wie sie sind und seyn können, weit näher kommen, als jene. „In den cultivirten Staaten,“ sagt er unter andern, „wären drey Classen von Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft entstanden: die, welche sich vornehmlich den Geistesarbeiten widmen, die, welche mechanische Geschäfte treiben, und die, welche gleichsam zwischen beiden in der Mitte stünden, indem sie mit ihren mechanischen Arbeiten einen höhern Grad von Geistesbildung, oder mit geistigen Geschäften einen gewissen Mechanismus verbänden. Jede von diesen bedürfe zu ihrem Berufe entweder so vieler Vorbereitung oder so vieler Uebung und ununterbrochener Anstrengung, daß sie nicht wohl Zeit oder Kraft übrig behielte, auch das in ihren Wirkungskreis zu ziehn, was eigentlich für die andern beiden gehöre. Außerdem sey jedem eine gewisse *Gewöhnung* nöthig, damit sie nicht bloß an ihrem Zustande, sondern auch an ihren Beschäftigungen Gefallen fänden.“ — „Von allen Kenntnissen und Fertigkeiten, welche sich Zöglinge in den Schulen erwürben, müsse es ihnen anschaulich werden, daß sie *geradezu beyträgen*, entweder ihren Tugendfinn zu erhöhen und zu befestigen, ihre praktischen Urtheile zu berichtigen und zu schärfen und sie zur *Führung ihrer Geschäfte*, ihres Hauswesens tüchtiger zu machen; damit sie sich gewöhnen, auf alle

ihre Kunst nur in so fern einen Werth zu legen, als sie sich angelegen seyn lassen, solche dazu zu benutzen.“ Sollte man wohl glauben, daß derselbe Schriftsteller, der hier redet, auch mehrere der eben mitgetheilten Aeußerungen und zwar in einer und derselben Schrift und wenig Seiten hinter einander gemacht habe? Gleichwohl ist es nicht nur in der That so, sondern der Vf. erklärt nun, daß er diese (doch wohl diese letztern) bey der Prüfung der *Pestalozzischen* Unterrichts-Methode zum Grunde legen wolle, zu welcher er sodann unmittelbar fortgeht, und welche den ganzen noch übrigen Theil dieses *ersten Kapitels fünf und fünfzig* Seiten lang einnimmt.

Es scheint, man könne hier erwarten: daß der Vf. den Geist dieser Methode darzustellen, den Gesichtspunkt, woraus er ungefähr wird beurtheilt werden müssen, nachgewiesen, und das, was von Werth und Nutzbarkeit in dieser Methode enthalten sey, ausgehoben, und die Anwendbarkeit desselben in der Erziehung überhaupt und dem Volks-Unterrichte insbesondere gezeigt habe. Von allem diesem ist, streng genommen, hier so gut als gar nichts geschehn. Was der Vf. liefert, ist eine Art von Kritik der *Pestalozzischen* Elementar-Unterrichtsbücher, die jedoch mehr in einer Zerstückelung und Aushebung einzelner Bruchstücke, als Darstellung der darin anschaulich gemachten Unterrichts-Grundsätze besteht, und welche dahin abzielt, darzuthun: „daß die *Pestalozzische* Methode nicht dazu geeignet sey, die Jugend so zu bilden, wie sie nach richtigen Erziehungs-Grundsätzen gebildet werden müsse.“

(Die Fortsetzung folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

**GESCHICHTE.** Berlin u. Leipzig, b. Dieterici u. in Comm. b. Köhler: *Friedrichs des Einzigen merkwürdigste Begebenheiten von seiner Geburt bis zu seinem Tode.* Im Grundriß. Von einem Officier der preuß. Armee. 1803. 5½ Bog. kl. 8. (7 gr.) — Eine kurzgefaßte und daher wohlfeile Geschichte Friedrichs des Großen für alle Volksclassen wollte der uns unbekannt Vf. laut seiner Vorrede, liefern, weil der reichhaltige Stoff dieses hohen Gegenstandes alle bisherigen Werke zu groß, folglich zu theuer für den unbemittelten Theil des Publicums, ausfallen ließ. Diese Absicht ist eben nicht verwerflich; aber die Arbeit hätte doch zweckmäßiger ausgeführt werden können und sollen. Sie ist theils zu mager, folglich nicht anlockend, theils zu einseitig, indem bey den Kriegskünsten des großen Mannes am längsten verweilt wird, die weit interessanteren Friedenskünste aber kaum berührt werden, theils auch unverhältnißmäßig, weil z. B. der bayrische Erbfolgestreit weit umständlicher auf einem halben Bogen, als der siebenjährige Krieg auf zwey Bogen erzählt ist. Ersteren wären verhältnißmäßig höchstens zwey Blätter zu widmen gewesen. Die Dürftigkeit des Ganzen erhellt schon aus der geringen Bogenzahl; und selbst diese würde geringer seyn, wenn der Druck minder verschwenderisch wäre eingerichtet worden; auf groß Octav gedruckt, hätte sich alles bequem auf drey Bogen bringen lassen. Auch mangelt es nicht an

Fehlern; z. B. S. 10. wird gesagt, *Voltaire* habe freyen Zutritt zum Könige, der damals noch Kronprinz war, gehabt; als solchem aber war ihm, unsers Wissens, V. persönlich noch gar nicht bekannt. — Wie soll man, was S. 15. geäußert wird, verstehen? England allein versprach (bey dem ersten schlesischen Kriege) der Königin Maria Theresia 12,000 Mann, denen der König 30,000 entgegen setzte!!! — S. 22. der *General Einsiedler* statt *Einsidel.* — S. 25. *Ostfriesland*, auf welches er Ansprüche machen konnte. Vielmehr: auf welches er Anwartschaft hatte. — S. 36. der *Graf von Cumberland*, statt: der *Herzog von Cumberland.* — S. 33. heißt es, die Russen wären 150,000 Mann stark in Preußen eingefallen, welches unnöthigerweise S. 36. wiederholt wird. Das Wahre ist, daß ihrer kaum 100,000 waren. — S. 49 f. wird der Anlaß zur Schlacht bey Liegnitz mit London unrichtig dargestellt: denn der König stieß nicht (gleichsam zufällig) auf den österreichischen Feldherrn, sondern er ging ihm absichtlich entgegen. — Der bayrische Erbfolgestreit ist nicht ganz richtig dargestellt. — Ueberhaupt war wohl das ganze Unternehmen überflüssig; *Hammerdürfer's* zuerst 1786. und dann 1787. in einer zweyten Auflage erschienen, auch ins Französische und Schwedische überleszte Schritt leistet mehr, als diese Skizze, und ist sogar wohlfeiler. (A. L. Z. 1787. Nr. 6. b.)

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 25. Junius 1805.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, in d. Realschul-Buchh.: *Ideen über National-Erziehung, besonders in Rücksicht auf die königlich preussischen Staaten*, von D. Johann Friedrich Zöllner, u. s. w.

(Fortsetzung der in Num. 171. abgebrochenen Recension.)

Rec. enthält sich hier billig einer Kritik der Kritik des Vfs., indem sie wenigstens so ausführlich werden mußte, als die seine, und er dadurch das Mafs dieser, ohnehin schon vielleicht zu langen, Anzeige überschreiten würde. Einige Bemerkungen kann er indessen nicht unterdrücken; welche auch bey einer Vergleichung mit der Kritik des Vfs. wenigstens zur richtigen Auffassung des Gesichtspunkts, aus welchem diese beurtheilt werden muß, vielleicht hinreichen wird.

Rec. hält es für ein großes Uebel und eins der wichtigsten Hindernisse wahrer und solider Verbesserung des Unterrichts und Erziehungswesens, daß über neue, oder auch nur wieder in Anregung gebrachte alte Vorschläge gleich ein so ungeheurer marktshreyerischer Lärm erhoben wird. Die Schuld davon hat *Basford* hauptsächlich auf der Seele, der zuerst den Ton hierin angab; und von dem es herührt, daß neue Erziehungs-Methoden und Institute, wie neue Quackfalbereyen ausgedoten und ausposaunt werden. In den übrigen Fächern der Kunst und Wissenschaft (die neueste Philosophie und Medicin etwa ausgenommen) macht man Entdeckungen, legt sie öffentlich vor, prüft sie und verwirft sie, oder fügt sie den übrigen für dieselben bereits gesammelten Schätzen bey und arbeitet so dem Ziele der Vervollkommnung ruhig entgegen. Hier aber muß das Neue ganz und allein vortrefflich seyn; hier ist alles, damit nicht Uebereinstimmende, nicht nur Unwissenheit und Barbarey, sondern auch Qual und Plage für die Menschheit, und folglich sind die, welche bisher demselben anhängen oder Anwendung davon machen, unwissende Barbaren und Menschenquälere, Beförderer des menschlichen Elends gewesen. Diese Verfahrens-Art hat den natürlichen Erfolg, daß diese, um die ihnen dadurch zwar indirect, aber deshalb nicht minder bestimmt gemachten harten Beschuldigungen von sich abzuwälzen und ihre bisherigen Methoden zu vertheidigen, die neuen verwerfen, oder bestreiten. Dadurch hat *Olivier* unstreitig vielen Widerspruch gegen sich erregt, und eben so *Pestalozzi* so manche unrichtige Beurtheilung seiner Vorschläge veranlaßt. Der erste besonders liefs sich durch seinen

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

Enthusiasmus verleiten, seine Methode gleich durch eine allgemeine Vorschrift, von obenher, für ein ganzes großes Land allgemein machen zu wollen, und reizte dadurch alle diejenigen gegen sich, welche hierin eine Beschränkung ihrer Freyheit und Herabsetzung ihrer Kenntnisse und Erfahrungen erkannten. *Pestalozzi* hat hierin weniger selbst verschuldet; desto mehr aber seine gar zu enthusiastischen Schüler und Verehrer. Sie sind es unstreitig, die den Gesichtspunkt verrückten, aus welchen die Bemühungen dieses Mannes zur Verbesserung des Unterrichts und Erziehungswesens betrachtet werden müssen, und von ihm selbst wahrscheinlich auch noch immer betrachtet werden. Sein Zweck war wohl unstreitig nur auf die Bildung der niedrigsten, von allen Hilfsmitteln entblößten Volksclaffen gerichtet. „Er lebte,“ seiner eigentlichen wörtlichen Aeußerung nach, „wie ein Bettler, um Bettler, wie Menschen leben zu machen.“ Er erkannte die Quelle des Ungemachs, was vornehmlich über die kleinen, demokratischen Cantone durch die gewaltfame Revolutionirung derselben kam, hauptsächlich in ihrer tiefen und fast allgemeinen Unwissenheit und Barbarey. Es ist bekannt, daß ihn, nachdem der District Unterwalden, mit dem Walde, durch die schreckliche Mordscene (am 9. Sept. 1799.) überwunden und unterworfen und verheert war, die helvetische Regierung dahin berief, um ein Waisenhaus und eine Unterrichts-Anstalt für die durch diese Mordscenen verwaisten und hilflos gewordenen Kinder einzurichten. Hundert Kinder drängten sich um ihn, die von allen Hilfsmitteln zum Unterrichte, wie zum Leben, entblößt waren. Diese seine Lage und das hohe Ziel, was sein kühner und kräftiger Geist sich vorgesteckt hatte, bildeten seine Ideen aus, und nach diesen können und müssen sie nur beurtheilt werden. Die erste Frucht dieses unablässigen Arbeitens seines Gemüths war sein Buch, wie *Gertrud ihre Kinder lehrt*, durch welches er auch in die häusliche Erziehung überzutragen suchte; was er in seiner Unterrichts-Anstalt leistete. Was er that, war wie das, was er darüber in jenem Buche selbst niederschrieb, die Wirkung und Aeußerung eines hochbegeisterten Gemüths. „Ich stand in der Mitte von achtzig Kindern,“ sagt er in seinem Buche: wie *Gertrud ihre Kinder lehrt*, „deren einige von vielen Anmassungen, andere von offnem Bettel, alle völlig unwissend waren. Ich sprach ihnen Töne vor, machte sie selbige nachsprechen; wer es sah, erstaunte über die Wirkung. Sie war freylich ein Meteor, das sich in der Luft zeigt und wieder verschwindet; niemand erkannte ihr Wesen; ich erkannte es selbst nicht.“ Sie war die Wirkung

Uuuu

einer



einer einfachen psychologischen Idee, die in meinem Gemüthe lag, deren ich mir aber selbst nicht deutlich bewußt war." Ueber das Wesen dessen, was er in Verbesserung des Volksunterrichts eigentlich wollte," sagt ein sehr urtheilsfähiger Schriftsteller, der ihn genau kannte und, damals besonders, täglich beobachtete, „schien er damals noch im Dunkeln zu seyn." Wir dürfen wohl hinzusetzen, es scheint ihm noch nicht völlig klar geworden zu seyn, und dürfte ihm bey seinem glühenden Enthusiasmus auch wohl nie ganz deutlich werden. Seine stets rege Phantasie, die immer „seine innere Welt auf die äußere übertrug," liefs ihn voraussetzen, das die Mütter in den niedrigsten Ständen Sinn und Zeit hätten, den ersten Unterricht selbst zu geben, weil er allerdings am natürlichsten und wirksamsten von ihnen selbst gegeben werden könnte. Er war ja, wie er selbst sagt, in seiner Erziehungs-Anstalt „Oberaufseher, Zahlmeister, Lehrer, Hausknecht und fast Dienstmagd," — warum sollte eine Mutter nicht ihr eigenes und ein jeder Mensch mit Menschen-Verstande andre Kinder gehörig unterrichten können, wenn er dazu nur einfache, zweckmäßige Anleitung erhielt? Diese wollte er in seinen Elementar-Unterrichtsbüchern geben. Er entwarf zu dem Ende *Formeln des Unterrichts*, durch welche jede verständige Mutter, jeder mit Menschen-Verstand und Sinn für sein Geschäft versehene Lehrer in den Stand gesetzt werden sollte, ohne anderweitige, nur mit Mühe und Kosten zu erlangende, Hülfsmittel seiner Bestimmung — dem Bedürfnisse jener Volksklassen nach — ein Genüge zu leisten.

Für solche Formeln, Schemata erklärt ja Pestalozzi selbst (in der Vorrede zu seinem Buche für Mütter) den Inhalt desselben. Andere geben allgemeine Anweisungen, Theorien ihrer Unterrichts-Methoden; er giebt Formeln dafür, in welche, wie er selbst zu erkennen giebt, der Geist hineingelegt werden muß. Jene schreiben für wissenschaftlich gebildete Lehrer; er für solche, die nur einen praktischen Sinn und reine Liebe für die Sache hatten, für Mütter, für Landleute, die sich diesem Geschäfte unterziehen konnten und wollten. Unbegreiflich ist es daher, wie man, bey eigener Einsicht dieser Elementarbücher, Anstoß daran nehmen kann — was unter andern Hr. Z. ebenfalls dagegen einwendet — daß der Gebrauch dieser Elementarbücher die Kinder ermüden müsse, die Methode zu weit schweifig sey. P. sagt ganz bestimmt: „es ist nicht der Fall, daß die Mutter, bey dem Unterrichte zum Bemerkten und Reden, sich einseitig und ununterbrochen mit dem Kinde am menschlichen Körper so aufhalten müsse, bis sie alle diese Übungen so durchgelaufen und vollendet hat; — im Gegentheil muß sie am Faden dieser Wegweisung lernen, den ganzen Kreis der Gegenstände, die die Sinne des Kindes nahe berühren, nach eben diesen Gesichtspunkten ins Auge zu fassen." — Kann man, nach dieser Aeußerung, seinen Zweck noch verkennen? Kann man einen andern erkennen, als eine praktische Anleitung zu geben: die Kinder zu üben, auf die dasselbe am nächsten angehenden und mit diesen in näherer oder ent-

fernterer Verbindung stehenden Gegenstände und ihre Verhältnisse zu achten, überhaupt aufzumerken, ihre Stannfähigkeiten und ihr Bewußtseyn zu wecken und zu entwickeln? An diese schließt Pestalozzi die Übungen des Verstandes und Combinations-Vermögens, wozu er in den folgenden Abtheilungen seines Elementarbuches ebenfalls nur Schemata giebt, die tausendfacher Modificationen und Veränderungen fähig sind. Ist dies sein Zweck, so dünkt Rec., habe man Unrecht, sich dabey aufzuhalten, ob es Etwas ganz Neues sey, diesen Weg der Ausbildung einzuschlagen, oder an einzelnen Formeln und Aeußerungen sich zu stoßen. Man müßte bloß prüfen: in wiefern diese Verfahrensart überhaupt zweckmäßig und anwendbar, oder in wiefern sie es mehr oder weniger sey, als andere; überhaupt nicht an Buchstaben kleben, sondern Geist und Wesen auffassen, und vor allen Dingen den Gesichtspunkt festhalten: daß die Pestalozzischen Lehrbücher nicht für Schulen, sondern für Lehrer geschrieben sind, daß ihre Bestimmung eigentlich auf den Unterricht der untern Volksklassen gerichtet ist; und daß sie auch in dieser Tendenz nicht sowohl alles für dieselben Wissenswerthe enthalten, sondern nur Anleitung gewähren sollen; diejenigen Fähigkeiten und Fertigkeiten bey denselben zu entwickeln, welche diesen besonders nöthig und nützlich sind. Und findet man die Pestalozzische Methode denn auch noch zu diesem Zwecke unzulänglich, oder völlig untauglich: so sollte man doch das heilige Feuer des edelsten Enthusiasmus ehren, welches aus diesen trocknen und kalten Formeln hervorglüht und sich dadurch wenigstens in sofern für die Sache erwärmen lassen, daß man alles prüfe und das Gute behalte. Muß denn immer gleich von einer vollständigen und allgemeinen Einführung dieser Methode und dieser Bücher die Rede seyn? Kann man nicht sonst für Unterricht und Erziehung Nutzen daraus ziehn? Und muß man alles verwerfen, weil man nicht alles seinen theoretischen Vorstellungen angemessen, oder das Ganze, so wie es da ist, in der Anwendung der Erwartung entsprechend findet?

Wir wenden uns nun zu der Anzeige des Inhalts des zweiten Kapitels, in welchem der Vf. nun (erst auf der 189ten Seite seines Werks) zu dem Hauptgegenstande seiner Schrift, der *National-Erziehung*, mit besonderer Rücksicht auf die preussischen Staaten, gelangt. Er geht in dieser Abhandlung von der Bemerkung aus: „in der Vorzeit habe jede Nation ein eigenes Reich gebildet, d. h. diejenigen Völker, die von gleicher Abstammung gewesen wären und einerley Sprache geredet hätten, hätten auch ihre eigene Regierung gehabt." Der Vf. bringt weder Beweis für diese Behauptung bey, noch erklärt er sich darüber, wenn diese Vorzeit, seiner Meinung nach, Statt gefunden habe. Rec. gesteht, sie in der Geschichte, so weit sie ihm bekannt ist, nicht auffinden zu können. In der alten, wie in der mittlern und in der neuern Geschichte hat es Reiche gegeben, die mehrere Nationen umfaßten, und Nationen, die andern Reichen incorporirt waren. Alle großen Reiche, be-

sonders der alten Geschichte, umfaßten mehrere Völker von verschiedener Abstammung und Sprache unter einer Regierung. Eben so unrichtig, wie jene erste, ist die unmittelbar darauf folgende Behauptung; daß „der Begriff des Vaterlandes jetzt bloß an der gemeinlichen Regierung haften.“ Auch widerlegt sie der Vf. einige Seiten nachher selbst, durch eine Auseinandersetzung dessen, was den Nationalgeist belebe. Ganz dieser Behauptung entgegen, zeigt er hier, daß z. B. alle Italiäner und alle Deutsche, ungeachtet sie durch so sehr viele Regierungen von einander gerissen wären; doch durch National-Banden an einander geknüpft würden, welche doch keine andere, als die des gemeinschaftlichen Vaterlandes sind und seyn können. Der Vf. rechnet dahin 1) gemeinsame Sprache, 2) gemeinsame Abkunft und 3) Zusammentreffen der Ideen, Maximen, Grundätze und Sitten. Er wirft sodann die Frage auf: „was durch die öffentliche Erziehung geschehen kann, um den Nationalgeist zu wecken?“ den er, wie es scheint, an die Stelle der Vaterlandsliebe der Völker des Alterthums setzen möchte.

Zu der Beantwortung jener Frage empfiehlt er zuvörderst die Einführung einer Sprache durch ein ganzes Reich, und in besonderer Rücksicht auf die preussische Monarchie: die Einführung der deutschen Sprache, wozu er in dem in deutscher Sprache in allen Provinzen zu ertheilenden Schul-Unterrichte ein sicheres und zweckmäßiger Mittel findet. Der Vf. bemüht sich auf alle Weise, diesen Vorschlag als annehmlich und leicht ausführbar darzustellen. Dennoch scheint es Rec., daß er auch hier unrichtige Voraussetzungen durch gewagte Behauptungen unterstütze und mit sich selbst im Widerspruche stehe. Er rechnet die Sprache zu den vorzüglichsten National-Banden; er muß also auch wohl zugestehen, daß einer jeden Nation ihre Sprache werth sey, und dennoch will er z. B. der polnischen Nation in den preussischen Staaten die deutsche Sprache aufdringen — also doch auch sie nach und nach der ihrigen berauben; er will sie dadurch der preussischen Regierung geneigt machen, preussischen Nationalgeist in ihnen erwecken! Die Erfahrung hat mehrere Male, und zuletzt auch durch die Bemühungen Kaiser Josephs II., in Ungern die deutsche Sprache zur Nationalsprache zu machen, unwidersprechlich dargethan, daß ein Volk Unterdrückung fürchtet, sobald es die Absicht, es seiner Sprache zu berauben, wahrnimmt oder ahndet. Ungeachtet die polnischen Provinzen der preussischen Staaten keinen Staatskörper für sich bilden, wie Ungern: so werden doch höchst wahrscheinlich die Einwohner in demselben sobald noch nicht aufhören, sich als eine besondere Nation, oder einer besondern Nation angehörig, zu betrachten. Diejenigen, welche die Nation in Polen bildeten, werden eben so wahrscheinlich fühlen, daß sie ehemals herrschte; wodurch das Bewußtseyn, daß sie jetzt unterthan ist, nicht sehr angenehm werden kann. Es ist natürlich, daß, so lange dies statt findet, sie den Deutschen und allem, was deutsch ist,

also auch der deutschen Sprache, nicht sehr hold seyn, und geneigt seyn können, sich mit den Deutschen zu amalgamiren. Es ist bekannt, daß der in manchen Provinzen so sehr zahlreiche kleine und arme Adel hierin ganz die Gefinnungen des großen und reichen theilt, und die Verhältnisse bringen es mit sich, daß jene wie diese auf den eigentlichen Bauer einen entscheidenden Einfluss haben. Der Klerus theilt im Ganzen genommen die Gefinnungen und den Einfluss des Adels. Ein dritter Stand ist bekanntlich in diesen Provinzen beynahe so gut als noch gar nicht vorhanden; also von dieser Seite her gar keine Gegenwirkung zu erwarten. Rec. scheint daher die Idee des Vfs. eher schädlich und gefährlich, als zweckmäßig und empfehlenswerth zu seyn. Er hält sich überzeugt, daß eine Regierung, die ein Volk gewinnen will, vor allen Dingen seine Sprache, seine Kleidung und seine Lebensgewohnheiten unangetaft lassen müsse: denn diese ihm rauben wollen, heißt ihm an das Herz greifen. Dies hat die Erfahrung aller Zeiten und aller Völker gelehrt und bestätigt. Die Alten beobachteten daher auch beständig diese Maxime, die, unter den neuern, England und Rußland ebenfalls befolgen, und zu welchen auch die französische Regierung jetzt wieder zurück zu kehren scheint. Die Unbequemlichkeiten, welche der Vf. in der Verschiedenheit der Sprache findet, scheinen Rec. keinesweges so erheblich zu seyn, daß deshalb in den preussischen Staaten von dieser Maxime abgewichen werden müsse. „Die Bekanntmachung der Gesetze und Verordnungen wird dadurch ungemein erschwert;“ — man kann sie ja leicht und schnell genug übersetzen. „Bey aller Sorgfalt können tauendfältige Mißbräuche nicht vermieden werden.“ — Freylich, wenn man die Landeskollegien und andere Staatsbedienungen nicht aus Nationalen besetzt, oder von den Deutschen, mit denen man sie besetzt, keine vollständige Kenntniß der polnischen Sprache fordert, also sich mit Dolmetschern behelfen muß, die meistens unwissende, vielleicht zum Theil beider Sprachen nicht einmal mächtige Menschen sind, — dann können solche Mißverständnisse nicht vermieden werden; aber was hindert, daß man nicht das eine oder das andere thue? Im Anfange könnte dies schwierig, vielleicht unmöglich seyn, im Kurzen wird dem aber nicht die geringste Schwierigkeit entgegen stehen. Nach Rec. Ueberzeugung würde das erstere das Empfehlenswerthere seyn und außerordentlich mitwirken, die polnischen Provinzen mit dem preussischen Staat eng und fest zu verbinden und einen Nationalgeist zu wecken. Wenn in der deutschen Sprache auf den polnischen gelehrten Schulen Unterweisung gegeben würde, und die Polen auf deutschen Universitäten studirten, so würden sie mit der deutschen Sprache bekannt genug, um die deutschen Gesetze zu verstehen, und ihrem wahren Sinne nach übersetzen und anwenden zu können. Und auch in den höhern Administrationsbehörden, in dem Centralpunkte der Regierung, wird es nicht an Männern fehlen, — sobald man dies für durchaus nothwendig hält, — welche

welche der Sprache völlig mächtig sind; — wenn man auch nicht für gut finden sollte, ein eigenes polnisches Departement einzurichten, ungefähr wie in Dänemark eine deutsche, und in Oesterreich eine ungrische Kanzley statt findet.

Die Schwierigkeit, welche der Vf. in der Verschiedenheit der Sprache, für die Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung wahrnimmt, will dem Rec. noch weit weniger, als solche einleuchten. Warum soll es nach des Vfs. Aeußerung „beynah unmöglich seyn, das Gute, was in den deutschen Provinzen durch die Fortschritte der Pädagogik gewonnen wird, auf die undeutschen Schulen zu übertragen?“ Wo ist der Grund, das „wenn auch polnische, lithauische Lehrer in deutschen Seminarien gebildet würden, es doch nie dahin kommen dürfte, die Ideen, welche sie aus deutschen Büchern und aus dem Munde deutscher Lehrer eingefamelt hätten, ihren Schülern in ihrer Muttersprache eben so klar, bestimmt und lebendig wieder zu geben. Und warum sollte man nicht — dafern diess für gut befunden würde — „für die Volksschulen eine hinlängliche Anzahl von Lehrern finden oder bilden können, welche eine genugsame Fertigkeit in der deutschen und in der fremden Sprache besäßen.“ Der Vf. begnügt sich auch hier, seine Behauptungen aufzustellen, ohne sie durch Beweise zu unterstützen, und Rec. gesteht, keine dafür finden zu können. Aber gesetzt, es hätte so große Schwierigkeiten, polnische u. a. Schullehrer in deutschen Seminarien zu bilden, und sie in den Stand zu setzen, ihre Schüler nach der hier erhaltenen Anleitung polnisch zu unterrichten: so würde doch diese Schwierigkeit sogleich wegfallen, wenn man, was überdiess das Natürlichste zu seyn scheint, für polnische u. a. Schullehrer auch polnische Seminarien errichtete. Ist es aber so schwer, Lehrer zu finden, die eine genugsame Fertigkeit in der deutschen und fremden Sprache zugleich besitzen: so ist nicht wohl abzusehen, wie der Vf. seine Idee, die deutsche Sprache zu der Nationalsprache zu machen, realisiren könnte. Er will ja selbst, das es durch die Schulen geschehe. Aber wie könnten deutsche Lehrer, die z. B. des Polnischen nicht mächtig wären, die polnische Jugend im Deutschen unterrichten? Ueberhaupt, da der Unterricht in der deutschen Sprache doch nur einen Theil des Unterrichts ausmachen könnte: so müßte dieser entweder Jahre lang der einzige Unterricht bleiben, den die Jugend erhielte, um sie in den Stand zu setzen, den Lehrer bey seinen übrigen Unterweisungen zu verstehen; — und da möchte leicht die ganze Zeit, die ein Kind aus den untern Volksklassen in der Schule zubringt, darüber hingehen, ehe es die erforderliche Fertigkeit in der deutschen Sprache bekäme; — oder der deutsche Lehrer müßte das polnische Kind in einer Sprache unterrichten, die es nicht verstände; und was würde dann aus dem ganzen Unterrichte! Was rüchten die Missionarien unter den Indianern aus?

Was haben sie von jeher unter ihnen ausgerichtet? Volksunterricht kann, nach der Natur der Sache und der Bewährung aller Erfahrung, nur in der Muttersprache zweckmäsig und wirksam ertheilt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

### SCHÖNE KUNSTE.

FRANKFURT a. M., b. Efslinger: *Die Sklavin in Surinam*, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von Franz Kratter. 173 S. 8. (10 gr.)

Der Vf.; den seine Phantasie (?) in frühern Dramen gewöhnlich nach Rußland und an den Hof Peters des Großen trug, macht in diesem Stücke zur Abwechslung einmal eine Excurfion nach einem wärmern Lande. Aber möchte er doch auch die Scenen seiner Stücke nach noch fernern Gegenden hin verlegen; so lange Hr. K. seine bisherige, höchst alltägliche Ansicht der Kunst nicht mit einer höhern zu vertauschen im Stande ist, so lange werden seine Schauspiele immer dieselbe Flachheit und Kraftlosigkeit behalten, die auch das Kennzeichen des gegenwärtigen ist. — Wir wollen unsern Lesern keinesweges mit einer Erzählung der dürftigen Fabel dieses Schauspiels zur Last fallen; wir begnügen uns nur, einige Stellen mitzutheilen, die den gänzlichen Unwerth desselben beurkunden mögen. — S. 27. macht der Kapitän Stedmann, der Held des Stück, einer Dame das Compliment, das ihre Siegel von Thränen der Freude trüben, die seinigen hingegen von Menschenblut. Die Dame erwiedert darauf: „Wie artig und menschlich zugleich!“ meynet indessen, „die Siegel des Kapitäns tröffen doch unendlich mehr von Thränen der Freude und des heißesten Danks.“ Derselbe Kapitän erzählt S. 72—75. unendlich weitläufig von der Geschicklichkeit und den Kenntnissen eines Negers, dessen zierlicher Name *Quacko* häufig wiederholt wird. *Quacko*, so erzählt der Hauptmann, habe einst, als er mit seinen Leuten in eine dunkle Berghöhle gedrängt worden sey, wo man weder „Oel noch Talg“ gehabt, auf folgende Weise Licht zu verschaffen gewußt: „Er füllt den Boden einer Liqueurfleisch mit Fett, das er von einem Schinken ablöset, schneidet ein Stück aus seinem Hemde, macht aus den Fässern (Falern) desselben einen Tocht u. s. w.“ — Die Dame ruft dabey aus: „Vortrefflicher Funge!“ S. 101. wird ein tyrannischer Sklavenaufseher von der Wache „zum Theil bey der Brust, zum Theil bey den Haaren gefaßt,“ und es erhebt sich dann eine mit vieler Behaglichkeit geschilderte gemeine Schimpffcene. — S. 142. hält der Pflanze *Lude* folgenden köstlichen Monolog: „Ha ha ha! Ich habe doch nicht leicht eine größere Freude, als wenn ich Einen recht ärgern kann.“ — Doch genug über ein so ganz und gar geistloses Product, das auch nicht einmal eine beyläufige Erwähnung verdiente, hätte nicht der Vf. bey einem gewissen Theile des Publicums eine Art von Celebrität erlangt.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 26. Junius 1805.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, in d. Realschul-Buchh.: *Ideen über National-Erziehung, besonders in Rücksicht auf die königlich preussischen Staaten*, von D. Johann Friedrich Zöllner u. s. w.

(Fortsetzung der in Num. 172. abgebrochenen Recension.)

Durch fremde Lehrer und den Unterricht in den Schulen es in Polen, Litthauen u. s. w. dahin bringen zu wollen: „dass man in Kirchen und Schulen bloß mit der deutschen Sprache ausreichen könne — was der Vf. für so leicht und bald zu bewirken hält — scheint Rec. zu den Idealen und der wirklichen Welt keineswegs anpassenden Ideen zu gehören. Hätte der Vf. in Niederlachten Beobachtungen zu machen Gelegenheit gehabt, so würde er wissen, dass ungeachtet seit länger als einem Jahrhundert in der hochdeutschen Mundart hier gepredigt und Unterricht ertheilt wird, der große Haufen des Landvolks noch keineswegs einen Vortrag vollständig und gehörig zu verstehn im Stande ist, und dass hier nicht selten die sonderbarsten Mißdeutungen vorkommen. Wie lange würde es nun vollends in Polen dauern, um nur halb so weit zu gelangen, als man in Niederlachten und Westphalen jetzt ist. Wenn die Kinder mit ihren Aeltern, ihren Nachbarn stets polnisch reden, wenn sie gegen die deutsche Sprache gleich von Kindheit an von diesen mit Widerwillen erfüllt werden, wenn sie in der Erlernung derselben eine Last erkennen, woyon sie keinen Nutzen haben; — wie mögen sie in den Schulen, in den wenigen Jahren und Stunden vom Tage, da sie dieselbe besuchen, und wo noch nöthige mechanische Uebungen, z. B. Schreiben, Rechnen einen beträchtlichen Theil der Zeit hinnehmen, die deutsche Sprache so innig bekommen, als erforderlich ist, um abstracte Sätze, als die der Religion, darin zu fassen! Weis und löblich dünkt daher Rec. der Gebrauch in Liefland, Eüthland und anderweitig, wo noch Ueberreste wendischer Völker sind, in ihrer Sprache predigen und unterrichten zu lassen; — denn nur auf diese Weise, wenn es zweckmäßig geschieht, können wirklich Begriffe entwickelt und aufgeklärt werden. Der Rec. würde, hätte er etwas hierin mit zu reden, selbst in den niederlächsischen und westphälischen Provinzen — wie es noch in dem siebzehnten Jahrhundert allgemein Sitte dort war — für das Landvolk in plattdeutscher Mundart predigen und in den Schulen Unterricht ertheilen lassen; denn er hält sich überzeugt, dass dadurch für beide Unterrichts-Arten ungemein viel ge-

A. L. Z. 1805. Zwanzigster Band.

wonnen, ungemein viel schnellere Fortschritte, zur Aufklärung gemacht werden würden. Nur wer die niederlächsischen Mundart — wie der Vf. — nicht kennt, kann sie dazu für unfähig halten. Eben so ist die polnische Sprache, wie der Vf. selbst zugestehet, eine gebildete und der Fortbildung fähige Sprache. Warum soll man nicht brauchbare Schulbücher in derselben verfassen und Unterricht ertheilen können? Die andern slavischen Sprachen sind nur Dialecte; und fände man sie durchaus unbrauchbar, so würde es wenigstens weit leichter und zweckmäßiger seyn, die polnische als die deutsche ihnen zu substituiren. Und vielleicht wäre es in jeder Hinsicht angemessen: die deutsche und polnische für die beiden National-Sprachen in den preussischen Staaten zu erklären und auf die Bildung und Anwendung beider auf gleiche Weise Bedacht zu nehmen.

Wenn Rec. hierin ganz von dem Vf. abzuweichen sich genöthigt sah, so vereinigt er sich um desto völliger und bereitwilliger mit ihm bey seinem zweyten Vorschlage zur Erweckung des National-Geistes durch den Unterricht. Dieser geht nämlich dahin, ihn durch eine erregte Anhänglichkeit an den Thron und an den Staat zu bewirken. Rec. hält sich überzeugt, dass dies das einzige wirklich wirkfame Mittel für diesen Zweck sey. Nur scheint ihm hierzu auch etwas mehr erforderlich zu seyn, als was der Vf. andeutet. Dieser will die preussisch-brandenburgische Geschichte dazubenutzen, und verspricht sich von der Schilderung der großen Männer unter den Regenten dieser Staaten eine große Wirkung für seinen Zweck. Dabey aber scheint er nicht erwogen zu haben, dass dieselben für die Unterthanen in den neuen Provinzen gar das Interesse nicht haben, was er dabey voraussetzt. In den alten Provinzen könnte diese, gehörig behandelt, Wirkung haben; allein wie viele Volks-Schullehrer würden fähig dazu seyn? Wenn der Vater, oder ein anderer alter Krieger, von dem alten Fritz erzählt, was er selbst gesehen und erlebt hat, dann horcht wohl der Jüngling — schwerlich auch dann der Schulknabe — mit Interesse auf. Aber wann der Schulmeister nach einem Lehrbuche, zu dessen Ergänzung Kenntnisse und zu dessen Belebung ein Geist gehört, die ihn in der Regel gewiss mangeln, einen trocknen Auszug aus der Geschichte der preussischen Regenten giebt, wo soll da das Interesse herkommen? Und ohne Interesse, wozu soll dieser Unterricht nützen? Sicherer und wichtiger scheint Rec. die Wirkung, die sich der Vf. von der in den Schulen ebenfalls mitzutheilenden Kenntniß „der wohlthätigen Einrichtungen und Anstalten im Lande“

X x x x

Landen" verspricht. Aber auch hiezu gehört mehr, als der Vf. zu glauben scheint. Soll das Wohlthätige dieser Anstalten und der ganzen Regierung überhaupt wirklich eingeföhren werden und eindringen: so muß der Schüler auch Begriffe vom Staate, dessen Zweck, Wesen und Nothwendigkeit, von den Verhältnissen in demselben überhaupt und dem Verhältnisse der Unterthanen zu der Obrigkeit und dem Landesherrn und umgekehrt, von den Regenten - Rechten und den Unterthanen und Bürger - Pflichten, von Gesetzgebung und Gerechtigkeits - Pflege, von Abgaben und deren Bestimmung u. s. w. erhalten. — Allein auch diese Kenntnisse, wenn sie auch noch so hell und lebendig geworden sind, werden doch die beabsichtigte Wirkung nicht in dem Mafse hervorbringen, da es nöthig und wünschenswerth ist, wenn nicht gewisse drückende Verhältnisse und Lasten aufhören, deren täglicher finaler Eindruck den Effect der eindringlichsten Lehre schwächen muß. Wo und so lange z. B. der Landmann unter der Leibeigenschaft leutzet, wird es vergebens seyn, einen National - Geist und eine Liebe zu dem Staate wecken und begründen zu wollen. Denn erstlich wird es überhaupt fast unmöglich seyn, den edlern Sinn so weit zu entwickeln, als dazu erforderlich ist, und zweytens wird, dafern dies auch gelingen sollte, die Einsicht, oder doch das Gefühl der Zurücksetzung und Bedrückung nicht unterdrückt werden können. Wie wird dem Eigenbehörigen, der Begriffe zu bekommen anfängt, bewiesen werden können, was der Vf. bey Gelegenheit der Erweckung des National - Geistes einprägen lassen will: daß die Eigenbehörigkeit „zu dem Drucke gehöre, der von jedem gesellschaftlichen Vereine unzertrennlich sey;" wie dem Knaben mit aufkeimenden gefunden Menschen - Verstande überhaupt dargethan werden können: daß *Druck* einer befondern Classe von Mitglieðern derselben — und zwar zu Gunsten und zum Vortheile einer andern — von jedem gesellschaftlichen Verein unzertrennbar sey? — Wie kann sich der unterthänige Bauer in den preussischen Provinzen, in der Mark u. s. w. gewöhnen, — wie der Vf. ebenfalls zu demselben Zwecke will, „die Anwohner der Memel, der Weichsel, der Oder, der Elbe, der Weser, des Rheins, als *eine große Familie* zu betrachten," wenn er aus der *Geographie* — die der Vf. auch in den Volks - Schulen und zwar ebenfalls zur Belebung des National - Geistes vorgetragen wissen will — lernt, daß eine so auffallende Verschiedenheit in den Verhältnissen der Landleute in den preussischen Staaten Statt findet! Er wird hier erfahren, daß der magdeburgische Bauer z. B. ganz frey und ein mit geringen, größtentheils ganz abgekauften Diensten belästigt, daß der westphälische Eigenbehörige zum Theil reicher, als sein Grundherr ist; und wenn er hiervon eine Anwendung auf sein Verhältniß und seinen Vermögens - Zustand macht — und was wird ihn hindern, dies zu thun — zumal wenn er überhaupt an Nachdenken gewöhnt wird — wie soll es denn zugehn, daß er alle preussischen Unterthanen aller Provinzen als *eine große Fa-*

*milie* — mit welchem Begriffe doch Gleichheit der Verhältnisse und Behandlung untrennbar verbunden ist — betrachte und die kindliche Zuneigung und Abhänglichkeit an die Regierung und den Staat gewinne, welche der Vf. auf diese Weise bewirken will! Ach! so lange solche Verhältnisse nicht hinweggeschafft werden können, lasse man doch ja den Landmann — die größere Masse des Volks — in seiner glücklichen Beschränkung, und begnüge sich, ihn *füttlich besser und bürgerlich thätiger und fähiger* zu machen. Nach Rec. Einsicht hat man sich bey der Einrichtung des Volks - Unterrichts vor nichts mehr zu hüten, als vor unnöthiger Vervielfältigung der Unterrichts - Gegenstände. Um ihm die dienliche und nöthige Summe von Aufklärung zu geben, bedarf es deren wahrlich nicht; wohl aber gereicht sie zur Erweckung von Ideen und Bildern, die ihm die nöthige und wohlthätige Zufriedenheit mit seinem Zustande rauben, und Wünsche in ihm aufkommen lassen, die weder seinen Nutzen, noch sein Glück zu befördern im Stande sind: — Nicht zu gedenken, daß die mancherley Unterrichts - Gegenstände es besonders in der erstern Zeit ungemein erschweren müssen, tüchtige Lehrer zu finden, und daß ohne diese alle Veranstaltungen unnütz bleiben.

Zu der National - Bildung für die preussischen Staaten rechnet nun der Vf. ferner die Erweckung *eines allgemeinen militärischen Geistes* durch den Schul - Unterricht. Daß der Vf. diesen glaubt auf diesem Wege bewirken zu können, muß bey einem Menschen - und Weltkenner, wie so manches andere in diesem Buche, befremden. Erzwungener Soldaten - Dienst wird von dem Individuo, das ihn leisten soll, stets als ein Uebel betrachtet werden, wovon sich ein Jeder, wie und wo er kann, zu befreyen sucht. Man sehe nun auf Frankreich, wo nicht einmal, wie in Preussischen, die Verpflichtung des Kriegsdienstes auf gewissen Volksclassen haftet, sondern allen Bürgern gemein ist und so viele ruhmvolle Kriege das ohnehin reizbarere Ehrgefühl der Nation so stark belebt haben. Unnütz und lächerlich würde es seyn, den Schulmeister in einer deutschen oder polnischen Landschule seinen Knaben das Gegenheil vordedemiren zu lassen. Man präge dem Schüler tief und kräftig ein, als Bürger und Unterthan alle seine Pflichten in jeder Hinsicht gewissenhaft und willig vollkommen zu erfüllen; und er wird auch sich der Pflicht des Kriegs - Dienstes, wenn die Reihe an ihn kommt, ohne Murren unterziehen. — Nach Rec. Einsicht ist dies alles, was vernünftiger Weise von ihm gefordert und erwartet werden kann. Gern stimmt übrigens Rec. dem Vf. bey, wenn er Gewöhnung zur Ordnung, zur Pünktlichkeit, zum Gehorsam, zur Reinlichkeit, zur Mäßigung, Uebung der Gliedmaßen und Abhärtung, als eine zweckmäßige Vorbereitung für künftige Krieger ansieht und anrät. Doch sind diese Eigenschaften einem jeden Bürger und Menschen in jedem Verhältnisse nothwendig und wünschenswerth; daher die Mittheilung derselben in so fern sie durch die Schulen möglich ist — als

keine

keine besondere Vorbereitung zu dem künftigen Soldaten-Stande anzusehn ist. Diese findet auch der Vf. — wie sich von selbst versteht, hier mit Beschränkung auf den gemeinen Krieger — nicht für nöthig, weil es keinen eigentlichen *Soldaten-Stand* gebe und geben müsse, und wenigstens wahrer Bürger-Geist und Liebe zu dem Regenten dahin gebracht werden könne und solle, das die Soldaten Bürger und die Bürger nöthigenfalls auch Soldaten würden. Ob dies wirklich in dem preussischen Staate so Statt finde und überhaupt in einem monarchischen, und noch dazu unbeschränkt monarchischen Staate, wo so vieles — ja im Grunde alles, von der Persönlichkeit des Monarchen abhängt, läßt Rec. hier billig unentschieden. Als Idee — die ihm freylich abermals mehr von dem Ideale, als von der wirklichen Welt entlehnt scheint — giebt er diesen Aeulserungen gern und völlig seinen Beyfall.

Der Vf. begegnet nun dem doppelten Einwurfe: die Ausführung seiner bisherigen Vorschläge für die National-Erziehung „führe zu einem Grade der Aufklärung, welche in den ungeübten Köpfen des grossen Haufens am unrechten Orte sey: und es sey unmöglich, der Schuljugend von diesem allen richtige Vorstellungen zu verschaffen.“ Er sucht gegen diejenigen, welche den gemeinen Mann nicht aufgeklärt wissen wollen, zu zeigen, das er „der Geistesbildung allerdings bedürfe, weil er einen Gott, einen Regenten, ein Vaterland, Mitbürger, eine Familie, ein Hauswesen und Geschäfte habe, und er keinen Instinkt, sondern die Vernunft von seinem Schöpfer erhalten habe, damit er durch sie geleitet werde.“ Was der Vf. hier sagt, ist wahr und gut, doch alles schon oft und mit derselben Klarheit ins Licht gesetzt, daher es unzweckmälsig seyn würde, es hier zu wiederholen. Rec. bemerkt daher nur zuvörderst, das diese ganze Ausführung einen schicklichern Ort in dem Kapitel: *über die Erziehung überhaupt*, gefunden hätte, und das sie nach einer richtigen systematischen Verfahrensart vorausgehn mußte, um die Untersuchungen über die National-Erziehung darauf fortzubauen. Sodann kann er nicht unerinnert lassen, das, wenn erwiesen ist, das dem Volke Aufklärung und Geistesbildung nöthig und heilsam sey, dadurch noch keineswegs zugleich der Beweis geführt wurde, das alles, was der Vf. für den Volks-Unterricht fordert, für jenen Zweck eben so nöthig und heilsam wäre. Rec. hat schon oben einige Worte darüber geäußert. Er hält sich überzeugt, das, so wie alles stufenweise geht, auch in der Volksaufklärung stufenweise fortgeschritten werden müsse. Erst gebe man ihm *richtige Begriffe* über das *Allerwesentlichste*. Bey dem Anfange der Verbesserung des Volks-Unterrichts richte man ihn *so einfach als möglich* ein. Man wird den doppelten Vortheil haben, das man eher Subjecte findet, die ihn zweckmälsig ertheilen können, und das man ihn eher zweckmälsig wirksam machen kann. Ein Unterrichtsplan für Volksschulen braucht ja nicht sogleich — kann nicht sogleich für immer, nicht einmal für Jahrhunderte entworfen wer-

den. Eine weise Regierung folgt auch hierin dem Gange der Cultur. Sie wird also auch den Zeitpunkt bemerken, wo der Volks-Unterricht mit Nutzen erweitert und mannichfaltiger gemacht werden kann.

Auf die Widerlegung des zweyten Einwurfs läßt sich der Vf. gar nicht ein, sondern geht nun zu der Erläuterung jenes *dritten* Erfordernisses einer National-Erziehung, nach welchem sie „eine gewisse Erkenntnißmasse durch alle Provinzen des Staats verbreiten soll: die preussischen Provinzen“ (soll heißen, die Provinzen der preussischen Monarchie) sagt der Vf., „wären mit Einwohnern bevölkert, welche in den mannichfaltigsten Rücksichten einander höchst unähnlich wären. — Es könne der Regierung nicht anders, als innigst am Herzen liegen, diese ihre so sehr verschiedenen Kinder durch jedes schickliche Mittel mit einem allgemeinen Familien-Bande zu umschlingen.“ Durch folgende Vorschläge gedenkt er die Mittel hierzu an die Hand zu geben. Erlich solle „bey den Volksschulen nicht mehr von katholischen, lutherischen, reformirten Schulen die Rede seyn. Es sollen in allen Schulkenntnissen alle Kinder, ohne Unterschied der Religion, auf gleiche Weise behandelt werden. Die Erkenntniß von dem Verhältnisse, worin wir als Geschöpfe, Kinder, Unterthanen mit unserm höchsten Schöpfer, Vater und Regenten ständen, müsse, so wie der Verstand zur Reife komme, entwickelt, die Sittenlehre müsse in den innigsten Zusammenhang mit den religiösen Begriffen gebracht und der tugendhafte Sinn zu eigentlicher Frömmigkeit erhoben werden. Der *Confessions-Unterricht* bleibe der Privatbelehrung; d. h. den *Religions-Unterricht ihrer Confession sollten die Schüler in Privatstunden erhalten.*“ — In wiefern dies überhaupt zweckmälsig und thunlich sey, überläßt Rec., als ein Laye, gern competentern Richtern zur Entscheidung. Unbemerkt lassen kann er indessen nicht: das er nicht einseht, wie dies in katholischen Provinzen, besonders in solchen, wie die polnischen, wo Priefterschaft und Volk noch so sehr zurück sind, die von dem Vf. davon erwartete Wirkung haben könne. Werden die Priester eine solche Procedur gut heißen? Werden sie darin nicht eine Untergrabung des rechten Glaubens, ein Einschleichen protestantischer und naturalistischer Ketzerey wittern? Wird das Volk nicht gegen die *protestantische* Regierung mit Mißtrauen erfüllt, und so durch diese Einrichtung gerade das Gegentheil von dem bewirkt werden, was der Vf. dadurch zu bewirken die Absicht hatte? Rec. kann hier wieder sein Befremden nicht bergen: wie der Vf. ein so grosser Tadler der Theoretiker und solcher Reformatoren, die nicht auf die Verhältnisse in der wirklichen Welt Rücksicht nähmen, der die Welt und die Menschen zu kennen glaubt, die Denkungsart des Volks auf seinen Reisen, in den meisten Provinzen des preussischen Staats — besonders den nördlichen — zu erforschen Gelegenheit hatte, diesen Vorschlag im Ernst thun und der Meinung seyn konnte, „das Sektengeist durch dies Mittel völlig ausgerottet, der ächte Geist

Geist wahrer Religiosität und Duldung allgemein gemacht werden" und eben so ein allgemeines Band der Liebe, ein allgemeiner National-Geist bewirkt werden könnte!

Das zweyte, von dem Vf. angegebene, Mittel ist in dem Vorschlage enthalten: „von einem Ende des Reichs bis zum andern in den Volks-Schulen *dieselben Ideen vortragen*, dieselben Geschichten, Lieder, Sittensprüche, Sprüchwörter auswendig lernen zu

lassen; wodurch," wie er meynt, „für das Volk ungefähr eben das bewirkt werden müßte, was durch die Kenntniß der alten Literatur für die Gelehrten aller Nationen hervorgebracht werde; — daß die Anwohner der Weichsel und die der Weser sich mit einer Art von Schulfreundschaft begegnen würden, wenn sie einander verständen, so oft sie sich auf ihr gemeinschaftliches Schulbuch bezögen" u. s. w.

(Der Beschlufs folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

**STAATSWISSENSCHAFTEN.** *Kopenhagen, b. Schubothe: Grundlinien eines Plans zur Veredlung des Handwerksstandes in Dänemark, von C. J. R. Christiani, kön. Hofprediger u. Director eines Erziehungsinstituts. 1801. 85 S. 8. ohne die Zueignungsschrift an den Kronprinzen. (7 gr.)* — Die Gesellschaft zur Bildung junger Handwerker in Kopenhagen, eine von den guten Einrichtungen, welche der in Dänemark in den letztern Jahren so sehr gestiegene Gemeingeist ersah, hatte eine Preisfrage aufgegeben: „Wie muß ein theoretisches und praktisches Institut für junge Handwerker in Kopenhagen eingerichtet seyn, damit solches mit den wenigsten Kosten so viel als möglich nütze?" Zur Beantwortung kamen drey dänische und sechs deutsche Abhandlungen ein, welche sehr viele gute Ideen und Vorschläge enthielten, wovon aber die Gesellschaft doch keine völlig ershöpfend fand, ob sie gleich der des Hn. *Villaume* den ausgesetzten Preis zuerkannte. Indess übertrug sie einem Comité, der aus dem Prof. *Gamborg*, den Assessoren im Hof- und Stadtgericht, *Bärens* und *Horn*, dem Hn. *v. Snall* und dem Vf. bestand, mit Benutzung der eingegangenen Aufsätze, gemeinschaftlich einen Plan auszuarbeiten, der ihre fernern Schritte leiten könnte. Nun ward zuvörderst der eigentliche Zweck der Gesellschaft näher dahin bestimmt, daß sie nicht bloß die vollkommene Erlernung gewisser Handwerke und Künste abzwecke, sondern auch auf die allgemeine Verstandes-Bildung und die moralische Veredlung des Handwerksstandes Rücksicht nehmen wolle; daß es ihr nicht um die Errichtung eines eigentlichen Erziehungsinstituts für Handwerker zu thun sey, sondern daß sie diesem andere, leichter zu treffende Veranstaltungen unterschieben wolle, sobald jener Zweck dadurch ebenmäßig erreicht werden könne; und daß sie vor allen Dingen suchen wolle, durch Vermittelung der dänischen Kanzley das Hinderniß zu heben, was sich von Seiten des Zunftzwanges ihren Bemühungen entgegen setzen würde. Diese Verwendung an den Generalprocureur, Conferenzrath *Colbitzen*, war von dem glücklichsten Erfolg, und bereits am 21. März 1800. erging eine königl. Verordnung wegen der Zünfte in Kopenhagen, welche, durch Wegräumung mehrerer der Indultrie und Sittlichkeit dieser wichtigen und zahlreichen Classe im Wege stehenden Mißbräuche, überhaupt allgemeinen Beyfall und Nachahmung verdient, insonderheit aber im 6. §. sehr zweckmäßig verfügt: „daß jeder, der ein Handwerk gelernt habe, er möge sich diese Kenntniß durch häuslichen Unterricht in seiner Heimath, oder an einem andern Orte, wo keine Zunft ist, oder auf irgend eine andere Art erworben haben, berechtigt seyn solle, Geselle und Meister zu werden, ohne daß er nöthig habe, gewisse Jahre in der Lehre zu stehen, oder als Gesell zu arbeiten, wenn er nur durch Verfertigung einer gehörigen Gesellenprobe oder eines Meisterstücks Beweise, daß er das Handwerk, wodurch er sich ernähren wolle, gelernt habe und verstehe; dergestalt, daß er, falls er nicht

schon als Bursche eingeschrieben wäre, sich als solchen zwar einschreiben lassen müsse, aber gleich darauf berechtigt sey, seine Gesellenprobe abzulegen, und, wenn er sich als Meister niederlassen wolle, sich zwar erst als Gesell einschreiben lassen müsse, aber alsdann auch sogleich sein Meisterstück machen könne, und zwar in beiden Fällen ohne verbunden zu seyn, entweder als Lehrbursche oder als Geselle mit irgend einem Zunftmeister einen Contract zu machen, oder bey ihm in Dienst zu treten."

Nach diesen Vorbereitungen theilt jetzt der Vf. in der vorliegenden, wegen des Gegenstandes höchst interessanten und auch zweckmäßig bearbeiteten Schrift, dem Publicum die ersten Vorschläge mit, welche der vorgedachte Comité der Gesellschaft theils über ihre Organization, theils über einige leicht auszuführende Veranstaltungen machte. In jener Rücksicht wird gewünscht, daß die Gesellschaft sich einige der angesehensten und geachtetsten Beamten zu Repräsentanten erbitte; zur Verwaltung der Geschäfte ein Collegium anordne, das vorerst aus neun Mitgliedern bestehen sollte, nämlich aus drey vorzüglich geschickten Professionisten, und darunter einen Baumeister, zwey Gelehrten, zwey durch allgemeines Kündfertalent und einen sehr gebildeten Geschmack ausgezeichneten Männern, und einen im Fach der Jugendbildung und Erziehung erfahrenen Mann; dabey für die Herbeschaffung der nöthigen Fonds durch freywillige Subscriptionen der Mitglieder Sorge, die sich gewiß nicht weigern würden, jeder vierteljährig einem Reichthaler zu einem so gemeinnützigen Zwecke zu bestimmen; endlich ein Journal ihrer Verhandlungen herausgebe, welches der Secretär der Gesellschaft redigiren würde. Als erste Schritte zur Ausführung des Plans werden genannt technologische Vorlesungen für Handwerksmeister und Gesellen, Vorlesungen von anthropologischem, moralischem und pädagogischem Inhalt, und, bis die Gesellschaft bey zunehmenden Mitteln eigene Werkstätten errichten könne, Vereinbarungen mit geschickten Meistern zur praktischen Anführung und Bildung der von der Gesellschaft erwählten Lehrlinge, unter Aufsicht und Leitung der dazu zu bestimmenden Mitglieder des Collegii; alles an sich zweckmäßige Vorschläge, besonders der letztere, obgleich der Erfolg natürlicher Weise größtentheils auf die bey der Anwendung und Ausführung gebrauchte Vorsicht ankommt, welche wir vorzüglich bey den allgemeinen, auf gewisse Weise wissenschaftlichen Vorlesungen nicht genug empfehlen können, indem durch eine halbe und unvollständige Belehrung über solche Gegenstände sicher mehr verdorben als gewonnen wird. Uebrigens erzählt der Vf. noch, daß die Gesellschaft sich nach jenen Vorschlägen zu organisiren beschloffen habe, und macht uns dabey Hoffnung zur Mittheilung von Nachrichten über ihren fernern Fortgang, denen wir mit Vergnügen entgegen sehen.

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 26. Junius 1805.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, in d. Realschul-Buchh.: *Ideen über National-Erziehung, besonders in Rücksicht auf die königlich preussischen Staaten*, von *Johann Friedrich Zöllner*, u. s. w.

(Beschluss der in Num. 173. abgebrochenen Recension.)

Auf demselben Wege und durch dieselben Mittel, will der Vf. auch Gefinnungen und Tugenden, wie gleiche Ideen und Begriffe, unter allen Unterthanen der preussischen Monarchie verbreiten, z. B. den gemeinen Polen und Lithauen, durch seine Schulbücher Gefühl von *National-Ehre* und *National-Schimpf* beybringen, und durch den letztern ihn z. B. von dem Laster der Trunkenheit und Spielsucht heilen. Dies giebt dem Vf. Gelegenheit, zu Bemerkungen, über *National-Stolz* und *National-Ehre*, und dem den Deutschen gemachten Vorwurfe: daß er zu wenig von der letztern habe; die Rec. um so mehr hier unerörtert läßt, da ihm diese letztere nicht minder idealisch und bloß theoretisch, als jene erstere scheinen, und er sich nicht überzeugen kann, daß besonders in den preussischen Staaten, — eben der großen Verschiedenheit der Einwohner wegen, die der Vf. dadurch zu heben gedenkt — an die Realisirung derselben nur ernstlich gedacht werden könne.

Da der Vf. diese großen und wichtigen Wirkungen, von der Einführung allgemeiner, völlig gleichförmiger, Lehrbücher, für alle Volks-Schulen aller Provinzen, erwartet: so läßt er es sich angelegen seyn, seinen Vorschlag dazu gegen einige, sich selbst gemachte, Einwürfe zu vertheidigen; wobey er aber freylich den wichtigsten, — wie es in solchen Fällen gewöhnlich zu seyn pflegt — völlig unberührt läßt. Rec. hält sich überzeugt, daß man keine, dem Zwecke einer wahren Volks-Aufklärung nachtheiligere Idee fassen könne, als die, von welcher der Vf. so große Dinge erwartet. Nicht weil er „darin einen Zwang findet, der die Menschheit empört;“ nicht weil er glaubt: daß, „wegen der großen Verschiedenheit der Dialekte der deutschen Sprache ein Buch nicht in allen Provinzen verständlich und nutzbar werden könnte;“ (man dürfte es ja nur in die Dialekte der Provinzen übertragen — was beyläufig bemerkt, nach Rec. Dafürhalten, weit leichter und zweckmäßiger seyn dürfte, als die von dem Vf. vorgeschlagene allgemeine Einführung der hochdeutschen Mundart) auch nicht weil er „befürchte, daß durch die Allgemeinheit der Lehrbücher eine ermüdende und die Spuren der Individualität und die Anlagen der Ori-

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

ginalität erstickende Einförmigkeit hervorgebracht werden möchte;“ (denn Lehrbücher sind ja keine Formen, und Schüler keine Thon-Massen, welche man in Formen knetet) — sondern weil der Cultur-Grad des Volks in den Provinzen der preussischen Monarchie so sehr verschieden ist, und er sich überzeugt hält; daß ein Schulbuch dem Cultur-Grade einer Generation genau angemessen seyn muß, wenn es mit Erfolg gebraucht werden soll. Etwas ähnliches äußert der Vf. selbst in der Folge, indem er verlangt: „daß die Schulbücher, von Zeit zu Zeit, so abgefaßt werden müßten, als es die jedesmalige Lage der Volks-Cultur erfordere.“ Nun würde er doch gewiß nicht in Abrede stellen wollen: daß z. B. der halberstädtische, magdeburgische Landmann dem polnischen und lithauischen, in der Cultur schon weit — vielleicht um ein Jahrhundert und mehr — vorausgeschritten sey, und folglich müßte er auch zugeben, daß ein Schulbuch, das für den letztern eingerichtet würde, dem erstern nicht angemessen seyn, und ein anderes, wozu der Cultur-Grad des erstern den Maassstab hergäbe, von dem letztern noch nicht mit Nutzen gebraucht werden könne. Es leuchtet ein, daß was dem einen forthelfen, den andern aufhalten wird. Aus eben dem Grunde, wenn man für verschiedene Stände, für verschiedene Alters-Stufen, für verschiedene Zeiträume ihnen angemessene Unterrichtsbücher ausgearbeitet hat und auszuarbeiten nöthig findet, ist dies auch für verschiedene Provinzen, die auf verschiedenen Cultur-Graden stehn, nöthig; und man wird diese Abstufung um so sorgfältiger beobachten müssen, je mehr Werth man auf die Schulbücher und ihre Wirksamkeit legt. Ein gleiches wird daher auch bey den Volks-Schriften, zum Lesen für Erwachsene, zu beobachten seyn; bey denen der Vf. nun noch verweilt und deren Verbesserung er mit allem Recht wünscht. Er sagt darüber, was schon oft von andern gesagt worden ist, und bringt den Vorschlag zu einer *Volks-Zeitung* wieder in Anregung, der, wenn auch nicht neu, doch gewiß sehr zweckmäßig, aber auch gewiß sehr schwer, zweckmäßig auszuführen ist. Nur wenige haben die dazu erforderlichen Kenntnisse und Talente, in dem Grade, als der Prediger *Bräks*, im Braunschweigischen, der vor etwa zwanzig Jahren in seiner *Zeitung für die lieben Landleute alt und jung*, diese Idee zuerst faßte und ausführte, und letzteres mit eben so vieler Originalität als Glück zu Stande brachte und bis an seinen Tod fortsetzte. Eben deshalb aber könnte und dürfte es kein Unternehmen von Seiten des Staats und auf öffentliche Kosten seyn;

Y y y y

son-



sondern ein Privat- Unternehmen, das, dafern es gehörig ausgeführt würde, Auslage und Mühe auch ohnefährlich reichlich lohnen würde.

Dies ist es, einer möglichst getreuen Darstellung nach, was der Vf. über den Hauptgegenstand seines Buchs, die National- Erziehung, vorgebracht hat. Rec. gesteht, daß es ihm im Ganzen genommen, sehr unzulänglich und oberflächlich, und in den einzelnen Ideen, größten Theils, besonders in Hinsicht auf die preussischen Staaten, unausführbar erscheint. Es muß einem jeden, mit diesem Gegenstande vertrauten, klar werden, daß sich der Vf., wiewohl er gleich anfangs das Gegentheil von sich behauptet, mit dem, was andere neuerer Schriftsteller über die National- und Staats- Erziehung gedacht und gesagt haben, viel zu wenig bekannt gemacht habe. Schon *Mirabeau* hatte seinen Gegenstand weit fester ins Auge gefaßt und weit consequenter und praktischer behandelt. Mehrere deutsche Schriftsteller haben, in bekannten Werken, ihn noch weit vollständiger und gründlicher abgehandelt, und man darf wohl annehmen, daß Hn. Z. Abhandlung, in mehr als einem Betrachte anders ausgefallen seyn würde, wenn er sie gründlich studiert und mit genauen und richtigen Beobachtungen praktisch verglichen hätte. —

In dem *dritten, von Schulen überhaupt* überschriebenen, Kapitel geht der Vf. von dem doppelten Satze aus: daß der Staat „nicht nur ein Recht habe, auf den Unterricht der Jugend zu halten, sondern auch die Verpflichtung, für zweckmäßige Schulanstalten zu sorgen.“ „Die Kosten,“ fährt er dann fort, „welche jede einzelne Schule erfordere, müsse natürlich von jeder Gemeinde, welche daran Theil nehme, und von dem Grundherrn, getragen werden. — Dem Staate zuzumuthen, daß er unmittelbar hinzutreten und das Fehlende zu schiefen sollte, sey nicht thunlich, und nur dann erst zu fordern, wenn alle Mittel dem Mangel abzuhelfen, erschöpft wären.“ Gründe für diese Behauptungen werden von dem Vf. nicht beygebracht; wie wohl die Wichtigkeit derselben wohl eine nähere Ausführung und einen möglichst evidenten Beweis verdient hätte. Der bessere, anständigere und gesichertere Unterhalt der Schullehrer muß als die Grundlage aller Schulverbesserung angesehen werden, und folglich ist es für dieselbe ein hoch wichtiges Object, wie die Verbesserung und anständige Fundirung der Schullehrer- Gehalte bewirkt werden sollen. Mit Machtprüchen ist es dabey nicht gethan, und ebenfalls nicht mit Deklamationen; als die des Vfs. darüber, daß die Gutsbesitzer sich an ihre *Matrikel* halten. Wie: wenn sie es nun dennoch fortgesetzt thun? Wenn sie sagen: unsere Bedürfnisse sind nach eben dem Verhältnisse, als die des Schulmeisters gestiegen, und wir haben jetzt nichts mehr für ihn übrig, als damals unsere Vorfahren, als die *Matrikel* gemacht wurde. Der Vorschlag, zur Unterhaltung der Schullehrer eine Auflage auf alle Gemeindeglieder zu legen, ohne Rücksicht darauf: ob sie viele, oder wenige Kinder, ob sie überhaupt Kinder haben oder nicht? hat seine empfehlenden, aber nach Rec.

Einblick, auch seine sehr mißlichen Seiten. In wohlhabenden Gemeinden mag sie für zweckmäßig gelten; in armen aber, wo sie am nöthigsten ist, wird sie unvermeidlich drückend, und besonders bey denen, die wenig oder gar keine Kinder haben, Unzufriedenheit erregen. Als *neue Auflage* wird sie überhaupt das Mißfallen, den Widerwillen und das Mißtrauen erregen, den das Volk gegen jede neue Auflage empfindet. Bey einer gleichen Bestimmung wird sie drückend und nach dem Verhältnisse des Vermögens, wird sie alle die Inconvenienzen mit sich führen, welche überhaupt von Vermögens- Steuern unzertrennbar sind. In armen Gegenden und Orten wird dies Mittel nicht hinreichen, um den Schullehrer einen anständigen Unterhalt zu verschaffen, und in wohlhabenden es ihm die Geringschätzung der Dorfbewohner und eine, auch für seine Amtsbestimmung nachtheilige Abhängigkeit von denselben, für ihn zur Folge haben. Jenes hat auch der Vf. selbst gefühlt; aber eh er den Staat in Anspruch nehmen will, das noch fehlende beyzutragen, will er lieber den Schullehrer gestatten *ein Handwerk nebenher zu treiben*, oder auch zuzugestehen, daß *eine Gemeinde gar keine Schule habe*, sondern ihre Kinder in die benachbarte schicke; also — mit andern Worten — daß es bey dem alten Schlandten bleibe.

Rec. hält sich überzeugt: daß eine radicale und dauerhafte Verbesserung des Schul- und Erziehungs- Wesens überhaupt und des Volks- Schulwesens insbesondere *nur* zu Stande gebracht werden könne, wenn der Staat es nicht über sich nimmt, für den anständigen Unterhalt der Lehrer zu sorgen; auch lebt er des Glaubens, daß man, besonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkte, in dem preussischen Staate die Fonds dazu ausmitteln könnte; wenn man die dazu verwenden wollte, welche am natürlichsten und zweckmäßigsten dazu verwandt würden. Von einer Domherrn- Pfründe könnten *zehn, funfzehn* Schullehrer anständig unterhalten werden; ein Kloster- Gut, was *zwanzig, dreysig* Mönche mästete, möchte leicht eben so viele Landtschullehrer mäsig, jedoch nothdürftig nähren. Dadurch würden beide, ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben und der bürgerlichen Gesellschaft den Segen gewähren, den ihre Stifter, bey der Gründung derselben zu bewirken hofften. Reichten diese Fonds nicht hin, so würde die *Verminderung der Pfarr- Stellen*, oder einiger Pfarr- Güter ein neues ergiebigeres Hülfsmittel gewähren. Nach Rec. Ueberzeugung mögen eher vier Dörfer zu einer Pfarre geschlagen, als zwey, noch so nahe liegende, an eine Schule gewiesen werden. Und könnten Pfarrer, die Pfründen von *tausend, funfzehn, achtzehnhundert* Thaler genießen, ohne viel mehr dafür als einen Tag in der Woche zu arbeiten, nicht *ein* oder *zweyhundert* Thaler für den Schullehrer abgeben, dessen Function doch wahrlich wohl mühe und verdienstvoller ist, als in der Regel die ihrige. Schläge man diese Wege ein, die Schulen zu fundiren, so würde sich schwerlich noch ein sehr großes Deficit ergeben; — denn was man in reichen und reich dotirten Provinzen übrig

übrig hätte, könnte den ärmern zugute kommen. — Und wäre dennoch ein anderweitiger Zuschuss erforderlich; — nun doch müßte der Staat ein für allemal ein Kapital hergeben, um die Foundationen, — wo möglich überall auf dem Lande mit Grundstücken — zu machen: Und sollte er es borgen, auf hohe Zinsen; er leiht es wieder auf Wucher aus und fundirt sich einen Schatz, der ihm mehr werth ist, als hunderte von Millionen, in seinem verschlossenen Kasten.

Nach diesem Excurse, den man dem Patriotismus des Rec. verzeihen wird, wenden wir uns wieder zu dem Vf. Wir finden ihn bey der Wahl der Subjecte, für die Volks-Schullehrer-Stellen, sowohl auf dem Lande als in den Städten. Rec. hat auch hierüber manche Vorstellungen, die mit denen des Vfs. nicht übereinstimmen; deren vollständige Auseinandersetzung hier aber am unrechten Orte seyn würde. Er erlaubt sich daher, auch über diesen Gegenstand, nur folgende allgemeine Bemerkungen. Alle Schullehrer-Seminarier — wie sie jetzt sind, wo in Städten, und zwar noch dazu in Hauptstädten dergleichen Schulmeister gebildet werden sollen, dünken ihn, mit dem Vf., in vielfacher Hinsicht höchst unzumuthig zu seyn. Die Modification, die der Vf. vorschlägt, scheint allerdings, für den Anfang nothwendig und zweckmäßig. Hat man erst gute Schulmeister; dann dürfte es doch noch natürlicher, zweckmäßiger und wohlfeiler seyn, einen jeden Landeschullehrer seinen Gehülfs- und Nachfolger sich selbst zuziehen zu lassen. In dem Vorschlage — der freylich an vielen Orten schon lange Observanz ist — die Lehrer-Stellen bey den Bürger-Schulen zu Uebergängen zu dem Prediger-Stande, zu machen, erblickt Rec. wesentliche Nachteile für beide Functionen. Ein junger Mann, — um nur einige zu berühren — der sein Augenmerk auf eine Pfarre gerichtet hat, wird gewiß sehr selten als Lehrer das leisten, was er leisten muß, wenn die Schule gut seyn soll; denn er ist nicht mit Leib und Seele Schulmann. Ist er dies aber, dann wird er ungern zu einer Pfarre übergehn, und wenn er es thut, diese dann nur als eine Pfründe betrachten, durch die er weiter zu nichts verpflichtet wird. Bleibt der Candidat zu kurz an seinem Lehramte, so kann er nie zu einer vollendeten Ausbildung gelangen, und die Schule wird stets Anfänger zu Lehrern haben. Bleibt er länger, so wird er müßthig über die precäre Existenz, und dadurch werden ihm eine Bestimmung und Geschäfte beschwerlich und unangenehm werden, denen er sich in einer bessern Lage zeitweilig vielleicht gern und mit dem besten Erfolge, widmen würde. Wenn der Vf. übrigens glaubt, dadurch eine engere Verbindung zwischen Kirchen und Schulen zu stiften: so scheint die bisherige Erfahrung eben so wenig zu dieser Voraussetzung zu berechtigen, als zu der, ebenfalls von ihm geäußerten, daß die Universitäts-Studien, durch die gewisse und nahe Aussicht auf das Schullehrer-Amt, eine bestimmtere, auch hierauf mit abzweckende Richtung erhalten würden. Fast alle Kandidaten müs-

sen sich schon jetzt entweder dem Schulstande, oder dem Privat-Erziehungs-Geschäfte widmen, und findet man, daß sie sich deshalb auf den Universitäten planmäßig hierauf besonders vorbereiten?

Das übrige was der Vf. in diesem Kapitel noch über Schul-Aufsicht und Schul-Disciplin vorträgt, muß Rec. übergehen; da seine Anzeige bereits die gewöhnlichen Gränzen überschritten hat, und ihm obliegt, von dem Inhalte des vierten Kapitels, noch wenigstens eine kurze summarische Rechenschaft zu geben. In diesem Kapitel, das die Ueberschrift hat, von einem allgemeinen Plane für alle Schulen, bemüht sich der Vf. zuvörderst zu zeigen, daß ein allgemeiner Schulplan; für alle Schulen, nach einer zweckmäßigen Vertheilung alles Wissenswürdigen, für alle Stände ein Bedürfnis sey und die Grundlage der National-Erziehung ausmachen müsse. Seiner eigenen Aeußerung nach, trägt er hierin nicht sowohl seine eigenen, als die Idee des Staats-Ministers, Hn. von Massow vor; dem auch der Entwurf zu einem solchen allgemeinen Schulplane angehört, den der Vf. in diesem Kapitel ebenfalls mittheilt. Eben deshalb enthält sich Rec. einer nähern Anzeige und der Aeußerung seines Urtheils, in Betreff desselben; indem ihm hier nur obliegt, von diesem Buche, in so fern es dem Vf. angehört, Rechenschaft zu geben; und der Vf. überdem nicht zu erkennen giebt, daß er den Auftrag erhalten habe, diesen Plan für die öffentliche Beurtheilung auszustellen. Um den Werth desselben gehörig zu erkennen und darzustellen, ist überdies eine genauere Einsicht erforderlich, als die bloße tabellarische Uebersicht der Abtheilungen der Unterrichts-Anstalten, wie sie hier mitgetheilt worden ist, gewähren kann. Unstreitig ist der Gegenstand von größter Wichtigkeit; und allerdings dürfte vielleicht deshalb, in dem Staate, von welchem man die ganze neue Gesetzgebung, ehe sie eingeführt würde, den sachverständigen Gliedern des Publikums zur Prüfung und öffentlichen Beurtheilung vorlegte, der Wunsch für keine Anmaßung und die Aeußerung desselben nicht für ungebührlich gelten: daß der vollständige Plan der Schulreform, in allen seinen Theilen, zu eben dem Zwecke, vor der Ausführung mitgetheilt werden möchte. Unstreitig dürfte dies auch noch den Vortheil haben, daß ein allgemeines Interesse für diesen Gegenstand und ein größerer Eifer zur Mitwirkung, auf irgend eine Weise, zur Realisirung dieser wohlthätigen und weisen Absichten des edelsten Regenten dadurch befördert und belebt werden würde.

Uebrigens erlaubt sich Rec. noch, zum Schluß seiner Anzeige, den patriotischen Wunsch: daß man sich durch die gewiß großen Schwierigkeiten, welche die Ausbildung und Ausführung einer solchen vollständigen und allgemeinen Schul-Reform, nach einem durchaus consequenten Systeme, finden muß, nicht möge abhalten lassen, an Wegräumung einiger Haupthindernisse ernstlich und thätig Hand anzulegen. Ihm scheint es: daß folgende drey Dinge die sind,

find, worauf es vor allem andern ankomme, und dem also alles andere nachgesetzt werden könne und nachstehn müsse: anständiger Unterhalt der Schullehrer: Anstellung einer hinlänglichen Anzahl und Bildung und Aufzucht brauchbarer Lehrer. Erst möge man die Grundlage zu der Unterrichts-Verbesserung überhaupt legen, und dann auf die Ausführung eines Plans, für eine National-Erziehung, Bedacht nehmen. Bey der edlen und liberalen Gesinnung des preussischen Monarchen und seinem warmen Eifer für diese hochheilige und wichtige Sache der Menschheit und seiner Unterthanen, ist nicht zu befürchten, daß es noch ferner nöthig seyn dürfte, wie bisher, den Schullehrer, den bey seinem Unterricht hungert, zu erlauben, nebenher auch noch Hosen und Schuhe zu machen, oder zu gestatten, daß, ebenfalls wie bisher, Kinder von Dörfern, wo keine Schulen sind, nach andern benachbarten Dörfern zu gehn; ihnen auch — wie der Vf. ausdrücklich hinzufügt — zu erlauben, bey eintretendem schlechtem Wetter — wenn wird dies denn nicht eintreten! — aus der Schule zu bleiben! Denn wäre dies, so würden wahrlich alle Pläne und mühsamen Vorarbeiten zu einer Verbesserung des Volks-Unterrichts und Bewirkung einer angemessenen Aufklärung und des Nationalgeistes völlig vergebens bleiben! Schon dann, wenn der Staat die Befoldung der Lehrer nur zum Theil übernehmen, und die andern, bey weitem größern

Theile den Grundherrn und Gemeinden zuschieben will, kann, nach Rec. Ueberzeugung, auch wenn man Mittel fände, diese zur Gewährung eines anständigen Unterhalts zu veranlassen, nie etwas vollendetes und durchaus zweckmäßiges zu Stande gebracht werden. Der Schullehrer, den der Edelmann befoldet, ist und bleibt von ihm abhängig, und der Nachttheil der hieraus für seine Wirksamkeit und die Aussichten des allgemeinen Plans entspringt, darf wohl nicht erst gezeigt werden. Der Schullehrer, den die Gemeinde bezahlt, wird dadurch ebenfalls vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt, und sich nie der Achtung und Unabhängigkeit erfreuen, deren er zur Führung seines Amtes, vor allen Dingen bedarf. Dies wird die bessern Subjecte zurückhalten, sich dieser Bestimmung zu widmen, und man wird sonach mit denen vorlieb nehmen müssen, die man haben kann, d. i. mit solchen, die nichts anders werden können! In den Städten wird es nicht besser gehen, wenn die Bürger den Unterhalt der Volks-Schullehrer bestreiten sollen. Alle Schulpläne werden dann nicht zu ersetzen im Stande seyn, was den Lehrern fehlt. Wohl aber werden gute Lehrer, die wissen, was sie wollen und sollen und es auszuführen fähig und von Eifer beseelt sind, einer so sehr genauen Anweisung entbehren können; ja sie kann sogar ihren Eifer lähmen und ihrer Wirksamkeit Fesseln anlegen.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**GESCHICHTE.** Breslau u. Leipzig, b. Buchheister: *Die Jungfrau von Orleans*; getreue Schilderung der Begebenheiten dieses unglücklichen Opfers des Fanatismus und der Politik. Aus ächten Quellen geschöpft. Nebst einiges (*sic*) über die romantische Tragödie gleichen Namens von Schiller. 1803. 4 Bog. 8. m. (2 illum.) Kpf. (14 gr.) — Das allbekannteste Schiller'sche Trauerspiel: *Die Jungfrau von Orleans*, hat, wie es in dergleichen Fällen gewöhnlich geht, viel Schreibens über diesen Gegenstand verursacht; so hängt er auch schon ehedem, zumal in Frankreich; in Geschichten und Romanen war bearbeitet worden (man sehe nur z. B. das ziemlich vollständige Verzeichniß gleichzeitiger und neuerer Schriften über das Mädchen von Orleans in *Meusel's Bibliotheca hist.* Vol. VII. P. II. p. 133 — 147.). Der Vf. der vor uns liegenden verichert nun zwar auf dem Titel derselben, sie sey aus *ächten Quellen* geschöpft; aber weder eine Vor- oder Nachrede, noch irgend eine Note oder ein Allegat, sagt uns ein Wort über diese Quellen, die er gebraucht zu haben vorgiebt. Er kann es uns daher nicht verdenken, wenn wir seine Arbeit als eine bloße Gelegenheitschrift eines Geschichtsstaffirers ansehen. Uebrigens ist die Schilderung wirklich gut gerathen. Sie behagt so wohl, daß man gern bey ihr verweilt, und sich von ihr amüsiren läßt. Schade demnach, daß der Vf. seine hinreichende Darstellungsgabe nicht auf ein kritisch und pragmatisch durchgeführtes Werk verwandte! Denn daß es, nach allem dem Geschreibe über jene göttliche Schwärmerin, selbst nach dem drey Bände starken Werk des Vielschreibers *Lenglet du Fresnoy*, oder vielmehr des von ihm geplünderten *Edmund Richer* (1753.), doch noch an einem solchen Werke fehle, verichert *Meusel* l. c. p. 144., indem er sagt: *Vix autem tacere possumus, post tot a nobis enumeratos super historia illa li-*

*bros libellove, nondum exstare talem, qui omnibus numeris absolutus et a partium studio alienus satis praedicari queat.*

Nun noch ein Paar Bemerkungen! Wenn S. 3. gesagt wird, der Herzog von *Bedford* (nicht *Bedfort*) habe 1422. (nicht 1427.) die Belagerung der Stadt Orleans unternommen lassen (nicht unternommen), und die Franzosen wären gezwungen worden, die Stadt zu übergeben (nicht *herauszugeben*); so ist dies ungegründet, und widerspricht der hernach folgenden Erzählung des Vfs. selbst von dem unternommenen Entsatze derselben. — Weiter hin, wo von Johannens frühern Jahren die Rede ist, finden wir das, wegen seiner Folgen wichtigen Umstandes nicht erwähnt, daß sie nämlich in einer Dorfschenke Knechtsdienste verrichtet, die Pferde gefattet zur Tränke geritten habe u. s. w. — S. 21. ist es wahrscheinlich ein Druckfehler, wenn gesagt wird, die *Einwohner* von *Chalon* (nicht *Chalon*) hätten die Stadt verlassen; die *Engländer* wird es heißen sollen; denn gleich hinterher heißt es, die *Burger* wären bereitwillig gewesen, ihren König zu empfangen.

Die beygefügte wenigen Blätter über das *Schiller'sche* Trauerspiel sind von einer andern Hand, und vermuthlich zu Breslau bey Gelegenheit der Vorstellung desselben niedergeschrieben worden. Es wird in der Kürze angedeutet, wie weit sich der Dichter von der Geschichte entfernt habe. Zuletzt ist ein Gedicht auf dieses poetische Meisterwerk aus dem *Tübingerischen Damen-Taschenbuch* (1803.) angedruckt worden.

Das erste Kupfer zeigt das Mädchen von Orleans nach einem alten Gemälde aus der Galerie des Kardinals Richelieu; das andere, wie sie von einer Schauspielerin auf dem *Breslauischen Theater* vorgestellt wurde.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 27. Junius 1805.

## KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

LONDON, b. Egerton: *An Enquiry into the present State of the military Force of the british Empire, with a view to its Reorganization.* Addressed to the right hon. William Pitt. By Lieut. Colonel R. T. Wilson, K. M. T. 1805. 106 S. gr. 8.

Diese Schrift verdient eine besondere Aufmerksamkeit; der bereits durch die Geschichte der Expedition der Engländer in Aegypten bekannte Vf. zeigt sich als einen sehr einsichtsvollen und erfahrenen Mann. Sein vornehmster Zweck ist, wie der Titel er giebt, das jetzige militärische System des britischen Reichs zu untersuchen, und die Verbesserungen anzugeben, welche er darin nöthig findet. Er glaubt hierzu um so mehr Veranlassung zu haben, da das Gouvernement zu Vor schlägen, wie die militärische Macht des britischen Reichs vermehrt und verbessert werden könne, aufgefordert habe. In Absicht der öffentlichen Bekanntmachung glaubt er sich damit entschuldigen zu können, daß die nicht gedruckten Denkschriften selten vor diejenigen kommen, für welche sie bestimmt sind, indem die Untergebenen gewöhnlich glauben, ihren Werth beurtheilen zu können, und ihren Obern, welche, sie zu lesen, nicht immer Zeit genug haben, hierin zuvorkommen. Er glaubt übrigens, daß das Publikum hierüber am besten entscheiden könne, und daß nur unter der Begünstigung desselben seine Vorschläge einen praktischen Nutzen haben würden.

Die heterogenen Theile, aus welchen die britische militärische Macht besteht, theilt der Vf. in die Miliz, in die Reserve - Armee, und in die regulären Truppen. Durch die außerordentliche Energie der Nation hat man es dahin gebracht, daß 500,000 Mann bewaffnet und exercirt sind. Der Vf. hält diese Anzahl für mehr als hinlänglich, jedem Angriff Widerstand zu leisten; rechnet aber bey der Größe des Widerstandes, eben so sehr auf die Organisation der ganzen Masse, als auf die Anzahl. Er glaubt, daß der französische Revolutionskrieg den Nationen Europas einen durchaus falschen Begriff von der Gewalt eines bewaffneten Volks gegeben habe. Er schlägt die französische Armee bey dem Anfange der Revolution auf 250,000 Mann an, unter welche die Volontairs, welche die Armeen nur um  $\frac{1}{2}$  verstärkten, vertheilt wurden, so daß alles wohl organisiert seyn konnte. Ganz anders sey es mit der britischen Macht; hier sey die reguläre Macht bey weitem der kleinste Theil des Ganzen. Ueberdiels müsse man bey dem großen Glück

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

der Franzosen, ihre Liebe zur Freyheit und das zweckwidrige Benehmen der Coalirten mit in Anschlag bringen. Dennoch seyen diese anfangs weiter in Frankreich eingedrungen, als der passendste Landungspunkt von London entfernt liege, und wenn nicht, wie Turenne sagt, *le bon Dieu*, sich gewöhnlich für die größere Anzahl erklärte: so würde eine beträchtliche französische Macht, wenn sie einmal in England gelandet wäre, gewiß bis London vordringen. — Die Stärke der regulären britischen Macht giebt der Vf. nicht an. In einem andern englischen Werk: *The regimental Companion* by Charles James, werden 1804. die regulären Truppen zu 15,479 Mann Cavalerie und 126,758 Mann Infanterie, die Miliz zu 88,413 Mann, die Volontärs zu 330,000 Mann angegeben. Von dieser befanden sich in Großbritannien an regulären Truppen 11,284 Mann Cavalerie, und 29,552 Mann Infanterie, und 69,400 Mann Miliz. Nachher wurde die Cavalerie bis zu 14,857 M. und die Infanterie zu 38,113 M., die Artillerie zu 4,708 M. vermehrt, mithin betrug die ganze Macht ungefähr 57,000 Mann; wozu gegen 250,000 Volontärs kommen. Die Anzahl der regulären Truppen ist also sehr gering; sie ist jetzt zwar noch mit beynahe 20,000 Mann vermehrt, aber doch nicht stärker als die feindliche Macht, welche hier, wie man behauptet, debarkirt werden kann.

Der Vf. macht einen großen Unterschied unter dem Gebrauch der Miliz und Volontärs und der regulären Truppen. In freyem Felde verspricht er sich von den erstern wenig, dahingegen glaubt er, daß sie, wenn die Feinde sich verschanzten, bey dem Angriff von großem Nutzen seyn würden. Da aber dieser Fall nicht zu erwarten ist, da vielmehr es hier auf eine rasche Operation ankommen möchte: so dürfe man nur insbesondere von den regulären Truppen die Erhaltung der Hauptstadt erwarten.

Der Vf. entwickelt den Unterschied der Brauchbarkeit der regulären Truppen und der Miliz und Volontärs auf eine solche Art, daß man hier den scharfsinnigen Beobachter und erfahrenen weit um sich blickenden Mann nicht verkennen kann. Doch sieht auch er, wie man in kriegerischen Angelegenheiten es immer zu thun pflegt, die Lage, in der sich seine Nation befindet, nachtheiliger an, als sie unsrer Einsicht nach ist. Die 70,000 Mann Miliz, welche in Großbritannien sich befindet, unterscheidet sich sehr von Volontärs und ist immer mit regulären Truppen verbunden, auch im freyen Felde brauchbar. Sie beträgt mit der regulären Macht jetzt in Großbritannien gegen 130 bis 140,000 Mann. — Doch immer eine

Z z z

eine

eine beträchtliche Armee — die nun noch von 250,000 Volontärs verstärkt wird.

Der Vf. glaubt, die französische Macht sey zu Anfang des Revolutionskrieges besser, als gegenwärtig die englische organisiert gewesen, und hätte dennoch geringen Widerstand geleistet. Rec. ist hier ganz entgegengesetzter Meinung. In Frankreich war zu Anfang der Revolution die stehende Armee nicht ganz 150,000 Mann stark, die Officiere emigrierten zum großen Theil, die Zurückgebliebenen waren mitunter der Revolution abgeneigt — und der Aufstand in Masse, geschah mehr auf dem Papier, als in der That. — Ganz anders ist die Lage in England; hier herrscht nur das Interesse der Erhaltung; die Miliz ist ein altes organisiertes Corps, und die Volontairs haben eine gewisse Verfassung und sind kein armirter Pöbel im gewöhnlichen Sinn. Beym Anfang der französischen Revolution hatte Frankreich keine reguläre Truppen, welche in Disciplin und Uebung waren; der Ausbruch der Revolution hatte sie völlig desorganisiert. Großbritannien hat jetzt nicht allein einen guten Stamm wohl disciplinirter Truppen durch die stehende Armee: sondern es hat auch durch die übrigen Corps für diese eine kräftige Unterstützung. — Ihre Miliz ist wenigstens eben so gut, wie die französischen Truppen im Jahr 1793 und 94 waren und ihre Volontärs können, so lange der Geist der Nation so bleibt als er bisher war, wenn gleich nicht in großen Manövern und offenen Feldschlachten, doch in allen andern Operationen, dem Feinde fast eben den Schaden zufügen, den er von den regulären Truppen zu erwarten hat.

Man muß sich nur einen richtigen Begriff von den Operationen machen, welche bey einer Landung eintreten können, um den Widerstand zu beurtheilen, den die englische militärische Macht zu leisten im Stande ist. Von dem Augenblick an, da die feindliche Armee gelandet ist, hört ihre Communication mit Frankreich auf. Sie muß nun von dem Leben, was sie mit gebracht hat. Hat sie daher ihre Munition verschossen, so muß sie mit dem Bajonet fechten, eine Art zu fechten, von welcher man zwar viel liest und sprechen hört, von der aber diejenigen nichts wissen, die wirklich im nahen Gefecht sich befunden haben. Rec. erinnert sich mehrerer Berichte von Bajonet - Gefechten, in denen er sich befand, wo aber immer noch die Truppen über 150 Schritt von einander blieben. Auch sah er, daß man auf noch größere Distanzen das Bajonet fällt, um auf den Feind einzudringen; allein man fing bald nachher in einer nicht geringen Entfernung an zu feuern, — die gewöhnlichen Berichte haben ihre eigene Sprache; ihre Darstellungen verhalten sich zu den wirklichen Vorgängen, wie die poetischen Darstellungen zu den wahren. Eine feindliche Armee hat aber in England nicht allein mit der Erkämpfung des Lebensunterhalts, und der Munition zu thun, es fehlt ihr auch an Cavallerie, und an Pferden zum Transport der mitgebrachten Bedürfnisse, der Feldequipage u. s. w. Uebrigens wird der Krieg gegen eine Armee ohne Unterstützung,

ohne Bedürfnisse, ganz anders geführt, als der gewöhnliche. — Bey jenen umschleift man den gelandeten Feind und fängt nun an, täglich einzelne Gefechte, wie im kleinen Kriege, zu liefern. Auf diese Weise reibt man ihn auf, zwingt ihn in kurzer Zeit seine Munition zu verbrauchen, und ziehet einen sichern Nutzen von dem unerfchöpflichen Ueberflus von Kriegsbedürfnissen und Menschen, welche man in Händen hat. Rec. giebt gern zu, daß die Engländer diesen Plan jetzt nicht haben; aber die Natur der Sache wird ihn schon herbey führen. Auch Bruce hatte ihn nicht, als die Engländer in Nordholland landeten, Houchard, Pichegru und Hoche hatten ihn nicht, als die Coalirten bey Dünkirchen und Landau in Frankreich eindringen, aber sie wurden gleichsam durch die besondere Lage zu dieser Art Krieg zu führen gezwungen. Denken wir uns aber auch eine offene Feldschlacht, (eine Mafsregel, welche für die Engländer wider alle Klugheit wäre) welche eine Verschiedenheit dennoch an beiden Seiten! — An der einen Seite bloße Infanterie, wenig Geschütz und Mangel an Bedürfnissen aller Art; an der andern Seite eine furchtbare Cavallerie, eine zahlreiche und gut geübte reitende und Fuß - Artillerie, und eine wenigstens eben so gute Infanterie als die feindliche! — — Dies sind doch in der That Vorzüge, die auf den Ausgang einer Schlacht einen großen Einfluß haben. Man nehme aber nun an, daß die feindliche Macht siegte, ist denn durch *eine* Schlacht England verloren? Was gewinnt der Feind durch *eine* Schlacht, wenn die Britten die Absicht haben, zu siegen oder zu sterben? Ungefähr ein Terrain von einigen Meilen. — Man nehme aber auch 30 Meilen an. — Um eine neue zu liefern, muß man Munition haben. — In den gewöhnlichen Landkriegen, wo man eine ungeheure Anzahl Fuhrwerke hinter sich hat, fehlt es gewöhnlich zu einer zweyten Schlacht an Munition; wie kann der Feind sie hier erhalten? Wenn eine Armee von 50 bis 80,000 Menschen eine Operation unternehmen will: so gehören große Vorkehrungen zu ihrer Unterhaltung dazu. Es müssen Magazine da seyn, Bäckereyen, ein Proviant - Fuhrwesen - Train und Brodwagen; die Anzahl dieser Wagen erfordert nach den besondern Umständen wenigstens 8000 Pferde. — Wo will die feindliche gelandete Armee alle diese hernehmen? — Freylich drang eine französische Armee 1800. in Italien ein, ohne diese Vorräthe zu haben. — Allein sie hatte, ehe sie über den Po ging, nichts gegen sich und konnte sich in das Land zerstreuen, um zu leben, — sie war dabey fast um das doppelte stärker als die Oestreichische — sie hatte ununterbrochne Communication mit der Schweiz, und nur zuletzt einen Feind gegen sich, der *capitalisirt*. Die Landung der Engländer in Aegypten hatte zwar einen glücklichen Erfolg, ob sie gleich schwächer, als die Franzosen waren; aber diese waren zerstreut, und die Einwohner des Landes in Ordnung zu halten, sie hatten überdies noch einen andern Feind gegen sich; es fehlte ihnen an Kriegs- und Lebens - Bedürfnissen, an Pferden u. s. w., und sie befanden sich daher mit den

den gelandeten Engländern fast in einer Lage. So ist es aber nicht mit einer in England gelandeten Armee — diese befindet sich, wie oben gezeigt ist, in einem höchst bedrängten Zustande, in Vergleich der ihnen entgegengesetzten englischen.

Man muß daher bey einem Angriff von England nicht vergessen, daß die Landung nur ein kleiner Schritt zur Eroberung der Insel ist; daß diese insbesondere von einem glücklichen, in England und Schottland zu führenden Kriege abhängt; und daß diese Länder, ob sie gleich eine Insel sind, dennoch einen 80 deutsche Meilen langen und 30 bis 50 Meilen breiten, mit 11 Millionen Menschen bevölkerten Raum bilden, auf dem eine feindliche Armee, von allen Hülfsmitteln abgefordert (so lange die englische Flotte die Meere beherrscht) Krieg gegen eine ihr 2 bis 3 fach überlegene Truppenzahl führen muß, die für ihre Freyheit und ihr Eigenthum gegen einen Feind streitet, den sie verachtet und haßt.

Einige deutsche Schriftsteller haben aus Unkunde oder Vorurtheil, oder vielleicht auch aus andern Ursachen, uns überreden wollen, es sey für die französische Nation eine Kleinigkeit England zu erobern. Niemand ist hierin so weit gegangen als Hr. v. Bülow. — Er behauptete ehemals, man könne mit den kleinen in Boulogne versammelten Schiffen eine englische Flotte schlagen. Die Welt hat aber gesehen, daß diese Schiffe, nur mit der größten Schwierigkeit an den Küsten versteckt, nach Boulogne gebracht sind, und daß die schimärischen Vorstellungen von ihrer Ueberlegenheit bey dem Gefecht, gegen ordinäre Kriegsschiffe, Fragatten u. s. w. nichts beweisen, als daß der Hr. v. B. diesen Gegenstand nicht kennt, und daß man See-Reisen machen kann, ohne von dem See-Krieg richtige Begriffe zu haben: In einer andern, dem französischen Gesandten in Berlin dedicirten, Schrift glaubt Hr. v. B., es sey nichts leichter, als nach der Landung eine Operation gegen London auszuführen, und diese Stadt zu erobern. — In einer frühern Schrift: *Geist des neuen Kriegssystems*, hatte er ganz das Gegentheil bewiesen. — Hier hat nun freylich die Kritik ein Ende. — — Die bisherigen Schritte der französischen Regierung haben ohne hin diese Trümereyen widerlegt. Wir führen sie hier nur deswegen an, um zu zeigen, daß man die militärischen Verhältnisse Englands nun einmal falsch und selbst auch in der Broschüre, welche wir hier anzeigen, beurtheilt — indem man nicht die besondern Verhältnisse der Operation einer von allen Hülfsmitteln abgeschnittenen Armee, gegen eine andere, mit diesen Mitteln umgebene; zu würdigen weiß, und sich von der in dieser Lage eintretenden Art den Krieg zu führen, keine richtigen Begriffe machen kann.

Die Vorschläge unsers Vfs. betreffen zwey Hauptpunkte: 1) die Vermehrung der stehenden Armee und 2) die Art der Recrutirung. Beide sind vortrefflich ausgeführt. In Absicht der letzten schlägt er vor, daß man eine Art Conscriptiions-system einführen und den Enrollirten nur eine gewisse Zeit dienen lassen

müßte. Dadurch würde man nach einiger Zeit eine Menge in Waffen geübter und disciplinirter Menschen erhalten. — Er glaubt, es sey kein ander Mittel einer schändlichen Sklaverey zu entgehen. „Unerwartete und gefährliche Zeiten nähern sich — der Britte muß, wo nicht eher, doch in wenigen Jahren, auf dem Boden, worauf er geboren war, sein Blut vergießen, wenn er ihn nicht der Herrschaft einer andern Nation überlassen will.“

### STAATSWISSENSCHAFTEN.

BRESLAU, b. Barth jun.: *Gedanken und Vorschläge eines Menschenfreundes zur Entwerfung eines Criminalgesetzbuches*. Nebst einem Anhang über Corrections- und Arbeitshäuser überhaupt. 1804. 104 S. 8. (12 gr.)

Der Menschenfreund, von dem diese Gedanken und Vorschläge sich herschreiben, lebt nicht mehr. Er war Geschäftsmann, und war durch den von der Regierung zu Bern vor einigen 20 Jahren ausgesetzten Preis auf das beste Criminalgesetzbuch, welches theils den peinlichen Prozeß, theils die Lehre von peinlichen Strafen selbst enthalten sollte, veranlaßt worden, die vorliegende kleine Schrift auszuarbeiten. Er schickte sie aber nicht nach Bern, sondern an den damaligen preussischen Staatsminister von Zedlitz in Berlin, der das Criminaldepartement hatte und mit dem er in Verbindung stand. Zedlitz theilte dem Vf. seine Bemerkungen über den Aufsatz mit; dieser benutzte sie und änderte manches in demselben ab, ließ ihn aber ungedruckt liegen. Nur kurz vor seinem Tode fügte er, da so viel über Besserungsanstalten geredet und geschrieben wurde, seine Gedanken über diese bey. In dieser Gestalt fand denn auch der Herausgeber — der Erbe des literarischen Nachlasses des Verstorbenen — die Schrift und ließ sie abdrucken, weil sie ihm noch immer einige brauchbare Materialien zu dem zu unsern Zeiten aufzuführenden großen Gebäude einer Criminalgesetzgebung zu enthalten schien. Er verdient dafür auch allen Dank. Freylich sieht man ihr öfters in einzelnen Ideen das Alter an; und es ist mancher Vorschlag und Wunsch schon seit der Zeit, daß sie geschrieben wurde, mehr oder weniger ausgeführt worden. Dahin gehört z. B. die gewünschte Errichtung von Inquisitoriaten, die bereits in mehreren Provinzen, besonders der Preussischen Staaten z. B. in Schlesien, existiren, und in andern, als im Herzogthum Magdeburg, jetzt eben eingerichtet werden sollen. Aber die Stimme ist doch noch nicht überall durchgedrungen, und es ist gewiß mehr als einer unter den aufgestellten Wünschen und Vorschlägen, der, ob er gleich schon oft gethan worden ist, doch noch fast überall auf Ausführung wartet, und daher auch wohl wiederholt zu werden verdient; wozu z. B. die Wünsche des Vfs. für zweckmäßigere Einrichtung der Gefängnisse u. m. zu rechnen sind. — Der erste Abschnitt der kleinen Schrift beschäftigt sich mit dem Criminalprozeß selbst. Vieles, was der Vf. darüber sagt,

sagt, ist bekannt, vieles fodert eine nähere Würdigung und in der Anwendung viele Weisheit z. B. wenn er will, daß der Inquirent von physiognomischen Kenntnissen Gebrauch machen soll, denn man findet ja, wie *Sturz* sehr wahr sagt: Regulusköpfe auf Galeeren, und Vestalengesichter in Zuchthäusern; daher auch eine Note unter den Text hinzusetzt: Nur empfehle ich dem Inquirenten, ehe er auf diese Anzeige zu viel baut, die physiognomischen Reifen zu lesen. Ausser diesem bringt der Vf. noch manche Idee zur Sprache, über die man bis jetzt sehr verschieden gedacht hat, und über die man auch ihn gern hören wird. Er hält z. B. die Specialinquisition mit mehrern für ganz überflüssig; in der ersten Instanz will er keine Vertheidigungsschrift zulassen, weil die Gründe für den Angeschuldigten schon in den Acten und Gesetzen liegen und aus diesen dem richtenden Collegium bekannt seyn müssen; dafür will er, daß man den Inquisten vor Abschickung der Acten mit einer Gerichtsperson sich unterreden lasse, die jencm die actenmäßige Lage der Acten vorlegt und dessen Bemerkungen über die Untersuchung anhört, worüber dann ein Protocoll angefertigt und dieses den eingefendeten Acten beygelegt werden soll. Er hält es, sobald der Richter gehörig überzeugt ist, daß der Angeklagte das ihm angeschuldigte Verbrechen begangen habe, für erlaubt zur ordentlichen Strafe vorzuschreiten, wenn auch das eigene Bekenntniß fehlen sollte. Den Reinigungseid und die Ableistung der Urphede will er ganz abgeschafft wissen u. s. f. — Der *zweyte* Abschnitt enthält die Lehre von Verbrechen und Strafen. Es kann nicht fehlen, daß auch hier vieles vorkommen muß, was schon öfters gesagt worden ist, aber überall zeigt sich der Vf. als denkenden und aufmerksamen Beobachter. Nur bey einzelnen Ideen möchte er Gegner finden, die auch noch vieles bey ihren Exceptionen für sich haben werden, z. B. wenn er 10jährige Gefängniß- oder Zuchthausstrafe für nur um einen Grad gelinder hält, als den Tod, oder wenn er meynt, daß körperlicher Schmerz dem ganz gemeinen Mann empfindlicher sey, als der Verlust der Freyheit, und daß er deswegen, wenn man ihm zwischen Peitschenhieben und Gefängniß die Wahl erlaubt, er gewiß dieses vorziehen werde. Der Vf. hatte hier vielleicht die militairische Bestrafung vor Augen, wo mancher Soldat freylich für zomaliges Gassenläufen lieber ein paar Jahre Zuchthausstrafe wählen würde. Aber in allen andern Fällen hat *Rec.*, der Verbrecher gemeinen Standes seit mehrern Jahren in ihrer Denkart und in ihrer Art zu urtheilen, zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, immer das Gegentheil gefunden. Doch über etwas, was auf die individuelle Empfindung so sehr an-

kommt, läßt sich nichts allgemeines festsetzen. Uebrigens hat der Vf. sehr gesunde Gedanken über die Einrichtung der Gefängniß- und Zuchthausstrafen, ob gleich auch hier über einige seiner Grundätze noch mit Recht gestritten werden kann, z. B. man brauche die Gefangenen zu öffentlichen Arbeiten, bey Wegebetterungen, Aufreisen etc., man mache diese durch ein Abzeichen kenntlich; als: halb die Haare abschneiden u. a. Ob er in diesen Grundätzen alle, die über Zuchthäuser und Züchtlinge gedacht und geschrieben haben, auf seiner Seite haben werde, bezweifelt *Rec.*, so gewiß er auch überzeugt ist, daß sie ihm in den übrigen z. B., man müsse nie aus Zuchthäusern Fabrikanstalten machen wollen, müsse mit Ernst für das künftige Fortkommen der Entlassenen sorgen, und durch eine kleine aufgesparte Summe ihnen Gelegenheit geben, ein ehrliches Gewerbe anzufangen, u. m. gern beystimmen werden. Im Anhang kommt der Vf. noch einmal auf Zucht- und Besserungsanstalten zurück; wiederholt über jene das bereits gesagte, und trägt gegen diese und ihre Nothwendigkeit für Polizeyverbrecher und solche, die ihre Strafzeit im Zuchthause vollendet haben, von denen man aber baldige Rückkehr zum Laster fürchtet, mehrere Zweifel vor. Er meynt, daß wenn man unsere Zuchthäuser verbessert und gewisse reelle Abtheilungen in denselben macht, jene Besserungsanstalten für diese Menschen ziemlich überflüssig seyn möchten; dafür aber will er für Menschen höhern Standes, die man aus der Gesellschaft entfernen will und deren Ehre durch den Aufenthalt im Zuchthause leidet, Besserungshäuser angelegt wissen. *Rec.* denkt sich unter diesen Menschen, besonders jüngere Leute, die durch wiederholte liederliche und boshafte Streiche ihren Familien und der Gesellschaft lästig werden, und vielleicht nur durch strengere Disciplin gebessert werden können. An solchen Anstalten fehlt es uns allerdings noch fast ganz; in Wien hat man jetzt eine errichtet. — Was der Vf. sonst über einzelne Verbrechen und deren Bestrafung im *zweyten* Abschnitt sagt, verdient ebenfalls gelesen zu werden. — Noch macht *Rec.* bey dem Schluß dieser Anzeige eine Bemerkung, die sich ihm bey Durchlesung des kleinen Buchs aufdrängte, und diesem sehr zur Empfehlung gereicht. Man wird nämlich den Vf. in seinen Ideen mit denen des preussischen Staatsministers *Hn. von Arnim* in seinen *Bruchstücken* über Verbrechen und Strafen, sehr oft zusammentreffen sehen, und sich dann der Uebereinstimmung dieser beiden Geschäftsmänner um so mehr freuen, da jeder unabhängig von dem andern schrieb, und die Aufgaben von verschiedenen Seiten betrachtete.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 28. Junius 1805.

## S C H Ö N E K Ü N S T E.

PARIS, b. Vf.: *Vies et oeuvres des peintres les plus célèbres de toutes les écoles.* Recueil classique etc. Réduit et gravé au trait d'après les estampes de la bibliothèque nationale et des plus riches collections particulières. Publié par C. P. Landon, peintre etc. Ecole Lombarde. Vie et oeuvre complete de *Dominique Zampieri* dit le *Dominiquin*. Tom. I. 1803. 48 S. 60 Kupfert. 8 S. Erklär. Tom. II. 1804. 14 S. 60 Kupfert. Fol.

Die Vereinigung so vieler Meisterwerke der ältern und neuern Kunst in Paris scheint bey einer allgemeinen Aufregung des Interesse für Kunst bey dem gebildetern Theile der Nation auch die Kupferstecher und Kunsthändler jener Stadt mit einem neuen Geiste industriöser Thätigkeit beseelt zu haben. Von mehreren Seiten hat man Abbildungen der im Nationalmuseum aufgestellten Kunstwerke angekündigt und unternommen; und wenn solche Nachbildungen mit gebührender Treue gemacht werden: so sind sie allerdings das beste Mittel, durch Vervielfältigung des Vortrefflichen Sinn und Interesse für wahre Kunst immer mehr zu verbreiten, und wo möglich einem bessern Geschmacke Eingang zu verschaffen; denn so sehr sich die neuere französische Schule aus ihrer ehemaligen Versunkenheit gehoben hat, so ist sie doch von dem reinen und schönen Stile, der nur in der Antike und den größten Meistern der alten italiänischen Schule gefunden wird, noch sehr weit entfernt; und in sofern vorliegendes Werk fähig ist, zu dieser wünschenswerthen Verbesserung etwas beyzutragen, verdient es die Aufmerksamkeit des Publicums und den Beyfall der Kenner und Künstler. Landon, der Herausgeber dieses Werks, der selbst Künstler ist, schränkt sich nicht bloß auf die in Paris vorhandenen Werke der größten Künstler ein, sondern er hat die Absicht, in einer Reihe von Bänden allmählig die sämtlichen Werke der Meister vom ersten Range vollständig, und die vorzüglichsten derer vom zweyten und dritten Range nebst ihren Bildnissen und Leben, nächstdem auch die Leben der großen griechischen Maler im Auszuge, und eine Auswahl der besten unter den noch vorhandenen antiken Malereyen in getreuen Umrissen zu liefern.

Wenn gleich auf diese Weise die Werke der Malerey nicht so vollkommen wie in ausgeführten Kupferstichen zur Anschauung gebracht werden können, so läßt sich doch das Wesentliche eines Bildes: die Erfindung, die Composition, der Stil der Zeichnung,

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

der Ausdruck der Handlung und der Physiognomien, in hinreichendem Mafse wiedergeben, um sowohl dem Künstler ein lehrreiches Studium, als dem Liebhaber eine geistreiche Unterhaltung zu gewähren, den Kunstgeschmack beider zu bilden, und besonders durch die einfachste Darstellung des Gegenstandes in seinen Grundzügen den Kunstsinne sogleich auf das Wesentliche zu lenken. Rec. ist der Meinung, daß diese Anwendung des bloßen Umrisses zur höchst einfachen und zugleich möglichst treuen Darstellung der Composition vorzüglicher Gemälde und Bildwerke weit zweckmäßiger sey, und der Kunst- und Geschmacksbildung weit mehr fromme, als wenn man ihn, wie seit der Bekanntwerdung der Flaxmanischen Umrisse jetzt so häufig geschieht, nur zum Entwerfen leichter Bilder der Phantasie gebraucht, welche gewöhnlich nichts von dem enthalten, was eigentlich eine malerische Darstellung erfordert, und in Vergleichung mit diesen bloße Tändeleyen sind, die den jungen Künstler, der sie zu einer ernstlichen Beschäftigung erhebt, von dem rechten Wege der Kunst ganz entfernen, und ihn zu einem seichten Skizzisten machen. Hingegen ist der Umriss vorzüglich zweckmäßig, Malereyen, deren Vorzug mehr in der Poesie der Erfindung, im Stil der Zeichnung und Composition und im bedeutenden Ausdruck, als in der Schönheit des Colorits, des Helldunkeln und jeder Art des Farbeneffects besteht, mit wenig Aufwand von Zeit nachzubilden, und um einen geringen Preis in die Hände vieler unbemittelter Künstler und Liebhaber zu bringen; und dies ist doch, wo es um Verbreitung des Lehrreichen und Nützlichen zu thun ist, bey dem stets wachsenden, alles vertheuernden Luxus in Werken der Wissenschaft und Kunst, gewiß kein geringer Vortheil; wenn gleich andere Nachtheile und Mängel, z. B. der Undeutlichkeit bey reichen Compositionen, davon unzertrennlich sind. Wer wird sich nicht freuen, wenn er, auch nur in bloßen Umrissen, die sämtlichen Werke eines Künstlers, wie Dominichino, für eine Summe besitzen kann, die ein einziger englischer Kupferstich kostet, wo oft die höchste Kunst des Grabstichels an einen nichtsverwerthen, geschmacklosen Gegenstand unwürdig verschwendet ist. In dieser Rücksicht vornehmlich verdient die Unternehmung des Herausgebers Beyfall.

In vorliegenden beiden Bänden sind bereits die größten und vorzüglichsten Fresco- und Oelgemälde Dominichino's enthalten; die noch fehlenden sollen in einem dritten Bande folgen. Dies Werk, worin man alle Arbeiten des Künstlers beyfammen findet, würde noch lehrreicher geworden seyn, wenn der

Aaaaa

Her-



Herausg. in der Folge derselben soviel als möglich die chronologische Ordnung beobachtet hätte. Dieses hätte um so leichter geschehen können, da man von den Hauptwerken Dominichino's aus seinem Leben weiß, wann er dieselben verfertigt hat; und man muß sich wundern, wie eine solche Anordnung dem Herausg. nicht eingefallen ist, als er der Vorrede zufolge unschlüssig war, wie er die Platten ordnen sollte, da ihm die Classification derselben in der Nationalbibliothek, wo sie nach dem Inhalt der Darstellungen geordnet sind, nicht gefiel. Aber Hr. L. hat sich mit dem Anfange der Herausgabe etwas übereilt, und weder alle Arbeiten Dominichino's gekannt, noch beysammen gehabt, als er den *ersten* Band erscheinen ließ, wie aus der Vorrede zum *zweyten* Theile erhellet. Dominichino's Leben, welches vornehmlich *Matvasia* und *Passeri* ausführlich beschrieben haben, ist in einem zweckmäßigen Auszuge dem *ersten* Theile, welcher auch das Portrait des Künstlers enthält, vorgegedruckt. Die jedem Theile beygefügte Erklärung zeigt den Inhalt der Tafeln an, den Ort, wo das Original sich befindet, und den Kupferstecher, nach dessen Stich der Umriss genommen ist. Die Umriffe selbst sind mit so viel Treue, als von Umrissen in solchem Mafstabe billig zu verlangen ist, von verschiedenen Künstlern verfertigt. In den meisten erkennt man nicht nur den Stil des Dominichino, sondern auch den Charakter und Ausdruck der Köpfe wieder. Im *ersten* Theile finden sich die Namen: *Mad. le Fevre néé Lingée*, *P. Boutrois*, *Devilliers l'ainé* und *jeune*, und *Gautier*, und im *zweyten* Theile aufser jenen noch *Duval*, *Daguis* und *Ebrard* unterzeichnet. Die Blätter der *Mad. le Fevre*, des *Ebrard* und des jüngern *Devilliers* zeichnen sich meistens durch Richtigkeit der Umriffe, Sauberkeit und Haltung vor den übrigen aus; vornehmlich im *ersten* Theile Pl. 1. 4. 6. 14. 46. 51. 58., und im *zweyten* Theile Pl. 61. 63. 80. 87. 89. 107. und die am Ende folgenden landschaftlichen Darstellungen. Am meisten ist im *ersten* Theile Nr. 33. misrathen, welches die berühmte Communion des heil. Hieronymus darstellt.

Dem Leben Dominichino's hat der Herausg. verschiedene Urtheile von Künstlern und Kunstrichtern über den Kunstcharakter desselben angehängt, unter denen sich die von zwey Künstlern, *de Piles* und *Mengs*, besonders durch ihre Strenge, die an Ungerechtigkeit gränzt, auszeichnen. Es ist sonderbar, daß *Mengs* an dem Dom. Furchtsamkeit, Bedeutungslosigkeit und Kälte tadelt, da doch unter allen Künstlern, die einen großen Ruf haben, wenige dem *Mengs* an Kälte und Unbedeutbarkeit des Ausdrucks gleich kommen. Allerdings hatte Dominichino nur eine beschränkte Sphäre für Charakter und Ausdruck; aber in dieser war er auch sehr vorzüglich. Jugendliche Charaktere aller Art, nicht bloß Kinder, wie *Mengs* behauptet, gelangen ihm, so wie naive Darstellungen im gemeinen Leben vorfallender Scenen, ganz vorzüglich; die Beweise dieser Behauptung wird man in diesem Werke leicht finden; und wenn auch im Stil der Composition und der Gewänder, so wie

in der reichen Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, Dominichino weit unter Raphael steht, so ist er doch in mehr als einer Rücksicht unter allen Neuern ihm am nächsten gekommen, und der Begriff ächter Kunst findet sich in seinen Werken richtiger aufgefaßt und ausgedrückt, als in den Werken aller übrigen Maler nach Raphael. Auch von den Werken dieses letztern ist bereits der erste Theil herausgekommen, den wir zu seiner Zeit, wenn das Ganze erschienen seyn wird, gleichfalls näher anzeigen werden.

BRESLAU, b. Hamberger: *Anfangsgründe der schönen Baukunst oder der Civil-Baukunst in ästhetischer Hinsicht* u. s. w. Als Leitfaden zum Gebrauch bey seinen Vorlesungen entworfen, von C. G. Hirt, königl. Bauinspector u. s. w. zu Breslau. 1804. VIII u. 192 S. gr. 8. (1 Kthlr. 2 gr.)

Der Vf., den man nicht mit dem Hofrath Hirt in Berlin verwechseln muß, von dem wir eine Geschichte der Baukunst zu erwarten haben, hat laut des Titels und der Vorrede dieses Werk nur zunächst für seine Zuhörer und mit Rücksichten auf die individuellen Verhältnisse seines Amtes entworfen; und nach des Rec. Bedünken hätte derselbe die Verbreitung desselben auch nur auf seine Zuhörer allein beschränken sollen, wenn es ihm bloß um den dadurch zu leistenden Nutzen zu thun gewesen wäre. Er gesteht selbst, daß er Tadel befürchtet, daß er ein solches Werk ohne erläuternde Kupfertafeln in die Welt schickte, „ohne welche viele darin vorgetragene Sätze dem Nichtbaumeister oder Anfänger schlechterdings undeutlich bleiben müssen;“ und Rec. ist der Meinung, daß er diesen Tadel wirklich verdient. Was kann es Lesern nützen, die nicht bey Hn. H. in der Schule gewesen sind, wenn er versichert, daß er jederzeit bey mündlichen Vorträgen seinen Schülern die vorgetragenen Lehrsätze durch Zeichnungen verfinnlicht? In dieser Hinsicht ist also sein Werk dem Publicum völlig unnütz.

Aber wenn wir sein Werk auch unabhängig von diesem wesentlichen Mangel betrachten: so ist es nur ein Lehrbuch nach dem gewöhnlichen Zuschnitt, wie wir deren bereits mehrere und gründlichere haben. Das wenige Eigene, was dem Vf. etwa darin gehört, ist bloß individuelle Ansicht, oder vorzugsweise Begünstigung dieser oder jener Meinung anderer Baumeister. Auf diese Weise können hundert Lehrbücher der Baukunst geschrieben werden, ohne daß dadurch die Vollkommenheit derselben im mindesten befördert würde.

Es wäre für den guten Geschmack sehr zu wünschen, daß man endlich einmal aufhörte, den *Paladio*, *Vignola*, *Scamozzi* oder anderer neuerer Baumeister Lehrbücher zu dociren und zu commentiren, die ihren Geschmack und ihr System nur nach den Monumenten der griechisch-römischen Architectur bildeten, in denen schon der unreine Geschmack des Verfalls oder einer zweckwidrigen Verzierungssprache herrscht.

herrscht; und die wahrscheinlich andere Systeme aufgestellt haben würden, wenn sie Gelegenheit gehabt hätten, statt jener die Werke der ächtgriechischen Baukunst zu studiren, die wir erst im verfloßenen Jahrhunderte kennen und schätzen gelernt haben. Diese Werke eines reinen und schönen Stils sollten jetzt vornehmlich den Lehrlingen der Baukunst als Muster vorgelegt werden; denn nur in ihnen haben die dorische und ionische Säulenordnung die ihrem Charakter entsprechenden schönen Verhältnisse, von denen schon die Römer, noch mehr aber die Modernen, viel zu sehr abgewichen sind. Als dieser Charakter einmal verloren war, war es sehr natürlich, daß man die Säulen endlich als bloße Verzierungs-mittel ansah und mißbrauchte.

Ueber die Definitionen, die der Vf. von der Baukunst und ihren Zwecken giebt, möchte in Hinsicht der erforderlichen Bestimmtheit wohl manches zu erinnern seyn. So ist es gleich im *ersten* §. sehr unnütz, den Werken der Baukunst „einen sehr dunkeln Begriff in der Natur“ zum Grunde zu legen, da dieser ursprüngliche Grund bloß in natürlichen (nicht künstlichen) Bedürfnissen des Menschen zu suchen und aus diesen allein hinlänglich zu erklären ist. Die Abhelfung dieser Bedürfnisse, die mancherley Art seyn können, ist der Zweck der Baukunst, und dieser Zweck bestimmt die Wahl und Anwendung der Mittel, also auch die Beschaffenheit und Form der Gebäude. So vielerley Arten von Bedürfnissen, so vielerley Arten des Zwecks, und so vielerley Zweige der Architectur, in deren jedem wieder besondere Bedürfnisse, besondere Zwecke und besondere Formen der Gebäude Statt finden können. Die Begriffe der Form und Construction beruhen auf mathematischen Gesetzen, die im menschlichen Verstande liegen und von denen er viele in der Natur, die sein Object ist, angewandt wieder findet. Der Mensch brauchte darum weder Höhlen noch Laubgewölbe der Wälder zu sehen, um die Formen seiner Gebäude, die das Bedürfnis forderte, zu finden, und wenn er dergleichen aus der Natur nachahmte, so war es nur zufällig. In der That ist ja auch die Hütte, die man als das erste Urbild der schönen Baukunst anerkennt, kein Werk der Nachahmung, sondern der Erfindung.

Auf diesen unbestimmten Begriff vom natürlichen Ursprunge der Baukunst gründet sich denn auch der gewöhnliche Irrthum, den der Vf. gleichfalls §. 26 ff. hat, daß die Baukunst eine nachahmende Kunst sey. Alle schönen Künste sollen nun einmal, nach einer falsch verstandenen Ansicht, *nachahmend* seyn. Verbände man den richtigen Begriff des Kunstzwecks mit dieser Benennung: so würde es nicht der Mühe verlohnen, um Worte zu streiten; aber schon das unrechte Wort ist ein Zeichen eines unrichtigen Begriffs. Wäre wirklich der Zweck der schönen Künste, die Natur nachzuahmen: so würde jede Erhebung derselben über die Nachahmung des Wirklichen eine Verletzung jenes Zwecks seyn, und doch be-

ginnt wahre Kunst eigentlich erst mit der Erhebung über die Nachahmung des Wirklichen. Kunst ist Darstellung von Ideen durch ein dazu taugliches Medium; und wenn sie sich dazu der Bilder natürlicher Gegenstände bedient: so sind ihr diese doch bloß Mittel zur Erreichung jenes Zwecks; um diesen, nicht um die Nachahmung, ist es ihr zu thun. Nachahmung kann also auch nie Wesen und Zweck der Künste seyn. Bey der Baukunst ist nun dieses besonders auffallend. Alle ihre Producte sind Ausführung architektonischer Zwecke; diese Zwecke sind in einem natürlichen oder eingebildeten Bedürfnisse gegründet. Wenn sie nun in der Ausführung solcher Zwecke natürliche Gegenstände nachahmt: so geschieht dies doch nur, in so fern dieselben zufällig mit ihrem Zwecke zusammenstimmen. Auch die rohesten Werke der Menschen sind schon Werke der Kunst, und können nie, wie die Producte eines thierischen Instincts, z. B. der Bau der Bienen, der Biber, der Vögel u. s. w. betrachtet werden. Man kann also auch die ärmlichste Hütte nicht als ein Werk der Natur ansehen, sondern nur als ein Werk der rohen Baukunst, die sich daraus, wie aus ihrem ersten ursprünglichen Keime, allmählich entwickelte, läuterte, veredelte, und bey erwachendem Schönheitsfinne endlich zu einer schönen Kunst ausbildete; in welcher Ausbildung sie sich aber, besonders als sie von Holz auf Stein übergetragen und in diesem Materiale zur Schönheit ausgebildet wurde, allerley Abweichungen und Freyheiten erlaubt hat; daher auch wohl die Versuche einiger Theoretiker, die schöne Architectur ganz aus der Construction einer Holzhütte zu entwickeln, nie ganz gelingen werden, ohne ihrem System zu Liebe dem Gegenstande Gewalt anzuthun.

Nach der Einleitung, in welcher die verschiedenen Zweige der Architectur, die verschiedenen Arten von Gebäuden, die unter das Gebiet der Civilbaukunst gehören, die verschiedenen dem Architekten nöthigen Hülfskenntnisse und die verschiedenen Arten des Stils dieser Kunst bey ältern und neuern Völkern aufgezählt werden, handelt der Vf. in 18 Kapiteln die Lehre von den Gliedern und der Zusammensetzung und Verzierung derselben; von den gewöhnlichen fünf Säulenordnungen; von den Pilastern; von den Bogen und Bogenstellungen; von den gekuppelten Säulen, von der Gegeneinanderstellung der Säulen und Pilaster, von Uebereinanderstellung der Säulen und Arkaden, von der attischen Ordnung, und den sogenannten symbolischen Säulen, auf die gewöhnliche Art ab; warnt dabey zugleich vor den eingeführten Mißbräuchen, ist aber doch noch bey manchen, die ein reiner Geschmack nicht billigen wird, zu nachsichtig. Die meisten Kunstwörter sind; neben der deutschen Benennung, auch noch in der lateinischen, französischen und italiänischen angeführt, wovon aber die in der letzten Sprache oft ganz unrichtig geschrieben sind, z. B. *Piedestilo*, *Giocci pendente*, *Agunta*, *Schotia*, *Socco* u. s. w. Statt: *Piedestallo*, *gocce* oder *goccioli pendenti*, *Aggiunta*, *Scozia*, *Zoccolo*.

- 1) BERLIN u. HAMBURG: *Turbans Turbandus*, der großen Miranda kleiner Sohn. 1802. 268 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)
- 2) CÖTHEN, in d. Aue. Buchh.: *Theodor*. Vom Verfasser der Grafen Strozzi und der beiden Marillo's. 1802. Zwey Theile. Erster Th. 212 S. Zweyter Th. 202 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nr. 1. angeblich von einer diplomatischen Hand, wie der Zusatz auf der Titelseite lautet, und mit einer Vorrede an einen ungenannten geheimen Legationsrath in Berlin versehen, soll die Regierungsgeschichte eines verstorbenen großen Monarchen im romantischen Gewande, mit allerley Anekdoten verbrämt, enthalten. Der renommtische Titel, so wie die groteske Gestalt und Attitude des angedeuteten Fürsten, welche das Titelkupfer darstellt, würden allein hinreichen, das erbärmliche Machwerk sogleich bey dem ersten Aufblättern aus der Hand zu schleudern. Uebrigens meynt es der Vf. nicht eben arg weder mit den Fürsten noch mit der Menschheit; durch die gemeinsten politischen und moralischen Reflexionen, in welchen selbst die Staatsphilosophen in unsern Keller - Schenken das — *recens, indictum alio ore* — vermiffen würden, giebt er sich kein geringeres Ansehen, als das — eines Lehrers der Fürsten, eines Reformators der Menschheit, eines Vertrauten der europäischen Cabinette und Mitwillers ihrer geheimsten Plane. Und nun höre man den Vf. sein Werk ankündigen: „Wenn sich Dinge ereignen, die nun einmal nicht ganz verheimlicht werden können, welche aber für Taufende noch ein gewisses Dunkel umgiebt: so verdient es gewifs den Dank aller Edelgefinnten, wenn eine gewissenhafte, wahrheitliebende und mit derselben hinlänglich bekannte Publicität zu Hülfe kommt, die geschwätzig Fama Lügen straft, und das neugierige Publicum auf den

rechten Standpunkt hinstellt; wo es den ganzen Verlauf nach seinen Ursachen und Folgen gehörig überlehen und darüber richtig urtheilen kann.“ Meist sieht, mit welcher Großmuth die diplomatische Hand auf dem Titel, und der geheime Legationsrath in der Vorrede, aus bloßer Philanthropie an ihren Cabinettern zu Verräthern werden!!

Nr. 2. Und wenn auch Rec. dem Vf. des *Theodor* ein gewisses Talent der romantischen oder vielmehr romanhaften Verwicklung zusprechen wollte, wie es ein Mann von einigem Kopf nach der Durchlesung von neun und neunzig Romanen so leicht erlangen kann, welcher sich's vorgenommen hat, einen hundertsten zusammenzusetzen; und wenn er ihm die Gabe der Erzählung in dem Mafse beylegte, wie sie jeder etwas geübtere Sprecher in einer gesellschaftlichen Unterhaltung entwickelt; und wenn er ihm überdem noch eine gewisse Menschenkenntniß nicht abspräche, wie sie jeder, der nicht mit verschlossenen Augen durch die Welt hinwandelt, zum täglichen Hausbedarf zu haben pflegt; wie viel würde dem Vf. noch zu einem vortrefflichen Roman-Dichter fehlen? Uebrigens will Rec. nicht in Abrede seyn, daß der „Theodor“ des Vfs. einen Theil der gewöhnlichen Lesewelt nicht unterhalten und nebenher auch sogar belehren könne.

\* \* \*

BREMEN, b. Seyffert: *Neue Englische Chrestomathie*, aus den besten Prosaikern der Nation zusammengetragen, mit den nöthigsten Sachanmerkungen begleitet und mit Ton- und Lesezeichen versehen, von Friedr. Reinhard Ricklefs, Doctor der Philos. und Prof. am Gymnasium in Oldenburg. Zweyte Auflage. 1804. XVI u. 480 S. 8. (21 gr.) (s. die Rec. A. L. Z. 1794 Nr. 75.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Münster*, in d. Waldeck. Buchh.: *Cogitata medico-politica de necessitate, matrimonium iniuriam instruendi officii* (notitia officiorum) *erga ventris fructum*. Auctore Alb. Matth. Vering. 1803. 8. 2 $\frac{1}{2}$  Bogen. (3 gr.) — Bekanntlich lud Frank im ersten Bande seiner medicinischen Polizey die Aerzte zur Verfertigung eines kurzen Werkchens ein, in welchem die von einem Seelforger zu berührenden Gründe zur Belehrung junger Ehepaare deutlich angegeben würden. Unserer Ueberzeugung nach steht zwar der Ausführung dieses gut gemeinten Vorschlages in seinem ganzen Umfange überhaupt viel Wichtiges und Bedeutendes entgegen; inzwischen gab er Hn. V. Veranlassung zu diesen Bogen. Was darin gesagt wird, verdient allerdings alle mögliche Beherzigung der Ehelente, besonders der Mütter; aber Neues findet man darin nicht und darf man auch nicht erwarten. Also haben wir auch hier weiter nichts darüber zu sagen. Wahrscheinlich würde es wirksamer seyn, wenn den Seelforgern bloß aufgegeben würde, im Allgemeinen bey der Trauung die Mutterpflichten mit Ernst und Rührung, ohne durch das Detail et-

waniges Erröthen zu erregen, einzuschärfen, und wenn der Staat einen Arzt, der aber der Liebling des Publicums — auch des lesenden — seyn müßte, dahin vermöchte, in kurzen Sätzen die nothwendigen Verhaltensregeln für Schwangere ohne Prunk und Gelehrsamkeit herauszugeben. Fingen dann die obern Stände, wenn auch nur aus Politik, an, das Studium dieser Haaptafel zu befördern und zu empfehlen: so würde es Mode, und man hätte gewonnen. — *Frank's* Wunsche gemäß, faste Hr. V. seine Schrift, wir wissen nicht warum, lateinisch ab. Doch empfiehlt sich sein Stil nicht. Man liest z. B. S. 8.: „*Periculum mortis eo majus, quo propius ad ortum homo accedit*“; (*ortus* und *conceptio* sind, wie uns dünkt, zugleich vorhanden.) S. 14.: „*Gravis est ergo gravidarum obligatio*“; S. 21.: „*consuetudo, boni habitus cupidine benedictum uterum arcto comprimere vestimento*“; S. 22.: „*hac solum abstinentia reddivi possunt praecaveri*“; S. 30.: „*nostra Europa illustrata*“ u. s. w. Lächeln mußten wir, als wir S. 15. *Lavater* mit *Mauriceau* und *Stahl* in Gesellschaft fanden.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. Junius 1805.

## ORIENTALISCHE LITERATUR

PARIS u. STRASBURG, b. Treuttel u. Würtz: *In-  
scriptionis Phoeniciae Oxoniensis nova interpretatio,  
auctore J. D. Åkerblad. Anno X. (1802.) 31 S. 8.  
mit 1 Kpfrtaf.*

Das Resultat der vorliegenden Schrift ist zwar bey-  
läufig schon in diesen Blättern erwähnt worden  
in der Anzeige der *Notice*, welche der berühmte *de Sacy*  
von Hn. Åkerblad's Schrift in dem *Magazin encyclopédique*  
gegeben hat. Sie verdient aber in aller Hinsicht, auch  
besonders angezeigt zu werden. Hr. Åkerblad, durch  
verdienstliche und sinreiche Erklärungen alter In-  
schriften rühmlichst bekannt, beschäftigt sich in sei-  
ner schätzbaren Schrift mit der zweyten der, von  
*R. Pococke* in Cypern aufgefundenen und bekannt ge-  
machten, Phöniciſchen Inschriften, welche in *Chand-  
ler's Marmor. Oxon. P. II. p. 7.* von neuem nach dem  
Originale dargestellt ist. Die der Åkerblad'schen Ab-  
handlung beygefügte Kupfertafel, auf welcher man  
die Inschrift etwas verkleinert findet, ist aus dem  
letzteren Werke entlehnt. Nach *Pococke* hatte *Bar-  
thelemy* in dem XXX. T. der *Histoire de l'Acad. des In-  
script.* die Inschrift erklärt. Gegen ihn trat *Swinton*  
in den *Philosophic. Transact. T. LIV. vom J. 1764.* mit  
einer neuen Erklärung auf. *Barthelemy* las: אבס  
עבראסר בן עברססס בן חר מצבס שלם בחיי... נאס על מסכב נחרי  
לעלם כלס שחס משהי מלהס בס חאס... בן עברסלך  
setzte: *Je dors (d'un sommeil éternel, moi) Abdassar  
fils d'Abassim, fils de Chad, (de la ville) de Tfabeth.  
Après avoir passé tranquillement ma vie, je me suis repose  
dans le tombeau pour la suite des siècles... Mathrath mon  
épouse, fille de Tham... fils d'Abdmelec, a posé (ce monu-  
ment).* *Swinton* las: אבס עבראסר בן עברססס בן חר... מצבס  
לעלם כלס שחס משהי מלהס בס חאס... בן עברסלך  
setzte: *Marmor Abdas-  
sari filii Abassim filii Hhuri — Lapis sepulchralis Lembi  
(vel Lemebi), qui vixit vicenoss annos sseculi doloris (i. e.  
vitae infelicitate actae) — descendunt in aeternum carce-  
rem sepulchri mortui hi Amathuntis (i. occisi hi Amathu-  
si) — monumentum structura est domus (vel familiae) Ta-  
mi filii Abdmeleci.* Nach der Angabe dieser Erklärun-  
gen und der Begründungen derselben (die hernach an-  
zuführende *Hugische* war damals in Paris noch nicht  
bekannt geworden, und eine vierte des Hn. HR. *Tych-  
sen* in Rostock, welche dieser Gelehrte der Akademie  
der Wissenschaften zu Padua übersohickt hat, konnte  
es nicht seyn) giebt Hr. Å. seine eigene Erklärung,  
welche grösstentheils, wegen der Natürlichkeit der  
Zusammenordnung der Buchstaben zu Wörtern und

A. L. Z. 1805. Zweyter Band.

der Deutung derselben, den Vorzug vor den frühe-  
ren verdient. Er setzt in drey Wörtern hinzu, ohne  
es im Texte gefunden zu haben, nämlich am Ende  
der Wörter אבס, אבס, und אבס, und schiebt in אבס  
das ו ein, welches letztere zwar unbedenklich in Ab-  
sicht auf den Sinn, und nicht so willkürlich, als die  
ersteren drey Aenderungen, aber auch nicht einmal  
nöthig ist. Er liest: אבס עבראסר בן עברססס בן חר מצבס  
לעלם כלס שחס משהי מלהס בס חאס... נאס על מסכב נחרי  
לעלם כלס שחס משהי מלהס בס חאס... בן עברסלך  
und übersetzt wörtlich: *Ego Abdas-  
sarus filius Abassim filii Hhuri, monumentum illi, quae,  
me vivente, discessit a placido meo thalamo in aeternum,  
posui (nempe) uxori meae Astatis filias Taami filii Abd-  
meleci.* Der scharfsinnige Vf. erkennt in dem ersten  
Worte das Pronomen der ersten Person. Er bemerkt  
selbst, dass schon die Rabbinen berichten, dass die-  
ses Pronomen bey den Aegyptiern *anoc* gelautet habe,  
und von diesen zu den Hebräern übergegangen sey;  
will aber doch lieber אבס lesen, und stellt den Grund-  
satz auf, dass in der phöniciſchen Schrift *jod* und *van*  
leicht habe ausgelassen werden können. (Zwar bleibt  
hinter dem ו auf der Inschrift noch ein kleiner un-  
verbundener Strich übrig; indessen wird durch den-  
selben jener Zug noch nicht zum ו, wofür es *Bar-  
thelemy* nahm.) Hr. Å. vergleicht zu *Afar* ΟΥΓΙΠΙ,  
will aber hier deshalb nicht אבס gelesen wissen. Bey  
*Susam* vergleicht er אבס, und die griechischen Namen:  
*Hippias, Hipparchus.* Mit dem Pronomen der ersten  
Person verbindet sich leicht אבס (אבס), und der Vf.  
lässt sich mit Recht durch die Einhaltung mehrerer  
Wörter zwischen jene nicht abhalten, so zu verbind-  
en. (Die hebräische Bibel hat wirklich manche Bey-  
spiele von Wortstellungen von gerade eben der Art.)  
*Swinton*, der אבס las, ist nach Hn. Å. nicht blofs durch  
die große Ähnlichkeit der Buchstaben ו und ו in  
diesem Alphabete dazu verführt worden, sondern hat  
in seiner Darstellung der Inschrift die Züge abficht-  
lich etwas verändert, um seine Deutung geltender  
zu machen. Nach ו folgt natürlich die Erwähnung  
der Person, der das Monument gesetzt worden. Hr. Å.  
liest אבס mit angehängtem *Jod*, bemerkt aber selbst,  
dass alle Abschriften der Inschrift mehr die Buchsta-  
ben אבס ausdrücken, und giebt für diese hernach  
S. 25. die sehr ansprechende Deutung: *Servae Astatis.*  
אבס ist der gewöhnliche Name, woraus mit der  
griechischen Endung *Thomas* entstanden ist. Schwie-  
riger sind die zwischen jenen stehenden Wörter.  
Hr. Å. nimmt אבס statt אבס an, und jenes für *illi, quae.*  
אבס ist Ein Wort. Das folgende ist das schwierigste  
von allen. Der Anfangsbuchstabe ist *Jod*. (Die Ähn-  
lichkeit der drey neben einander stehenden Buchsta-  
ben



*schafft, Einkkerung* bedeuten? Dann wäre כללם כלא: für dieß Zeitalter der Einkkerung.

Wir können uns von dieser interessanten Schrift nicht trennen, ohne noch die Versicherung des gelehrten Hn. *Akerblad* anzuführen, daß er alle, ihm erklärbare, von *Pococke* in Cypern aufgefundenen, phöniciſche Inſchriften durch die hebräiſche Sprache erklärt habe. Und Hr. *A.* hält ſich, obwohl vertraut mit den verwandten Dialekten, und ob er wohl dieſe als theils rathgebende, theils unentbehrliche Quellen verlornen Bedeutungen der hebräiſchen Wörter benutzt, ſo genau an die hebräiſche, die Bibel-Sprache als Dialekt, daß man daraus noch deutlicher ſieht, er 'meynt dieſe bey jener Versicherung. Nach ſeiner Anſicht iſt alſo die Sprache dieſer Inſchriften nicht ein buntes Gemiſch aller Dialekte, ohne daß die Grade der Möglichkeit, Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit der Zuratheziehung des einen bey dem andern unterſchieden würden, wie die Sprache anderer morgenländiſchen Denkmäler nach den Deutungen anderer Gelehrten feyn müßte: ſondern ſie iſt hebräiſch, der hebräiſche Dialekt. Wenn ſich nun wirklich die Sprache des Volks von ſo hohem Intereſſe, wie die Phöniciſer wären, ſo genau an den hebräiſchen Dialekt anſchloß: welche neue Aufforderung iſt dieß nicht zu dem Studium deſſelben von der Seite ſeiner Wichtigkeit für außer jüdiſche Geſchichte, durch welche ſich ſonſt nur die übrigen verwandten Dialekte empfahlen! Und ein *de Sacy* beſtätigt dieſes Urtheil unſers Vfs. nach ſeinen Unterſuchungen. Wir ſchließen mit ſeinen Worten: *Il eſt certain, que la langue hebraïque, j'ajoute: et ſes dialectes, quoique ceci exige une grande reſerve, eſt le ſeul moyen, que l'on puiſſe employer pour parvenir à l'intelligence de cette ſorte de monumens.*

### NEUERE SPRACHKUNDE.

HALLE, b. Kümmler: *Handwörterbuch der deutſchen Sprache, mit beſonderer Rückſicht auf die Synonymen deſſelben*, für alle diejenigen, welche das Deutſche richtig reden und ſchreiben wollen. 1804. 716 S. gr. 8. (2 Rthlr. 14 gr.)

Zweckmäßige Kürze, Angabe der ſinuerwandten Wörter, Bemerkungen der Declination, Conjugation und Construction, und durch Wohlſeilheit beförderter gemeinnütziger Gebrauch ſind die Eigenſchaften, durch welche der ungenannte Vf. dieſes Handwörterbuch dem Publicum zu empfehlen geſucht hat. Der weite Umfang und der groſſe Reichthum unſrer Sprache macht die Erreichung dieſer vereinten Zwecke freylich zu keiner leichten Aufgabe; deren Auflöſung ſelbſt dadurch nicht ſehr erleichtert wird, daß der Vf. ſich, ſeiner Erklärung nach, nur auf den Kern der deutſchen Sprache beſchränkte, nur die Hauptbedeutungen der Wörter anführte, und diejenigen ſammgeſetzten und abgeleiteten Wörter wegliß, welche ſich jeder aus den Stammwörtern und deren Bedeutungen ſelbſt erklä-

ren kann. Schon bey dieſer Weglaſſung möchte zum öftern der Fall eintreten, daß die Zuſammenſetzung und Ableitung eines Worts in deſſen Bedeutung manches abgeändert, ſie erweitert, verengt, oder mit neuen Nebenbegriffen verknüpft hätte. Dieß ſcheint auch der Vf. ſelbſt gefühlt zu haben, weil er jene Weglaſſung nicht durchaus beobachtet hat. Zum Theil iſt auch dieſer Schwierigkeit dadurch abgeholfen, daß die gewöhnlichſten Vor- und Endſylben, die in jener zweifachen Rückſicht eine Abänderung des Sinns machen, unter beſondern Artikeln aufgeführt und erläutert ſind. In Anſehung der Synonymen war ihm durch *Stoſch*, *Heymatz*, *Eberhard* u. a. vorgearbeitet, und er gelobt ſelbſt, wie es auch der Augenzeuher lehrt, daß er dieſe Vorarbeiten benutzt hat. Genug alſo, daß es mit Verſtande, und nicht ganz ohne eignes Verdienſt geſchehen iſt. Was er übrigens wegen der Richtigkeit und Analogie des Worts *Handwörterbuch* erinnert, deſſen Zuſammenſetzung man getadelt hatte, weil es ja keine *Handwörter* gebe, ſcheint völlig gegründet zu ſeyn; denn bey dieſer doppelten Zuſammenſetzung iſt das Eine ſchon ſammgeſetzte Wort als ein Ganzes anzusehen; und das Beſtimmwort nicht bloß auf einen Theil des Grundworts zu ziehen, wie es auch in *Berghauptmann*, *Landwundarzt*, *Oberhofmeiſter* u. dgl. der Fall iſt. — Im Ganzen iſt dieſe Arbeit gewiß, beſonders für Schulen und Geſchäftsmänner, empfehlungswerth, denen es bisher noch an einem ſolchen Hülfsbuche fehlte, die ihnen in mancher Hinſicht nützlich werden; und manchen Ungewiſſheiten und Zweifeln mit hinlänglicher Befriedigung abhelfen kann. Bey ſchärferer Prüfung der einzelnen Artikel wird man freylich wohl bald Mangel, bald Ueberfluß finden, und ſeine Erwartung nicht überall erfüllt ſehen; der billige Beurtheiler wird dieß jedoch gern mit der gewiß nicht geringen Schwierigkeit entſchuldigen, bey einer ſolchen Wörterſammlung auf jedes einzelne Bedürfniß Bedacht zu nehmen, und jeder Forderung ein Genüge zu thun, zumal, da ſaſt bey jedem Worte neue Rückſichten eintreten, und die feſte Befolgung eines durchaus gleichförmigen Plans dadurch ſehr gehindert wird. So könnte es auf den erſten Anblick befremden, daß auch ausländiſche Wörter, z. B. *Cavalcade*, *Charge*, *Charmiren*, *Epifode* u. a. m. aufgenommen ſind; meiſtens aber ſind es doch nur ſolche Ausdrücke, deren Gangbarkeit allgemein, und deren Sinn für Viele unbeſtimmt und ſchwankend iſt. Auf die Ableitung ſolcher Wörter hat ſich der Vf. nicht immer, und nur kurz, eingelaffen; wo dazu das Lateiniſche, und vollends das Griechiſche, zu Hülfe zu nehmen war, möcht' es wohl der nächſten Beſtimmung dieſes Buchs gemäßer geweſen ſeyn, ſtatt der fremden Wörter ſelbſt, nur mit wenig Worten die Bedeutung deſſelben anzuführen, und die Sprache, woraus ſie genommen ſind, durch *Gr.* und *Lat.* zu bemerken. Bey der nöthigen Kürze mußten manche Erklärungen zu allgemein und unbeſtimmt ausfallen; z. B. wenn *Jaspis* bloß durch einen glasartigen undurchſichtigen *Feiſenſtein* erklärt wird, welcher

oder eine gute Politur annimmt; oder *Lauzette*, durch ein Werkzeug der Wundärzte, kleine Oeffnungen damit zu machen; oder *Epopöe* durch ein größeres Gedicht, dessen Handlung etwas Wundervolles hat. — Dals übrigens das *Adelung'sche* Wörterbuch dem Vf. bey seiner Arbeit fast durchgängig zur Hand gewesen sey, und ihm, besonders in der Aufzählung und Angabe der Wortbedeutungen gute Dienste geleistet habe, wird er selbst nicht in Abrede seyn können; wiewohl ihm auch hier das Verdienst der Auswahl, der zweckmäßigen Abkürzung, und der zuweilen sehr geglückten genauern Bestimmung gebührt. Eine Probe wird seine Behandlungsart noch deutlicher zeigen:

**Hängen**, ein unregelm. Verb. neutr. mit *haben*; Imperf. *ich hing*; Particip. *gehangen*. Es wird dieses Verb. von einem Körper gebraucht, der an einem andern so befestigt ist, das er noch nachden Seiten bewegt werden kann. I. Eigentlich. — II. In weiterer Bedeutung: 1) Schweben. 2) Sich unter die Horizontallinie neigen. Noch üblicher ist es Satz: die senkrechte Linie verlassen; z. B. *der Thurm hängt drey Fuß nach der linken Seite*. 3) Sich so an etwas halten oder gehalten werden, das es scheint, als wenn man daran hänge; z. B. *das Kind hing lächelnd an der Brust seiner Mutter*. — III. Uneigentlich: 1) Auf etwas unverwandt gerichtet seyn; z. B. *mein Blick hing an seinem Munde*. 2) An einer Person oder Sache hängen, d. i. sie lieben oder ihr ergeben seyn; z. B. *mein Herz hängt noch immer an ihr*. 3) Keinen merklichen Fortgang haben; z. B. *der Handel hängt jetzt*.

**Hängen**, ein regelm. Verb. act. (Vom vorhergehenden Neutr.) Machen, das etwas hängt; z. B. *die Kleider an die Wand hängen*. Uneigentlich: 1) Auf etwas verwenden. (Verächtlich, und nur im gemeinen Leben; z. B. *viel Geld an die Kleider hängen*.) 2) Sich an eine Person hängen, d. i. ihr ergeben seyn (im niedrigen Ausdr.). Das Subst. *die Hängung*, ist nur in zusammengesetzten Wörtern üblich.

**LOBENSTEIN**, in d. Illgen. Hofbuchh.: *Herrn Merle d'Aubignés*, Lehrers an der Schule zu Neuenburg, *Grundsätze der französischen Sprache*, aus den vorzüglichsten neuern Grammatikern gezogen. Zum Gebrauch für Mütter und Erzieherinnen überlezt und mit Anmerkungen begleitet von *Joh. Friedr. Leonh. Menzel*, königl. preuss. Prof. der neuern Sprachen. 1803. 152 S. 8. (10 gr.)

Wenn diese *Grundsätze* wirklich für deutsche Mütter und Erzieherinnen bestimmt sind: so ist die Arbeit

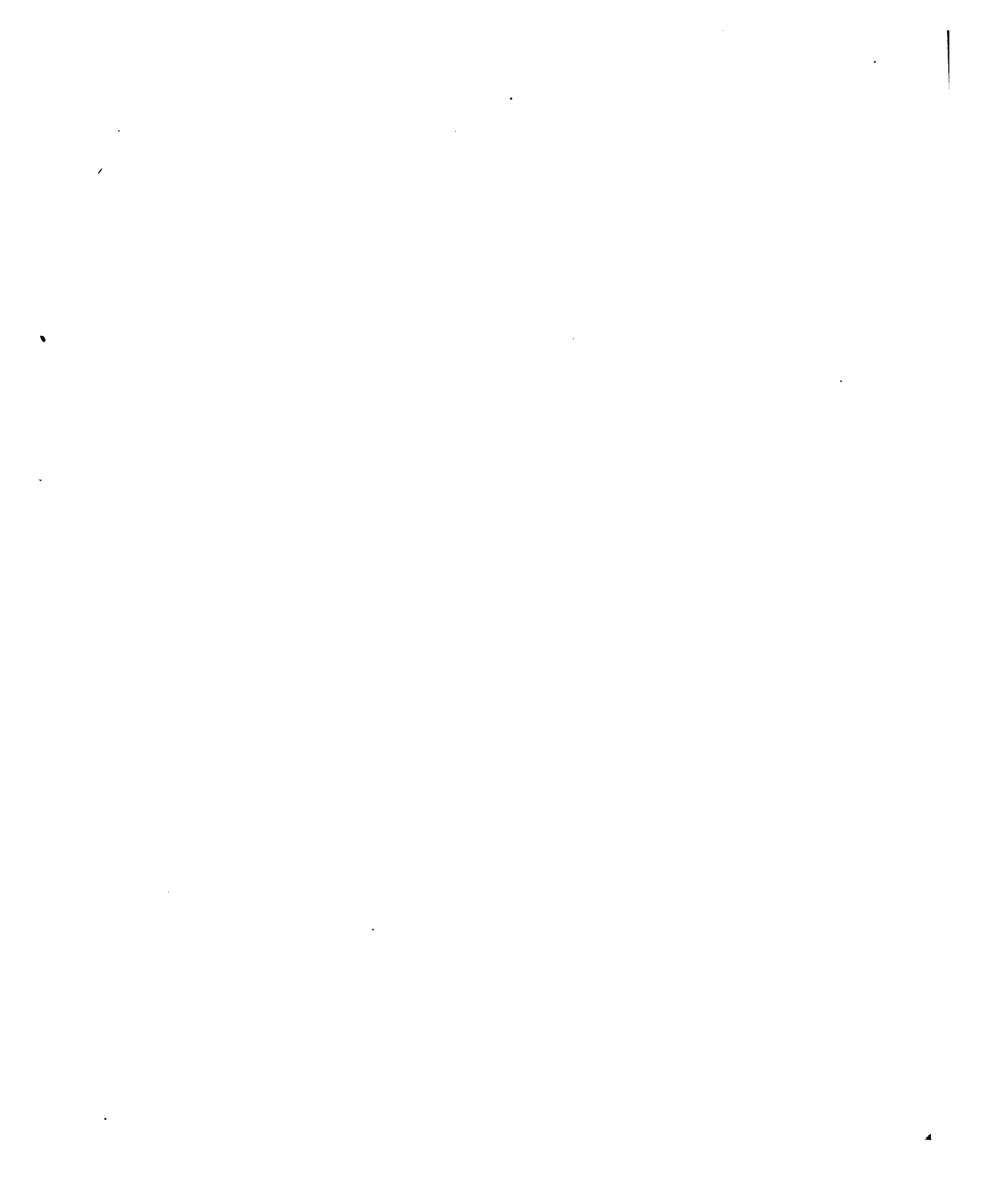
sehr unzuweckmäßig. Davon kann man sich schon durch den ersten Bogen überzeugen. Da heisst es S. 3.: „Was nennt man Nasen-Hülfslaute? Diejenigen einfachen oder zusammengesetzten Hülfslaute, die mit den Buchstaben *m* oder *n* verbunden, etwas durch die Nase gebildet werden. Diefs sind *em, an, in, ain, im, ein, un, eon* in den Wörtern *tempérant, incertain, peinture, importun, pigeon*.“ (Also nicht auch in *en, on, um*?) Versteht die Erzieherin bereits französisch, dann ist ihr die Regel völlig unnütz; soll sie es aber erst aus gegenwärtigem Buche lernen, dann wird ihr ja nicht gelagt, wie *in, ain, ein, im, em, un* lauten. — Eben so S. 5.: „Hat das *g* nicht zwey verschiedene Laute? Ja, vor *a, o, u* hat es einen harten Laut, wie in *galerie, goblet, aigu*; und vor *e, i* wird es gelind ausgesprochen, wie *gélé, gilet*.“ Weifs nun der Anfänger das harte und gelinde franz. *g* richtig auszusprechen? Wozu die Regel, wenn noch ein anderer Lehrer zu Hülfe kommen muß. — S. 6.: „Was ist von dem *l* zu bemerken? Dieser Buchstabe hat in vielen Wörtern, er mag entweder einfach oder doppelt stehen, einen schleifenden Laut (*son mouillé*), und in diesem Falle muß er beständig ein *i* vor sich haben, wie in den Wörtern *travail, feuille, bouillon*.“ Unmöglich wird man hiernach das *l mouillé* treffen. Es sagt also auch diese Regel so viel als nichts, zumal da man z. B. in *imbécillité, tranquille, pupille, ville* u. f. w. das *l* nicht mouilliren darf. — Eben so unvollständig ist auf derselben Seite folgende Angabe: „Was bemerkt man von dem *s*? Man spricht es in der Mitte zwischen zwey Hülfslauten wie *x*, d. h. wie das deutsche *s* aus;“ soll es aber scharf wie *c* lauten u. f. w. Die arme Erzieherin wird demnach in *monosyllabe, parasol, entresol, parafelène, préséance, présupposer, contrefigner* u. f. w. das *s* weich hören lassen, ob es gleich scharf klingt. Und nun nur noch zum Schluß eine Merkwürdigkeit. S. 15.: „Wie kann man aber das grammatische Geschlecht derjenigen Nennwörter, die an sich kein Geschlecht haben, am besten erkennen? Wenn man die Wörter *le premier, la première* davor setzt. Diejenigen Namen, vor welche der Sprachgebrauch *le premier* zu setzen erlaubt, sind männlichen Geschlechts, wie z. B. *canif, bas, oiseau*, weil man sagen kann, *le premier canif* u. f. w.“ Hier würde *Debonaire* in ein langes *ha! ha! ha!* ausbrechen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**JUGENDSCHAFTEN**. Altona, b. Hammerich: *Neues Elementarbuch für Kinder im Lesen und Denken*, von einem Schleswighischen Jugendlehrer. 1804. 80 S. gr. 8. (3 gr.) — Ein nützliches Büchlein, worin die Methode des Lesenslernens er-

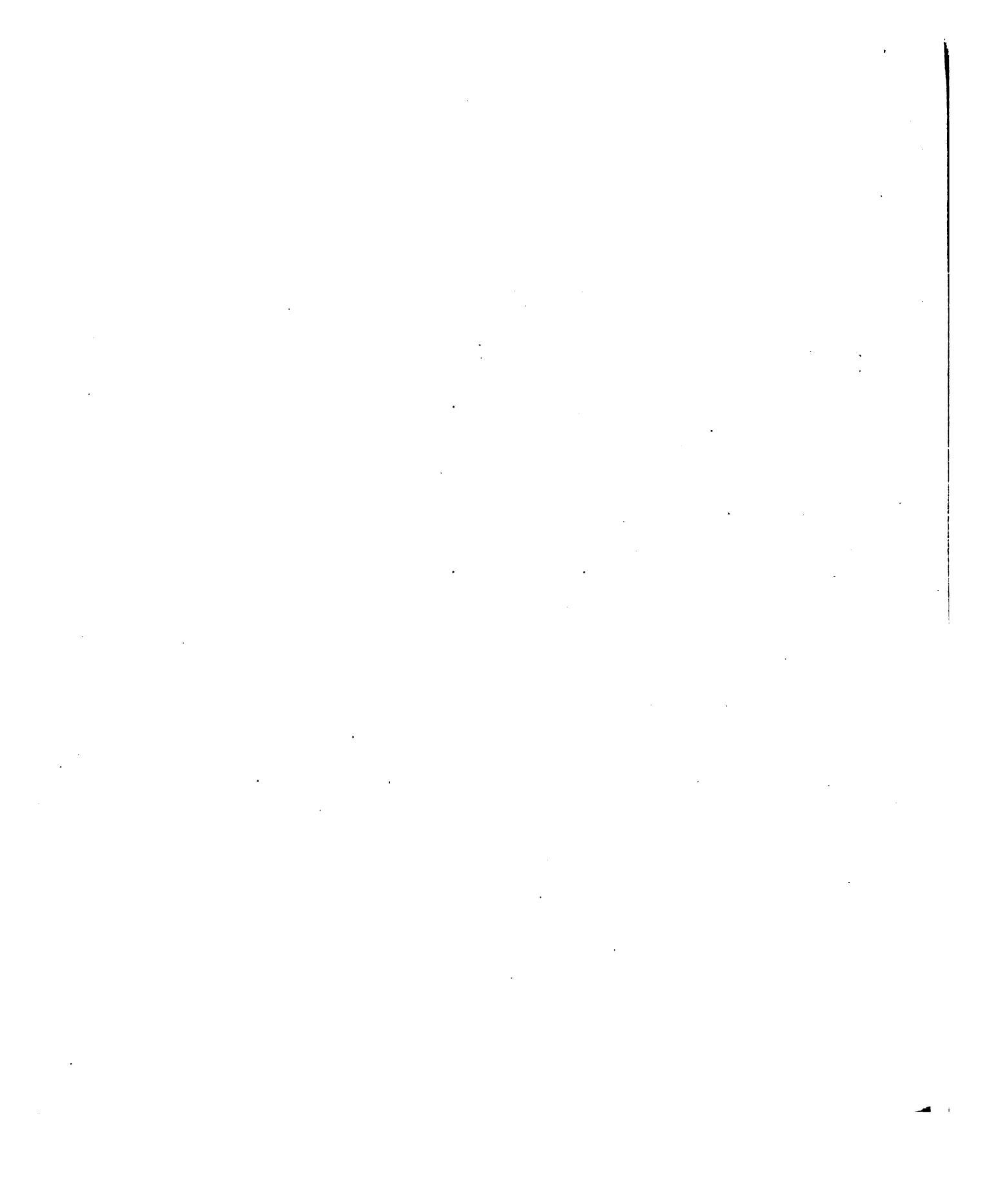
leichtert, der Stoff des Lesens und Denkens in einer gehörigen Abstufung geordnet, und dem Kindesalter eine eben so belohrende als angenehme Lectüre dargeboten wird.

CR











MAR 14 1934

